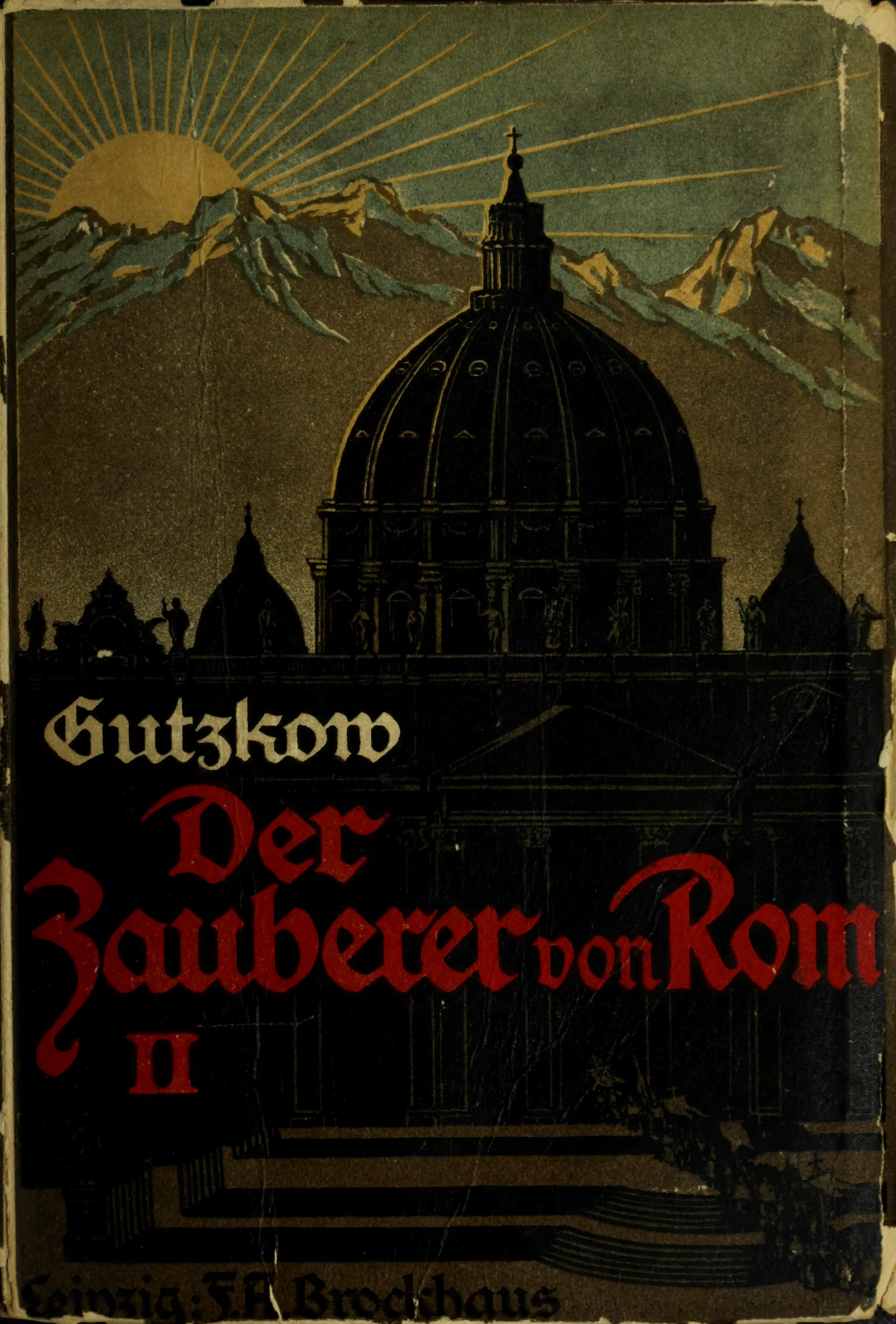

Gutzkow

Der Zauberer von Rom

II

Leipzig: F. A. Brockhaus

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

834 G98

Oza 1911

V.2

GERMANIC

Gutzkow

Der Zauberer von Rom.

834G98
Ozd1911
v.2

II

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.
University of Illinois Library

JUN -3 1943
AUG -7 1943
Oct. 3
MAY-3 1 1975
MAY 16 1975

M32

Der Zauberer von Rom

Roman von Karl Gutzkow

Zweiter Band

Zwölfte Auflage

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1911

Spamerische Buchdruckerei in Leipzig

Microfilm Negative # 95-2340
Humanities Preservation Project

834 G98
Oza 1911
v. 2

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Fünftes Buch.
(Fortsetzung.)

6. Kap. Im Reich der Geister 5
7. „ Mutter und Sohn . 26
8. „ Vierzig Jahre . . 42
9. „ Ein ungebetener Gast 71
10. „ Wieder Blicke ins Jenseits 82
11. „ Die Erfüllung . . 94
12. „ Ein Rettungsversuch 101
13. „ Erkennungen . . . 111
14. „ Der Mann mit dem Pudelkragen . . . 122
15. „ Ein Renegat . . . 130
16. „ Roms Finger . . . 136
17. „ Eine unerwartete Wendung . . . 151
18. „ Armgart und Lucinde 164
19. „ Die Mühlen . . . 182
20. „ Die Krönung . . . 187

Sechstes Buch.

1. Kap. Im Burgtheater . . 199
2. „ Was voranging . . 206
3. „ Der Magnetiseur . . 221
4. „ Die Standesehe . . 231
5. „ Salon Zickeles . . 255
6. „ Geliebt oder tot . . 267
7. „ Erkennungen . . 281
8. „ Beim Staatskanzler 303
9. „ Paulas Bedingung . 323
10. „ Von Nord nach Süd 330

Siebentes Buch.

1. Kap. Die Alcantariner . . 349
2. „ Rom bei Nacht . . 358

Seite

3. Kap. Kardinäle und Räuber 367
4. „ Die Dolmetscherin . 380
5. „ Fall und Erhebung . 401
6. „ Sei gegrüßt . . . 421
7. „ Der Angriffsplan . 434
8. „ Am Hause Rienzis . 453
9. „ Der Totenbruder . . 476

Achtes Buch.

1. Kap. Über die Höhen . . 489
2. „ Der Abtrünnige . . 513
3. „ Pio Nono 521
4. „ Castellungo . . . 531
5. „ Der Unvermeidliche . 543
6. „ An der Hütte des Eremiten 557
7. „ Namenstag . . . 566
8. „ Was unmöglich geschienen 587
9. „ Die Abrechnung . . 596
10. „ Im Silaswald . . 602
11. „ Die Bluteichen . . 620
12. „ Ein Tag des Herrn 644
13. „ Im Vorhof der Inquisition 656
14. „ Wiedersehen und Scheiden 677
15. „ Das Testament . . 689

Neuntes Buch.

18?? 705

Alphabetisches Verzeichnis der wichtigeren handelnden Personen 716

280191

Fünftes Buch.
(Fortsetzung.)

6. Im Reich der Geister.

Auch für Bonaventura war, wie für Benno, dieser Winteraufenthalt in und um Witoborn eine Rückkehr auf den Schauplatz seiner ersten Jugend. Auch ihn zog hierher eine frohbange Sehnsucht und die Erinnerung. Er war nach Witoborn gereist unter den Eindrücken der heftigsten Nachwirkung dessen, was noch in den letzten Augenblicken von ihm in der Residenz des Kirchenfürsten erlebt werden mußte. Die Begegnung mit Bickert im Beichtstuhl, die vergebliche Hoffnung auf die Übergabe der im Sarge des alten Mevissen gefundenen Papiere — Lucindens Erklärung, der rätselvolle Schatz befände sich in ihren Händen —! Was konnte der treue Diener seines Vaters aufbewahrt, was von seinem Vater zum Aufbewahren erhalten haben, das an sein Dasein eine so große Tatsache, den Bau der Kirche, knüpfen ließ und vielleicht eben deshalb nicht ganz zerstört, vielleicht ausdrücklich der zeitweiligen Ruhe in einem vergessenen Grabe überlassen bleiben sollte?

Der ganze Bau der Kirche —! Da war denn nun Bonaventura in diesem heiligen Witoborn! Hier hatten Bischöfe gethront und den Krummstab als Szepter geführt und nicht eine bedeutsame Erinnerung an deutsche Größe, Kraft und Bildung war — zurückgeblieben —! Kleinliche Häuser, ärmliche Straßen; nur in entlegener Gegend, in einer halben Wüste stand ein glänzender Palast, die Residenz dieser Bischöfe — jetzt eine Kaserne. Nichts war vom Vergangenen noch da als eine Unzahl Kirchen, ein düsteres Jesuitenstift, Gefäße von Silber und Gold in den Truhen der Sakristeien, Monstranzen mit Edelsteinen, Fahnen und Baldachine von kostbarer Stickerei. Hier und da fand sich noch eine bessere Erinnerung vor aus der Zeit der Aufklärung. Einige Priester hatten doch schon im Geist des Onkel Dechanten gewirkt. Einiges war für Priesterbildung, Jugendunterricht und würdigere Gottesverehrung geschehen. Aber der neurömische Geist überbaute schon seit lange alles mit seinem künstlichen Mittelalter. Am Markt, in den Läden der Hauptstraßen waren die Schaufenster besetzt mit Monstranzen, Kelchen, Kruzifixen, Madonnen aus Alabaster und Bronze, Erzeugnissen einer Industrie, deren Ziele sich bis in den Salon verloren; man wollte sogar dem Salon einen gewissen kirchlichen

Ausdruck geben. Draußen dann bald hier eine Prozession, bald dort. Die Bruderschaften fast für jeden Tag der Woche in Bewegung. Männer, Weiber, Kinder mit Lichtchen in den Händen, mit Fahnenwimpeln, Kreuzen; Meßner und Chorknaben dazwischen in bunten Gewändern, singend und sprechend mit allen jenen Dissonanzen und unsichern Rhythmen, die in seiner Glaubensvirtuosität Bonaventura so rührend fand. Jetzt sah er schon in diesem Kirchengang so vieler Männer an Wochentagen nur die Versäumnis ihrer Arbeit und ärgerte sich darüber. Er war „Bei Tangermanns" abgestiegen. Ihm gegenüber lag die Kirche eines Kapuzinerklosters, vor welcher eine kleine Madonna in einem Aufputz wie für Kinder — in natürlichen Kleidern von Sammet und Seide auf offener Straße stand.

Am Morgen gleich nach seiner Ankunft kamen Benno, Thiebold, Hebemann, ihn zu empfangen und freudigst zu begrüßen. Erstere beide wohnten in einem Müllerhäuschen, das etwas entlegen lag von dem donnernden Geräusch der schon von Hebemann selbst betriebenen Mühlen. Das Wiedersehen war beglückend. In Bennos Mienen zuckte ein ironisches Lächeln, als die Frage getan wurde nach dem ersten Besuch auf Westerhof; bei Thiebold zeigte sich die scheue Befangenheit eines schuldbewußten Schülers vor seinem Lehrer; bei Hebemann jene bekannte, immer mehr sich bei ihm ausbildende — lächelndstrenge Sicherheit der Bibelgläubigen; er hatte aus England und Amerika in der Tat ketzerische Grundsätze heimgebracht und sich durch die Erfahrungen, die seine greisen Eltern mit dem Pfarrer Langelütje gemacht hatten, in Gedankengängen bestärkt, die zu irgendeinem, vielleicht für ihn verhängnisvollen Ziele führen mußten. Man wußte, daß der Domherr nicht in Witoborn bleiben würde. Bonaventura wollte seinen nominellen Pfarrsitz selbst einnehmen und schon war nach einem Wägelchen geschickt worden, um ihn an seinen eigentlichen Wohnsitz zu führen, den er einem alten Brauche gemäß bis gegen Ostern einnehmen mußte. Benno bedauerte diese Trennung und schilderte das Haus „Bei Tangermanns" als einen unterhaltenden Rest altdeutscher Gastfreundschaft, der indessen die Trinkgelder und modernen Preise nicht ausschlösse. „Seht nur," sagte er, „dies alte halbgotische Mauerwerk mit bunten Pariser Tapeten beklebt! Goldleisten über wurmstichige Balken! Parkettfußböden neben grünen Kachelöfen!" Thiebold fiel jedoch ein: „Lästern Sie hier nicht! Das Beste ist ein patriarchalischer Weinkeller, aus welchem man leider nur durch Schmeichelei Niersteiner Gelbsiegel bekommen kann! Der alte Tangermann hat auf seiner Weinkarte alle nur möglichen Kabinettsauslesen und Dompräsenze, gibt sie aber nicht, wenn man sie nur so einfach bestellt, wie wahrscheinlich unser Freund Piter Kattendyk getan hat, als er von ‚Witoborner Kräzer' sprach! Erst sagt hier regelmäßig der Kellner: Der alte Herr Tangermann hat den Schlüssel! Erst muß man an Herrn Tangermanns Stube klopfen, muß seine ausgestopften Vögel bewundern, die herrlichen Aquatintas an den Wänden, muß die

Napoleonischen Rührszenen aus Fontainebleau und St. Helena bewundern, ehe man das Gespräch auf seine ‚Jahrgänge' bringen und ihn geneigt finden kann, eine Probe heraufzuholen, die dann aber keineswegs etwa zu einem altpatriarchalischen, sondern wie nur in irgendeinem Viktoriahotel ganz modernen Preise abgelassen wird!" Und Hedemann setzte hinzu: „In der Kunst, dem alten Tangermann diese guten Stunden abzuschmeicheln, war niemand bewanderter als der Landrat von Enckefuß!"

Dann gab der letztgenannte Name Fernsichten in die betrübenden Eindrücke des Kirchenstreits; Fernsichten auf Schloß Neuhof, auf Bonaventuras Stiefvater, auf seine bald erwartete Mutter, zuletzt auf Klingsohr, von welchem man wußte, daß er nach dem Kloster Himmelpfort zurückgeführt worden. Ein Leben im Gasthof stört freilich bald jede Sammlung. Hier ein Zimmer, wo ein Trauernder weint, nebenan eines, wo ein Musterreiter die neuesten Modearien singt. — Letzteres geschah wenigstens jetzt unserer kleinen Gesellschaft. Ein gewisser Mann nebenan, der sich eben rasierte, begehrte heute zufällig die Namen seiner Nachbarn nicht zu erfahren. So kam es, daß er, traumverloren in die täglichen Geschäfte, die ihn erst mit Herrn von Terschka, jetzt schon mit allen umwohnenden Adeligen verbanden, ja ihn schon auf Schloß Neuhof berufen hatten, sich seinen alten Bekannten nicht sofort als Löb Seligmann aus Kocher am Fall zu erkennen gab. Er sang sich selbst wohlgefällig vorm Spiegel an: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön!" oder jubelte plötzlich das damals neue: „Ho, ho! So schön und froh! Der Postillon von Lonjumeau!"

Im Pfarrhause bei Norbert Müllenhoff fand Bonaventura zwei Zimmer für sich hergerichtet, Zimmer, in deren Ausstattung er die liebende Sorgfalt aller der Menschen erkannte, die ihn hier, und namentlich auf den Adelssitzen, voll hoher Spannung erwarteten. Zwei einfache Wohnzimmer eines neugebauten massiven Hauses waren mit einem Komfort ausgestattet worden, der vorzugsweise die Spuren der Herkunft desselben vom nahen Westerhof und vom Stift Heiligenkreuz trug. Die Namen Paula, Benigna, Armgart glänzten unter allen hervor, die der alte Tübbicke als die Stifterinnen dieser Herrlichkeiten nannte. Mit scheuer Spannung stand Norbert Müllenhoff in der Nähe. Er hatte die ihm eigentümlich derbe Courage mehr nur nach unten hin; nach oben dann nur, wenn er der Masse von Vornehmen auf der Kanzel gegenüberstand; ein gesticktes Damentaschentuch mit dem Geruch von Esbukett konnte ihn privatim nicht nur im Salon, sondern sogar im Beichtstuhl verwirren.

In Müllenhoff fand sich Bonaventura bald zurecht. Dieser Priester vertrat die Richtung, die Michahelles auch bei ihm vorausgesetzt hatte, die neue Richtung einer burschikosen Verachtung alles dessen, was mit Bildung und Aufklärung verbunden ist. Müllenhoffs jeweiliges grelles Auflachen, das ihm eigen war, wenn er einen seiner Einfälle selbst allzu schlagend fand, charakterisierte ihn sofort; denn nichts charakteri-

siert uns mehr als die Art, wie wir lachen. Bei Müllenhoff fehlte sogar noch jene Koketterie, die wenigstens Beda Hunnius mit dem Verbinden seiner Eitelkeit mit Poesie und Andacht trieb. Die jungkatholische Richtung renommiert nur mit der Verachtung jeder Beziehung ihrer täglichen Denk-, Rede- und Tätigkeitsweise zu dem, was dem Geist der Aufklärung angehört. Gleich die Frühstücksbutter, die seine Aufwärterin zu einem zweiten Frühstück für ihn und seinen Gast hereinbrachte, schob Müllenhoff mit den Worten zurück: „Nehm' Sie nur gleich die Butter mit! Frische soll's sein! Die da riecht — toleranzig! Hahahaha!"

Bei diesem Frühstück erschienen die zuvorkommenden Besuche des Herrn Levinus von Hülleshoven, des Herrn von Terschka, des Grafen Münnich. Andere der umwohnenden Adeligen kamen, Geistliche, sämtlich in stattlichen Kutschen. Sogar die drei ältesten Stiftsdamen von Heiligenkreuz fuhren vor und gaben Karten ab. Schnell hatte sich die Kunde von des Domherrn so sehnlichst erwarteter Ankunft verbreitet. Die Räumlichkeit wurde den Gästen fast zu klein; die Fremden, die den Längsterschnten begrüßen wollten, konnten vor Überandrang nur eine kurze Weile bleiben. Gesprochen wurde über die Zeit, über den Kirchenfürsten. Durch alles hindurch, was Bonaventura von Äußerungen des Fanatismus vernahm, tönte wie ein Grundakkord Paulas gottbegnadeter Zustand. Dagegen verschwand selbst die Erbfolgefrage. Fragen fielen, wie die: Ob die Gräfin nicht kürzlich wieder „die Besuche ihres göttlichen Bräutigams" empfangen hätte? Dabei beobachtete man nicht nur die Mienen des antwortenden Onkel Levinus, sondern auch das Erröten des Domherrn. Man hatte von Bonaventura die Vorstellung eines Fanatikers, eines parteinehmenden Zeloten, der, wie ihm schon im Sommer Michahelles angedeutet hatte, seine bereits allen bekannte seelische Beziehung zur ekstatischen Gräfin zu einem noch festern Seelenbunde knüpfen, die noch unbestimmt tastende Gefühls- und Anschauungswelt derselben regeln, ihre Visionen und Heilkräfte in ein vollgültigeres Zeugnis für die wiederum so prophetisch gewordene Zeit und den Triumph der Kirche verwandeln würde. Vollkommen erkannte er diese Gleisnerblicke, dies süße Lächeln; er hörte das bedeutungsvolle Seufzen, das bei allem Schein der Demut mit einem festen und sichern Gange auf ein gemeinschaftliches Ziel losging. In einem stattlichen Wagen, zwischen dem Onkel Levinus und Terschka, fuhr Bonaventura dann selbst auf Schloß Westerhof.

Die Prüfung, Paula im kleinen Kreise oder gar allein wiederzusehen, wurde ihm beim ersten Gruße vom Schicksal erspart. Er fand sogleich ganz Westerhof in festlicher Bewegung. Die Damen der Gegend, vorzugsweise vom Stift Heiligenkreuz, waren in Toilette versammelt; Paula stand von jungen Mädchen, von Frauen und Matronen umgeben. Einen Schritt trat sie vor und reichte Bonaventura die Hand.

Mit den Jahren waren beide gereifter geworden. Sie erblüht zur hehren Jungfrau. Er ein Mann — Ein Mann? Ein Priester! Angewiesen, Segen zu erteilen, anderer Glück zu heiligen und — selbst zu entbehren. Rings ein Reden und ein Grüßen und ein Durcheinander der — Bewirtung — So ist das Leben. Paula war es aber doch! Ihr Seelenfreund von vergangenen Tagen war es doch! Ihr Erröten und das seinige — es war bei beiden ein Rot, als beschiene sie die Sonne in ihrer heiligsten Frühe, ihr Aufgangsglanz vom Osten, ein Sonnenstrahl vom fernsten Ganges her. War das noch der Winter um sie? Zwei Seelen grüßten sich, die in diesem Augenblick da weilten, wo die Nachtigallen schlugen! Armgart hielt sich in der Nähe. Sie fühlte alles schon ahnungsvoll und schwärmerisch mit. Sie hielt Paula, damit diese vor Überseligkeit nicht schwankte. Sie schlang sich wie Efeu um ein lebendig gewordenes Marmorbild.

Die Geisterjungfrau sprach dann. Sie sprach heute mehr denn je. Was sie sprach, Bonaventura hörte es, aber er verstand es nicht. Auch Armgart plauderte ihm noch unverständlich. Wie von einem Wirbel umgetrieben, so stand er da. Armgart sah den Vielbesprochenen zum erstenmal. Die einfache Tracht! Nur ein langer schwarzer Rock; altmodisch der Schnitt; die Weste hochgehend, wie die Regel es will; das Haar entstellt. Nichts, was anziehen konnte, als die Gestalt selbst nur und der edle Ausdruck des Hauptes. Armgart starrte alledem und horchte seinen Worten, deren Klang ihr sofort wie Melodie vorkam; was Paula liebte, liebte auch sie.

Der Himmel öffnet zuweilen durch Engelhand seine Pforten. Dann strömt einen Augenblick über die Menschen überirdischer Glanz und ringsum ist auch wirklich die feierliche Andacht da und das heilige Verständnis des Wunderseltnen. Die kluge Welt! Oh, sie wußte schon alles, was hier verborgen oder zu verbergen war! Ein einziger geisterhafter Augenblick sprach im stillen zu allen: Der junge Domherr kennt schon lange diese tiefblauen Augen, den feuchtschimmernden Glanz derselben, die dunkeln Augenwimpern, die, wie die Schwingen auch der Seele Paulas, nicht unruhig flattern, sondern immer ruhig über ihrem blauen Himmel thronen! Nun staunt er doch wohl, so kombinierte man, daß sich diese Augen immer noch schließen und mehr noch als schon sonst in die Ferne zu schauen vermögen. Verständigungen des Herzens konnten hier nur in den Blicken liegen. Einen Schleier nach dem andern, verhüllend das, was ja auch kaum ausgesprochen werden konnte, wob das Leben schon wieder in der buntesten Fülle seiner Anregungen. Da gab es zu besprechen! Die nächste und entfernteste Zukunft Paulas! Die Zeit selbst mit ihren ringsum ertönenden verworrenen Stimmen! Alle flüsterten, daß sofort mit Bonaventuras Ankunft in Paula ein gehobener Schwung gekommen wäre, der die Kraft des Geistes über den Körper zu stärken schien. Schon am ersten Tage hielt sich die

Leidende über der versammelten Menschenmenge empor und erlag nicht dem Druck derselben, der sie sonst in solcher Lage plötzlich entschlummern ließ. Das nahm zu, wurde von Tag zu Tag besser. Sie erlag seltener der rätselhaften Krankheit ihrer Nerven. Was so mancher schon im stillen von der Ehe gesagt hatte, daß diese ein Ausweg wäre, der die Gräfin völlig heilen würde, zeigte sich dem Schärferblickenden annähernd. Statt einer Steigerung der Neigung zum Traumschlaf trat eine Minderung ein.

Die erste Messe zu St. Libori, die erste von der Kanzel gesprochene „Applikation" kennen wir. Auch hier riefen diese die Wirkungen hervor, die von Bonaventuras Auftreten unzertrennlich schienen. Der ihn schon wie gefangen nehmende Kreis von Bekanntschaften wuchs. Seine Oberaufsicht über den Gang der kirchlichen Angelegenheiten in diesem Sprengel war eine formelle Pflicht. Bonaventura erkannte bald die Heftigkeit seines untergebenen Pfarrers. Was sollte er mit einem Naturell streiten, das nicht zu ändern war und das auch für seine Unarten als Vorwand so heilige Namen wählte! Gegen Übertreibungen half ihm Ironie. „Denken Sie das —?" „Ziehen Sie das also wirklich vor —?" sagte er oft und verzog die Miene zum Lächeln. Von Witoborns aufgeregten Geistlichen und Mönchen kam Bonaventura regelmäßig heim wie aus einem Kriegslager.

Die stillen Abendstunden auf Schloß Westerhof wurden glückselige Momente. Terschka, Benno, Thiebold teilten sie, und da Armgart nicht immer zugegen war, blieb Paula der alleinige Mittelpunkt. Mit der Zeit wurde Armgart für Bonaventura eine befremdende, ihm nicht sympathische Erscheinung. Zwischen Westerhof und Heiligenkreuz wanderte die Wunderliche oft allein, ohne die mindeste Furcht, selbst wenn sie durch einen ansehnlichen Wald gehen mußte. Bonaventura kannte ihren Entschluß in betreff ihrer Eltern. Er sprach von ihrer Mutter und von ihrem Vater mit gleicher Unbefangenheit. Eine Parteilichkeit Armgarts für Benno entdeckte er nicht; mehr noch für Thiebold, am meisten, auffallenderweise, für Terschka, der ihm gleichfalls eine eigne, und nicht sogleich erklärbare Erscheinung wurde. Terschka nannte Armgart eine Kaktusblume. Der Onkel erläuterte: „Brennendrot und von einer schönen Zeichnung, aber gewachsen auf einem gefahrvoll stachlichten Stamm!" Es geschieht oft, daß Menschen, gerade wenn sie das Bedürfnis haben, sich aneinander anzuschließen und sich gegenseitig einen hohen Wert zuzugestehen, doch nur erst durch Reibung und Aneinanderstreifen sich nähern. Bonaventura hatte noch nichts von Thiebolds Buße vernommen und nur ewig Terschka und Terschka nennen hören — Wäre das möglich! sagte er sich. Armgart, ein Mädchen wie ein Tautropfen, und dennoch, dennoch eine so schnelle Wandlung —? Hier lag ein Rätsel vor, und er erklärte sich's aus der Schwäche des weiblichen Gemüts und zürnte Armgart und strafte sie schon oft oder „trumpfte sie ab", „duckte" sie, wie es die

Tante mit wahrer Genugtuung nannte. Freilich tat er es nur durch Lächeln oder eine kurze ironische Zwischenfrage.

Als es hieß, der Kronsyndikus ist im Arm seines plötzlich angekommenen Sohnes, des Präsidenten, verschieden, verlangte die schuldige Rücksicht, daß Bonaventura den zweiten Gatten seiner Mutter sofort besuchte. Daß seine Mutter nicht mitgekommen war, wußte er bereits. Er traf seinen Stiefvater in der ganzen Erregung, welche ein längst vorausgesehener Fall, dessen endliches Eintreten man sogar den Umständen nach wünschen mußte, doch noch zuletzt hervorzubringen pflegt. Der Präsident war auffallend gealtert. Er begrüßte Bonaventura mit so viel aufrichtiger Herzlichkeit, als ihm zu Gebote stand. Seine Gesundheit erklärte er nicht für die beste, sprach von Reisen nach dem Süden, vom Abschied, den er nehmen wollte, von den Schwierigkeiten, die sich bei Abwicklung seiner Erbschaft ergäben, von dem Mißtrauen, das ihm hier um seiner amtlichen Stellung willen bald entgegentreten würde. Er brachte Nachrichten vom Kirchenfürsten, der sich in seiner Gefangenschaft mit Ruhe in sein Schicksal ergäbe, wäre er sich doch bewußt, wie der „Märtyrer" sagte, Anlaß einer Aufregung gewesen zu sein, die seinen Grundsätzen zugute kam. Er rauchte seine Pfeife, erzählte der Präsident, ginge auf den Wällen der Festung spazieren und wünschte nicht einmal die politischen Demonstrationen, die der Adel der diesseits und jenseits des großen Stromes gelegenen Provinzen beim Landesfürsten unternähme — „sie könnten ja leicht in jenem revolutionären Sinne gedeutet werden, den er nie befürwortet hätte; denn die Kirche hätte nichts mit der neuen Richtung des Lamennais gemein, sie wäre alt genug und könnte immer noch warten, bis ihr eine rein geistige Hilfe käme." Von Bonaventuras Mutter sagte der Präsident, sie würde auf dem Schlosse, das sie noch nie besucht hatte, gleich nach dem Begräbnis eintreffen. Der Präsident war wortkarger, verschlossener denn je geworden.

Am Begräbnistage saß Bonaventura in dem Trauerwagen neben seinem Stiefvater. Er sah es wohl, daß selbst diese starren Züge sich erregten, als sich der Zug dem Düsternbrook näherte. Als die Szene an der Eiche stattfand, erblaßte der Präsident, das Wort erstarb auf seinen Lippen; in eine Ecke gedrückt, wartete er ab, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als die Störung vorüber war und ihm Bonaventura zu seiner Beruhigung die leisen Worte sprach: „Paulus sagt: Der Tod ist der letzte Feind! Nun wird ja Friede sein!"

Zum Kloster Himmelpfort gehörte eine große, nicht ungefällige, lichthelle Kirche. Sie diente als Erbbegräbnis vieler ringsum wohnenden Adelsfamilien. Bilder sah man, Seitenaltäre und Beichtstühle, keine Säulen oder Bogen. Der Hochaltar war im Stil der Franziskanerkirchen — jeder Orden hat seine eigene Weise, seine eigene geistige und physische Farbe sogar, die er seinen Kirchen anhaucht. Bei den Franziskanern ist alles braun, mäßig vergoldet, hier und

da ein blaues Band etwa an einer Maria, ein weißer Schimmer etwa von einer Taube, die über dem Tabernakel schwebt; regelmäßig steht der Ordensstifter vor dem Kruzifix mit dem bekannten ekstatischen Liebesblick der Ergebenheit, mit seiner auf das Herz gelegten linken Hand; der Fußboden ist meist von Stein, die Wände sind weiß, nur hier und da vom Ruß der Lichter angeschwärzt; das Ganze einer solchen Franziskanerkirche macht dem Volk einen anheimelnden Eindruck durch eine gewisse altfränkische Einfachheit, wie uns alte, von den Großeltern ererbte, braungebeizte Möbel so heimlich sind mit ihrer geschweiften Bogenform, bronzenen Schlüssellöchern und Ringen an den Schubläden. Hier denn war es, wo der Kronsyndikus in die Gewölbe gesenkt wurde. Das über ihn Unausgesprochene, aber von allen Gefühlte verklang im Brausen einer stattlichen Orgel. Auf dem bereits im Schlosse von Weihrauchduft umgeben gewesenen Sarg fand der Provinzial-Guardian jenes Stückchen Tuch nicht mehr; es mochte in den Schnee gefallen sein und vermoderte ohne Zweifel beim Schmelzen desselben an der Frühlingssonne.

Da Bonaventura den Mönch Klingsohr besuchen wollte, behielt er eine von den Trauerkutschen zurück. Der Präsident versprach, bald auf Schloß Westerhof bei seiner Cousine Paula zu erscheinen und dann auch in Begleitung der bis dahin vielleicht angekommenen Mutter Bonaventuras. Pater Ivo, der ehemalige Graf von Zeesen, eine hagere, blasse Gestalt, kam mit einem Weihwedel daher und wehte durch die Luft, als stäubte er auch diese rein. Das Vermögen des Unglücklichen war an die Landschaft gegeben worden für eine Irrenanstalt, deren die Provinz — immer dringender bedürftig wurde —! Ringsum mußten wohl „Melusinen" sitzen. Wie huschte er dahin mit seinem Wedel und jagte die unheiligen fort, als er an die Öffnung kam, in deren Tiefe noch der silberbeschlagene Sarg blinkte. Ein junger Mönch, der Bonaventura auf seinem Rundgange durch die Kirche begleitete, sagte rundweg: „Unser Bruder Hubertus ist leider nicht zugegen! Nicht wahr, doch gut, daß er grade so zu paß kam von einer Reise, um die unverschämte Störung durch den Musikanten abzutrumpfen? Man lügt auch viel über den Kronsyndikus! Wir hier müssen ihn loben! Vieles, was Sie hier an Gold und Silber sehen, haben wir von ihm in seinen letzten Tagen bekommen!" — Dem für einen Geistlichen fast zu resoluten jungen Mann erwiderte Bonaventura: „Als sich der Verstorbene vor einigen Jahren sein Erbbegräbnis neu herrichten ließ, widersprach ja, höre ich, der selige Provinzial Henrikus und schrieb deshalb um nähere Verhaltungsmaßregeln nach Rom" — Der junge Mönch bestätigte dies und fügte hinzu: „Kardinal Ceccone schickte durch Vermittlung des Ministeriums den Spruch der heiligen Pönitentiarie, der Kronsyndikus legte eine Generalbeichte ab, die an unsern Ordensgeneral nach Rom gegangen ist, und seitdem kam von Rom der Befehl, Exzellenz keine der geistlichen Wohltaten zu entziehen." Bonaventura mußte darüber wohl erstaunen.

Dieser aufgerissene Fußboden da stand also im Zusammenhang mit Rom —! Mit Kardinal Ceccone, dem politischen Lenker der Geschicke des Kirchenstaats —! In Rom war vielleicht alles enthüllt, was hier der Welt unbekannt geblieben. Dort alle Schleier weggezogen, die seit Jahren über dem Leben auf Schloß Neuhof hingen! Dort die Gründe bekannt, warum schon seit Jahren der Dechant nur mit dem Ausdruck des größten Mißmuts seines alten Freundes, des Kronsyndikus, gedachte! Dort vielleicht auch — ein Zusammenhang — es durchzuckte ihn alles das flüchtig — mit jenen Drohungen, die Lucinde gegen ihn selbst auszustoßen gewagt —? Was ihn früher bei einem solchen Hinblick auf Roms Zaubergewalt entflammt hatte, ließ ihn jetzt schon kalt. Er hörte die Ketten der Menschheit klirren, nicht mehr den Sphärengesang einer vermeintlichen geistigen Einheit. Als dann der junge Mönch noch offen bekannte, die geistliche Laufbahn nur ergriffen zu haben, um „versorgt" zu sein, und er sich beim Zeigen der kostbaren Meßgewänder der Kirche recht von der eitlen Seite vieler Priester auf den Glanz dieser Verhüllungen gezeigt hatte, betrat Bonaventura das Kloster selbst. Ein Kreuzgang von altem, morschem Holz führte hinüber zu ihm. An der Wand der Kirche hingen, allemal gegenüber einer Öffnung an der andern Seite, die in einen mit Schnee bedeckten Garten hinausging, Bilder, die von einem Tüncher verfertigt schienen und Wunder des heiligen Franziskus darstellten. Schon aus der Jahreszahl 1707 konnte man sowohl den Geschmack der Malerei wie den Stil der Unterschriften erkennen. An die Poesie eines winterlich romantischen Klosterkreuzgangs war hier nicht zu denken. Eine hölzerne Gittertür führte ins Kloster. Pater Ivo schlenderte leise singend in einem der langen Gänge und der junge Quirinus sprang wie ein Tänzer, trotz seiner langen Kutte, voraus, um dem Provinzial-Guardian Maurus die Meldung eines Besuchs zu machen. Einstweilen trat Bonaventura in das Refektorium. Es ähnelte einem Wirtshauszimmer auf dem Lande mit alten Holzpfeilern, mächtigem Ofen, Stellagen zum Aufschichten der Eßgerätschaften. Von hier aus sah man durch kleine Scheiben in den innern, strohbedeckten Garten.

Bonaventura sehnte sich, ein Wort der Ermunterung mit Sebastus zu sprechen. Aus Lucindens Beichte wußte er ja, daß der Unglückliche nach Belgien hatte entfliehen wollen. Eigentlich — um Jesuit zu werden. Doch das wußte er nur aus Lucindens Beichte. Er durfte davon keinen Gebrauch machen. Die in Reihe und Glied aufgestellten steinernen Bierkrüge der Mönche musternd, hörte er endlich Quirinus' Rückkehr. Dieser kam bestürzt. Pater Sebastus hätte eine Pön verwirkt und sollte niemanden sprechen; der Provinzial würde sogleich selbst erscheinen und sich dem Herrn Domherrn entschuldigen. Bald auch kam Pater Maurus. Äußerlich war er von allen andern Mönchen nicht zu unterscheiden. Man kann in Rom auf der Via Appia in einem Omnibus voll Bauern aus Tivoli sitzen,

hat neben sich einen einfachen Mönch in weißem Kleide und ahnt nicht in ihm den großmächtigen General der Dominikaner. Pater Maurus war ein hoher, starkknochiger Mann. Seine buschigen und schwarzen Brauen lagen trotzig über den funkelnden Augen, die sich den Ausdruck der Unterwürfigkeit gaben. Sein Lächeln erstarb ebenso rasch wie es kam. „Vergebung, Herr Domherr," sagte er, nachdem sich Quirin zurückgezogen hatte, „wir haben mit dem Pater Sebastus einen schweren Stand! Die Regierung lieferte ihn uns zurück aus der Residenz des Kirchenfürsten mit dem Bedauern, ihm jede schriftstellerische Tätigkeit untersagen zu müssen, jede Teilnahme an unserm gegenwärtigen traurigen Kampfe. Die Weisung war überflüssig, da der Pater ohnehin erkrankte und uns eine Zeitlang ernste Besorgnisse einflößte. Seit einiger Zeit geht es ihm besser; wir ließen ihn in der Krankenstube, weil er, in seine Zelle zurückgekehrt, seine Pflicht, nachts zwölf Uhr aufzustehen und in den Chor zu gehen, um zu singen, dann wie jeder andere hätte erfüllen müssen. Heute in aller Frühe besuchten ihn zwei Fremde, ein Jude und jener Mensch, dem wir vor wenig Stunden den frechen Auftritt im Düsternbrook verdankten. Ich nehme Ihr Vertrauen in Anspruch, Herr Domherr! Denken Sie sich diese Verabredung! Jenes Stück Tuch, das der Störenfried auf den Sarg zu legen wagte, bekam er von unserm Pater, dem Sohn des damals so unglücklich, wie man jetzt für gewiß weiß, nur im Wortwechsel und nach offener Gegenwehr Gefallenen. Dafür verlangte er von jenem Juden sowie von dem Küfer — sein Name ist Stephan Lengenich — daß sie ihm die Mittel zur Flucht verschafften —!" — „Aber wie erfuhren Sie das?" unterbrach Bonaventura, beantwortete sich aber seine Frage selbst, als er Pater Quirinus hinter der zufällig aufgehenden Refektoriumstür stehen sah. — „Wir wissen es, Herr Domherr!" erwiderte der Provinzial dem Neuling mit verdrossenem Blick auf die Tür. „Wir wußten es schon in der Frühe. Ich hatte mir die Strafe nur einer ernsten Ermahnung für ihn vorgenommen. Seitdem jedoch eine heilige Handlung durch Mitwirkung des Paters gestört, eine ganze Familie, der er selbst früher so oft bekannt hat Dank schuldig zu sein, durch sein Zutun unverantwortlich kompromittiert wurde, habe ich ihm statt des Krankenzimmers die Strafzelle angewiesen. Ich kann nicht wünschen, daß Sie ihn in seinem gegenwärtigen Zustande sehen."

Indessen hörte man in weiter dumpfer Ferne einen Ton wie einen Schrei um Hilfe. Bonaventura stand auf. Er mußte sich auf die Lehne seines Schemels stützen. „Das ist er wohl?" sagte er und deutete auf das Fenster, von wo der gellende Schrei gekommen war. Der Provinzial bejahte mit kalter Ruhe und erklärte, er würde ihn binden lassen, wenn er nicht schwiege. „Ich kann Sie nicht zu ihm lassen!" fuhr er fort. „Sie würden uns die Züchtigung stören, die ein Pater verdient, der aus seinem Kloster entfliehen will!" — Es wurde Nacht um den begeisterten Schwärmer für seinen Glauben.

Er mußte das Kloster verlassen, ohne ein andres Wort der Erhebung zurückgelassen zu haben, als einen Gruß an den Unglücklichen. Schnell suchte beim Hinausbegleiten der Provinzial einen andern Gegenstand. Klingsohr schrie nicht mehr. Da erzählte der strenge Kerkermeister vom Bruder Hubertus, nach welcher rätselhaften Erscheinung sein Besuch gefragt hatte: „Dessen Bekanntschaft hätte ich Ihnen gegönnt! Ei, im Vertrauen gesagt, er hat einen dunkeln Ursprung. Man sagt, seine Angehörigen seien auf dem Richtplatz gestorben! An einem Tage, wo eine Gaunerbande, zu welcher er als Knabe gehörte, aufgehoben, das Haus, wo sie sich verteidigte, genommen und angezündet wurde, soll unser Bruder — man sagt es, und sei es auch unter uns nur wiederholt, Herr Domherr! — zwei Stock hoch aus dem Fenster gesprungen sein, in jedem Arm mit einem Kinde. Glücklich kam er mit den beiden Kindern zur Erde, entrann den Flammen, der Verfolgung, machte einen abenteuerlichen Lebenslauf, wurde ein an sich vortrefflicher Mensch, exemplarisch in seiner Aufführung, nur hat er störende Seltsamkeiten. Als Förster des Kronsyndikus erlebte er einen bittern Verdruß und wurde deshalb Mönch. Mancherlei Dienste leistete er uns schon unter Pater Henrikus, meinem Vorgänger. Jetzt hat er sich in den Kopf gesetzt, zwanzigtausend Taler, die er ererbte von einer in Ihrer Stadt ermordeten Frau Buschbeck — sie nannte sich nach seinem Namen, während sie doch nur seine Verlobte war — wenn irgendmöglich, jenen beiden Kindern zukommen zu lassen, die er einst aus dem Feuer rettete, sobald sie sich nur noch entdecken ließen. Sie waren ihm, nachdem er sie im stillen erzogen hatte, abgenommen worden. Jetzt korrespondiert er deshalb nach Holland, Frankreich, Italien. Er will des Geldes wegen, das ihm nicht nützen kann, und das er auch uns nicht gönnt, die Spur derselben auffinden. Und denken Sie sich, er hatte keine Ruhe, ich mußte nach Rom schreiben, um die Erlaubnis einzuholen, ob er auf ein Jahr in die Welt hinauswandern kann. Bis die Antwort da ist, gestattete ich ihm vorläufig, auf eigene Verantwortung, die Reise nach Holland, von wo er jetzt eben zurückgekommen ist —“ Mit einem Abschied, den der Provinzial so nahm, als wenn ein Offizier über seine untergebenen Mannschaften einem andern hohen Militär eine einfache konversationelle Mitteilung gemacht hätte, bestieg Bonaventura seinen Wagen; ein Bedienter in Trauerlivree war vom Präsidenten für den Stiefsohn zurückgelassen worden.

O ihr Klöster, so tönte es in allseitig schmerzlicher Betrachtung durch Bonaventuras Inneres, seid ihr denn die Zufluchtsstätten des Friedens und der reinen Menschenliebe —?! Wie soll ich Friede bringen in die stille Abendgesellschaft des Schlosses Westerhof, wo man nur die poetische Umrahmung dieser grauenvollen katholischen Wirklichkeit kennt! Wie soll ich den schrecklichen Ruf von meinem Ohr verbannen —! Ein Gelehrter — ein geistvoller Mann, so durch einen Irrtum in die Hände der Roheit und Dummheit getrieben —!

Er konnte nicht auf Schloß Westerhof fahren. Er ließ die Kutsche ablenken nach St. Libori und in seine Wohnung bei Norbert Müllenhoff.

Aber auch da Enttäuschung über Enttäuschung. Der bäurische Eiferer bot Pfeifen oder Zigarren, Vesperbrot, Unterhaltung durch Zeitungen, Broschüren, durch seine eigene werte Person an und legte zuletzt, mit „Schüchternheit", wie er sagte, aber nicht zeigte, einen Versuch vor, wie die „Exerzitien" der Frau von Sicking am besten zu organisieren sein würden. Wohlweislich hatte er von dem an seiner Tür heute früh ausgestellten Wachskindchen geschwiegen. Bonaventura, erschöpft, unangenehm berührt von allem, was auf sein Urteil eindrängte, nahm das Papier, um es in Muße durchzulesen. Dann blieb er eine Stunde auf seinem Zimmer. Um sich zu zerstreuen, schrieb er Briefe, las Rechnungen, Zeitungen.

Beim gemeinschaftlichen Abendimbiß, den er nicht ablehnen konnte, mußte er dem Wirt, der das Wort fast immer allein führte, auf alle Gebiete der Seelsorge und Liturgik folgen und mußte ihm sogar in manchem recht geben. So z. B., als er gegen die Einmischung der Dilettantenmusik in den Kultus sprach. „Überhaupt, Herr Domherr," polterte Müllenhoff, „wenn ich höre, die Stiftsdamen von Heiligenkreuz wollen nächste Ostern wieder in der Messe mitsingen, da befällt mich ein Grauen! Diese Eitelkeit! Diese Eifersucht! Jenes Fräulein will ein Solo singen, diese alte Komtesse nicht minder; nun kommt der Singdirektor aus Witoborn und bringt mir Schreckensbotschaften. Die eine ist heiser, die andere hat sich krank geärgert. Gerade das alles wie bei der Komödie! Und was spielt das Altarsakrament dabei für eine jämmerliche Rolle! Wie die Affen müssen wir gottgeweihten Priester stehen und warten, bis die Damen auf dem Chore einzufallen die Gnade haben! Sursum corda! rufe ich und die Musik überschreit mich. Die Weiber halten kein Stichwort! Hat sich bei einer die Spitzenmantille verschoben, so kann die ganze heilige Wandlung warten, bis der Schaden wieder hergestellt ist! Nein, da bin ich doch für unsere einfachen Kapelljungen! Sagen Sie selbst, das ist frisch, ländlich und geht zu Herzen! Freilich muß da auch denn nicht so ein Heidenkerl dabei sein, so ein Kantor neuesten Schnitts, der wunder tut, als wenn unser Herrgott im Himmel zunächst nur für die Unterbringung der Instrumentalmusik zu sorgen hätte!" Bonaventura mußte denn doch des Eiferers lachen, der in manchem recht hatte, wenn er auch die neurömische Reaktion wie einen förmlichen Landsturm organisiert haben wollte. „Mir ganz recht," fuhr Müllenhoff fort, „wenn wir, wie in Frankreich und Belgien, endlich auch die Jesuiten kriegen! Sie brauchen ja nur manchmal zu kommen, manchmal nur zu predigen und können dann wieder abziehen. Die Pfarrer hätten keinen Nutzen davon, sagen unsere aufgeklärten und faulen Kollegen? Im Gegenteil! Die Jesuiten lassen durch ihre Predigten so viel Schrecken zurück, daß uns das auf

Monate lang zugute kommt. Machen sie's zu arg, so können wir Pfarrer der Gemeinde immer sagen: Na, da seht ihr, so segen euch die andern, seid froh, daß ihr an uns so sanfte Fledermische habt! — „Sie waren ja wohl auch früher Pfarrer auf dem Lande?" setzte Müllenhoff hinzu und schenkte wacker ein. — „Gewiß, gewiß!" antwortete Bonaventura zerstreut und deckte sein Glas mit der Hand. Müllenhoff erzählte seine Verhandlung mit den Gemeindevorständen, seine Reform des Finkenhofs, seine Stiftung des Jünglings- und Jungfrauenbundes, seine Gewohnheiten beim Beichthören, seine Übungen im richtigen Rosenkranzsprechen und seine Heilung der „Kniesteifigkeit". Bonaventuras Lächeln und Schweigen nahm er für Zustimmung und beklagte nur, daß ihn, „im Vertrauen gesagt", der Umgang mit den vielen Vornehmen oft in Verlegenheit setzte. „Aufrichtig gesagt," warf er halb ernst, halb im Scherz ein, „obgleich ich heute den Tanz zur tiefsten Hölle gewünscht habe, sollten wir doch — im Seminar wirklich ein bissel tanzen lernen! Des Anstandes wegen und wegen einer gewissen uns gar zu sehr fehlenden Manierlichkeit!" — „Die Jesuiten lehren's ja!" bemerkte Bonaventura. „Aber wie wollen Sie dann," fuhr er fort, „bei solcher Scheu Ihres Benehmens, die Exerzitien halten mit so vielen vornehmen Herrschaften? Überhaupt, wie denken Sie sich denn diese Übungen?" — „Hm! Die Exerzitien! Die dauern vier Wochen!" antwortete Müllenhoff. „Die Herrschaften, einige zwanzig, wohnen für die ganze Zeit bei der — hm! Frau von Sicking! Jeder Tag hat seine bestimmte Regel! Ich allein kann alle geistlichen Handlungen und Erweckungen nicht verrichten; Sie werden auf dem Papier, das ich Ihnen gegeben, finden, wie ich mindestens noch drei bis vier Priester als Aushilfe hinzunehmen muß. Ich nehme sie mir natürlich aus Witoborn. Ich muß dabei Rücksichten beobachten. Dem Provinzial von den Franziskanern darf ich die Ehre, einen Vortrag zu halten, nicht nehmen; sogar ein Gebet zum Schluß muß ich mir durchaus vom Bischof selbst erbitten. Das bringt die Klugheit mit sich. Mir, auf dessen Sprengel die ganze Veranstaltung fällt und der ich eben dadurch das Recht habe, die Geschichte zu leiten und zu beobachten und mir dies Recht auch nun und nimmermehr würde nehmen lassen, mir behalte ich die Montags- und Donnerstagserweckung vor. Apropos! Ich habe mir 'ne methodische Schilderung des Fegfeuers, der Hölle, des Paradieses vorgenommen. — Eine zeitgemäße und moderne Hölle! Hören Sie eine Stelle aus dem Konzept —!" Rasch war ein Blatt zur Hand vom Schreibtisch des Pfarrers. Nach kurzem Überlesen begann er: „Und nun, du beweinenswerter Verdammter, wird dir ein Sendbote Luzifers, im glühenden Wiederschein der Majestät seines Herrn, entgegentreten und wird dir die „Stunden der Andacht" zeigen, die du in den Zeiten deiner Denkglaubigkeit das „Buch der Bücher" nanntest! Hast du auf Erden geglaubt, im Schatten einer Laube, von Bienen umschwärmt, unter dem Duft von Hollunder-

blüten dich vor dem wahren Hochaltar und dem Sanktissimum deines Schöpfers zu befinden, besonders wenn du dazu aus diesem deinem „Buche der Bücher" ein Kapitel über die Unsterblichkeit der Seele gelesen hattest, und gingst dann hin und begossest deine Blumen, etwa wie wenn du selbst ein solches „Lob deines Schöpfers" wärest, aber kein andres heiliges Naß brauchtest, als deinen sentimentalen Tautropfen", keinen andern Kelch, als die Gießkanne deiner angebeteten „Natur" —: dann, dann, du beweinenswerter Denkglaubiger, sollst du, umschwärmt von feurigen Hornissen, dein geliebtes Buch, die „Stunden der Andacht" wiederfinden als „Jahrhunderte der Qual", sollst sie auswendig lernen rück- und vorwärts, sie in alle Sprachen übersetzen, selbst in die, die du nicht gelernt hast, und wehe dir, wenn ein Jota fehlt, ein Zeitwort falsch angewendet, eine Feinheit der fremden Sprachen unbeachtet geblieben ist!" Bonaventura konnte sich vor Lachen nicht halten. „Das geht ja über Nero und Busiris!" Aber Müllenhoff las, als verstände sich unter Priestern solcher Spaß als Spaß von selbst und hätte nur seinen Ernst unter den Bauern: „Da kommen sie denn, diese Schmachtenden, Zärtlichen, Lavendelseelen, die über einen Käfer weinen konnten, den ihr Fuß im Grase zertrat, und doch keinen Blick, geschweige eine Träne hatten, wenn sie stündlich ihren Gott, ihren Heiland und seine Gebote mit Füßen traten! Jene Schmachtenden, die ein Marienwürmchen liebkosen und bewundern und Maria nur für eine gewöhnliche Mutter wie andere auch halten! Jene Empfindsamen, die mit Freimaurermoral alle Todsünden zuflicken, alle Risse der Herzen mit phrasenhaftem Kalk und Mörtel verschmieren! Ihre ruchlosen Devisen: „Tue recht und scheue niemand!" oder „Wir glauben all' an einen Gott!" diese Gemeinplätze des Unglaubens, werden mit Flammenschrift an dem Vorhof desjenigen Teiles der Hölle stehen, der gerade extra diesen Patentseelen bestimmt ist! Riesengroß werden die Buchstaben sein, die die Teufel mit dreizinkigen Gabeln schüren müssen, damit sie so brennen, wie sie im Munde dieser Freimaurer lebten und nicht etwa lauten: „Tue recht und scheue Gott und seine Heiligen!" oder: „Es ist nur ein Gott, in welchem allein Heil!" O, des Jammerns dann, wenn diese Freimaurer zu dem Gekreuzigten, dessen „einflußreiche Stellung" bei Gott sie nun wohl erkannt haben werden, aufblicken und dann auch vor diesem um Titel, Orden und Beförderungen schmachten werden, statt dessen aber der feurige Osiris mit dem Ochsenkopf ihnen nachläuft, um sie zu umarmen als seine ägyptischen Brüder. Oder wenn ihre Logenschwester Isis, die „holde Mutter Natur", ihre gnadenreichste Allerseligste, ihnen zuruft: Hebt meinen bekannten Sais-Schleier. Und sie sahen dann ihre geliebte Mutter Natur aus hundert Brüsten Wohltaten spenden, feuerspeiende Berge, Erdbeben, aus den Schienen gegangene Lokomotiven! Alle ihre Mittler und Erlöser werden ihnen zuwinken mit den Wohltaten, die gerade sie zu spenden vermögen — Buddha mit der Kunst, hundert Jahre

auf einem Beine zu stehen, Sesostris mit seinen Pyramiden, die erst auf tausend Leibern das sichere Fundament bekommen! Selbst ihr letzter Prophet, der weise Nathan von dem Freidenker Lessing wird ihnen anbieten von den Waren, die er gerade aus Damaskus mitgebracht hat, vorzugsweise jenen Mantel mit dem roten Templerkreuze, das jetzt sogar die Juden tragen, wenn sie baronisiert sind. Aber schwer, wie ein Mantel von Blei wird er sein! Sie sollen damit alle Greuel und Verbrechen zu tragen glauben, die sie hienieden mit diesem ihrem Humanitätsgarderobenstück der Liebe bemäntelt, beduldungelt, betoleranzelt haben —" — „Genug, genug!" rief Bonaventura; „ich fürchte mich vor meiner Nachtruhe!" Jetzt lachte sich Norbert Müllenhoff selbst aus und erzählte die Art, wie im Seminar die Kunst, zu predigen, so gelehrt worden wäre. Bonaventuras heitre Bewegung war bald dahin. Er deutete auf den Wächter, der die zehnte Stunde rief, und entfernte sich mit einem einfachen, alle Hoffnungen des Pfarrers auf Zustimmung und Beifall ironisch abschneidenden: „Gute Nacht!"

Jeden Morgen las Bonaventura die Messe. Bald in St. Libori, bald in Heiligenkreuz, bald auf dem Schlosse. Dann besuchte er auch wohl die Schule, war hierauf viel in Witoborn, wo ihm die schuldige Rücksicht gebot, diese oder jene hervorragende Persönlichkeit zu besuchen. Beichtabnahmen hielt er nicht, so sehr auch mancher danach Verlangen trug.

Als er gelegentlich nach Heiligenkreuz gegangen war, um dort vor den Stiftsdamen Messe zu lesen, und er schon im Begriff stand, sich in der Sakristei wieder zu entkleiden, kam Thiebold de Jonge. Er wollte ihm die gestrigen Erlebnisse schildern, soweit diese die ihm in der Beichte von Bonaventura vorgeschriebene Pflicht betrafen. Thiebold hatte vorausgesetzt, daß er dem Domherrn diese Mitteilungen in der entsprechenden seelsorglichen Form zu machen hätte, und suchte ihn deshalb, während er sich noch im Meßornate befand, auf. Er mußte deshalb schon sehr zeitig mit seinem Einspänner aus Witoborn ausgefahren sein. Der Kantor fungierte für den alten Tübbicke, dem diese Frühwege zu beschwerlich wurden.

Auf die Weisung, die der Kantor erhielt, beide allein zu lassen, begann Thiebold die Mitteilung all des Rätselhaften, das ihm Armgart in der Kapelle angedeutet hatte, und wollte hören, ob noch eine Verpflichtung bestünde, seinem Freunde Benno die „stattgefundene Täuschung" mitzuteilen.

Nach einigem Sinnen über die Worte Armgarts erwiderte Bonaventura: „Ich glaube, lieber Herr de Jonge, daß Sie jetzt besser tun, diesen Gegenstand ganz fallen zu lassen. Ziehen Sie vor, Ihren Fehler durch desto innigere Beweise von Freundschaft für unsern guten Benno wieder gut zu machen! Armgart will also nicht, daß Benno etwas von ihren frühern Empfindungen erfährt? Es schmerzt mich, aber es ist so und dann um so besser, wenn unsern

Freund die gegenwärtigen Gesinnungen des jungen Mädchens nicht enttäuschen. Zu jung, zu unklar noch in sich selbst scheint sie mir zu sein, als daß ihr Herz schon in dem Grade für irgendjemand sollte entschieden haben, um auf die Beweise ihrer Gunst etwas bauen zu können. Ein Mädchenherz in diesem Alter ist eine unbekannte Insel, die der Seefahrer, ungewiß, was sie birgt, mit Zagen betritt; bald hoffend, bald getäuscht geht er vorwärts, bei jedem Schritt entdeckt er Unerwartetes und findet sich erst nach langer Zeit in ihr zurecht. Zunächst wird das Wiedersehen ihrer Eltern sie ganz in Beschlag nehmen. Ich höre, daß beide sich bald in dieser Gegend einstellen werden." — „Wenigstens der Oberst!" fiel Thiebold ein. „Ich weiß es bestimmt von Hedemann. Er kann in acht bis vierzehn Tagen hier sein. Schon liegt an die städtische Behörde von Witoborn Hedemanns Gesuch vor, vorläufig die Wasserkraft der Witobach auf Handpapier gehen zu lassen. Die Aufregung, die dieser Antrag in der Stadt hervorgebracht hat, ist ridikül. Alles intrigiert dagegen. In der heiligen Stadt Witoborn Papier fabrizieren! Eine Erfindung des Satans befördern! Entschuldigen Sie, Herr Domherr, ich erzähle nur, was ich von Benno und den Offizieren „Bei Tangermanns" gehört habe." — Bonaventura begriff vollkommen, was sich von einem so dumpfen Geiste, wie er ihn hier überall vorfand, voraussetzen ließ, und fügte hinzu: „Aber auch Frau von Hülleshoven hat die Absicht, herzukommen. An dem Tage, wo der Oberst in Witoborn eintrifft, ist sie hier in diesem Stift, wo sie eine Verwandte der Äbtissin der Hospitaliterinnen in Wien, ein Fräulein von Tüngel-Appelhülsen, aufzunehmen versprochen hat. Verraten Sie jedoch nichts davon auf Westerhof! Sie kennen ja Armgarts Phantasie —" — „Ihr Gelübde! Die Eltern sollen sich vereinigen oder es gewinnt sie niemand —!" — Bonaventura schüttelte den Kopf. Noch immer die Grille, die er schon aus den Briefen kannte, die er in Kocher am Fall gelesen.

Auf weit mehr, als nur „auf Ehre", versprach Thiebold sein unverbrüchlichstes Stillschweigen über die von zwei Seiten auf Armgart anrückende neue Prüfung und bot dann dem Domherrn seinen Einspänner an. Er wollte noch im Stifte bleiben und bei den Damen Besuch machen. Dann würde er zu Fuß nach Westerhof gehen, wo er, wie beinahe täglich, zu Mittag zu speisen gedächte. Tante Benigna hatte ihn von dem Frühboten, der jeden Morgen in die Stadt geschickt wurde, bereits einladen lassen — nur ihn, nicht Benno. „Wir sind es Terschka schuldig," hatte sie zum Onkel Levinus gesagt, der gegen die steten Zurücksetzungen Bennos bescheidene Bedenken erhob, „daß wir auf den Bevollmächtigten Rücks keinen zu großen Wert legen —!"

Thiebolds Erzählungen hatten bewiesen, daß Paulas ekstatische Zustände nach einer kurzen Unterbrechung, die in ihrem, durch des Geliebten Ankunft gesteigerten Lebensgefühl begründet gewesen, doch

schon wieder zurückkehrten. Noch hatte Bonaventura seit ihrem Wiedersehen keiner ihrer Visionen beigewohnt. Mit bangem Herzen zog es ihn nach Westerhof. Einen vollen, vollen Tag hatte er ohne Paula sein können —! Der scharfe Wind erfrischte seine Wange. Die kahlen Pappeln, Buchen und Erlen am Wege ächzten. Er drückte seinen Hut auf die Stirn. Der Witoborner Kutscher erzählte ihm ebenfalls die wundersame Genesung der kleinen Tochter des Schneidermeisters Herrn Jean Tübbicke durch einen Rosenkranz, den Paula gesegnet hatte. Im Pfarrhause fand Bonaventura die Bestätigung. Der alte Tübbicke empfing ihn freudestrahlenden Antlitzes. Die kleine Fanchon hatte, als der Großvater mit dem Amulett kam, nach aller Meinung im Sterben gelegen. Man band es dem fieberglühenden, atemlosen Kinde um den Hals; es stellte sich Schweiß ein, das Fieber ließ nach und jetzt berichtete Jean Tübbicke, der „maître-tailleur", von vortrefflichen und stärkenden Nächten. Bonaventura entließ den Kutscher und bekam wieder eine Szene seines grobkörnigen und manchmal doch das Richtige treffenden Wirts. Der Schneidermeister Jean Tübbicke kam selbst, um dem Großvater die gute Nachricht über Fanchon zu bringen. Zugleich wollte er beim Pfarrer aufs entschiedenste gegen den Verdacht opponieren, als wenn es Tante Schmeling gewesen wäre, die an seiner heiligen Türschwelle Kinder aussetzte. Es kam zu einem heftigen Auftritt. Müllenhoff entließ den in Paris gewesenen Schneider mit den Worten: „Affenschänderisches Volk! Grützköpfige Dummheit! Lallst schon so nur deine edle deutsche Muttersprache wie ein blökend Kalb, und willst noch gar auf Zeisigart französisch zwitschern und niedlich tun mit Elefantenfüßen? Ei, daß dir doch über Nacht die Engel vom Himmel dein maître-tailleur-Schild vom Fenster nähmen! Siehst du denn nicht, Heide, was ein altchristliches Gebet an Gnaden im Gefolge hat? Höre mich an! Gehst du nicht in dich, verruchter französischer Güterteiler, so hängt noch, ich gebe dir die Prophezeiung, in deinem maître-tailleur-Schild das Brett zum Sarge deiner Fanchon über deinem Hause!" — „Tübbicke!" rief Bonaventura vom obern Stock herab dem Küster, um nur die unholde Szene zu unterbrechen. Er gab dem alten, vor Kummer seufzenden Mann einen Auftrag und eilte sehnsuchtbeflügelt nach Westerhof. Aber leider stand vor dem Schlosse wieder eine Anzahl Wagen. Er hatte sich's ja denken können! Der Unfall beim Leichenbegängnis —! Die neue Kunde, von einem durch Paula berührten Rosenkranz wäre ein Kind in Witoborn vom Tode gerettet —! Auf den Treppen wieder die Zahl der Gichtbrüchigen und Blinden und Hilfsbedürftigen wie sonst. Und Armgart, ihm in die Arme fallend aus Versehen und Eile, da sie den Harrenden Amulette austeilte, die Paula berührt hatte. Diejenigen unter seinen Arzeneien, deren Heilkraft verbürgt ist, kann ein Apotheker nicht mit größerer Zuversicht verabfolgen, als hier Armgart, nicht einmal vor Bonaventura mit Verlegenheit, eine An-

zahl kleiner Kissen austeilte, deren sie und die Stiftsdamen tag-ein tagaus verfertigten. Diese Kissen waren fingerlang, fingerdick, von weißer Seide, innen mit Baumwolle gefüttert, von außen bildeten lose und weite Stiche ein rotseidenes Kreuz. Paula berührte sie — und — sie sollten heilen —! Armgart teilte diese Kissen aus mit einer Zuversicht, als müßte sie jeden Zweifel daran für teuflisch erklären. „O gut," rief sie dazwischen dem Domherrn entgegen, „daß Sie kommen! Paula schlummert! Reden Sie mit ihr! Alles steht erwartungsvoll! Sie spricht wie sonst! Aber da sie niemand zu fragen wagt, antwortet sie nicht zusammenhängend! Der Onkel verbietet andern das Fragen! Sie, Sie, Domherr, Sie könnten hier endlich einmal ein Machtwort sprechen —!" Bonaventura stand voll Zorn und bekämpfte sich mühsam. — „Halten Sie doch die Leiter, worauf Paula gen Himmel steigt!" sagte Armgart, jetzt seine beiden Hände ergreifend. „Warum tun Sie's denn nicht! Alles sehnt sich danach und niemand mehr als Paula selbst! Oder gab es keine heilige Theresia, sah Franz von Assisi nicht den Himmel offen? Nicht die heilige Brigitta? Erleuchtete Gott nicht Katharina von Genua und erst die von Siena? Hören Sie, was Paula redet und fragen Sie ihren Genius!"

Überspannte Romantik! auszurufen, war der junge Priester noch zu scheu. Hörte er doch im Geiste die Worte des Herrn, der durch Prophetenmund, Joel 2, 28, 29, spricht: „Es wird geschehen in den letzten Tagen, spricht der Herr, da will ich von meinem Geist über alles Fleisch ausgießen. Und euere Söhne und Töchter werden weissagen, euere Jünglinge werden Gesichte schauen und euern Ältesten werden Traumgesichte erscheinen. Ja auch über meine Knechte und Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geiste ausgießen und sie werden weissagen —!" Aber es widersprach doch in seiner Bildung alles der Annahme, daß hier nicht Selbsttäuschung obwalten sollte. Nun wagte Armgart sogar, als sie sein Zögern sah, mit keckem Mut ihm einen Ring vom Finger zu streifen. Es war der Trauring seiner Mutter. Es war jener Ring, den der Onkel in dem Leichenhause des St. Bernhard gefunden hatte, der als Erkennungsmittel vor dem entstellten Körper seines Vaters gelegen hatte und derselbe, von welchem Bonaventura, ähnlich wie Lucinde von Bickerts Schrift, gesagt: In ihm liegt die ganze Lebensfrage unserer Kirche! Und noch ehe er wußte, was geschehen, hatte Armgart ihm diesen Ring abgezogen und war mit ihrem Raube davongeeilt.

Bonaventura, empört über ein Vorhaben, das er nicht begriff, folgte. Die wenigen Anwesenden grüßend, die aufgeregt im grünen Nebenzimmer standen, wandte er sich Armgart zu, die mit ihrer Eroberung noch eine Weile sinnend vor dem Onkel Levinus stand, als wollte sie von diesem erst die Erlaubnis haben, mit dem Ringe Paula zu magnetisieren. Dann aber, ohne Bonaventuras zürnenden Blick zu erwidern, oder seiner drohenden Handbewegung zu achten, ging

sie durch die offenstehenden Türen dem von der übrigen Zahl der Besucher schon umstandenen Schlummerlager Paulas zu. Es war so viel Gesellschaft zugegen, der Verkehr durch alle geöffneten Zimmer hindurch so gehindert, daß Bonaventuras Eintreten die Aufmerksamkeit nicht sogleich fand, wie sonst. Aller Augen waren auf Paula gerichtet. Auch einige geistliche Herren aus Witoborn waren zugegen und drangen in Bonaventura, den andern zu folgen. Mit einer Empfindung, als wären die Engel persönlich vom Himmel anwesend, drängte sich alles einem Vorzimmer zu, das vor Paulas Schlafgemach lag.

Hier lag sie auf dem Ruhesofa. Die Vorhänge waren zurückgezogen; einige Stiftsdamen umstanden sie, Armgart kniete vor ihr, und eben steckte sie leise, nur von Bonaventura beobachtet, ihren blinkenden Raub an den Ringfinger der linken Hand Paulas. Teppiche milderten dabei jedes Geräusch, das von den Bewegungen der Umstehenden hätte kommen können.

In der Tat schien Paula Reden vor sich hin zu murmeln. „O das ist schön!" sagte sie endlich vernehmbarer und ihr fieberhaft angehauchtes Antlitz begann zu lächeln. Sie schien wirklich die Annäherung ihres magnetischen Rapportes zu fühlen, etwas Unsichtbares wie eine geistige Nahrung einzusaugen. „Wie wird es so licht und so hell jetzt! Von der Sonne! Alles! Alles! Auch ihr Leib ist Licht! Die Lichttropfen gleiten ihr aus den Fingern!" — „Wem?" fragten einige. Auch Bonaventura, mit wehmutumschleiertem Auge. Onkel Levinus erläuterte mit gedämpfter Stimme und trotz der Gewöhnung an diese Erlebnisse mit Erregung: „Heute wird es Hochschlaf! Immer, wenn sie den höhern Grad des Hellsehens erreicht, spricht sie von sich selbst wie von einer dritten Person! Ihr Geist schreitet dann aus dem Körper heraus, so daß sie sich selbst sieht. Das Tröpfeln aus den Fingerspitzen ist der Anfang —" — Tante Benigna bemerkte den Ring an Paulas Finger, wagte aber keine Frage oder Einsprache zu tun und bangte nur, wie alle.

Eine Weile schwieg Paula, als wartete sie das Entgleiten des elektrischen Fluidums aus ihren Fingerspitzen oder die weitere Annäherung Bonaventuras ab. Auch Terschka trat inzwischen zu den ängstlich Harrenden; er grüßte Bonaventura und Armgart, die er heute noch nicht gesehen. „Wie ist das so schön!" fuhr Paula in kurzen Sätzen fort. „Ach, die herrlichen Blumen! Rosen um dunkle Zypressen! Die gehen ja hoch hinauf, bis ins grüne Laub! An den Blättern zittern Tautropfen, von der Sonne beschienen! Die sanfte Datura! Die stolze Magnolika!" — Der Onkel schaltete bedeutsam ein: „Es wird heute die absolute Wesenheit der Dinge! Erst kommt sie durch Blumen, dann durch bunte Ringe und Kreise! Zuletzt ist es die Welt des reinen Seins, ohne Zeit und Raum —!" — „Aber im Gegenteil," fuhr Paula fort: „Ein herrliches Schloß! Mit einer Fahne auf dem Turm! Wald und Berg! Immer hört

sie ein Glöcklein, das nicht aufhören will!" — Onkel Levinus sah sich um und deutete mit stummem Blick nach oben. Er wollte bei alledem sagen: Sie hört die Harmonie der Sphären! — „Hirten kommen aus den Tälern und steigen zum Wald hinauf! Wie in der Kirche ist's unter den Bäumen! Die Bäume werfen so lange Schatten! So lange! Vor großen Kirchenfenstern schimmern so die grünseidenen Vorhänge!" — Onkel Levinus lächelte die Geistlichen und die Damen an, als wollte er sagen: Die langen grünen Schatten sind die Urbilder der Dinge! Die ewigen Grundformen! Tante Benigna bedauerte schon im stillen die Abwesenheit Püttmeyers — die Abwesenheit Thiebolds, der zum Essen kommen sollte und durch die anwesenden Stiftsdamen abgesagt worden war, weil ihn heute wieder, wie so oft, Klavierspielerinnen dort zurückbehalten hatten — zum Vierhändigspielen mit mindestens drei bis vier der Stiftsfräulein die Reihe herum. Armgart aber, die noch immer kniete, wandte ihren Kopf mit einem Bitteblick auf Bonaventura und langte mit dem Arme, als sollte er näher treten und Paula magnetisieren und sie ausdrücklich um ihre Anschauungen befragen. Bonaventura stand in grollender, schmerzlicher Befangenheit.

Inzwischen tat Paula heute dem Onkel Levinus nicht den Gefallen, beim reinen Sein der Dinge zu bleiben, sondern fuhr fort: „Bienenstöcke sieht sie zwischen den mächtigen Bäumen! Das sind Kastanienbäume! Sie kennt sie! Die blühen schon! Die roten Pyramiden! Und die Mandelbäume, die blühten schon ab! Die Bienen umschwärmen sie! Und immer läutet die Glocke. Sie hängt an einem Ast der Bäume, dicht vor der Hütte von Moos —!" — Onkel Levinus schien nun doch betroffen, daß sich heute in der Sphäre des reinen Siderismus noch so viel tellurische Überbleibsel vorfanden.

„Das ist ja fast — wie in — Italien —!" sagte Terschka. Und dies Wort genügte den Damen im Grunde noch mehr, als das reine Sein. Was führte die Seherin nach Italien? Paula konnte mit irdischen Augen bis nach Italien sehen —? Wunderbar! — „Die Messe liest er nicht!" sprach Paula nach einer Weile, während alles lauschte und Onkel Levinus immer noch nicht an eine Versetzung der Anschauungen Paulas nach Italien, sondern ins Geisterreich glaubte. Mit ganz lauter und bestimmter Anrede fragte er die Schlummernde jetzt selbst: „Wer denn, Kind?" — „Der Eremit!" antwortete Paula. — „Sieht sie denn einen Eremiten?" fuhr der Onkel fort, mit scharfer Betonung, etwa in der Art, wie der Arzt mit einem Typhuskranken spricht. — „Mit weißem Bart!" antwortete Paula kindlichsten Gehorsams. „Ein heiliger Gesang wallt herauf. Sie tragen Fahnen —!" — Es ist eine Prozession! wagte ein Kanonikus triumphierend zu äußern, war indessen geneigt, lieber auch an die Sphäre des reinen Seins, als an Italien zu glauben und somit in einer Prozession zugleich einen Beweis für die Rechtgläubigkeit

des Himmels zu finden. — „Sie sieht keine Bilder, keine Fahnen!“ antwortete aber Paula. „Sie kommen in der Hand mit Büchern. Größer sind sie als die Breviere — viel größer!“ — Triumphierend blickte der Onkel um sich. Die Geistlichen und die Frauen erhielten einen Anhalt für das Jenseits. Diese großen Bücher waren, wenn nicht die Gesetzestafeln des Moses, doch die Schriften der Kirchenväter oder riesige Missalien, die Paula in den Händen der rechtgläubigen, geisterhaften Gestalten sah. „Sie lesen in den Büchern! Der Mann mit dem weißen Barte erklärt sie: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Ach die sanfte Stimme!“ — Bonaventura stand ohne Atem. Sein Blick fiel auf Terschka, der ihm voll Erstaunen zuflüsterte: „Ich glaube die Gegend parfaitement zu kennen —“ „All die Blumen, und die Käfer, und die Bienen summen! Wie grün ist das alles! Smaragdgrün! Wie wenn sich in unserm Buchenpark die ersten Frühlingslauben wölben! Aber das sind Eichen! Aber tief unten ist alles milde, weich, sanft —“ — „Wer ist der Redner?“ fragte Onkel Levinus mit pathetischer Schärfe. — Die Frauen erwarteten keine andere Antwort, als: Gott der Herr selbst! — „Sie kennt ihn nicht!“ sagte Paula nach einer Weile. Dies Sprechen in der dritten Person hatte etwas Gespenstisches. Niemand war davon mehr bewegt als Bonaventura. Armgarts fortgesetztes Bitten, seine Hand herzugeben, lehnte er ab. Da ergriff das dreiste wahnbetörte Mädchen seine Hand mit Gewalt und wollte ihn dem Lager näher ziehen. Bonaventura wehrte erst mit Strenge diese Unart ab, dann aber machte er doch ein Kreuz über die ganze Länge der in schwarze Seide gekleideten, in rührender Halbbewußtlosigkeit liegenden, fieberhaft angehauchten Gestalt der jungen Gräfin und trat hierauf wieder zurück.

„Herr, wie so lange säumst du!“ sprach jetzt Paula mit erhöhter Kraft. „Auf, schlage ihn, denn das ist der Tag, an welchem der Herr hat übergeben deinen Feind in seine Hand!“ Die Hand hält er auf das Buch! Hält es hoch empor! „Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin!“ — „Der Odem Gottes weht über die Lande!“ — Alles das waren Stellen aus der Predigt, die sie zu hören glaubte. „Sie kann jetzt nichts mehr hören!“ schloß Paula. „Die Frauen weinen. Die Männer reichen sich die Hände. „Jetzt — geht — der Kelch — um —“ Ein einziger Ton des Schreckens unterbrach Paulas Vision. Ein Kelch geht um? Das mußte eine Versammlung von Ketzern sein! So war die gemeinsame Empfindung. „Sie trinken alle daraus!“ fuhr Paula mit Bestimmtheit fort. Einige der Frauen, die sich gesetzt hatten, erhoben sich. Andere, die noch gestanden, mußten sich nach Sesseln umsehen. Die Geistlichen blickten fragend bald auf Bonaventura, bald auf Onkel Levinus, der gewissermaßen für diese Dinge verantwortlich war. Alles was Paula noch sprach, deutete auf eine

Ketzerversammlung, eine Erinnerung Paulas an das, was sie von den Waldensertälern gehört hatte. Man fragte dringender, hoffend, daß sie zu korrekteren katholischen Anschauungen zurückkehren würde. Aber Terschka schien doch das richtige getroffen zu haben. „Es ist Castellungo, das sie sieht! Der Eremit, das ist ein Deutscher, namens Federigo! Ich kenne ihn! Eine religiöse Sekte, die von Gräfin Erdmuthe beschützt wird, hat sich ohne Zweifel in diesem Augenblick, wie so oft, um ihn versammelt!" Terschka näherte sich dem Ruhebett. Paula aber betete und sprach jetzt Worte, die minder auffallend klangen. Maria und die Heiligen fehlten nicht. Endlich schwieg sie ganz. Ein Reiz, sie noch aus ihrem beginnenden, nun wirklich naturgemäßen Schlummer wachzurufen, konnte nur Grausamkeit sein. Die Tante winkte und deutete an, Paula bedürfte der Ruhe.

Zuerst gingen die Frauen. Die Geistlichen folgten. Onkel Levinus begann von Gräfin Erdmuthe und von ihren Reformen. Terschka entzog sich dem für seine Stellung bedenklichen Gespräch und blieb mit Armgart zurück, die ihn festhielt und sich von Castellungo erzählen ließ, über das eines Abends Benno und Thiebold so harmlos gesprochen hatten, sogar Porzias dabei gedenkend als einer Schülerin des Bruders Federigo und vielleicht einer künftigen Gattin Hedemanns. Die Möglichkeit, daß Paula nur eine Reproduktion der Phantasie gegeben hatte, lag so nahe. Aber niemand ließ diese Annahme gelten. Bonaventura hätte sie aussprechen können. Aber diesen durchbebte die Erinnerung an die rätselhaften Mahnworte, an das einstige Konzil. Erst dann kam er zur Besinnung, als ihn jemand anredete: „Lieber Sohn!" Es war der Regierungspräsident von Wittekind. „Ihre Mutter hab' ich mitgebracht! Ich fürchtete ihre Aufregung und ließ drüben eines der geheizten Fremdenzimmer aufschließen. — Gehen Sie zu ihr, lieber Sohn, und begrüßen Sie sie erst unter vier Augen!" — „Ihre Mutter erwartet Sie!" mußte Onkel Levinus dem halb Besinnungslosen noch einmal wiederholen. „Sie ist gestern Abend angekommen! Herr Präsident suchte Sie eben im Pfarrhause auf und hörte, daß Sie hier sind. — Die Sehnsucht der vortrefflichen Frau wird keine Grenzen haben!" Bonaventura verließ das Zimmer, geführt von Tante Benigna und dem Onkel. Es war ihm, als durchschritte er das Reich der Geister und als lebte er da, wo vielleicht Paula noch jetzt in ihren Träumen weilte.

7. Mutter und Sohn.

Frau von Wittekind war eine Frau hoch und schlank wie ihr Sohn. Ihr Haar war noch dunkel. Ihr Auge besaß eine energische Schärfe. Beim Lächeln der Freude, das sich in ihre Rührung mischen durfte, zeigte ihr Mund die wohlerhaltenen Zähne. Das Schwarz ihres Kleides stand ihr, wie wenn sie diese Farbe nicht minder auch zur Hebung ihrer reinen weißen Haut hätte gewählt haben können.

Die Finger waren gerundet. Die ganze Art hatte etwas Vornehmes und abgeschlossen Sicheres. Besaß sie ursprünglich etwas Kaltes, so würde es durch die ergreifende Situation nicht ersichtlich geworden sein.

„Sieben Jahre!" begann sie, als Bonaventura sie mit Tränen umarmt hatte. „Und du, mein Bona, ein Priester! Schon Domherr! Und immer, immer bist du so kalt gewesen — deiner Mutter?!" — Allmählich zeigte sich der Sohn gefaßter. Beide setzten sich auf ein kleines Kanapee. Es war ein rings mit alten Landschaftsbildern geziertes, behaglich enges Zimmer, wo sie sich befanden. Umher blieb es still und ohne alle Störung. „In jungen Jahren haben wir immer heroischere Ideen als im Alter!" sagte Bonaventura niederblickend. „Nennst du dich schon alt, mein Sohn!" erwiderte die Mutter und streichelte die Wange des Errötenden. Zugleich wich sie dem von ihr angeregten Thema der bisherigen „Kälte" wieder aus. Dann war vom Onkel Dechanten, von Frau von Gülpen, der alten Renate, von Bonaventuras Hausstand, von Benno die Rede. Frau von Wittekind lebte durchaus in andersbestimmten Verhältnissen, hoffte nun aber die innigere Anknüpfung an alles Hiesige und an ihre eigne Vergangenheit. „Wird der Präsident auf seinen Posten zurückkehren?" fragte Bonaventura. — „Nein, mein Sohn!" berichtete die Mutter. „Die von seinem Vater hinterlassenen Güter sind so umfangreich, die Bewirtschaftung in den letzten Jahren, wo die Wunderlichkeiten des Alten über alles Maß gingen, ist so vernachlässigt worden, daß es Wittekinds ganzer Kraft bedarf, um alles auf der gebührenden Höhe zu erhalten." — „Dann gibt er eine glänzende Aussicht auf Staatswirksamkeit auf! Oft hatte man geglaubt, gerade seine Hand würde stark genug sein, ganz die Regierung der aufgeregten westlichen Provinzen zu übernehmen." — „Wir haben darüber ernste Beratung gepflogen!" entgegnete die Mutter. „Meinem Gemüt widersprach schon lange die falsche Stellung, in welche er seinem Glauben gegenüber geriet! Nein, es wird anders kommen. Er wird mit dem Vorangegangenen brechen und sich dem Geist anschließen, der in diesen Gegenden herrscht. Für mein Herz liegt darin eine tiefe Beruhigung!" — „Soweit ich unsern Volksstamm kenne, wird es einige Mühe kosten, die gegen ihn herrschenden Vorurteile zu widerlegen!" sagte Bonaventura überrascht. „Zumal, da Herr von Wittekind" — des Namens „Vater" konnte sich Bonaventura nicht bedienen — „in dem Rufe steht, seine frühere Stellung mit voller Überzeugung ausgefüllt zu haben." — „Wohl! Wohl!" sagte die Mutter. „Wittekind ist eine praktische Natur, wie es in gewissem Sinn ja auch der Kronsyndikus, sein Vater, gewesen. Doch jetzt hat er entsprechende Beschäftigung und wird, soweit ich ihn kenne, mit Behutsamkeit einlenken auf die neue Bahn, die auch seinem Gemüt eine größere Ruhe gewähren muß. Denn ebenso gut und weich kann er sein, wie er großmütig und aufopfernd schon zu

allen Zeiten gewesen —" In den letzten Worten lag eine rechtfertigende Erinnerung an Bonaventuras Vater, an dessen Flucht und Tod.

Als Bonaventura schwieg, nahm die Mutter diese Erinnerung mit stärkerem Nachdruck auf. „Du bist reifer geworden, mein Bona! Du hast die Welt schon in anderm Licht gesehen als damals, wo dir der Eindruck meiner Wiederverheiratung so befremdlich war! Nenne mich keine Schuldige! Beurteile mich nicht so hart wie der gefangene Kirchenfürst, der damalige Generalvikar, der nur deinen zweiten Vater haßte, weil er zu den Organen der Regierung gehörte! Wir besuchten den strengen Mann in seiner Festungshaft. Von einem Spaziergang auf den Wällen war er zurückgekehrt und wollte eben die Tabakspfeife, die er unbekümmert um den Brand, den er angezündet hat in der Christenheit, immer noch frohgemut fortraucht, wieder füllen, als ihm der Vater — Wittekind und ich gemeldet wurden. Dieser Besuch mußte ihn nicht wenig überraschen. ‚Ich hatte Sie in andern Beziehungen wiederzusehen erwartet, Herr Präsident!' sagte er, als er staunend unserm Beileid zugehört. ‚Dieser Schritt wird Sie in eine schiefe Stellung bringen, wenn anders Sie mich nicht als ein Bevollmächtigter der Regierung besuchen!' Wir benahmen ihm diese irrtümliche Voraussetzung und erklärten, daß wir gedächten, Frieden zu schließen mit denen, mit welchen uns Geburt, Abstammung, gleiche Überzeugung in eine Reihe stellten. Er erwiderte: ‚Es wird vielen so gehen, daß sie zur Erkenntnis kommen, und darum preis' ich mein Los und will es ertragen! Ich bin zum Eckstein geworden! Die Bauleute wollten mich verwerfen; aber über mir wird ein neues Gebäude errichtet werden! Ein segensreiches, vielleicht für ganz Deutschland!' Er entließ uns gütig. Deiner gedachte er mit der mein ganzes Mutterherz überwallenden Prophezeiung, daß dich Gott zu großen Dingen erlesen hätte. Schon wäre es im Werke, dich als Gesandten nach Wien zum apostolischen Nuntius zu schicken. Du staunst darüber? Das mußest du noch nicht? O, ich erkenne deine ganze Natur — in deiner Bescheidenheit! Mein Sohn! Mein, mein Sohn! ... So sei auch versöhnt und nimm die Vergangenheit so licht und rein, wie dort drüben der schöne Sonnenstrahl glänzt über dem blendenden — Schnee!" Das letzte Wort wurde mit einem Seufzer begleitet und scharf betont. Die Mutter fuhr fort: „Der Himmel sei mir Zeuge, daß ich an einen Abgrund erst geführt wurde durch die Umstände, nicht durch meine eigene Schuld! Die Worte des heiligen Sakraments der Ehe sagen: Und er soll dein Herr sein! Dies Wort, mein lieber Sohn, ist nicht darum allein gesagt, daß ihrem Gebieter die Gattin gehorsame, nein, der Gebieter soll ihr auch ein wirklicher Herr sein! Jede Frau hat das sehnsüchtige Bedürfen, in ihrem Mann den Führer, den beratenden Freund, in zweifelhaften und schwierigen Fällen den befehlenden Herrn zu besitzen. Mir war dein Vater das nie. Im Gegenteil: ich wurde für ihn der Gebieter! Nicht durch Laune oder Neigung zum

Herrschen, nein, durch die Umstände, die ihn unfähig machten, das Ruder selbst zu führen. Die Asselyns sind ein herrliches, edles Geschlecht, es ist schmerzlich, zu sehen, wie der alte Friesenstamm ausstirbt. — Benno kann den Namen nur ohne eigentliche Berechtigung fortführen. Franz, der Dechant, ist die Herzensgüte selbst, aber Himmel! wie ist Franz leichtsinnig gewesen! In seiner Jugend wandelte er die Bahnen jener Geistlichen, die in Frankreich den Untergang der Religion verschulden. Der zweite, Max von Asselyn, Bennos Adoptivvater, war ein tapferer, ritterlicher Herr, ein Offizier von seltener Bravour, doch ganz so abenteuerlich, wie dies in unserm träumerisch eigensinnigen Volksstamm liegt. Was er unternahm, befremdete. Brachte er wohl aus dem Kampf, wie andere, gerechte und nach Sitte erworbene Beute mit? Ich sah viele deutsche Offiziere, die in Spanien unter Napoleon kämpfen mußten, mit mancherlei merkwürdigen Dingen heimkehren. Ein Wehrförder, Vetter von mir, brachte, aufgerollt wie Landkarten, aus einem Kloster alte Bilder mit — er hat sie zu enormen Preisen verkauft. Max dagegen brachte ein Findelkind mit! Entweder einen Sohn von einer Nonne oder von einer sonstigen — man sagte in seinen Armen gestorbenen — Geliebten. Es ist aber wahrscheinlicher, daß sein Protest gegen die Vaterschaft begründet war und reine asselynsche Gutmütigkeit, daß er sich das Kind von Zigeunern oder Kunstreitern, die es gestohlen, aufbürden ließ. Der dritte Asselyn, Friedrich, mein Gatte, glich den andern nicht an Leichtsinn, aber an leichtem Sinn. Die Verlockung der Welt tat ihm nichts, aber die Zerstreuung alles. Nichts wurde bei ihm zum festen Vorsatz; eine ihm an sich liebenswürdig stehende Sorglosigkeit machte ihn zum harmlosesten Kostgänger der Schöpfung. Ja, mein Sohn, was Fritz sein nannte, gehörte allen. Jede Schuld, die ihn drückte, bezahlte er in dem Augenblick, wo er konnte, uneingedenk, daß ihn sein guter Wille in neue Verlegenheiten stürzte. Die drei Brüder taten ihr geringes Erbe zusammen, damit es Max bewirtschaftete. Dieser verband sich dazu mit einem jungen Ökonomen, Hedemann, einem Bauernsohn. Die Nachwehen des Krieges waren verderblich; 1817 war ein Hungerjahr. Max starb. Die Verlassenschaft wurde von den beiden Brüdern verkauft, und damit nur ja ein Käufer, der sich endlich fand (es war der jetzt so heruntergekommene von Enckefuß), dazu erschien, borgten sie wieder selbst — für diesen bei andern! So geschah alles, um — hier nichts zu haben und dort nichts! Nun gehört alles Unsrige hier den Münnichs. Wie gesagt, gute Menschen diese Asselyns, aber —! Sieh, dein Vater wurde Regierungsrat! Sein Gehalt war gering. Er verschwendete nichts, doch die Unregelmäßigkeit seiner Berechnungen stürzte ihn aus einer Verlegenheit in die andere. Der jetzige englische Oberst von Hülleshoven, ebenfalls ein Sonderling, jünger als dein Vater, schloß sich ihm damals an, teilte ihm Liebhabereien mit, wie sie hier noch jetzt dessen Bruder in den Türmen dieses reichen Schlosses nach Wohlgefallen verfolgen kann; denn diesem bezahlen die reichen

Dorftes seine Torheiten. Dein Vater ging ebenso mit Begeisterung auf alles Neue ein; er würde sich und seine Familie zugrunde gerichtet haben ohne einen wahren Freund — Friedrich von Wittekind. Bald wurde dieser der Zahlmeister des Hauses. Dein Vater verwies mich, um mit ihm zu rechnen, selbst an ihn! Wie sie beide Friedrich hießen, so wurden sie fast eine Person für mich! Dein Vater war imstande, die Tür zu öffnen und zu sagen: ‚Seid Ihr's? Ihr rechnet! Ich störe euch doch nicht?' . . . Wir saßen allerdings und rechneten. Ich war ehrgeizig und mochte nicht, daß auf unserm Hause Makel haftete. Das, mein Sohn, ist ein gefahrvoller Zustand für ein weibliches Herz! Ein Weib ist bedürftig der Liebe, gewiß! Aber ebensosehr will sie auch die Wertschätzung der Menschen. Und noch mehr, sie selbst will Hochachtung vor ihrem Mann hegen und sehen, daß diese andre teilen. Wie wurde ich wohltuend berührt, wenn Wittekind nur eintrat, der damals nicht viel hatte, der mit seinem zu jener Zeit höchst geizigen Vater in stetem Kampfe lebte und selbst kaum das Nötigste erhielt, während, wie leider jetzt nur zu erwiesen ist, doch gleichzeitig die größten Summen fortgingen, um die Folgen des frühern Leichtsinns jenes Gewalttätigen zu verdecken; die jetzt offen liegenden Papiere seines Nachlasses gewähren Einblicke in grauenhafte Verirrungen. Kurz, mein Sohn, die Augenblicke, die ich im Anfang meiner Ehe, dich unterm Herzen, dann dich auf meinen Armen tragend, auf dem kleinen Hof Borkenhagen zugebracht habe, wo du geboren und getauft wurdest — noch immer steht mir der damalige Pfarrer Leo Perl, ein getaufter Jude, vor Augen! — diese Augenblicke, sage ich, waren die glücklichsten meiner Ehe! Als aber diese Besitzung in andere Hände kam, ich in der Stadt bleiben mußte, dein Vater aus den Schulden nicht mehr herauskam, da wurde ich moralisch — das Weib seines Freundes, der ihm helfend zur Seite stand —! Alles war Wittekind, alles entschied dieser. Der rechnete, der sorgte. Reisen, die dein Vater machen mußte — Dienstreisen, denn er hatte die damalige Regulierung der Klöster, die Einziehung herrenlos gewordener geistlicher Bibliotheken und Archive unter sich — wiesen mich auf Monate an Wittekind. ‚Laß dir von Fritz geben!' hieß es in den Briefen. Guter Sohn, Asselyn erkannte diesen gefährlichen Zustand erst, als es zu spät war. Ich hatte mich an den Freund, der Freund sich an mich gewöhnt. Nimm an, du säßest im Beichtstuhl und hörtest das Bekenntnis einer beladenen Seele. Denn eine Last trage ich allerdings, eine schwere Last, eine kummervolle, die mir die Ruhe meiner Nächte raubt! Ach, dein Vater entfernte sich ohne Zweifel nur deshalb — — um den Freund und die Gattin glücklich zu machen! Fast muß ich glauben, daß der Gute, um uns in unserm Bunde nicht zu stören, sich selbst den Tod gegeben hat!" — Die vielleicht noch größere Strafe, der Mutter zu sagen: Oder daß er nur zum Schein starb und noch lebt? Daß ihn soeben Paula drüben im Tal von Castellungo als Eremiten und den Freund glücklicher Hirten und Ackerbauer gesehen hat — ? er verhängte

sie ihr nicht. So sehr ihn die verstandesbewußte Selbstrechtfertigung der noch immer anmutigen Frau herausforderte, so sehr ihm der Vater entgegentrat in der ganzen Liebenswürdigkeit seines träumerischen, von einer solchen Gattin nicht verstandenen und sicher so nicht, wie verdient, beglückten Sinnes, so beherrschte er sich doch und bestritt nur die Annahme eines Selbstmords. Der Vater wäre gewiß, gestand er mit Seufzen zu, ein Opfer der rauhen Alpennatur geworden.

Die umsichtige Frau bat den Sohn, einige Tage auf Schloß Neuhof zuzubringen, sich bei dieser Gelegenheit inniger dem Präsidenten anzuschließen, ihre Aussöhnung mit dem Geist der Gegend zu unterstützen, die Opferspenden zu vermitteln, die auch sie bereit wären, überall zu geben, wo damit ihr guter Wille in das rechte Licht träte. Endlich sagte sie noch: „Wittekind wird mannigfachen Rat und Beistand in seinen verwickelten Angelegenheiten bedürfen. Er war zweifelhaft, ob er sich deshalb an Benno wenden sollte! Ich riet ihm dazu. Doch zöge er dein Urteil vor, sagt er. Wer ist dieser Herr von Terschka hier, von dem ich soviel reden höre?" — „Der Bevollmächtigte des Grafen Hugo von Salem-Camphausen, des Erben der Güter der im Mannesstamm ausgestorbenen Dorstes." — „Ein geschäftskundiger, kluger Mann, hör' ich —" — „Ein vielseitiger, gewandter wenigstens —" — „Ein Jude, der Gütermakler Seligmann, rühmte ihn uns. Ich höre, Benno macht den letzten Versuch, die Rechte des Grafen Hugo in Frage zu stellen." — „Das wäre nur möglich, wenn eine Urkunde entdeckt würde, nach welcher das Dorstesche Familienstatut erst Kraft haben soll, wenn die Erben unsere Religion bekennen. Diese Urkunde fehlt aber, und wahrscheinlich fehlt sie auch nur deshalb, weil sie nie ausgestellt wurde. — Das Ganze hier geht an Protestanten." Beide verließen jetzt das stille Zimmer. Die Mutter hängte sich in den Arm ihres Sohnes. Den Wuchs hatte Bonaventura von dieser klugen und vorsichtigen Frau; das Herz vom Vater. Sie sagte: „Mein Heiliger!" zu ihm, lächelte und trat mit ihm in den Vorsaal. Eine Weile währten die Vorstellungen und Begrüßungen. Dann zerstreute sich alles. Bonaventura blieb bis zum Mittag. Paula erschien, als hätte gar nichts Auffallendes stattgefunden.

Inzwischen wurden Onkel Levinus und Tante Benigna von einer andern Gedankenreihe in Anspruch genommen. Frau von Sicking hatte ihnen geschrieben. Man hatte geflüstert und gerade am meisten, wenn Armgart nicht im Zimmer war. Diese merkte bald, daß etwas im Werke war, das nur auf sie Bezug hatte. Als sie den Namen der Stiftsdame Tüngel-Appelhülsen flüstern hörte, die sich schon oft der Bekanntschaft mit ihrer Mutter gerühmt hatte — sie war jene zweite Partie, die einst Jérôme von Wittekind hatte machen sollen und schien ihr Leben als Stiftsdame beschließen zu sollen — sagte sie geradezu: „Meine Mutter ist da!" Die Tante fuhr sie heftig an. Noch schwieg Armgart. Als aber Terschka durch einen Expressen aus Witoborn einen Brief bekam und sich so rasch empfahl, daß er nicht einmal bis

zum Ende des Mahls blieb, da saß Armgart besinnungslos. Noch ehe sich die Tante zu ihrem gewohnten „Nach-Tisch-Nicker" eingerichtet hatte, war sie verschwunden. Lange nach ihr zu suchen, war man nicht gewohnt. Fehlten ihr vielleicht noch zu ihrem „Vielliebchen" Nähseide oder Perlen, so ging sie, das wußte man wohl, zu Fuß nach dem Stift und scheute die einsame Wanderung von fast zwei Stunden nicht. Onkel und Tante fuhren nach dem Kaffee in der Tat mit eigentümlichem Geheimtun zu Frau von Sicking und ließen Bonaventura mit — Paula allein.

Armer Priester! Diese schöne Stunde des Alleinseins mit deiner dich wiederliebenden Liebe schenkte dir der Himmel! Er gab sie dir in ganzer, seligster Fülle! Er rief sogar an diesem Nachmittage Paula nicht in die Sterne zurück, ließ sie nicht wachend träumen, nicht mit geschlossenen Augen sehen. Sie blieb auf der Erde, in deiner Nähe, im lebendigsten, wärmsten Anhauch deines Atems — Und du erstauntest sogar, daß Paula nicht entschlummerte, obgleich an ihrem seidenen Kleide deine Hand hinfuhr, oft auch — zufällig — sie selbst berührte —! Du dürftest dir sagen: Dir, dir ist sie beschieden! Du würdest sie durch die Liebe erlösen können von all den magischen Banden, die sie gefesselt halten! . . . Gott wollte die Ehe und wollte gerade die deine mit diesem, nur durch dich zu heilenden Wesen! Und dennoch, armer Levit, was durftest du zu hoffen wagen? Gingst du am Flügel vorüber und lehntest die Efeuranken zurück, die den goldgerahmten Spiegel beschatteten, so sahst du — deinen langen, langen Priesterrock! Sahst du in die geöffnete Kupferstichmappe und prüftest das Zeichen des alten Meisters, das unter dieser Radierung, unter jenem Holzschnitt versteckt und unleserlich stand, so mußte dir erinnerlich werden, daß an deinem vorgebeugten Haupte Paula ja sah, wie dir die Schere die Mitte deines schönen Haares geraubt! Situation und Wille, Charakter und — die Liebe selbst schmiegte sich unter die Tyrannei des Gelübdes.

Allein, allein — mit Paula! Wie bestrickend schon, wenn sie sich selbst über das beurteilte, was ihr die Welt so voll Andacht bewunderte! Sie hätte eine Heuchlerin sein können, ohne daß man es merkte, und sie war es nicht. Sie hätte eine Despotin sein können, ohne daß man es merkte, und sie war es nicht. Sie war willenlos, eine durch sich selbst und durch andere Gefangene. Und so galt denn auch dem geliebten Priester ihre Liebe nur, wie sich ein Priester lieben lassen darf — in Andacht, mit geistiger Schwärmerei. Paula hatte — wie eben die Erziehung der Adligen auf der roten Erde ist, die von Schiller und Goethe nichts weiß — nicht viel gelesen, nicht viel gesehen. Sie konnte über ihren Kreis hinaus an schwierigen geistigen Dingen nicht lange teilnehmen; sie stand bescheiden zurück, allem Höheren nur im Zustand jungfräulicher Überraschung zugewendet. Aber diese Weise stand ihr hoheitsvoll. Auch ihm sproßten zu ihren Füßen Lilien, ihr Haupt trug eine Himmelskrone, ihre Schultern bedeckte ein himmel-

blauer Mantel mit goldenen Sternen. Nur daß sie das alles nicht von sich selbst wußte. Sie konnte lachen und weinen mit Armgart, furchtsam sein mit Tante Benigna, mit Onkel Levinus an die Möglichkeit, Gold zu machen, glauben. So hatte sie gelebt und mit Bonaventuras Nähe wuchs ihre Kraft. Sie fing an, sich über sich selbst Rede zu stehen und trat seit seiner Ankunft in allem und jedem mit festerm Willen auf. Aber was half es, daß sich zwei Menschen gegenüberstanden, von der Natur zum gegenseitigen Besitz bestimmt? Der tyrannische Gesetzgeber, der Schatten Gregors VII., streckte den Arm dazwischen. Seit Hildebrand durften die Priester nicht heiraten. Wo ist da die Verklärung der Weiblichkeit, die die Marienbilder in der aufgeschlagenen Kupferstichmappe verherrlichen wollen, diese Bilder, die ein Bonaventura, Lucinden gegenüber, selbst so begeistert gedeutet hatte! Vom Weibe verunreinigt würde der Priester? Sein Opferdienst am Altar in den gestickten Kleidern vergangener Jahrhunderte müßte ihn geschlechtslos machen? „Wir sind die Eunuchen des himmlischen Hofstaats!" rief dem im Augenblick Schwelgenden schon oft der Onkel Dechant. „Trügen wir eine reine Liebe zu einem Weibe im Herzen, unsere Hand würde ja unrein, den Kelch zu berühren! Unrein, um die Oblate zu segnen! Die Nähe des Weibes zerstöre die Kraft des Opfers, sagen die Frechen! Und wenn wir auch gestern beichteten, daß wir die tierische Natur mit aller Entfesselung der Leidenschaften in gemeinster Berührung ausgetobt haben: diese Sünde ist uns heute vergeben, hat keinen Einfluß auf die Reinheit unsers Opfers! Nur keine reine, keine dauernde, offene Liebe zu einem Weibe im Herzen — nur so nicht an den Altar getreten! Gatte, Vater — wie kann eine gebundene Hand die Geheimnisse der Wandlung vollziehen! Sünder — die duldet ihr am Altar! O Frauenwürde, so denkt Rom über dich trotz seines Marienkultus!"

In einer Mappe besahen beide einen Holzschnitt der altdeutschen Schule, wo im Hause des Lazarus Jesus verweilt und Maria Magdalena ihm die Füße wäscht. Dies kleine Bild, voll Wahrheit und Lieblichkeit, ließ beide eine Weile verstummen. Beim Umschlagen der Blätter ruhte Paulas Hand dicht an der seinen. Er fühlte die elektrischen Tropfen, von denen Paula im Schlafe behauptete, sie glitten ihr aus den Fingern und verlöschten auf dem Boden. Ihm verlöschten sie im Blut seines Herzens. Warum ergriff er nicht die sanfte, weiche Hand? Warum stieg er nicht mit ihr in den goldenen Nachen des Ideals, den sie würdiger lenkte als einst Lucinde jenen goldenen, in welchen sie sich, auf dem Teich des Neuhofer Parks, und in ein „Taubenhaus" flüchtete! — „Wissen Sie wohl," sagte Paula, „daß ich oft Sehnsucht habe, Lucinden wiederzusehen? Ihr Geist war hart und grausam, aber stark. Sie konnte Mut einflößen wie ein Mann. Auch unterbrach sie mein Leiden und ließ mich sein wie andere sind!" — „Aber mit den größten Schmerzen!" schaltete Bonaventura ein. — „Ich litt dabei, das ist wahr!" sagte Paula. „Die Ärzte meinten,

sie höbe die Nervenströmung auf. Aber ich sehne mich doch — recht heraus aus diesem — Doppelleben!" — In das eine, eine Doppelleben der Liebe! Auch das riefen die Stimmen in Bonaventura und die Arme taten sich auf, um Paula zu umfangen, sie an sich zu ziehen. Aber doch sprach er nur schüchtern: „Was bekümmert Sie jetzt so daran?"

Sonst schon war es Paulas Klage: Der Hochmut! Die Selbstüberschätzung! Auch jetzt wiederholte sie diese „Furcht vor sich selbst". Bonaventura entgegnete: „Stolz sein auf das, was uns die Vorstellung einer größern Vollkommenheit unserer selbst gibt, das ist keine Sünde. Jesus nannte sich sogar — den Sohn Gottes! Aber — auch Trübsale werden Sie haben! Wissen Sie, daß Ihre heutige Vision Anstoß erregte? Als ich mit meiner Mutter zur Gesellschaft zurückkehrte, war man befremdet, daß Sie mit Teilnahme bei einem Bilde verweilten, wo Sie einen Gottesdienst sahen, bei welchem der Kelch — von allen getrunken wurde!" — „Was sah ich denn?" fragte Paula träumerisch. — „Herr von Terschka behauptete, einen Eremiten, der in der Nähe des piemontesischen Schlosses Castellungo die Landbewohner zu einem Gottesdienst versammelt, zu einem Kultus, der dort wahrscheinlich unter dem Schutz der Gutsherrin, der Gräfin Erdmuthe steht!" — „Ich verweile oft bei jenem Schlosse!" erklärte Paula. „Ja! Man hat mich schon gefragt, ob ich nicht in Salem, nicht in Castellungo eine Urkunde entdecken könnte, die so emsig von den Feinden der Wiener Salem-Camphausen gesucht wird. Benno erzählte von dieser Urkunde; auch Terschka, obschon dieser mit leicht erklärlicher Zurückhaltung und Abgeneigtheit. Noch immer wird diese Urkunde gesucht. An Benno hat Prokurator Rück geschrieben, er möchte noch einmal, in Gegenwart Terschkas und des Onkels Levinus, die Archive von Witoborn und Westerhof durchsuchen lassen. Beide sind dazu bereit. Und so verläßt mich, sehe ich denn also, die Angst der Seele sogar in meiner Traumwelt nicht und zeigt mir wider Willen die Gegenden, wo sich — mein Schicksal entscheiden soll —!" — „Ihr Schicksal —? Paula —? Welche Zukunft fürchten — nein, welche — hoffen Sie?"

Diese Worte sprach Bonaventura wie im Brand der Liebe und — der Eifersucht. Nichts, nichts mehr hielt er jetzt zurück von der Saat seiner Tränen, die seit Jahren in den einsamen Stunden der Nacht und der Verzweiflung aufgegangen war. Seine Augen leuchteten. Seine Arme erhoben sich. Ein Frühling des reinsten, göttlichsten Menschentums schien um ihn her zu blühen und zu sprießen. Er bebte, schwankte. Und auch Paula zitterte. Sie sah in des Geliebten Blick die Frage: Und — wenn sich nun — die Urkunde — fände —! Wenn Sie dann wirklich, wie man allgemein glaubt — sich entschließen müßten — aus Standesrücksichten Ihre Hand — einem Manne zu geben — Da aber trat eine Störung ein. Draußen gingen lebhaft aufgerissene Türen. Jetzt erst erkannten beide, daß es um

sie her Nacht geworden war. Armgart trat stürmisch herein, im Hut, mit Pelzüberwurf, von der frischen Luft wie ein rosiger Apfel gerötet. Zwei Stunden Weges war sie nach Heiligenkreuz zu Fuß gegangen und schon wieder zurück. Nach ihr kam Terschka. Gleichfalls in einem Pelzrock, den ein grünes Schnurwerk zierte. Sporen klirrten an seinen Füßen; er riß eine Jagdmütze herunter. Er hatte Armgart auf Heiligenkreuz, wohin gerade auch ihn jener Brief abgerufen hatte, angetroffen und sie wieder zurückbegleitet, zu Fuß — über den gefrorenen Schnee hinweg. Der neu angenommene Dionysius Schneid (dem sein Verkehr auf dem Finkenhof ernstliche Verwarnungen zugezogen) mußte jetzt sein Roß aus Heiligenkreuz zurückholen. Terschka hatte es stehen lassen, weil er neben Armgart nicht reiten mochte, während sie zu Fuße ging. Sie hatte erklärt, ihn unterwegs sprechen zu müssen; sie war in einer dem scharfblickenden Weltmann unbegreiflichen Aufregung. Was sie mit ihm gesprochen, verriet Terschka nicht, obschon er wie Armgart mit Bangen und Aufregung sprach. Diese verschwand auf ihr Zimmer. Paula folgte. Mit Terschka, dem ihm Unheimlichen, allein zu sein, vermied Bonaventura. Zwei Worte noch Paula nachgerufen, die ihn mit holdseligst verlegenem Lächeln, mit jener Vertraulichkeit gleichsam für alles, was ein Weib auf Erden und im Himmel dem Manne sein kann, sich umblickend grüßte, und er war verschwunden.

Hinaus stürmte er in die schon hereingebrochene Nacht. Nichts von einem Wagen, dessen Anerbieten man ihm nachrief, vernahm er. Schon war er unten an der Hauspforte. Wie die eisige Luft seine glühende Wange streifte! Wie er fast die Locken, die er ehemals trug, im Winde noch flattern fühlte! Ein Geist des Trotzes, der Herausforderung an die Ordnung der ihn beherrschenden Dinge war über ihn gekommen. Er hätte an der kleinen Brücke das Geländer einreißen mögen, an das er sich halten mußte, als er den hartgefrorenen, glatten Weg beschritt.

Tot standen im Pfarrhaus die Bücher an den Wänden! Wo er hinsah, war von Strafe, Kirchenbann die Rede. Er hörte im Geist das schütternde Gelächter Müllenhoffs, wenn er seinen eigenen Einfällen applaudierte. Er hörte, wie ihn sein Kollege nennen würde: Salonschlupfer, Lavendelseele! „Lieber mögen sechs Straßenlaternen in Witoborn eingehen als ein einziges ewiges Licht in einer Kapelle!“ Das war ein Müllenhoffsches Wort, das ihm beim Schimmer der ihm jetzt nach seinem Zimmer vorangetragenen Lampe einfiel. Aber er lachte laut auf; zu seiner glücklichsten Überraschung und Beruhigung brachte man ihm einen Brief vom Onkel Dechanten. Nie noch hatte er so nach den geliebten Zügen gegriffen. Nie noch wie heute war ihm soviel Musik entgegengerauscht und soviel Duft entgegengeweht aus dem feinen Papier, aus den zierlichen, wie arabischen Buchstaben dieser Handschrift, aus dem langen, reichen Inhalt. Wie beglückend stimmte alles das zu dem Bilde Paulas, das nicht von seiner Seite wich.

„Lieber Alter!“ schrieb der Onkel. „So bist Du denn auf dem

Schauplatz Deiner ersten Jugend angekommen und grübelst vielleicht, ob in den alten Kirchenvätern das Schlittschuhlaufen verboten ist! Ich habe Dich sonst oft genug auf dem Ententeich zwischen Borkenhagen und Westerhof dahingleiten und durch graziöse Zickzacks unserm alten Friesenursprung Ehre machen sehen — Nun siehst Du, die Apostel wußten nichts von zwanzig Grad Kälte; wie konnten sie vorschreiben, ob ein junger Domherr schlittschuhlaufen darf usw. usw. Sage nur: Wie platt, rationalistisch, oberflächlich ist das wieder! Meinetwegen. Ich beneide Dich zuvörderst um die Triumphe, die Deine Rechtgläubigkeit feiern wird, unter den Weibsen! Fühlst Du's endlich, wie schön diese Veranstaltung Gottes ist, daß es Wesen gibt, die an der ganzen Weltgeschichte unbeteiligt bleiben und Alexander, Julius Cäsar und Innocenz III. nur auffassen unter dem Gesichtspunkt, ob solche Leute den Kaffee teurer machen, die Verlobungskarten seltener, die laufenden Moden durch plötzliche Trauergarderoben unterbrechen und dergleichen? Bewundere diese Geistesgegenwart, mit welcher, mitten in unsern Schmerz hinein und während noch die Männer ohne jede Sammlung stehen, schon die Frauen wieder bei einem Sterbefall ihr schwarzes Seidenkleid bestellt haben! Sieh, so haben mich die jugendlichen Regungen meiner Petronella in Erstaunen versetzt, die zwar von ihrer leiblichen — lies nicht etwa lieblichen — Schwester nichts geerbt hat, aber dennoch bereits ‚Schanden halber' in das zweite Stadium des äußern Schmerzes, in den grauen mit Violettschleifen, eingetreten ist! Studiere Weltgeschichte im Stift Heiligenkreuz! Zwanzig weibliche Wesen, die ohne Zweifel Deine Heiligkeit bewundern und vielleicht auch Dich endlich an die Wahrheit des Satzes erinnern werden: Mulier est hominis confusio."

„Ich sehe Dich aber auch, lieber Sohn, wie Du Dich endlich aus Blumen und gestickten Tragbändern und Portefeuilles herauswindest und wieder Deinen feurigen Eliaswagen besteigst, zunächst die Stufen des Altars und der Kanzel zu St. Libori, dann wohl auch die Treppen zu den Regierungskollegien, wo Du — ‚Gutes wirken' willst! Ach, mag Dir's dabei nur nicht so ergehen, wie mir damals, als ich wirklicher Dechant war und ein lutherischer Regierungsrat mir unter eine Rechnung für Öl, Wachs, Wein und Salz beim Salz regelmäßig beischrieb: ‚Ich frage wiederholt: Gehört in die Kultusrechnungen auch die Naturalverpflegung der Herren?' Wußte dieser Mensch nicht, daß zu unsern Taufen Salz gehört! Er glaubte, die Rechnung der Köchin hätte sich in die für das Kultusministerium verirrt. Damals schrieb ich an den Rand: ‚Salz ist ein gutes Ding; so aber das Salz dumm wird, womit soll man würzen! Lucä 14, 34' —. Du freilich wirst durch solchen ‚Druck' auf unsere ‚arme' Kirche nicht zum ‚Rechtgläubigen wider Willen' gemacht werden; denn nur Römlinge sehen nicht ein, welche verbesserte, wahrhaft glänzende Lage wir gegen früher bei alledem in partibus infidelium haben. Doch nichts vom Kirchenstreit! Was sagst Du zu dem noch immer unter polizeilicher Aufsicht stehen-

den Hunnius? Neulich rief er vor einer Gemeinde, die leider nicht die zu St. Hedwig in Berlin war, sondern nur die der Stadtkirche in Kocher am Fall, sage der Stadtkirche in Kocher am Fall: ‚St. Paulus war seines Zeichens ein Teppich-, kein Schleier-Macher!' Diese Anspielung auf Professor Schleiermacher in Berlin fiel natürlich bei uns auf den Weg."

„Bona, ich warne Dich nur, Deinem Diözesanklerus etwa in jugendlicher Begeisterung Konferenzen vorzuschlagen, schriftliche Arbeiten zum Zirkulierenlassen, Lesezirkel, eine Archipresbyteriatsbibliothek und ähnliche Reformphantastereien, die uns arme Einsamkeitsschlucker und Trübsalbläser erheben, zerstreuen, bilden sollen! Du bringst damit nicht durch! Stelle Dich blind und taub für alles, was Du hören und sehen wirst! Unsere Kirche bessert sich einst; aber nur durch große Revolutionen. Bis dahin emanzipiere sich ein jeder für sich, mache sich zu einem kleinen Privat-Pantheon der gesunden Vernunft und, soll ich Dir raten, suche Dir in Witoborn höchstens nur die allerältesten Priester heraus, alte säkularisierte Benediktiner, einen alten Kapitular, der vielleicht ein armseliges Zimmerchen im Seminar bewohnt, nur um seine Einkünfte für ein paar alte Schwestern zu sparen. Da wirst Du vielleicht noch einen oder den andern Menschen finden von Gemüt, von herzverklärtem Geist, von lieben alten plauderhaften Erinnerungen an eine Zeit, wo Lessing seinen ‚Nathan' auch für uns gedichtet hat, und mancher junge katholische Priester lieber eine schöne lutherische Predigt von Spalding und Reinhard ablas, als selbst eine viel weniger schöne machte. Da ist im alten Jesuitenstift ein Gang, wo alle Generale der Jesuiten abgebildet sind! Sieh sie Dir an! Einer schaut pfiffiger aus als der andere; die Spanier sind besonders schlau; die Deutschen von einer kläglichen Unverbesserlichkeit, sämtlich, wie es scheint, aus der dümmsten Gegend Deutschlands, dem Innviertel; nur einen sieh Dir recht an: der hat eine furchtbar lange Nase, scheint mir aber der gutmütigste von allen. Seine Nase ist ganz die Ablagerungsstätte für seine Schnupftabaksdose. So sah der alte Rektor dort aus, als ich bei Witoborn lebte und ein alter lieber Freund von mir, ein ehemals jüdischer Gelehrter, den ich in Paris kennen gelernt hatte, der dort konvertierte und ins Seminar trat. A propos, solltest Du unsern harmonietrunkenen Löb Seligmann von hier sehen: Die Hasen-Jette läßt ihn grüßen und von seinem Davidchen anzeigen, daß sich dessen Beine stärken und sein Geist von Tag zu Tag dem des jungen Samuel ähnlicher wird —! Findest Du unter den Priestern einen solchen kleinen dicken alten Mann mit langer Nase und einer Schnupftabaksdose in der Hand, dann grüße ihn von mir, er kennt mich gewiß. Der alte Rektor freilich, später Bischof, ist jetzt tot —."

„Sonst — wenn Du arme Kaplane siehst, für die das Wort Stolgebühren bisher nur erst im Examen vorgekommen ist und die am ‚Freitisch' bei ihrem Pfarrer verhungern müssen: nun, immerhin, lege für mich aus, Bona, falls Du einige ihrer drückendsten Schulden

auf anständige Art tilgen willst, und wende ihnen Meßstipendien zu, soviel nur Seelen am Vorhof des Himmels schmachten, und laß die armen Tröpfe nicht herumlaufen und um Messen betteln und bei jedem Sterbefall lungern, ob auch für sie ein Knochen von den zweihundert gestifteten Erlösungsbitten à 10 Silbergroschen abfällt! Und findest Du am Münster in Witoborn arme, blasse, heisere Vikare, die statt der bequemen Domherren Brevier singen müssen und schon um den letzten Ton in ihrer Kehle gekommen sind (könnte doch Löb Seligmann aushelfen!), so zeige dem Bischof die stummen Opfer Roms und seufze immerhin in meinem Namen vorläufig wenigstens um deutsche Sprache statt lateinischen Gesangs! Lebt denn dort noch die Quart? Muß denn auch da jeder neuernannte Pfründner den vierten Teil seines Einkommens dem Bischof zinsen? O, würde das Geld doch angelegt für eines Priesters alte Tage, wo der Unglückliche freudlos, ohne liebende Hand, die für ihn sorgt, ohne ein Herz, das seine grämelnde Laune erträgt, in das Eremitenhaus ziehen muß oder in einen alten Profeßhof kommt, diese Invalidenhäuser der römischen Armee, wo es zwar keine Stelzfüße, aber arme unglückliche Seelenkrüppel genug gibt! Bona Bona — nun komme ich doch in die Reformen! Man sagt, unterm Mikroskop wäre unser reinstes Quellwasser voll garstiger Infusorien — und auch Windhack behauptete das und verleidete sich dadurch schon allzulange das Wasser und trinkt lieber vom Kocherer Wein und fast zuviel —; nun denn, an dem Sold, von welchem der Priester sein Dasein bestreitet, läßt man ihn täglich nur zu schaudervoll sehen, wo derselbe herkommt, läßt ihn naß aus allen Taufbecken in seine Hand gleiten, wo dann noch frisch jeder Seufzer, jeder Fluch der Armut am Gegebenen klebt. Schule und Kirche möchte ich doch solange, bis die Heiden oder andere Apostel kommen und eine neue Religion bringen, vom Kleinhandel des eigenen Erwerbs befreit sehen."

„Priesterwürde! Ja, das Wort lasse ich vorläufig gelten. Aber siehe Dich nur recht um und überzeuge Dich, wie jetzt nur ein ganz gewöhnlicher Unzufriedenheitsstoff, der in der Welt lagert und sich gern möglichst loyal und ohne zehn Jahre Festung austoben möchte, diesen neugepredigten Anhalt an Rom sucht! Der Jakobiner versteckt die rote Mütze unter der Kapuze, der Provinzialgeist stemmt sich wider die Zentralisation, den katholischen Plattdeutschen beschämt das vornehme Air des lutherischen Hochdeutschen, der Jurist vom Code Napoléon will nichts vom Landrecht wissen, die Fürsten im Süden fürchten die Kraft der Fürsten im Norden; bloß das, das allein, gibt den feurigen Teig des jetzigen Umschwungs, wie bei der Erdrindenbildung. Die Jesuiten und Jesuitengenossen kennen das und kneten den Teig, und selbst, wenn sie nur kleine Agnus Dei daraus machen, all ihre Süßlichkeit riecht nach Pech und Schwefel! Du wirst Geistliche bei Witoborn sehen, die so liebfromm sind, daß sie sich nicht mehr die Zähne putzen, bloß weil sie dabei fürchten, da sie doch nüchtern die Messe

zu lesen haben, etwas Wasser zu verschlucken! Und worauf beruht diese Dumpfheit des Geistes bei den Bessern? Auf dem Glauben, daß man Vater, Mutter, Heimat kränke, wenn man irgendwie vom Althergebrachten abgehen wollte! Dem Gemüt schließen sich hier Eigensinn und Eitelkeit an. Man glaubt, daß man von der Aufklärung wegen äußerlicher Dinge verspottet werde, wegen seiner Aussprache, wegen seiner dürftigen Gegend, ob der Zurückgebliebenheit seiner Städte. Nun trotzt man, nun erklärt man auf seinen einsamen Höfen und Kampen die Lerche ebensogut trillern hören zu können wie im schönsten Schweizertal, trotzt, daß man in seinen dürftigen Städten manches auch mit wildem Wein bewachsene liebe Haus kenne, manches Fenster, wo Mädchenköpfe hinter Blumen herausschauen, sollte auch die Liebe bloß plattdeutsch sprechen. Und so hält man denn mit Zähigkeit gerade, justament, fest an seinem Zopf! Das ist mit unserer Kirche überall so, seitdem die Reformation in dem stattlicheren Gewande der Wissenschaft und Bildung einhergehen durfte. Überall erscheint die Ketzerei den Leuten als eine Verhöhnung nicht etwa des Glaubens — man gibt bedenkliche Schäden an ihm zu — sondern als ein Geringachten der anderweitigen Gemütlichkeiten, die sich für den Menschen an seine alte ehrwürdige Großmutter knüpfen —."

„In Deutschland — laß mich in einem Briefe, wie ich ihn seit Jahren so lang nicht geschrieben habe, fortfahren — in Deutschland sollte nun längst die Bildung und die gemeinsame Geschichte unsers Volks diesen Zwiespalt aufgehoben haben! Aber jetzt sieh, wie gesorgt wird, daß dieser Bruch ewig bleibe! Du wirst im ganzen Stift Heiligenkreuz vielleicht nur ein einziges verstecktes und bestäubtes Exemplar von Goethe, zwei oder drei Exemplare von Schiller finden, dagegen alle Blumenlesen, alle nervenangreifenden Kräuterapotheken unsers Beda Hunnius. Ich weiß nicht, ob es jetzt in Westerhof besser ist. Graf Joseph ging über Stolbergs Horizont nicht mehr hinaus, Levin von Hülleshoven ist ein geistvoller, unterrichteter Mann, aber schrullenhaft und afterklug. Die Sicherheit, mit der er sich schon vor vierzig Jahren auf den Bau der Pyramiden verstand, während ihm jeder Backofen, den er bauen ließ, zusammenfiel, wird sich bei seinem Leben unter lauter Frauen nicht gemildert haben. Abenteuerliche Gelehrsamkeit ist allda ein Steckenpferd. In jedem Dorfe wirst Du die rechte Stelle finden, wo Hermann den Varus schlug. Ist es zweifelhaft, wo das Midgard der Asen lag, so wird man immer gegründete Vermutung für ein Torfmoor bei Eschede oder eine Wiese bei Lüdicke haben. Dieser hinter Vaterlandsliebe sich versteckende Hochmut ist — leider allen Deutschen eigen! — Er kommt bei keiner Nation so vor, wie bei uns, nur Levinus würde vielleicht hinzusetzen: „Doch, bei den Tschippewäern!" Noch immer sitzen gewiß die Frauen und lauschen solchen Orakelsprüchen, und auch Männer genug gab es, die vor Levins Weisheit den Hut zogen. Die Kunst ist bewunderungswürdig, mit welcher jeder eitle Mensch versteht sich eine Gemeinde zu

bilden! Selbst Windhack hier versteht's. Windhack und Levinus ziehen eben nicht die Gelehrten in ihr Vertrauen, sondern die Fischer, die Zöllner, die Teppichmacher, und nicht die — Plato und Schleiermacher. Doch genug von diesem — ohnehin anstößigen Kapitel."

„Ich komme auf Westerhof zu sprechen, weil ich möchte, daß Du Deine liebevolle Versöhnlichkeit anwendest, um zwischen dem Ehepaar Ulrich und Monika eine Ausgleichung herbeizuführen. Ich höre, daß die Komtesse Paula Wunder tut und in die Zukunft sieht. Bis jetzt hab' ich noch in allem, was ich davon erfuhr, zu viel Aberglauben der dort landesüblichen Sorte gefunden. Du wirst wohl so gut sein, mich darüber ins klare zu setzen; denn an und für sich habe ich Respekt vor den geheimnisvollen Ein- und besonders den — Ausgangspforten aus unserm rätselhaften Dasein. Sonst würd' ich dich bitten, das schöne junge, Dir so besonders werte Wesen zu ersuchen, sich bei den Schicksalsmächten zu erkundigen, was über jene Verwickelungen beschlossen ist. Was wir hier so aus unsern sichtbaren Gestirnen entnehmen können, ist die kurze und bündige Absicht Ulrichs, der zwar minder gelehrt, aber willensstärker als sein Bruder Levinus ist, nächster Tage nach Witoborn zu gehen, auf Westerhof ein kurzes und bündiges Wort zu sprechen und sein Töchterlein Armgart mit sich zu nehmen. Zugleich flattert wie eine Taube um ihr vom Geier bedrohtes Nest die Mutter und wird, wie sie mir schreibt, nicht verfehlen, das zu beanspruchen, was ihr allein gehöre. Da könnten denn also diese beiden Menschen sich gegenübertreten und nach meiner Meinung die oft im Leben vorkommende Szene aufführen, daß sich zwei Leute gerade deshalb nicht verstehen, weil sie aus einem und demselben Stoff geschaffen und eben füreinander bestimmt sind. Denn in der ersten Liebeszeit sucht man sein Gleichartiges — Du kennst das nicht! — in der zweiten Liebeszeit sucht man sein Gegenteil und in der dritten Liebeszeit erst kommt man wieder auf den richtigen Instinkt der ersten Liebe zurück und will nur das, was unserer Natur gleichartig ist. So ging es diesen beiden Menschen. Ein Zufall verband sie und sie gehörten sich einander. Da kam eine Willensprobe. Diese scheiterte an ihren harten Köpfen. Jetzt scheinen sie vollkommen reif, sich gerade so zu lieben, wie man sich eben noch liebt, wenn man Kinder hat, die schon selbst von Liebe sprechen. Auch das trifft zu: Jede Liebe, die sich noch in spätern Jahren bewähren soll, muß eine andere Nahrung haben, als der erste Jugendlenz, der allein schon an seinem schönen Blütenduft genug hat. Ein Drittes muß sie haben, um dessentwillen sie da ist, um dessentwillen sie sich bewährt, nicht bloß die übliche „Brücke" der Liebe zu den Kindern, sondern eine Idee, und wäre es die Erziehung dieser Kinder, eine Erziehung höherer Art, eine Erziehung mit Bewußtsein und Gedanken. Immer habe ich gefunden, daß zuletzt doch in den gleichen Ideen eine unendliche Bindekraft liegt. Zwei Feinde, die sich auch nur einmal in einer gleichen Idee begegnen, können sich versöhnen."

„Bis zu Mariä Verkündigung bleibst Du wohl noch in der dortigen Gegend; zur Osternzeit werden sie Deine Schultern in der Kirchenresidenz brauchen. Ich werde bald meine dreijährige „schwere Arbeit" antreten und auch meine „Visitation" — an der schönen Donau halten. Frau von Gülpen zittert, mich Windhack allein überlassen zu sollen, sich zu denken, daß ich bei meinen alten Kreuzsternordensdamen eines Abends sanft beim Whist einschlummere, ein à tout in der Linken, ein „ich passe" auf den Lippen. Ach! so ginge ich am liebsten heim! Aber das kommt mir bei dieser Reise noch nicht, ich weiß es; ich habe die Ahnung, daß ich noch viel, viel böse Ungewitterwolken sich entladen sehen soll. Der Oberprokurator Rück bot mir eine Kommission an, die ich jedoch ablehnte. Kardinal Ceccone kommt von Rom als apostolischer Nuntius an die Donau. Ihm und dem großen Staatskanzler will man die Lage des gefangenen Kirchenfürsten und die Zukunft Deutschlands ans Herz legen. Don Tiburzio Ceccone zu sehen wäre mir von Wert; aber von seinem Munde hören zu müssen, was geschehen soll, um in Leibnizens und Kants Vaterland diejenige Luft hinüberzuleiten, die man in den Hörsälen des Collegio Romano atmet — das könnte mein à tout beschleunigen! Übrigens droht mir trotzdem eine gewisse Beziehung zu Rom. Auch Dir dürfte sie sich nähern, wenn Dich Dein Stiefvater in Vertraulichkeiten einweihen sollte — denn ich lese soeben, während ich dies schreibe: der Kronsyndikus ist gestorben! Ruhe seiner Asche! Sorge, daß bei allem, was jetzt etwa zur Sprache kommen könnte, nur Priester zugegen sind! Darin hatte Benno wahrlich recht: Der Beichtstuhl — — — Doch genug für heute! Grüße ihn von mir — meinen armen — Zigeunerknaben! Wer weiß, ob ich jetzt nicht endlich gegen ihn beredsam werden muß, wenn er mir, so wie Du im letzten Sommer, aus Gräbern der Vergangenheit alte Erkennungszeichen — unserer Sünden bringt —! Hast Du nichts mehr von dem Leichenräuber vernommen? Grützmacher und Schulzendorf sind verdrießlich — über die verfehlte „Prämie" — Spät Abend ist's geworden — — Musik höre ich schon seit lange nicht mehr — Die Tante korrespondiert mit ihrer „Familie" und will mich durch eine noch immer nicht entdeckte Nachfolgerin ihrer letzten „Nichte" überraschen. Diese letzte — kam, höre ich, um — Deinetwillen! Bona, ich hätte sie nicht von mir gestoßen. Drei Tage war sie bei uns und sie sind eingeschrieben in die Chronik der Dechanei wie mit Flammenschrift. Selbst den Tod des Lolo (ein Trauerfall, von dem Du wohl noch nicht gehört hast) schreibt die Tante auf Fräulein Schwarzens Rechnung. Mit Beda Hunnius korrespondierte sie und die Regierungsräte lasen — und belachten ihre mit Beschlag belegten Briefe. Um so stolzer erhebt sie ihr Haupt. Ich höre, sie beherrscht das Kattendykesche Haus und niemand mehr, als — den Oberprokurator Rück. Deine Liebe muß also — goldene Locken tragen? Muß — im Mondlicht wandeln? Seltsam! Seltsam! Zerreiße diesen Brief nicht, sondern — verbrenne ihn! Man hat Fälle,

daß zerrissene Briefe immer noch, falls man auf den Gedanken käme, nach unserm Tode uns heilig zu sprechen, gegen uns zeugen können. Ich glaube, Petronella setzt alles, was sie hat und noch zu erben hofft, daran, um mir nach meinem Tode diese unverdiente Ehre zuzuwenden. Ich habe seit Jahren nicht so viel geschrieben. Der Tod des Kronsyndikus versetzt mich — in wehmütige Aufregung. Lebe wohl, Bona, und denke nur immer, auch wenn Du vielleicht — — in diesen Tagen nicht über mich das beste vernehmen solltest, ich war schwach — sehr schwach, aber um der Liebe willen! Und so, fortan wie bislang, Dein treuer Onkel."

So erheiternd auch die Stimmung dieses Briefes anfangs auf Bonaventura hatte wirken dürfen, der Schluß regte zu Besorgnissen und befremdlichem Nachdenken auf. Dennoch verweilte er nicht allzu lange bei den trüben Schatten, die mit diesen Gedankenreihen in sein Inneres fielen. Zu sehr hatte er das Bedürfnis des Glücks und jede seiner Vorstellungen nahm bald wieder die freundlichste Gestalt an. So endete ein seit lange glücklichster Tag seines Lebens.

8. Vierzig Jahre.

Armgart war in äußerster Aufregung. Onkel und Tante waren von Witoborn zurückgekehrt und taten geheimnisvoll. Als Armgart von einer hinter ihrem Rücken getroffenen Verabredung sprach, um sie dem Vater zu überliefern, rief Terschka: „Sie dürfen nur Ihrer Mutter gehören! Sie ist die seltenste ihres Geschlechts, ein Edelstein in dem Bunde aller der vortrefflichen Menschen, in deren Nähe ich hier zu leben glücklich bin, eine Denkerin, ohne daß man an ihren Fingern die Tinte sieht, eine Priesterin an den Altären einer noch unausgesprochenen Religion, die alle Menschen verbinden und glücklich machen wird!"

Auf dies enthusiastische Wort ermunterte Paula, die von ihrem mit Bonaventura wie geschlossenen Bunde selbst noch berauscht war, den Sprecher, fortzufahren. Aber Armgart unterbrach ihn aufwallend: „Meine Mutter wird in ihrem Wiener Kloster keine andere Religion gefunden haben, als die des dreieinigen Gottes!" Auf diese entscheidende Äußerung trat eine Stille ein und kein behagliches Gespräch konnte mehr aufkommen. Nach dem Tee trennten sie sich alle.

Als Wenzel von Terschka auf seinem Zimmer war, machte es ihm der Diener so zurecht wie der „Rittmeister" seither immer gewohnt war, den Abend noch zuzubringen. Vor Mitternacht ging Terschka nicht zur Ruhe. Zwei Zimmer mußten erleuchtet sein. Auf drei, vier Tischen mußten Lampen stehen; auf jedem lag ein Aktenstoß von diesem oder jenem Inhalt — zu verzweigt war die Geschäftstätigkeit, der er sich hier zu widmen hatte. Geschäftlich war ihm seither alles vortrefflich gelungen. Er konnte seinen Gönnern und Freunden, dem Grafen Hugo und der Gräfin Erdmuthe, jetzt auch schon Monika Berichte voll erfreulicher Ergebnisse schicken. Die letzten Schikanen,

womit noch Rück gedroht, waren durch dessen Bevollmächtigten, Benno, gemildert worden. Benno verfuhr mit Entschiedenheit, vermehrte aber die Schwierigkeiten nicht. Die Regierung hatte die Parzellierung genehmigt. Löb Seligmann hatte die einzelnen Bestandteile taxiert und schon Angebote vermittelt. Der gute Mann fuhr und wanderte hin und her. Er hatte für seine Geschäftstätigkeit eine neue Provinz erobert; kehrte er nach Kocher zurück, so blies er sich schon jetzt das Horn der Extrapost für die letzte Station. Endlich wurde auch schon sofort eine bedeutende Geldsumme flüssig durch die an Thiebold de Jonge verkauften Waldungen. Der neue Besitzstand konnte nach Ostern vom Grafen Hugo angetreten werden.

Anfangs war in diesem Kreise Terschka derselbe, welcher er überall schien, der jeune homme von vierzig Jahren, eine Natur, die manchem unheimlich wirkte, weil sie niemandem standhielt. Doch erweckte auch sein Wesen niemandem besondere Furcht. Man konnte ihn nur nicht festhalten, nicht allseitig prüfen und ergründen; etwas unstetes lag in seinem ganzen Wesen. Er war gegen jedermann gefällig. Seiner schmächtigen, zierlichen, gewandten Gestalt stand es zu jeder Zeit, da einen Strickknäuel aufzunehmen, dort einer Zigarre Feuer zu geben und dabei doch wieder einen Befehl zu erteilen, den er dann halb schon selbst ausführte. Thiebold fand ihn „superlativ". Terschka schoß einen Vogel im Fluge, selbst im währenden Reiten. Seine Kunst, die Pferde zu zügeln, war Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Dennoch sagte Benno, nachdem er ihn einige Tage lang beobachtet hatte: „Dieser Mensch ist nicht schlecht und nicht gut, und jedenfalls hat er kein ehrliches Gewissen!"

Von Gräfin Erdmuthes verfehlter Begrüßung war Terschka zurückgekehrt ganz in der Aufregung, die der geheimen Zwiesprache zwischen Monika und der Gräfin entsprach, welche den Übertritt jener zum Luthertum und eine Vermählung mit Terschka wünschte. An dem Gesellschaftsabend bei Piter Kattendyk hatte Terschka in das Innere dieser jungen Frau blicken können, die, wie sich Luther aus Rom die Reformation, so sich aus einem Wiener Kloster die Freiheit des Denkens geholt hatte. Er hatte sie, noch vor dem Auflauf in den Straßen, noch vor dem militärischen Konflikt mit den Vereinen, in ihr Hotel begleitet, mußte aber Abschied nehmen, weil seine Rückreise eines Gerichtstermins wegen unerläßlich war. Nun aber schrieb er ihr öfters. Sie antwortete auch. Es waren Briefe der Konvenienz, wirkliche oder fingierte Geschäftsanfragen. Monika antwortete kurz. Eine Frau empfindet bald, ob eine Werbung aus dem tiefsten Bedürfnis des Herzens oder aus Träumen der Phantasie entspringt. Letzteres schien bei Terschka der Fall. Diese seltsame Naturerscheinung, silbergraue Locken auf einem halben Mädchenantlitz, körperliche Reize verbunden mit einem durchaus geistig gereiften Leben — Terschka hatte sich in den Strudeln der Welt genug bewegt, um auch einmal eine solche Verbindung neu und anziehend zu finden.

Seit dem Abend im Finkenhof war in Terschkas Wesen etwas gekommen, das Bennos Wort vom unehrlichen Gewissen zu bestätigen schien. Er unterzog sich seinen täglichen Geschäften, rechnete im Rentamt mit den Beamten, sorgte für die Vorbereitungen zur großen Jagd, besorgte seine Briefe, würzte das Gespräch mit Anekdoten, sprach über Frankreich, Italien — in Rom war er mehr zu Hause, als er einzugestehen liebte — aber seine Sätze waren abgerissen, seine Übergänge unvermittelt, seine Antworten zerstreut. Zu den Besorgnissen, die ihn erschreckten, kam die Entdeckung, die im Benehmen Armgarts lag. Warum hielt sie ihn heute nach Paulas Vision fest? Was wollte sie überhaupt schon seit lange mit ihm? Erriet sie seine Liebe für ihre Mutter? Mißtraute sie dem Briefwechsel, von welchem sie sich unausgesetzt erzählen ließ? Heute, auf der Rückwanderung von Heiligenkreuz, hatte sie mit ihm einen Ton angeschlagen, der ihn völlig befremden mußte. Daß um Armgart Thiebold und Benno warben, war ja ersichtlich. Ein keineswegs besonders scharfes Auge gehörte dazu, sich zu sagen, daß letzterer der Bevorzugte war. Und dennoch begann Armgart seit einiger Zeit ihm selbst eine Teilnahme zu widmen, die ihn zu verwirren anfing. Was hat das seltsame Mädchen mit dir vor? fragte er sich. Auf der Wanderung kam sie heute plötzlich von der Mutter ab und sprach nur noch allerlei wie im Traum durcheinander, bis ihr Terschka geschworen hatte, er wüßte nichts vom Angekommensein ihrer Mutter. Selbst heute abend ihr: „Gute Nacht, Herr von Terschka!" klang so süß und doch zugleich so absichtlich gemacht, so innig und zugleich so beklommen, so zurückgehalten —! Er sann und sann. Dann wollte er an Monika schreiben. Er wollte ihr Vorwürfe machen, daß sie in die Gegend zu kommen beabsichtigte, ohne ihn vorher in Kenntnis zu setzen. Verdien' ich Ihr Vertrauen nicht? hatte er sagen und sein ganzes Gefühl ausströmen wollen. O, ich ahne es, Sie werden sich mit Ihrem Gatten versöhnen! Ihr liebliches Kind wird Sie beide wieder verbinden! Die Hoffnung meines Lebens ist dahin —! Zwar hatte er noch nie zu Monika so gesprochen. Sollte er es heute wagen? Heute? In den Stimmungen, die ihn seit gestern erfüllten! In diesen aufgerüttelten Erinnerungen, in den quälendsten seines Lebens? In Ahnungen, Schreckensaussichten, die ihm plötzlich gekommen waren bei Nennung des Namens — Bosbeck? Bei Erwähnung jener beiden Knaben, die einst Hubertus aus dem Feuer gerettet —?

Wenzel von Terschka war 1799 geboren und in der Tat ein Böhme und in der Tat vom Adel, wenn auch vom allerärmsten. Sein Vater, einer herabgekommenen Familie angehörend, diente zur Zeit der französischen Revolutionskriege im österreichischen Heere und stand in jener Heeresabteilung, die anfangs unter Wurmser, später unter Erzherzog Karl gegen die französische Republik am Neckar, Rhein, an der Mosel mit abwechselndem Glück focht. Er diente bei den Kinsky-Ulanen. Seines Adels und Alters ungeachtet war seine Stellung nur

gering. Er hatte Leutnantsrang und bekleidete nur die Funktionen eines Regimentsfouriers. Ihm, der für die sichere Unterkunft der andern auf dem Marsche sorgen sollte, begegnete es, daß er selbst von seinem Regiment bei einem Überfall abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Die französischen Armeen hatten sich damals in Nassau und bis nach Hessen hin festgesetzt; der Gefangene blieb am Rhein zurück in der alten Stadt St. Goar. Seine Lage war hart; seine Gefangenschaft zog sich in die Länge.

Da erfolgte in Rastatt der noch immer unaufgeklärte Mord der französischen Gesandten. Die Welt war von Entsetzen ergriffen. Man fürchtete Rache an jedem gefangenen Österreicher. Der Leutnant von Terschka war verheiratet. Seine Frau gehörte dem niederen Bürgerstande an. Die wenig gebildete, kaum deutsch sprechende Frau besaß die Mittel, um dem Gatten zu folgen, von dem sie zu ihrem Schrecken in Erfahrung gebracht hatte, daß er gefangen war. Sie setzte sich, obgleich im siebenten Monat in der Hoffnung, auf die Post, reiste an den Rhein und kam in St. Goar an. Kaum jedoch im Wirtshaus abgestiegen, verfiel sie vor Anstrengung und Aufregung in eine Krankheit, die ihr und auch beinahe dem Kinde, das sie unterm Herzen trug, das Leben kostete. Sie machte eine Frühgeburt. Ihren von der Festung, die oberhalb der Stadt lag, herbeieilenden Gatten sah sie nur wieder, um von ihm für immer Abschied zu nehmen. Voll Rührung stand die Wache, die ihn begleitet hatte. Ein herzzerreißender Anblick! Die schon an Jahren vorgerückte Frau erlag dem Opfer ihrer Liebe. Das kaum atmende Kind — es wurde in der Nottaufe Wenzel genannt — war ein Siebenmonatskind. Daher Terschkas eigentümliche Unfertigkeit und scheinbare Unreife in seinem ganzen Wesen. Die Hebamme nahm das halbtote Kind an sich, besorgte das Begräbnis der Mutter; der Vater schrieb nach Böhmen um Geldmittel.

Dem Gefangenen verging auf der Festung Rheinfels, die oberhalb des Städtchens St. Goar liegt, eine trübe Zeit. Die Aussicht der Ranzionierung schien der Rastatter Gesandtenmord ganz zu vereiteln. Es ließ sich vielmehr des Gefangenen Abführung ins Innere Frankreichs erwarten. Die aus Böhmen erhofften Gelder blieben aus. Der Krieg wütete am Main und bedrohte sogar schon Thüringen. Die Hebamme war keine besonders wohlwollende Person. Da sie mit dem schwer zu erhaltenden Kinde ihre Not hatte, so drang sie auf eine Verpflegung bei andern Leuten; doch fehlten dazu dem Vater die Mittel.

Ein Mitgefangener hörte das Seufzen und die Klagen des unglücklichen Kriegers, hörte das Schreien des ihm zuweilen gebrachten Kindes, und schlug ihm eines Tages durch die Wand, die ihn von seinem Nachbar trennte, vor, das Kind an seine Frau zu übergeben, die unten heimlich im Orte wohnte, ihrerseits selbst nur ein Kind hätte und gewiß einem zweiten bis auf weiteres eine treue Mutter sein würde. Für die Heimlichkeit des Aufenthalts seiner Frau im

Orte gab er Gründe an, die so stichhaltig schienen, daß der Tiefgebeugte kein Arg darin fand. Der Offizier Terschka bewegte sich freier als der Mitgefangene, der übrigens kein überführter Verbrecher war, sondern nur streng gehütet und gefangen saß wegen mangelnder Legitimation.

Die Not und die Hoffnung auf baldige Ranzionierung bewogen Wenzels Vater, auf den Vorschlag einzugehen. Er erkundigte sich sogar nach seinem Nachbar und erfuhr da freilich, daß es ein Jude und Gauner war. Man vermutete, sein angeblicher Name Sontheimer wäre nicht sein rechter, setzte aber hinzu, daß man sich auch irren könnte. Niemand wußte, daß im Orte seine Frau lebte. Da Sontheimer zu dringend gebeten hatte, daß diese nicht genannt wurde, schwieg sein kriegsgefangener Nachbar und ließ sein kaum lebensfähiges Kind an den ihm von Sontheimer näher beschriebenen Ort, eine enge, dunkle Gasse dicht am Rheine bringen. Nach den obwaltenden Umständen war dies ein Glück für den Kriegsgefangenen. Haus und Herd gab es für Tausende nicht mehr. Zugleich mit den Armen zogen die Bewohner zerstörter und geplünderter Ortschaften mit Weib und Kind umher, und wo sich Waren und Gelder hingeflüchtet hatten, da lauerte die Nachstellung und der Überfall großer Verbrecherbanden, die wie giftige Pilze nach langem Regen aufschossen im ganzen verwüsteten nordwestlichen und südlichen Deutschland.

Noch immer erhielt der Kriegsgefangene seine Freiheit nicht. Oft dachte er an Flucht, wozu ihm nur die Mittel fehlten. Auf der Festung hatte er freiern Aus- und Eingang als die andern. Der Jude Sontheimer wurde nicht ins Freie gelassen, sondern gehütet wie der gefährlichste Verbrecher, ohne daß man ihm etwas vorhalten konnte. Oft erschreckten seine wilden Flüche seinen Nachbar. Voll Entsetzen dachte er an die Aufbewahrung seines Kindes in solchen Händen. Besuchte er dann aber wieder Sontheimers Frau, so fand er ein schönes junges Weib, das ihn zwar nur halb verstand (sie war eine Holländerin), auf deren Gemüt aber die Ermahnungen des Kriegers so lebhaft einwirkten, daß sie oft Tränen vergaß. Da wurde ihm denn freilich mit der Zeit klar, daß es mit Sontheimer nicht richtig stand; er forschte nach allen Seiten und suchte, ob sonst niemand sein Kind an sich nehmen wollte. Doch blieb ihm jede Hilfe vorenthalten. Die Spuren einer so weichen Gesinnung bei jener jungen Jüdin bestachen ihn; um so mehr ließ er sein Kind in ihrer Pflege, als diese die hingebendste war. Bei des winzigen Knäbleins schwächlicher Gesundheit kostete es nicht wenig Aufmerksamkeit, das Leben desselben zu erhalten. Diese Pflege, das sah er ein, würde ihm in so wilder Umgebung, bei diesen Durchzügen und Einquartierungen, von niemand anders gleich liebevoll und uneigennützig geleistet worden sein.

Allmählich entdeckte der Gefangene durch die Wandgespräche die wirkliche Gefährlichkeit seines Nachbars. Eines Tages beschwor der Jude den Krieger, mit dem ersten besten Gegenstand den Gefängnis-

wärter niederzuschlagen und ihm die Schlüssel zu rauben. Würden sie auf diese Art frei, so wollte er ihn „fürstlich belohnen". Nun begriff der Kriegsgefangene den Verdacht der Sicherheitsbehörden. Die Welt war damals von Schrecken erfüllt vor den großen Verbrecherbanden. Durch die schlechte Justizpflege der Grenzgebiete Deutschlands und besonders der vielen geistlichen Regierungen hatten sich von Straßburg bis zum Niederrhein alle zerstreuten Elemente des Gaunertums und der Heimatlosigkeit vereinigt und vorzugsweise wurde durch die überwiegende Teilnehmerschaft der Juden bewiesen, wie es sich an der christlichen Gesellschaft rächen muß, wenn man die Juden in einem abgeschlossenen Druck, in der Verweigerung der Ansiedelung und freien Erwerbsübung erhält. Man zitterte vor Abraham Picard, der unter hundert Verkleidungen und täuschenden Entstellungen seiner Person den Händen der Justiz immer zu entschlüpfen wußte und mit seinen Genossen und überall versteckten Helfershelfern von Holland bis zum Spessart raubte und sengte.

Mit sich kämpfend, was hier zu tun sei, stand der kriegsgefangene Österreicher verzweifelnd zwischen dem Verlangen, die Behörden auf die Gefährlichkeit seines Nachbars aufmerksam zu machen, und der Sorge für sein Kind. Voll Vertrauen zum guten Herzen des jungen Weibes wollte er diese zu Rate ziehen. Von seiner ihn immer begleitenden Wache geführt, kam er in die Stadt und in jene dunkle Gasse. Er suchte die Pflegerin seines Kindes auf, trat in ihr Zimmer und fand — es leer. Die Jüdin war entflohen. Mit beiden Kindern war sie seit einem Tage verschwunden. Außer sich, hielt er jetzt mit seinen Enthüllungen, wenigstens über die in der Stadt heimlich anwesend gewesene Frau des Gauners nicht mehr zurück. Sontheimer wurde mit ihm konfrontiert. Der seines Kindes beraubte Vater stürzte auf den Verbrecher zu, den er zum erstenmal in ganzer Gestalt sah, verlangte Auskunft über den Ort, wo sich sein Weib verborgen haben könnte, und hörte nur, wie sich dieser kecke, trotzige Mensch, von dem er bisher nur den aus dem vergitterten Fenster gesteckten Kopf gesehen hatte, mit einer Verschlagenheit herauszureden wußte, daß er aus Furcht vor Rache an seinem Kinde Anstand nahm, alles fernere zu gestehen, was ihm Sontheimer noch zugemutet hatte. Listig sagte dieser: „Es ist nicht mein Weib gewesen, sondern das Weib eines andern, der mir schuldig ist und den ich in Nimwegen verklagen muß, wenn ich auf freiem Fuß bin! Laßt mich ziehen! Ich heiße Sontheimer, bin ein ehrlicher Mensch und werde euch in Nymwegen die Frau zeigen, wo sie auf der Utrechter Gracht wohnt!"

Geschrieben wurde nun freilich hin und her. Aber gerade dem Niederrhein zu und in Holland wütete die Kriegsfurie. Städte gerieten in Brand; in nächster Nähe waren die Bauern der Lahngegend, Hessens, am Main bis zum Spessart hinauf als Landsturm organisiert — mitten in die von der Batavischen Republik heraufziehenden Heere hinein konnte sich der österreichische Krieger noch weniger wagen,

selbst wenn er entfloh. Aus Sontheimer war nichts weiter herauszubekommen. Auch da nicht, als endlich der Kriegsgefangene frei und mit vorgeschriebener Reiseroute an die Österreicher zurückgegeben wurde. Nicht etwa in seine Heimat durfte er zurückkehren, er mußte nach Italien gehen, wo gerade Suwarow die Russen und Österreicher gegen die Franzosen führte. Mit blutendem Herzen trat er seinen ihm vorgeschriebenen Weg an, ließ bei dem Maire von St. Goar die Erkennungszeichen des flüchtigen Weibes und seines Kindes zurück, bat einige freundlichgesinnte Herzen um Nachrichten, falls ihnen eine Kunde zukäme oder der Jude Sontheimer entlarvt würde, und ging über Mainz nach Bayern, von dort über den Vorarlberg nach Tirol und Italien, wo er in der blutigen, für Österreich siegreich ausgefallenen Schlacht bei Novi den Tod fand.

Es war Abraham Picard, der gefürchtete Räuber, selbst gewesen, der kurze Zeit nach der Entfernung des unglücklichen Kriegers in seinem Gefängnis auf dem Rheinfels ausbrach und noch eine Reihe von Jahren hindurch der Schrecken des Landes blieb. Jene junge Frau war in der Tat nicht sein Weib, sondern nur seine Schwiegertochter. Der Mann derselben, sein Sohn Heyum Picard, hatte ihm die Mittel zur Befreiung verschafft, aber auch schon vorher zur Sicherung sein Weib mitgenommen. Als die gemeinschaftlichen Maßregeln aller Regierungen diesem Raubwesen ein Ende machten, starb Abraham unter Henkershand. In den Niederlanden bildeten sich Freiwilligenkorps, die den in ihren Schlupfwinkeln verschanzten Räubern förmliche Treffen lieferten. Oft nach einer Gegenwehr, deren Heldenmut einer bessern Sache würdig gewesen wäre, fielen die Häupter der Gefangenen bei den Franzosen unter dem Beil der Guillotine, während die Holländer sie hängten oder nach Java schickten. Verdächtigen, den Hehlern und den unzurechnungsfähigen Kindern der Verbrecher brannte man Erkennungszeichen auf die Haut, um sie kontrollieren zu können. Die Kinder gab man unter die Obhut beaufsichtigter Familien. Auf diese Art wuchsen Wenzel von Terschka und Jean Picard in einem holländischen Dorfe hart an der deutschen Grenze zusammen auf. Jean Picard war des Abraham Picard Enkel. Die Mutter erlag den Anstrengungen und den Mißhandlungen ihres Mannes Heyum Picard schon vor dessen Gefangennehmung auf französischem Gebiet und seiner Abführung auf die Galeeren von Brest. Sie hinterließ ihren Pflegling sowohl, wie ihr eigenes Kind der Aufsicht eines Burschen, der bei einem Müller namens Sterz in Arbeit stand — Hanne Sterz, die wir kennen von den unterirdischen Gängen des Profeßhauses in der Residenz des Kirchenfürsten, war das Weib eines Hehlers, der den Gaunern auf einer einsam gelegenen Mühle auf der deutsch-niederländischen Grenze in die Hände arbeitete — Mittel zum Unterhalt fehlten nicht; ja es gab die reichlichsten. Dieser junge Mann hieß Franz Bosbeck und gehörte jener Familie des Jehu Bosbeck an, eines Christen und ehemaligen Offiziers, den sein dissolutes Leben

in die Berührung mit den verworfensten Kreisen der Gesellschaft führte und der zuletzt sogar seinen christlichen Glauben abschwur und Jude wurde. Als sowohl seinen wie den Freveltaten seines Bruders Jan Bosbeck endlich ein Ziel gesetzt wurde, eine mit beispielloser Kühnheit ausgeführte Flucht aus einem Turm in Nimwegen, wo Jehu Bosbeck neunzehn Monate lang mit den Füßen im Wasser gestanden hatte, das Signal zu einer gemeinsamen Verfolgung dieser Räuber auf Tod und Leben wurde, zogen sich alle zerstreuten Familienglieder, die tätigen und die nur hehlenden, in einem Versteck zusammen, einem Meierhof, der einem Mitverschworenen gehörte. Hier wurden sie umzingelt. Es gab einen Kampf, wie im offenen Kriege. Von Kugeln durchbohrt sanken die Verbrecher, die sich mit Verzweiflung wehrten. Über Leichen hinweg stürmten die Korps der wütenden Freiwilligen. Die Flammen ergriffen das Anwesen. Das Hauptgebäude, ein stattliches Wohnhaus, war durch die in Brand geratenen gefüllten Fruchtscheuern eine einzige Feuersglut. Da war es, wo der siebzehnjährige Müllerbursche Franz Bosbeck, ein Verwandter des Hauptführers, zwei Stockwerke hoch mitten aus den Flammen herunterſprang, in jedem Arm einen Knaben, Wenzel von Terschka im linken, den ältern Jean Picard im rechten. Wohlbehalten kam er auf dem Boden an. Die rauchenden Trümmer verbargen ihn in ihrem dampfenden Gewölk. Er konnte entfliehen, rettete sich mit den Kindern zu jener Mühle zurück. Als auch diese in Asche gelegt wurde, irrte er mit seinen beiden kleinen Pflegebefohlenen, abwechselnd bald den einen, bald den andern tragend, hinaus in Nacht und Verzweiflung. Terschka war damals vier Jahr alt, Picard, kein anderer als Bickert, jetzt Dionysius Schneid, der Knecht aus dem „Weißen Roß", einige Jahre älter. Noch wurde Terschka zuweilen durch die Erinnerung an diese früheſten Lebenseindrücke erschreckt wie im Fiebertraum. Wilde, leidenschaftverzerrte Gesichter, wie sie Rembrandt und Honthorst malten, waren es dann, die er im Geiste bei Laternenschimmer würfeln, Karten spielen, zechen sah. Auch Gold- und Silbergerät sah er aufgehäuft, Säcke mit klingender Münze getragen. Wieherndes Lachen erscholl. Plötzlich folgten ängstliche Ausrufe des Schreckens über Verrat. Dann blinkende gezückte Messer, geladene Pistolen; er hörte fluchen in einer Mischsprache von Holländisch, Deutsch, Jüdisch und Französisch. Nichts aber hatte sich unauslöschlicher seinem Gedächtnis eingeprägt, als jener Schreckensaugenblick des Brandes, des Hilfejammerns, des Sprunges aus dem Fenster. Alles das stand noch oft vor seiner Seele und doch war es ihm schon lange, als könnte es gar nicht gewesen sein und wäre nur die Erinnerung an eine Erzählung, die ihn nichts anging. Aber die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend. Das Schreckenvolle dieser Erinnerungen wurde durch ein ihm eingebranntes Mal immer wieder aufs neue bestätigt. Ein Jahr nach jener Flucht erhielt auch er dies Mal eingebrannt. Zwar hatte beide Knaben ein der Hehlerbande angehörender Scharfrichter aufgenommen. Ein Jahr wohnten sie

am Fuße des Hochgerichts. Hier, wo die Gerippe toter Pferde im Hofe moderten, unter den abscheuerregenden Vorkommnissen des Abdeckens, unter den Zurüstungen zu oft massenhaften Hinrichtungen lebten die drei Flüchtlinge, bis sie dem Scharfrichter zur Last fielen und sie von ihm der Regierung ausgeliefert wurden. Diese gab ihnen den üblichen Stempel und lieferte den ältesten zu Schiffe nach Java; den zweiten gab sie nach Frankreich, wo sein Vater in Brest auf den Galeeren saß; den dritten gab sie einer in Rotterdam zufällig anwesenden Kunstreitergesellschaft. Auch diese Trennung von seinen beiden Gefährten war Terschka unvergeßlich. Der gutmütige Franz Bosbeck, der jetzige Bruder „Abtöter", weinte zwar nicht, wie er und Jean Picard taten, aber er schied von seinen Pfleglingen mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Von seinem siebenten Jahre an bis zu seinem vierzehnten war Wenzel von Terschka Kunstreiter. Er kannte seine Herkunft. Sie wurde ihm nach den Untersuchungsprotokollen und den Aussagen des Heyum Picard gerichtlich bescheinigt. Doch lange noch lag die Welt in allgemeiner Kriegsnot und eine Eroberung der Vater- und Heimatsrechte für ein unmündiges, so wenig empfohlenes Kind setzte, als Napoleon mit Österreich im Krieg lag, niemand durch. Halb Europa durchzog Wenzel von Terschka mit einer holländischen Kunstreitertruppe. Bald war der Knabe der Liebling der Gesellschaft des berühmten Jän von Prinsteeren und auch der Liebling des Publikums. Seine Behendigkeit und Gewandtheit übertraf alles. Im bunten Kleide auf dem Rosse, in Paris, in London, in den Seestädten, erregte er Bewunderung, bis er in Amsterdam das Unglück hatte, ein Bein zu brechen.

Jetzt begann der große Völkerkrieg gegen Frankreich; die Truppe löste sich auf. Den langsam Geheilten nahm ein aus Holland heimkehrender Schweizersoldat mit sich nach seiner Heimat, dem Kanton Unterwalden mit. Zu Stanz war es, am Vierwaldstätter See, wo 1816 für die neue Befestigung der restaurierten italienischen Staaten schweizerische Mannschaft geworben wurde. Wenzel von Terschka, siebzehnjährig, nahm Handgeld von den römischen Werbern, die, wie dies für Neapel geschah, so auch für den Kirchenstaat, zum Schutz für unzuverlässige, erst neu hergestellte Zustände eine ansehnliche Truppenmacht zusammenbrachten. Als Lanzenreiter ging er nach Rom.

An Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fehlte es dem äußerlich zwar unscheinbaren, aber mit wunderbarer Elastizität ausgestatteten Jüngling nicht. Seine Reitkunst übertraf alles. Mut und persönliche Tapferkeit waren ihm nicht abzusprechen, obgleich die ihm eigene Weise von derjenigen seiner fest und sicherer auftretenden überwiegend schweizerischen Kameraden abwich. Die Schweizersoldaten sind in der Fremde das volle Abbild der heimischen Kantonalzustände. Ihre Mannszucht ist von unerbittlicher Strenge. Der Verkehr der aus den alten Landesgeschlechtern gewählten Offiziere mit den Gemeinen

ist streng geschieden. Das Hinaufrücken in höhere Stellen wird den letztern völlig unmöglich. Indes wurde Wenzel von Terschka bald Instruktor der Reitschule. Doch voll Unmut über die Dienststrenge und von einem sein Gemüt durchwühlenden Ehrgeiz getrieben, offenbarte er sich dem Geistlichen der Truppe. Dieser gehörte den Schweizern an und erwarb ihm für seine Wünsche um höheres Avancement keine Erhörung. Da verlebte Terschka auf dem schönen klassischen Boden qualvolle Jahre. Die täglichen Übungen auf der römischen Kampagna, in der Sonnenhitze, auf den dürftigen, vom Rosseshuf so vieler Kriege und Völkerwanderungen zerstampften und um jede Fruchtbarkeit gebrachten Heideflächen stimmten ihn oft zur Verzweiflung. Dann versuchte er den Übergang zu den Truppen, die inzwischen von den päpstlichen Behörden national organisiert wurden; aber sein empfangenes Handgeld verwies ihn in die Reihen derjenigen Krieger, bei denen er nun einmal stand. Verzweifelnd über die Roheit der Offiziere reklamierte er seine österreichische Untertanenschaft beim kaiserlich österreichischen Botschafter, durch dessen Kanzlei ihm die von ihm erbetenen Eröffnungen über seine in Böhmen befindliche Familie und sein mütterliches Vermögen zukommen sollten. Der strenge geregelte Gang des ganzen römischen Lebens jedoch, diese sich überall dort (wie in einem weitläufigen Palast, wo uns an jeder Treppe eine strenge Zurückweisung von Schildwachen zuteil wird, jede Tür uns ihre feierliche Aufschrift und ihr drohendes Wappen entgegenhält) beklemmend und angsterweckend gebende Geschäftsform verwies ihn immer wieder auf seine Kaserne, die nicht fern vom melancholischen Forum lag, unter den Trümmern der denkwürdigsten Vorwelt, nahe an jenen efeuumwucherten großen Termen, die man nicht sehen kann, ohne an die grausamen Zeiten zu denken, wo unter dem Namen der Gladiatoren Tausende in abgesteckten Lagern erst gemästet wurden, um dann als Fraß für die wilden Tiere oder, waren es Prätorianer, für den nicht endenden grausamen Krieg und die noch größere Grausamkeit der anstrengendsten Fußmärsche und Seereisen — von Indien oft nach Britannien — zu dienen. Oft kam ihm zwischen den einsamen weidenbewachsenen Hügeln, beim Fernblick auf die blauen Gebirge, beim Ahnen des hinter ihnen aufwogenden Meeres, der Gedanke an Selbstmord oder Flucht, Desertion; zuletzt schreckte ihn selbst der gewaltsame Tod durch die verwirkte Kugel nicht mehr.

Da erlöste ihn von dem ihm immer qualvoller gewordenen Schicksal der Monotonie, der Abhängigkeit im Dienstzwang und des unbefriedigten Ehrgeizes ein neuer — Unfall. Nicht das Bedürfnis nach Vertiefung seines regen Geistes war es, das ihn Augenblicke des wildesten Einsetzens seines ihm verhaßten Lebens leicht achten ließ; nur vorzugsweise der gebundene Ehrgeiz, die gebundene Leidenschaft tobte sich aus, als er zum zweitenmal ein Unglück zu Roß erlebte und, von einem für unbezähmbar geltenden Neapolitaner

abgeworfen, für tot auf dem Platze blieb. Sein Wagemut war durch Umstände herausgefordert, die an die Zeiten seines Kunstreitertums erinnerten. Die Schweizertruppen hatten sich 1821 ausgezeichnet bei Unterdrückung der Aufstände des Montferrat und Piemonts. Don Tiburzio Ceccone, der jüngere Sproß einer Familie der Nobili, war als Vorsitzender der Prêvotalhöfe gegen die karbonarischen Verschwörungen in kurzer Zeit zur höchsten Würde, zum Kardinalat, gelangt. 1819 war er, wie eine dunkle Sage ging, nahe daran, wie Holofernes von Judith, so von einem fanatischen Bürgermädchen namens Lucrezia Biancchi ermordet zu werden und 1823 saß bei einem Besuche, den der Allgewaltige der Reitbahn der Schweizer-Lanciers zur Anerkennung ihrer geleisteten Dienste machte, neben ihm ein Kind von vier Jahren, bildschön — wie es hieß, seine „Nichte", wie andere sagten, sein eigenes Kind, das Kind — eben jener Lucrezia Biancchi, die, wie man sagte, im Kloster der „Lebendigbegrabenen" noch leben sollte. Neben beiden, dem Kardinal und dem Kinde, saß in angemessener Entfernung, doch nahe genug, um auf keine Anrede des stolzen, üppigleidenschaftlichen, noch jugendlichen Herrn im schwarzen Kleide mit roten Strümpfen die Antwort schuldig zu bleiben, eine Dame, die zwar nicht mehr in erster Jugendblüte strahlte, aber immer noch mit dem Schönheitsausdruck römischer Imperatorenmütter. Es war die Herzogin von Amarillas, eine Emporgekommene, die frühere Sängerin Fulvia Maldachini. Ringsumher saßen die Würdenträger des römischen Hofes, auf einer mit bunten Teppichen belegten, mit Blumen geschmückten Estrade zuschauend den Reitkünsten der Arena. Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen würde bei dem Anblick gesprochen haben: „Offenbarung Johannis 16: Und ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Tiere, und sie war bekleidet mit Scharlach- und Rosinfarbe und übergoldet mit Gold und Edelgesteinen und Perlen und hatte einen Becher in der Hand, voll Greuel, und ich sah das Weib trunken von dem Blut der Heiligen und von dem Blut der Zeugen Jesu —!" Aber wie harmlos macht sich der Übermut der Machthaber! Lachen und fröhliche Lust auf allen Mienen, ganz so rein wie der tiefblaue Himmel über ihnen, wo nur wenige rosige Wölkchen wie kleine Montgolfieren hingen! Die Trompeten schmetterten. Das störte die Nachtigallen nicht, die sich nebenan in den Syringenbüschen einsam glaubten unter den ringsum liegenden zertrümmerten alten Säulenschaften. Wie schwatzte man durcheinander! Im Kreise gingen Sorbets. Ceccones Koch bereitete sie. Dann und wann lugte er mit seiner weißen Tellermütze hinter einem improvisierten, teppichbehangenen Küchenverschlage hervor. Ringsum guckte aus Villen und Klöstern und hinter alten Tempelsäulen und Termenbögen die abgesperrte Neugier des Volks in das tieferliegende Bild der schnaubenden Rosse und einer Quadrille, die von den besten Lanzenreitern auf Rossen ausgeführt wurde, die zu tanzen schienen. Neue kleine gol-

dene Skudis waren geprägt worden mit dem Bildnis des Stellvertreters Christi, zierliche kleine Halbdukaten, auf der Reverseite mit beziehungsreicher Inschrift für den neuen Triumph der Ordnung und des Glaubens. Eine Büchse voll davon rüttelte die kleine Olympia, wie die vierjährige „Nichte" genannt wurde, und plauderte und plauderte und rief wieviel das Kriegsministerium jedem als buona manchia verabfolge, der jetzt die schöne Quadrille zu Pferde tanzte. Kein Sirokko weht. Leichte milde Frühlingsluft nach langem Regen. Ein Duft ringsum, wie hergefächelt aus den Gärten der Hesperiden. Und nun macht sogar Ceccone ungeistliche Witze und spricht, wenn sich die Rosse nicht nach Sitte und Anstand aufführen, zu einem Mitglied des diplomatischen Korps — von „Hesperidenäpfeln". Frägt dann rasch die Frau des spanischen Gesandten ihren Mann: Qu'est-il qu'il a dit? so zitiert Eminenz selbst mit graziös lächelnder Miene und so, wie eben auch nur ein Kardinal lächeln kann, einen Vers aus Guarinis Schäfergedicht. Luft, Sonne, Licht, Farbe — Glück und Wonne ringsum — aber Wenzel von Terschkas Solo mißlang. Sein Neapolitaner war nicht so leicht gebändigt, wie die Revolution General Pepes. Der kühne Reiter liegt auf dem Boden und alle halten ihn für tot. Dort herauf ragt das Kolosseum, wo in solchen Fällen die Opfer ruhig aus den Schranken hinausgetragen wurden und der Römer sofort zur Tagesordnung, einem neuen Kämpfer, überging. Jetzt entsühnt ein Kreuz jene wilde Stätte und — was schuldigst du auch nur ewig Rom so ungebührlich an, greise waldensische Herrin von Castellungo! — das Karussell — hört im neunzehnten Jahrhundert sogleich auf. Man trägt den für tot Erklärten in das Ospizio de Benfratelli. Vorläufig wird die halbe Büchse voll Paolis für ihn allein bestimmt. Die andere Hälfte der buona manchia erhalten die andern ohne weitern Gladiatorenkampf. Die Herrschaften brechen auf und fahren von dannen. „Die Kirche will kein Blut." Wie wurde der Instruktor der Reitbahn bemitleidet! Man erfuhr: Drei Rippen waren ihm gebrochen. Auch das brachte man in Erfahrung, der Unglückliche trüge einen adeligen Namen. Die besonderste Obhut nahm ihn in Schutz.

Drei lange, traurige Monate lag Terschka bei den Benfratellen und war endlich geheilt. Er erklärte, kein Roß mehr besteigen zu können und keines mehr besteigen zu wollen. Er erbittet seinen Abschied. Man will ihm diesen nicht geben. Er soll in die Linie treten. Aber vorläufig schleicht er noch siech und elend in Roms Gassen am Stabe dahin. Aus Böhmen hatte Wenzel von Terschka die Kunde erhalten, daß schon vor Jahren die Verlassenschaft seiner Mutter in Konkurs geraten war; eine Feuersbrunst hatte ihr unversichertes Eigentum entwertet. Übrigens dachte er auch ungern an Verwandte, die Bäcker waren. Den Priestern, die im Hospital fungierten, erklärte er mit zagender Schüchternheit, daß er Lust verspürte, in den geistlichen Stand zu treten und sogleich in den Orden

der Jesuiten. Er glaubte dadurch von den Schweizern am schnellsten freizukommen.

Der Orden der Jesuiten war noch nicht lange wiederhergestellt und auch deshalb zog es Terschka zu diesem, da er sich die Kraft zu einem still beschaulichen Leben nicht zutraute. Er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt und hatte nicht viel gelernt, außer, ziemlich fertig, ein paar lebende Sprachen. Aber sein Verstand war mächtig entwickelt. Um seinen Zweck zu erreichen, wandte er eine List an. Er hatte den Mut, an die kleine Olympia zu schreiben und ihr in dem seither von ihm erlernten Italienisch durch ein Sonett zu sagen: „Du süße himmlische Kleine! Sei mein Schutzengel! Erwirke mir die Sporen des heiligen Georg, die mich nicht wieder, wie die irdischen, im Stich lassen sollen! Ich will für dich beten bei Ignazius von Loyola, der ja auch ein invalider Krieger gewesen ist und jetzt der Gottesmutter so nahe steht! Hilf mir auf diesen Weg, wo ich die und die frommen Werke zu deinem Preise verrichten werde, du süßer Engel!" Olympia, die Tochter jener Lucrezia Biancchi, die ihre Tugend geopfert, um den „Haß des Menschengeschlechts", wie die Karbonari den obersten Richter der Prevotalhöfe nannten, zu töten, hüpfte mit diesen Zeilen zur Herzogin von Amarillas, ihrer Erzieherin, ihrer Hofdame, wie man sagen konnte (Tiburzio Ceccone lebte auf fürstlichem Fuß und erzog die Tochter der im Kloster der Vivi sepulti gefangen und als „irrsinnig" lebenden Mutter, die den Tod verwirkt hatte, wie seine eigene). Abends beim Tee zeigte die Herzogin dem Kardinal die in etwas fehlerhaften, aber wohlgemeinten Versen vorgetragene Bitte des jungen Schweizerlanciers; der Kardinal mit seinem feurigen Cäsarenkopf lachte wie ein geborner großer Souverän, und Wenzel von Terschka, dessen Antezedentien man nicht kannte, klopfte eines Tages, freigegeben von den Schweizern — an die Pforte des Collegio Gesù.

Kommt man vom ehemaligen Kapitol herab und läßt zur Rechten jene Kapuzinerkirche liegen, wo eine kleine hölzerne Figur, in die Gewänder eines Wickelkindes eingeschlagen, „Bambino" genannt, gegen alle Anfechtungen des Lebens angerufen, ja sogar in Prozession aus der Kirche abgeholt wird zu Sterbenden oder Wöchnerinnen, so steht man an einem kleinen Platz vor einer Kirche, der reichsten in Rom, nicht der geschmackvollsten. Die Fassade, die innere Ausschmückung gehört der Kunstepoche Berninis an. Wagen über Wagen rollen bei ihren Stufen vor, Bettler in langen Reihen berühren die seidenen Gewänder der vornehmsten Damen und reißen den Eintretenden große lederne Decken auf, die Vorhänge der Türen, damit sie hindurch können. Drinnen empfängt dich ein mystisches Dunkel, Weihrauch, die stickigen Ausdünstungen von Tausenden. Nirgends in Rom wird so laut gebetet, so sicher gesungen, so feurig gepredigt wie hier. Marmor und Gold sind verschwendet, Grabmäler stehen mit Statuen von großen Meistern geschmückt, kostbare

Kapellen laufen ringsum, sie haben die bequeme Einrichtung, daß sie unter sich durch Türen zusammenhängen und als trauliche Winkel dienen, in denen man hinter einem Pfeiler flüsternd verweilen oder einer im Schiff laut daherschallenden Kanzelrede in aller Stille folgen kann. Am östlichen Ende liegt eine kleine Ausgangstür. Sie führt den Durchgehenden auf steinernem Fußboden in einen Nebenausgang — hier sieht man einen düstern Hof, in welchen die Fenster eines großen totenstillen Gebäudes hinausgehen, das sich dicht an die Kirche lehnt. Obgleich die Fenster vergittert, ja teilweise mit Brettern vernagelt sind, so ist es doch kein Gefängnis, sondern das Hauptkollegium der Jesuiten.

Terschkas Anmeldung wurde durch die Empfehlungen des Kardinals erleichtert. Ein Oberer empfing ihn, legte ihm Fragen vor und wiederholte diese Fragen noch einmal, nachdem sie schon beantwortet waren. Sonderbar, er fragte sogar nach Dingen, die in vollem Gegensatz zu dem standen, was er soeben aus Terschkas Antworten gehört hatte. Terschka sagte befremdet: „Ehrwürdiger Vater, ich hatte bereits bemerkt —!" Ein andermal: „Wenn ich schon gestand, keine tote Sprache zu kennen, so kann ich doch nicht Griechisch verstehen —!" Terschka ging. Der Obere nickte ihm freundlich nach. Was sollte das Examen bedeuten? Niemand ließ sich bei ihm sehen. Er wohnte noch immer bei den Benfratellen. Er war vergessen; wochenlang. Tag um Tag verging. Niemand rief ihn. Terschka geriet außer sich und beruhigte sich nur dadurch, daß er annahm, man belauschte ihn. Die Benfratellen klärten ihn auf. „Der Obere hat Ihren Charakter prüfen wollen! Sie sind ungeduldig! Nur deshalb stellte er sich Ihnen vergeßlich und schwachsinnig, um zu sehen, ob sich bei Ihnen eine heftige Selbständigkeit Ihres Wesens zeigen würde." Jetzt verstand Terschka das Benehmen des Obern. Voll Verzweiflung über sich selbst wollte er wieder an Signora Olympia schreiben. „Tun Sie das ja nicht!" hieß es allgemein. „So geh' ich noch einmal zum Obern!" — „Er wird Sie abweisen! Warten Sie in Geduld!" — Vier Wochen wartete Terschka. Dann rief man ihn in der Tat wieder. Er hatte „Geduld" bewiesen.

Ein anderer Oberer erschien und lobte Terschka, daß er sich beherrscht und nicht gemahnt hätte. Auch er fragte vielerlei und Terschka antwortete ruhiger und mit größerer Vorsicht. Nur als der Obere sagte: „So bleiben Sie denn jetzt sogleich hier!" und Terschka erwiderte: „Aber, mein ehrwürdiger Vater, ich habe erst meine Sachen zu ordnen!" da veränderten sich schon wieder die Gesichtszüge des Examinators. Wieder hast du nicht bestanden? Wieder hast du einen andern Willen als man vorausgesetzt gehabt! Er ging, nunmehr schon seine wiederholte Verkehrtheit ahnend. Doch verstrichen diesmal nur vierzehn Tage, die er warten mußte. Ruhig und ergeben schlich er endlich in das ihm angewiesene Zimmer.

Man gab ihm ein Neues Testament, den Thomas a Kempis

und Rodriguez über die Gesellschaft Jesu. Er konnte kein Latein. Nun ging es ans Lernen — in seinem vierundzwanzigsten Jahre! Aber alle Besuche, die er von zwei zu zwei Stunden bald von diesem, bald von jenem Ordensgliede empfing, verließen ihn mit dem Zeugnis, das sie den Oberen ablegen konnten, der junge Novize besäße Geist und seltene Welterfahrung. Außerordentlich schien er gefallen zu haben. Nach acht Tagen erhielt er ein gedrucktes Examen, das er schriftlich beantworten mußte. Er konnte es entweder deutsch oder italienisch tun. Das war eine peinliche Aufgabe! Sein Leben enthielt so gefahrvolle Dunkelheiten! Das Mal am linken Arme hatte noch niemand gesehen! Sein erster Beruf war der einer so schnöden Schaustellung seiner Person gewesen! Wie konnte er auf eine künftige Priesterweihe hoffen! Er verzweifelte vollends, als er in dem gedruckten Formular auf eine Stelle stieß, wo es hieß, daß er noch sechs Monate außerhalb des Hauses der Gesellschaft leben müßte und erst sechs verschiedene anderweitige Proben durchzumachen hätte! Er traute seinen Augen nicht. Wieder sollte er aus diesem Hause, ein halbes Jahr seines Lebens verlieren! Von jetzt an — es war zur Zeit der Sommermitte — bis zu Weihnachten wieder in einen nur halben Zustand zurückversetzt, wieder auf sich selbst angewiesen, auf die Unruhe und Ungeduld seines Herzens? Er hoffte auf Erlaß dieser Bedingung und hielt sie für eine nur gewohnheitsgemäß beibehaltene, aber außer Übung gekommene alte Förmlichkeit. Man holte das Blatt ab, dem er im übrigen vieles über seine Vergangenheit ganz wahrheitsgemäß anvertraut hatte. Drei Tage vergingen. Schon nahm er am gemeinschaftlichen Mahle teil, schon hatte sich manches einzelne Ordensmitglied, das ihm zusagte, herausgefunden, da wurde ihm mit freundlichster Miene angekündigt, daß er auf sechs Monate seine Zelle wieder zu verlassen hätte. Doch war schon für ihn gesorgt. Einen Monat sollte er bei den Schülern des Collegium germanicum wohnen, einen Monat in San-Michele Kranke pflegen, einen Monat sich als Wallfahrer kleiden und von Rom aus auf zehn Meilen in der Runde seinen Unterhalt durch Betteln suchen; dann zurückkehrend sollte er im Kollegium täglich einen Monat lang die Stuben reinigen, im fünften Monat aber in einer entfernten Kirche der Vorstadt Knaben in den Anfangsgründen der Religion unterrichten und im sechsten Monat allen Predigten beiwohnen, deren in den hundert Kirchen Roms drei oder vier täglich und zu verschiedenen Zeiten gehalten wurden, und darüber Referate liefern und bei allen diesen Proben zu gleicher Zeit immer auch die lateinische Sprache treiben.

Aufschreien hätte Wenzel von Terschka mögen vor Verzweiflung, aber schon band er sein Bündel und schickte sich an, ruhig diese Vorschriften zu erfüllen. Sein Auge blinzelte; er hatte bereits bemerkt, daß, wie beim Opfer Abrahams, der Wille hier zuweilen für die Tat genommen wurde; er hatte bemerkt, daß man allmäh-

lich auch unter dieser strengen Disziplin abzuhandeln und abzumarkten versteht. Und in der Tat, man ließ ihn zwar aus seiner Zelle schreiten, wies ihn aber doch nur zwei Stockwerke höher, um ihn zu jenen deutschen Knaben und Jünglingen gelangen zu lassen, die in Rom zu Priestern erzogen werden. Das Collegium germanicum war eben hier. Ein Rektor empfing ihn, lächelte seines Alters, sprach ihm Mut zu und alles das in deutscher Sprache — Pater Xaver war aus dem Innviertel. Ein rotes Kleid mit einem schwarzledernen Gürtel mußte Terschka anlegen wie seine Genossen. Um fünf Uhr mußte er aufstehen, das Sakrament in einer Kapelle besuchen, dann in einer Zelle Betrachtungen lesen, sie auswendig lernen, hierauf zur Messe gehen und erst um acht Uhr ein leichtes Frühstück nehmen, wozu noch Matutin und Laudes aus dem Brevier zu sprechen waren; so ging es von Stunde zu Stunde weiter bis zur neunten des Abends, wo im Nu sämtliche Lichter des Hauses erloschen sein und sich alle Schüler auf hartem Lager dem Schlaf empfohlen haben mußten. So zuerst acht Tage lang. Dann aber wurden die Vorschriften leichter. Glückliche Hoffnung, die ihn beseelte, er würde die fünf übrigen Monate erlassen bekommen! Sie erfüllte sich teilweise und in erfreulichster Art. Er brachte sie sämtlich bei den deutschen Jünglingen zu, deren Unterricht er zu teilen hatte. Schon die Scham, unter den Knaben ohne Bart verweilen und von vorn an Latein lernen zu müssen, beflügelte seinen Eifer. Er, der das Leben schon in allem kannte, was der natürliche Mensch ungestüm zu fordern pflegt — saß hier auf der Schulbank; sein Kleid und sein physischer Bau ließen den Blasierten, der den Sinnenreiz schon als unreifer Knabe genossen hatte, äußerlich so jung erscheinen wie die Neunzehnjährigen.

Seltene, aber glückliche Stunden waren es, wenn die rotgekleidete Schar in den ihr eigentümlich angehörenden Weinberg wandern durfte, um dort einen Nachmittag, meist ballschlagend und wettlaufend, zuzubringen. Dieser Weinberg lag nicht weit von Terschkas ehemaliger Kaserne, auf den Höhen des Monte Cölio, dicht an einer Kirche, die von außen die merkwürdigste, von innen die abschreckendste aller römischen Kirchen ist. Gerade den deutschen künftigen Priestern hat man die Rotunde des heiligen Stephanus zugewiesen, einen alten, denkwürdigen Bau, der mit Bildern grauenhafter Art geschmückt ist. Ausschließlich scheint sie dem Martyrium gewidmet. Da liegt die vom Henker abgerissene blutige Brust der heiligen Agathe auf der Erde; ein Tiger krallt seine Tatzen in das Fleisch eines nackten Jünglings; der heilige Hippolyt wird, mit seinen Füßen an flüchtige Pferde gebunden, dahingeschleift — es ist eine blutige Anatomie, eine Morgue, in deren Anschauung gerade die deutschen Jünglinge in Rom Erholung finden sollen! Wahrhaft erquickend war der zuweilen gewährte Besuch in den päpstlichen Gärten des Quirinals. Die blauen, gelben, grauen Jesuitenschüler erfreuten sich damals dieser Gunst öfter noch als die roten; jetzt lernt man auch die Be-

deutung dieser roten Jünglinge schätzen. Wie berauschend, wie an Rom fesselnd, dieses Wandeln bei Sonnenglut in diesen herrlichen haushohen kühlen Bosketts von geschnittenen Myrten und hier ein Kegelspiel, Trucco genannt, zu spielen! Unter diesen zahllosen Orangenbäumen, deren Blüten die Luft mit berauschendem Duft erfüllen! Ringsum tobt und wogt das lärmende Rom, die Wagen fahren, die Brunnen schäumen — aber auf diesem hochgelegenen Hügel verbirgt sich hinter einer chinesisch absperrenden hohen Mauer, dicht an dem Palast der zweiten Residenz des Heiligen Vaters (der Lateran, die dritte, ist ein Stiefkind der Päpste), ein stiller Garten, geschmückt mit allen Reizen der Natur. So dicht gezogen und beschnitten sind die edelsten Plantagen, daß es unter ihnen bei glühender Mittagshitze kühl ist, Springbrunnen plätschern, die Lazerten schleichen unter den großen, bis zum Boden wuchernden Feigenblättern dahin, Marmortische und Sessel laden zur Ruhe in den erquickendsten Schatten, den jene zwei Stockwerk hohen geschnittenen engen Myrten- und Ligusterhecken hervorbringen helfen — die Wege sind so schmal, daß man nur fast allein, nicht einmal im Selbander durch sie hindurchschreiten kann. Hier reinigte die balsamischste Luft alle vier Wochen einmal die Brust vom erstickenden Schulstaub. Terschka, der Mann, der schon auf einer ansehnlichen Höhe des Lebens Angekommene, der mit Erinnerungen schon für ein halbes Leben Ausgestattete, konnte hier eine Weile vergessen, daß er wieder zum Kinde hatte werden müssen, konnte die marmornen Hermen bewundern, die, rings umschlossen von Efeu und Myrte, in den Bosketts standen und Frauenbilder der alten Römerzeit oft von seltener Schönheit darstellten. Zwei dieser Hermen erklärte er, wie in still unterdrückter, noch nicht abgeschworener Weltlust, für die Herzogin von Amarillas und das künftige Jungfrauenbild der kleinen Olympia. Sie sind noch jetzt von jedem zu finden vor dem kleinen Kasino des Papstes*), dicht in der Nähe der Treibhäuser, unter Gruppen von Aloes, zwei weibliche Köpfe voll Starrheit, Verwegenheit und jener Sphinxschönheit, die Terschka in seinem spätern Leben nur zweimal wiedersah, bei jener Angiolina in Dalmatien und bei Lucinden — damals unter den Offizieren in Kiel hatte er es gesagt.

Nach zweijährigen Studien unter den deutschen Schülern war Terschka schon wieder ins Kollegium hinuntergezogen. Allmählich hatten aber seine wiedererwachenden Freiheitsgelüste und Generalbeichten Anstoß gegeben. Sein vergangenes Leben widersprach den Ansprüchen, welche die Kirche an die Unbescholtenheit ihrer Priester macht. Sie duldet keine Entstellung des Rufes wie des Körpers, wie keine schwächlichen, krankhaften Gestalten, so nichts, was irgendwie dem Makel der Welt verfallen ist und etwa nur dem Geist das Übergewicht verleiht — auch Pater Sebastus hatte noch nicht die Weihen

*) Jetzt des Königs von Italien.

empfangen. Wenzel von Terschka bot alles auf, sich Erhöhung zu verschaffen und die Vergessenheit der Jahre, wo er als Kind und Knabe unter Räubern und Gauklern hatte leben müssen. War doch mancher vornehme römische Prälat verdächtigem Gesindel der Sabinerberge entstammt. Und eine tatkräftige Natur muß zu einem Ziele, das sie sich einmal gestellt hat, irgendwie hindurch. Sie bereut vielleicht später die Anstrengungen, die sie machte, des nicht befriedigenden Lohnes wegen; aber den Wert des Lohnes, ahnt man auch schon seine Geringfügigkeit, erwägt derjenige nicht, dem eine Laufbahn Mühen macht und der Kopf voll Ehrgeiz steckt. Selbst den ihn über die Maßen gravierenden Anstoß des Brandmals auf seinem Arm, das durch nichts hinwegzutilgen war, das jeder chemischen Beize, jeder blutigen Operation widerstand, überwand seine Geduld, sein inbrünstiges Bitten, zuletzt seine Intrige; denn so unmöglich es fast war, außerhalb des Kollegiums einen Briefwechsel zu unterhalten, Terschka übersandte wieder einen Brief an die Herzogin von Amarillas und dichtete wieder ein Sonett an Olympia Maldachini.

Die Kleine, die als Italienerin von sechs Jahren schon so entwickelt und willensstark war, wie eine Deutsche von zehn, setzte ihrem heiligen Georg Schild und Lanze durch. Die Väter lächelten und schienen Pläne mit Terschka zu haben. Gräfin Erdmuthe hatte mit ihrem Ausruf, als sie zum erstenmal Terschkas ansichtig wurde, recht gehabt. Terschka erhielt die Soutane, den schwarzen Leibgurt, die schwarzen Strümpfe und Schuhe, sein Haupthaar wurde geschoren. Eines Tages rief bei Tisch der Novizenmeister den übrigen Novizen das übliche Wort zu: Ecco un nuovo fratello!

Terschka zählte schon sechsundzwanzig Jahre, als er Profeß der drei Gelübde wurde, der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Nach Verlauf von drei Jahren wurde er Priester von allen Weihen. Zwei Jahre später, kurz vor der Julirevolution, legte er das vierte Gelübde ab, Gehorsam dem Heiligen Vater, unbedingtes Sichverwendenlassen für jeden ihm auferlegten Zweck. So stand er auf dem Gipfel seiner Wünsche.

Auch war er keineswegs unbefriedigt. Ein Autodidakt liebt sein Wissen mehr als ein Studierter. Er hat es sich mühsamer erworben. Und welche Bewährungen gab es nicht! Dienen mußte er zwar unausgesetzt, knechtisch dienen, aber zugleich konnte er nach gewissen Richtungen hin oft auch schon befehlen. Jede Stufe der Unterwerfung mehr auf der einen Leiter gab zugleich auf einer andern eine Stufe der Erhöhung. Er besuchte die Hörsäle der wenige Schritte vom Kollegium entfernt liegenden Universität. Hier, wo Hebräisch und — Physik nicht nur in demselben Auditorium, sondern oft auch von demselben Lehrer vorgetragen wird, legte er den Grund zu einer Fülle von Tatsachen, die sein Inneres mächtig hoben. Und diese Erweckung, diese stete Gegenständlichkeit und Bewußtheit des Denkens! Schon die Anleitung zu den „Vorspielen" des Geistes, den

„Prolusionen" — wodurch „Erleuchtung" erzielt werden sollte —! Bonaventura kannte sie, diese Künste der „geistigen Lesung", der „Vorspiele", der Phantasievorspiegelung! Nach Jesuitenanleitung muß jeder Vorfall der heiligen Geschichte unmittelbar und mit den Farben einer erträumten Gegenwärtigkeit erfaßt, umschrieben, in seine kleinsten Bestandteile zerlegt werden können.

Immer mehr Bewährungen gab es für Wenzel von Terschka. Sogar seine ritterlichen Künste boten Gelegenheit dazu; sie wurden absichtlich und ausdrücklich von den Vätern befördert. Die jungen Geistlichen bestiegen zwar nicht das Roß, aber sie turnten und voltigierten; Reck und Barren fehlten in den Übungssälen nicht. Da und dort beaufsichtigten sie auch die Erziehungsanstalten. Hier besonders bewunderte man den „Pater Stanislaus"! Denn „Stanislaus" nannte sich Terschka nach dem heiligen Stanislaus von Kostka, jenem jungen Polen, dessen erster Lebensschmerz damit begonnen hatte, daß er 1564 von seinem Hofmeister und seinem älteren Bruder gezwungen wurde, zu Wien im Hause eines Lutheraners zu wohnen. Dieser junge Heilige wurde vom Beten und Nachtwachen, wie der heilige Aloysius, unsers Thiebold Beichtvorbild, elend, kam von allen Kräften, näherte sich dem Tode. Da entbehrte er die heilige Wegzehrung, die der lutherische Wiener nicht in sein Haus gebracht sehen wollte. Nun erschien dem Knaben die heilige Barbara, zur Seite mit zwei Engeln, und brachte ihm die ersehnte Speise. Doch er sollte noch nicht sterben. Maria kam in jeder Nacht und setzte auf die Decke seines Bettes das Jesuskind und sagte ihm jedesmal, nachdem er mit ihm gespielt hatte, Stanislaus, tritt in die Gesellschaft Jesu! Stanislaus von Kostka fand nirgends für seinen Wunsch in Wien Gehör. Der Provinzial der Jesuiten verlangte erst eine väterliche Bescheinigung. Sein Vater, ein Senator der Krone Polens, schrieb von seinem Schlosse Rostkau im Posenschen, daß er diesen Beruf seines Sohnes nicht wünschen könnte. Stanislaus flehte aber den apostolischen Nuntius an. Auch vergebens. Er mochte klopfen an welche Tür er wollte, niemand erwies ihm — damals in Wien! — die Gnade, ihn Jesuit werden zu lassen. Da riet ihm der Provinzial: Wandere gen Rom zu Franz Borgia, unserm General selbst! Also tat er. Er entsprang seinem Hofmeister und seinem Bruder, zog Bettlerkleider an und ging über Augsburg zunächst nach Dillingen. Hier im Jesuitenkloster mußte er bei Tisch bedienen und die Stuben kehren. Canisius, der berühmte Morallehrer der Jesuiten, entließ einen seinem Vater entsprungenen ungehorsamen Sohn einverstanden gen Rom. Borgia empfing ihn dort voll Güte und schützte ihn vor dem Zorn des polnischen Senators, der die Diplomatie zu Hilfe rief, um sein Vaterrecht zu behaupten. Stanislaus wurde Priester. Er war ein Muster jener „süßen Andacht", die ein Antlitz wie mit Rosenlicht verklären kann. Ihm mußte befohlen werden, nicht so lange zu beten. Das Verbot

wiederholte sich und wurde sein Todesstoß. An den Folgen der Wehmut, daß man seine Andachtsglut so oft unterbrach, starb dieser Jüngling, achtzehn Jahre alt. Man sprach „den Märtyrer des verweigerten Betens" heilig. Als es bei Terschkas Priesterweihe gerade drei Bewerber um den Namen Stanislaus gab, hatte Wenzel von Terschka als Slawe das Vorrecht. Dafür mußte er in der Kapelle San Andrea, dicht in der Nähe der schönen Gärten des Quirinals, drei Nächte an dem Bilde seines Heiligen wachen, an jener Statue, die den sterbenden Jüngling Stanislaus von Kostka darstellt — der Körper ist von weißem, das Kleid von schwarzem, das Bett von gelbem Marmor.

Eines Tages wurde Terschka zum General der Jesuiten, einem Holländer, gerufen und erfuhr von ihm in holländischer Sprache die ihn mächtig ergreifende Anrede: „Pater Stanislaus! Die Stunde ist gekommen, wo Sie durch Bewährung im Dienste Ihres Ordens Ihre Schuld der Dankbarkeit abtragen können!" — Der Pater verneigte sich. Er ahnte einen schon seit lange mit ihm bezweckten Plan. Dieser offenbarte sich in den Worten: „Eine Gräfin von Salem-Camphausen, die hinterlassene Witwe eines österreichischen hohen Militärs, Protestantin, beschützt Ketzer, die Ihnen bekannten Waldenser, von einem ihr angehörenden Schlosse Castellungo aus! Dasselbe liegt zwischen Cuneo und Robillante, in dem blühenden Tal, das sich vom Alpenpaß des Col de Tende abwärts senkt! Die Umtriebe dieser Frau überschreiten alles Maß. Sie hat die Könige von Preußen, England, Schweden und Holland aufgerufen, um den Waldensern größere Freiheiten zu gewinnen, als sie unter einer rechtgläubigen Bevölkerung in Anspruch nehmen dürfen! Gelang es schon in alten Tagen, das schöne Salzburg zu entvölkern und seiner reichsten Untertanen zu berauben, die man zuerst mit dem Gift der kaum überwundenen Ketzerei verdarb und dann mit Geld und Gut in die protestantischen Lande lockte; gelang es erst in unsern Tagen, sogar aus dem altgläubigen, gottgetreuen Tirol Kolonien nach dem uns gleichfalls ganz zurückzuerobernden Schlesien zu entführen: wie soll es werden, wenn mit Hilfe Englands immer weiter auch in das Herz Italiens hinein rechthaberisches Bibellesen und streitsüchtiges Dogmatisieren sich verbreitet? Dem Frevel dieser Gräfin ist ein Ziel zu setzen! Für ihre Dreistigkeit gebührt ihr ebenso eine Züchtigung, wie ein Vorbau den Erfolgen, die sie erringt oder erringen könnte." Die Aufregung des Generals stieg. „Diese gefährliche Frau," fuhr er fort, „hat einen Sohn, der in diesem Augenblick noch bei einem kaiserlichen Reiterregiment als Leutnant steht. Er wird aufsteigen. Sein Glaubensbekenntnis ist das seiner Mutter. Sein Name ist ein hochgefeierter, wenn auch seine Mittel gemessen sind. Binnen kurzem dürften ihm bedeutende Reichtümer zufallen; denn eine zweite, rechtgläubige Linie seines Geschlechts, im Innern Deutschlands, ist im Begriff auszu-

sterben. Zwar existiert, soll existieren eine alte Urkunde, der zufolge die Bedingung, unter welcher die Wiener Linie diese großen Besitzungen der andern Linie anzutreten berechtigt ist, die Religion der aussterbenden sein muß. Diese Urkunde findet sich leider nicht. Sie wird seit Jahren gesucht." Terschka horchte nur immer. — „Findet sich die Urkunde, so ist ein Familienabkommen getroffen, daß sich die letzte Erbin der Dorste-Camphausen mit dem letzten Erben der Salem-Camphausen vermählt — eine Rechtgläubige mit einem Ketzer! Findet sie sich nicht, und alle Zeichen sprechen dafür, so fallen an eine ketzerische Familie unermeßliche Reichtümer, in eine rechtgläubige Provinz kommt ein ketzerisches Element, das Scandalum jener Vorgänge in Piemont findet reichere Nahrung, und alles das von einer Seite her, wo sich die Kirche einer solchen Störung am wenigsten versehen sollte, aus Österreich, wo die Wohltaten der Rechtgläubigkeit ein Gemeingut sind, so daß sich Maria Theresia bis auf den letzten Augenblick sträubte, jene gottlose Vernichtungsbulle unsres Ordens, die Tat eines glücklicherweise nur im Auftrag der uns schützenden und glorreicher wiederherstellenden Vorsehung Handelnden auch in ihren Staaten zu vollziehen —!" — Es wurde Terschka aufgegeben, den Grafen Hugo katholisch zu machen. Zu dem Ende gab man ihm einen Paß als „päpstlichen Rittmeister a. D." und gestattete ihm bis zur Erreichung seines Zieles weltlich zu leben.

Bald hatte sich der „Priester in der kurzen Robe" an den Grafen Hugo gemacht. Seine Reitkunst war die magische Kraft, die den jungen Kavallerieoffizier und dessen Kameraden bald an den päpstlichen Rittmeister außer Diensten fesselte. Letzterer traf den jungen lebensfrohen Kavalier in einer eigenen Lage. Jene Angiolina, die Graf Hugo bei einer Kunstreitergesellschaft in der dalmatinischen Stadt Zara gesehen hatte, war von ihm vor acht Jahren, nach einem gemütlichen Zuge seines Wesens, das von plötzlichen Einfällen beherrscht wurde, ihrer Truppe abgekauft und in Pension gegeben worden. Das damals elfjährige bildschöne Mädchen hatte der junge Graf dann und wann wiedergesehen, stets mit einer mächtigen Erregung seiner Gefühle. Immer überraschender, immer reicher entfaltete sich die Schönheit und Bildung Angiolinas. Einmal gab er sie weit fort aus seiner Nähe, nur um sich nicht hinreißen zu lassen und blindlings seinem Gefühl zu folgen. Die Neigung Angiolinas für ihren Wohltäter war nicht minder bedenklich. Auch sie floh die Bestrickung ihres Herzens, wenn im glänzenden Harnisch der schöne junge Mann vor ihr stand und er sein sonst so feuriges Auge in milder Dämpfung auf sie niedersenkte. Einige Jahre währte dieser Kampf. Terschka wurde der Vertraute desselben und nahm zuletzt Partei für den Gedanken, ein so reines Bild nicht zu zerstören. Graf Hugo hegte diesen Gedanken selbst und litt darunter. Oft warf er sich dem ihm zum unentbehrlichen Gefährten und

Ratgeber gewordenen Freunde an die Brust und rief: „Ich kann nicht leben ohne sie!" Von Rom kam eine dunkle Weisung, die an das Wort der Schrift erinnerte, daß ein Sünder dem Himmel lieber ist, als zehn Gerechte.

Pater Stanislaus sah das Maß der künftigen Reue (denn auf „Reue" sollte er hinwirken) sich mehren, wenn Verhältnisse eintraten, die nicht auf die Dauer so bleiben konnten. Die „Prolusio" malte es ihm aus: Endlich verläßt ein so vornehmer Herr doch wieder seine Geliebte — vielleicht wird es eine Verbindung wie die Ehe — die Gräfin Paula verlangt nicht nur ihre standesmäßigen, sondern die vollen, auch in sittlicher Höhe ihre Rechte als Gattin — der im stillen gedemütigte Gatte wird schwächer und schwächer und muß zuletzt der katholischen Gattin — ein Opfer bringen, eben jenes, das die Gattin und — die Kirche, wenn auch stumm, verlangen. Aqua Toffana der Jesuitenmoral! Gift aus einer nur zu vollkommenen Kenntnis unserer Natur gezogen! Die Zurechnung hört auf, wo das Leben des einzelnen nur ein Teil einer großen Maschine wird, die wiederum nicht ein einzelner dirigiert, sondern ein großes Ganzes, das Anfang, Mitte und Ende immer zugleich im Auge hat! Der Jesuitenorden sagt: Nähere dich zum Bekehren — ut si non bene ei succedant negotia! (Wenn es ihm in seiner äußern Lage gerade schlecht geht!) Oder: Etiam optima commoditas est in ipsis vitiis! (Auch aus den Schlechtigkeiten selbst heraus entwickelt sich manchmal ein guter Anlaß zur Bekehrung!) Was hier zunächst nur vom Gewinn des Gemüts für Gottseligkeit überhaupt gesagt worden ist, galt auch von jedem Gewinn für die Kirche selbst.

So lebte Terschka eine Reihe von Jahren als täglicher Begleiter, Sekretär, Geschäftsführer seines in der Tat von ihm geliebten Freundes, des Grafen Hugo von Salem-Camphausen. Sorglos durfte er auf alles eingehen, was zu dessen Lebensverhältnissen gehörte. Er durfte die Mutter des Grafen auf Schloß Salem und in Castellungo besuchen, durfte sich dem großen Erbschaftsprozeß widmen, im Interesse desselben reisen, die Anhänglichkeit an seinen Freund ohne jeden Eigennutz zur Schau tragen. Der Orden rechnete nicht auf das fünf- oder sechsunddreißigste Lebensjahr des Grafen, er begnügte sich mit einem Schritt, den dieser noch in seinem Alter tat. Die Gräfin Mutter war nicht zu gewinnen. Aber schon hatte Graf Hugo, als einmal seine Mutter, in Verzweiflung, ausrief, vierzehn Engländer hätten zu gleicher Zeit in der Katakombe San Calisto das Abendmahl nach katholischem Ritus genommen —! geäußert: „Will man einmal positive Dinge glauben, dann auch gleich ganz; sonst lieber nichts!"

Terschka genoß das Wiener Leben, als wäre er dafür geboren und erzogen worden. Er war der Matador der Gesellschaft und viel heiterer, als Graf Hugo, der mit den Jahren trübsinnig, nach-

denklich und nur noch stoßweise von seinem alten Humor erheitert wurde. Terschka hatte seine Mission vergessen; oft aber fing sie schon an ihn zu schrecken. Er fühlte etwas wie eine Mahnung an ein Verbrechen, an dem er beteiligt war, nicht an eine ernste Pflicht. Er konnte vor einem Brief mit geistlichem Siegel zittern. Oft war es ihm in Abendstunden, wenn er über die Straßen Wiens eilte, vorgekommen, als wenn ihm in den dunkeln Schatten der Häuser eine verhüllte Person nachschlich. Dann lag die Kette seines Lebens bis zu seinen ersten Anfängen vor ihm. Gedenke deines Mals am linken Arm! rief ihm einst nachts im Novembersturm eine Stimme an der uralten Kirche Maria zur Stiegen zu. Es war nur eine Gaukelei seiner erhitzten Phantasie. Er kam gerade von Angiolina, der ehemaligen Kunstreiterin. Es gab so glückliche, so himmlische Abendstunden bei ihr. Gaukelte ihr Bild vor seinen Augen, so hätte er laut aufschreien mögen vor Schmerz über die Möglichkeit, daß ihm — aus einem der Fiaker, die an einsamer Stelle hielten, unterm lachenden Sonnenschein ein Unbekannter winken, ihn zum Einsteigen auffordern und ihn mit sich zurücknehmen konnte geradeswegs nach Italien, zurück in die unterirdischen Kerker, deren es im al Gesù genug gab. Er wünschte sich das Ende seines Lebens, wenn sein Gewissen zu heftig zu schlagen, seine Furcht ihn zu heftig zu erschüttern begann.

Aber der General in Rom ließ ihm Zeit. Er drängte ihn nicht. Angiolina war bigott katholisch. Graf Hugo, konservativ, wie er war, ließ Terschka gewähren. Oft genug wurde über die alte Gräfin Erdmuthe gespöttelt. Ließ sich auch Graf Hugo zum Spötteln über Pietisterei an, so war ja jede Hoffnung da zum Übertritt. Bei alledem kämpfte Terschka mit sich, ob er nicht die Fessel, die ihn hielt, brechen, seinem Freund und der im Grunde von ihm aller ihrer übrigen Eigenschaften wegen so verehrten Mutter desselben sich offenbaren sollte.

Den Drang seiner Brust, diesen Entschluß zu fassen, vermehrte die Bekanntschaft der „Frau in silbernen Locken" bis zur Unwiderstehlichkeit. Die Liebe als reine, geläuterte Flamme des Herzens hatte der gereifte, nur mit Weltschliff versehene Emporkömmling nie gekannt. Hätte er die Liebe Monikas gewinnen können, er würde sich zu allem entschlossen haben, was zur vollständigen Erreichung seines Glücks gehört hätte. Traten beide zur Konfession der Gräfin Erdmuthe, ihrer Gönnerin, über, so war ihre Verbindung möglich. Aber Monika vermied seine Bewerbung. Sie verstand sie nicht oder sie gab sich den Schein, sie nicht zu verstehen. Sie wich den Beweisen seiner Liebe aus. Sie hatte eine Scheu vor ihm. Ja die stete Rückkehr der Gräfin auf ein gewisses, wenn auch nur angedeutetes und neulich erst wieder vor ihrer Reise nach England offen behandeltes Kapitel fing sie zu beunruhigen an. Sie floh vor einer Aufregung ihres Innern, die ihr unheimlich wurde; sie floh

— der Gefahr entgegen, Armgart in die Gewalt ihres aus Amerika zurückgekehrten Gatten übergehen zu sehen. Terschka folgte. Er folgte in der Absicht, Kocher am Fall zu besuchen. Er wollte diesen vielbesprochenen, noch in rätselhafte Nebel und Schleier gehüllten Ulrich von Hülleshoven kennen lernen. Aber die Erbschaftsfrage rief ihn sogleich nach Witoborn. Hier lebte er jetzt seit beinahe einem halben Jahre, in dem ganzen, äußerlich mit bewunderungswürdiger Virtuosität verdeckten Zwiespalt seines zerrissenen Innern, in steter Angst vor einer ihm drohenden, wohl gar ihn abrufenden Mahnung aus Rom, im Kampf mit Entschließungen, die für sein ganzes Leben gelten mußten.

Und wie war er jetzt so nahe gerückt allen maßgebenden Momenten seiner Vergangenheit; seiner nächsten in der außerordentlichen Katholizität der Gegend — seiner entferntesten in den plötzlichen Entdeckungen, die er über den Laienbruder Hubertus machen mußte —! Er hatte eine Ahnung, daß ihn bald die mächtige Hand, der er nimmermehr glauben durfte entronnen zu sein, mit Riesenkraft fassen würde.

Auch heute verbrachte er eine schlaflose Nacht. Am folgenden Morgen begann er seine gewöhnliche Tätigkeit. Er klopfte an die Tür des Onkels Levinus, plauderte und rauchte mit ihm, ließ sich von seinen alten Zauberbüchern, an welche der Onkel nicht glaubte und die er doch mit hoher Andacht studierte, von seinen chemischen Präparaten erzählen, scherzte über einen Homunculus, den der Onkel am Ende denn doch noch in der Retorte als seinen Erben und Fortpflanzer des Namens Hülleshoven hinterlassen würde; — Terschka hatte sich mehr Bildung angeeignet, als man hätte für einen päpstlichen Rittmeister voraussetzen mögen — dann war er einige Stunden im Rentamt, begrüßte die Damen nach der Toilette, begegnete auch bereits im Schlosse wieder Thiebold, der gekommen war auf Anlaß des inzwischen schon auf morgen angesetzten großen Jagdfestes und mancherlei über seinen Ankauf zu sprechen hatte; später begegnete er Benno, der den Nicht-Einladungen der Tante zum Trotz ab und zu dennoch auf dem Schlosse erschien, wo im Schreibamt des untern Geschosses Veranlassung zu Nachfragen genug für ihn gegeben war. Allen diesen Begegnungen zeigte Terschka seine gewohnte heitere und zuvorkommende Art und doch war sein Inneres in rätselhafter Unruhe.

Armgart, bleich und angegriffen, begegnete ihm wieder mit der Postmappe und ließ ihn seine Briefe selbst aussuchen. Wiederum war ein Brief von ihrer Mutter darunter. Doch war das Kuvert nicht mit deren Handschrift geschrieben. Der Poststempel zeigte auf einen Ort, der nur noch wenige Meilen entfernt war. Armgart, als wenn sie die Ahnung hätte, dieser Brief, den Terschka befremdet an sich nahm und betrachtete, sollte die Ankunft der Mutter verdecken, fixierte den Empfänger. „Öffnen Sie ihn doch!“ sagte sie

mit Bestimmtheit. „Es ist doch wohl nur ein Brief von meiner Mutter — nicht wahr?" — „Wie kommen Sie darauf? Sie sehen, die Handschrift —" Und jetzt allerdings las Terschka den Brief am wenigsten. —

„Ich weiß alles!" sagte sie, warf die Mappe auf einen Tisch, der in der Nähe stand, und eilte davon. Terschka stand bestürzt. Ein Diener, der des Weges kam, hob einige herausgefallene Briefe und Zeitungen auf und trug die Mappe auf Terschkas Geheiß zum Onkel Levinus.

Auf seinem Zimmer sah Terschka, daß Armgart recht gehabt hatte. Monika war in einer der nahegelegenen kleinen Städte angekommen und deutete an, daß sie in kurzem auf Westerhof zu sein hoffte. Sie machte Terschka nicht zum Vertrauten ihrer Absichten, sondern schrieb ihm nur aus Anlaß einer Einlage der Gräfin, die ihr diese mit besonderm Kuvert abzusenden aufgetragen hatte. Die Sache, in welcher Gräfin Erdmuthe schrieb, war unbedeutend — sie wollte nur eben Monika zwingen, mit Terschka in Verbindung zu bleiben; in ihrer Art war sie eine ebenso fanatische Proselytenmacherin, wie die Jesuiten. Monikas Begleitschreiben wich allem aus, was ihr Terschka über das nächste Geschäftliche hinaus geschrieben hatte, es war sogar förmlich.

Terschka ging im Zimmer auf und nieder, verbarg den Brief und sagte sich: Vergebens! Vergebens! Diese Hoffnung erfüllt sich nicht! Das war ein Traum, der nur in deiner Phantasie gelebt hat! Dahin ziehen dich deine Sterne nicht! Und jetzt mußte ihn Armgarts ganzes Wesen befremden. Er hatte ihrem Benehmen anfangs nicht nachgedacht. Seit einigen Tagen jedoch bildeten sich in seinem Innern Gedankenreihen. Liebt dich denn wohl gar das Mädchen? sagte er sich schon seit längerer Zeit. Sie wollte von ihm reiten lernen. Er hatte auch begonnen ihr diesen Unterricht zu geben, und sich überzeugt, welche wilden Geister sich in ihrem Innern tummelten — gebunden zwar, aber wie leicht zu entfesseln! Heute war ihr Benehmen wieder zu auffallend gewesen. Es flammte und brauste deshalb in seinem Innern. So kalt die Luft ging, das Fenster mußte er aufreißen. Träume, Wahngebilde der berauschendsten Möglichkeiten umgaukelten ihn. Da klopfte es an sein Zimmer und Benno war es, der nur flüchtig hereinschaute. „Bester Baron!" sagte der hier Zurückgesetzte mit dem ihm eigenen ironischen Lächeln, das aber vorzugsweise nur Terschka gegenüber seine Lippen umzog. „Wissen Sie schon? Das Obertribunal hat gestattet, daß Rücks Verlangen, noch einmal die Archive von Westerhof in Ihrer und meiner Gegenwart untersuchen und nach seiner verdammten Urkunde kramen zu dürfen, genehmigt wird! Herr von Hülleshoven hat dafür den nächsten Montag bestimmt. Ist das da auch Ihnen genehm?" — Auf sein: „Mit Freuden, Herr von Asselyn!" war Benno schon wieder verschwunden. Es lag in Terschkas Charakter

und jesuitischer Erziehung, nicht im Zimmer zurückzubleiben, sondern trotz der größten Aufregung seinem Besuche zu folgen und ihm eine lange Begleitung zu geben. Doch sofort war schon Benno auf einer der kleinen Lauftreppen verschwunden.

Nun aber erblickte er am entferntesten Ende des Korridors eine seltsame Gruppe. Dort stand Armgart und reichte Thiebold de Jonge eben die Hand, die von Thiebold geküßt wurde, was sie geschehen ließ. Fast schien es auch, als hätte Thiebold einen bunten Gegenstand, den er in Händen hielt, mit Küssen bedeckt. Sogar zu weinen schien Armgart. Darauf deutete ein Taschentuch in ihrer Hand. Schweigend standen beide eine Weile in sich verloren; dann raffte sich Armgart auf, winkte mit der Hand ein Lebewohl und verschwand. Thiebold sah ihr lange nach, zog gleichfalls sein Taschentuch, trocknete sich — halb die Augen, halb, trotz der Kälte wie im heißesten Sommer, die Stirn und wandte sich, ohne aufzublicken, gleichfalls einer der Lauftreppen zu, die aus dem ersten Stock ins Erdgeschoß führten.

Was ist das nur? sagte sich Terschka und schritt weiter, als müßte er Armgart anreden. Schon faßten ihn die Geister der Versuchung. Eben noch hatten ihn die wenigen Worte Bennos über die Urkunde in erschreckender Weise an den Augenblick erinnert, wo damals sein General vor ihm stand und ihm gesagt hatte: „Fände sich die Urkunde, die für die Antretung der Erbschaft das Bekenntnis unserer Religion bedingt, so würde sich das Verhältnis, das Sie stören sollen, ändern, die Gräfin würde durch einen Familienpakt den Grafen Hugo heiraten müssen und die Aufgabe würde für uns eine leichtere werden!“ Terschka kombinierte aber auch: Findet sich die Urkunde, dann ruft man dich vielleicht — nach Rom zurück! Dieser wie Donnerton auf ihn einbrechenden Gedankenreihe konnte er nicht volles Gehör schenken, die Mittelstufen derselben wankten, Seligkeit und Qual rangen wie im Titanenkampf. Das Nächste drängte. Was sollte dieser Abschied Armgarts von dem jungen Thiebold? Warum stand der liebliche Engel so seltsam bewegt? Wie verklärt waren die Augen! Wie ganz dem Bild ihrer Mutter gleich! Sie aber noch die wirkliche Jugend, das wirklich blühende Leben — kein Silberschnee des Haars, der die Jugend doch nur Lügen strafte —! Und Terschkas Abenteurernatur entfesselte sich. Losgebunden regte sich die Seele des Emporkömmlings, der sich an alles hält, das ihn erheben und fortreißen kann. Eine der Krallen des apokalyptischen Tieres nach der andern, der „Probabilismus“ und die siebenköpfige jesuitische Moral des: „Besser ist besser!“ packten ihn in furchtbarster Gewalt. Taumelnd folgte er. Er kam an das Ende des Ganges. Da sah er, daß Armgart ein in den Hof gehendes Fenster geöffnet hatte und hinunterwinkte. Dem ihm zunächstliegenden Fenster sein Auge zuwendend, sah Terschka, wie es nun auch Benno war, den sie mit schwacher, erstickter Stimme

anrief. Benno unten verstand sie nicht sofort. Nun winkte sie ihm heraufzukommen. Terschka zog sich zurück. Offenbar, sagte er sich, hat sie mit de Jonge eine Szene gehabt, die sie mit Asselyn wiederholen will! Terschka hörte nur das Klappen einer Tür. Er trat wieder vor. Armgart und Benno waren verschwunden. Das Zimmer, in das sie hatte gehen müssen, kannte er. Es war dasselbe, wo Bonaventura neulich seine Mutter wiedergesehen. Nichts hielt ihn ab, am wenigsten die Moral seiner Bildung und Erziehung, das Gespräch Bennos und Armgarts zu belauschen. Die Schlüssel der Zimmer standen ihm zu Gebote. Mit wenig Sprüngen war er beim Onkel Levinus, schützte das Interesse an einem alten Stammbaum vor, der in einem großen Speisesaal hing, nahm die Schlüssel von der Wand, schloß etwa fünf bis sechs Türen von derjenigen, hinter welcher jenes Gespräch stattfand, entfernt einen Saal auf, schloß wieder hinter sich zu und ging vorsichtig und langsam durch die entweder offenstehenden oder nur leise aufzuklinkenden Verbindungstüren hindurch bis zu dem Nebenzimmer jenes Fremdenstübchens.

Er vernahm ein zuweilen geflüstertes, ihm aber allmählich deutlich in seinem Ideengang verständliches Zwiegespräch. Armgart hatte den zweiten und, wie er wohl sah, bevorzugten ihrer Anbeter um eine Geschichte befragt, die er ihr einst von der Opferbereitwilligkeit eines Mädchens erzählt hatte, für einen kranken Ritter ihr Blut zu opfern, das ihn heilen würde. Es war die bekannte Erzählung Hartmanns von Aue. Hierauf war viel von Wien die Rede. Benno schien nicht zu erraten, welche Gedankengänge in Armgart schlummerten, welchen Opfertod sie meinte. Daß aber die häufige Erwähnung Wiens mit Terschka zusammenhing, das mußte diesem gewiß sein. Terschka hörte, daß er eine Rede abbrach, die aus seiner mächtigsten Aufwallung zu kommen schien. Wie mit sich mühsam beherrschender Stimme sprach er: „Ich denke, Sie leben nur der Vereinigung Ihrer Eltern?“ — „Das tu' ich auch! In wenigen Tagen werden sie verbunden sein!“ — „Wer sagt Ihnen das?“ — „Meine Ahnung!“ — „Was der Mensch getrennt hat, kann kein Gott wieder zusammenfügen! Selbst — Sie nicht, Armgart!“ — „Sie sind ein Atheist!“ — „Können Sie wissen, was sich Ihre Eltern vorzuwerfen haben?“ — „Nichts haben sie sich vorzuwerfen! Und wenn —! Die Kirche scheidet nicht! Sagten Sie nicht oft, Vater und Mutter — beide sind Menschen voll Hochherzigkeit und Edelmut? Und sie sollten sich nicht angehören? Nicht ewig?“ — „Liebe erzwingt sich nicht! Das — — das seh' ich ja!“ — „Die Liebe ist ein Wahn!“ — „Armgart!“ — „Nur Gott ist die Liebe! Gott sagt, wen und was die Liebe wählen soll! Sie sprechen von Glück, Benno? Das ist die Torheit menschlicher Schwäche, die nur in der Befriedigung ihrer eiteln Wünsche Beruhigung findet! Wohl! Schön muß es sein und herrlich zu leben, das gebe ich zu, wenn das Herz erreicht, wonach es verlangt. Aber auch stückweise sein Herz hinzugeben,

wenn die höhere Pflicht es begehrt, die Prüfung unserer menschlichen Größe — darin kann dieselbe Freude liegen — oder glauben Sie nicht, daß Hedwig von Polen glücklich war, als sie dem Manne entsagte, den sie liebte, Ferdinand von Österreich, und den Heiden Jagello zum Manne nahm, der ihr seine Taufe, ja die Taufe eines ganzen Volkes zur Morgengabe brachte? Als sie ihren Brautschleier der Mutter Gottes von Krakau schenkte, da mag ihr anfangs das Leben wie unter einem schwarzen Gewitterhimmel dahingezogen sein! Dann aber umsäumte sich ihr alles rosig und gewiß, gewiß — sie wurde sehr glücklich!" — „Armgart —!" rief Benno jetzt außer sich und voll Erstaunen. Und alles wurde still. Im Geist sah Terschka seinen Schutzheiligen, den achtzehnjährigen Polen Stanislaus von Kostka, dem beim Gebet sein Antlitz von Verklärungsschimmer überleuchtet wurde. Ebenso aber auch hörte er Monika, deren Methode, zu fühlen und zu denken ganz dieselbe war, wie bei ihrer Tochter, nur daß ihr Fühlen und ihr Denken andern Ergebnissen zugute kam. Sein Herz verstand, was er gehört hatte. Dämonen raunten ihm zu: Willst du mitleidig sein mit diesem jungen Mann, der seinen Abschied auf ewig — doch wohl nur um deinetwillen erhält? Willst du töricht sein und um einer solchen von Göttern zu beneidenden Hingebung willen gestehen, daß ihr Selbstopfer — ihre Absicht, ihn — von ihrer Mutter zu trennen, auf einem Irrtum beruht? — „Armgart! Armgart! Ich beschwöre Sie, was geht in Ihnen vor?" rief jetzt Benno. „Ich lebe — in einem Gelübde!" — „Kann denn irgendeine Tat Gott wohlgefällig sein, die Ihr Herz Gefahren aussetzt, für welche keine, keine Himmelskrone Sie entschädigen wird?" — „Das ist unkatholische Lästerung!" — „Wem wollen Sie Ihr Herz, Ihre Hand zum Opfer bringen? Terschka?!" — Es erfolgte kein Aufschrei Armgarts. Alles blieb still. Lange blieb es still. Terschka begriff nicht, warum beide plötzlich schwiegen. Bald bemerkte er, daß Armgart allein war. Er hörte sie schluchzen. Sollte er hinüberstürzen, sich ihr zu Füßen werfen, die Liebe, die nur, um der Mutter willen, ihm, ihm geweiht sein konnte, ablehnen, die Wahrheit bekennen, daß er Priester wäre und ein gerade in ihren Augen todwürdiges Verbrechen schon dadurch begehen würde, nur an ihren Besitz zu denken — — Dann aber erschreckten ihn — gerade die Tränen Armgarts; er konnte ihr Weinen nicht mehr hören und verlor die Besinnung. Leise schlich er sich durch die Zimmer zurück, kam zum großen Speisesaal und öffnete die Tür, die in den Korridor führte. Da blickte er durch ein Fenster in den Hof und sah Benno und Thiebold, die beide schweigend, wie vernichtet zur Erde blickend zum Portal des Schlosses hinausgingen, wahrscheinlich um gemeinschaftlich nach Witoborn — und in ein neues Leben zurückzukehren.

Die Mittagsglocke, die im kleinern Speisezimmer alles vereinigte, läutete. Tischgenossen, die der Zufall brachte, gab es in

dem gastfreien Hause immer. Armgart trat schon hinter Terschka hervor. Ihre Augen noch tiefverweint, doch hatte sie wenigstens scheinbar einige Unbefangenheit gewonnen. „Herr von Terschka," sagte sie mit leiser Stimme, „ich will nachmittags nach Heiligenkreuz." — „Der Wagen ist schon für die Damen bestellt!" sagte er. — Wie mußte er sich beherrschen. — Er konnte ihr nicht in die Augen sehen. „Es sind mir ihrer zu viel —" — „So bestell' ich zwei Wagen!" — „Ich will zu Fuß gehen." — „Es wird Abend werden, ehe Sie fortkönnen!" — „Sie können — ja, Sie können mich ja — begleiten —" Damit stand Terschka allein. Auf dies Wort, das den Anfang des katholischen Selbstopfers bezeichnete, kämpften Himmel und Hölle in ihm. Sollte er dies Wahngebild, anzunehmen, ihre Mutter liebte ihn und er die Mutter, sich immer weiter ausbilden, immer verheerender im Herzen der lieblichen Jungfrau um sich greifen lassen? Um sich greifen lassen auf Grund einer Voraussetzung, die — das sah er ja mit Beschämung — in betreff Monikas eine völlig unbegründete war und auf Verwickelungen hinausführte, die nimmermehr wieder zu lösen schienen —? Dieser einsame Weg durch den Wald, den er sie begleiten sollte — seine Sinne verwirrten sich — er hatte ja schon längst seine ihm aufgegebene Rolle vergessen, der Unglückliche sah Eulen auffliegen, die den Schnee von den Ästen verschütteten. Hirsche, Rehe — Untiere mit Drachenköpfen sah er durch die Gebüsche brechen, aufgescheucht von dem Vortreiben zur morgenden großen Jagd, über die man ihn unausgesetzt um seine Ratschläge anging. Ja, inmitten der Schrecken, die ihn innerlich bestürmten, tauchten Jean Picard, sein Gespiele — Franz Bosbeck, sein Lebensretter — van Prinsteeren, der ihn zuerst auf ein Pferd gehoben, auf — ja jener Schweizersoldat, der ihn mit in die Alpen nahm. — Er hörte das Stampfen der Rosse in der Kaserne der Lanzenreiter zu Rom — sah die Benfratellen, die ihn in das Spital an der Tiber trugen — aber sie trugen Totenhemden und Larven über dem Antlitz — es war die Bruderschaft della Morte —

Inzwischen hieß es, die junge Gräfin, die sich nach Tisch zur Ruhe gelegt, hätte eben die beängstigende Vision einer Feuersbrunst: „Sie sieht ein Haus in Flammen stehen! Sie fürchtet zu verbrennen! Kommen Sie! Helfen Sie, Herr von Hülleshoven —!" Während Onkel Levinus sich beeilte, an das Lager der Wahnträumenden zu gelangen, überreichte jemand Terschka einen Brief. Wie bebte der Empfänger zurück! Vor ihm stand Franz Bosbeck — der ihn so nahe berührte — einst sein Retter aus Feuersflammen — ein grinsender Totenkopf.

Das Siegel des Briefes war geistlich — — doch kam das Schreiben nicht aus Rom. Pater Maurus, der Provinzial der Franziskaner zu Himmelpfort, schrieb ihm, unter dem großen Siegel seines Klosters. Terschka erbrach und las. Schon zog ihn der Onkel, um das ihm wichtiger Scheinende in den Zimmern drinnen nicht länger

zu versäumen, die Vision, am Rockärmel. „Ich werde kommen!" hauchte Terschka. Er war gelbbleich geworden, dem von der Wintersonne gefärbten Schnee auf den Feldern gleich.

Noch einmal wandte er sich zu dem an der Türschwelle harrenden und mit glühenden Augen ihn durchforschenden Boten und sagte: „Ein Brief — für mich — schreibt Ihr Guardian, wäre im Kloster angekommen — Wissen Sie nicht woher?" stotterte er dem Franziskaner zugewendet. — „Ja! Aus dem Kloster der Piaristen zu Maria-Treu in Wien!" lautete die Antwort. Darauf verschwand Terschka. Nicht zusammenbrechend, nicht niedergeschmettert von einem Wort, das ihm lauten durfte: Deine Stunde ist abgelaufen! sondern wie mit einem Mut auf Tod und Leben. Er wollte einen Entschluß fassen, der es im äußersten Fall auf einen Kampf mit Rom ankommen ließ.

Der Mönch stand noch immer, blickte dem Verschwundenen nach und sagte nur zu den Dienern staunend: „Wenzel von Terschka —?!" Des Namens entsann er sich aus seinen jungen Jahren her deutlich genug. Von den Vielbeschäftigten konnte ihm auf seine mehrfachen Fragen jetzt niemand Gehör schenken.

9. Ein ungebetener Gast.

Onkel Levinus gehörte einer Familie an, die seit erdenklichen Zeiten die Landesoberjägermeister der Fürstbischöfe von Witoborn gestellt hatte. In jagdgemäßen Traditionen war er aufgewachsen. Aber persönlich stand er von dem Ideal eines Nimrod in solchem Grade entfernt, daß Tante Benigna vollkommen Recht hatte zu befürchten, man könnte statt der erlegten Hirsche und Rehe auch allenfalls ihn selbst, den weiland Kandidaten des Erblandoberjägermeisteramts, auf dem Beutewagen nach Hause bringen. Wie sie ihm die Pelzkappe darreichte, seinem Leibschützen Soetbeer den Fußsack auf die Seele band, ja diesem sogar zuflüsterte, wenn der Baron einen feuchten oder zu lang andauernden Stand im Wald bekäme, sofort den Fußsack auszubreiten, wie sie das Lederfutter untersuchte, worin die prachtvoll damaszierte Doppelflinte geborgen lag, da hätte nur die Armgart von früher gefehlt, um diesen Abschied aus dem Tragischen ins Komische zu übersetzen.

„Eine Jagd in einem Walde, der im Frühjahr nicht mehr sein wird!" seufzte beim Abschied Paula. — „Ja, alles wird weggeschossen, was Haar oder Federn hat!" renommierte der Onkel. — „Bitte, bitte, Baron!" fiel die Tante ärgerlich über einen so gefährlichen und herausfordernden und noch dazu, sie wußte es ja, affektierten Ton ein. Mit der Versicherung, daß man sich verlassen könnte, er würde sich weder zu lange an dem Bankett, noch an dem hohen Spiel, das selbst in dieser frommen Sphäre nach den Jagdpartien üblich war, beteiligen, entzog sich der Onkel endlich dem beklommenen Abschied. Das leichte, trotz des plötzlich eingetretenen Schneeregens offene und freie Jagdwägelchen rollte von dannen. Die Tante hatte es zweifel-

haft gelassen, ob sie auf Münnichhof zum Beschauen der Transparentbilder, die Püttmeyer ausstellen wollte, kommen würde.

Unterwegs pfiff der Wind nicht wenig. Die Brillengläser des kühnen Jägers beschlugen. Oft verlor er den Atem beim Umsetzen des Windes, wenn der Leibschütz und der Kutscher, die vor ihm saßen, nicht mehr als Windfang dienen konnten. Dennoch wurde er nicht müde, Jagdanekdoten, teils selbst zu erzählen, teils sich erzählen zu lassen, Anekdoten, die bis in die glänzendsten Zeiten seiner Familie hinaufreichten und keineswegs dem Ausspruch: Ecclesia sanguinem abhorret! entsprachen. Denn immer handelte sich's um eine Heldentat, wo „Se. fürstbischöflichen Gnaden dazumalen entweder selbsten die Sau abgefangen" oder sich von einem sichern Standorte aus Flinte auf Flinte, bereits geladen, hatten darreichen lassen und die herbeigetriebenen Rehe und Hirsche zum „Plaisir Sereniſſimi zusammengemördert" hatten.

Gegen zehn Uhr war man auf Münnichhof, wo bereits alles vom Jagdzeug des Grafen, das mit den Kontingenten der benachbarten Herrschaften, vorzugsweise dem großen Jagdpersonal der Dorstes vermehrt worden, belebt war. Da standen die Wagen für die Jagdteilnehmer und für die erhoffte Beute. Treiber und Jagdbursche hielten die Schweißhunde an der Leine und mancher von letztern trug noch am Halse die „Korallen", einen Stachelring, nach dessen Abnahme man voraussetzen konnte, das gereizte Tier würde um so gieriger an seine wilde Arbeit gehen. Der musikalische Teil der Jagd war durch einige horngeschickte Jäger, namentlich durch die in Jagdkostüme gekleideten Trompeter der Husarengarnison von Witoborn vertreten; ja sogar der Bajazzo fehlte nicht — der bucklige Stammer hatte sich vom gräflich Dorsteschen Oberförster ein Kostüm erbettelt und blies aus Leibeskräften mit den übrigen. In seiner grünen Mütze mit einer Feder sah er wie ein Heusprengsel aus. Die Gräfin von Münnich, eine fromme Dame, die ohne eine kirchliche Buße nicht ins Theater ging, mußte im Kreise ihres Besuchs wider Willen über ihn lachen, als man auf einen Balkon hinaustrat, der in den Hof ging, angelockt von einem Hornsolo, das jedoch des Guten zuviel tat und zuletzt in Dissonanzen übersprang.

Zur Blüte des Adels, zu jungen und alten im Bann der hiesigen Anschauungen lebenden Kavalieren, auch Offizieren der benachbarten Garnisonen, hatte sich schon jetzt eine nicht geringe Anzahl Frauen gesellt. Amazonenhaft traten nur einige auf. Mit Spannung erwartete man vorzugsweise die Damen aus dem Stift. — Ohne Zweifel blieben die Fräuleins von Merwig und von Absam schon auf dem für den Beginn der Jagd abgesteckten Standort zurück, an welchem sie vorüberfahren mußten und wo sich alle diejenigen einfinden wollten, die über Münnichhof einen Umweg gemacht haben würden. Terschka war nicht zu sehen. Jeder fragte nach ihm. Das sagte schon mit „Schußneid" Graf Münnich, ein schlanker, von Kopf bis zu Fuß jagdgemäß gerüsteter Herr, dessen Aufregung unter den zwanzig bis dreißig Kava-

lieren die lebhafteste war. Benno und Thiebold sollten ebenfalls kommen. Letzterer naturgemäß als baldiger Herr des heute zum letztenmal vom Jagdruf widerhallenden Waldes.

In dem großen Ahnensaal, in welchem neben den bis weit über den westfälischen Friedensschluß hinausreichenden Familienporträts die wunderbarsten Hirschgeweihe hingen, solche sogar, die mit Baumästen verwachsen waren, nahm man ein Frühstück ein. Unfehlbar wäre man dann, da die, welche noch fehlten, auf dem gewählten Schießstande im Warten ungeduldig werden konnten, aufgebrochen, wenn sich nicht auf eine eigentümliche Art durch das Eintreten einer Persönlichkeit, deren Erscheinen hier niemand erwartete, die Szene geändert hätte. Ein magerer Herr in mittlerer Statur, in der sogenannten Armeeuniform, die Brust mit Orden bedeckt, trat ein. Hinter ihm folgte ein Jäger, der, wie alle Leibschützen, die Flinte seiner Herrschaft trug. „Der Landrat!" ging es mit einstimmigem Murmeln durch die Reihen der aus ihren schon wieder angezogenen Pelzröcken und Überwürfen kaum erkennbaren Physiognomien. Niemand war bestürzter, als der Wirt, Graf Münnich selbst. „Was ist das?" rief er erstaunt und allen hörbar. Bald stellte sich heraus, daß den Landrat von Enckefuß niemand eingeladen hatte. Noch mehr. Der feierliche Aufzug des in dieser Sphäre lange schon durch die Zeitereignisse Proskribierten hatte etwas Beängstigendes. Daß sich der weiland „schöne Mann", ein alter Kavallerieoffizier, mit der größten Beflissenheit seinen Bart, sein Haar gefärbt, ja sogar die Runzeln seines fast fleischlosen und nur noch aus Haut und Knochen bestehenden Kopfes hinweggemalt hatte, überraschte niemanden. Auch heute hatte er seine allbekannte Toilette, dieselbe Chevalerie mit den Damen, dasselbe stramme Auftreten mit den hohen Stulpstiefeln, dieselben Scherze, die man an ihm gewohnt war. Aber heute kam alles in so seltsamer Übertreibung zum Vorschein, daß man annehmen mußte, entweder hatte er bereits seinem vormittägigen Lieblingsgetränk, dem Curaçao, zu stark zugesprochen oder er befand sich in allem Ernst im Zustand geistiger Unzurechnungsfähigkeit.

Sofort bildete sich eine Phalanx gegen den Vertreter der Regierung, den Mann, der einst in jungen Jahren einen Bruder des Kirchenfürsten im Duell erschossen hatte, gegen den Freund des Kronsyndikus, den Vater des bei der Gefangennehmung des Kirchenfürsten so hervorgetretenen Assessors, des jetzigen Rats von Enckefuß; wiederum sah man die große Kluft des Vaterlandes und immer peinlicher wurde die Verlegenheit für den Jagdherrn. Allgemein stellte man ihm in ergrimmter Aufregung die Zumutung, er sollte den unberufenen Eindringling bedeuten, daß sein Eintreffen auf Schloß Münnichhof ein Mißverständnis wäre. Sogar die Gräfin besaß den Mut, die Bedenklichkeiten ihres inzwischen zaghafter gewordenen Gatten zu überwinden und mit der Würde ihrer äußern Erscheinung, mit dem Hochgefühl ihres Zusammenhangs mit dem Träger der dreifachen

Krone, den Landrat auf ein „Mißverständnis" aufmerksam zu machen; sie wollte sagen, daß sie sich ein Gewissen daraus gemacht haben würde, den Herrn von Enckefuß „mit Elementen" zusammenzuführen, „die ihm nur unangenehm sein müßten".

Nun aber erfuhr sie durch die Dienerschaft, Herr von Enckefuß wäre durch die Nichteinladung zu einer Jagd, an welcher jeder Adelige der Gegend teilnähme, in einem Grade beleidigt worden, daß man ihn seiner für nicht mehr mächtig hätte halten können. Stündlich hätte er die Einladung zur Jagd abgewartet, hätte sein Schießzeug hervorgesucht, es selbst geputzt, seinen Hund angeredet: „Sie danken dich ab, Karo! Sie werfen dir einen Knochen vor, Karo! Sie setzen dich außer Brot, Karo!" Dann wäre seine Ungeduld gestiegen, immer hätte er gefragt: „Keine Einladung vom Grafen? Keine von Baron Levinus? von Herrn von Terschka?" Seit gestern hätte er dann eine Miene angenommen, als wäre die Einladung wirklich erfolgt. Nun hätte er seinem Bedienten befohlen, sich als Jäger zu kleiden. Auf die Einrede, er irrte sich, die Einladung fehlte, hätten die heftigsten Zornausbrüche geantwortet, so daß man zuletzt vorgezogen, zu schweigen und sich in alles zu fügen. Gewiß würde man guttun, ihn nicht zum Äußersten zu reizen. In diesem Zustand erschien er und scheinbar gar nicht empfindlich. Er sprach leutselig mit allen, wie wenn sie seine besten Freunde und Bekannte wären. Ein ängstlicher Waffenstillstand zwischen zwei feindlichen Lagern —! In die Unentschlossenheit, was nun zu beginnen wäre, in den unheimlichen Eindruck des so außerordentlich sichern, ja fröhlichen Benehmens des Landrats ertönten die Signale des Aufbruchs, die Rüden schlugen an, heulten vor Ungeduld, die Jäger klatschten mit den Peitschen, und noch ehe man den Landrat hatte entfernen können, kam der Zug in Bewegung. Auch jetzt folgte Enckefuß wohlgemut und setzte sich auf einen der Wagen, gerade wie wenn er dazu gehörte. Da sein Diener nicht jagdkundig war, blieb dieser zurück. Dafür schloß sich dem Landrat ohne weitere Weisung einer der jedem Jagdteilnehmer zum Beistand beorderten Jäger an.

Die Fahrt dauerte nicht allzu lange. Bald gelangte man in den von hohen Tannen und Buchen bestandenen Wald. Es war die letzte große Jagd in einem Walde, der hundert Jahre bedurfte, um das wieder zu werden, was er war. An einer Eichenschonung stand unter zwanzig Männern, die hier schon zu Fuß und zu Wagen harrten, nur einer, der sich das in stillem Träumen sagte und, rings um sich blickend, es wehmütig genug nachfühlte. Wie selten liegt ein feiner Sinn in den Auffassungen der Menschen! Wir gehen ruhig an Tatsachen vorüber, an denen ein anderer mit Schmerz verweilt —! Benno z. B., dessen schlanke Gestalt durch einen einfachen kurzen grauen Militärmantel mit rotem Kragen, einen Mantel, den er fest an den Hüften zusammengeschnürt über seiner gewöhnlichen Kleidung trug, gefällig gehoben wurde — ein schwarzer bürgerlicher Hut bedeckte sein blasses, leidendes Antlitz — Benno gab sich ganz diesen Empfindungen

hin. Aber trotz seiner schwermütigen Stimmung mußte er doch lächeln — über Thiebold, der in einiger Entfernung einen Kreis um sich hatte, dem er bereits in seiner besten Laune seinen berühmten Sturz in den St. Moritz erzählte. Für Bennos Jugendträume gaukelten hier die kleinen Elfen des Waldes dahin. Für ihn hielten sie noch einmal unsichtbar ihren letzten Reigen unter den grünen Tannen, schwangen sich zum letztenmal auf den Nacken des Wildes, um ihm einen Weg durch das Dickicht zu bahnen vor seinen Verfolgern; zum letztenmal waren die kleinen Seen, die sich hier und dort im Walde fanden und zu denen im Mondlicht die Hirschkühe ihre Kleinen zur Tränke führten, von den Schatten hoher Bäume bekränzt. Bald sollen diese Lichtungen, die sich unter der schmelzenden Schneedecke so geheimnisvoll und traulich im Holze öffneten, dem Winde preisgegeben sein, der über die zurückgelassenen toten Stumpfe der verkauften Stämme fegte.

Levinus plauderte schon deshalb soviel, um sich dem Jagdhumor zu entziehen, der sich auf seine Kosten zu entwickeln anfing. Man fragte ihn, welche Nummer seine Brille hätte, wieviel Wild er heute würde am Leben lassen, ob er es unter einem Sechzehnender tun würde und so fort in jenem jagdüblichen Schrauben, das bei allen schon im vollen Gange war. Man befand sich auf einer mitten im Walde liegenden Fläche, die auf einige hundert Schritte weit von Knieholz unterbrochen wurde und sich zur Aufstellung einer doppelten Schützenreihe, auf jeder Seite zwanzig, hinter Busch und Baum, vortrefflich eignete. Eine Freifrau von Stein, die schon vom Schloß mitgekommen war, ließ sich in einem Tragsessel von zwei Bauernburschen ins Holz tragen; eine schon bejahrtere Frau von Böckel-Sandvoß-Dollspringe watete selbst durch den Schnee mit Wasserstiefeln, die ihr bis an die Knie gingen. Die Wagen waren nicht weit vom Eingang in den Forst zurückgeblieben. Inzwischen hörte man in der Ferne und immer näher kommend schon ein Rasseln und Schlagen in den Büschen und der Oberförster versicherte, es wäre die höchste Zeit, die Posten einzunehmen. Noch war keine rechte Einigkeit da, Terschka fehlte. Alle spähten nach ihm; nicht bloß Onkel Levinus, nicht bloß Benno und Thiebold, welche hinter zwei mächtigen Erlenbäumen, die gabelförmig aus der Erde gewachsen zusammenstanden, Platz genommen hatten. Terschkas Jagdkunst schien allen bestimmt, den Preis zu gewinnen. Da er ausblieb, wollte man nun aber doch beginnen. Der Onkel bedeutete jedoch die Signalisten und rief: „Diese Eile ist wieder nur eine eurer verdammten Finten! Statt mit Vorsicht und Bedacht die Plätze anzuordnen, wird nun alles mit Hast übers Knie gebrochen! Schweigt! sag' ich. Die verdammten Intriganten haben alles abgekartet!" Endlich hörte man nur noch ein Signal blasen; es kam aber aus der Ferne. Das wird Terschka sein! hieß es. Terschka kam in der Tat auf einer Jagdchaise dahergebraust und schon eine Strecke vor ihm — allgemeiner Jubel! — zogen im erweichenden Schnee drei Wagen voll Heiligenkreuzer Stifts-

damen heran, die eben Terschka einholen wollte. Das war ein Grüßen jetzt und Rufen und Lachen und Spotten. Aus dem Gewirr der Regenschirme und Pelze und Schleier entwickelten sich die berühmten Jägerinnen Fräulein von Merwig und Fräulein von Absam. Plötzlich ertönte noch eine Salve von Bravis und schallendem Händeklatschen. Eine dritte Amazone sprang vom Wagen, Armgart. Thiebold und Benno trauten ihren Augen nicht. Sie riefen zum Erstaunen des Onkels diesem Armgarts Namen hinüber und jetzt nicht im mindesten zu seinem Schrecken. Levin dachte nur an sich selbst. Seine Stimmung wurde wilder und (vor Furcht) kühner: er lobte Armgart und verdammte alle Stubenhocker.

Benno und Thiebold betrachteten sich mit stockendem Herzblut. Es war Armgart! Armgart, die trotz ihrer gestrigen Tränen aus dem einen der drei großen offenen Omnibusse, der mit den übrigen Stiftsdamen zum Schloß Münnichhof weiter fuhr, herausprang und von Terschkas Armen aufgefangen wurde. Sie trug einen blauen, engen, gefütterten Tuchrock über einem grauseidenen Kleide, einen grauen runden Hut mit wallendem blauen Schleier, dunkle Handschuhe und einen karierten blaugrünroten Plaid rings um ihre Schultern geworfen. Ihr Antlitz war geisterblaß. Ihr Ausdruck, ihr Lächeln ließ ihre zwei weißen Zähne blinken, wie immer, wenn sie träumerisch abwesend war. Sie grüßte niemanden, blinzelte nur zu den weißen Erlen hinüber, wo Benno und Thiebold standen, und ging dorthin, wohin sie Terschka stellte, willig wie ein Opferlamm. Ihr ganzes Wesen war gebunden, ihr Wille, des Menschen edelste Kraft, lag vor dem Altar der Gottesmutter — das die Macht des katholischen „Gelübdes!" Ein Jägerbursche, in der Dorfteschen grüngelben Livree, sprang hinzu und bot Armgart die Flinte, offenbar schon im Einverständnis und nach gestern Abend mit ihr getroffener Verabredung. Sie nahm diese, wie wenn ihre Hand ein Todeslos aus der Urne zog.

Das Schießen begann. Fünf Hirsche brachen aus der rechten Flanke des Karrees, das die Gesellschaft bildete. Piff! Puff! Paff! Vier Hirsche lagen; der fünfte war durchgebrochen, aber von den Treibern der andern Seite empfangen, machte er halt und wandte sich zurück. Nun stellte ihn die Meute und der Zunächststehende war berufen, das Tier zu schießen. Es waren gerade Benno und Thiebold. Thiebold, „vorwitzig, wie auch nur ich sein kann", schoß — schoß fehl. Benno legte an und — wollte losdrücken. Paff! Da sank das Tier, von einer Kugel getroffen, die vom äußersten Ende der Jagdreihe kam. Der Landrat hatte geschossen. Aus einer Entfernung, wo ihm zum Schuß jede Berechtigung fehlte. Es gab Lärm. Diese Anmaßung war gegen alle Regel. Die Kugel hätte fehltreffen, jemanden verwunden, töten können. Zornig schrie man durcheinander. Dem Onkel wurde es wirr zumute. Das fortgesetzte Knallen der Büchsen — an andern Orten brach neues Wild durch — die Nähe der Schießstände, das Pfeifen der Kugeln, Armgarts ihm jetzt kühn erscheinende

Anwesenheit —! Er sah zu seiner Beruhigung, daß sie nicht schoß, nicht so wild wurde, wie wiederum das Fräulein von Merwig, deren Familie mit dem Geschlecht der alten Merowinger zusammen zu hängen glaubte. Auch Benno gehörte zu den wildesten Jägern. Jede Ladung suchte er so schnell als möglich los zu werden. Thiebold bat ihn wiederholt, sich zu mäßigen — nach seinem Fehlschuß hatte er alle Courage verloren; Armgart käme ihm vor, sagte er, als wollte sie lieber das Ziel aller Kugeln sein. Und doch schien sie ein überirdischer Geist, den keine Kugel hätte treffen können.

Inzwischen fuhr der Landrat fort, sich so unnütz zu benehmen, daß endlich, über einen durchaus unpassenden Schuß, den er tat, der allgemeine Unwille ausbrach. „Er ist verrückt! Haltet ihn! Bindet ihn!" Wirklich schlug der tolle Mann um sich, drohte mit seiner Doppelflinte, deren einer Lauf jedenfalls noch geladen war, und würde ein Unglück angerichtet haben, wenn nicht sofort jemand herangesprungen wäre, ihm die Arme zu halten. Benno und Terschka hatten Lust dazu. Man hielt sie zurück. Es war mit dem Angriff Lebensgefahr verbunden. Da teilten sich plötzlich die Büsche und mit dem Rufe: Pax vobiscum! sprang mit weit auffliegender Kutte ein Franziskanermönch auf den Plan, hielt mit einem Arm die Flinte des Landrats und griff mit dem andern so geschickt beide durch die Luft fuchtelnden Hände des ungebärdig Drohenden und Rasenden, daß sich dieser zwar mit schaumbedecktem Munde fest und aufrecht erhielt, aber auch bewegungslos verharren mußte, nur noch machtlos seinen Bändiger anstarrend. Bruder Hubertus war es, der weiland selbst Jäger gewesen und den entweder das Gebell der Hunde, das Knattern der Flinten oder Terschkas Anwesenheit angezogen hatte — im Kloster hatte er sich vor wenig Stunden demselben zu nähern gesucht, war jedoch von ihm gleichgültig abgewiesen worden.

Die Gesellschaft, außer sich über den ganzen Vorfall, umringte die Gruppe und rief den Mönch, der wie der bändigende Tod dastand: „Bewachen Sie ihn! Führen Sie ihn fort! . . ." „Ich will Ihnen Leute zurücklassen!" rief Graf Münnich. Der Mönch schüttelte den Kopf, sich verbürgend, er würde schon allein den Unglücklichen in Sicherheit bringen. Inzwischen bliesen auf ein gegebenes Zeichen die Hörner. Die ganze Gesellschaft mußte in den dichtern Wald; Armgart wurde geführt von Thiebold. Im Augenblick, wo Hubertus erschien, war Terschka verschwunden.

Jetzt standen sich der Irrsinnige und der Mönch mit dem Totenkopf gegenüber, wie wenn sich im nächtlichen Walde zwei kämpfende Hirsche mit ihren Geweihen so ineinander verwickelt haben, daß sie sich nicht mehr auseinander zu winden wissen. Immer schwächer, immer nachgiebiger wurde der Widerstand des Wutschäumenden, der barhaupt mit schweißbedeckter Stirne stand — die Mütze war ihm entfallen. Wie aus einem Traum erwachend, begann er zuletzt in Ohnmacht zu sinken. Der Mönch, mit ungeschwächter Kraft, fing ihn auf.

Unbeweglich hielt er ihn in seinen Armen. Dabei kam kein Laut, keine Anrede aus seinem Munde. Der Landrat brach zusammen und verlor alle Besinnung.

Ringsum herrschte Einsamkeit. Nur die düstern Tannen waren die stillen Zeugen des schreckhaften Auftritts. Beide Männer standen auf dem schmelzenden Schnee. Hubertus in Sandalen, der Nässe und Kälte nicht achtend, der Rittmeister mit Kot bespritzt bis zur Achsel. Der Lärm der Jagd, das Knallen der Büchsen, das Bellen der Hunde verzog sich. Zum noch jeweiligen Durchbrechen des Wildes, das scheu und stutzend anhielt, bildete die Stille einen Gegensatz, der den Mut und die Geistesgegenwart eines Helden herausforderte und fand.

Allmählich erholte sich der Landrat, murmelte verworrene Worte, folgte jetzt aber ruhig dem Mönche, der ihn führte. „Ich werde euch zeigen, welche Verwandte ich habe!" rief er. „Ihr sollt euch wundern, wer meine Protektion ist! Schon mehr als dreißigmal hat der König mit mir gesprochen! Betteln kann ich so gut wie die andern, aber — ich gebe keine fünfzig Prozent an die Juden! Auf Spiel steht jetzt Strafe! Haha! Tangermann! Zimmer 15! Leutnant von Barnekow und Rittmeister von Enckefuß — nehmt euch in acht! Rittmeister a. D. Ade! Soll ich denn mit Gewalt — Müller werden —?"

Der geistig vollkommen Verirrte sprach dies letztere Wort fast mit Weinen. Zur Nachgibigkeit mußte ihn der Zuspruch des klugen Mönchs ermuntern, der bald die Milde, bald die Energie selbst war, ihm in allem Recht gab, ihn in dem Glauben, daß er der vornehmste, geachtetste, arrangierteste Mann der Provinz wäre, bestärkte und ihn doch wieder festhielt, wenn er ungebärdig um sich schlug. „Hedemann," sagte Hubertus, „der, der wäre ja der Müller! Aber auch noch ein Oberst könnte hier ein Müller werden," setzte er plaudernd hinzu.

Fehlte irgend etwas, um dem in seinem Wesen einfachen, ja trotz seiner Kraft kindlichen Mönch das Vertrauen des Unglücklichen zuzuwenden, so war es die Erwähnung seines Sohnes. Auf das Lachen, mit welchem der Landrat, nach der Erwähnung des Obersten, ein Dutzendmal hintereinander: „Papiermüller!" rief, hatte derselbe einen uneröffneten Brief hervorgezogen und stolz gerufen: „Na, da kuck' einmal! Das ist von meinem Sohn!" — „Von Ihrem Herrn Sohn?" — Kaum hatte der Mönch wiederholt und von seiner letzten Reise her dessen hoffnungsvolle Karriere gerühmt, so leistete der Landrat keinen Widerstand mehr, sondern ergab sich ruhig, folgte und sprach, auf den Brief deutend, mit Behagen: „Ja, mein Sohn — der ist in drei Jahren Minister! Den Adlerorden hat er schon — er darf ihn nur noch nicht zeigen! Alles weiß mein Junge! Und wenn du schweigen kannst, Pfäffchen, sollst du auch hören, was mir mein Sohn geschrieben hat! Das ist die Handschrift, die der König so liebt! Sein König! Das kennt ihr hier zu Lande nicht, was es heißt, Mein König! ‚Helft Leute mir vom Wagen ab' (er sang mit leiser Stimme), ‚mein König trank daraus!' Lies Alter, und siehst du, der Bindestrich immer wie

ein Grundstrich und der Grundstrich immer wie ein Bindestrich! Das hilft nun nichts! Was Apartes muß der Mensch haben!" Mit der feierlichsten Würde seine Autorität behauptend, öffnete er den vielleicht kurz vor dem Verlassen seiner Wohnung empfangenen amtlichen Brief und ließ den Mönch mit einsehen, während er ihn vorlesen wollte.

Wie erstaunt mußte der Alte in der braunen Kutte sein, als er in dem Briefe ein Zeichen abgebildet sah, vor welchem ihn Schauder ergriff! War in dem Briefe — von ihm selbst die Rede? Gewiß, der bucklige Stammer hatte an jenem Abend im Finkenhof recht gehabt — ja, er trug jenes bekannte Verbrecherzeichen, ein Galgenrad, auf seinem fleischlosen Arme. Und dies nämliche Zeichen — in diesem Briefe sah er es abgebildet? Was sollte er davon denken —? Nach der Art der Fernsichtigen hielt der Landrat den Brief so weit von sich ab, daß Hubertus mit einsehen konnte während des Vorlesens. Aber der Irrsinnige las nur das vor, was in seinem Kopfe lebte. „Ihr Römlinge! Die Kokarde erkenne ich euch ab! Auf die Jagd bekommst Du Deine Karte so gut wie hier jeder andere von Distinktion! — Monsieur le Baron d'Enckefuss est invité à la chasse —!" und in ähnlicher Weise fort, während im Gegenteil Hubertus zu seinem äußersten Erstaunen las: „Eine Nachricht von Wichtigkeit, die ich Dir mitteile, damit Du Dir das Verdienst der Entdeckung erwirbst und die Kränkungen, die der Parteigeist über Dich verhängt, durch das Lob Deiner Vorgesetzten beschämen kannst! Ein Verbrecher, der in Frankreich zwanzig Jahre auf den Galeeren lebte, ist in unsere Gegend gekommen und hat sich bei seinem ersten Auftreten sogleich in seiner ganzen Gefährlichkeit gezeigt. Auf einem Kirchhof hat er einen Sarg erbrochen. Ein halbes Jahr hat er verstanden, sich an einem mir noch unbekannten Orte in unserer Stadt verborgen zu halten. Bei den Unruhen, die sich über die Verhaftnahme des Kirchenfürsten täglich wiederholen, wurde auch er bemerkt, und ohne Zweifel stand er im Solde des verschlagenen, heimtückischen Rück. Schon Hammaker, der uns seit Jahren das Rücksche Treiben beaufsichtigte, wollte erfahren haben, daß jener Kerl in Eure Gegend gehen würde, um dort etwas auszuführen, was damals Hammaker noch nicht zu wissen behauptete. Ich aber weiß es, daß Jean Picard, auch Jean Bickert genannt (Hubertus stockte im Lesen und hielt sich an den vorstehenden Zweigen eines Busches), reich mit Geld ausgestattet, auf dem Wege in Eure Gegend ist. Suche auf Grund des nachfolgenden Signalements hinter eine mögliche Verkleidung zu kommen! Jean Picard ist gegen fünfzig Jahre alt, spricht schlecht deutsch, ziemlich gut französisch, holländisch, hat mittlern Wuchs, rötliches Haar und eine stark orientalische Physiognomie. Auf seinem linken Arm befindet sich das Zeichen der französischen Galeeren T. F.; auch soll sich, wie von der Verwaltung der Galeeren in Brest geschrieben wurde, der holländische Verbrecherstempel (Hubertus starrte der Abbildung des Zeichens) auf ihm eingebrannt finden. Schließlich mache ich Dich aufmerksam, daß soeben

in größter Eile von hier eine Dir von früher vielleicht nicht unbekannte Dame, Lucinde Schwarz, nach Witoborn gereist ist. Beobachte auch deren Schritte! Ich vermute sogar, daß ihre plötzliche Abreise im Zusammenhang mit irgendeinem, möglicherweise auf Rücks Anstiften bezweckten Unternehmen des Jean Picard steht. Lucinde Schwarz wird dicht in Deiner Nähe wohnen, bei einer Frau von Sicking, an welche sie von hier aus empfohlen ist. Beobachte sie und ihren Umgang genau und laß besonders Schloß Westerhof bewachen, da mir eine Ahnung kommt, als ob sich gerade dort etwas ereignen könnte, was nicht in der Ordnung ist! In Eile und Dein treuer Sohn E."

Schon auf eine bloße Anerkennung der vortrefflichen Handschrift hin konnte der Mönch den Brief ganz an sich nehmen und behalten. Er mußte den völlig Geistesabwesenden und körperlich bis zum Tod Entkräfteten einstweilen unterzubringen suchen. Der dem Walde zunächstliegende Kamp war als der armseligste in ganz Borkenhagen bekannt. Hier wohnten die im Kirchenbann befindlichen Eltern Hedemanns. Daß es gerade der Landrat gewesen, der diese mit ins Elend gebracht hatte, wußte Hubertus. Er sah sich in dieser einsamen Gegend um. Niemand war zugegen, der ihm den ohnmächtigen Mann hätte abnehmen können und in ein Obdach tragen helfen, das er selbst als Mönch, als Angehöriger der exkommunizierenden Kirche kaum hätte betreten dürfen. Indessen wagte er die Sünde auf Rechnung der vielen, die er bald würde zu beichten haben, wenn er fortfuhr nach den Eingebungen zu handeln, die mit der Nennung und Orientierung über den Namen Terschka und mit dem Brief, den er in seiner Kutte trug, seinen ganzen Menschen erfüllten.

Eine kleine Anhöhe ging es hinauf, die zu dem Erbe Hedemanns führte, für dessen Bestellung jene betrogenen Alten seit Jahren nichts mehr getan hatten. Da lag schon in einzelnen Teilen im Wege das Staket, das sonst das jetzt wie tief in die Erde gekrochene Haus einfriedigte. Am Brunnen, den kein Stroh vorm Erfrieren des Wassers schützte, lagen die Eimer leck oder eingefroren. Eine Leine hing von einem der wenigen noch umstehenden Bäume zu einem andern; einige weiße Fetzen an ihr sahen vor Frost wie Vogelscheuchen aus, die gespenstisch im Winde flatterten. Aus dem Hause drang ein blauer flickiger Qualm. Die Tür stand offen; ein Birkenstamm versperrte den Eingang, der vor Rauch kaum zu gewinnen war. In der Küche am Herd saßen auf dem im Kamin brennenden Baum die beiden Alten. Hedemanns Mutter spann, der Vater schnitt Dauben und Klammern — ein Erwerb, den er auf Drängen des Meyers ergriffen, als in der Fremde der Sohn nicht ahnte, wie übel es mit den Eltern stand, welchen Erwerb er nun fortsetzte, obgleich ihm nichts mehr mangelte. Ein Verlassen oder Verbessern ihres Kamps konnte Hedemann zwar ebensowenig bewirken, wie ihnen eine Bequemlichkeit durch eine Magd oder einen Knecht aufdrängen, am nötigsten aber ließ er es ihnen nicht fehlen.

Schon wußte der Mönch, daß er keinen Gruß bekam, daß ihn ein dumpfes Murmeln hinwies, sich das zu nehmen, was er begehrte. Selbst der ungewohnte Anblick: ein Mensch, der einen kranken, vornehmen Herrn, noch dazu den Landrat selbst, hereintrug und auf einen Futterkasten setzte — der Landrat fieberte jetzt und war besinnungslos — nichts konnte diese Leute aus ihrer welt- und menschenscheuen Fassung bringen. Die Alte spann, der Greis schnitt seine Dauben.

Aber Hubertus fand Hilfe. Eben, als er an den Herd gehen wollte, um den großen Kessel abzuhenken, in welchem sich in diesen Bauernhäusern immerfort heißes Wasser befindet — er hoffte Butter und etwas Brot zu finden, um dem Kranken eine Suppe zu machen — bemerkte er eine dritte Person in der Ecke des Kamins, einen Mann, der über ein Buch gebeugt saß und las. Wie aus einem Traume erwachend, fuhr der Leser auf und sah erst jetzt, was während seiner Zerstreuung geschehen war. Es war Hedemann, der Sohn selbst, der hier bei seinen Eltern gesessen und in seiner Lektüre sich nicht hatte wollen stören lassen — er las in einer italienischen Bibel. „Was ist das?" fragte er, sich nun erhebend und voll Staunen den Rittmeister betrachtend, den er sogleich erkannte. „Hat der Landrat ein Unglück gehabt?" — Der Mönch erklärte in Kürze den Zustand des Leidenden und bat, sich seiner annehmen zu wollen. Er seinerseits wollte, dahin hatte er seine aufgeregten Gedanken gesammelt, auf Münnichhof zurück und den Diener des Landrats rufen, der mit einem Wagen kommen sollte, um den Unglücklichen nach Witoborn in seine Wohnung zu fahren. Der unerwartete Beistand, den Hubertus gefunden, half ihm den Besinnungslosen auf ein Strohlager tragen. Hubertus' Auge fiel dabei auf das dicke Buch in kleinem Format. Anfangs hielt er den Druck für Latein und drückte sein Erstaunen aus über die Gelehrsamkeit, die Hedemann aus Amerika mitgebracht. „Da ist es kein Wunder," sagte er, „daß Ihr in Witoborn Papier machen wollt!" — Lächelnd erwiderte Hedemann: „Tut Buße und ihr werdet die Gabe des Heiligen Geistes empfangen!" — Hubertus nickte beistimmend. Er versprach, so schnell wie möglich Hilfe zu schicken. „Tut wohl euerm Feinde und so ihn hungert, speiset ihn!" sagte auch er mit Bibelworten, des Landrats Verhältnis zu dieser Hütte andeutend. War es doch der Landrat gewesen, der diese Leute einst in ihrem patriarchalischen Glauben an die Heiligkeit des geweihten Priestertums hatte irre machen helfen. Hedemann nickte dem Wort, warf einen Blick auf die Kleidung des Mönchs und sagte, zunächst wohl nur mit einer Andeutung des Kirchenbanns, in welchem seine Eltern lebten: „Darin sind wir ja einig!"

Der Landrat blieb bei seinen Feinden. Hedemann pflegte den Sterbenden und gedachte nicht mehr jenes Tages, wo ihn und Porzia Bianchi dessen Sohn beleidigt hatte im Wirtsgarten an der Landstraße von St. Wolfgang nach Kocher am Fall. Seine Mutter spann; sein Vater schnitzelte seine Dauben ruhig und anteillos.

Hubertus, beruhigt jetzt über das nächste Schicksal des Landrats,

eilte, um auf Schloß Münnichhof den Diener desselben und einen Wagen zu suchen. Dann überlegte er, wie er später in Witoborn versuchen sollte, sich bei Frau von Sicking einzuführen; wie er Schloß Westerhof umspähen, Jean Picard entdecken, den, den er hatte zum einstigen Erben seiner von der ermordeten „Buschbeck" geerbten Güter machen wollen, vielleicht an einem Verbrechen hindern sollte — So eilte er über die glatten Wege mit seinen groben Halbschuhen dahin.

10. Wieder Blicke ins Jenseits.

Indessen hatte sich auf Schloß Münnichhof immer zahlreicher jener Kreis von Damen gemehrt, welche ebenfalls von Runen und von Zeichen, ebenfalls von Kreuzen und von Rädern sich anregen lassen wollten, freilich in einem andern Sinne, als der unbekümmert um Schnee und Regen dahinschreitende, tief den Totenkopf in seine braune Kapuze hüllende Laienbruder. Gegen drei Uhr erschien Doktor Laurenz Püttmeyer so feierlich, wie wenn er die erste Vorlesung auf dem endlich ihm überlassenen Lehrstuhl Hegels zu halten gedächte. Noch kunstvoller als neulich beim Besuche Westerhofs hatten die Musen und Grazien von Eschede die Schleife seines weißen Halstuchs gebunden. Auf sauber gefälteter Hemdauslage strahlte eine echte Brillantnadel; die weiße Weste, obschon etwas gelblich durch zu langes Kommodenliegen, war mit einer schweren Uhrkette garniert. Die elegantesten gelben Handschuhe, die in Eschede nur aufzutreiben gewesen, saßen, wenn auch mit etwas zu langen Fingern, doch das Feierlichste versprechend, auf seinen Händen, die heute das Ewige, Unergründliche hinter ölgetränktem Papierrahmen sichtbar und anschaulich machen wollten. Alles was der Doktor jener Kuratel, unter der er stand, hatte abtrotzen können, schmückte ihn heute, auch der große Siegelring mit einem prächtigen Karneol, der dann leider am Handschuh die Naht des entsprechenden Fingers gesprengt hatte.

Von einigen zwanzig Damen wurde der Seher von Eschede mit jenem ironischen Lächeln begrüßt, das die vornehme Welt dem der höhern Lebensformen ungewohnten Gelehrten immer bereit hält. Indessen war dies Lächeln, wenn auch etwas satirisch, doch nicht boshaft gemeint. Man ließ die hohe Wissenschaftlichkeit des Doktors um so mehr gelten, als man in ihm eine originelle, unter den besondern Bedingungen der dortigen Provinzialeigentümlichkeiten stehende Denkergröße zu besitzen glaubte. Seine mathematische Philosophie interessierte jung und alt in den gewählten, hier die übliche Landstraße deutschen Dichtens und Denkens gänzlich verlassenden Kreisen und glücklich schätzte er sich, heute den vornehmsten und angesehensten Damen der sondertümlichsten Gegend des deutschen Vaterlandes einen kurzen Überblick seines Systems geben zu können. Die Gräfin Münnich versicherte ihm, daß er in dem jenseits des hohen Ahnensaals liegenden Zimmer bereits alle die Vorbereitungen getroffen finden würde, die er sich in einem umständlichen Kanzleischreiben an die Frau Gräfin erbeten hatte: Ein

durchaus dunkles Zimmer, ein Gerüst, einige Näpfchen mit Öl, eine Flasche Spiritus. Das Übrige brachte er selbst mit und bat sich nur die Erlaubnis aus, vorläufig seine Vorbereitungen treffen zu können, bis er die hochgeehrten gnädigsten Damen abrufen würde.

Diese Spannung währte nicht lange. Bald wurden die Damen abgerufen und paarweise folgten sie dem glücklichen Seher. Lachend und doch beklommen ging es durch den Ahnensaal, wo schon aufs einladendste die Tafel zum großen Jagdbankett gedeckt wurde. Püttmeyer war so erfüllt von seiner Aufgabe, daß ihm völlig entging, wer unter den Damen anwesend war. Es waren jüngere und ältere, hohe und kleinere Gestalten, alle in gewählter Kleidung, alle mit Trauerzeichen — um den Kirchenfürsten. Komtesse Paula, Tante Benigna, Armgart — auch diese glaubte Püttmeyer zugegen. Seine Verwirrung war so groß, daß er eine Gräfin oder Freifrau mit der andern verwechselte.

Anfangs brannten in dem Zimmer, das sie alle betraten, einige Kerzen. Man mußte sich wenigstens orientieren, wo man Platz nahm. Als dies geschehen war, erloschen auch diese und machten alles stichdunkel. Kichernd und scherzhaft um Ruhe zischend und sich räuspernd saßen die vornehmen Frauen. Püttmeyer rumorte wie ein Puppenspieler hinter einem großen transparenten Rahmen, der sich allmählich zu erhellen begann. Zuweilen schien ihm eines seiner Lichtchen umzufallen. Dann rief die Gräfin, ob er nicht Beistand nötig hätte. „Nein! nein! Meine Allergnädigste!" antwortete er. Dennoch aber hörte man ihn entweder mit sich selbst oder mit einem Gehilfen sprechen. Eine zarte, schüchterne Stimme umwisperte ihn. Himmel! hätte Armgart, wenn sie hier gesessen, gewiß gedacht, vielleicht — steckt Angelika da hinten, die glückliche Angelika! Wenn sie diesen Augenblick, diese hohe Anerkennung ihres Geliebten erlebte!

Das Zimmer war überheizt und die Damen bekamen eine eigentümliche Exaltation schon allein von den Ausströmungen des Ofens. Noch mischte sich Weihrauchduft in den früheren Geruch, der etwas stark auf Verbrauch von Öl und Spiritus hatte schließen lassen. Die Stimmung wurde immer erregter. Man schwieg jetzt schon deshalb, um sich nur beherrschen zu können, und harrte der kommenden Dinge.

Endlich klingelte Püttmeyer und sprach mit einer nach Festigkeit ringenden Stimme: „Meine hochgräflichen — hmhm! — und hochfreiherrlichen — hmhm! — Gnaden! Ich bin so glücklich — Ihnen den Entwickelungsgang meines Systems in einer Reihe von Bildern so anschaulich machen zu können, daß Sie selbst prüfen mögen, ob meine Lehre — hmhm! — wohl Ihre überzeugte Zustimmung findet! Denken Sie nur immer dabei, daß das, was in Gott ein Moment ist, im Denken — durch Raum und Zeit seine — hmhm! — Ruhepunkte haben muß! Auch unser christ- — hmhm! — christlicher Glaube zerlegt Gottes Größe in ein Vorher und ein Nachher; denn wie würden wir sonst die Lehre von den sieben — hmhm! — Schöpfungstagen zu glauben — zu verehren haben?"

Ein Murmeln der Zustimmung ging durch den Saal. Dann folgte tiefste Stille. Die Weihrauchdüfte mehrten sich und jetzt begann sogar zu aller Überraschung etwas völlig Unerwartetes, eine wunderbare Musik. Wo kam diese Musik her? Leise anschwellend hoben sich die Töne wie auf Aeolsschwingen. Was hatte der Zauberer von Eschede da für eine Extraüberraschung und für ein Instrument mitgebracht. Das Zimmer erbebte von Wohllautsschwingungen, von welchen die Luft zu einer klingenden gemacht wurde. Niemand war erstaunter als die Gebieterin des Schlosses selbst, die nicht hoch genug versichern konnte, daß sie kein Instrument besäße von solcher Wirkung, ja, daß sie das eben vernommene nicht einmal zu nennen wüßte. Wenn Püttmeyer orphische Urworte lehren wollte, konnte die Vorbereitung des Gemüts nicht mächtiger getroffen werden.

Als die Töne verklungen waren, einer immer sanft dem andern sich entwindend, erblickte man die ganze transparente Tafel azurblau und aus dem tiefsten Grunde, sei's des Himmels oder des Meeres, entwickelten sich leise Schatten, die allmählich die Form einer Unzahl sich durcheinander rollender und einander durchschneidender Kreise annahmen. Püttmeyer sprach mit erhöhter Begeisterung: „Musik ist das Leben des Alls! Denn — das All besteht aus zersprengten — Atomen, die — sich suchen, sich finden — sich abstoßen, verfolgen! — Sehnsucht und Liebe, demzufolge auch Abneigung — hmhm! und Haß — ist die Seele des Alls —!" Die Kreise bewegten sich auch teilweise zurück und es entstand ein Chaos so flimmernder Schatten, wie wenn beim Blutandrang das geschlossene Auge ein Durcheinanderwirbeln von zahllosen Staubatomen zu sehen glaubt. Das Instrument begann dazu in lebhafteren Rhythmen eine entsprechende Begleitung. Nicht schrill oder in mißtönender Malerei — seinem Wesen entsprachen nicht so grelle Ausdrucksformen — wohl aber in Klagelauten, wie aus der tiefsten Tiefe des Schmerzes und aus der wehmütigsten Verkennung der Liebe empor.

Inzwischen schilderte Püttmeyer das sich aus dem Wirbeln der Atome ergebende Streben alles Geschaffenen und des Denkens über alles Geschaffene zum Kreise. Darüber verwandelte sich allmählich die Transparententafel in einen einzigen lichten Kreis und die blaue Farbe ging in die rote über. Die Frauen beanstandeten nicht im mindesten, was Püttmeyer mit zunehmender Redegewandtheit über das Symbol der Liebe, den Ring, die Schlange, ja sogar über Schlangeneier sprach. Das Auge sah in allem nur die herrlichsten Fata-Morganen der Ahnung.

Über die Musik, die zuweilen schwieg, hatte sich jetzt von einigen Damen, die eingeweiht waren, herumgeflüstert, daß sie auf einer Überraschung beruhte, die man der Gräfin bereitete. Mit dem protestantischen Pfarrer Huber war jenes schöne alte Instrument, die Harmonika, nach Witoborn gekommen und, wie der Sinn der Frauen nun einmal ist, bald hatte sich verbreitet, dies Instrument wäre zwar in der Art,

wie man es handhaben müsse, nicht eben schön zu nennen, würde aber in seiner Wirkung höchstens nur vom seelenvollen Schmelz des Violoncells erreicht. Jedermann hatte begehrt es zu hören. Man wußte, der protestantische „Pfarrer", die „Frau Pfarrerin" — wenn diese heiligen Worte so zu gebrauchen nicht Entweihung war — die schon herangewachsenen „Kinder" desselben spielten jenes Instrument mit großer Fertigkeit; aber weder des Mannes Haus zu besuchen war den hiesigen Verhältnissen angemessen, noch auch der Würde desselben zuzumuten, daß er selbst oder seine Angehörigen sich außerhalb desselben mit ihren Leistungen hören ließen. Um so größer nun die Überraschung, daß Püttmeyer das Allersehnte möglich gemacht hatte. Ein Töchterchen des Pfarrers spielte.

Mit Stolz zitierte jetzt Püttmeyer sein Buch: „Christus und Pythagoras", das mit genauer Not dem römischen Index entgangen war. Auch die Frauen blieben im Bann seiner mystischen Zeichen und nahmen einen flammenden Triangel für die Dreieinigkeit, ein dunkelglühendes Kreuz für die Offenbarung der Liebe, sahen die Offenbarung des Alls im Atom, des Ewigsten im Zeitlichsten. Es umspannen sich die Herzen wie mit magischen Fäden. Und selbst die anwesende Frau von Sicking, die Frommste der Frommen, hätte nicht geahnt, daß sie diese Stunde ebenso feierlich stimmen würde, wie ihr nur je zumute gewesen im Moment der „Wandlung" beim heiligsten der Opfer und wie sie hoffte, angemutet zu werden durch die in Aussicht stehenden Müllenhoffschen Exerzitien.

Andachtsvoll hörte man auch manchem Scherz Püttmeyers zu, sogar dem, daß das doppelte Dreieck, Pentagramm genannt, den magischen Zeichen der Zauberer angehöre, auch dem Gotte Gambrinus, setzte er lachend hinter dem mutmachenden Ölpapier hinzu, der mit diesem Zeichen in Göttingen anzeige, wo gutes Bier feil wäre, „worin jedoch nur ein tiefes Symbol des Frühlingsanfangs liegt, ein Haustür-Gedenkzeichen des Hexensabbats auf dem Brocken, da ja am 1. Mai der Hexen Ausritt stattfindet, und zwar" — hier hätte allerdings den Doktor eine seiner Eschedeer Gönnerinnen ein wenig am Frackschoß zupfen sollen — „auf dem Bock, welches Tier sotanerweise auch noch bis gen München hin im innigsten Zusammenhang geblieben mit dem ersten Labetrank am ersten Tage des Wonnemonds."

In diesem Augenblick, als die Musik aufs neue begann, erhob sich eine der Zuhörerinnen so plötzlich, als wenn ihr der Atem versagte. Sie schwankte jedoch der Tür zu und verließ den Saal. „Lassen Sie!" sagte Frau von Sicking, als die Damen und vorzugsweise die Herrin des Schlosses von einem notwendigen Beistand sprachen. „Es ist die Mamsell, mit der ich vorhin gekommen bin —!" Man glaubte sich auf die Versicherung der Dame, welche die Fremde eingeführt, verlassen und beruhigen zu dürfen. Die seraphischen Klänge der Harmonika tönten indessen fort und Püttmeyer erläuterte.

Es war Lucinde, die sich so plötzlich aus dem qualmenden, dun-

stigen, für eine beengte Brust unerträglichen Zimmer entfernt hatte. Sie floh in den großen, schon dunkelnden Speisesaal — gejagt von Empfindungen, die sich an ein Herz preßten, von dessen lauten Schlägen sie fürchtete, sie könnten vernommen werden in der sie rings umgebenden Stille.

Nicht daß sie so überwältigend die Form des Vortrags, der Inhalt desselben und die Andacht dieses vornehmen Auditoriums ergriffen hatte. Sie sagte sich: Das sind ja alles Narren! Auch nicht, daß sie von Wehmut durchzuckt war beim Anhören der Harmonika, die ihr einen Jugendmärchentraum zurückrufen mußte. In dem Heranwuchs der Kinder jenes Pfarrers, dessen Namen sie einst angenommen hatte, als sie die Bühne betrat, sah sie nur den Gradmesser ihres eigenen Altergewordenseins. Alles das waren Anwandelungen einer ihr fremden Sentimentalität. Sie lebte nur der verzehrenden Sorge um das Allernächste.

Schon mit klopfender Brust war sie auf dem Schlosse Münnichhof erschienen. Schon mit dem größten Widerwillen war sie in jenes dunkle Zimmer gefolgt, so gefaßt und ruhig sie auch erschien, als Frau von Sicking sie als eine ihr aus der Residenz des Kirchenfürsten Empfohlene einführte und der Herrin des Schlosses vorstellte. Zwar hatte sie sich hoch und majestätisch aufgerichtet, als ihr Name beim Vorstellen genannt wurde und die Anwesenden die schlanke Gestalt, die in Trauer gehüllt war, musterten, das bleiche errötende Antlitz anziehend fanden, ein goldenes Kreuz, das unter einer Trauerecharpe von Spitzen hervorblinkte, für ein Zeichen besonderer Frömmigkeit nahmen. Jenes Mädchen, das vor längeren Jahren hier, auf Schloß Neuhof, eine abenteuerliche Rolle gespielt, und das gewiß schon einmal einige unter den Anwesenden gesehen hatten, erkannte niemand. Diese schwarzen Augen schienen die Glut der heiligsten Andacht zu bergen. Dieser etwas trotzige Mund schien nur im Beten geübt.

Die Namen Neuhof, Asselyn, Benno, de Jonge, Paula, Armgart, Stift Heiligenkreuz, Kloster Himmelpfort gingen an ihr vorüber, ohne daß jemand ihren Anteil bemerkte. Selbst als sie die Lehne ihres Sessels ergriff, als die Stiftsdamen, die von Heiligenkreuz kamen, Entschuldigungen brachten für Fräulein Benigna von Ubbelohde und Gräfin Paula und vom gestrigen ängstlichen Flammensehen der Visionärin erzählten, bemerkte niemand das Beben der zusammengepreßten Lippen, niemand die Verlegenheit des Lächelns; auch nicht da, als Frau von Sicking sagte: „Ich hoffe Sie morgen auf Westerhof vorstellen zu können —!" Diese Anknüpfungen waren ihr wichtiger und beschäftigten sie ganz. Was sollte sie in dem lebensluftleeren Zimmer auf die orphische „Unsinns-Weisheit" lauschen! Sie mußte reden, wenigstens gehen können. So sprang sie denn auf. Und als ihr Beispiel, wie gewöhnlich bei frauenzimmerlicher Nervenschwäche geschieht, ansteckte, als nicht lange nach ihr eine zweite, eine dritte Dame entfloh, huschte sie auch wieder aus dem dunkeln Speisesaal mit seinen blendend weißen Gedecken, seinen Gläsern, Schüsseln,

Tellern, und suchte das erste beste Zimmer, dessen Tür ihr zunächstlag. Sie betrat ein bereits zum Kartenspiel hergerichtetes behaglich trauliches Kabinett.

Erschöpft sank sie auf ein Sofa nieder. So für sich allein hatte sie etwas Spinnenhaftes bekommen, Mageres, Lauerndes, von „Schmerz Gekrümmtes", wie sie's nannte, wenn man ihr deshalb Vorwürfe machte. Ihr hoher Wuchs sowohl, wie die religiöse Rolle, die sie mit immer größerer Übung, Gewöhnung, ja sogar schon zuweilen mit aufrichtigem Einverständnis spielte, brachten es mit sich, daß sie zu den vielen mittlern und kleinen „erbärmlichen" Wesen dieser Erde ihren Medusenkopf niederbeugte. Unter den dichten dunkeln Flechten ihres schwarzen Haares, die sie wie ein Turban umgaben (heute das Werk der Kammerjungfer der Frau von Sicking; hier hatte sie nicht Treudchen, die ihr schon zuweilen hochaufflaunend weiße Härchen auszog), spitzte sich ihr Ohr und lauschte so, wie ihr einst Rück ärgerlich gesagt hatte, „jung-hexenhaft, daß man mutatis mutandis" — sie verstand ja diese Milderung — „an die alte Frau Buschbeck denken könnte, wenn die mit ihm oder mit Hammaker vom Anlegen ihrer Kapitalien sprach!" Dann freilich konnte sie sich auch wieder aufrichten und sich auf ihre „doch immer noch blühenden" zwanzig Jahre besinnen.

Lucinde war zu Frau von Sicking empfohlen worden durch Rück und die vornehmsten Kreise der Devotion. Sprach hier etwas gegen ihre Vergangenheit, so war sie ja jetzt eine Konvertitin. Eine solche war auch Frau von Sicking selbst. Eine Nachkommin jenes tapfern Ritters, der mit dem Schwert, wie Ulrich von Hutten mit der Feder, gegen Rom sein Leben einsetzte, verließ einen mit soviel Tränen und blutigen Opfern erkauften Glauben! Sie gehörte jenem engeren Kreise katholischer Gottseligkeit an, der sich über Europa verbreitet hat, einem Kreise, in welchen einzutreten Lucinde das unwiderstehlichste Verlangen trug, weil sie wußte, daß darin Bischöfe und Erzbischöfe mit andachtsvollen weiblichen Seelen alle Freuden der Geselligkeit genießen. Frau von Sicking war reich. Sie hatte ein Haus bei Witoborn, eine andere Besitzung im Süden Deutschlands, hier und da in geistlichen Städten Deutschlands und Belgiens Absteigequartiere. Ihre Korrespondenz erstreckte sich nach Rom wie nach den entferntesten Missionen des Sacré Cœur, nach Pondichéry und Guadeloupe. Ihr Reisen, ihr Kommen und Gehen, ihr Korrespondieren konnte man Intrigieren nennen. Aber auf allem, was sich an ihren Namen knüpfte, lag ein solcher Duft von Andacht, von Beförderung des Menschenwohls, von Veredlung unserer Zeitlichkeit, daß er diesen Schein milderte. Jetzt waren die „Exerzitien" ihre Parole. Der Andrang dazu war so groß, daß Frau von Sicking über die Aufnahme förmlich wie eine Ordensmeisterin schaltete. Der ostensible Grund, warum bei ihr Lucinde Schwarz erschien, war die flehentlichste Bitte der Frau Kommerzienrätin Kattenbyk, sie und ihre Töchter an diesen Exerzitien teilnehmen zu lassen. Lucinde war autorisiert, im Namen der Kommerzienrätin die größten

Opfer, die etwa verlangt werden sollten, in Aussicht zu stellen, wenn sie das Glück und die Ehre haben könnte, an dieser vornehmen „Andacht zum Kreuze" teilzunehmen.

Gestern war Lucinde angekommen und hatte noch keine Fassung gewinnen können über ihre Rückkehr in diese Gegend, auf einen Schauplatz, wo Bonaventura weilte, ohne Zweifel, wie sie ahnte, im glücklichsten Bunde mit ihrer einstigen Pflegebefohlenen Paula. Noch sah sie mit dumpfer Starrheit durch das Fenster die vom Abendrot beschienenen weißen Höhen, auf denen Schloß Neuhof lag und nun der Kronsyndikus — nicht mehr lebte! Diese Todeskunde erschütterte sie nicht und entlockte ihrem Herzen keine Rührung. Nur einen gewonnenen Vorteil mehr sah sie darin und tröstlich klang es ihr zu hören, als Frau von Sicking meinte: „Die Frau Präsidentin von Wittekind scheint die Rolle in Vergessenheit bringen zu wollen, die ihr Gatte seither als Beistand der Regierung gespielt! Aber man ist hier entschlossen, keineswegs auf ihre Wünsche einzugehen! Die Rücksicht nur auf ihren edlen Sohn, den Domherrn, wird die Gesellschaft bestimmen, ihren Empfindungen nicht schon jetzt einen entschiedeneren Ausdruck zu geben!" Und selbst der blitzende Punkt dort in der Ferne, ein vergoldetes Kreuz auf dem Kirchturm des Klosters Himmelpfort, wo Klingsohr gefangen, beschäftigte sie nicht. Diese weite, sich mit Abendschatten füllende Ebene, auf welche sie einst so sehnsuchtsvoll von Schloß Neuhof herniedergeblickt hatte wie in ein Land der Freiheit und des ungebundeneren Glücks, als dasjenige war, das sie dort in einer nur scheinbar glänzenden Abhängigkeit hielt, sie bot nichts anderes, was ihr Auge gesucht hätte, als allein das Schloß Westerhof, das indessen hinter den Wäldern nicht zu sehen war.

Bei Bonaventuras Abreise vom jetzt leeren Sitz des Kirchenfürsten hatte Lucinde den Vorsatz gefaßt, nur der Rache zu leben. Ohne daß sie den Oberprokurator Dominikus Rück in alles einweihte, was von ihrem Herzen dieser selbst schon wußte, teilweise erriet, war sie mit ihm vertrauter geworden. Rücks Huldigung gab sich so maßlos, daß sie den Ausbrüchen derselben schon deshalb einigermaßen entgegenkommen mußte, um nur nicht sein Benehmen für die Gesellschaft zu auffallend erscheinen zu lassen. Er kannte ihre Liebe zu Bonaventura. Diese hatte er zu schonen. Sie duldete sein Benehmen unter der einzigen Bedingung, daß Rück sie wie eine anderweitig Vermählte betrachtete. Denn Bonaventura blieb ihr Gott und die Tempel schwur sie zu zertrümmern, in denen ihm andere huldigten. Von jener Urkunde, mit welcher sie ihn sein ganzes Leben lang, wie sie gedroht hatte, in Schach zu halten vermochte, sprach sie zu Rück am wenigsten. Der Schmerz und eine kurze Zeit hatten ihre Rachegefühle gegen Bonaventura längst gemildert.

Rück wurde für sie ein psychologisches Rätsel. Sein Lebensüberdruß war eine Krankheit, die sich bei allen jenen Menschen findet, die anders handeln, als sie denken. Wir haben Könige gesehen, die

geistesschwach wurden, weil sie eine Welt von schönen Gedanken, Plänen und Entwürfen in sich trugen und keine Menschen fanden oder auch keine suchten, die sie bei ihrer Ausführung unterstützten. Ein Mut, der bei ihnen schon nicht vorhanden war zum Brechen mit den Rücksichten, die sie banden, fehlte ihnen vollends für alles, was das Leben begehrt; ein geknickter Genius spielt zuletzt mit Puppen, die er an- und auszieht. Dann aber zu wissen: Alles das ist unwahr, was du denkst und tust! und es dennoch befördern — und etwa darum befördern, weil einem andern, den man haßt, die Lüge zu Schaden verhilft —! solche grenzenlose Unwahrheit untergräbt die innerste Seele, wenigstens stört sie deren Ruhe bei Tag und bei Nacht.

Wenn Rück, ein reiner Nihilist, ja Atheist, dennoch sich im Dunkel der Kirchen beugte und betete, nur um die „Neunmalweisen", die Ghibellinen, zu ärgern, so wird ein so unwahrer Zustand der Seele zuletzt haltungslos, die Widersprüche heben sich auf, nichts bleibt mehr übrig, als was Rück in seinen geheimsten Stunden auch war, ein tief Lebensüberdrüssiger, ein Verzweifelnder. Nächtlich konnte der Mann, gehüllt in seinen alten grauen Mantel, in den Straßen umherlaufen. Dann war Frau Schummel die Vertraute seiner entfesselten Sinne. Bedürfnisse hatte er, deren Befriedigung an einem Abend Unglaubliches kostete. Plötzlich aber stieß er alles wieder von sich und predigte Buße und dachte an Selbstmord. So überraschte ihn einst Hammaker und brachte ihn auf die uns bekannten Verirrungen des scheinbaren sich Erhängenwollens. In vertrautester Stille konnte er um Hammaker klagen: „Was war doch das für ein Unglück, daß er den bösen Drachen umgebracht hat? Hat sie's denn nicht verdient? Die natürliche Vergeltung ist ja das hier schon auf Erden! Jene hatte andere auf der Seele, diese hatten wieder andere und den Hammaker hätte dann auch schon einer ohne viel Aufsehen gerichtet!" „Mädchen, kannst du lügen? Kannst du falsche Handschriften machen? Kannst du Feuer anlegen?" So hatte Rück zu Lucinden an jenem Piterschen Festabend gesprochen. Aus ihrer unterirdischen Wanderung mit Jean Picard wußte sie schon von einer gewissen Tat, für welche dieser durch Hammaker gedungen worden war. Rück war nicht wieder auf diese Zumutungen, ein Verbrechen zu unterstützen, zurückgekommen. Hatte er von Lucindens Besuch im Profeßhause und von ihrer damaligen Todesangst einiges in Erfahrung gebracht — so brachte sie die Erwähnung der „Spinozistin" Veilchen Igelsheimer auf einige Andeutungen. Aber über alles andere, was von ihm zum Gewinn des großen Prozesses der Dorstes verbrecherisch unternommen werden konnte, waren seit Bennos Abreise nach Witoborn die Schleier der Vergessenheit gefallen. Alles schien wieder still und friedlich. Lucinde wurde die Vertraute des Hauses, die Freundin, die Tochter, wie die Kommerzienrätin ihr oft zuflüsterte — vorzugsweise, wenn sie einer Mesalliance gedachte, die ihr durch Piter drohte. Denn Piter ließ nicht — von Treudchen. Au contraire — seit seinem verunglückten

Gesellschaftsabend war er entschieden darauf bedacht, sich durch gänzliche Nichtübereinstimmung mit dem, was die gesunde Vernunft von ihm erwartete, allen Menschen, die ihm nahestanden, so gefährlich als möglich zu machen. Erst Delrings Entschluß aus dem Geschäft auszutreten und die Stadt zu verlassen, wurde durch ein Ereignis erleichtert, dessen betrübender Verlauf von Tieferblickenden geahnt werden konnte. Lucinde war nach Witoborn in Trauerkleidern gekommen. Das Hauptmotiv, mit welchem sie das Herz der Frau von Sicking im Interesse der Kattendykschen Bitte zu rühren hoffen konnte, war Mutterschmerz und Geschwisterliebe. Denn Hendrika Delring lebte nicht mehr. Die sanfte, gute, liebevolle Frau, die geschmähte Schwester, die vor Piters Tyrannei in den Beichtstuhl Bonaventuras flüchtete, sie hatte die Schmerzen der Geburt nicht überstanden. Sie ging in ein Land hinüber, wo ihr die Taufe ihres Kindes keine Leiden mehr bereitete. Das Leben ist so! sprach Lucinde zu dem in Tränen verzweifelnden Treudchen, das sich bis zum letzten Augenblick bewährt hatte, es sich nicht hatte nehmen lassen, die Tote zu entkleiden, zu waschen, sie für die Bahre zu schmücken. Ihr totes Kind wurde neben sie gelegt. Gerade das, wofür die meisten Vorbereitungen getroffen werden, gerade das, dessen Eintritt ins Dasein uns nicht hoch genug beschäftigen kann, an das wir all unsern Mut, all unsern Verstand, unser ganzes Herz setzen, das — trifft nicht ein —! Das sprach Lucinde einem Urteil in Serlos Papieren über eine Dichtung nach. „Der Held mußte sterben! Wie könnte man so viel reden und handeln lassen, um dem Mißgeschick vorzubeugen, wenn das Mißgeschick nicht wirklich ein Ungetüm wäre, das Menschenkraft nicht überwindet? Die Götter strafen jede Einmischung in ihre Rechte. Das ist traurig, aber nicht so niederdrückend, wie es scheint. Wenn der Vorhang fällt, wenn wieder die Menschen an ihren abendlichen Kartoffelsalat gehen und sie hochvergnügt scheinen, daß nicht Gott, sondern Frau Birch-Pfeiffer die Welt regiert und die guten Seelen doch zuletzt ‚sich kriegen', so glauben sie's im Grunde nicht. ‚Romeo und Julia' kann kein Schauspiel sein. Der Tod — wird zuletzt etwas Süßes für uns und ist die einzige Schönheit, die eine Tat ins Große verklärt. Wäre nicht der Tod, wir unternähmen nichts mehr, was unserm göttlichen Ursprung Ehre macht. Es ist, als forderte uns um so mehr ein Preis heraus, je höher die damit verbundene Gefahr ist. Ach freilich, was könnten wir sein, wenn das Schöne auf Erden sich hielte! Und doch — der unterliegende Kampf gegen das Verhängnis zieht uns himmelan!"

Einige Tage nach Hendrikas Begräbnis wurde der Edeln ein Opfer gebracht, das reiner gen Himmel stieg, als alle Seelenmessen, die für sie auf Jahre hinaus von der Mutter gestiftet wurden. Piter erklärte das ganze obere Stockwerk für sich allein zu bedürfen, für seinen nächstens zu eröffnenden Hausstand, und niemand anders, als „ein einfaches, bescheidenes Mädchen aus dem Volke", keine „Staatsdame", würde er heiraten. Gegen dieses Au contraire war ein Wider-

stand schon deshalb schwierig, weil in der Tat alle Familienglieder Treudchen liebten und wie eine Verwandte behandelten. Da aber verschwand Treudchen eines Tages. Wie hätte sie denn solche Ansprüche erheben wollen! Sie war, wie man erfuhr, bei den Karmeliterinnen und wollte den Schleier nehmen. Kajetan Rother, der Beichtvater der Damen vom Römerweg, kam selbst zur Kommerzienrätin und erklärte ihr, schon lange trüge das junge Mädchen die allerschwärmerischste Liebe zur seligsten Jungfrau im Herzen und würde der Majestät ihres göttlichen Sohnes Jesu Christi jedenfalls die Huldigung darbringen, lediglich dessen Braut zu werden.

Mitten in dem furchtbaren Revolutionsausbruch, den diese Nachricht im Kattendykschen Hause zur Folge hatte — Piter drohte mit nichts geringerem als die Kathedrale bis auf den letzten Stein zu schleifen — waren Veranlassungen eingetreten, die Lucinden bestimmten, sich zur Dolmetscherin der Wünsche zu machen, welche die Kommerzienrätin in betreff der vielbesprochenen neuen Unternehmung der Frau von Sicking hegte. Im höchsten Grade aufgeregt kam sie in das Toilettenzimmer ihrer Gebieterin und fragte mit angstentstelltem Antlitz, ob sie nicht, um jene Bußfrage zu ordnen, selbst nach Witoborn reisen könnte. Wally Kattendyk, hocherstaunt, weinte Tränen der Rührung über diesen edeln Entschluß, küßte Lucindens Stirn und Wange und drückte sie an die eben im Entschnürtwerden begriffenen Korsettverschanzungen ihres Herzens. Noch am selbigen Abend durfte Lucinde, wie sie es wünschte, abreisen.

Als sich Lucinde entfernt hatte, kam Rück, der unterdessen Rothern auf der Straße begegnet war, mit einer Anzahl in den Bart gemurmelter Vermutungen über die seltsam geheimen Zusammenhänge der Ursachen, die der Flucht Treudchens zum Grunde liegen mochten — Piter war noch auf dem Polizeiamt und requirierte eine Hilfe, die ihm (nach der Bulle De salute animarum) nicht werden konnte, sobald Gertrud Ley auf ihrem Willen bestand und von ihrem Vormund, einem Handwerker in Kocher am Fall, die Zustimmung zum Eintritt ins Kloster brachte. Nun hörte Rück von einer Reise, welche Lucinde beabsichtigte. Staunend pochte er an ihr Zimmer und fand sie schon vollständig zur Reise gerüstet. Erst wollte sie über sein Eindringen mit einem heftigen Worte aufwallen, dann beherrschte sie sich und sank auf einen der Koffer nieder, die rings um sie herstanden, und hörte träumerisch abwesend seine Beteuerungen ewiger Freundschaft, seine Eifersucht auf Bonaventura an. „Was wollen Sie grade jetzt in Westerhof?“ fragte er dann einige Male. „Gerade jetzt?“ entgegnete sie befremdet. Seine Erklärung unterblieb. Die Schwiegermutter, die von seiner Anwesenheit im Hause gehört hatte, wünschte ihn zu sprechen. Er hatte Lucinden verlassen müssen einer Störung wegen, ehe diese noch den Mut gefaßt hatte, ihm etwas vorzuhalten, was sie an diesem Tage in aller Frühe erlebt hatte. Als sie in die Messe hatte gehen wollen, hatte sie eine Entdeckung gemacht, die sie mit eisigem Schrecken

überlief. Am Posthof hatte sie vorüber müssen und war eines Briefes wegen in diesen eingetreten. Da stand ein Eilwagen, der soeben bespannt wurde. Im Begriff einzusteigen, sah sie in Pelzen, mit Handtaschen, Fußsäcken, sechs bis acht Passagiere harren. Eine dieser Gestalten fiel ihr auf und noch mehr, wie sie sogleich sah, fiel sie selbst diesem Reisenden auf. Kaum hatte sie einen prüfenden Blick auf einen Mann in einem wassergrünen Flausrock, mit einem roten Komfortable um den Hals, geworfen, als sich dieser auch sofort abwendete und schnell die Hände aus den Rocktaschen zog, in die er sie ruhig gesteckt gehalten. Sie sagte sich: Das ist ja Bickert —! Darüber konnte kein Zweifel sein. Wuchs, Gesichtszüge waren unverkennbar, nur das Haupthaar schien ein anderes. Sonst rot, war es jetzt dunkelschwarz und lockig. Sie mußte stehenbleiben und wandte sich, um den Verbrecher näher in Augenschein zu nehmen. Jetzt, das sah sie, entdeckte er, daß auch sie ihn erkannt hätte, und nun vermied er immer mehr, ihr ins Angesicht zu sehen. Einen Augenblick tat sie, als entfernte sie sich; sie tat es aber nur, um wieder zurückkehren zu können und sich vor die Tariftafeln, die auf den Türen befestigt hingen, zu stellen und diese scheinbar zu lesen. Jetzt wurde das Gepäck der Reisenden gebracht. Sie hörte: „Nach Witoborn!" Ihre Brust klopfte. Sollte sie den Unglücklichen anreden, der ihr seinerseits seine Nichtentdeckung, dem aber auch sie kürzlich eine große Hilfe und die Rettung ihrer Ehre verdankte, ihn, der sie mit jenen Papieren aus dem Sarge des alten Mevissen, wie sie wenigstens glaubte, auf ewig zur Herrin über Bonaventuras Schicksal gemacht hatte? Sollte sie ihn fragen, ob er denn derjenige wäre, der nach Witoborn reiste? Da fiel ihr seine Mitteilung ein über Hammakers Anträge, sein Wort vom „roten Hahn auf ein Schloß", sein „Sapristi"! als auch sie in dem unterirdischen Gange von Westerhof und sogar von Rück zu reden begonnen hatte. Noch wogte ihre Angst um ein Verbrechen, in das sich Rück möglicherweise doch noch einließ, die Furcht, länger hier so stehenzubleiben, in ihr auf und ab, als die Namen der Passagiere aufgerufen wurden. Der, welcher ihr Bickert oder Jean Picard schien, stieg mit der Bezeichnung: „Herr Dionysius Schneid" in den Wagen. Sie hatte sich's aufs beste merken können; der Name wurde zweimal gerufen. Nun blies der Postillon. Der Verbrecher fuhr von dannen. Unter der Einfahrt der Post drückte er sich in eine Ecke, um nicht beim Vorüberfahren und ganz in nächster Nähe beobachtet zu werden.

In erster Aufregung war Lucinde zu Rück gegangen. Sie sah sich selbst an einem Verbrechen beteiligt. Sehe ich mich nicht mit Hammaker auf dem Schaffot, sehe ich mich dort nicht mit meinen Brüdern, mit Oskar Binder, mit meiner Hauptmännin — wie ich so oft träume! Die Stimmung einer wie von Furien verfolgten und wie der höchsten Gewissensangst kam über die in sich so haltlose, so tief ehrgeizige und nur noch aus Furcht vor Bonaventura am Guten haltende Natur, als sie von Rück, den sie nicht getroffen, nach Hause eilte. Um nur etwas

tun zu können, was wenigstens den Augenblick festhielt, betrieb sie ihre Reise, schützte Gründe der Eile vor, ließ alle Anstalten wie zu einer Flucht treffen. Das beste glaubte sie wenigstens darin zu tun, daß sie, selbst wenn mit Rück keine Verständigung möglich war, doch in die Nähe jenes Verbrechers zu kommen suchte, um seinen Arm zu ergreifen und ihm zuzurufen: Durch dich sollen mich die dunkeln Mächte nicht hinunterziehen!

Rück kehrte nochmals in ihr kleines Zimmer zurück. Sie fuhr zurück, als fürchtete sie, von seinem Atem vergiftet zu werden. Sich sammelnd, bat er sie, sich zu beruhigen und ihm zu gestatten, die Pferde abzubestellen. Seine Augenbrauen zuckten hin und her. Er öffnete in der Tat das Fenster, sprach in den Hof hinunter und bestellte die Pferde ab. Lucinde ließ alles geschehen. „Kommen Sie! Was wollten Sie heute frühe bei mir? Sprechen Sie mit mir aufrichtig! Ich kann alles hören!" sagte er jetzt gelassen. Diese gleißnerische Ruhe war so entwaffnend, daß Lucinde, als die Tür aufging und die Kommerzienrätin, Johanna, die Hausfreunde herbeieilten und mit Staunen von Rück den veränderten Reiseplan bestätigt hörten, nicht widersprach und mit ihnen zu gehen bereit war, ihre Furcht und ihr Bangen für den Augenblick beschwichtigend. Rück folgte mit Ingrimm. Man hatte ihn in einer längst ersehnten Stunde gestört. Sein Humor scherzte jedoch alles hinweg. Er sagte, daß er nie geglaubt hätte, sich wieder an Tee gewöhnen zu können. Einige Tage später drängte sie selbst mit Verzweiflung zur Abreise. Sie hatte ihm ihr Bekanntwerden mit Bickert, mit Dionysius Schneid erzählt: „Dionysius — Schneid —? Wer — ist denn — das?" hatte Rück mit unverstellter Befremdung ausgerufen durch die Erinnerung, daß er ja selbst von einem Brande, einer Urkunde mit ihr gescherzt hatte. Er war in eine Aufregung versetzt, die ihm, dem Kalten, Ruhigen, allem gleichgültig Zuwartenden den Schweiß auf die Stirne trieb. Kein Stuhl war im Zimmer, auf den er sich hätte niederlassen können. Er taumelte zum Fenster hin, um sich dort zu halten. Zufällig ergriff er eine Vorhangschnur. Sofort ließ er diese aus den Händen gleiten und stöhnte: „Hammaker, ich fühle deine Rache! Du hast den Pseudo-Isidor wahrgemacht! Fräulein, Sie verstehen das nicht —" — „Doch! Doch!" hatte sie geantwortet. „Der heilige Isidor von Sevilla hat die Regeln aufgeschrieben, nach denen sich allmählich euer kirchliches Recht bildete! Ein Geistlicher in Mainz, Benedikt Levita, gab diese dann noch einmal heraus, doch gefälscht durch Zusätze, die der Macht der Bischöfe über den Klerus günstig waren. Die Bischöfe, um sich sicher zu stellen vor den Folgen jener Verfälschung, ließen ihrerseits durch neue Fälschungen dem ersten Bischof in Rom die höchsten Ehren zukommen. Ohne diese Lügengewebe des falschen Isidors von Sevilla gäb es gar keinen Papst in Rom, keine dreifache, die Welt beherrschende Krone, auch keinen Orden vom goldenen Sporn!" — „Scherzen Sie nicht!" hatte Rück

gezwungen lächelnd erwidert und mit zitternder Hand zu Lucindens Stirn hinaufgereicht, als wollte er sagen: Wert bist du, selbst eine Krone zu tragen — „Ja! Hammaker sprach von diesem Pseudo-Isidor, der Rom groß gemacht hat — Und Rom gedeiht! Gedeiht durch eine Lüge!" schaltete der Verzweifelnde ein und sprach die Vermutung aus, daß ohne sein Gutheißen Hammaker die fehlende, falsche Urkunde geschmiedet und jemand gedungen hätte, sie bei einem Brande auf Schloß Westerhof ins Archiv zu bringen. Hammaker wird ihm gesagt haben: „Handle auf eigne Faust! Rück wird dich hinterher schon belohnen. Gelingt es oder gelingt es nicht, so sind für Rück tausend Taler mehr oder weniger eine Bagatelle. Ewig kannst du auf diese Art Geld von ihm ziehen. Jedenfalls mehr, als wenn du, heute oder morgen, in Westerhof uns beide angäbest und zum Dank — dann doch mit ans Eisen müßtest! Alles das höre ich im Geist! Wir erleben eine große Demütigung —!" So ihn verlassend war sie abgereist, so, um ein Verbrechen zu verhindern, hier erschienen. Erschöpft von der Reise hatte sie sich heute von den Dienerinnen ihrer Wirtin schmücken lassen. Willenlos war sie erst nach Schloß Münnichhof gefahren. In Püttmeyers roten Transparentbildern sah sie nur immer bevorstehenden Mord und Brand. Sie mußte sich wie aus Flammen losreißen. Brütend, wie sie an den hier gewiß irgendwo versteckten Dionysius Schneid kommen sollte, saß sie, zum Tod vernichtet, in dem dunkeln Zimmer.

Ein Bedienter steckte den Kopf durch die Tür und fragte nach ihrem Namen. Dann richtete er aus, ein Laienbruder hätte bei einigen Dienern, die von Witoborn mitgekommen wären, nach dem Fräulein gefragt und zu seinem Erstaunen gehört, daß die betreffende grade anwesend wäre. Ob er sie sprechen dürfte? „Es ist der Bruder Hubertus! Ein frommer guter Alter aus dem Kloster Himmelpfort drüben!"

Hubertus —! Lucinde kannte den Namen! Aus Serlos Erinnerungen sah sie den Pater Fulgentius vor sich, den einst Hubertus gerichtet hatte —! Sie wußte auch, Hubertus war der ehemalige Verlobte ihrer Hauptmännin —! Der „Bruder Abtöter", der auch Klingsohr zum Pater Sebastus gemacht hatte —! Naht sich schon wieder die Kette, die dich ewig an deine Vergangenheit schmiedet? rief es in ihrem verzweifelnden Innern. Sie wollte den Mönch abweisen. Ehe sie jedoch erwidert hatte, öffnete sich schon die Tür und ein dunkler Schatten huschte herein.

11. Die Erfüllung.

Lucinden ergriff ein Schauder vor dem Anblick, der sich ihren Augen darbot. Das waren keine Züge, die dem Leben angehörten! Chinesenköpfe, wie sie einst solche im verschlossenen Zimmer der Buschbeck gesehen, traten ihr entgegen. So mögen Mumien lächeln. „Was wünschen Sie?" fragte sie mit sich sammelnder, ablehnender, sogar hoffär-

tiger Kälte. Sie erwartete eine Botschaft von Klingsohr zu bekommen und konnte sich darum zur Freundlichkeit noch weniger stimmen. — „Mein geehrtes Fräulein —" begann mit seinem in wunderlichem Tonfall gesprochenen fremdartigen Dialekt Hubertus und unterbrach sich bereits selbst, um sich erst zu versichern, ob seine Rede unbelauscht blieb. Darüber mehrte sich Lucindens Schrecken. „Was wollen Sie?" sprang sie voll Furcht und Unwillen auf. Dunkler und dunkler war es geworden. In einem Kamin leuchteten noch etwas glimmende Kohlen. „Mein Fräulein," begann der Mönch aufs neue und mit Milderung seiner auffallenden Hast — „Sie wohnen bei Frau von Sicking —?" — „Ja! Warum —?" — „Sie heißen Lucinde —?" — „Schwarz! Was fragen Sie danach?" — „Ich möchte wissen, ob Ihnen der Name — eines gewissen — Jean Picard bekannt ist?" — Lucinde mußte sich am Rand des Kamins halten. Das tödliche Wort war gefallen —! Das Geheimnis ihres Innersten ausgesprochen —! Die Welt wußte, ihrer Meinung nach, nun schon um alles —! Aber auch des Mönches scharfes Auge sah die Vermutung des Enckefußschen Briefes bestätigt. Allmählich zog er seine Eroberung aus der Kutte. Vor Aufregung zitterte er selbst. Konnte eine so schöne, junge Dame mit Verbrechern bekannt sein? Bei seinem Lächeln gingen ihm die Winkel seines Mundes bis zum Ohr. Es war nicht zu unterscheiden, ob ihr der schreckliche Mönch Vorwurf oder Teilnahme bezeigte.

Lucinde stöhnte mit schwerem Atem: „Jean Picard? Den Namen hab' ich — einmal nennen hören! Ja! Ja! Was soll es mit ihm? Er hat auf einem Kirchhof einen Sarg erbrochen —" — „Derselbe! Ganz recht!" ergänzte der Mönch, entfaltete den Brief und prüfte Lucindens Benehmen, die sich zu fassen suchte. „Wissen Sie, wo er ist? Sie würden — mit der Angabe — den Behörden einen Gefallen tun!" sagte sie kleinlaut. — Hubertus legte die Hand an den Knochen, der sein Kinn war, und betrachtete von unten her, forschend und mißtrauisch, die kalte Ruhe, die sich ihm gegenüber als das Bild vollkommener Sorglosigkeit zu geben suchte. „Fräulein," sprach er, als Lucinde so erwartungsvoll fragend dastand. „Hier ist ein Brief an die Behörden in Witoborn! Der Regierungsrat von Enckefuß wünscht, daß Sie — ja Sie, Fräulein! — von seinem Vater, dem Landrat, um Ihre Bekanntschaft mit diesem Jean Picard befragt werden."

Lucinde hatte von Serlo einen Grundsatz angenommen: Droht dir eine Gefahr und du weißt es und sie naht, dann denke dir nur immer gleich die ganze Fülle des Elends! Laß nichts von beschönigenden Mittelstufen, möglichen bessern Erwartungen zu! Sage gleich: Alles ist verloren! Bricht dann dennoch nicht alles so herein, wie du fürchtetest, so hast du eine kleine Abschlagzahlung wieder auf bessere Zeiten —! So sah sie sich jetzt, wo bereits die Sicherheitsbehörden ihr Geheimnis wußten, geradezu in Ketten und Banden. Kreidebleich, wie der Rand des Kamins, stand sie und bemerkte nicht, daß ihr der Alte mit seiner knöchernen Hand den Brief selbst zu lesen gab.

Die Augen gingen ihr tief innenwärts. „Lesen Sie's nur selbst!" sagte der Greis. — „Es ist zu dunkel!" antwortete sie, wollte lesen und konnte nicht. Sie wandte sich, weil ihre Hände zitterten. „Sagen Sie nur selbst, was drinnen steht!"

Hubertus teilte ihr den Inhalt des Briefes mit kurzem Zusammenfassen mit. Lucinde hörte ihr Todesurteil. Sie sah Flammen um sich her und konnte nicht entfliehen. Sie hörte Sturm läuten von den Türmen und rannte sinnlos mit den andern. Grützmacher, der Wachtmeister aus Kocher am Fall, stand vor ihr mit ihrem Signalementbuch und sprach fein: „Na Paschol, Mamsell!" Eine Emissärin hieß sie den Behörden ja schon lange. Da blickte sie auf. Was tut aber der Mönch? Er wirft das Papier auf den halb im Verkohlen begriffenen Brand des Kamins. Das Wehen des Kleides, das entstand, als sich Lucinde hoffnungsbelebt umwandte, brachte hinlänglich Zugwind, um sich das Papier entzünden und langsam verbrennen zu lassen. „Ich begreife Sie nicht —!" flüsterte sie und fühlte bereits jene Serlosche „Abschlagzahlung wieder auf die bessere Zeit" — ihre Augen blitzten, wie aus Regenwolken ein Sonnenstrahl. — „Mein Fräulein," begann der Mönch, „mag dem sein wie ihm wolle, und was Sie auch zusammengebracht hat mit solchem Volk, ich gebe Ihnen den Schwur beim Patron meines Ordens, daß ich diesen Teufel kneble, binde, geradezu aufhänge, wenn ich ihn finde, um ihn von seinem Lasterleben zurückzuhalten! Sagen Sie mir nur, wo ich ihn entdecke — diesen Jean Picard!" — Waren das Worte der Verstellung? War dieser mutige, entschlossene Ton die Sprache eines Feindes oder eines Bundesgenossen? Der Mönch richtete auf sie eine Miene, die, das erkannte sie jetzt, eine wohlwollende sein sollte. Sie vertraute dem innigen Ton der heftigen Rede des Alten und fragte im Vorgefühl befriedigender Aufklärungen: „Was für ein Interesse haben Sie denn nur an solchen Verbrechern, die, wie Herr von Enckefuß glaubt, meine Freunde sein können?" — „Bei St. Franziskus!" rief Hubertus. „Das ist, denke ich, keine Kleinigkeit, wenn man jahrelang an jemand in Liebe denkt, jahrelang ihn wiedersehen möchte, gerade in dem Augenblick, wo man ihn sieht, erfährt, daß er ein Dieb, ein Räuber geworden ist, wie — die andern waren! Sehen Sie diesen Picard milder an, so weiß ich nicht, warum, Fräulein! Ich habe in jungen Jahren ein paar gute Körner in den Schurken gelegt. Sind die so schlecht aufgegangen! Ist so ganz der Apfel beim Stamm geblieben! Zwischen zwei Bäumen im Walde mache ich aus ihm eine Hängematte und laß' ihn nicht eher zur Erde hinunter als bis er mir vor Gott ein besserer Zeuge wird! Das schwöre ich Ihnen!" — Wie kühlender Regen nach wochenlanger trockener Hitze überrieselten diese Worte Lucindens Furcht und Bangen. „Dem Schurken hielt ich zehntausend Taler in Bereitschaft —! Sie staunen? Noch mehr! Das ist das Geld, an dem Ihre eigenen Tränen haften, Fräulein! Ja, Ihre! Ich weiß es von Sebastus. Geld, das Sie, Sie mit erwerben halfen durch Hunger und Entbehrung! Mir

fiel ja jene Erbschaft der ermordeten Frau zu, die auch Sie auf dem Gewissen hat —!"

Lucinde war es nicht gewohnt, etwas von ihren Tränen der Welt bekannt zu wissen. Wie sich der ewig Unglückliche des Glücks entwöhnen kann und gar nicht mehr mit voller Beseligung die vielleicht endliche Annäherung desselben fühlt, so entwöhnt sich auch ein Herz, wenn man es ewig nur für kalt und empfindungslos nimmt, der Anerkennung seiner bessern Gefühle. Lucinde war über diese Worte mehr erstaunt als gerührt. „Woher wissen Sie das?" fragte sie. — „Durch Pater Sebastus weiß ich es," bestätigte Hubertus, musterte Lucinden mit dem vollen Rückblick auf alles, was er über sie wußte und was er, nach dem Eindruck, den sie ihm machte, jetzt wohl für glaublich halten konnte — „und", fuhr er mit freundlichem Nicken seines Knochenhauptes fort, „wüßte doch der, daß Sie jetzt in seiner Nähe sind! Darf ich's dem Armen sagen?" — Sie wich aus. „Wir sprachen von den Gefallenen, nicht von den Erhöhten! Sie finden den, welchen Sie suchen, hier in der Gegend! Unter dem Namen ‚Schneid' hat er irgendwo eine Stelle gefunden. Sein Äußeres — Seit wie lange schon sahen Sie Picard nicht?" — „Also er ist hier —!" wallte Hubertus, auf nichts anders hörend, auf. „Nun gut. Ich trage ihn auf einen Turm und werfe ihn hundert Fuß hinunter, wenn er nicht die Wege geht, die ich ihm vorschreibe. Nach Bremen mit ihm und von da auf ein Schiff — er soll nach Amerika" — In der Ferne ertönten die Jagdhörner. Man konnte die Rückkehr der Jagdgesellschaft erwarten. „Wo sehe ich Sie wieder?" fragte der Mönch. „Morgen früh im Münster von Witoborn!" antwortete sie im Vollgenuß des katholischen Vorteils, mit Kirchenbesuch alle möglichen andern geheimen Vorhaben zu verdecken. — „Im Münster von Witoborn —?" wiederholte der Mönch, erstaunend über die schnell gegebene Antwort. Dabei bedeutete sie ihn zu gehen. Er wollte die Reste des Briefes vollends tilgen helfen. Aber sie behielt sich das alles selbst vor, drängte ihn hinaus, ordnete ihr Haar, ihre Kleider und sammelte sich zur Rückkehr in die Gesellschaft. Mit erleichtertem Herzen, hoffnungsvoll kehrte sie in den nunmehr von Kerzen widerstrahlenden Saal zurück.

Der Erfolg der Jagd war zuletzt noch der lohnendste gewesen. Das erlegte Wild kam in langer Wagenreihe an, hoch bedeckt mit Tannenzweigen. Sämtliche Treibleute, die den Tag über und schon gestern meilenweit mitgewirkt hatten, standen im Schloßhof und empfingen ihren Lohn für die gehabte Anstrengung. Graf Münnich hatte von sich große Treffer zu rühmen und war in bester Laune. Der gefürchtete Terschka hatte weniger geleistet als man erwartet; an der grünen Mütze trug er wie alle seinen Tannenschmuck ohne besondere Berechtigung zur Überhebung. Über den Zwischenfall mit dem Landrat wurde nicht viel gesprochen; der Damen wegen flüsterte man nur davon. Der Landrat mußte für plötzlich „tollgeworden" gelten. Über dabei etwa versäumte Humanität beruhigte einer den andern, seit man von

Hubertus' glücklich getroffenen Anordnungen und von der Abholung des Unglücklichen aus einem Bauernhause durch sein Fuhrwerk und seinen Bedienten wußte.

Der Hinblick auf die Vorgänge im Hof hätte für die Frauen ein abschreckender sein sollen, denn das letzte erlegte Wild wurde hier von den Jägern ausgeweidet. Lunge, Herz, Leber, das Feiste in den Wannen, alles fiel den jagdkundigen Helfern zu, nach Jägerrecht. Sorglichst wurde weder hiervon abgewichen, noch von den Trinkgeldern, die man demjenigen in die Hand drückte, der den Herren das Tannenreis an Hut oder Mütze flocht. Der Anblick im Hofe, wo das Wild ausgeweidet wurde, machte sich malerisch durch die angesteckten Fackeln. Rings die altertümlichen Wände und Galerien, dazu das Getreibe der Hunde, die für die lang zurückgehaltene Gier jetzt auch durch ihren Anteil belohnt wurden, es hätte eine Aufgabe für die Vereinigung der Talente eines Snyders und Rubens sein können.

Onkel Levinus, der einiges geschossen haben wollte, strahlte vor Genugtuung und Zufriedenheit. Auch die Amazonen, selbst das sogenannte Fräulein von „Anflicker", wie die Stiftsdame mit Jagdspott genannt wurde, hatten getroffen und zeigten im Hof ihre Opfer. Nur Armgart erklärte mit aller Offenheit, sie hätte nichts erlegt. Auch war sie die einzige, deren Zähne vor Frost klapperten. Fiebernd suchte sie den Ofen. Terschka und Thiebold machten sich ständig um sie zu schaffen. Benno sah man dann bald nicht mehr. Er hatte sich zu Fuß auf den Weg gemacht und war mit lässig über die Schulter geworfener Flinte auf Witoborn zu hinausgeschritten in die stille Nacht.

Beim Mahl fehlte es an Gesundheiten nicht. Der Graf ließ seine Gäste leben, die Gäste ließen Graf und Gräfin leben. Dabei kam der Toast, der immer wirksam ist, wenn auch der gewöhnlichste von allen, auf die Damen. Unter diesen befand sich jene jagdmutige Seele, die Freiin vom Böckel-Sandvoß-Dollspringe, die in ironischer Weise „die Philosophinnen" leben ließ. Diese rächten sich und ließen durch Herrn von Mengenberg „die Amazonen" leben. Die Amazonen brachten wieder einen Toast auf Doktor Püttmeyer aus. Diesen vom Fräulein von „Anflicker" gesprochenen Toast nahm man mit Jubel auf. Er übertönte das Wohl aller andern um so mehr, als inzwischen die Trompeter der in Witoborn stationierten Husaren heraufgekommen waren und lustig in den Saal hineinbliesen. Fanfaren folgten auf Fanfaren, ein Jagdstücklein aufs andere; der grüne Heuschreck Stammer machte seine landbekannten Possen. Dann erhob sich der Oberförster, der an der Tafel teilnahm, und hielt eine Rede, die sogar teilweise an Thiebold gerichtet war und sich bis in die altdeutschen Urwälder verlief, in einigen Sümpfen stecken blieb, bis sie endlich nach langen Umwegen, während man wunder dachte, wo er herauskommen würde, unter einem Anflug von Tränen bei seiner „teuern, liebwertesten gnädigsten jungen Herrschaft" anlangte, bei Komtesse Paula.

Da gab es denn einen Sturm von Beifall. Alle Gläser erklangen. Auch das Glas Armgarts, die zwischen Onkel und Terschka saß, wurde geschwungen. Gräfin Paula auf Westerhof erschien allen wie in der Glorie einer Schutzheiligen des Landes.

Lucinde saß in einem Kreise von Offizieren. Schon fing sie an, allgemeines Interesse zu erregen. Terschka hatte sie sogleich erkannt und wollte Armgart auf sie aufmerksam machen. Diese aber redete, um ihr Seelenleid und den ganzen Jammer ihres wahnbetörten Herzens zu verbergen, immer nur mit Püttmeyer, der ihr gegenübersaß, und entschuldigte ihre Nichtanwesenheit bei seinem Vortrage, der ja, so sprach sie das Lob im vollen Glauben nach, „so entzückend schön" gewesen sein sollte.

Püttmeyer hatte die Gräfin Münnich zur Linken, das Fräulein von „Anflicker" zur Rechten, Armgart sich gegenüber. Klopfte auch jene nicht, einen „Zustand" an ihm bemerkend, ein Auffliegenwollen zu einer Rede, vorschnell mit dem Messer an ihr Glas, so glaubte doch die Dame zur Rechten alles aufbieten zu müssen, den hochberühmten Denker so zu unterhalten, wie es einer Dame auch ihres vielseitigen Rufs geziemte; denn Fräulein von Merwig-Anflicker, eine Jungfrau in den Vierzigen, war von einem Unternehmungsgeist, der in allen Gebieten Courage zeigte, in der Jagd, im Musikalischen, in der Plastik, in der Poesie, in der Deklamation — nichts fehlte, als der Erfolg. Püttmeyer! Püttmeyer! Wahre deinen Vorteil! Gleiche dem Maikäfer, den ein glücklicher Knabe über die Hand laufen läßt! Im besten Bewundern seines ob schwarzen ob braunen Halsschildes, seiner behaarten Fußschienen, fliegt er dem sinnigen Beobachter auf und davon! Fräulein von Merwig-Anflicker reißt die Debatte an sich und dich mit hinein! Sie muß ja streiten, streiten bis zum Unschönen — sie stritt schon einmal bis zu einem nur mühsam beigelegten Pistolenduell, das sie anbot und verlangte. Die Offiziere neckten sie heute über den Tisch hinweg mit ihrer Kunst zu reiten. Ein unter ihnen befindlicher feiner Kopf spricht, in Anspielung auf die ungedruckten Gedichte des Fräuleins — vom Hufbeschlag des Pegasus und vom Riemzeug und vom Geschirr der Sonnenrosse. Nun erwidert sie: „Dem Huf des Pegasus sind die Hufeisen verkehrt angeschmiedet. Wer dem Wolkenflug der Poesie nicht folgen kann, wer den Pegasus nur zu würdigen weiß, wie der Ärmste mit geknicktem Flügel über die Sandflächen der Erde hinjagen muß, den führt seine Spur gerade immer nur auf die entgegengesetzte Seite hin, als die ist, wohin ihm die nichtsnutzige Kritik im Sande nachtrottet —!" — Das war ein Wort der Kraft und erntete nicht wenig Zustimmung, zerstreute aber leider Püttmeyern. Das immermehr ihm so sympathische Wort „Nichtsnutzige Kritik" brachte ihn vollends aus dem Kreisen um seinen Toast.

„Was da Sonnenrosse —?" rief jetzt auch noch Onkel Levin und hob sein Römerglas, heute die ganze Freiheit seiner — ungeschlossenen Ehe genießend. „Wer spricht hier von Sonnenrossen?

Wie Sonnenrosse eingeschirrt werden," fuhr er begeistert fort und alles horchte und schwieg, als gälte es einen Toast, „das kann man nur wissen, wenn man Aurora auf ihrem Gespann von einem Berg der Alpen begrüßt hat oder vom Kapitol in Rom oder einem Vorgebirge Griechenlands aus! Da hört man die Sonnenrosse, wie sie angeschirrt werden! Da sieht man's, wenn die ersten gelben Lichter über die dunkelblauen Wellen im Ost wie von einem Wind heraufgetragen erscheinen! Das Meer wird geweckt aus nächtlichem Schlummer, alles übermalt sich purpurn und violett und blau! Immer unruhiger jauchzt das Meer der Sonne, wie einem Bräutigam entgegen! Was Correggio, Guido, Rafael gemalt haben, das sieht man nun! Neptun, Io und Jupiter und Europa! Tritonen! Alles bläst und spritzt Wasserstrahlen über sich her und auf Delphinen schwimmt ein Brautzug mit Blumen und flatternden Bändern! Nein, meine Herren und Damen, im Süden haben die Sonnenrosse keine Eisen an den Hufen! Nur hier, hier bei uns, wo sie ihren feurigen Wagen über die traurigen Eisschollen des Philistertums schleppen müssen, hier, hier muß immer — die alte Westerhofer Schmiede dran!" Der Sprecher schüttelte sich selbst vor Lachen und alle lachten mit. Auch auf den Freiherrn Levin von Hülleshoven war die ganze Provinz stolz — selbst wenn er von Rom, Griechenland und Jerusalem gern auch gleich auf Abessinien und Cochinchina überging. Um heute das Letztere zu verhindern, ließ Graf Münnich die Trompeter ein lustiges Jagdlied schmettern.

Schon neigte sich das reiche Mahl zum Ende, schon war der heute so auffallend schweigsame Terschka in die Notwendigkeit versetzt, mehr auf Rom, als auf den Hufbeschlag der Pferde Rede zu stehen — hatte er doch die Offiziere durch seine Kenntnis des letzteren, wie die Damen durch seine Kenntnis des erstern schon oft gefesselt — als Püttmeyer endlich, endlich an sein Glas klopfte, um zu danken für das ihm gebrachte Hoch. Schon sah Armgart durch die flimmernden Tränennebel ihrer Augen hindurch die sonnenbeschienene Warte des Geyerfels, von welcher Angelika Müller einst in einer schönern Stunde gesprochen: Da möchte man predigen! Schon war Püttmeyers: „Hochzuverehrende Damen und Herren!" eben über seine Lippen gekommen, als Lucinde, die Allbeobachtete, aufsprang und die Tür suchte und alles ihrem Beispiel folgte. Denn durch eine große dreigeteilte Balkontür hindurch hatte man einen erschreckenden Anblick. Ein Nordlicht! rief Onkel Levin. Aber andere riefen: Feuer! Der Schein war im Süden. In St. Libori ist's! riefen die einen. In Heiligenkreuz! die andern. „Auf Westerhof —!" schrie Armgart und stürzte wie aus einem Traum erwachend, der den Tag über dumpf auf ihr gelegen, und mit fanatischer Erregung zur Tür hinaus. Die Rede und das Fest waren zu Ende. Püttmeyer stand an der Tafel, wie vor ihm eine der ausgeleerten Schüsseln. Es schien ihm zumute zu sein, als wäre ihm sein eigner Verstand davon und mit zur Tür hinausgelaufen.

Die Beruhigungen des Wirts und der Diener konnten niemand mehr zurückhalten. Ein breiter glührotter Schein blieb über dem schneebedeckten Rücken eines Tannenwaldes liegen. Am Zittern des Scheins sah man, daß die Flamme vom Winde bewegt wurde. Bald war der Schein stärker, bald schwächer; die Bewegung kam wie in regelmäßigen Pulsschlägen. So unheimlich sah es sich an, daß die Frauen schon die Erscheinung fühlten, wie Bewegungen des eigenen Herzens. Die Phantasie der einen machte sich durch Aufschrein Luft, die andern gingen wie in der Irre. Jede Natur, mochte sie sich eben auch ganz in der Beherrschung gegeben haben, welche Bildung und Überbildung mit sich bringen, warf nun die Fesseln ab. Die schweigsamste wurde beredt, die lauteste verstummte. Schluchzen hörte man, Trostworte. Alle aber riefen: „Die arme Paula! Und sie hat es vorausgesehen!“ Levinus, Armgart, Terschka und Thiebold waren schon lange verschwunden.

Noch ehe diejenigen, die auf das obere Stockwerk und das Dach geeilt waren, zurückkehrten und die Nachricht brachten, es schiene in der Tat entweder das Schloß Westerhof oder die Liborikirche oder das Stift Heiligenkreuz zu brennen, war der Saal entleert. Im Hof drängte sich alles und kaum zum Durchkommen. Aus den Ställen und Remisen wurden die Pferde, die Spritzen gezogen. Viele Herren, selbst Fräulein von Merwig, setzten sich auf eine der letzteren, um nur rasch an Ort und Stelle zu kommen. Dabei fehlten die Diener, die Jäger, die Mägde. Der magische Reiz, den jede Feuersbrunst ausübt, hatte schon viele angezogen, trotz der ernsten Warnung des Grafen, die jedem verbot, sich ohne Erlaubnis vom Schlosse zu entfernen.

Frau von Sicking war unter allen die verlassenste. Ihr Anwesen war glücklicherweise nicht genannt worden. Sie ließ sich von jedem, der noch nicht im Besitze seiner Pelze, Mäntel, Fußsäcke war, Bericht erstatten von Paulas gestriger Vision und sah sich zuletzt nach ihrer bei alledem fast zu auffallend schreckhaften Begleiterin um. „Wo ist mein Fräulein?“ rief sie. Ein Jäger berichtete, das Fräulein wäre wie ein angeschossener Vogel gewesen und plötzlich verschwunden. Man suchte die junge Dame. Lucinde war nirgends zu finden. Mit Verdruß über „diese denn doch merkwürdigen Sonderbarkeiten“, aber mit interessanten Tatsachen für ihre weitverzweigte Korrespondenz bereichert, fuhr Frau von Sicking von dannen.

12. Ein Rettungsversuch.

In traulicher Stille und Verlorenheit der Gedanken hatte Bonaventura bei Paula gesessen während dieser Stunden. Heute waren sie nicht allein — Tante Benigna kehrte beiden im grünen Zimmer den Rücken und schrieb und las an einem geöffneten Schreibbureau. „Sollte Armgart wirklich mit zur Jagd sein?“ Und: „Wenn nur kein Unglück geschieht —!“ Das waren die beiden einzigen Worte, die, viertelstündlich wiederholt, die Liebenden störten.

Seit vorgestern Abend hatte Bonaventura den Weg zur Erde nicht mehr zurückfinden können. Er schwebte in den Lüften. Irdische Verpflichtungen gab es nach allen Seiten hin, nach Schloß Neuhof zur Mutter zu gehen, nach Himmelpfort zu Klingsohr; es drängten Briefe und geschäftliche Mahnungen, auch die Zumutungen Müllenhoffs, seines polternden Wirtes; Sorge drückte ihn um Benno, auf dessen dunkles Leben des Onkels Brief so seltsam neue Streiflichter hatte fallen lassen, auch ein längst bezweckter längerer Besuch bei Hedemann, alles drängte auf ihn ein — aber er entschied sich für nichts, er entschloß sich zu nichts, es zog ihn nur nach Westerhof.

Gestern gegen Mittag hatte Paula die Vision von den Flammen gehabt. Er hatte es selbst gesehen ihr angstvolles Ringen gegen eine unheimliche Anschauung. Er hatte sie dann verlassen müssen, da sie der Ruhe bedurfte, gefoltert von den Bildern, die sie gesehen. Das waren Erinnerungen an seine Beichtgeheimnisse, seine stummen, schweren Bürden — Bürden, deren er sich nicht entledigen durfte, ohne andere anzuklagen! Anordnungen zur größeren Sicherheit und Wachsamkeit durfte er wohl treffen, sie dringend empfehlen. Sprechen durfte er wohl: Terschka ist mir verdächtig! Oder: Wenn Nück etwas im Schilde führte! Das war aber alles. Mehr zu sagen war ihm nicht gestattet; bei zu genauem Hinweis wußte sogleich jeder, er stellte Beichtbekenntnisse bloß.

Der Tag war hingegangen, einsam. Sein Herz klopfte. Wem sollte er sich vertrauen? Bei wem Beruhigung suchen! Ziemten seine Empfindungen der Liebe dem Priesterherzen? Ach, er schrieb in sein „Sünden-Brevier", wie er eine kleine Sammlung seiner geheimsten Gedanken nannte:

Ich kann es nicht sagen — was jeder doch weiß!
Ich kann es nicht tragen — und trag' es so heiß!
Ich kann es nicht finden — was überall liegt!
Ich kann es nicht binden — und hab's doch besiegt!
Ihr Sterne behütet's? Ich dank' es euch nicht!
Dich schelt' ich, o Mond, der sein Schweigen nicht bricht!
O Sonne, o Sonne! Mit strahlender Miene
Verkünde, verkünde, wem liebend ich diene!

Tags darauf schrieb er:

Frühlingslerche, wüßtest du,
Wie du singst uns andern,
Die wir durch die Sonntagsruh',
Durch die Felder wandern!

Wüßtest du, was alles wir
In dein Singen legen,
Wie wir in dein Luftrevier
Mit die Flügel regen —!

Wie in deine Triller sich
Unsere Jubel mischen,
Unsre Herzen mit durch dich
Sich im Blau erfrischen —

Ach du flögst dann erdenfern!
Hören nicht — nein sehen
Würde man dein Lied — als Stern
Würd' es droben stehen!

Aus seinem Kapitel kamen Briefe. — Es waren Anfragen, ob er eine Mission nach Wien übernehmen wollte zur Begrüßung des dort erwarteten Kardinals Ceccone, ob er seine Stimme zu diesem Protest, zu jenem Begehren mitgäbe. Es kamen Müllenhoffs Exerzitien und gelegentlich — die lächerlichste Szene von der Welt. Schon wieder hatte man dem Pfarrer von St. Libori einen Streich gespielt, schon wieder an seiner Tür ein Neugeborenes ausgesetzt, diesmal ein Lebendiges, kein Kind in Wachs, keine Puppe, sondern ein frischgeworfenes Kätzchen, das mit einem Häubchen am Kopf und wie ein Wickelkind eingeschlagen und befestigt bei erster Morgenfrühe in einem Korb vor seiner Haustür winselte.

Erst in dem darüber entstandenen Lärm erfuhr Bonaventura, daß diese Verspottung bereits neulich vorgekommen war. Er suchte den Pfarrer zu trösten, der diesmal höchst kleinsilbig wurde und der Kathrein, dem alten Tübbicke, den Hausangehörigen das Toben und Androhen mit den Gerichten verwies. Tübbicke versicherte aufs bestimmteste: „Es kommt nicht von der Schmeling." Bonaventura erfuhr, daß man für diese Streiche eine Hebamme im Verdacht hatte, die Müllenhoff öffentlich des „Teufels Großmutter" genannt haben sollte. „O brächte doch der Kardinal Ceccone," stöhnte Müllenhoff, als er den Antrag an den jungen Domherrn mit Neid gelesen und seinen Zorn mit einem Stück saftigen Schinkens beim Frühstück hinunterwürgte, „o brächte er doch eine großmächtige Kette von einigen hundert Meilen im Umfang mit, daß man unsere deutsche Wildnis wieder an Roms Gesetz und Regel binden könnte! Frau von Sicking sagte mir gestern, und eine junge Dame, die soeben aus der Residenz des Kirchenfürsten bei ihr eingetroffen, bestätigte mir's ja auch, daß die Kurie Sie entsenden will, Hochgeehrtester, den Kardinal zu begrüßen. Gewiß, Sie werden einer solchen Ehre und Gelegenheit, bald Bischof in partibus, mindestens Weihbischof zu werden, nicht ausweichen! Aber die ganze germanische Kirchenprovinz erwartet von Ihnen: Sie erwirken Petri beide Schwerter! Oder wenn nur das eine, das geistliche, dies wenigstens auf beiden Seiten geschliffen —!" Daran reihten sich einfach, wie der Pfeffer zum Schinken, in Müllenhoffs Reform: „Bischofsrecht über jedes Amt in Schule und Kirche! Keine Stelle vergeben, wenn nicht durch die Hirten Christi! Kein Amt, keine Pfründe, keine Strafe, keine Belohnung mehr aus weltlicher Hand! Keine Berufung mehr auf ein weltliches Gesetz! Wer innerhalb der Kirche wagt, ein weltliches Gesetz gegen Geistliche anzurufen — exkommuniziert! Priester sind schon jetzt zu erziehen von Kindesbeinen an, damit hernach kein Mangel eintritt und um der Ansteckung durch die protestantische Schule zu wehren! Religion auf keiner Schule mehr, als nur durch uns! Kein Placet, kein Transeat, kein Kabinettspaß mehr für den Willen Roms! Gottesdienst überall, im Tempel und im Freien! Kongregationen, Bruder- und Schwesterschaften nach Bedürfniß! Klöster mit ganzer

und mit halber Regel! Selbstbeschauung, wer irgend Lust hat, sich, sei's als Eremit im Spiegel seiner Nacktheit zu erblicken, oder im Bund mit andern in den Exerzitien! Verkehr zwischen Rom und mit jeder Hütte von Baumzweigen, wo nur ein stümpernder St. Antonius oder St. Hieronymus beten will! Jeder Heller endlich, so der Kirche gehört, nur von unserer eigenen Regula de Tri verrechnet!" Alles das tobte die Verzweiflung aus, die Müllenhoff empfand, daß er die „Mutter Schmeling" nicht sogleich unter den Hexenhammer einer geheimen, sicher wirkenden Inquisition bringen konnte.

Unter den Zeitungen, Briefen, Visitenkarten, die Renate geschickt hatte, fiel Bonaventura die Traueranzeige über den Tod Hendrika Delring's auf. Er widmete ihrem Andenken die innigste Teilnahme und vergegenwärtigte sich die Wirkungen dieses Schicksalsschlages im Kattendykschen Hause. Schon so frei, schon so entfesselt von seinen frühern Anschauungen war er, daß er sich sagte: „Also ein Zeugnis für die Liebe weniger in der Welt!" Von Lucindens Nähe hatte er noch keine Ahnung.

Um Mittag hatte er nach Witoborn müssen. Dort fand er alles von der Jagd erfüllt. Auch von den Nachrichten, die bereits über den Landrat eingelaufen waren. Er selbst mußte sich geistlichen Aufträgen widmen, konnte deshalb auch nicht zum Kloster Himmelpfort, so gern er wollte. Hierauf mußte er die in Westerhof heute so allein gelassenen Damen besuchen. Onkel Levinus und Terschka konnten erst spät Abends zurückkehren.

Gegen vier Uhr fand er Westerhof einsam und still. Die Dienerschaft war größtenteils zur Jagd. Sogar die Beamten feierten — sie wohnten ringsum zerstreut in den entlegeneren Wirtschaftsgebäuden. Zwei Diener waren daheim geblieben und von diesen war Dionysius Schneid seines Ungeschicks wegen kaum zu rechnen. Nur an weiblichem Personal war kein Mangel. Wie immer mußte sich der sehnlichst Erwartete erst Bahn brechen durch Hilfebegehrende, die sich auch von ihm die geistliche Segnung, die er im Vorübergehen spendete, nicht entgehen ließen.

Erst jetzt — zweimal vierundzwanzig Stunden nach seiner an Paula gerichteten und unbeantwortet gebliebenen Frage: „Und wenn nun doch noch die Urkunde gefunden würde — und man dann verlangen würde, daß Sie das Opfer brächten, die Hand des Grafen Hugo zu nehmen —?" sahen sich die Liebenden wieder. Paulas Antwort lag in den stummen Gegenfragen der Begrüßung: Und jetzt erst seh' ich dich wieder? Ist denn noch alles so, wie an jenem Abend? War es denn kein Traum? Hältst du aber auch Wort, Wort dir und mir? Deutlich sprachen das für ihn die ersten Grüße; doch mildernd und dämpfend mußte sich Tante Benignas Nähe geltend machen, ja Bonaventuras eigener Anblick. — Ach, der Gruß, einem Geistlichen, den die Kirche gezeichnet hat, dargebracht, verstand sich so von selbst als nur einer der Entsagung!

Die Tante begann, die Nähe Monikas und Ulrichs von Hülleshoven einzugestehen. Jene hatte an sie selbst geschrieben und der heute so stille Abend war bestimmt, ihr zu antworten. Von Ulrich lag ein Brief an seinen Bruder vor. Benigna durfte alles an den Onkel Gerichtete öffnen — denn es war vorgekommen, daß ein vorteilhafter Verkauf von — Schweinen, der Hauptbranche dortiger Viehzucht, versäumt worden war, weil Onkel Levinus einen Brief nicht erbrochen hatte, den er für die Antwort eines Rezensenten hielt, mit welchem er über alte römische Helme in Streit geraten war. In diesen Briefen wurden an Schwester und Bruder die gleichen Ansprüche auf Armgart gestellt. Tante Benigna las Monikas Brief: „Ich schreibe Dir, liebe Schwester, im Vertrauen auf jene Versicherung Eurer Versöhnlichkeit, die Levinus Gräfin Erdmuthen gegeben! Ist es Euch genehm, so erscheine ich auf Westerhof. Armgart verläßt auf ein Jahr das Stift, begleitet mich nach Wien, nach Italien; ich lasse sie zurückkehren, wenn ihr der Aufenthalt im Stifte Vorteile bringt, die sie nicht verscherzen dürfte. Wollt Ihr Ulrich den Vorzug lassen, so kann ich Euch keine Beweise meiner größern Würdigkeit geben. Mein Herz kämpfte, ob ich nicht in längerer Zuschrift das Urteil meines Kindes gewinnen sollte; ich entschied dagegen. Darf ich, wie ich war und wie ich bin, in Euerm Kreise erscheinen und habe ich für die Annahme Euern Beistand, daß die Erziehung einer Tochter der Mutter gebührt, und stellt sich Armgart gehorsam und ergeben einem Auge dar, dessen bei ihrem Anblick vielleicht ausbrechende Tränen sie für keine Selbstanklage zu halten berechtigt ist, so habe ich das Glück meines Lebens erreicht. Entscheidet!" Paula klagte diese Sprache der Kälte und des Hochmuts an. Sie, die sonst so Gütige und Milde, sagte: „Welche Selbstzufriedenheit! Mir ist's ein Wunder, wie nur immer Herr von Terschka die Tante so rühmen kann!"

Bonaventura blickte nieder. Er durfte nichts von einer nähern Bekanntschaft mit Monika aus dem Beichtstuhl verraten. Doch stand ihm versöhnend das Bild des Abschieds vor Augen, den auch ihm die Frau in silbernen Locken am Portal des Kapitels gewinkt hatte, als Schnuphase seine Rede hielt. Daraufhin sprach er wie bekannt von ihr und sagte: „Ist denn Herr von Terschka so für sie eingenommen —?" — „Überschwenglich spricht er von ihr —!" — Die Tante schwieg. Sie hatte diese Neigung Terschkas längst bemerkt. Und Bonaventura gedachte der Fragen, die Monika über die zweite Liebe einer Geschiedenen an ihn gerichtet hatte, aber auch des Vorzugs, den plötzlich Armgart dem Fremdling zu geben schien und den dieser Zweideutige offenbar annahm — Die ängstliche Stille, die entstand, auch in Bonaventura, der sich sagte: Das Leben eines katholischen Geistlichen ist ein ewiges Niederblicken! unterbrach Benigna durch die Vorlesung des Briefes von ihrem Schwager. „Lieber Bruder!" schrieb der Oberst. „Die Grüße, die Dir schon im

Herbst Hedemann gebracht, wiederhole ich und bald soll mein Handschlag folgen! Ich wäre schon bei Euch gewesen, aber ich suchte auf Bergbau mein Heil zu gründen und erwartete etwas von Kocher am Fall. Indessen reichen die Mittel nicht aus für Versuche, die wohl gar zuletzt ohne Lohn bleiben. So will ich denn nach Witoborn. Meine Pension ist nicht groß, wir hatten keine Wunden zu taxieren; man hat in England immer noch das System, die Wunden zu messen; zwei Zoll tief — 5 Pfund mehr; drei Zoll tief — 10 Pfund; ganz kalt — dann allerdings werden Witwe und Kind gut bedacht. Ich komme leider zurück — heil und gesund und muß mich also tummeln. Monika wird mir hoffentlich meinen Frieden nicht stören, den ich für mein Herz längst geschlossen habe. Ich bin in den Jahren, wo uns das Leben zuruft: Laßt alles das der Jugend! Was ich noch Rest von dieser Jugend habe, das hätte ich gern an unsre Armgart geschenkt! Aber die glaubt, das höre ich mit Erstaunen, der Mutter zu nahe zu treten, wenn sie mir den Vorzug gibt! Nun hat sie gar ein Gelübde getan — —. Seltsame Welt, von deren Anschauungen ich mich jenseits des Meeres — entwöhnt habe! Als guter Soldat will ich einstweilen den Waffenstillstand ehren, wenn er nach beiden Seiten hin aufrichtig gehalten wird. Empfiehl mich Schwägerin Benigna und danke ihr in meinem Namen für alles Gute, was sie Armgart erwiesen. Mein Sinn wäre, wie Ihr es nennt, Eigensinn? Ich kenne, was von uns beiden Brüdern ich vom Vater, Du von der Mutter hast. Zuletzt ist aber das Leben so, daß wir, beim Zurückblicken auf die Fälle, wo wir recht hatten, mit Trauer an unsere Schwächen, beim Zurückblicken auf die Fälle, wo wir irrten, mit Freude an unsere Kraft erinnert werden. In Frieden und in guter Hoffnung!"

Benigna las diesen Brief in einem Ton der Angst und Sorge, der seinem so versöhnlichen Inhalt widersprach. Auch sie war mit der Zeit so von der Krankhaftigkeit der ganzen Sphäre, in welcher sie hier lebte, angesteckt, daß sie ihre eigene alte resolute Weise verloren hatte und diese nur noch zuweilen bei aufloderndem Poltern geltend machte. So sicher und fest, wie in diesen beiden Briefen, war auf Westerhof lange nicht gesprochen worden.

Paula, gedenkend des neulichen Abends, wo Armgart den an Terschka gerichteten Brief ihrer Mutter zurückbehalten hatte, sagte mit derselben Zuversicht wie damals: „Sie versöhnen sich beide! Und Armgart hat es zur seligsten Jungfrau gelobt, daß auch sie nicht eher ruhen will! Die Sehnsucht beider nach ihrem Kinde wird das harte Eis der Herzen brechen! Was könnte noch dazwischen liegen —!" Der Vermutung Armgarts, ihre Mutter liebte Terschka wieder, hatte sie nie nachleben mögen; Armgarts neue Gedankengänge kannte sie nicht. Sie war befremdet über Bonaventuras Schweigen. Diesem hatte freilich Monika von Ehescheidung und wirklich von einer zweiten Liebe gesprochen. „Ich schreibe beiden,"

sagte endlich die Tante. „Kommt und versucht euer Heil! Armgart ist kein Kind, das sich regieren läßt! Auch macht sie ihre Stellung im Stift jetzt selbständig!“ So und ähnlich schrieb sie in der Tat und ließ damit dem Flüstergespräch der beiden Liebenden Raum und Zeit — stundenlang.

So kam schon die siebente Stunde. Die Tante Benigna schrieb immer noch und störte die Liebenden nicht. Plötzlich fällt ein seltsam heller Schein ins Zimmer. Die beschlagenen Fensterscheiben klirren leise. Anfangs beachtet niemand diesen Schein und dies Klirren. Jetzt dringt auch ein Geruch ins Zimmer, der selbst der Tante, die an die Konsequenzen der Landwirtschaft gewöhnt ist, zu fremdartig vorkommen sollte. Aber sie nimmt Anstand, dem Besuch zu verraten, worauf man alles im Landleben gerüstet sein müßte. Sie schweigt und rät auf die Küche und das verbrannte Nachtessen. Nun aber wird der Schein zu licht. Da hört man auch schon das schrille Klirren von zerspringenden Fensterscheiben. Das ist Feuer —! ruft die Tante und greift an den Klingelzug. Schon stürzen die Dienstmädchen den totblassen Damen entgegen — sprachlos. Statt ihrer spricht der in Glührotschimmer getauchte Vorsaal. Es brennt —? wollte die Tante ausrufen. Aber der Ton erstickte schon in ihrer angstgeschnürten Brust. Und bereits war sie hinaus. Bonaventura hielt Paula zurück. Die Mädchen hatten endlich gesagt, daß die Kapelle brannte.

Menschenstimmen — Rufen, Schreien ertönte durcheinander. Das Laboratorium! rief man. Das Archiv —! Zusammenkrachendes Gebälk, eingeschlagene Türen. Bonaventura, seinerseits selbst halb bewußtlos, übergab Paula den Mädchen, um die Gräfin nach den hoffentlich noch unversehrten Ausgängen des Schlosses zu führen. Die Treppen waren zum Glück von Stein. Im Hof entdeckte er eine mächtig lodernde Flamme, die wie eine gierig aus der bereits eingeschlagenen Tür der Kapelle leckende Zunge nach Nahrung suchte. Noch schien sich das Feuer auf das Innere der Kapelle zu beschränken. Wer wußte aber, was drinnen schon zerstört war! Dem Archiv suchte man durch andere Zimmer beizukommen. Im Hof arbeitete bereits mächtig eine der Spritzen, die sich im Schlosse befanden. Tante Benigna leitete sie selbst.

Noch aber fehlte es an helfenden Händen. Die Diener folgten dem Domherrn, man spannte bereits an. Tante Benigna rief: „Fahren Sie mit der Gräfin zum Stift!“ Bonaventura kehrte zurück und sorgte für die Zurüstungen zur Entfernung. Paula fand er gefaßter. Man eilte, nach Kleidern für sie zu suchen. Bonaventura verschloß schnell das offengebliebene Schreibbureau der Tante und steckte den Schlüssel zu sich.

Endlich mehrte sich der Zustrom der Nachbarn, die jetzt nach außen hin die Riesenflamme hatten ausbrechen sehen, eine Flamme, die ihren Weg in der Tat von dem in Brand befindlichen Altar-

tabernakel zum Archiv suchte, dem sich von außen leider nicht beikommen ließ, da die Fenster vergittert waren. Der eine Flügel des Schlosses schien verloren; schon machte sich die Flamme durch das erste und zweite Stockwerk Bahn.

Bonaventura verlor seine Geistesgegenwart nicht. Die wichtigsten Schränke ließ er sich bezeichnen, ließ Silbergerät einpacken und folgte den Weisungen Paulas, die gerade jetzt in den seltsamsten Zustand geriet. Nicht daß sie ihr Bewußtsein verlor. Aber wie eine Traumwandelnde schritt sie dahin, wie eine Geisterjungfrau. Sie gab Weisungen, Aufklärungen, wie im Sturm am Ufer des brausenden Meeres eine Seherin. „Dort! Die Kisten!" rief sie. „Die Schlüssel hängen ja hier! Nehmt sie! Hier sind die Bücher der Grundverschreibungen! Der Aufgang ist frei! Übereilt nichts! Der Dachstuhl brennt, aber an den Ecktürmen ist alles von Stein —! Leert doch das Laboratorium von brennbaren Sachen! Der Bau selbst ist feuerfest —! Seht, der Wasserstrahl trifft mächtig! Rettet nur das Archiv in den Keller hinein —! . . . Ha, der Mann! Seht den Mann! Folgt ihm nicht! Nein! Nein! Ein Balken stürzt —!" — Den bezeichneten Mann, den Paula von der Galerie des Hofes aus erblicken wollte, sah niemand.

Indessen ertönte ein furchtbares Krachen im Innern. Nach innen mußte das zweite Stockwerk eingestürzt sein. Die Flamme schlug schon oben zum Dach hinaus. Von den beiden Ecktürmen aus bekämpfte man ihr Weiterdringen durch die hinaufgezogenen Schläuche zweier Spritzen, die von unten her nur wenig hatten wirken können. Dabei tönte hilferufend die Schloßglocke schon seit einer Viertelstunde von einem dritten der vier Ecktürme. Paula lehnte die Entfernung vom Schlosse, die Schonung ihrer selbst ab. War es der entschlossene Beistand Bonaventuras, war es die Erregung des Augenblicks oder welche Geister standen ihr zur Seite — sie befehligte im Gefühl, hier die Gebieterin, die Tochter ihres Vaters zu sein. Sie war die Stammherrin der Dorste-Camphausen, die letzte ihres Geschlechts! Mit leuchtenden Augen, beschienen von den Flammen, im erstickenden Qualm des Rauches stand sie, ohne die Besinnung zu verlieren. Dagegen brach die Tante zusammen. Wenigstens bedachte sie nur noch die Rettung des kleinen und einzelnen, während Paula im ganzen blieb.

Menschen waren endlich genug da. Befehle wurden gegeben und befolgt. Schon fehlten die Spritzen aus Witoborn nicht. Gendarmen kamen dahergesprengt, auch eine halbe Schwadron Husaren. Man isolierte das Feuer mit Erfolg. Über die Entstehung schwankten die Meinungen. Die einen leiteten das Unglück aus dem Laboratorium her, die andern aus einem Kohlentopf in der Kapelle, den vielleicht ein Andächtiger, der sich über demselben die Füße gewärmt, zurückgelassen hatte. Daß die Gräfin das Feuer schon gestern gesehen, war ein Wunder, wodurch die Anstrengung des Rettens, die Erhöhung der Stimmung gemehrt wurde.

Bonaventura hatte trübe Ahnungen. Er verbarg sie — zunächst vor Müllenhoff, der mit Rettungseifer ankam, vorläufig jedoch nur seine Zunge in Bewegung setzte, um der Entrüstung Worte zu geben über Fräulein Benigna, die, ihn kaum erblickend, so viel Besinnung gewonnen hatte, geradezu ihn als die Ursache des Feuers zu beschuldigen — denn ihm und seiner „Toilette" zuliebe hätte man die Zahl der Vorhänge am Altar vermehrt, hätte jene Sakristei hinter dem Altar improvisiert und ihm in dem engen Raum den seit Jahrhunderten dort verpönten Gebrauch von Licht gestattet. Den heftigen, ganz aus geistlicher Sprache und Rücksicht herausfallenden Wortwechsel unterbrach der Lärm des Rettens und Einreißens. Man sperrte den Zudrang der Menschen ab, die von allen Richtungen herbeiströmten. Nur wer sich als zum Schlosse gehörig ausweisen konnte, wurde noch über die kleine Brücke gelassen, die zur Insel führte, auf welcher Schloß Westerhof lag. Glücklicherweise war Windstille. Die Funken flogen nicht an die nahen Wirtschaftsgebäude und Kornspeicher.

Unter denen, die noch über die Brücke wollten, befand sich der allen wohlbekannte Bruder Hubertus. Mit einer Gewalt, die unwiderstehlich war, machte er sich Bahn. „Laßt mich!" rief er den ansprengenden Reitern entgegen und keines Roßhufs achtend, „wo ist Schneid? Wo ist Schneid?" Wie mußte er erstaunen, als man ihm auf diesen Namen einen Mann zeigte, der hoch im qualmenden Gebälk saß, die blinkende Axt in der Hand. „Unmöglich!" entgegnete er. Doch! Doch! rief man ihm zu und bezeugte allgemein Anerkennung über die Entschlossenheit des sonst so trägen neuen gräflichen Dieners.

Im Hof war ein Gedränge. Kaum zum Hindurchkommen bildeten Eimer, Spritzen, geborgene Gerätschaften einen hohen Haufen, über den die Menschen hinwegklettern mußten. Man würde den Mönch, den die am wassertriefenden Gebälk zuweilen noch aufzuckenden blauen Flammen in seinen allbekannten Totenkopfzügen beleuchteten, nicht geduldet haben, hätte man nicht gewußt, daß in solchen Fällen der riesenstarke Bruder liebte sich nützlich zu machen. Schon hatte Hubertus, immer den in der qualmenden Zerstörung sitzenden Schneid im Auge, von den Gendarmen einen Eimer zugereicht erhalten, um Wasser zu holen aus dem glücklicherweise im Tauen begriffenen Teich, der die Insel bildete. Schon wollte er in unwillkürlichem Erbeben vor der Anrede durch die Beigeordneten des Landrats mechanisch Folge leisten, als ihm ein noch einmal auf die Stätte der Zerstörung im obern Stock geworfener Blick eine plötzliche Gefahr zeigte, in welche der Diener des Hauses geraten. Sein eigener Zuruf erstickte auch schon in dem allgemeinen Geschrei: „Er stürzt! Eine Leiter! Er ist verloren —!" Der schwarzberußte Mensch, der sich da oben wie ein Gnom der Unterwelt durch Feuer und Rauch den Weg zu bahnen suchte, wollte sich vor einem drohen-

den Mauersturz retten, sprang auf ein verkohltes Sparrenwerk, das unter ihm zusammenbrach, stürzte tiefer und tiefer und schwebte mit seinen Füßen, die ohne Halt im Leeren tasteten, zuletzt über einem Abgrund, in den er unfehlbar hinunterstürzen mußte, da sich seine Hände nur noch am glühenden Stumpf eines Balkens halten konnten. Nirgends war eine Leiter anzulegen. Wenige Minuten noch — und unfehlbar mußte der Diener aus dem zweiten Stockwerk auf Steingeröll und Balken mit zerschmettertem Schädel niederstürzen.

Aber nur eine Sekunde der Ratlosigkeit, wo man die Leiter anbringen sollte, die gegen sechzig Sprossen zählte und vor der Macht ihres Gewichts hin- und herschwankte, da stand schon Hubertus und rief: „Hinauf! Hinauf! Wer steigt hinauf?" Und in seinen knöchernen Armen hielt er die Leiter, daß sie frei schwebend stand, wie an eine Mauer gelehnt. „Klettert hinauf!" rief er wiederholt und immer dringender redete er den Ablehnenden zu. „Habt doch keine Furcht!" bedeutete er die, welche zögerten, die nur frei in der Luft gehaltene Leiter zu besteigen. Endlich wagte es einer der Feuerleute aus Witoborn. Schon berührten die Füße des in der Luft Hängenden die obere Sprosse der Leiter — aber er würde sich nicht haben halten können ohne einen Arm, der ihn umschlang. So kletterte der Feuermann empor an der mit freier Hand gehaltenen Leiter. Wie eine Gerte bog sich diese, je höher er kam. Doch Hubertus stemmte sich fest wie ein Athlet und balancierte die ungeheure Wucht. Hilfe, die hinzusprang, stieß er zurück mit dem Ruf: „Gleichgewicht! Das — kann nur einer oder ihr müßt es subtil anfassen!" Und mit den Zähnen knirschte er zum Zeichen seiner äußersten Anstrengung, bis die Umstehenden begriffen und ihn vorsichtig unterstützten.

Jetzt war der Arbeiter oben. Er ergriff den schon Sinkenden, dessen Hände arg verbrannt sein mußten. Er zog ihn zu sich herüber auf die Leiter. Diese, vom doppelten Gewicht überlastet, bog sich. Ein Schrei des Entsetzens unter allen Umstehenden, von denen einige Kräftige hinzusprangen, um Hubertus zu unterstützen. Doch „Zurück!" rief er allen aufs neue entgegen und klemmte die Leiter zwischen seine beiden Knie, die Arme in der fünften und sechsten Sprosse eingeschlungen, so daß er die gewaltige Last nur wie eine vom Sturm bedrohte schwanke Fahnenstange hielt. Glücklich stieg der Arbeiter mit dem Ohnmächtigen nieder.

Je näher Jean Picard dem Mönche kam, je näher ihm der Anblick des Armes möglich wurde, auf welchem er das verhängnisvolle Zeichen der Erkennung suchen wollte, desto schwächer wurde die Kraft des Bruders, dessen Kutte schon hie und da von den noch brennenden Trümmern versengt war. Nun ließ er das Hinzukommen aller geschehen. Als der Arbeiter mit dem Geretteten auf unterster Sprosse stand, sank die Leiter in die Hände der übrigen.

Hubertus holte einige Augenblicke Atem, hörte mit lächelndem Kopfnicken die bewundernden Beifallsäußerungen der Umstehenden

und folgte dem Arbeiter, der den Bewußtlosen von der Brandstätte wegtrug. Diesem bot man jetzt Hilfe, Erquickung, ein Lager in dem andern Flügel des Schlosses an. Aber Hubertus sagte zu dem Träger: „Laßt's jetzt gut sein, Landsmann! Ich trag' ihn schon selbst weiter! Mit Brandwunden weiß ich umzugehen!" Damit nahm er den Ohnmächtigen und trug ihn aus dem Gewühl und sogar aus dem Schloß hinaus in das inzwischen aufs neue und immer mächtiger vom Menschenstrom belebte Dunkel der Nacht. Während von allen Türmen auf Meilen weit die Feuerglocken riefen, kamen auch die Teilnehmer der Jagd. Terschka mit Armgart voraus auf einem leichten Wagen; dann Thiebold und der Onkel. Auch von Witoborn kamen Benno und Hedemann. Armgart machte sich durch alle Bahn. Paulas hohe Entschlossenheit und mutvolle Haltung hörte erst auf, als sie in die Arme ihrer weinenden Freundin sinken konnte. Als die Gefahr vorüber schien, sprach Bonaventura mit zitternder Stimme ein Dankgebet, in das alle Naheſtehenden mit entblößten Häuptern einstimmten. Seine Worte deuteten die Strafe des Himmels an, wenn hier — ein Frevel vorläge. An Dionysius Schneid konnte ihm nichts auffallen, da er diesen im Beichtstuhl nicht von Angesicht gesehen hatte.

Die Turmuhren schlugen zehn. Jedes sagte: Wenigstens ein Glück, daß der Unfall noch so zeitig ausbrach —! Für die Nacht wurden Wächter bestellt. Allmählich wurde alles stiller. Die Gruppen lösten sich auf. Man zerstreute sich. Auch die Schloßbewohner bedurften der Ruhe.

13. Erkennungen.

Mutter Schmeling wußte, wie alle Hebammen, ihre so vielfach gestörten Nächte zu schätzen. Aber im Bett litt es beim Brande die alte und etwas reizbare Frau denn doch nicht. Ob's denn auch wirklich auf dem Schlosse wäre? Und nicht „lieber" etwa — in St. Libori? Ein leises Kichern hörte nicht einmal die Magd, die sie weckte, auch nicht die still für sich ins Bettkissen, ja in einen kleinen grauen Bart gebrummten Worte: „Kindtaufe! Kindtaufe! Er läßt vielleicht schon illuminieren —!" — „Ne, ne! dat muot en groot Füer sin!" sagte die Magd und zeigte beharrlich nach Westerhof. — Und nicht minder plattdeutsch entgegnete Mutter Schmeling: „So will ick denn man upstahn un Licht maken."

Ihr Häuschen lag in einem Hohlwege, der sich ein wenig von der Landstraße abwärts senkte allerlei Gärten zu, die zur großen Besitzung der Frau von Sicking gehörten. Im Sommer war's hier ringsum grün. Lämmlein und — Schweine genug weideten auf den Triften und ein paar einsame alte Bäume, die hinterm Gärtchen des Hauses standen, hatten sogar einen gewissen Ruf durch die ihnen angehefteten Bildchen und frommen Sprüchlein und besonders durch eine erquickliche Aussicht und eine Bank, wo unter

nächtlichem Sternenglanz mancher Bauernbursch' und manche Bauerndirne in ernstbedeutsamem Gespräch mit der Alten aus dem Häuschen da unten verweilen und über Naturgrillen seufzen konnten. Hundert Schritte davon lag, obschon es noch Strecken von Wiesen und von Kirchhöfen genug gab, bis man die Mauern der alten souveränen Bischofsstadt erreichte, eine Art Vorwerk von Witoborn. Jetzt jagten die Spritzen mit Fackeln nach Westerhof. Gendarmen sprengten dahin, ein Pikett Husaren. Und die Menschen liefen und — — lachten sogar. Denn „Feuer ist — Bürgerfreude!" sagt ein Sprichwort.

„Daß aber auch die junge Gräfin das Feuer nicht beschwören kann!" meinte die Magd, die, wenn's verlangt wurde, an Hexen glaubte. — „Dummer Schnack!" antwortete Mutter Schmeling, die bewanderter im Gebiete des Wissens war. „Eine weise Frau —" sie verstand darunter eine Zauberin, keine sage femme — „eine weise Frau kann wohl andern Gutes tun, aber nicht sich selbst —!" Nach so tiefsinniger Äußerung überlegte sie, ob wohl im Bereich des Schlosses jemand wäre, welchen Mutterhoffnungen auf ihre demnächstige Hilfe anwiesen. Es kamen Fälle vor, wo gerade solche Schreckensaugenblicke manche Geburten beschleunigten, andere vereitelten. Sie zählte an den Fingern, wie weit es noch mit der Moorbäuerin und mit der Frau Leyendeckerin hin war. Niemand bog von der Landstraße in ihren Hohlweg ab. Sie verbrannte nur unnützes Öl. Die Wand, wo sie schlief, faßte sich noch kalt an. Sie legte sich wieder zur Ruhe.

Vergebens mochte sie eine Stunde den Schlaf gesucht haben — der Lärm der Glocken, das Blasen und Trommeln in Witoborn, das Rasseln auf der Landstraße förderten ihre Ruhe nicht — als sie an ihre Haustür heftig pochen hörte. Die Magd, die sich nicht nehmen ließ, oben auf dem Dache nach Westerhof zu die malerische Aussicht zu genießen, kam erschreckt in die Stube zur ebenen Erde mit ihren klappernden Holzpantoffeln herabgelaufen und flüsterte der Alten, die aufhorchte: „Wat sall dat sin? De ole Bettelpape bringt uns enen Minschen her — huckepack —!" — Die Hebamme wußte, wer der alte Bettelpfaff war. „So?" sagte sie ruhig und erhob sich, trotz des Pochens noch zweifelnd. — „Eine Mannsperson trägt er — ich sah ihn über die Lehmgrube kommen und dachte erst: Wer sökt nur da wat? Nu kummt he gerod' öber'n Wall — un dat da buten, dat sind se —" — Wieder pochte es stärker und stärker. Mutter Schmeling wurde aufs neue aus ihrem Bette getrieben. Ein Rock war bald übergeworfen. „Mach mal uf!" sagte sie. Einer Gefahr glaubte sie bei solchem bewegten Nachtleben wie heute in keiner Weise gewärtig zu sein.

Der ihr wohlbekannte Bettelbruder Hubertus trat mit seiner schweren Bürde ein, die er von Schloß Westerhof bis hieher getragen hatte. Er hatte Umwege gemacht, um die Landstraße zu

vermeiden. Jetzt verließ ihn allmählich die Kraft. Welche Anstrengungen hatten die Erlebnisse dieses Tages schon vom Beginn der Jagd an ihm zugemutet! Er ließ in dem Zimmer, dessen Eingang sogleich zur Rechten lag, den noch immer Bewußtlosen auf einen alten Lehnstuhl sinken, rückte zwei Stühle herbei, legte darauf die Füße der über und über geschwärzten abschreckenden Gestalt in der gestreiften Jacke und sank nun selbst, anfangs sogar sprachlos, auf einen Stuhl, den ihm die alte Frau mit Erstaunen hinschob, während schon die Magd nach der Küche lief, um für den kalt gewordenen Ofen Torf zu holen. — „Heiliger Lazarus, was ist denn das — für ein Schornsteinfeger —? Der ist wohl verunglückt — auf dem Schloß?" sagte Mutter Schmeling und billigte das Erwärmen der Stube — auch schon in Betracht ihrer selbst.

Hubertus, allmählich wieder zu Kräften kommend, machte sich mit der Bequemlichkeit seines in Erschöpfung liegenden Geretteten zu schaffen und trat mit dem Verlangen hervor, Mutter Schmeling sollte in ihrem verschwiegenen Hause ihre obern Zimmer für diesen allerdings beim Brande Verunglückten öffnen, den er anfangs nach Witoborn hätte ins Spital tragen wollen, nun aber, da ihm die Last bis dahin zu schwer würde, lieber hier selbst verpflegen wollte — es wäre ein Mensch, wohlhabend genug, sie zu bezahlen. Ein Wagen würde den Kranken jetzt zu sehr erschüttern. Deshalb hätte er ihn auch lieber selbst getragen. — „Ne, dat geiht nich! Da oben? Bruder, dat geiht nich!" — „Warum nicht —?" — „Ihr wißt, ich hab' Euch immer gern gedient, schon — als Ihr noch weltlich wart! Aber — dat geiht nich!" — „Der Mann ist brav, seine Wunden schmerzen ihn — und die Kosten —" — „Darum ist's nicht —" — „Oben ist't besett't" schaltete jetzt die Magd ein. Frau Schmeling unterbrach sie aber und sagte: „Besetzt oder nicht! Se snakkt —! Aber — Ja! Ich erwarte —" — „Wieder so eine — Prinzessin —?" — „Ja — ja — Kann woll sien —" — „Was bringt's Euch denn ein? Ich selbst habe ja nichts! Aber da der Mann ist reich —" — Mit zweifelhafter Miene blickten beide alte Frauen auf den sich allmählich Erholenden, der die Augen aufschlug, dann sie wieder sinken ließ und sich erst allmählich an die von einem spärlichen Lampenlicht erhellte kleine, nicht unfreundliche Stube gewöhnte. Die Nähe eines Mönchs mußte ihn annehmen lassen, er wäre in einem Spital.

Die weitere Verhandlung über seine im obern Stock zu bewerkstelligende Unterkunft unterbrach das Verlangen einer Erfrischung, die der Gerettete mit Aufhebung einer seiner blutig roten und an andern Stellen schwarzen Hände zu begehren schien. Hubertus lehnte vorerst noch das Anerbieten der Frauen für Wasser und Tee ab und zog aus seiner Kutte eine Korbflasche, die er dem Verschmachtenden an den Mund setzte. Dieser, die unheimliche Gestalt des Mönchs anstarrend, trank ein angenehm duftendes gebranntes Wasser und atmete gestärkter auf.

„Frau Schmeling! Nehmen Sie den Mann nur auf!“ begann Hubertus aufs neue. „Wie gesagt, er ist wohlhabend! Es ist ja ein Diener vom Schloß! Ein Mann von guten Verhältnissen! Ich habe sein Geld zu mir gesteckt! Nehmen Sie hier, gleich zehn Taler! Ihr Bett und alle Ungelegenheiten, die er Ihnen macht, sollen vergütet werden! Wo kann er auch besser gepflegt werden als bei Ihnen? Nur einen Tag! Dann sorgen wir ja schon weiter! Er will zu seinen Angehörigen! Das ist drei Meilen von hier und dahin fährt er morgen oder übermorgen! Solange wird's doch gehen —?“ — Frau Schmeling fuhr sinnend mit ihrem rechten Zeigefinger hinter dem rechten Ohr hin und her, während Schneid den Mönch anstarrte, nicht begreifend, was er da alles zu vernehmen bekam. — Für einen Tag wollte Frau Schmeling zuletzt wirklich einwilligen, lehnte aber die hohe Bezahlung ab. „Ich erwarte nur Besuch —“ sagte sie. — „Ja, ja! Ich weiß schon!“ scherzte hocherfreut Hubertus. „Dann werden die Gardinen zugezogen! Bei St. Franz! Ich kann ihn ja schon um deswillen nicht zu lange hier liegen lassen, weil hier nächstens der Kirchenbann anklopft —!“ — Zwar lachte über das Wort Frau Schmeling hellauf, zankte dann aber doch über so „nichtswürdige“ Reden. „Nun, nun!“ beruhigte Hubertus. „Wir Mönche beten dann desto mehr für Sie —!“ — Schneid wimmerte vor Schmerz und schielte den Sprecher und die Frauen an und sprach ein: Diable! nach dem andern vor sich hin und verschluckte seine Gedanken bei jedem Reize sie auszusprechen.

Frau Schmeling, wetternd über den Pfarrer Müllenhoff, öffnete die Tür, leuchtete voran und schloß eine zweite Tür auf, die zur Treppe in den ersten Stock führte. Man konnte diesem auch durch eine Hühnersteige und eine geöffnete Falltür von der Küche aus beikommen. Hubertus bestellte heißes Wasser, einen Napf mit soviel Speiseöl, als im Hause nur vorrätig wäre, und trieb den jetzt Widerstrebenden die Stiege hinauf. Auf den Moment des Erschreckens und des gewaltsamen Sichloswindens, wenn er bei dieser Prozedur heimlich dem von ihm Getragenen ein Wort der Erkennung zuflüstern würde, war er gefaßt. „Soyez donc tranquille, Jean Picard!“ flüsterte er mitten auf der Treppe ihm ins Ohr. Auf das mächtige Aufzucken, Umsichschlagen und Sichaufrichtenwollen des durch dies Wort wie von einem elektrischen Schlage getroffenen Halbgelähmten hielt ihn Hubertus, wie man einen Epileptischen bändigt, Glied an Glied. Oben empfing sie Frau Schmeling. Starr, mit aufgerissenen Augenlidern, sah Bickert in die festen Augen des Mönchs. Es war ein Bild, wie sich auf der Guillotine ein Opfer freiwillig niederwerfen mag, um nicht erst mit den Armen festgebunden zu werden.

Doch ein feierliches, ruhiges Schweigen lag sogleich wieder auf Hubertus' Lippen. Bickert ließ sich behandeln wie ein Kind. Wie eine Geistesverwirrung mußte es ihn überkommen, als der Mönch fortfuhr: „Waschen Sie ihm doch auch das Gesicht, Frau! Ei, ei, ei! Allerdings! Ihr sauberes, sauberes Bett! Für wen ist's denn diesmal

bestimmt —? Das ist ja gerade wie dazumal bei unserer armen Hedwig! Wissen Sie noch? Ziehen Sie nur gleich die Überzüge herunter —! Aber ich will ihn doch erst ein bißchen sauberer machen. Seinen Rock hab' ich nicht mitgebracht, aber all sein Geld — ja sein Geld — Nur heißes Wasser jetzt und das Öl! Ich mach's so gut wie im Spital! Bis so weit war mir denn doch die Last zu schwer!"

Es war ein geräumiges Schlafzimmer, einfach, aber sauber gehalten, wo Hubertus den aus seinen Schmerzen nicht mehr Aufstöhnenden, nur vor Furcht und Schrecken in einem starren Schweigen Beharrenden auf eine Strohmatratze legte, die er aus dem Bett genommen und auf die Erde gebreitet hatte. Dann nahm er das inzwischen heraufgebrachte Öl, verlangte Leinzeug, woran in diesem Hause kein Mangel war, und bestrich damit die verbrannten Hände, die er hierauf in die leinenen Streifen einschlug, den Einschlag mit Bändern befestigend. Bei dem allen sah Bickert bald ihn, bald die Frauen an und wagte keine Frage, erwartungsvoll, was ihm in dieser Lage noch werden sollte.

Hubertus plauderte immer fort, schilderte das Feuer, lobte die Aufopferung des Geretteten, sprach harmlose Vermutungen über den Grund des Brandes aus und endete, wie nur ganz gelegentlich, mit den Worten: „Im Feuer — ja da bin ich auch groß geworden, wenigstens in vierzig Grad Hitze — und schon früh habe ich meine Haut zum Braten hergeben müssen! Einmal — schon als Junge — ei nein, ich konnte doch schon von den neuen Tabakstengeln rauchen, die hier nach Deutschland erst die Spanier unter Napoleon mitgebracht haben — als ich zwei Stock hoch aus einem Brande hinuntersprang, zwei kleine Schlingel im Arm, Jantje, der eine, und der andere — Wenzel hieß er ja wohl —?"

So elektrisch getroffen fährt im Käfig ein Panther auf, wenn er die Nähe seines Wärters spürt, steckt den Kopf, reckt die Ohren und starrt erwartungsvoll ins Leere, wie jetzt Bickert. Aber wieder drückte ihn der Mönch, scheinbar vollkommen harmlos, mit nervigem Arme nieder. „Ruhig, ruhig!" sagte er. „Jetzt kommen wir an die Sonntagswäsche! Brav, Jungfer! brav! Nur her mit dem Schwamm —! . . . Freilich schade wär's um eure Betten! Um eure Prinzessin! Wer ist denn diesmal die weiße Unschuld? Richtig — Jantje! Von dem sprach ich! Na, dem wäre schon damals besser gewesen, er hätte einen Mühlstein an den Hals bekommen! Verstand hatte er ohnehin nicht viel! Manchmal — da kam ein bißchen guter Wille zum Vorschein! Sonst aber —! Hier her, Frau Schmeling! Gelt, Landsmann, der Schwamm tut gut? Mutterchen, könnten wir Pfaffen doch überall die Sünden und die — Brandmale vertilgen — — besonders die an uns selbst —!"

Während Frau Schmeling die Bemühungen der Pfaffen um solche Seelenwäsche nach ihren neuesten Erfahrungen als sehr problematisch schilderte und namentlich die neueste hierländische geistliche Seife als

viel zu beizend verwarf, wusch Hubertus die entblößten Arme, auf denen er beim Herübertragen des Bewußtlosen vom Schlosse schon lange die verhängnisvollen Zeichen entdeckt hatte.

„Seid Ihr denn da so kitzlich?" fragte er, als Bickert dem Aufknöpfen der Jacke und dem Aufstreifen der Ärmel wehrte. „Laßt doch nur! Franz Bosbeck, wie sonst mein Name war, ist ja keine zimperliche Dame! Mir gegenüber — Jantje, Jantje —! Seid doch nicht so verschämt! Solche Muttermäler kenne ich ja! So! Es macht sich!"

Die Frauen hörten nicht all diese Reden. Sie gingen ab und zu, trugen das schwarze Spülicht fort, trugen die Kleider hinaus, brachten frisches Wasser, ein frisches Hemd. Ehe dann zuletzt eine Suppe kam, die schon Hubertus beim Hinaufsteigen bestellt hatte, reichte er dem ihn mit geöffneten Lippen Anstarrenden noch einmal die Korbflasche. Bickert trank zwar, sprach aber für sich Fluch auf Fluch, wilde Worte, die er sogar mit dem Namen der Mutter Gottes bekräftigte. — „Welche denn?" fragte Hubertus. „Doch wohl die Mutter Gottes von Neus?" — „Nein! Eine andere!" stöhnte Bickert, drückte seine Augen zu und sank in Erschöpfung zurück.

„Mütterchen," flüsterte jetzt Hubertus, „nun hilft nichts mehr! Die Nacht halt' ich hier oben Wache! Die Matratze liegt schon da; ein Kissen noch, und ich schlafe wie ein Hamster! Mein Kloster soll's schon hören und mich freisprechen, wenn ich auf Reisen war und Heiden bekehrte. Und sie warten ja auch sonst nicht allzu lange auf mich mit ihrem Kartoffelsalat und mit der Grütze. Morgen, da macht Ihr mein Leibgericht — Kartoffelpfannkuchen mit Speck —!" — Während dieser Plaudereien, bei denen seine Gedanken doch oft mehr auf Lucinden, auf den Landrat gerichtet waren, trug der Mönch den Verbrecher ins Bett, das aus einem Überfluß von Federn aufgehäuft war — dergestalt, daß immer noch davon weggenommen werden konnte und doch genug übrig blieb, den jetzt von dem heftigsten Fieberfrost Ergriffenen zu erwärmen. Die Wirkung, die Hubertus dabei auf den Verbrecher ausübte, war die des Magnetiseurs. Bickert war in physische Betäubung versunken. Machtlos starrte er ins Leere. Auch von jener Suppe konnten ihm nur einige Löffel eingeflößt werden. Sein zerschundener Kopf sank ins Kopfkissen zurück und bald hatte es den Anschein, als wenn er entschlief.

Auch Hubertus war nur übermannt von den Folgen seiner Anstrengungen. Er legte sich auf die Strohmatratze, zog ein Kissen unter den unbehaarten Kopf und in einer Viertelstunde war im Häuschen alles so ruhig, wie nur jemals in der Nacht diejenigen es antrafen, die Mutter Schmeling zur geheimnisvollsten Feierstunde des Lebens abriefen.

Hubertus erwachte am frühesten, und doch schlugen die Turmuhren von Witoborn schon sieben. Die Tage brachen schon zeitiger an. Hell genug war es, um sich schon im Hause zurecht zu finden. Bickert

schlief noch — wie eine jener Ratten, über die er noch vor kurzem in den unterirdischen Gängen des Profeßhauses sorgloser gelacht hatte, als er heute beim Erwachen hätte tun können. Hubertus rechnete bestimmt darauf, daß sich zwei Erkundigungen durchkreuzen mußten. Eine nach dem Befinden des Dieners, für welchen man sicher vom Schloß aus würde Sorge tragen wollen; eine andere, die von den Behörden ausgehen und in dem gestrigen Helfer leicht den Urheber des Brandes suchen würde. Zunächst hatte er die Sorge um das Befinden des Landrats, dann um die Auskunft, die von ihm Lucinde im Münster bei der Messe erwartete. Zuletzt um den Verbrecher, dessen Seelenzustand ihn bestimmen sollte, ihn entweder als einen Verlorenen zu betrachten und preiszugeben oder vor dem Arm der Gerechtigkeit um deshalb zu verbergen, weil ein so schönes Mädchen, ferne einflußreiche Leute es zu wünschen und die Freveltat, wenn er sie beging, zu verabscheuen schienen.

Allmählich ließen sich auch die Frauen hören und sorgten für einen erquickenden Morgentrunk. „Sollte vom Schlosse geschickt werden," sagte, sich zum Gehen anschickend, Hubertus, „so erzählt nur, daß ich ihn ins Spital tragen wollte, mit meinen Kräften aber nur bis hierher kommen konnte! Was man dann an Erquickung bringt, nehmt getrost an! Kann man ihn selbst von niemanden sprechen lassen, desto besser! Um ihn zu schonen, ließe ich an Euerer Statt gar niemanden zu ihm!" — Die Frauen versprachen zu tun, was in ihren Kräften stand. Nur sagte die Schmeling: „Wenn aber die Gendarmen kommen — Ich vermute —" — „Die Gendarmen? Warum die?" — Mutter Schmeling fuhr wieder mit dem gekrümmten Zeigefinger hinter ihrem Ohre hin und her und machte nachdenkliche Mienen, obgleich sie dabei ihre noch übrigen Zähne zusammendrückte. — „Was habt Ihr denn —?" fragte der Mönch. Mutter Schmeling stand nicht Rede, sondern lästerte über die Ordnungen der Welt. Sie stellte hundert Fragen in Aussicht, die bekanntlich ein Narr tun und selbst der Weiseste nicht beantworten kann. Hubertus sah, daß diese Erwartung eines Besuchs durch die Gendarmen nicht in Verbindung mit dem neuen Hauseinwohner und der Ursache des Brandes stand, forschte dann auch nicht länger und begnügte sich eingesehen zu haben, daß auf alle Fälle sein Plan, Bickert weiter zu entführen, zu beschleunigen war. Um nach Witoborn zu kommen, nahm er den Feldweg und über die Kirchhöfe hinweg. Auf das vergoldete Holz und Gestein, auf die welken Kränze, auf die grünen Hängetannen hier und da blickend, sagte er sich: Der Abend deines Lebens ist da und wie kommst du noch einmal in deinen letzten Stunden zu solchen Dingen! Längst dem Weltleben entrückt, kannst du nicht vom Abenteuer lassen! Sonst, unter dem milden Henrikus, ganz nur den Werken des Klosters hingegeben, regt dich dieser schroffe und gewalttätige Maurus auf, läßt dich umirren wie einen verstörten Geist, treibt dich an die Bahre deines bösesten Feindes, des Kronsyndikus — nun gehst du gar schon mit

Nachtunholden, die der Irrsinn und das Verbrechen aufscheucht! Vielleicht fliehst du noch mit Klingsohr in einen hohlen Eichstamm und verbirgst dich da vor den Gesetzen der weltlichen Obrigkeit oder flüchtest dich in die den Franziskanern erlaubte Alcantarinerregel, die ein Heiliger stiftete, der vierzig Jahre lang nur kniend schlief und in die Speisen, wenn sie ihm zu gut dünkten, Asche warf —! Solche Pläne der Flucht aus dem Kloster Himmelpfort hatte er mit dem gefangenen Sebastus schon besprochen. Es waren ihnen Winke gekommen, daß man einen Walderemiten, diesen höchsten Triumph katholischer Andachtsübung und Entsagung, nicht unterdrücken würde, wenn es nicht die — Gendarmen täten. Und eben diesen Konflikt hätte man gern abgewartet.

So verloren in seine Gedanken war Hubertus, daß er selbst den freundlichen Mann nicht sofort erkannte, der ihm, beim Austritt aus dem Wege zwischen den Kirchhöfen auf die Wallanlagen von Witoborn, in einem Einspänner auf Schloß Westerhof zu vorüberjagend, freundlichst nickte. Der kleine Mann in einem blauen, am Kragen mit Pudelpelz besetzten Mantel, aus dem hervor die weißesten Vatermörder wie Bram- und Reffsegel lugten, wir sollten ihn kennen, den vielgeschäftigen Gütermakler, der neben dem hochgemuten Küfer neulich gestanden hatte beim Totengericht. Hubertus wandte sich links den Mühlen zu, die vom Witobachgrund herüber schon mit Donnerton hörbar wurden. Es tat ihm wohl, diese wilde Musik zu hören. Sie wurde vorzugsweise durch die mittlere Mühle hervorgebracht, ein gewaltiges, an einem alten Turm gelegenes Werk; in unmittelbarer Nähe lag ein weitrauschendes Wehr, das gestellt und dann in andere Abzüge gelenkt werden konnte — selbst im Winter fror hier die Witobach nicht. Aus diesem Turm kam eben in weißen, auch noch vom Brande Spuren tragenden Müllerkleidern Hedemann. Beide begrüßten sich als alte und jetzt durch das Zusammentreffen in Borkenhagen neuverbundene Bekannte, ohne vor dem Lärm des Wassers und der Mühle sich verständigen zu können. Hedemann sprach vom Landrat, vom Brande; Hubertus mußte den Kopf dazu schütteln. Mindestens dreißig Schritte weit hatten beide erst über schmale und glatteisende Stege wegzuschreiten, um eine Stelle zu gewinnen, wo sie sich verständlich machen konnten.

Der Landrat, hörte Hubertus, war noch in dieser Nacht gestorben. „Sein Diener kam von Schloß Münnichhof," erzählte Hedemann, „und holte ihn ab. Dann wurde sein Zustand immer schlimmer. Er verblieb in seiner Erschöpfung und so hat er denn die ewige Ruhe!" — „Was an der Ehre nagt, geht langsam aber es trifft!" konnte Hubertus nach den Verhältnissen, die er kannte, hinzufügen. Für Bickerts und Lucindens Interessen schien diese Wendung besorglich. Leicht konnte nun der junge Enckefuß in Person erscheinen. — Vom Brand erzählte Hedemann Dinge, die Hubertus zwar schon wußte, sich aber doch berichten ließ. Er wollte alles noch einmal nach

anderer Auffassung hören. Noch immer wollte sich die Volksmeinung für den in der Kapelle zurückgebliebenen Kohlentopf entscheiden. Im Laboratorium war nichts versehrt. Gerade dorthin hatte man das Archiv geborgen bis auf einige Schränke, die zur größten Betrübnis des so gern in archivalischen Studien verweilenden Herrn Baron von Hülleshoven verbrannt sein sollten.

Von allen Seiten läuteten die Glocken. Die kirchen- und altarreiche Stadt wurde zu den vielen stillen Messen gerufen, die täglich vor der einen großen gelesen werden. Ins Münster mußte man niederwärts steigen. Mehrere Stufen führten erst in eine alte Vorkapelle. Hier standen Grabmäler und Standbilder aus ältester Zeit. Alles war hier dunkelbraun und schwarz und lichtlos unheimlich; dagegen fehlte dem Innern des Münsters selbst das Licht nicht. Die Fenster waren nicht bunt. Pracht und Kunstliebe zeigte sich wenig. Nur der Hochaltar, der bereits in der Mitte der Kirche begann, trug Embleme von Auszeichnungen, die Jahrhunderte alt sein mochten. Messen wurden hier und da in Seitenkapellen gelesen.

Indem sich Hubertus an jeder dieser Kapellen verneigte, wandelte er auf dem steinernen Estrich lautlos dahin und forschte in den Betstühlen nach einer Knienden in schwarzen Kleidern, die er anzutreffen unfehlbar erwarten durfte.

Als Lucinde verschleiert, in schwarzem, pelzbesetztem Mantel, den Dom betrat, konnte sie sehen, daß die Messen bald vorüber waren. Aber auch stille Gebete genügten für ein längeres Verweilen in der Kirche. Hubertus, der sich ihr die mächtigen Pfeiler des mittlern Schiffs entlang nachschlich, bemerkte, wie sie die entlegenste Gegend der Kirche suchte, einen Seitenwinkel mit kleinen runden Fenstern, wo ein alter Taufstein stand. In diesem Viereck war alles dunkel und still. Hier kniete die Angekommene und zog ihr Brevier. Auch Hubertus warf sich drei Schritte von ihr zu Boden.

„Das Schrecklichste ist geschehen!" murmelte die Beterin vor sich hin, als wenn sie betete. Hubertus rückte etwas näher. „Hören Sie in einiger Entfernung!" sprach sie wieder so, wenn sie ein „Bitt' für uns!" gesprochen hätte. Hubertus, der sich in diese wunderliche und doch in katholischen Kirchen oft vorkommende Form der Unterhaltung nicht sogleich finden konnte, erzählte ohne besondere Geläufigkeit das in dieser Nacht von ihm Erlebte. Oft mußte er in seinem Bericht innehalten, weil bald ein Meßner vorüberging, bald ein Geistlicher, bald ein Singknabe, der zum Orgelchor emporstieg. Die Vorübergehenden mußten denken: Das sind doch zwei wahrhaft fromme Seelen, die sich heute ganz dem heiligen Ansgarius gewidmet haben! Gerade der Bekehrer der Friesen und erste Bischof von Bremen stand in einer rohen Skulptur dicht über ihnen — Bremen freilich war, in minder geweihtem Sinne, das Endziel der Hubertusschen Mitteilung. Lucinde sagte: „Geben Sie in jedem Fall die Rücksicht auf die Gesetze preis! Was ist denn überhaupt Strafe?! Was wollen

Sie der Obrigkeit ihre Sorgen erleichtern?! Wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß diese Brandstiftung eines dereinst seiner Strafe gewiß nicht entgehenden Bösewichts andere ehrliche Leute in Verdacht und Verlegenheit bringen kann, so glauben Sie mir's auf des Erlösers Namen! Entfernen Sie ihn auf ewige Zeiten aus dieser Gegend, ja aus unserm Weltteil! Welche Macht Sie auch über ihn gewinnen, Sie finden einen mit abergläubischer Schwäche gepaarten verstockten bösen Sinn, den Sie zu heilen und zur Besserung zu führen nur die kostbare Zeit verlieren! Seine Tat mag Gott richten! Teilweise hat er sie ja schon selbst gebüßt durch seine Beschädigung und sogar gesühnt durch eine gewisse Aufopferung —!" — Hubertus hörte in dieser Rede alles wieder, was er über Lucindens wilde Natur von Klingsohr wußte. Noch machte er gegen die mächtig bestürmende Kraft ihrer Worte die Einrede: „Aber — als der Schurke das Feuer anlegte, was war seine Absicht? Welchen Gewinn konnte er daraus ziehen?" — „Hinderten ihn nicht vielleicht die Umstände nur am Stehlen?" flüsterte Lucinde. „Untersuchten Sie, wo er, was er sich etwa aneignete, geborgen hat? Mit diesen Forschungen würde aber jede Stunde mir und andern verderblich werden und ich schwöre Ihnen, Sie erhalten einst die volle Aufklärung — Ich würde sie Ihnen jetzt schon geben, wenn mich nicht — die Beichte bände — oder — wenn Sie ein Priester wären!" — In diesem Augenblick mußte der Laienbruder ein Gebet murmeln. Denn die ringsum stehenden Bilder der Heiligen lockten auch andere Beter an. Schon befürchtete er, daß eine daherkommende und jetzt still stehende Dame neben ihnen Platz nehmen würde. Wie war sie zu verscheuchen? Er sah sie mit seinem Totenkopfantlitz aus der Kapuze, die er über sich gezogen hatte, starr an; da erschrak sie dermaßen, daß sie zurückfuhr und sich entfernte. Es war Frau von Sicking, die täglich von ihrem Landsitz aus und in eigner Equipage eine der Messen zu besuchen kam. Sie hatte draußen vom Münnichschen Kutscher Lucindens Anwesenheit im Münster schon erfahren, erkannte den Mantel Lucindens und die Reiherfeder, sah sie aber im tiefsten Gebet versunken.

Lucinde hatte ein scharfes Auge. Indem sie nur etwas von der Seite aufblickte, erkannte sie Frau von Sicking. Als diese aus Hörweite war, sprach sie mit bebender Stimme zum heiligen Ansgarius: „Ich lasse Sie nicht, wenn Sie mir nicht versprechen, die Gefahr noch heute zu entfernen! Diesen Menschen vor allem, so weit Sie können! Unbekümmert um seine ruchlose Tat sollen Sie ihm die Mittel zur Flucht gewähren ! Ist Ihnen der Mensch noch vor kurzem von Wert gewesen, warum wollen Sie ihn jetzt wieder aufgeben?" — Hubertus murmelte laut ein wirkliches Gebet, denn Lucinde mäßigte sich nicht. — „Warum antworten Sie nicht?" unterbrach sie ihn. „Sie wissen doch wohl, was weltliche Gerechtigkeit ist! Sie, der Sie Ihre Liebe geopfert sahen, ohne den lachenden Triumph der Mörder gestraft zu sehen. Erst die göttliche Gerechtigkeit strafte die Buschbeck! Waren

Sie nicht der gottberufene Richter des Paters Fulgentius? Den Kronsyndikus strafte Gott dadurch, daß er den gefürchteten Tyrannen zum Kinderspott werden ließ! Hat noch Klingsohr eine Schuld auf dem Herzen, so sehen Sie ja sein tägliches Elend — aus dem ich übrigens ihn und Sie mit ihm bald befreien werde!" — Hubertus betete wirklich mit Inbrunst. Denn diese Rede riß ja das Innerste seines Menschen dahin. — „Sie können Frost und Hitze ertragen! Sie werden dem Pater Sebastus zur Seite stehen müssen, wenn er, das ist mein Rat, nach Rom — jedoch leider ohne — Schuhe gehen will —!" — Eine Pause trat ein; Hubertus, der schon so oft in diesen Tagen über den Satz gegrübelt hatte: „Man kann aus einem Kloster entfliehen, muß aber dafür als Entschuldigungsgrund einen Beweis größerer Askesebedürftigkeit geben!" versank in Nachdenken. Endlich fragte er: „Kennen Sie — auf dem Schlosse — Wenzel von Terschka —?" Unwillig über die unerwartete Querfrage, schwieg Lucinde. — „Kennen Sie die Herkunft dieses Mannes, den ich nannte?" wiederholte Hubertus. — „Was soll das jetzt? Terschka ist ein Kavalier aus Wien — ein Böhme —" — „War dieser Mann nie in Rom?" — Lucinde schwieg und wiegte ungeduldig den Kopf. — „Sie kommen nicht selbst nach Westerhof?" — „Doch! Doch! Warum aber?" antwortete sie endlich. Hubertus überlegte, ob er Lucinden nicht zur Vertrauten des Interesses machen sollte, das er ebenso an Wenzel von Terschka wie an diesem Bickert nahm. Aber Frau von Sickings Andacht mußte jetzt wieder durch irgend etwas gestört worden sein. Sie erhob sich und blickte auf die noch immer Betenden, deren Geflüster ihr nachgerade auffallen durfte. Als sie näher kam, hatte Hubertus wieder kein anderes Mittel, sie zu entfernen, als seine Häßlichkeit. Frau von Sicking ging wieder an einen entfernteren Altar. — „Ich beschwöre Sie," betete Lucinde, „verlieren Sie keinen Augenblick! Jeder Moment des Zögerns ist verderblich —" — „Wollen Sie mir nur eines versprechen?" fiel Hubertus, und jetzt fast notgedrungen der sich mehrenden äußern Umgebungen wegen, ein. „Sie haben mächtige Verbündete, große Beschützer. Wollen Sie für uns sorgen, wenn wir erklären, in den Orden der unbeschuhten Alcantariner treten zu wollen, und uns nach Rom flüchten?" — Lucindens eigene Wege deuteten schon lange nach Rom. Sie kämpfte einen Augenblick, sagte dann aber doch — so mächtig fühlte sie sich in ihrer Anlehnung an Nück —: „Ich verspreche Ihnen alles!" Nun erklärte sich Hubertus bereit, einen Wagen zu suchen, um Jean Picard nordwärts, den Bergen zu, fortzubringen. Aufklärungen über die Absicht des Verbrechers würde er nicht früher begehren, als bis derselbe in Sicherheit wäre. Durch die Hoffnung, die er ihm in Aussicht stellen würde, nach und nach die halbe Erbschaft zu gewinnen, hoffte er ein Mittel in der Hand zu haben, ihn in Amerika festzuhalten und zu einem tugendhaftern Leben zu führen. Das Geld befände sich auf dem Gericht in Witoborn und könnte

ihm vielleicht am besten durch einen renommierten soliden Advokaten zukommen. Hubertus nannte den auch hierorts allbekannten Rück. „Nein, nein!“ — Lucinde lehnte diesen Namen in solcher Verbindung entschieden ab. Hubertus hatte kein Arg und erklärte, sich auch sonst wohl helfen zu können. Damit erhob er sich und ließ die Beterin allein, die es auch ihm, wie so vielen — vollständig „angetan“ hatte.

Einige Minuten später erhob auch Lucinde ihr Haupt von dem Pult, vor welchem sie kniete, schlug erschöpft ihr Brevier zu und trocknete ihre in der Tat von Angsttropfen befeuchtete Stirn. Sie hatte die Nacht nicht eine Stunde geschlafen. Auch Frau von Sicking riß sich jetzt aus ihrer Anbetung los und schloß sich Lucinden an, die sie, wie aus einem Traum erwacht, begrüßte. Ihr wunderlicher Gast erzählte, daß sie bei Gewittern und Feuersbrünsten in einen Zustand gerate, der sie zwänge, sich in dem dunkelsten Winkel zu verstecken. In dem gestrigen Tumult wäre sie aufgesprungen, hätte sich im ersten besten Zimmer eingeschlossen, auf alles Rufen und Klopfen keine Antwort gegeben, bis im Schlosse alles still geworden und der Feuerschein nachgelassen hätte. Da erst hätte sie ihren Versteck verlassen. Gräfin Münnich hätte sie dann gezwungen, die Nacht auf dem Schloß zu bleiben; doch schon in aller Frühe wäre sie von dort wieder aufgebrochen. Übrigens hätte sie das Gelübde getan, sämtlichen Altären des Witoborner Münsters nach der Reihe ihre Verehrung zu bezeugen. Darum wäre sie zuerst in das Münster gegangen. Alles das war in der Ordnung.

Frau von Sicking wollte gegen Mittag nach Schloß Westerhof zur Kondolenz und forderte ihren Besuch auf, sie dorthin zu begleiten. Lucinde lehnte die Aufforderung ab. Als sie sich in den glänzend möblierten Zimmern der Frau von Sicking überall in Spiegeln sehen konnte, fand sie ihr Aussehen noch zu angegriffen und hielt es nicht für geraten, schon heute diese bedeutungsvolle Szene, Wiederbegegnung mit Bonaventura und Paula, zu wagen. Frau von Sicking lächelte über diese Erklärung. Sie schien schon manches Nähere über ihren frommen Gast zu wissen.

14. Der Mann mit dem Pudelkragen.

Dürfen wir denn ein menschliches Wesen vergessen, das hier ein ganz neues Terrain seiner Tätigkeit gewonnen hat, bald beim Bauer, beim Edelmann, bald sogar beim Prälaten gern gesehen wurde? Seine nächste Anlehnung war Terschka. Aber wem begegnete er hier nicht alles wieder? Selbst Benno von Asselyn, der ihn als Student für seine Güterschlachterei einmal aus dem Roland hinaus „geschmissen“ hatte. Er neckte ihn, so oft er ihn sah, als fänge sein ganzes Sein: „Ich komme aus der Normandie —!“ Ebenso elegisch betrachtete er Thiebold de Jonge —! Ebenso Hedemann —! Und wie nun erst das Pfarrhaus, wo Leo Perl, sein leiblicher Vetter abgefallen vom Glauben seiner Väter, gelebt hatte und gestorben war —!

Der gemütvollste aller Sensale betrachtete die Fenster, die Wall-einfriedigung, den Brunnen und die Scheuer dieser Wohnung mit einem so gerührten Rückblick, daß der jetzige Pfarrer das Fenster seines Studierzimmers öffnete und ihn höchst gröblich fragte: „Wünschen Sie etwas —?!" Durch seine Seele zogen bei diesem rauhen Anruf alle Töne des Gefühls unverdienter Kränkung, die nur je sein angebeteter Bellini komponiert hat.

Was war ihm nicht alles seither auf diesem Boden begegnet! Erst der derbe Schlag auf seine Schulter von dem Küfer Lengenich —! „Gotteswunder, Sie hier!" — Der „Gerechtfertigte" kam eben aus dem Gefängnisse, das er aufs neue, diesmal als Strafe für geheime Verbindungen, hatte verbüßen müssen, seiner Beteiligung wegen an jener Versammlung im Roland. Der vierschrötige, feierliche, exaltierte Mann trat bei ihm ein in einem großen kaffeebraunen Mantel und mit so fragwürdiger Schreckhaftigkeit, daß Löb Seligmann an eine seiner Lieblingsopern, „Zampa", an das erste Auftreten des Räuberhauptmanns denken mußte. „Er ist da! Er ist da! Er ist da!" sang alles in ihm mit, jenem verzweifelnden Tenorbuffo nach, der sich in einen Versteck retiriert. Der Küfer kündigte ihm an, daß er zwar für einige Zeit, durch Veilchen Igelsheimers Beredsamkeit bestimmt, sein Begehren nach dem Stück Tuch vom Jagdrock des Kronsyndikus (der bei seiner Ankunft noch lebte), hätte fallen lassen können, doch nicht für immer und am wenigsten jetzt, wo er seit beinahe einem halben Jahre wiederum die Schwere des Unrechts dieser Welt und der Nichtrechtfertigung vor den Menschen hätte erfahren müssen. Er verfluchte den Verführer Hammaker, der seinen Lohn gefunden. Er bereute den Verkauf des Blutackers in Drusenheim. Es war jene volkstümliche Rachestimmung über ihn gekommen, die bei solchen Gelegenheiten, unter welthistorischeren Bedingungen, zu Masaniellos, John Hampdons und Andreas Hofers machen kann, in unserm Alltagsleben, wie es kommt und geht, höchstens zu kommandierenden Spritzenmeistern. Lengenich wollte zu näherer Auskunft über den Tuchstreifen ins Kloster zum Mönche Sebastus. Zitternd und doch zugleich voll hohen Interesses nahm Löb seinen Vorschlag entgegen, ihn dorthin zu begleiten. Die wildesten Racheklangfiguren aus „Norma" und „Lucrezia Borgia" tanzten vor seinem Ohr und Auge.

Glücklicherweise — so kann man wohl sagen und nun leugnete noch Veilchen die unmittelbare Vorsehung! — starb noch an dem nämlichen Tage der Kronsyndikus und Stephan Lengenich knirschte mit den Zähnen; er war gekommen, um gegen den Kronsyndikus einen Prozeß einzuleiten. Eine festliche Einholung in die Keller der Moppeschen Weinhandlung, wo ihm, trotz seines Gefängnisses, seine unterirdische Stellung vorbehalten blieb, hatte er um diesen Prozeß verschoben. Nicht eher wollte er, mit Blumen geschmückt, wie Bacchus, auf einem Fasse in die Keller getragen werden unter Männergesangbegleitung — der junge Moppes hatte dazu eine Kantate kom-

poniert — als bis er, endlich im Besitz des Tuchstreifens, zum „Vogt“ gesagt: „Schließ' deine Rechnung mit dem Himmel, deine Uhr ist abgelaufen!“ Nun war die Uhr abgelaufen — in anderer Art. Lengenich sprach mit Advokaten, die ihm keine Ermutigung gaben. Seine „Entlastung“ konnte er nur, wie sein pathetischer Sinn ihn zuletzt überredete, an der Eiche selbst vollziehen.

So besuchte denn Löb mit ihm am Begräbnismorgen das Kloster Himmelpfort, um auf alle Fälle von Klingsohr den Streifen Tuch zu erhalten. Sie trafen den Pater auf dem Krankenbett. Siech und elend blickte sie dieser an. Vor dem Küfer, gegen den er einst falsches Zeugnis abgelegt hatte, schlug er die Augen nieder. Auch auf Löb besann er sich; er hatte ihn ja einst beim Zinngießer Klingelpeter zur Tür hinausgeworfen. Bekannt war ihm, daß Seligmann die Brieftasche bei Nathan, seinem Bruder, in der Rumpelgasse gefunden und von der Einlage dem Küfer Kunde gegeben hatte.

Seligmann führte das Wort. Er erzählte, daß der Küfer bisher nur durch Veilchens Beredsamkeit, dann durch seine neue Haft in seinem Verlangen nach jenem Stück Tuch wäre aufgehalten worden, daß er jedoch dasselbe nun aufs bestimmteste von ihm begehren müßte. Klingsohr hatte schon die Kunde vom Tode des Kronsyndikus erhalten und gab jetzt den Tuchstreifen. Er fragte nach Veilchen. Löb erzählte von ihrer Güte und Milde. Klingsohr erwiderte: „Euch Juden steht es besser an, wenn Ihr dem Shylock gleicht! Nehmt, Stephan Lengenich! Macht damit, was Ihr wollt! Auch aus mir — und — meinem falschen Zeugnis! Bringt mich auch ins Zuchthaus —! Es ist dort besser, als hier!“ — Dumpfe Stille herrschte im Kämmerlein. Der Mönch wandte dem Besuch den Rücken. Er streckte sich, lang wie er war, gegen die Mauer auf sein Lager. Lengenich kannte das Schicksal dieses Mönchs, sah in ihm einen Gefangenen der Regierung, einen gottesfürchtig gewordenen Mann, den man verhinderte, für die Sache der Kirche zu wirken. Ihn seines falschen Zeugnisses wegen noch anzuklagen verbot ihm seine ganze Stimmung. „Pater,“ sprach er, „Sie haben mir durch das Unterschlagen dieses Zeugnisses gegen den Mörder ein bitteres Leid angetan, das ist wahr — jahrelang — aber ich höre, die Regierung hat Sie mit Gewalt hierher geschickt! Sie sehnen sich nach Freiheit!“ — Löb Seligmann zitterte aus Angst vor den Wirkungen, die dies teilnehmende Wort hervorbringen konnte, und mit Recht. Denn Klingsohr wandte sich und eine Flucht wurde besprochen. Sie scheiterte, wie wir wissen, an der Akustik der Krankenstube des Klosters.

Dann hatte Lengenich seine Rede an der Eiche im Düsternbrook gehalten. Er hatte, wie sich so leicht an alles Erhabene der Schnörkelstrich des Lächerlichen knüpft, die Unterbrechung durch die Possen Stammers erleben müssen. Er hatte aber die Genugtuung sowohl der Unterstützung des Mönches Hubertus, wie der Ohnmacht jener Lisabeth, die zu ihrer goldenen Uhr schon lange mehr als nur eine Kette

trug. Nach vielen Flaschen Wein, die er in Witoborn hatte entkorken lassen, um sie mit jedermann, der ihn anredete, zu leeren, fuhr der nicht gewöhnliche Mann ab, dem Triumphzug in seine heimatlichen Keller entgegen.

Löb Seligmann dankte dem Unaussprechlichen, Gott Adonai, als er von diesen Beziehungen zu einem so eigentümlichen Demagogen befreit war, Beziehungen, worein er sich nur auf das magische Wort „Veilchen" und auf die Hoffnung eingelassen hatte, im Kloster Himmelpfort würde er Bekanntschaften machen, von denen er etwas über Leo Perl erfuhr. Selbstverständlich war es, daß er sich einige Tage später die Brandstätte in Schloß Westerhof ansah. Mit Rührung hatte er den Arbeitern, die den Schutt aufräumten, im Wege gestanden. Mit betrachtendem Schmerz hatte er sich dem Strahl einer noch immer arbeitenden Spritze ausgesetzt. Er war nur Sehen, Staunen, Tropfenabschütteln gewesen. In die eine Seite des Schlosses war ein Einschnitt entstanden. Links und rechts von der Brandlücke konnte man die offenen Zimmer sehen, ganz wie nach Löbs Phantasie in dem Stück „Zu ebner Erde und erster Stock". Haufen von Büchern, Kisten und Kasten erinnerten ihn an die Rumpelgasse.

Eben trugen Bediente und Arbeiter Körbe voll Schriften nach einem entlegenen Turm. Baron von Hülleshoven und Baron von Terschka, beide hatten heute kein Auge für ihn. Sie begleiteten die Körbe und hoben auf, was herausfiel. Es waren Schriften und Dokumente und darunter gewiß lateinische und französische — für David Lippschütz würden sie „den Ankauf von Schulbüchern ersetzt" haben. Löb sah sich darauf einige derselben an; sie wurden ihm mit strengem Verweise aus der Hand genommen. „Dulden ist das Erbteil unseres Stammes!" lag in seinen wehmutumflorten Augen als Antwort. Denn hätte er sich wohl einfallen lassen, diese Bücher einzustecken? Bei alledem doch befriedigt von einer wie immer „ehrenvollen Aufnahme" in Westerhof karriolte der Mann mit dem Pudelpelzkragen wieder auf Witoborn zurück. Sein halbbedecktes Wägelchen führte er selbst. Es gehörte einem Witoborner Kutscher, dem er für die richtige Behandlung des Gauls ein ansehnliches Pfand hatte zurücklassen müssen. Doch verstand sich Löb auf alles, was zum Leben des Landes gehört. Sein Wissen und Tun war erfüllt von Tatsachen der Wirklichkeit bis zum Klee und zum Dünger hinab und doch blieb sein Fühlen so ganz nur Äther. Seligmann war zwar kein Pantheist oder Spinozist; gegen Veilchens Pantheismus tat er sogar einmal die Äußerung: „Der Geist Gottes schwebte doch über den Wassern! Wie sagen Sie nun: Er schwebte in ihnen —?!" — aber sein Gott machte Sphärenmusik.

Bei Witoborn wieder angekommen, mußte Löb etwas langsamer fahren, denn die Wallanlagen sind erhöht. Da traf er wieder mit jenem Mönch zusammen, der sich an der Eiche so nützlich gemacht hatte. Wieder grüßte er ihn aufs verbindlichste. Für die abschrecken-

den Gesichtsformen des resoluten Mannes hatte er kein Auge. — Er dachte nur an Aufklärungen über Leo Perl, die sein stetes gelegentliches Suchen waren, so oft er an etwas Geistliches streifte. Eine Weile ging Hubertus neben seinem Wagen mit gleichem Schritt und ließ sich von der Brandstätte erzählen. Der Verdacht über den Ursprung des Feuers haftete immer noch an dem Kohlentopf. Als Löb in die Stadt einbiegen wollte, bat ihn der Mönch, einen Augenblick zu halten. „Wollen Sie einsteigen?" fragte der gefällige und auf diese Art seinen Absichten wegen Leo Perl so nahe kommende Mann und rückte schon zur Seite. Hubertus sagte, er möchte gern einen beim Brande Verwundeten, der hier nicht in der Nähe läge, in sein Kloster schaffen; er verstünde sich auf das Heilen von Brandwunden besser, als die Ärzte im Spital. „Aber ich muß nach dem Schlosse Neuhof" — entgegnete Löb. — „Das ist nur ein Umweg! Sie werden nicht viel um eine Stunde später ankommen. Freilich," setzte der Mönch hinzu, „mit einem Kranken muß man etwas langsam fahren —!" Löb hörte im Geist seine Schwester sagen: Gott soll dich für eine gute Tat segnen hundert Jahre! und Hubertus stieg ein und der Gaul lenkte in einen Seitenweg, auf welchen der Mönch mit seinen knöchernen Fingern gedeutet hatte.

Sogleich gaben die Kirchhöfe den natürlichsten Übergang des Gesprächs auf die gemeinschaftlichen Erlebnisse am Düsternbrook, auf den Küfer, Pater Sebastus, von welchem Löb erfuhr, daß er für seine beabsichtigte Flucht jetzt in der Strafzelle sitzen müsse, auch auf den Tod des Landrats von Enckefuß. Hubertus erzählte seine Beteiligung an des Landrats letzten Lebensstunden und mehrte dadurch nicht wenig den Anschluß Seligmanns, der sein Selbander zwischen Jud und Christ zwar nicht ganz mit den Empfindungen genoß, zu welchen andere wohl durch Lessings „Nathan" angeregt werden, doch mit mancher wohltuenden Reminiszenz aus Marschners: „Der Templer und die Jüdin".

Es war bald Mittagszeit. Löb sprach von einem Wirtshause, wo man in einer Stunde würde füttern können. Vor drei, vier Uhr erreichte man beim langsamen Fahren und Einschlagenmüssen von Vizinalstraßen das Kloster nicht. Hubertus stimmte zu und Löb begann schon von Borkenhagen. Da aber zeigte Hubertus auf das Haus der Mutter Schmeling, in dessen Nähe sie halten müßten. Nun fuhren sie eine Strecke seitwärts vom Wege ab. Plötzlich stutzte Hubertus. Er entdeckte einen Gendarmen, der eben ins Haus der Hebamme trat. Unwillkürlich fuhr sein linker Arm auf die Kapuze, die sein kahles Haupt bedeckte, und drückte sie tief ins Gesicht. Er fürchtete sein Erschrecken zu verraten.

Der Wagen hielt und Hubertus wußte eine Weile nicht, sollte er aussteigen oder bleiben. Ein Halbdach bedeckte beide, ihn und Seligmann. Er drückte sich sogar an die Hinterwand zurück. Kommt der kranke Mann von selbst herunter? dachte Seligmann, den Grund

des Zögerns nicht begreifend, und stemmte seine Peitsche erwartungsvoll auf die Schöße seines blauen Mantels. Hubertus ermannte sich endlich und stieg aus. Mit Empfindungen, gemischt aus Teilnahme, allerlei Gedanken über Religionsunterschiede und Neugier über den Gendarmen sah Löb dem Mönche nach, der in die Nebelnässe hinaustrat und den Hohlweg erst nieder-, dann aufwärts schritt. Hubertus blieb an der Hauspforte eine Weile stehen und horchte. War der Verbrecher erkannt, wie durfte er ihn da noch der gerechten Strafe entziehen —! Schon ergab er sich und dachte: Arme Lucinde! Jetzt bist auch du verloren! Inzwischen unterschied er deutlich die Stimme der Schmeling: „Ja, suchen Sie nur oben!" rief diese. „Suchen Sie! Sehen Sie, ob bei mir Katzen entbunden werden! Aber daß Sie sich nur nicht dabei am höllischen Feuer verbrennen! Teufels Großmutter muß böse Katzen haben! Mies, mies, mies —! Nimm dein Wochensüppchen vom Herrn Gendarmen! Herr Müllenhoff schickt dir's! Komm! Unser Kindchen hat die Nottaufe gekriegt, hihi, aber sie ziehen's mit Milch und Wasser auf! Großmutters Mieschen —!" Als Hubertus näher trat, erhielt er die Beruhigung, den Gendarmen, der schon wieder die Treppe herabstieg, lachend sprechen zu hören: „Schon gut, schon gut — Frau Schmeling! Wir tun eben, was uns befohlen wird! Ich höre und sehe und, was die Hauptsache ist, ich rieche nichts von Katzen bei Ihnen! Nämlich Katzen, die hier gejungt hätten! Schon gut! Ei, da kriegt Ihr ja Mittagsgäste! Wir haben heute alle Hände voll zu tun —!" Beim Anblick des landesbekannten Mönches regte der Gendarm sofort den Tod des Landrats an, dem Frau Schmeling nicht die erbaulichste Nachrede hielt. Auch die gestrige Rettung des gräflichen Dieners wurde bewundert. So lief denn alles gemütlich und beruhigend ab.

Inzwischen fiel der bei alledem immer noch nach Katzen spähende Blick des Gendarmen auf ein junges Mädchen, das in der Küche stand. „Ei, Lene!" sagte er erstaunt und fuhr mit zweideutigem Tone fort: „Sie hier? Na! das dacht' ich wohl, daß es mit Ihr so weit kommen würde! Geb' Sie nur keinen Unrechten an —!" Frauen, wie Mutter Schmeling, sind immer in der Lage, bei vermöglichen Leuten für Ammen sorgen zu müssen und die Lene war ein solches gesegnetes, übrigens hübsches, schwarzäugiges Ding, das nächstens dazu empfohlen werden konnte. „Ja," sagte die Hebamme höhnisch, „auf dem Finkenhof kommt nun bald keine mehr zu Schaden! Der Finkenhof wird ein Betsaal!" — „Bruder, Bruder!" fuhr, inzwischen schon wieder dem Mönche zugewandt, der Gendarm fort. „Die Leiter so lange frei zu halten, das hätte keiner fertig gekriegt! Und schon am Morgen bei der Jagd die Not mit unserm Alten —! Der ist denn also hin. Guter Kerl gewesen, das ist wahr, aber schon lange krank — vor lauter Ambition! Wir sagten's nur keinem. Als der Kronsyndikus begraben wurde, sagte er noch: Gebt acht, nun weiß ich, was der arme Tropf mir vermacht hat! Hier vorn auf den

„Deetz" zeigte er dabei — Was steht da für ein Fuhrwerk?" unterbrach sich der Argusäugige, der zum Zeichen der vom Kronsyndikus auf den Landrat vererbten Geisteskrankheit auf den Kopf gedeutet hatte. Hubertus sprach ohne langes Besinnen, der Mann im Wagen draußen wollte ihm helfen, mit Zustimmung seiner Herrschaft auf Westerhof den Kranken ins Spital zu bringen. „Herr Seligmann — ? Das Fuhrwerk gehört Schöninghs." Mit diesen ruhig kontrollierend hingesprochenen Worten war der Gendarm in verhallender Rede schon wieder zum Haus hinausgetreten und zum Hohlweg hinuntergegangen auf Löb zu, der ihn höflichst begrüßte.

Das Lachen und Zanken der Schmeling hatte kein Ende. In ihren Reden spielten Staat, Kirche, Welt, Zeit, Sitte, Vorurteil, das Gleichnis vom Splitter und Balken, der Pfarrer zu St. Libori und ein junges Kätzchen, dessen Mutter man bei ihr suchte, die Hauptrollen. Aber Hubertus war mit seinem nächsten Vorhaben zu beschäftigt, um sich bei diesem Zwischenfall lange aufzuhalten. „Wie geht's denn oben?" fragte er, als ihm die Magd den gestern bestellten Speckkartoffelpfannkuchen brachte, dessen Fett- und Zwiebelgeruch das Haus durchdurftete. — „Suppe hat er und auch ein Stück Fleisch genommen!" hieß es. „Aber die Herrlichkeiten, die vom Schloß kamen, habe ich zurückgeschickt, auch keinen von daher zu ihm gelassen —" — „Gut! Sehr gut! Ich nehm' ihn jetzt — ins Spital mit oder —" — Hubertus murmelte während des Essens und lugte, scheinbar ruhig, nach der vorerwähnten Lene aus, die sich auch vor ihm versteckt hielt. Jetzt trat sie in ihrem Hoffnungszustande vor und stand mit kecken, funkelnden Augen vor dem Bruder und setzte dem Kopfschütteln desselben eine leichtfertige Gebärde entgegen. „So, so weit also, Lene! Das hätt' ich wissen sollen, als ich dir immer die Briefe an den braven Wachtmeister schrieb, der dich heiraten wollte!" — „Was Wachtmeister!" rief Mutter Schmeling. „Die Lene ist heilig! Ja, heilig, sag' ich Ihnen! Wer bei einem Pfarrer gedient hat, der kann gar nicht sündigen!" — Hubertus ließ sich auf so leichtfertige Anspielungen nicht ein. Inzwischen klatschte draußen Seligmann ungeduldig mit der Peitsche. Es fing ihn an zu frieren und zu hungern, denn auch zu ihm dufteten die Zwiebeln und der Speck anmutend hinüber. So eilte denn Hubertus nach oben und war im Begriff, in das Staatszimmer einzutreten. Als er die Tür öffnete, bot sich ihm ein erschreckender Anblick. Der Kranke stand im Hemde, mit den beiden eingewickelten Händen in abwehrender Stellung, Furcht und Schrecken auf seinen Mienen. Unfehlbar hatte ihn in solche Aufregung das Suchen des Gendarmen gebracht, den er im Hause gehört hatte. Zwar hatte dieser nur die Tür geöffnet und den gräflichen Diener scheinbar schlafend gefunden und sich mit leichtem Murmeln ohne weiteres entfernt, aber hinter ihm her war Bickert gesprungen und stand nun da, wie auf Tod und Leben gerüstet. „Jantje, Jantje!" rief Hubertus, indem er sich ebenfalls

zu einem Handgemenge rüstete. „Ihr erkältet Euch ja!" — „Wer ist Jantje!" stöhnte Bickert, mit gesammelter äußerster Kraft. — „Sieh, sieh, du kannst reden! Ich dachte gestern — Bei so großem Schreck hat mancher einen Krampf im Kinnbacken weg — zeitlebens —!" — „Worüber? Schreck? Wer seid Ihr? Bringt mich aufs Schloß! Zu meiner Herrschaft!" — „Ja, ja, es ist ein Kohlentopf gewesen! Jetzt aber ruhig! Eure Stalljacke hält nicht warm — Unten habe ich eine tüchtige Pferdedecke. Ein Kohlentopf war's, von dem das Feuer auskam! Aber haltet doch Stand! Ich ziehe Euch jetzt an! So war's nicht immer, gelt, dazumal, wenn Heyum Picard an der Waldecke stand und pfiff und von der Windmühle pfiff's wieder und Abraham kam und seine Gevattern — nein, so können wir Leo Levi und Moses Ocker nicht nennen — die Taufe kam ja erst in Brest, wo sie einem dann — haha! — gleich so ein hübsches Patengeschenk mit auf den Arm brannten! Haltet doch nur! So zart hat uns freilich die Hanne Sterz dazumal Sonntags nicht geputzt!" —

Die Macht aller dieser Worte war niederschmetternd. Der Verbrecher vermochte nicht dagegen aufzukommen. Hubertus würde so beim Ankleiden ruhig haben fortfahren können, die Erinnerungen des verstockt Niederblickenden zu wecken, wenn nicht vor Ungeduld, Neugier, Nächstenliebe, Anziehungskraft des Pfannkuchens Löb Seligmann auf der Treppe erschienen wäre und sich erboten hätte, den Kranken tragen zu helfen — „Gott! Bei deinen Kräften!" hörte er freilich im Geist die Hasen-Jette sagen. Dem Gaul hatte er die Leine gekürzt.

Auf diese Art konnte Hubertus keine weitere Verständigung herbeiführen, als eben nötig war, um den jetzt Angekleideten zum Folgen zu zwingen. Sich tragen zu lassen widerstand Bickert. „Wohin?" — „Gott im Himmel!" sprach Löb Seligmann, staunend über die Widersetzlichkeit. „Der Mann ist noch im Fieber —!" Wohl mußte er befremdet sein über die wilde Miene des Trotzes, über den Widerstand gegen eine Hilfe, die dem Kranken so liebevoll geboten wurde. Aber Hubertus führte Bickert und sprach laut: „Daß ich Euch nur da am Arme nicht weh tue! Da, wo Ihr das Brandmal bekommen habt, Armster! Ich meine gestern —! Es sieht aus, wie wenn auf dem Arme chinesische Buchstaben stünden — Chinesisch, das habe ich lesen gelernt! Ein Jahr später, als wir alle von Mynheer Kattrepel abgeholt wurden — wißt Ihr noch, Vater Kattrepel unterm Dreibein —! Ich meine — als ich unter die Soldaten nach Java ging! . . . Ja, Lene! Lene —! Wachtmeister war ich auch einmal. Und betrogen — das wurd' ich auch einmal! Aber so nicht, wie der brave Spikermann bei den Husaren von dir! Leichtsinniges Ding! Laß dir's nur erzählen von Mutter Schmeling, wie mir's ergangen —! Aber ein Vergleich mit dir wäre eine Sünde! Frau, rechnet Euch all Euer Gutes, das Ihr schon getan habt, vor Gott an —

und auch dies Werk der Barmherzigkeit — ich meine, wenn Ihr einmal zur Rede stehen müßt für Eure lästerlichen Reden über den Herrn Pfarrer zu St. Libori und uns andere Gottesheilige —!"

Beim Verlassen des Hauses mußte Hubertus den auf dem glatten Boden bergab Ausgleitenden tragen. Bickert wußte nicht, ging es mit ihm hinter Schloß und Riegel oder zur Freiheit. Wer der Mönch sein konnte, dessen entsann er sich allmählich. Aber noch einmal erhob er sich, schlug um sich und rief: „Ich will aufs Schloß! Zu meiner Herrschaft!" — Löb Seligmann fuhr so jählings zurück, daß er zum Dank für all seine Menschenliebe fast noch gefallen wäre. — Nur die Kraft und Geistesgegenwart des Mönchs halfen zuletzt zum Ziel. Hubertus setzte den in die Pferdedecke Eingehüllten entschlossen in den Wagen, wies Seligmann vorn auf den Bock und nahm neben Bickert Platz. So fuhren sie alle drei von dannen. Bickert zusammengekauert in einer Wagenecke. Hubertus neben ihm, voll Grübeln über die Veranstaltungen seiner weiteren Hilfe und hinausstarrend in die winterliche Gegend. Löb vorn, mit zurückkehrender Heiterkeit und Redseligkeit, die sich um so mehr in zuweilen geträllerten kleinen Liedchen kundgab, als beim Orte Borkenhagen die Aufklärungen über Leo Perl beginnen sollten.

15. Ein Renegat.

An dem von Löb bezeichneten Wirtshause wurde halt gemacht und der Gaul gefüttert. Mit vorsichtiger Auswahl nahm auch Löb was vorhanden war. Bickert lehnte alles ab. Er schien sich mit dem Gaule befreunden zu wollen. Darüber blieb Hubertus in der Nähe, um jede verdächtige Bewegung zu hindern. „Kennt Ihr mich also jetzt, Jean Picard?" fragte er, indem er mit einem Suppentopf zu ihm herantrat und mit dem hölzernen Löffel, den er immer bei sich führte, aß. — Bickert sagte, düster die buschigen Augenbrauen zusammenziehend und ihn voll Verlegenheit angrinsend: „Ich kenne Euch nicht und heiße auch nicht so!" — „Das wäre schlimm!" entgegnete Hubertus. „Denn ich bringe Euch in mein Kloster, wo ich gerade für den, dem Ihr so ähnlich seht, eine hübsche Summe Geld liegen habe. Im Bettstroh, Brüderchen, da heben wir Mönche uns manchmal was auf —" — Der Verbrecher drehte sich vor Unruhe hin und her. — „Daß Ihr's brauchen könnt, weiß ich von einem schönen Fräulein — Weiß der Himmel, wie die an Euch gekommen ist! Ja, es gibt manchmal seltsamen Geschmack! Amerika ist weit von hier und einen guten Platz wollt Ihr doch auch haben, wenn Ihr zu Schiff geht, nicht einen, wo immer drei auf zehn sterben. Särge gibt's auf dem Wasser nicht, das wißt Ihr doch — Wer draufgeht, muß hinunter ins Wasser! So nackt, so kahl, wie dazumal der Tote war, dem ein gewisser Teufel seine letzte Ruhe störte —" — Bickert erhob sich. — „O rollt nicht so die Augen —! Man könnt's ja merken. Aber schrecklich —! War denn kein heiliges Bild in der Nähe, das zu dem

nächtlichen Greuel zu sprechen anfing? Heyum Picard's Taufe mag freilich nicht tief gegangen sein — Hanne Sterz war aber doch leidlich fromm! Wo steckt die wohl jetzt? Ist sie auch schon — unter der Erde —?" Bei diesen scharf betonten und fast nach den Silben ihm zugezählten Worten sah Bickert empor wie zu einem Richtschwert.

Inzwischen brachte Seligmann ein Glas Wein, das er dem Kranken anbieten wollte. Die Kunde von dem beim Brand Verunglückten, durch Hubertus so aufopfernd Geretteten hatte sich bereits im Wirtshause verbreitet. Der Wagen wurde von Neugierigen umstanden. Bickert verbarg sich in seiner Decke. Die Fahrt ging weiter, ohne daß sich Hubertus vollkommner mit Bickert verständigen konnte. Bickert sah ihn wie den Boten seiner Richter an. Tapfer und frisch ermutigt schwang Seligmann die Peitsche. Hubertus geriet ins Erzählen und brachte Dinge zur Sprache, die nach allem, was von ihm nachweislich erlebt worden war, glaubhaft erscheinen konnten. Darüber schien Bickert allmählich zur Überzeugung zu gelangen, daß es wohl am geratensten sein würde, den guten Absichten des Alten, auf welchen sich sein verdüstertes Gedächtnis immer mehr und mehr besann, zu vertrauen.

Schon war es Dämmerung, als die langsam gehende Fahrt bei Borkenhagen und dem dortigen Pfarrhause ankam. Auf Löb Seligmanns Frage nach Leo Perl erwiderte Hubertus in der Tat: „O, den kannt' ich gewiß! Ganz recht, ein getaufter Jude war's! Juden — nehmen Sie mir's nicht übel — Juden sind die kurioseste Nation von der Welt. In Java hab' ich sie gerade so gefunden, wie hier. Brave Seelen darunter, wie Sie, Herr Seligmann, wahre Samariter! Aber — auch schlimme — o, sogar blutdürstige — —! Wo sie unter sich und nach ihren eigenen Gesetzen leben, da begreift man recht, wie sie steinigen konnten, hinter den Propheten herliefen, nach Wundern fragten und, wenn sie noch so viel Wunder sahen, die Verrichter derselben doch ans Kreuz nageln ließen. O, das ist die alte heiße Sonne Asiens —!"

Auch Löb fühlte immer in den Finales und bei den Chören der heroischen Opern etwas vom Blut der Makkabäer. Gegen Bernhard Fuld hatte er an jenem Drusenheimer Sonntage wirklich im Geist nach dem Schwert gegriffen. Doch lehnte er alle diese Ansichten über das Temperament seines Volks ab und sagte: „Der Jude ist heiß, weil Ihr ihm heiß macht! Er ist, wie Gott der Herr — ein Busch voll Feuer! Aber ich will Ihnen im Vertrauen sagen, hat einer nur Courage und greift zu, er verbrennt sich an keinem Juden!" — Bei Erwähnung des Namens „Leo Perl" und des Umstandes, daß Seligmann mit diesem Priester verwandt war, horchte Bickert auf. Auch ihm war dieser Name erinnerlich. „Leo Perl" lautete die, allerdings mühsam von ihm herausbuchstabierte Unterschrift unter dem lateinischen Papier, das er — statt Geldes — im Sarge des alten Mevissen gefunden und an Lucinden abgegeben hatte zur Übergabe an den heiligen Beichtpriester, den Pfarrer des beraubten Kirchhofes.

„Ich sagte," fuhr Hubertus fort, „daß ich den Pfarrer Perl kannte. Eigentlich aber zum Kennen war der Mann nicht. Er verrichtete sein Amt, war ein großer Redner, zelebrierte wie ein Heiliger, stand stattlich am Tabernakel, aber in seiner Nähe war's unheimlich und die Leute fürchteten sich vor ihm." — „Warum ist er Christ geworden —?" — „Aus Erleuchtung — denk' ich —" — „Da oben hinterm Berg der Kronsyndikus und der Dechant von Asselyn in Kocher am Fall waren die Ursache seiner Erleuchtung!" — Auf den Namen „Asselyn" zuckten die Augenbrauen des Verbrechers und auch Hubertus kam von Seligmanns Fragen durch die Erwähnung des Kronsyndikus ab. Seligmann unterbrach jedoch sein Grübeln: „Sie haben Leo Perl nicht näher gekannt?" — „Nur einmal in meinem Leben hab' ich ihn gesprochen." — „Was hat er da gesagt?" — — „Gesagt hat er, um recht zu berichten, vorher schon ein Jahr lang mir manches, aber nur durch Blicke." — „Durch Blicke? Wieso Blicke?" — „Immer, wenn er mir im Felde begegnete, sah er mich mit seinen großen schwarzen Augen an." — „Warum?" — „Damals war ich kurz zuvor noch ein Jäger — und eben ins Kloster gegangen. Oft war es mir, wenn ich ihn grüßte, als wollte er mit mir reden. Dann blieb ich stehen. Aber er ging vorüber. Das dauerte, bis seine schwere Krankheit kam —" — „Welche —?" — „Die Zehrung." — „Gott, der Mann die Zehrung —!" — „Wenn er hustete, krachte es wie ein Gewölbe!" — „Der starke Mann!" — „Ich ließ ihm ein Mittel anbieten — Ich dokt're ein wenig —" — „Es half nichts?" — „Er nahm's nicht!" — „Aus Stolz auf die Gelehrsamkeit, auf die Wissenschaften!" — „Oder er wollte keine Furcht vorm Tode zeigen. Das sagte er mir, als ich mit ihm das einzige Mal gesprochen hatte." — „Warum sprach er mit Ihnen —?" „Er wollte mir für mein Mittel danken!" — „Wollte Ihnen danken —!" — „Bruder, sagte er, ich werde sterben — In drei Tagen bin ich tot!" — „Das wußt' er —?" — „Wollt Ihr mir einen Gefallen tun?" — „Sprach der Pfarrer zu Ihnen? Und Sie taten ihn —?" — „Finster zuckten seine Augen. Wieder mußte er heftig husten. Als sich die Brust beruhigt hatte und er wieder sprechen konnte, schickte er seinen Vikar hinaus." — „Wer war's?" — „Langelütje, sein Name. Dann sah er sich um und sprach mit seiner heisern Stimme: Bruder Hubertus, ich habe von Euch manches Gute gehört! Aber auch Euch ist's schlecht im Leben ergangen! Auch Euch haben Liebe und Freundschaft betrogen —" — „Wen außer Euch? Ihn? Liebe und Freundschaft hat er betrogen!" — „Doch nicht alle," fuhr Hubertus fort, ohne Löbs Übermaß von Wißbegierde und Einsammlung von Unterhaltungsstoff für Beilchen Gehör zu geben, „nicht alle sind so versöhnlich wie Ihr!" — „Wer sind die andern —? Wessen Liebe hat er noch betrogen —?" — „Andere treibt die Rache —!" — „Ha, die Rache —!" — „Ja! Doch bei diesem Wort erstickte des Pfarrers Stimme und der Husten begann so heftig, daß es wohl eine Viertelstunde bedurfte, bis

er sich erholt hatte. Nun erhob er sich von seinem Lager und flüsterte mir zu: Da! Wenn ich tot bin, Bruder, seht — da habe ich eine Schrift —" — Bickerts furchtentstelltes Antlitz bekam einen Ausdruck schärferer Fassungskraft. Hubertus merkte davon nichts — er mußte nur sorgen, daß Löb sein Pferd nicht aus dem Auge verlor. Der erinnerungsreiche Bruder fuhr fort: „Wenn ich tot bin," sagte der Pfarrer, „so hab ich eine Schrift — Schwört mir zu Gott dem Allmächtigen, daß Ihr sie nie erbrechen wollt —! Seht, sie ist mit meinem Kirchensiegel versiegelt!" — Bickert fühlte in der Erinnerung dies Siegel des lateinischen Briefes gleichsam zu Handen. — „Tragt diesen Brief, sobald ich begraben bin — hört Ihr, nicht gestorben, sondern erst, wenn ich begraben bin — so, wie sich einem Pfarrer geziemt begraben zu werden, versteht Ihr — nach Witoborn — hört Ihr, zum Bischof —!" — „Zum Bischof —!" brach Seligmann erstaunend aus. Er war auf Testamentsgedanken gekommen und suchte im Ton anzudeuten, ob nicht katholische Pfarrer einfach ein Testament bei den Gerichten niederlegen dürften. „Zum Bischof!" bestätigte Hubertus. „Es war das damals Bischof Konrad. Ein Freund meines guten Guardians, des Provinzials Henrikus. Ein sanfter, milder Greis, der Bischof, der auch den Pfarrer Perl getauft hatte, ihn im Seminar zu Witoborn unterrichtete, zum Priester weihte. Ein guter, in die Jahre gekommener und leider schon vergeßlicher Mann. Immer noch steht er vor mir lebendig — mit einer Nase — so lang —!" — „Hätten Sie die Nase gehabt und gemerkt, was in dem Briefe stand —!" sagte Seligmann. — „Das erfuhr ich nie. Der Brief war an die Kurie gerichtet und abzugeben an den Bischof. Diesem dann gab ich ihn. Der Bischof erbrach ihn, sah eine lange Zuschrift in Latein, legte sie zum spätern Lesen zurück und plauderte mit mir. Nun — und das ist alles, was ich mit Leo Perl im Leben zu tun gehabt habe!" — Und plauderte mit mir —? wiederholte sich Seligmann. Und mit einer nur scheinbaren Geringschätzung sagte er dann laut: „Was kann mein Onkel geschrieben haben?" Löb wollte verschleiern, daß man hier eine außerordentlich wichtige Entdeckung anzunehmen hätte. Hubertus zuckte die Achseln und konnte keine weitere Auskunft geben. — „Warum war der Brief lateinisch —?" fragte Seligmann. — „Er hatte ohne Zweifel die Bestimmung, nach Rom geschickt zu werden." — „Warum nach Rom?" — „Weil der Heilige Vater alle unsere Wünsche persönlich und deshalb in lateinischer Sprache zu hören wünscht." — „Warum schickte Perl seine Wünsche nicht selbst nach Rom?" — „Der Weg nach Rom geht für einen Pfarrer nur über seinen Bischof!" — „Wissen Sie was?" sagte Seligmann in sich immer mehr steigerndem Verlangen, hinter diesen letzten Willen seines leiblichen Vetters zu kommen. „Ich glaube, der Bischof hat den Brief nicht nach Rom geschickt! Er liegt noch hier! Ich meine — weil er so vergeßlich gewesen!" — „Nicht unmöglich —!" „Und wenn er ihn doch schickte, dann hat er vorher eine Abschrift

genommen!" — „Was für Rom bestimmt ist, muß für Rom bestimmt bleiben —" — „Nein, ich sage, der Brief liegt noch drüben im Witoborner Archiv und enthält die Anzeige, daß Perls Vetter Löb Seligmann oder dessen Neffe, David Lippschütz, ein Sohn von Henriette Lippschütz, alle seine geheimen Ersparnisse erbt, ausgenommen die Bücher, die ein Fräulein Veilchen Igelsheimer kriegt, deren Liebe und Freundschaft ihn nicht betrogen haben, und die alten Kleider — die sind fürs Geschäft seines Vetters Nathan Seligmann bestimmt!" — „Fragen Sie die jetzige Frau von Wittekind da oben!" sagte Hubertus, erheitert von dieser nicht ganz im Scherz gemeinten Rede. „Ihr erster Mann war der Regierungsrat von Asselyn, der Vater des Domherrn von Asselyn. Diese Frau kann vielleicht —" — „Was kann diese Frau, die ich ja heute zu sehen die Ehre habe?" sagte Löb und wandte sich auf Hubertus' Stocken um. Aber Hubertus zeigte eben jetzt auf Kloster Himmelpfort. Das Ziel seiner Reise war erreicht und nahm seine Gedanken nur noch allein in Anspruch. „Wir sind am Ziel!" sagte er, ließ halten und setzte nur noch, schon im schnellen Absteigen begriffen, hinzu: „Der Regierungsrat von Asselyn hatte sogleich nach dem Tode des Bischofs alle Bibliotheken und Archive Witoborns zu ordnen gehabt. Wenn dieser noch damals die Schrift vorfand, so liegt sie jetzt in der Bibliothek des Königs; sie war wie in Kupfer gestochen, so schön geschrieben. Das sah ich wohl, als sie der Bischof auf den Tisch legte."

Schon verhallten diese Reden in den Zurüstungen des Aussteigens. Die ernsteste und schwierigste Aufgabe war für Hubertus eben jetzt zu lösen, die, Bickert unbemerkt ins Kloster zu bringen. Denn seine Kühnheit ging so weit, den Mordbrenner, den er schonte, weil mit seinem Frevel Menschen und Dinge zusammenhingen, die rätselhaft und geheimnisvoll waren, im Kloster vor seinen übrigen Bewohnern verborgen zu halten. Sein Plan war überlegt. Ein Vorfahren am Kloster lehnte er ab und weckte damit erst jetzt in Seligmanns Zügen einen Anflug von Staunen und Mißtrauen.

Ringsum war es dunkel geworden. Das Wetter war in Regen umgeschlagen. Schwer senkten sich die Nebel über die nahen Höhen. Einsam und still lag das Kloster. Hier und da blitzte in einer Zelle ein Licht auf. Um acht Uhr ging dort schon alles zur Ruhe. Zwischen sechs und sieben Uhr fand der Imbiß zur Nacht statt. Löb Seligmann fühlte sich nicht grade traulich von seiner ganzen Situation hier in der abendlichen Dämmerung berührt. Zumal, da sie grade an den beiden Pappeln hielten, wo Stephan Lengenich so lange vergebens geharrt hatte, um den Pater Sebastus in seinem Wagen mitzunehmen. Jetzt hielt Seligmann hier und sah mit Schrecken, wie geheimnisvoll Hubertus den Schlag öffnete und dem jetzt ruhig folgenden, immer stiller gewordenen Kranken den Arm bot, um ihm hinunterzuhelfen. Währenddessen läutete es drüben zur Vesper. Hubertus wußte, den Strang zur Vesperglocke zog soeben Pater Ivo. Vor diesem

konnte er ganz ruhig vorübergehen und sogar Bickerten im Arme tragen, der Pater würde nicht aufgeblickt, sondern nur gesungen haben: Maria, Maienkönigin —! „Guter Mann!" sagte er zu Löb. „Ich danke Ihnen von Herzen! Aber tun Sie mir jetzt noch einen Gefallen! Warten Sie hier ein Viertelstündchen! Erst muß ich — die Bewilligung — des Guardians — einholen. Ein Viertelstündchen! Dann komme ich zurück — Komme ich aber nicht, nun, dann denken Sie: Es ist alles gut! Dann danke ich Ihnen von Herzen und, wollen Sie mir noch eine einzige Liebe tun, so sprechen Sie von unserer Reise mit keinem Menschen, der nicht darnach frägt, oder noch besser, mit niemand, der nicht danach zu fragen ein Recht hat! Vor allem von der Unterkunft des Mannes hier im Kloster zu keiner Menschenseele! Sie wissen, es ist — von wegen der Doktoren! Wir sollen in Klöstern nur — die Seelen heilen —! Aber ich verstehe mich auf Brandwunden besser, als alle Ärzte in Witoborn!"

Seligmann saß wie angedonnert. Auf ungesetzlichen Wegen zu wandeln, war ihm ein Todesschrecken. Nun sah er, wie Hubertus den Kranken langsam dem Kloster zuführte, wie er mit ihm allmählich hinter Hecken und im Abenddunkel verschwand, er hörte Leo Perls Husten, sah dessen Begräbnis, den lateinischen Brief an den Bischof von Witoborn und entdeckte keine Laternen im Dunkel um sich her. Die Einsamkeit wurde gespenstisch. Das Davonschleichen des Mönches mit dem Kranken, der, wie er jetzt erst bemerkte, sogar seine Pferdedecke als Angedenken mitgenommen hatte — alles das mehrte seine Beklemmung. Die Viertelstunde verging. Es verging eine halbe Stunde. Hubertus kehrte nicht zurück. Da gab er seine Pferdedecke preis, taxierte sie auf die Zinsen, die ihm die kleine Auslage vor — Gott wieder einbringen würde — sein gefälliger Sinn bestimmte ihn noch eine Viertelstunde zu bleiben oder wenigstens seinen Gaul nur langsam und auch nur dem Kloster zu sich in Bewegung setzen zu lassen. Er sah sich nach rechts und links um und spähte, ob nicht doch noch der Mönch zurückkehrte. Aber alles blieb still und einsam. In der Ferne sah er Häuser wie im Nebel schwimmen. In nächster Nähe befanden sich nur Felder, abgegrenzte Gärten, kleine Baumgruppen, keine Menschen. Da hieb er endlich, von Gespensterfurcht gepackt, auf seinen Gaul zu und erreichte eine stattliche Allee, die indessen auch zum Kloster führte. Jetzt hielt er denn auch eine Weile vor dem Eingang still. Da er aber niemanden zurückkommen sah, bestimmte ihn sein wißbegieriger Sinn, noch einmal einen Versuch zu machen, ob er nicht etwas von den beiden Verschwundenen und von seiner Pferdedecke in der Kirche entdecken sollte. Er wußte, wie man durch eine kleine Seitentür in die bis abends offne Kirche kam. An diese Tür begab er sich und drückte, mit einiger Beklemmung über seinen Anteil an den Ursachen, die den Pater Sebastus in Haft gebracht hatten, auf die Klinke. Die Tür ging auf. Alles war still. Vorsichtig trat er einige Schritte weiter in den Gang zur Kirche. Da

— hörte er plötzlich einen entsetzlichen Schrei. Gellend, markdurchdringend kam ein Rufen von der Kirche her und wie die Stimme eines Erstickenden. Unmittelbar darauf hörte er noch ein gewaltiges Krachen, das weit im Schiff der Kirche widerhallte. Dann war alles still. Mit zwei Sätzen war Löb auf und davon. Aber da alles still blieb, schlich sich der Tollkühne wieder näher. Nun hörte er eine leise Stimme singen, hörte einen Schlüsselbund klirren, sah jemand aus der Kirche kommen und huschte erst wieder zurück auf den kleinen Vorhof, wo sich die Gänge nach links und nach rechts teilten. Denn eben schloß ein Mönch die Kirchentür. „Husch! husch!" wiederholte der Mönch öfters und wehte mit seinem Weihwedel durch die Luft und bereits dicht unter Seligmanns Nase. Löb lief von dannen, ließ die Mauertür offen, rannte an seinen Wagen, sprang hinauf, ergriff die Peitsche und lenkte den Gaul von der Treppe abwärts. Niemand sah oder rief ihm nach. Für Pater Ivo existierten nur die Geister, die ihn von Maria trennten, seiner Maienkönigin. Löb Seligmann jagte von dannen, wie von diesen oder ähnlichen Geistern verfolgt.

16. Roms Finger.

„Gut geschlafen, Herr Seligmann?" rief eine hohe stattliche Dame, die über den Hof des Schlosses Neuhof schritt, unbedeckten Hauptes, trotz der Kälte. „Sie bleiben doch den Tag über hier?" fuhr sie fort. „Wir haben viel zu plaudern. Aber erst nach Tisch! Machen Sie sich's inzwischen bequem! Wenn Sie an unseren Speisen keinen Anstoß nehmen, so sind Sie unser Gast —!"

„So sind Sie unser Gast —!" Seit jenem: „Speisen Sie bei mir in Drusenheim!" das ihm Bernhard Fuld im letzten Herbst so vielverheißend und so wenig in Erfüllung bringend zugerufen hatte, nahm Löb eine solche Phrase nicht mehr allzu wörtlich. Er wußte bereits, Frau von Wittekind liebte das Geld und war geizig. Sie handelte über die Finanzen mehr mit ihm, als ihr Gatte. Löb sollte über noch weitere Verbesserungen der großen Besitzungen sein Urteil abgeben. Er sollte Vorschläge machen zu Entäußerungen; es war an barem Gelde Mangel. Auch standen nach dem Testamente des Kronsyndikus Legate auszuzahlen und nicht kleine. Löb hatte die Nacht nach seinen gestrigen rätselhaften Begebenheiten auf dem Schlosse Neuhof geschlafen.

Noch war hier alles wie es der Kronsyndikus verlassen hatte. Die Lisabeth blickte den Makler nicht wenig scheu von der Seite an. Löb wußte es bereits, daß sie ihm seine Bekanntschaft mit dem jetzt vollends von ihr verabscheuten Küfer nachtrug. Unter andern Umständen hätte sie sich wie eine Dame gezeigt, die sie auch beinahe geworden war. Heute mochte sie wohl durch die Angst, es könnte bald die letzte Stunde ihrer hiesigen Wirksamkeit geschlagen haben, freundlicher gestimmt sein, als schon lange in ihrer Art lag. Ihre eroberten

Gelder hatte sie auswärts untergebracht und für Liebhaber bestimmt, die nicht einmal die unmittelbaren Fortsetzer ihres abgebrochenen Verhältnisses mit dem Küfer waren, der sie seinerseits nicht weniger verachtete.

Geängstigt von großen Jagdhunden, die ihn umschnupperten, umirrend und träumerisch alles bewundernd und taxierend, deshalb auch fortwährend von den Hunden belästigt, kam Löb in das Treppenhaus des Hauptbaues. Stufe für Stufe zählend, schlich er hinauf. Eine hohe Tür stand mit beiden Flügeln offen. Hier trat er behutsam ein und maskierte seine Neugier durch den Schein einer hingerissenen Bewunderung. Aber zuletzt ergriff ihn über alle diese Pracht auch in der Tat ein natürliches Erstaunen. Er hatte doch schon viel Herrenhöfe besucht, aber diese Schönheit an Stukkaturen und Malereien, bronzierten Marmortischen, in denen man sich hätte spiegeln und rasieren können, war ihm noch nicht vorgekommen. Reizend war eine nach links gehende Galerie, die an ihren bemalten Wänden mit Divans und Bronzeleuchtern geschmückt war. Die Malereien stellten Szenen vor, wie sich Löb vollkommen richtig dachte, aus dem „Olymp". Wenn aber auch der Klang des Liedes: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!" das oft im Roland am Hüneneck die Studenten sangen, in seine Seele drang, so war es nur eine kleine Verwechslung, daß er die vom „Olymp" herabkommende Freude mit — „Olims Zeiten" in Verbindung brachte. Er machte diesen kleinen Schnitzer zum Staunen seines in der Mythologie so bewanderten Neffen David Lippschütz, als er diesen Vorfall später in einem Briefe nach Kocher meldete.

Allerdings war die olympische Zeit hier eine Olims Zeit! Für so verfängliche Gegenstände, wie an diesen Wänden von Künstlerhand wiedergegeben waren, würde kaum die damalige Gegenwart die raschbereiten Künstlerhände gefunden haben. Sie glichen den Fresken über Alexander und Roxane, die sich von Raffaels Hand zu Rom im Hinterzimmer der Galerie des Fürsten Borghese befinden. Löb betrachtete sie in aller Unschuld. In unverfänglicher und rein kunstkennerischer Stimmung kam er in einen großen Saal, der nun allerdings durch seine riesigen Dimensionen und seine Unwohnlichkeit und Kälte für ihn etwas „Schauerliches" bekam. Zumal bei seinen schreckhaften Erinnerungen vom gestrigen ganzen Tag und vorzugsweise dem Abend. Dieser Saal war rings mit Spiegeln belegt. In ganzer Figur, von seinen etwas zu kurzen schwarzen Beinkleidern an mit den hervorstehenden Knien bis zum Scheitel seines heute ohne Musikbegleitung frisierten Haares, konnte sich hier Löb in Lebensgröße wiedersehen. Er und sein Doppelgänger verließen sich einander nicht. Beide griffen zu gleicher Zeit die Glastropfen an den Girandolen an und ließen sie hin- und herbaumeln. Beide erfreuten sich zu gleicher Zeit an dem hellen Ton, den die Gehänge von sich gaben. Beide taxierten das Kristall, die Bronze, den Sammet. Beide waren

besonnen genug, die Kunst der Dekoration höher anzuschlagen als den massiven Wert. Viele der Bronzierungen zeigten ihnen ein starkes Benagtsein durch jenen Begriff, welchen Veilchen in ihrem Humor vorgeschlagen hatte zum Namen des Nathan Seligmannschen antiquarischen Geschäfts zu wählen, den „Zahn der Zeit". In das Geschäft: „Zum Zahn der Zeit" gehörte bei näherer Besichtigung fast jeder dieser Plüsch- und Seidenstühle. So bekamen auch die beiden Löbs Handelsideen zum besten ihres Bruders. Darüber verging eine geraume Zeit.

Als sich dann endlich die Doppelgestalt auf den Weg machte, umzukehren, erschrak sie nicht wenig bei einem flüchtigen Blick in den Hof. Es stieg ein Mönch aus einem eleganten Wagen, der eben anfuhr. Bruder Hubertus — das? fragte sich Löb. Die Erinnerung an die gestrigen Erlebnisse ergriff ihn mit ihrer ganzen, auf irgendeinen Entschluß drängenden Macht. Besonders schürte sein Gewissen den Trieb, die Polizei in Mitwissenschaft zu versetzen. Doch war es nicht Hubertus. Es war Pater Maurus, der oberste Provinzial und Guardian selbst, auf den er sich vom Leichenbegängnis her besann. Kam dieser, um sich nach ihm zu erkundigen? Aber Löb beruhigte sich. Der Klosterabt schien mit freiherrlich Wittekindschem Wagen aus seiner Zelle abgeholt worden zu sein und nicht aus eigenem Drange gekommen. Vor Neugier und sozusagen vor Gewissensbissen geriet Löb bei dem Gedanken an seinen Rückzug in einen falschen Korridor. Es liefen deren zwei in den großen Ballsaal ab. Einer sah dem andern ebenso ähnlich, wie Löb seinem Spiegelbilde, so daß der träumerisch Umirrende nicht wußte, war er durch den linken oder den rechten gekommen.

Nun erkannte er seinen Irrtum, mochte aber den weiten Weg nicht umkehren, sondern hoffte, eine der mehreren kleinen Türen, die er hier sah, verbände vielleicht beide Korridore. Er drückte eine derselben auf. Ei, siehe da! Welch ein niedliches Gemach? Er trat einen Schritt näher, orientierte sich in der hier herrschenden Dämmerung — husch! Da fiel die Tür hinter ihm zu in ein Schloß, zu dem er keinen Drücker fand. Und — mehr! — der Gefangene tastet die ganze Länge der Ritzen an der Tür entlang, reißt sich noch zum Überfluß an der Spitze eines hervorstehenden Nagels die Veranlassung zum schmerzhaftesten Au! ein und steht nun noch mit einem blutenden Finger obenein. Zum Verbinden fanden sich glücklicherweise mächtige Spinnewebe, die bekanntlich Wunden stillen sollen. Er verstand jetzt seine Situation. Das sind Kabinette, sagte er sich in seinem Schmerz, wie die, in welche Don Juan die „Tausendundeins" entführte! Und um ihn her geigte und trompetete alles und im Geist rief er mit dem bekannten Schrei der Zerline: „Hilfe! Rettung!"

Mit der linken Hand, die er der Vorsicht wegen jetzt lieber mit einem glücklicherweise in der Tasche vorgefundenen Pelzhandschuh bewaffnete, rutschte er an den Wänden entlang, immer noch in der Hoffnung, den Drücker zu einer, nur nicht sofort ersichtlichen, andern

Tür zu finden, und schon gewöhnte sich sein Auge an die Finsternis. Wirklich — da! die Hand fuhr auf die Klinke — und ein neues Zimmer ging auf. Aber — auch dies Zimmer war ohne Ausgang. Es war von gleicher Beschaffenheit, wie das vorige. Auch hier war alles auf Beleuchtung berechnet. Gott meiner Väter! seufzte Löb. Er hatte manchen vornehmen Ball, selbst Bälle bei seinen Vettern Fuld, wenn auch nur aus angemessener Entfernung, beobachtet, er konnte sich vollkommen denken, wie das so prachtvoll gewesen sein mußte, wenn hier alles von Lichtern widerstrahlte, Eis herumgegeben wurde, lachend und reizvoll dahingegossen die Schönen auf den Divans lagen, die Herren um sie voll Bewunderung und Galanterie. Da und dort sah er noch Spieltische. Gold und Silber glänzte ihm noch unter den Karten entgegen — aber — links und rechts waren und blieben sämtliche Drücker abgeschraubt.

Schon schickte er sich an, seinen Weg durch die drei Verließe zurückzunehmen und sein Heil, mit dem Risiko einer ernsten Rüge seiner Neugier, in einem durchdringenden Hilferuf zu suchen, als er hinter einer Wand, gerade da, wo es noch in ein viertes Zimmer gehen konnte, sprechen hörte. Adonai sei Dank! war sein erstes Gefühl. Er wußte, daß nun ein lautes Klopfen genügen würde, ihm Beistand zu bringen. Sollte er jetzt gleich an die hier ohne Zweifel befindliche Tapetentür pochen oder sich erst orientieren, ein wenig sozusagen lauschen, was hier geplaudert wurde? Was sollte der Provinzial? Das Gespräch war eben verstummt. Leise wagte er auf den an der inneren Verbindungstür vorhandenen, aber festgeschraubten Drücker den wunden Finger zu legen. Aber die Tür war verschlossen. Sicher vermutete man nebenan nur eine Wand und lehnte sich ganz sorglos an sie an. Denn nun hörte er deutlich die Stimmen. Worte und Namen, die ihm bekannt waren, „Borkenhagen" — „Himmelpfort" — „Westerhof" fielen. Plötzlich hieß es gar: „Leo Perl". Nun unterschied er die Stimme Terschkas. Deutlich die des Präsidenten; jetzt auch die dritte Stimme. Das war der jetzige Domherr von Asselyn. Löb kannte ihn ja als ehemaligen Vikar von St. Zeno in Kocher am Fall. Und dieser war der Sohn des Präsidenten. Die vierte Stimme war ohne Zweifel die des Provinzials. Sollte er seinen hilfeflehenden Septimenakkord einsetzen und ein so schönes Quartett stören? Nein, er hatte gestern Großes, Merkwürdiges und Polizeifragwürdiges erlebt. Heute — Gott im Himmel, versuche mich nicht —! sprach er. Er wollte niemanden ins Unglück bringen. Aber es kam so, daß er auf einem Polstersessel sitzen blieb, zum Horcher wurde, Dinge hörte, die ihm vor eisigem Schreck eine Mahnung an den noch nicht überstandenen Februar zuzogen. Da lagen schwere Seidendamastdecken auf den Tischen. Sie waren alt und staubig. Trotz der darin befindlichen Motten schlang er die eine um sich, hüllte sich noch in eine zweite und hörte, indem er sich wie ein Hoherpriester zu Jerusalem vorkam mit

den Urim und Thumim (die schweren Goldtroddeln hingen ihm quer über die Brust hinweg) die inhaltschweren Worte: „Ja, Herr von Terschka! Ich war vorbereitet auf einen Bevollmächtigten, den man mir in dieser betrübenden Angelegenheit von Rom aus schicken würde. Daß aber Sie es sein würden, das gestehe ich, nie erwartet zu haben." — „Herr Präsident," erwiderte Terschka, „bei meiner nahen Verbindung mit dem Grafen Hugo ist der Auftrag, den ich erst vorgestern durch den Herrn Pater Provinzial entgegengenommen habe, gar nicht so auffallend. Kenne ich doch so genau das liebenswürdige Mädchen, das sozusagen eine Adoptivtochter des Grafen Hugo ist!" — „Ich muß Sie, lieber Sohn," fiel der Präsident ein und redete „ohne Zweifel" (Löb vermutete so) den Domherrn an, „ich muß Sie mit dem Gegenstand unserer Verhandlung bekannt machen! Sie wohnen derselben nicht nur in Ihrer Eigenschaft als mein Sohn und Freund, sondern auch als geistlicher Ratgeber und zuverlässiger Zeuge bei. Hören Sie! Mein Vater hat leider aus dem himmlischen Gnadenschatz all die Spenden nötig, die Rom und, mehr als Rom, Gott in unsrer Beichte uns Sündern bietet. Ich spreche dies mit Schmerz, aber offen aus. Vorzugsweise muß ich gestehen, daß zu einer ganz besondern Kränkung für mich die lebenden Zeugen seiner Verirrungen dienen müssen. Doch werden diese befriedigt werden und zum Teil sind sie es schon. Nur ein Verhältnis gibt es, das immer noch Schwierigkeiten bietet. In Rom befindet sich eine Frau, von welcher man behauptet, sie hätte Ansprüche, sich die zweite Gemahlin meines Vaters nennen zu dürfen. In der Tat soll sie von einem frühern Pfarrer — dieser — Gegend — ich glaube — von jenem — Leo Perl — getraut worden sein."

Seligmann erbebte bei Nennung dieses Namens. Jetzt verwarf er alle Ermahnungen seines Gewissens, die ihm unausgesetzt zuflüstern wollten, sich ein Zimmer weiter zurück zu setzen und sich nicht in so ungeziemender Weise in die Geheimnisse der vornehmen Welt einzudrängen. Seine Verwirrung stieg in solchem Grade, daß er vieles, was gesprochen wurde, überhörte. Er hatte zu lange an Veilchen Igelsheimer gedacht. Allmählich verstand er wieder. „Die Herzogin von Amarillas kennt vielleicht den Namen des Geistlichen nicht mehr, der sie traute —!" bemerkte Terschka. Doch der Präsident lachte: „Der sie traute — haha! Das ist es! Mit meinem Vater traute!" Alles schwieg. Dann begann der Präsident, nachdem er sich wahrscheinlich gesammelt hatte: „Es handelt sich um eine Frau, die nichtsdestoweniger, daß sie sich Frau von Wittekind zu nennen berechtigt sein will, doch 1813 von Kassel aus nach Paris flüchtete und dort eine neue Heirat einging mit einem spanischen Granden, leider einem Granden ohne Vermögen. Nur sein langer Titel lockte sie. Von der Sünde der Bigamie, scheint es, will die römische Kurie die Herzogin von Amarillas freisprechen und sich jetzt für ihre erste Ehe entscheiden!" — „Keineswegs, Herr Prä-

sident!" unterbrach die rauhe Stimme des Mönches Maurus und fuhr mit manchem fort, was Seligmann unverständlich blieb. Bigamie —! Zwei Männer auf einmal! Doch blieb der Horcher — mit desto gespannterem Interesse. — Der Präsident fuhr, in seiner Anklage gegen Rom sich mäßigend, fort: „Allerdings gestehe ich, Herr Provinzial, in dem Interesse, für welches Herr von Terschka auftritt, nicht völlig klar zu sehen und wieder nicht in dem, wofür Sie beauftragt sind. Ich weiß und will es nicht leugnen, diese sogenannte Frau von Wittekind soll von meinem Vater zwei Kinder besitzen; als Herzogin von Amarillas war sie gewissenlos genug, beide preiszugeben. Von meinem Vater muß ich dieselbe Gewissenlosigkeit eingestehen; er machte sich aus den Folgen seines Temperaments keine Sorgen. Diese Kinder, denen ich ihr Dasein und eine gewisse Berechtigung auf meine Anerkennung als natürliche Geschwister nicht im mindesten bestreiten will, überließ mein Vater dem Zufall, der sie dann auch wirklich seinen Augen entrückte. Jetzt soll eines dieser Kinder wirklich entdeckt sein. Von wem entdeckt? Und entdeckt in einem Augenblick, wo die Herzogin von Amarillas in Wien aufzutreten gedenkt, in Wien, wo, wie überall, Gesetze gegen Bigamie herrschen, falls nicht — die Kasuistik der Kurie hilft, bei welcher die Herzogin in Rom so wohl angeschrieben steht! Doch, wie gesagt, rätselhaft ist mir weniger eine Schwester und ein Bruder, die ich haben soll, als die nähere Absicht der Entdecker derselben. Die Schwester ist eine gewisse Angiolina — Pötzl getauft, glaube ich, ein Mädchen, das, wie Herr von Terschka sagt, vom Grafen Hugo vor Jahren als Pflegekind angenommen worden ist — er fand es ja wohl, meine ich, bei einer — Kunstreitergesellschaft —?" — Auf dies auffallend scharf betonte Wort trat eine Pause ein. Terschka schien die Frage nicht beantwortet zu haben. — „Graf Hugo," fuhr in immer mehr sich steigernder Schärfe der Präsident fort, „hat an dem Kinde in gewissem Sinne edel gehandelt. Von jener sogenannten Frau von Wittekind, meiner Stiefmutter also — haha — wurde es mitten auf der Landstraße zurückgelassen — freilich — bei der jähen Flucht der Kasselschen Oper damals vor den Kosaken — Ich vergaß Ihnen nämlich zu sagen, lieber Sohn, Frau von Wittekind-Neuhof war ursprünglich eine italienische Sängerin an der Bühne des Königs Hieronymus. Und kurz — Graf Hugo hat sein Pflegekind liebgewonnen, so lieb, daß er nicht abgeneigt sein soll, seine Gemahlin daraus zu machen." — „Sie irren!" unterbrach Terschka. — „Doch! doch!" ließ sich der Präsident seine Behauptung nicht nehmen. „Das ginge ja auch ganz nach Wunsch, wenn nur nachgewiesen wäre, daß Angiolina Pötzl eine rechtmäßige Freiin von Wittekind wäre. Von Herrn von Terschka wird mir das Ansinnen gestellt, diese Wendung der Dinge möglich zu machen, und offen gestanden, ich kann es nicht glauben, daß dies der Antrag des Grafen Hugo selbst ist. Würde dieser nicht seine in Wien erwartete Schwiegermutter mit einem Pro-

zeß auf Bigamie empfangen müssen?" — Auf diese scharf betonte Hervorhebung aller Dunkelheiten der in Frage stehenden Situation trat wieder eine Pause ein. Aber mochte sich auch Seligmann, angeregt durch eine Sängerin der Kasseler Oper, diese Pause mit noch so viel stürmischen Passagen füllen, sein musikgeübtes Ohr hörte die Akkorde nicht, die in Bonaventuras Innern auf und nieder wogten und riefen: So sprichst du, du — von Bigamie! Du, der sich vielleicht noch einst darauf betrifft, daß er meiner Mutter Veranlassung gab, sich in gleicher Sünde zu befinden —!

„Graf Hugo," fuhr der Präsident fort, „ist jetzt so reich geworden, daß er unmöglich für sein Pflegekind nur eine Ausstattung, unmöglich nur Geld begehren kann. Meine junge Stiefschwester — ich muß über den Namen lachen — soll schön und gebildet sein. Herr von Terschka verglich sie schon lange mit jener abenteuernden Lucinde, von welcher Sie, lieber Sohn, vielleicht schon gehört haben — sie war der Anlaß zum Tode meines armen Bruders Jérôme. Jene Dame, meine ich, von welcher man sagt, daß sie jetzt plötzlich in Witoborn wieder aufgetaucht ist." — Wieder trat auf diese gelegentliche Anmerkung eine Pause ein und schwerlich würde Seligmann, wenn er mit den ebengehörten Worten den Eindruck derselben auf die Hörer hätte belauschen können, ein Tonbild gefunden haben, das dem wilden Sturm entsprach, den die Vorstellung: Lucinde in Witoborn —! im Herzen Bonaventuras heraufbeschwören mußte.

Inzwischen sagte Terschka wie zu einem, der daran zweifelte: „Ja! das genannte Fräulein war vorgestern auf Münnichhof. Aber Sie erwähnen sie nicht zu ihrem Vorteil, Herr Präsident! Es ist eine Reihe von Jahren her, daß Graf Hugo und ich Ihrem Vater und diesem Mädchen, seiner damaligen Begleiterin, am Strande der Ostsee begegneten. Wir kauften dort Pferde ein. Mein Freund, der Graf, besprach mancherlei, was zu seinen hiesigen Erbschaftshoffnungen gehörte und worüber Ihr Herr Vater, der Onkel und damalige Vormund der Gräfin Paula, Auskunft geben konnte. Auf jenes schöne Mädchen, das unter seinem Schutze reiste, kam damals die Rede. Allerdings verglich ich sie mit Angiolina. Hierüber geriet der Kronsyndikus in die größte Verwirrung. Die Nacht soll er eine aufgeregte Szene gehabt und nur von seiner „zweiten Gemahlin" gesprochen haben und wie von einem Wesen, dessen Vorhandensein sein Gewissen aufs allerschwerste drückte!" — „Ich bestreite dies nicht, nur irren Sie sich in einigen Punkten!" fiel mit seiner frühern Schärfe der Präsident wieder ein. „Jene Lucinde verglichen Sie nicht nur mit Angiolina, auch mit jener so unrühmlich bekannt gewordenen Olympia Maldachini in Rom! Darüber kam dann der Schrecken meines Vaters; der Name Fulvia Maldachini war ja der frühere Name Ihrer Herzogin von Amarillas. Von Angiolina scheint er nichts gewußt zu haben." — Seligmann sah jetzt im Geist nichts, als italienische große Oper. Maldachini —! Welch ein

Klang schon —! Bellini hätte hier Stoff zu einer Oper gefunden.

Der Präsident, der immer mehr in eine drohende Vortragsweise kam, fuhr fort: „Der Stand der Dinge ist der: Mein Vater hat, als er noch bei Geisteskräften war, vor einigen Jahren eine Generalbeichte bei unserm ehrwürdigen Pater Maurus hier niedergelegt. Diese war so inhaltsreich, daß sie nach Rom geschickt werden mußte. Dort scheint sie einflußreichern Personen bekannt geworden zu sein —" — „Nur meinem General!" unterbrach der Pater. — Des Präsidenten Lächeln konnte Seligmann nicht sehen. Er durfte es aber aus einem leichten Hüsteln abnehmen, nach welchem der Präsident fortfuhr: „Jedenfalls erfuhren davon Personen, die an dem Erweis einer Bigamie der Herzogin von Amarillas mehr Interesse zu haben scheinen, als die vielleicht sehr vernünftige Frau selbst, welche wenigstens seit Jahren nicht mehr die mindeste Erinnerung an Schloß Neuhof verraten hat. War ihr Gedächtnis früher zu schwach für zwei Kinder, die sie in Deutschland zurückgelassen hat, wie sollte es jetzt aufleben für das Bekenntnis einer Schuld, die vielleicht die römische Kurie, nicht aber die bürgerliche Gesetzgebung verzeiht! Der Herzog von Amarillas war arm. Ein echter Grande von Spanien, besaß er nur seinen Namen, der in seiner Vollständigkeit acht bis zehn Güter repräsentierte, die im Monde liegen. Mein Vater schickte damals bedeutende Summen nach Rom; in frühester Zeit wurden sie erbeten, in späterer gefordert. Dann plötzlich verhallte alles, was für ihn dort drohend genug geworden. Wer ist es denn nun jetzt, der plötzlich dort wieder Sprache gewonnen hat, wer redet nun jetzt durch Sie, Herr von Terschka —?" — „Angiolina ist so liebenswürdig," unterbrach Terschka aufs eiligste, „daß schon an und für sich ihr die Auszeichnung zu gönnen ist, mit Ihnen verwandt zu sein." — „Wer ist der Auftraggeber?" drängte der Präsident. — „Ich —" wich Terschka, ohne Zweifel lächelnd, aus — „ich kann nur sagen, man wünscht, daß ich in aller Stille die Verhältnisse sondiere, namentlich das Faktum herstelle, ob wirklich die Herzogin von Amarillas Ihre rechtmäßige Stiefmutter ist. Die weitern Folgerungen daraus, gestehe ich, liegen vorläufig meinem Interesse fern." — Löb ersah Terschkas ihm bekannte diplomatische Schlauheit. — „Nun wohl, Herr Provinzial!" wandte sich der Präsident an den Mönch. „Sie sehen, alles geschieht, um von jener Beichte, die Sie einst empfangen haben, das Siegel zu brechen. Ihr Ordensgeneral hat Ihnen nicht erlaubt, den Inhalt dieser Beichte zu erzählen, aber Sie sollen — so ungefähr, denke ich mir, daß man Ihnen geschrieben — Sie sollen nach dem Zusammenhange aller dieser Dinge forschen, ob sie sich wirklich so verhalten, wie vielleicht mein Vater in schwacher Stunde eingestand. Wohlan denn! In Ihrer Gegenwart, lieber Sohn, in Ihrer, Herr von Terschka, lege ich hiermit die Zeugnisse von sechs Kavalieren

vor, die der sogenannten Vermählung meiner Stiefmutter beigewohnt haben. Leider ist keiner von ihnen mehr am Leben. Dann aber bitte ich Sie, Herr Provinzial, lesen Sie sich in die Handschrift des edlen Dechanten von St. Zeno hinein, des Herrn von Asselyn in Kocher am Fall, meines Freundes, wie ich ihn nennen darf, und teilen Sie uns später diese Zuschrift mit, die ich gestern abend noch, auf eine Stafette, die ich vor acht Tagen nach Kocher schickte, erhalten habe. Sie wird uns über diese Ehe und über Leo Perls dabei gespielte Rolle die genügende Auskunft geben."

Löb mußte aufstehen. Es war zuviel, was auf seine Wißbegierde einstürmte. Erfährt man, das dachte er auch, daß du Mitwisser dieser Familiengeheimnisse geworden, so steckt man dich vielleicht ein oder macht dich auf irgendeine andere Art unschädlich, wie jenen Lauscher in den „Falschmünzern"! Er mußte seine Decken lüften, denn er war in eine Transspiration gekommen, wie im russischen Bade.

Inzwischen las schon die rauhe und strenge Stimme des Pater Maurus: „Mein insonderst geehrter Herr Präsident und lieber Freund! Alles habe ich geahnt, was nach Ihres Vaters Tode kommen mußte! Auch schon zu meinem Neffen, zu unserm guten Bonaventura, habe ich mich in einer vor kurzem abgegangenen Zuschrift darüber ausgesprochen. Es ist ein seltsamer Vorgang, auf welchen Sie hindeuten, und wohl verstehe ich Ihren Schmerz, Ihre tiefe Betrübnis! Beschämung — sagen Sie? Warum dies Wort — in Gegenwart von katholischen Priestern? Wir Priester der römischen Kirche sind ja — bei solchen Dingen in — — unserm wahren Element" — Der Vorlesende stockte. Der Präsident sagte, und sicher mit Lächeln: „Sie werden hier eine Stelle finden, die Sie überschlagen dürfen!" — „Denn," fuhr jedoch der Provinzial und ohne weitern Ausdruck der Befremdung über diese Freimütigkeit zu lesen fort, „unsere ganze Kirche beruht auf dem, was im Menschen das Natürliche ist. Wer die katholische Kirche schildern will, muß vom Fleisch beginnen und im Fleisch aufhören. Die katholische Kirche hat aus Gott lediglich eine Hilfe für die Sünder gemacht. Bei den Protestanten ist die Sünde eine Unterbrechung ihres vom Geist beginnenden und im Geist endenden Lehrgebäudes; bei uns ist die Sünde das alleinige Wesen desselben. Darum liebt der natürliche Mensch den Katholizismus und der Katholizismus wieder den natürlichen Menschen." — „Lassen Sie das doch weg!" unterbrach der Präsident im Ton seiner gesteigerten Wallung. Aber der Mönch fuhr fort: „Ich schildere Ihnen nicht die Zeit, wo unsere Sünden jung waren. Es war die Zeit, wo ich mit dem Kronsyndikus bekannt wurde. Goethe, unser damaliger Gott, hatte gerade den einzigen gefunden, vor dem auch er zu Staub wurde, Napoleon, unsere zweite Gottheit. In jenem Erfurt, gerade dort, beim ‚Parterre der Könige', befand ich mich als ein der Diözese des sehr weltlichen Priesters Dalberg angehörender junger Kleriker. Auch Ihr Vater war anwesend. Er hatte den

Titel eines Syndikus der jungen Krone Westfalen. Herr von Wittekind zog vor, in der Nähe der Pracht und Herrlichkeit des fremden Hoflagers zu leben. Er tat es, wie ein alter Germane, den man nach Rom entführt hat, um ihn zu zivilisieren. Die alte Reckennatur war aber nicht auszutreiben. All sein Tun war ungebärdig, großartig seine Verschwendung, großartig an andern Stellen sein Geiz. Der Hof des Königs von Westfalen riß in seinen Strudel Männer und Frauen vom deutschesten Ursprung. Wie tief waren wir gesunken! Und noch jetzt — im Vertrauen — wir Deutsche sind ein liebedienerisches Volk, geborne Fürstenknechte! Ich habe in Deutschland Bureaumenschen gesehen, die einem Nero und Caligula ebenso zuvorkommend würden gedient haben, wie einem Antonin oder Marc Aurel. Ihr Vater, ein junger Witwer — kein Stand ist gefährlicher, als der der jungen Witwen und Witwer — genoß noch einmal seine Jugendjahre. Trotz seines Amtes war er ein Händelsucher, Wettrenner, Don Juan. Damals besaß ich am Münster von Witoborn ein Kanonikat, das ich in hergebrachter Weise von einem Vikar verwalten ließ, während ich die schmalen Einkünfte zog. Ich war Priester geworden, wie andere unter die Soldaten gehen. Mein Bruder Friedrich studierte die Rechte, mein Bruder Max wurde Soldat. Als Priester reiste ich durch die Welt, war lange in Paris und kam nach Kassel, Erfurt und Witoborn zurück — frivol wie ein Abbé. Goethe, Napoleon und — Grécourt waren die Gottheiten der Kreise, in denen ich mich hielt. Ihr Vater wußte nichts von Goethe, aber ein Götz von Berlichingen war er an Kraft und kopfloser Wildheit, ich schloß mich ihm an."

Der Provinzial seufzte über diese Geständnisse. Die Pause, die er machte, ließ Löb Zeit, die Sitten des jetzigen frommen Adels dieser Gegend in Vergleichung zu bringen.

„Eine der gefeiertsten Tagesschönheiten," fuhr der Provinzial zu lesen fort, „war die Römerin Fulvia Maldachini. Sie war eine Sängerin in der italienischen Truppe, die König Jérôme noch neben einer deutschen und französischen hielt. Das Repertoire überwachte der Kaiser von Paris oder dem Hauptquartier aus und verfuhr darin ebenso streng, wie bei Bildung der Ministerien, des Heeres und jenes Schattens von Repräsentativverfassung, dem Ihr Vater seinen ‚Kronsyndikus' verdankte. Ich sehe noch Ihren Vater, wie er die Syndikatsuniform zum erstenmal anlegte und den Galanteriedegen umschnallte. Ungeduldig, sich bei Eröffnung der Landstände zu verspäten, war er nahe daran, die etwaige Schärfe des Spielzeugs gegen seinen Bedienten zu versuchen. Der Maldachini sagte man nach, sie wäre besserer Abkunft gewesen und nur durch Umstände veranlaßt worden, ihre Stimme zu verwerten — eine Stimme, die übrigens uns Deutschen mehr Entsetzen, als Bewunderung einflößte. Sie hatte, so jung und schön sie war, in ihrer Kehle eine Tiefe, die mit Proserpina bis in den Tartarus hinunter

zu steigen schien. Das Theater erdröhnte wohl von Beifall, wenn sie ein: Perfido! knirschte; aber neben jeder Note, die sie sang, lag ein Dolch und besonders — wenn man nicht applaudiert hatte" — — Seligmann wußte nichts von Gluck und Piccini. Aber Bellinis „Norma" bot Vergleichungen. Er verstand auch dies „Knirschen", beim Nichtapplaudieren. — „Es galt für unmöglich, die Gunst der Maldachini zu erlangen ..." las der Mönch weiter. „Und das gerade reizte den Kronsyndikus. Die Schönheit ihrer Erscheinung, ihrer Gestalt war mächtig, das Geheimnis, das sie umgab, bestrickend. Sie nahm die Huldigungen des Freiherrn von Wittekind an, natürlich zuerst seine Geschenke; aber sein Lohn dafür war nicht mehr als ein vertrauliches Zunicken im Theater. Sie lehnte sich an den Hof, der sie beschützte, an die große Zahl ihrer Verehrer. Der Kronsyndikus ließ sie zur Fastenzeit, wo die Bühne geschlossen wurde, und in den Sommerferien in sechsspännigen Karossen nach Neuhof kommen. Sie, Herr Präsident, und Ihr seliger Bruder waren damals auswärts. Die stolze Sängerin wohnte auf Schloß Neuhof wie eine Fürstin. Nichts jedoch entlockte ihr eine Zärtlichkeit, nichts eine Erwiderung der Liebesbeteuerungen, die ihr, wie mich Lauscher versicherten, der Freiherr auf den Knien gemacht hat" — —

„Lauscher versicherten" —! Seligmann erbebte. Wo wohl anders als hier in diesem Kabinett waren die Orte, wo man auf Schloß Neuhof damals hatte lauschen können? Er sah den Geist des Kronsyndikus mit der Reitpeitsche hinter sich.

„Fulvia Maldachini verlangte die legitime Gemahlin des Freiherrn zu werden. Sie nannte sich eine geborne Marchesina und in der Tat, Freiherr von Wittekind würde beschlossen haben, sie zu heiraten, wären seine Freunde nicht dazwischen getreten. Freiherr von Malstatt, Graf von Dohrn, Baron von Liebetreu, ich selbst — wir alle widersetzten uns. Als Fulvia nun vollends kalt blieb, höhnisch die Lippen aufwarf und sich in ihren roten Gewändern, mit dem grünen Kranz auf dem kurzgeschnittenen schwarzen Tituskopf, den Dolch im Busen, wie eine junge Medea zeigte und dabei wirklich bestrickend schön, verheißungsvoll lächelnd wie der beginnende Frühling blieb, da wurde zur Rettung Ihres, wie es schien, halb unsinnig gewordenen Vaters ein Entschluß gefaßt. Wir verpflichteten uns, eine Farce aufzuführen" —

Eine Pause trat ein. Seligmann liebte die „Farcen" nicht. Er stutzte nicht wenig über das, was er jetzt zu hören bekommen würde.

„Fulvia konnte kein anderes Wort deutsch," las der Provinzial, „als soviel nötig war, kräftig zu fluchen. Sie lebte unter uns, wie im Grunde damals alle diese Fremden; sie lebten, im eigentlichsten Sinne des Worts, wie in einem Traume. So war auch für Fulvia Deutschland nichts als Wald und Flur und Flur und Wald; nur vom Geld sah sie, daß es das allbekannte echte Silber und Gold

war. Der Freiherr schlug ihr eine Ehe vor, von der er verlangte, daß sie aus Familienrücksichten einige Jahre lang geheim gehalten wurde. Fulvia, welche die große Stellung, den Güterbesitz ihres Verehrers wohl erkannte, auch von seinen mächtigen Verwandten wußte, sah ein, daß es für gewisse Vermögensverhältnisse, namentlich in Rücksicht auf vorhandene Söhne erster Ehe, Schwierigkeiten geben könnte, wenn sich ein Nobile mit einer Sängerin verheiratete. Sie willigte in diese Geheimhaltung ein. In dem Dunkel und dem Siegesübermut, der sie, wie damals alle diese abenteuernden Fremden, gegen jede Vorsicht blind machte, steigerte sie sich selbst zu der Überzeugung, daß sie in spätern Zeiten die allgemeine Anerkennung ihres Titels als Frau von Wittekind schon finden würde —"

Seligmann hörte voll Spannung und erwartete jetzt mit Beben die Beteiligung Leo Perls an dem Frevel der „Farce".

„Unser Leichtsinn ging so weit," las der Provinzial, „daß der eine von uns künstliche Pakten schloß mit Siegeln von Ämtern, die nirgends existierten, der andere vorgebliche Korrespondenzen eröffnete mit Wittekinds Gesamt-Familie, der dritte falsche Dimissorialien des Pfarrers von Schloß Neuhof brachte, die notwendigen Dispense, die dem Freiherrn gestatteten, sich andern Orts trauen zu lassen — kurz, es geschahen Dinge, wie sie nur in einer Zeit möglich waren, wo sich täglich die größten Ereignisse drängten, Throne wankten, Völker in Bangen und Zagen lebten. Wir erfanden und setzten dies Abenteuer unserer ‚noblen Passionen' in Szene wie eine Fastnachtsposse."

Löb Seligmann schauderte über den ehrwürdigen Herrn Dechanten, der solcher Streiche fähig gewesen —! Aber nun hieß es: „In Paris hatte ich einen jungen geistvollen Gelehrten kennen lernen, eine geniale Natur. Er nannte sich Leo Perl und war ein Jude —"

Löbs Atemzüge wurden ihm selbst vernehmbar. Er mußte aufstehen und zwei Schritte weitergehen. Dann, um nichts zu versäumen, stand er wieder still und horchte mit Zittern.

„Leo Perl war," las der Provinzial, „aus der Gegend meines jetzigen Wohnorts gebürtig und seines Zeichens ein studierter Rabbiner. Sein Äußeres war ein außergewöhnlich stattliches. Nach Paris kam er, um in den dortigen Bibliotheken talmudische Manuskripte zu lesen. Dort lernte ich ihn kennen und sofort schätzen. Im Geiste der Zeit, die nicht mehr der Geist des Deismus, sondern ein Bestreben war, irgendwie aus dem Deismus herauszukommen, standen wir uns beide nahe. Natürlich waren wir am wenigsten Frömmler; das Leben nahmen wir leicht — aber wir hatten ein Bedürfnis des Positiven, wenn wir es auch eher in Indien und an den Quellen des Ganges suchten, als in Judäa und an den Quellen des Jordan. Halb aus Scherz, halb schon mit vollem Ernst war Leo Perl Kabbalist, wodurch er meinen zu Kuriositäten neigenden Sinn vollends anregte. Er sprach die meisten lebenden und mehrere tote Sprachen.

Sonst war er aufgewachsen, wie ein echter Rabbinerknabe, in alten Büchern und mikrologischen Studien; die Welt war ihm auf dem Gebiet des Parketts und der feinern Geselligkeit fremd. Aber seine zähe Lebenskraft und sein Witz halfen ihm, sich auch dort zu behaupten —"

„Gott im Himmel —!" sagte sich Seligmann und war nicht einverstanden mit dem Worte: „Zähe Lebenskraft."

„Leo Perl war zugleich gefällig und interesselos, wie ein Kind. Ihm verdanke ich nicht nur den größten Teil meiner Ausbildung, die Läuterung meiner Lebens- und Kunstansichten — sondern sogar meine Existenz —" — „Was ein Mensch —!" rief Seligmann schmerzbewegt. — „Wenigstens in sofern, als ich durch Perl auf das Stift St. Zeno an seinem Geburtsort und auf dessen alte Rechte und Urkunden aufmerksam gemacht wurde. Er gab mir Mittel und Wege an die Hand, mit Hilfe Österreichs diese einträgliche Stelle aus der Säkularisation zu retten und für mich zu gewinnen. Ich habe ihm für alles das ein treues Herz bewahrt und meine Schuld ist es nicht, wenn ich zu den vielen Erinnerungen an ihn nicht auch noch äußere Beweise meiner Dankbarkeit fügen kann. Denn plötzlich zog er sich von uns allen zurück. Es geschah dies trotzdem, daß er infolge unsers Leichtsinns Christ werden mußte —" — „Mußte?" rief Löb fast hörbar und setzte sich jetzt wieder zusammengekauert wie der Jäger auf dem Schnepfenfang. — „Leo Perl hatte in seinem Wesen zwei unvermittelte Gegensätze. Der gewaltige Mann lebte mäßig, entbehrte wie ein Stoiker und dachte doch wie Epikur. Er vermied die Frauen und duldete jede Ausgelassenheit —" — „Gerade wie Veilchen —!" sagte sich Löb. — „Er aß trocken Brot und sprach anerkennend über die, denen nur Trüffeln mundeten —" — „Wie Veilchen —!" — „Er erklärte sich für unfähig, einen vernünftigen Satz zum Druck zu stilisieren und seine zierliche Hand schrieb Briefe voll Geist —" — „Wie Veilchen —!" — „Perl war der strengste Kritiker, der je beizende Lauge im Urteil über ein Ganzes mit der Fähigkeit verband, im einzelnen Tiefe der Absicht und Schönheiten der Details zu erkennen —" Dies Lob ging für Löb zu hoch hinaus und — „beizende Lauge" führte ihn sogar mit unwillkommner Zerstreuung auf Veilchens antikisierenden Spitzenhandel.

„Vor Lachen wurde ein Kranker gesund, wenn er seine Scherze las" ... — „Wie Veilchen —!" — „Ich nannte ihn jenen zwölften Apostel, den Christus wieder zum Ersatz für Judas Ischarioth hätte annehmen müssen. Auch versicherte er, sein Vorgänger Judas Ischarioth wäre der unglücklichste aller Menschen gewesen. Er wisse für bestimmt, er hätte seinen Rabbi geliebt, er hätte ihn sogar mehr geliebt, als Johannes, und ihn nur verraten, um ihn zur Entschiedenheit zu bewegen; er hätte sich dann erhängt aus Verzweiflung, daß ihm sein Werk der reinsten und edelsten Bewunderung mißlungen.

Denn würde ihn wohl Jesus, sagte Perl, drei Jahre lang um sich geduldet haben, wenn er nicht an ihm Eigenschaften erkannt hätte, die wenigstens denen der andern Apostel gleichkamen —? So zwischen Ernst und Scherz, bald durch seine Behauptungen erschreckend, bald wieder wohltuend, konnte Leo Perl stundenlang plaudern. Wir gewissenlosen Kavaliere — immer ist es mir, als hätten wir nicht Ursache gehabt, uns der spätern Wendung seines Schicksals so zu rühmen, wie wir's zu unserer Beruhigung im stillen taten —!" — „Leo Perl starb als christlicher Pfarrer in Borkenhagen!" fiel Terschka mit einer dumpfen Stimme ein, die ihm sonst nicht eigen war. Er schien damit auf die bindende Kraft eines geweihten Priesters zu zielen und die Rolle vorzubereiten, die wahrscheinlich bei jener „Heiratsfarce" Leo Perl gespielt hatte. — „Vielleicht war er schon heimlich in Paris ein Christ!" erwiderte aber der Präsident mit parodierender Ironie. — „Leo Perl," fuhr der Provinzial fort, „wurde von uns überredet, in den Betrug der Maldachini mit einzutreten. Ganz in einer Laune, wie wir sie an ihm kannten, griff er zum Champagnerglase und sagte zu. Wir verlangten von ihm nichts Geringeres, als daß er sich in ein Priestergewand hüllte und in einer entlegenen Kapelle, auf den Gütern eines der Mitverbündeten, bei nächtlicher Weile den Freiherrn von Wittekind mit Fulvia Maldachini traute. Perl war des Ritus so kundig, wie oft kein Domdechant —" Der Provinzial mußte mit Lächeln gelesen haben; seine Stimme klang heller. „Die vermessene, wahnwitzige Szene ging vor sich bei Lichterglanz und unter Assistenz eines Meßners, den eine Person spielte, die ich Ihnen nicht nennen will —". — Er also selbst! sagte sich Seligmanns Scharfsinn und Terschka sagte nachdrucksvoll: „Eines Priesters also!" — „Sie suchen," bemerkte der Präsident, „für Ihre Kasuistik irgendeine geheime Schraube! Was aber das bürgerliche Recht mit dem Zuchthaus bestraft, wird bei uns das kanonische nicht zum Sakrament erheben —!" — „Eine katholische Trauung," las Pater Maurus, „muß in dem Ort stattfinden, wo man lebt. Aber dafür hatten wir die Dimissorialien. Sie findet in der Regel des Morgens statt. Auch dafür hatten wir einen Erlaßschein. Das in einer Waldkapelle bei Nacht verbundene Paar bestieg seine Kutsche und fuhr zurück nach Schloß Neuhof. Dort lebte es so, wie der Freiherr es gewünscht. Einstweilen kehrte Fulvia noch in ihre Stellung zur Bühne zurück. Sie genas eines Knaben, der auf den Namen der Mutter getauft und von einer mir befreundeten Dame erzogen worden ist, die ich bedaure nicht nennen zu können."

Frau von Gülpen! blitzte es in Löb auf, obgleich er sich nichts davon träumen ließ, daß auch Bonaventura auf diese Ahnung hin, die ihm plötzlich Bennos Ursprung erklärte und diesen seinen Freund zu seinem — natürlichen Stiefonkel machte, alle Fassung verlor.

„Die Kämpfe der Maldachini, sich anerkannt zu wissen, gingen

mit der Zeit aufs äußerste. Sie wurden um so gefährlicher, als die Betrogene zuletzt Verdacht schöpfte. Nur der einzige Umstand, daß ihr bei ihren Besuchen auf Neuhof und in Witoborn Perl öfters in Priestertracht entgegentrat, vermochte sie zu beruhigen. Der Kronsyndikus hatte in seinen Neigungen keinen Bestand; bald benahm er sich gegen diese Frau wie gegen alle andern und zuletzt erfuhr auch diese, seine vermeintliche Gattin, die Tücke seines Wesens. Sie kam zum zweitenmal in Hoffnung und bestand mitten im Gewühl der Flucht des westfälischen Hofes von Kassel 1813 ihre Entbindung. Der Kronsyndikus, sich trotzig an dem Zusammenbruch des Königreichs Westfalen haltend und auf die neue Seite der herannahenden Sieger springend, kümmerte sich nicht um sie. Hilflos wurde sie von den Mitgliedern ihrer Theatergesellschaft in den allgemeinen Strudel des Schreckens und der Flucht mit fortgerissen. Wir verloren sie aus den Augen und bald für immer. Ihr Vater erzählte mir eines Tages lachend, sie wäre in Paris eine Herzogin geworden. Damals brach die Zeit an, wo über uns alle ernstere Stimmungen kamen. Unsere mannigfach neubedingten Lebensstellungen rieten uns, unsere Aufführung zu regeln, und so entstand das Bedürfnis, auch über diesen Jugendstreich den Mantel der Vergessenheit zu breiten — zumal da ich später von Leo Perl zu meinem Schrecken erfuhr, daß er diese Ehe —"

An dieser Stelle war es dem Horcher plötzlich, als hörte er eine Bewegung, die nicht von den Männern im Nebenzimmer kommen konnte, obgleich auch drinnen die durcheinander gehenden Stimmen ein Staunen auszudrücken schienen. Ängstlich sprang er zur Seite und hielt die Decken fest, die ihm entgleiten wollten. Doch fand er alles still. Als er zurückkehrte, sprach Terschka von der Ehe und forderte Bonaventura auf, zu sagen, worin die katholische Ehe ein Sakrament wäre, ob durch den Priester oder durch die Verbundenen? — „Die Lehre der Kirche läßt es kaum zweifelhaft!" lautete die leise und mit tiefster Erschütterung gegebene Antwort des Domherrn, der nur an den von Frau von Gülpen erzogenen — Sohn des Kronsyndikus dachte. — Der Präsident bat um genauere Erklärung. Doch an dieser so hochwichtigen Stelle mußte Löb Seligmann den Schrecken erleben, daß sich jenes Geräusch wiederholte. Es schien sogar aus jenem der dunkeln Zimmer zu kommen, welches er zuerst betreten hatte. Bebend sprang er zur Seite und fiel fast über die Fransen seines improvisierten Hohenpriestermantels. Aber wieder war alles still.

Nebenan waren die Männer in den lebhaftesten Streit geraten über die Ehe und das Sakrament. Der katholische Glaube in allen Subtilitäten, deren genaue Kenntnis von Terschka mehr im Scherz als im Ernst angedeutet wurde, regte den Präsidenten so auf und veranlaßte seinerseits für die Rückhaltsgedanken der Kanonisten so heftige Wortbezeichnungen, daß der Provinzial mit ent-

schiedener Stimme einfiel und rief: „Lesen wir wenigstens den Brief zu Ende! Die Trauung selbst," fuhr er sogleich fort, „war eine Szene, die uns alle mit Schrecken erfüllte. Die nächtliche Stille in dem mondbeschienenen Walde! Die Klänge der Orgel —"

Aber Löb Seligmann konnte nicht nachfolgen. Der Himmel strafte ihn für die Schuld seiner Väter. Das Geräusch nahm zu, er hörte einen sich nähernden, leise auftretenden Fußtritt — er bekam Gesellschaft. Unwillkürlich mußte er sich zur Erde ducken hinter einem der größern Sessel. Offenbar kam jemand, der gleichfalls die Vorteile der spanischen Wände des Schlosses genießen wollte. Schon war derselbe im zweiten Zimmer und kam leise auftretend bis ins dritte. Himmel, es war eine Dame — aber die Herrin des Schlosses selbst, die Frau Präsidentin! Löb sah seine Ehre und seine Zukunft auf dem Spiel, wenn ihn die hohe Gönnerin hier ertappte. Die Decken waren ihm bereits entglitten. Beinahe wäre schon die vornehme Frau darüber gefallen; sie legte sie murmelnd auf die Tische. Sie schien hier schon orientiert zu sein. Es war die Mutter des Domherrn — und doch so völlig ihre Weise jetzt eine andere —! Löb kniete hinter dem Lehnstuhl und berechnete schaudernd, wie sich die Frau wundern würde, wenn sie seinen Hut — — Gott sei Dank! Sein Hut war in einem Schlosse, wo er sich so heimisch fühlen durfte, auf seinem Zimmer geblieben. Die Präsidentin nahm, wie er selbst, an der Wand Platz und schien so vertieft in die Worte, die der Provinzial vorlas, daß er es wagte, das geringere zu wählen zwischen den beiden Übeln: Entdeckt zu werden oder über Leo Perl keineswegs völlig ins reine zu kommen. Er mußte letzteres vorziehen. So kroch er auf allen Vieren in das nächste Zimmer, richtete sich dort behutsam auf, schlich in das erste Zimmer zurück und fand, wie er erwartet hatte, nunmehr an der Tür, die auf den Korridor führte, einen Drücker. Eben jetzt erst mußte derselbe von der Präsidentin aufgesetzt worden sein. Sanft folgte die Tür dem Druck seiner Hand. Er war befreit! Die hellste Mittagssonne schien. Sie schien so frühlingsahnungsreich, so erlösend von allen Banden des Winters und des Todes, daß er glaubte, von einem Traum erwacht zu sein. Zu dem, was ihm noch an Vervollständigung der merkwürdigsten Geheimnisse seines Lebens fehlte, fügte er lieber das Gefühl hinzu, im Sichern zu sein und unentdeckt auf Fährten, die ihn leicht hätten aus seiner gegenwärtigen glänzenden Laufbahn entfernen können. Schloß Neuhof wurde ihm zum „Schloß Avenel", alles um ihn her war Spuk und „weiße Dame".

17. Eine unerwartete Wendung.

Die Konferenz fand in jenem Zimmer statt, wo sich einst Lucinde und Klingsohr hatten finden und zu einem Lebensbunde vereinigen sollen. Behagliche Wärme entströmte einem weißen Ofen. Die Sonne schien hell und mild durch die Fenster. Still war's ringsum. Auf

dem Tisch, um welchen die vier Männer saßen, stand Schreibzeug, lagen Federn und Papierstreifen. Terschka zerdrückte in seiner Ungeduld eine Federspalte nach der andern und kämpfte ersichtlich — seine Erinnerungen an das kanonische Recht nicht zu sehr zu verraten. Scheu blickte er zu Bonaventura auf, als wollte er sagen: Du weißt es doch, daß das Konzilium von Trident zu einer Trauung zwar den Ortspfarrer oder dessen zugestandene Stellvertretung und zwei Zeugen verlangt, daß es aber zum Stellvertreter sogar gestattet einen noch nicht geweihten Priester zu nehmen? Das weißt du doch, daß sich das, was an einer Ehe das Sakrament ist, durch die Verbundenen selbst und nicht im mindesten durch den bei allen andern Sakramenten als die Hauptsache vorwaltenden Priester vollzieht? Das weißt du doch, daß bei einer Trauung sogar der Segen und alle Zeremonien an sich überflüssig sind, wenn ein sich selbst einander die Ehe gelobendes und vollziehendes Paar nur einer Messe beiwohnt; ja daß auch eine Messe zwar gelästert und verunreinigt werden kann durch Mißbrauch, aber doch ein Opfer bleibt, das sich, richtig ausgeführt, durch seine eigene Kraft vollzieht? Die von einem Priester im Stande der Todsünde gelesene Messe bleibt wirksam — wie sollte die von einem Juden in Priesterkleidern gesprochene einfache Segnung störend gewesen sein bei einem Akt, wo die heilige Mystik des Priestertums ganz wegfällt? Hier fand eine Trauung ohne Messe statt, in einer Abendstunde, die sonst nicht Sitte, aber wiederum keineswegs hindernd ist. Endlich — schließt denn der Betrug, den man mit dem Pfarrer spielte, das gläubige und von Zeugen vernommene Ja! der Braut und das von ihr vernommene Ja! des Bräutigams aus? Das Mysterium der Ehe liegt, wie in Adam und Eva, in denen, die aus sich selbst durch die Liebe ein Abbild der Menschheit wiedergeben wollen, nicht etwa im ersten Priester des Paradieses, nicht in Gott, der sie zusammentat; nein, die Liebenden opfern durch sich selbst, durch die Ehe, also ohne Priester, ohne Gott. In der Ehe ist Gott oder der Priester nur der Empfangende. Beide *geben* nichts — sie nehmen nur!

Das alles sprach Terschka nicht ganz aus. Auch war er kaum noch so heimisch in den Prüfungen, die „Pater Stanislaus" hatte bestehen müssen. Doch las Bonaventura ahnend aus Terschkas Augen, daß er erriet, was er wußte. Bonaventura war in diesen Anschauungen von der Ehe so heimisch, wie der Onkel Dechant vielleicht nur in den Wandgemälden Pompejis.

Der im Antlitz wie mit Purpur übergossene Präsident ersuchte den Provinzial weiterzulesen.

Pater Maurus fuhr fort: „Eine Szene war es, die uns selbst mit Schrecken erfüllte. Die nächtliche Stille im mondbeschienenen Walde —! Die Klänge der Orgel —! Von einem Mahle kamen wir, das uns Graf Altenkirchen gegeben hatte. Die Diener waren zurückgeblieben. Wir erklärten gegen Mitternacht, vom Kapellen-

turm aus im Walde über die Baumkronen hinweg das Spiel der Mondstrahlen beobachten und eine Windharfe hören zu wollen, die über einen Durchhau der Tannen gespannt war. Ich ging voraus und fand Leo Perl bereits im Ornat, einsam in der Kapelle auf- und abschreitend und mit sich selbst redend. Wahrhaft schön sah er aus in seinem langen Kleide; die Stola, reichgestickt, hing über seiner Schulter. Graf Altenkirchen spielte ergreifend die Orgel. Fulvia Maldachini wurde vom Kronsyndikus geführt; Baron von Liebetreu trug die Schleppe ihres Kleides. Sie schwebte dahin wie Juno, als sie Zeus vor allen Olympiern zu seiner Gemahlin erhob. Bei ihrem Hochmut hatte sie von allem kein Arg. Die deutschen Worte, die der Priester deutlich sprach: „Willst du diese gegenwärtige Signora Maldachini, Marchesina von Montalto, zu deiner Gattin nach Vorschrift der heiligen Mutter Kirche annehmen?" verstand sie zwar nicht, aber den üblichen Gebräuchen paßte sie auf. Das Wechseln der Ringe, alles erfolgte nach Vorschrift. Leo Perl war in dem, was er zu tun hatte, so heimisch, daß wir darüber erstaunen mußten. Auch nicht eine einzige Eigenheit des Ritus ging verloren. Dann begaben wir uns zum Schloß zurück, scheu und schon selbst erschreckt von unserm Frevel. Die Windharfe, von goldenen Mondstrahlen beschienen, klagte geheimnisvoll über die Tannen herüber. Noch klang die Orgel hinter uns her — Graf Altenkirchen blieb bis zuletzt, um die Kapelle zu verschließen. Wir hörten das Rascheln unserer Schritte auf dem grünen Wiesenplan, wo uns die Leuchtkäfer umglühten. Der Weg war nicht zu nah bis zum Schlosse. Glücklicherweise war die Italienerin in einer so überspannten Aufregung, daß sie uns alle zu sprechen zwang. Es ging französisch, italienisch, deutsch durcheinander; aber wir fanden erst allmählich den Ton des Scherzes wieder. Einer dann aber niemals mehr — Leo Perl —" — Der Provinzial hielt eine Weile inne — um das Gericht Gottes zu bezeichnen. „Der Freund," fuhr er nach einer Weile gelassen fort, „hatte den Gedanken unsers Betruges ganz ebenso leichtsinnig ergriffen, wie wir. Sein Denken war bedingt durch Voltaire und die Prinzipien des Zufalls, den die Kabbala lehrt. Er scherzte über alles, was im Leben Plan und Absicht sein sollte. Man müßte sich in alles blindlings hineinwerfen. Auch in die Ehe. Um so mehr mußten wir überrascht werden, als wir plötzlich unsers fröhlichen Doktors Leo Perl Spur verloren. Er war verschwunden — sogleich nach der Trauung. Wir suchten ihn unter sich mehrender Verlegenheit und erschraken nicht wenig, als wir in Erfahrung brachten, er wäre Christ geworden und befände sich zu Witoborn im Seminar. Sofort eilte ich ihn aufzusuchen und hörte zu meinem Erstaunen, daß Leo Perl sogar in den Priesterstand treten wollte. Als ich mit ihm sprach, erkannte ich ihn nicht wieder. Scheu blickte er zur Erde und wich allem aus, was ihn an die Vergangenheit erinnerte. Sind Sie aus einem Saulus ein Paulus geworden? fragte ich. Es gibt viele Wege nach Damaskus! war seine Antwort.

Es war kein Zweifel, daß für ihn der Weg der Erleuchtung durch die Mondscheinnacht in Altenkirchen gegangen war. Hat Sie unser Frevel so erschreckt? fragte ich. Haben Sie die Meßgewänder zu unserm Ritus herübergezogen? Sie sind eitel auf Ihre stattliche Gestalt! Sie werden die Frauen bezaubern! Der wahre Grund lag in der Angst des Kronsyndikus und der Beteiligten, die gespielte „Farce" könnte herauskommen. Leo Perl mußte Christ und Priester werden. Leo Perl las seine erste Messe nach unser aller Wunsch im Münster von Witoborn, damit die gerade anwesende Maldachini ihn sah. Mir gegenüber wollte Perl behaupten, die Ehe derselben wäre gültig —! In unserm lebhaften Streit darüber unterbrach uns der Besuch seiner Verwandten. Perl hatte eine Jugendgeliebte, an die er Briefe schrieb, wie Plato an Diotima, ob sie gleich ein einfaches Judenkind war. Er malte sie sich wie ein hohes Phantasiegebilde aus, das er dann freilich desto leichter aufgeben konnte. Seine Verwandten fingen an, ihn aufs heftigste zu bestürmen. Eines Tages erschien ihm sogar am Fenster eines Hauses, das dem Konvikt gegenüberlag, seine ehemalige Geliebte, geschmückt wie Esther, das Haar voll weißer Perlen und vom bräutlichen Schleier umwunden. War es Traum oder Wirklichkeit, der Eindruck auf ihn wurde so mächtig, daß er zum Rektor, dem spätern Bischof Konrad, eilte und sich ihm zu Füßen warf mit der Bitte, ihn wieder freizulassen — er könnte nicht Priester werden." — Einen Augenblick hielt der Provinzial inne. Nicht nur von Bonaventuras, auch von Terschkas Brust rangen sich Seufzer. Letzterer gab sich sogleich den Schein, als wären diese Töne nur die zufällige Folge des durch die Spannung hervorgebrachten Zurückhaltens seiner Atemzüge. — „Der gute Rektor des Seminars", las der Provinzial weiter, „war zu dieser Freilassung gern bereit. Da jedoch soll Ihr Vater mit seiner gewohnten Gewalttätigkeit dazwischengetreten sein, Leo Perl auf Neuhof entboten und ihn so in die Enge getrieben, ihn so eingeschüchtert haben, daß Perl, die Rache des mächtigen Mannes fürchtend, zurück ins Konvikt floh und wirklich Priester wurde. Gleich nach seiner ersten Messe im Münster erhielt er durch Ihren Vater eine vortreffliche Pfarre. Seitdem sah ich ihn nicht wieder. Er verfiel in Hypochondrie, täuschte alle Erwartungen, die wir von einer glänzenden Karriere hegten, blieb einfacher Landpfarrer und zeitlebens von einem unheimlich verschlossenen Sinn. Auch mich überschleicht Trauer und Wehmut, gedenk' ich jener Tage. Um den Sohn der Fulvia, um Ihren natürlichen Bruder, tragen Sie keine Sorge! Er lebt in Verhältnissen, die es beinahe zur Grausamkeit machen würden, ihn über seine Herkunft aufzuklären. Ohne Zweifel erhielt Pater Maurus Anweisungen aus Rom. Er hat Ihnen einen Bevollmächtigten der Ansprüche Angiolinas in Aussicht gestellt. Teilen Sie von allen meinen Geständnissen, die ich vor Gott und meiner Ehre vertrete, diesem soviel mit, als es zu seiner Aufklärung notwendig ist. Ich wünschte, es wäre ein Priester; denn wenn ich mich auch nicht scheue, vor meinen Mit-

leviten zu bekennen, was wir täglich ausrufen sollen: Mea culpa maxima culpa! so wünscht' ich doch, die Gräber blieben unaufgedeckt. Was auf ihnen blüht, blüht gesund und schön! Und ist es auch Irrtum und Sünde, woraus es hervorging — es ist! So unser ganzes Leben! Wollte man nur die Wahrheit pflanzen, würde sie wohl gedeihen —?" Noch kamen einige Worte des Grußes an Bonaventura und an dessen Mutter — die Lauschende. Das Bekenntnis des Dechanten war zu Ende.

Alles blickte auf Terschka. Dieser in seinem angebornen Leichtsinn nur beschäftigt mit Armgart und ihrer Mutter, nur erschreckt von den Grüßen und Anreden des Mönches Hubertus, denen er auswich, war entschlossen, durchaus nur im Interesse seines Freundes des Grafen Hugo und der schönen Angiolina, (einer Tochter des Kronsyndikus!) zu sprechen. In dieser Stimmung des Trotzes gegen alle Schwierigkeiten hatte er die Jagd mitgemacht, Armgart mit seinen Huldigungen umschwärmt, mit Vertraulichkeit und allen Beweisen seiner gewohnten Galanterie Lucinden begrüßt, beim Brande, über welchen er kein Arg hatte, seinen gewohnten Tateifer gezeigt und war auf Schloß Neuhof mit dem Schein einer völligen Unbefangenheit angekommen. Um so mehr brachten den Präsidenten seine Äußerungen über die Legitimität der zweiten Ehe seines Vaters in die leidenschaftlichste Erregung. Herr von Wittekind hatte die Relikten seines Vaters verwickelter gefunden als er erwartet. Sein Ehrgefühl litt unter dem bösen Ruf seines Namens. Vollends gereizt wurde er über die Sprödigkeit, mit der man ihm und seiner Gattin hier begegnete. Bonaventura fand heute an seinem Stiefvater Wohlgefallen. Fast betroffen war er von dem innigen Händedruck, mit dem ihn dieser begrüßt hatte. Die Anrede: Mein Sohn und Freund! schien in der Tat so aufrichtig gemeint, daß Bonaventura aufs lebendigste für ihn Partei ergriffen hätte, wenn ihm nicht — der Gedanke an Benno, der nun in wirkliche und, nach seiner Überzeugung, legitime Verwandtschaft mit ihm trat, für die Lage seines Gemüts zu bestimmend geworden.

Terschka sagte auf die ganze Eröffnung des Dechanten mit einer spitzen und ironischen Betonung nur: „Ich bewundere den Mut dieser Geständnisse! Aber ja, ja, diese so toll geschlossene Ehe, denk' ich, gilt —! Gewöhnen Sie sich an diese Vorstellung! Sie sollten Angiolina kennen! Olympia in Rom gliche ihr —? Nein, da ist denn doch drüben zu viel Kälte! Lucinde Schwarz hier —? O nein! Da ist der Verstand zu zergliedernd! Ich versichere Sie, ich gönne es Angiolinen, zu erfahren, daß sie an Jahren älter ist, als wofür sie allgemein gilt — Ein Wort sagt alles: Sie ist ein Engel!" — „Das Fräulein von Wittekind bezaubert ganz Wien durch — ihre Reitkunst! Ich weiß es!" sagte der Präsident. — „Nur die Schuld ihres Vaters, ich meine ihres rechtmäßigen, daß das Kind, kaum geboren —" — „Unter die Gaukler geriet!" ergänzte der Präsident. „Ich werde Sorge tragen, daß an Angiolina Pötzl nachgeholt wird, was versäumt wurde —!"

— „Das haben Sie nicht nötig, Herr Präsident!“ erwiderte Terschka. „Fräulein von Wittekind entbehrt nichts, als ihren legitimen Namen. Sonst ist ausreichend für sie gesorgt.“ — „Am wenigsten gönnen Sie ihr wohl eine solche Mutter, die man bei ihrem Erscheinen in Wien mit einem Prozeß auf Bigamie begrüßen würde?“ — „Sie kennen die Herzogin von Amarillas?“ unterbrach Bonaventura, um den Eifer der Streitenden zu mildern. — „Als ich in der römischen Armee diente,“ sagte Terschka, „sah ich sie oft, und ich gestehe Ihnen, die Gründe nicht zu begreifen, die man haben kann, eine so hochgestellte Dame mit diesen Nachforschungen zu beunruhigen —“ — „Diese Gründe sollten Ihnen unbekannt sein?“ — „Vollkommen,“ entgegnete Terschka und stutzte über einen wie Beistand suchenden Blick, den der Präsident auf den Provinzial geworfen hatte.

Bonaventura ahnte vonseiten seines Stiefvaters den noch heftigern Ausbruch der nur mühsam unterdrückten Stimmung desselben und warf ihm einen bittenden Blick zu. Die Hauptangelegenheit, das Feststellen der vor Jahren stattgehabten Vorgänge, war ja beendet; das Aussprechen der Legitimität der zweiten Ehe hing nur von einer Entscheidung der römischen Gewissensräte ab. Ihn selbst zog es nun nach Westerhof zu Paula, die nach dem schreckhaften Erlebnis dieser Tage seines Zuspruchs bedurfte. Auch Benno war heute wieder auf dem Schlosse. Er hatte die mit Terschka verabredete nochmalige Revision des Archivs, die der Sachlage gemäß einer neuen Aufstellung desselben gleichkam, auf heute nachmittag anberaumt. Wie bebte er dem ersten Gruße des Freundes entgegen —!

„Da wir unter uns sind, lieber Sohn,“ begann der Präsident aufs neue, den Bitteblick erwidernd und das „unter uns“ seltsam betonend, „so will ich eine Vermutung aussprechen. Ich gelte schon lange für keinen besonders guten Katholiken —“ Doch als hätte er in diesem Augenblick das Erschrecken seiner hinter der Wand lauschenden Gattin gesehen, verbesserte er: „Wenigstens kenne ich meinen Ruf! Aber gestehen Sie ein, welche Institution ist unsere Beichte, die bis nach Rom unsere geheimsten Atemzüge vernehmen läßt?“ — Ein Rauschen an der Wand hätte ihm den Schrecken der Gattin verraten können. Auch erwiderte der Provinzial sogleich: „Erkennen Sie darin keinen Segen?“ — Der Präsident beherrschte sich und fuhr fort: „Mein Amt hat mich in das innere Leben der Hierarchie so weit einblicken lassen, um vollkommen zu verstehen, welche Zusammenhänge diesen Belästigungen meiner Ruhe und Ehre zum Grunde liegen. Sie glauben, ich würde nicht die Berechtigung der Herzogin von Amarillas, sich meine zweite Mutter zu nennen, anerkennen? Ich würde nicht meine Geschwister an mein Herz ziehen? Sie irren sich! Ich bin dazu bereit, wenn die Ehe wirklich nach bürgerlichen, allgemein gültigen Gesetzen als richtig geschlossen gelten kann. Sie kann dies aber nicht — ja, ich glaube nicht einmal, daß irgend jemand von den Beteiligten in Wahrheit interessiert ist, daß dies geschehe.“ — Nicht Angiolina, nicht Benno —? rief es in

Bonaventuras Innern. — „Oder glauben Sie, Herr von Terschka," fuhr sein Stiefvater fort, „daß Sie Instruktionen erhalten werden, noch eine gerichtliche Untersuchung über den Vorgang, den in so edler Offenheit der Dechant uns erzählt hat, in Angriff zu nehmen? Wahrlich nicht! Grell aufgedeckt, aller Welt bekannt soll dieser Vorfall werden? Nein! Oder was schrieben Ihnen darüber — die Jesuiten —?" — Terschka bot alle seine Verstellungskunst auf, um auf dies leicht hingeworfene und alle Anwesenden erschreckende Wort lächelnd wiederholen zu können: „Die Jesuiten —?" — „Ja!" bestätigte der Präsident. „Diese sind kürzlich wiederhergestellt. Mächtig genug sind sie schon, auch die übrigen Orden wuchsen ihnen inzwischen in zu großer Autorität empor. Von den frommen Vätern des heiligen Franziskus droht ihrem Ehrgeiz wenig Gefahr. Ihr General, Herr Provinzial, wird den Einblick in die Beichte meines Vaters verweigert haben; aber doch sind Sie angewiesen, die Bemühungen des Herrn von Terschka zu unterstützen! Ich weiß es! Bestreiten Sie es nicht! Die Dominikaner hätten es nicht getan. Sie würden Ihnen geschrieben haben: Lehnen Sie jeden Beistand zur Untersuchung ab, die den Jesuiten gegenüber eine bei uns niedergelegte Beichte kompromittieren könnte —!" — „Herr Präsident —! Wie kommen Sie zu diesen —" wallte der Provinzial auf und blickte auf Bonaventura, der ihm beistehen sollte. — „Ich klage Sie ja nicht an, Herr Provinzial!" fuhr der Präsident fort und strich sich seine grauen Haare, als hätte er das Gefühl, daß sie sich unter seiner zunehmenden Erregung aufsträuben müßten. „Ich sage nicht, daß Sie heute überhaupt schon zu Herrn von Terschkas Beginnen ihr Ja oder Nein verrieten. Sie ließen ihn gewähren. Ich will Ihnen aber eins sagen, was Sie überraschen soll. In tiefstem Frieden über alles das, was uns hier beunruhigt, lebt in Rom die Herzogin von Amarillas —! Ohne Sorge rüstet die jetzt sehr hochgestellte Frau sich zu einer Reise nach Wien. Kardinal Ceccone hat sich seit Jahren an sie und ihren Umgang gewöhnt — Olympia, seine — Nichte — Sie kennen ja die Sage über Olympia — beherrscht die römische Welt und beherrscht ihn und die Herzogin —! Ceccone, wie uns Männern vom Regiment wohl auf unsere alten Tage zu geschehen pflegt, ist der Inquisitionen und Dolche müde. Er hat für die dreifache Krone das Seinige getan. Aus Furcht ist er sogar — Affiliierter der Jesuiten geworden —! Und doch, doch tut er dem Orden noch immer nicht genug! Ceccone schließt Konkordate, bekämpft die Revolution, bereichert den Index der verbotenen Bücher, verdammt Philosophien und Glaubenssysteme, selbst die, welche im übrigen der Mutter Kirche ganz ergeben sind, Ceccone läßt Donner und Blitz vom Vatikan selbst über die neuen Eisenbahnen rollen — dem General der Jesuiten ist alles das nicht genug! Da erwartet man denn nun, daß Ceccone nach Wien geht und durch Österreich auf den Herd aller Opposition, auf Deutschland, wirkt. Wir haben Bischöfe entthront! Der Zelotismus wütet! Jetzt oder nie! heißt die Parole der Jesuiten.

Die Diplomatie und die Staatskunst wollen den Frieden der Kirche mit unserm Lande vermitteln. Aber die Jesuiten nehmen ihn nicht an. Ihnen scheint der Augenblick für Deutschland, für Europa entscheidend. Nur den Befehlen des Al Gesù soll die Welt, zuvörderst der heilige Vater selbst, folgen, nur eine Politik, eine Diplomatie nach kirchlicher Autorität vertreten. Erst sollen Priester, Mönche, Bischöfe sprechen, dann die Staatskanzler. So stechen sie jetzt dem Kardinal Ceccone, einem alten Juristen und Advokaten, der allerdings unter seinem Purpur viel Weltlichkeit verbürgt, in die Ferse durch die Drohung: Die Frau, ohne die du nicht leben kannst, die Frau, die der Deckmantel deiner zärtlichsten Fürsorge für Olympia ist, verfällt einem Schicksal, das sie und Olympia und dich selbst an den Pranger stellt! Sie war die Gattin zweier zu gleicher Zeit lebender Männer —! Welch eine Cause célèbre für Wien! Ceccone so empfangen! Wozu würde sich der stolze heilige Gesandte nicht entschließen, wenn er solche Gefahren von seiner Ehre, der Ehre der Frauen, die um einige Relais hinter ihm zu seinem Gefolge gehören, abwenden muß! Welche Dispense sind da nicht nötig, um dergleichen Verbrechen zu sühnen! Welche Schwierigkeiten vor demjenigen Teil des geistlichen Ministeriums in Rom, der sich mit den Herzens- und Heiratssachen von hunderunddreißig Millionen Kindern der Kirche beschäftigt! Erkennen Sie nun die Möglichkeit, wie zuletzt dem Staat über solche Intrigen die Geduld reißt? Von dem, was ich für die Freiheit der gemischten Ehen getan habe, nehme ich wahrlich nichts zurück!" — Alles schwieg. Die Macht der Wahrheit war zu gewaltig. Noch wirkungsvoller aber war ein Wort des Präsidenten, das er an Terschka gerichtet hatte. Er hatte diesen aufgefordert, sein Ehrenwort zu geben, er wolle in diesem Handel zunächst nichts weiter unternehmen, als nach Wien berichten, die hiesigen Gesetze erkennten die falsche Ehesegnung nicht an — Terschka hatte gezögert, sein Ehrenwort zu geben — da brach der Präsident in die Worte aus: „Ich vergesse — — Herrn von Terschka bindet an seine Obern das Gelübde des Gehorsams —!" Der triumphierende Sprecher erhob sich. Die andern blieben sitzen wie gelähmt. Terschka bleich mit halbgeöffnetem Munde. Selbst der Provinzial mit hochaufgezogenen Augenbrauen. Bonaventura mit einer Ahnung, die, im Hinblick auf — den ketzerischen Grafen Hugo, seinen erwarteten Reichtum, die Anomalie seines Glaubensbekenntnisses für Österreich, im Nu — die volle Wahrheit erkannte. — „Nehmen wir ein Frühstück, meine Herren!" sprach im Gefühl seines wenigstens jetzt unwiderlegbaren Triumphes der Präsident und wollte, scheinbar unbefangen, vorangehen, um die Tür zu öffnen.

Die drei Priester blieben jedoch erstarrt stehen. Kein Wort kam von ihren Lippen. Das Wort des Präsidenten konnte für keinen Scherz gelten — Man erkannte zu deutlich — der „Segestes", wie ihn sein Vater genannt hatte, war zu diesem Kampfe wohlgerüstet erschienen. — „Will Graf Hugo seine Güter hier selbst antreten," sagte er, „so

würde er gut tun, sich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu begeben, und daß dies geschieht, dafür werden Sie schon sorgen, Herr — Pater Stanislaus!"

Zwar lachte Terschka, als wenn sich der Präsident in Scherzen gefiele, überlaut, aber sein Lachen wurde vom Beben seiner Lippen als gemacht verraten. Indessen hatte der Präsident schon geklingelt. Diener traten ein. Nicht lange, so erschien auch Frau von Wittekind. Man setzte sich zu Tisch. Der Präsident entwickelte eine Heiterkeit, wie nach einem großen Siege.

Sein Sohn Bonaventura brach früher auf als die andern. Er konnte in des Präsidenten Triumph nicht mit einstimmen. Er sah es deutlich: Benno und Angiolina waren Geschwister und waren Kinder des Kronsyndikus! Und die Mutter lebte noch — lebte in Rom, unter Verhältnissen, die sich aller klaren Beurteilung entzogen. Bennos Schwester — in zweideutiger Lebensstellung —! Jetzt begriff Bonaventura alles: In Bennos Erinnerungen lebte das Bild einer schönen Frau, die aus einer prächtigen Kutsche stieg und ihn immer voll Schmerz und Liebe betrachtete —! Es war die Frau, die eine rechtmäßige Geburt zu verbergen hatte —! Scheinbar, nur scheinbar hatte ihn der ins Geheimnis gezogene Max von Asselyn, der aus Spanien zurückkam, als seinen Sohn mitgebracht. Dann erzogen ihn die Hedemanns. Hierauf erst kam er in die offne Protektion des Onkel Dechanten, um dessentwillen allein alles das so verabredet wurde. Seine Existenz hing von einer strenger gewordenen Zensur ab. Ein Zug der Natur war es nur, daß sich Benno so eifrig die Sprache seiner Mutter aneignete und oft Bonaventura selbst anfeuerte, sich im Italienischen zu vervollkommnen. Und neben Benno stellte sich Angiolina — eine Rivalin Paulas — denn Graf Hugo sollte ja Angiolina lieben, möglicherweise sogar heiraten — und doch eine Abenteuerin, gewissermaßen eine zweite Lucinde —! Ach! nun fielen seine Gedanken auf diese ihm hier schon wieder begegnende dämonische Erscheinung — auf Terschka, die Jesuiten — auf den Brand in Westerhof — wäre nicht der Frühling gewesen und dessen mächtiges Treiben, er hätte verzweifeln müssen. Lucinde! Sie blieb die immer wiederkehrende, nie zu vermeidende Begleiterin alles Alten und Neuen in seinem Leben! . . . Zuletzt hafteten alle seine Gedanken nur noch an ihr. — Gefolgt war sie ihm aufs neue wie sein Schatten. Auf Schloß Münnichhof, unter dem Schutze einer Frau von Sicking, wagte sie zu erscheinen. Nichts fürchtete sie von Klingsohr, von allem, was Bonaventura über ihr Leben aus ihrer ihm unvergeßlichen Beichte wußte, nichts. Es durchbebte ihn, gedachte er dieser Fessel seines ganzen Lebens. Das war sie und das blieb sie auch und — zu einem glühenden Hassen Lucindens konnte er sich nicht einmal erheben. Nur fliehen mußte er vor ihr. Wer weiß, ob sie nicht rücksichtslos auf Schloß Westerhof erschien, sich Paula vorstellte und die Schmerzen, welche die Leidende sonst in ihrer Nähe sich mehren fühlte, erneuerte.

Als er im verschlossenen Wagen seines Stiefvaters jetzt dahinfuhr, nieder zur Ebene, war es ihm, als müßte Lucinde ihm nachfliegen, umschwärmt von Raben, und mit einem Zauberstabe auf die Brandstätte deuten — als den Anfang all des Unheils, das sie ihm vorausgesagt hatte.

In Witoborn wurde er von dem alten Meßner Tübbicke angehalten. Dieser bat ihn aufs dringendste, doch erst nach St. Libori zu fahren, der Pfarrer Müllenhoff läge plötzlich erkrankt zu Bett. Eben entböte er ihm hier einen Vikar. Vielleicht hätte auch der Domherr die Freundlichkeit, den Pfarrherrn in seinen Funktionen zu unterstützen. Beichten, Messen, alles würde ins Stocken geraten, wenn die Krankheit andauerte. So mußte er denn den Umweg über St. Libori nehmen. An der Besitzung der Frau von Sicking, wo Lucinde wohnte, brauchte er jetzt nicht, wie seine Besorgnis gewesen, vorüber. In der Tat fand er Müllenhoff im Fieber. Der Patient behauptete, sich beim Brand erkältet und über des Fräuleins Benigna von Ubbelohde „Impertinenzen" geärgert zu haben. In Wahrheit aber waren nur die beiden Wiegen, die vor seiner Tür gestanden hatten, der Anlaß zu seiner Krankheit. Als der Gendarm von der Schmeling zurückgekommen war und den ganzen Hausstand derselben geschildert hatte, auch die Anwesenheit des verunglückten Dieners auf Westerhof, auch die jener Finkenhofer Lene und ihre bei Mutter Schmeling abzuwartenden „andern Umstände", da legte er sich, von Frost und Angst geschüttelt, zu Bett. Und der Geschäfte gab es für den Eiferer so viele! Gerade war wieder der Kirchenkonvent gekommen. Wieder, um Strafen zu verhängen, um die neue Tanzordnung für den Finkenhof zu ordnen, um den Jünglings- und Jungfrauenbund für Ostern einzuleiten. Alle diese Neuerungen mußte Bonaventura auf einen andern Tag verschieben. Müllenhoff, wie sich bei einer so markigen und vollblütigen Natur erwarten ließ, wand sich in ungebärdiger Ungeduld auf dem Lager. Vor Aufregung und Erhitzung durch den Tee, den ihm die Kathrein zu trinken gab, sah er wie zum Schlagtreffen aus. Bonaventura sprach ihm Beruhigung zu. Besaß doch auch nur er den sanften Ton, der Herders Behauptung widerlegen müßte, daß die Sprache von uns Menschen erfunden sei — diesen Ton, der zu den Leidenden so tröstend spricht, wie der Balsamhauch über brennende Wunden fährt, diesen Ton, den das Herz selbst einsetzt und gerade so einsetzt, wie der Schmerz seine Klage ausstößt; diesen allein tröstenden Ton, den ein weiser Heilkünstler hat, wenn er in das Zimmer eines Kranken tritt, den ein Vater hat, wenn er ein Kind an sein Herz zieht und es ermuntert, nur ihm, nur ihm allein seine jungen Leiden anzuvertrauen und nur ihm die Erstlinge seiner Schmerzen zu opfern. Müllenhoff meinte zaghaft: Ich möchte Ihnen wohl beichten —! Bonaventura hielt dies Wort für ein Zeichen der Todeserwartung, ein Begehren, schon die Sterbesakramente zu empfangen. Er bat den exzentrischen Mann sich nicht aufzuregen. So unterblieb für Müllenhoff das Abschütteln einer, wie es schien, ihn entsetzlich drückenden Last.

Ein normiertes Vespergebet mußte Bonaventura im Stift Heiligenkreuz halten. Das war unerläßlich. — Wer zählt die religiösen Pflichten, die sich an all die Altäre der alleinseligmachenden Kirche auf Stunde und Minute knüpfen —! Kein Gotteshaus, und wär' es noch so klein, ist ohne eine Kontrolle und Ordnung und hat seine bestimmten Tage, die nur ihm allein angehören. Geburtstage im Kalender der Heiligen (die Geburt eines Heiligen fällt auf seinen Todestag, denn an ihm war er für den Himmel geboren) gibt es mehr als im Jahre Tage. So reicht die Zeit kaum aus für die Reihe der Zeugen und Bekenner, deren Gedächtnis die Kirche immer noch feiern zu müssen glaubt. Jede Diözese besitzt ein Programm ihres Kirchenjahrs, so festgeordnet auf Ort und Minute, wie die Astronomie die Konstellationen der Gestirne bestimmt. Ein Programm über alles, was des Jahres z. B. in Rom an kirchlichen Ereignissen bevorsteht, ist ein ganzes Buch.

Der Wittekindsche Wagen blieb zu Bonaventuras Verfügung. Er fuhr nach Heiligenkreuz und hielt das Vespergebet zu nicht geringer Überraschung der Stiftsdamen. Gib acht, du kommst nach Westerhof und triffst Lucinden schon —! Dieser Gedanke verfolgte ihn. Lange aber hatte ihm eine einfache kirchliche Funktion nicht so wohlgetan, wie heute nach allen Aufregungen dies stille Gebet in der kleinen dunkeln Kapelle des Stifts. Den Zumutungen der Damen, ihm zu beichten, wich er aus. Er verwies sie auf die Reizbarkeit Müllenhoffs und ersparte sich dadurch das Anhören von Geständnissen, die sein Gemüt nur noch mehr verwirrt und zerstreut haben würden. Armgart war seit dem Brande in Westerhof bei Paula geblieben. Daß ihre Mutter in der Nähe war, erfuhr er noch, dann enteilte er, um Westerhof noch vor Abend zu erreichen. Ach, es summten Klänge eines Gedichtes an Paula durch sein Gemüt, das sich ihm einst auf dem Papier also gestaltet hatte:

Es wird nicht anders sein! In deine Locken
Flicht doch den Kranz dereinst die fremde Hand!
Der Myrte silberweiße Blütenflocken —
Doch winken sie: Komm mit ins ferne Land!
Dich zu umfangen für ein ganzes Leben,
Unsterblich Los, dort ist es Sterblichen gegeben!
O lächle nicht zu hold! Du kannst nicht wissen,
Wie mir dein Lächeln wird zum Hoffnungsschein!
Wie mir das Licht sich ringt aus Finsternissen,
Der Zweifel hüllt in Rosenwolken ein!
Du ahnst es nicht, wie deinem Zauberworte
Zu sel'gen Träumen sich erschließt die Pforte!
Darfs doch nicht sein! Es muß ja stumm verhallen,
Wie Zephir sein am holden Frühlingstag,
Wie in dem Strom nur still die Tropfen wallen,
Nur wie die Knospe bricht im Rosenhag!

Und riefe alles: Wage! Wage —! Entsage!
Spräch' immer nur des Echos leise Klage.

Schon war es Abend, als Bonaventura in Westerhof eintraf und das Schloß in eigentümlicher Bewegung antraf. Bereits im Vorhause hörte er aufs lebhafteste sprechen. Die Diener standen in Gruppen. Das Anfahren seines Wagens war fast übersehen worden. Vom Hof aus leuchteten die Laternen, die, um Unglücksfällen vorzubeugen, die düstere Brandstätte erhellten. Klingeln erschallten von da und dort. Ist doch Paula — nicht — krank? dachte er bangend und wagte nicht zu fragen, ob dies Klingeln und Laufen der Gräfin gelte — „Die Herrschaften sind oben!" hieß es ungefragt. „Herr von Terschka kleidet sich um, auch Herr von Hülleshoven!" — Wozu — umkleiden? dachte er. Eine Kammerjungfer des Hauses eilte an ihm vorüber, blieb stehen und sagte: „Sie wissen doch schon, Herr Domherr —? Das Dokument — die langgesuchte Urkunde —" — Eine Klingel zwang die Sprecherin, in Eile abzubrechen. Bonaventura blieb wie mit einem Riß durchs Herz stehen. Onkel Levinus trat an ihn heran. „Da sind Sie ja endlich! Nun, Domherr, sprachen Sie schon Ihren Vetter Benno?" — „Was ist nur?" — „Sie hörten noch nicht? Die Urkunde ist gefunden! Beim Ordnen des Archivs! Mußte uns erst ein solcher Brand auf die rechte Fährte bringen! Sehen Sie, so hab' ich mich umkleiden müssen vor Ruß und Brandgeruch! Auch Herr von Terschka! Die Urkunde ist da! Ein Wunder ist es! Ein wahres Wunder! Sie wissen doch, die Urkunde, welcher zufolge Graf Hugo nicht erben soll, wenn nicht die verlangte Religion zutrifft! Ganz neue Kombinationen! Paula bleibt die Erbin! Darüber ist jetzt kein Zweifel!" — „Bei allen Heiligen —" — „Wunderbar! Aber kommen Sie! Sehen Sie das Dokument an! Wir fanden es mitten unter den geretteten Papieren! Schon stand Bonaventura in der geöffneten Tür des großen Vorsaals und — am Weihwasserbecken. Doch hatte er noch die Besinnung, sich aus ihm zu benetzen. Die Gruppe, die sich seinen Augen darbot, ließ nichts anderes aufkommen, als zunächst den Gedanken: Paula stirbt —! Denn beleuchtet von Kerzen, die von Dienern und einigen Mädchen in die Höhe gehalten wurden, stand Paula mit einer Pergamentrolle in den Händen, leichenblaß, wachsfarben, wie ein Cherub des Himmels und im Chor der Seligen schwebend. Armgart, zu ihr in Andacht und Schrecken aufsehend, hielt sie mit ihrer Linken umfaßt, Tante Benigna mit ihrer Rechten. Paula las, aber ihr Auge stand starr und wie gebrochen. Wie mit Geisterhand geschrieben waren auf ihrer Stirn die Worte zu lesen: „Vorbehaltlich, daß die jüngere Linie meinem Beispiel folgt und bis dahin in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt ist." Onkel Levinus sprach diese Worte allen hörbar. Als Bonaventura eintrat, erlosch Paulas Auge, ihre Knie wankten, mit einem Hauch des Schreckens verging ihr die Kraft, sich zu halten. Ohne Bewußtsein lag sie in den Armen derer, die hinzusprangen und sie nebenan auf ein Sofa trugen.

Wie mit Donnerton wollte Bonaventura rufen: Aber diese Urkunde ist ja falsch —! Ich weiß es — aus der Beichte! Doch auch ihn entwaffnete der Anblick des Pergaments. Es war zermürbt, mannigfach zerbrochen, altersbraun. Die Buchstaben der Handschrift zeigten den Geschmack der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Während Paula ins grüne Zimmer nebenan getragen wurde, erzählte der Onkel die Art des Fundes, die Überraschung Bennos, die Zweifel Thiebolds und seine eigenen Untersuchungen. „Aber Terschka —?" fragte Bonaventura außer sich. — „Ist betroffen — erschüttert! Es ändert sich vieles — wenn nicht alles —!" „Alles!" wiederholte Bonaventura.

Der Onkel sah und hörte nichts mehr. Ihn beschäftigte nur die wahrscheinliche Geschichte der Urkunde. Ihr sich beugen zu wollen, wenn sie gefunden würde, hatte die jenseitige Linie, wie im triumphierenden Gefühl, daß dieser Fund unmöglich wäre, oft genug versichert. An den Falten und Brüchen des Dokuments bewies der Raritätenkrämer, wie die Urkunde zwei Jahrhunderte lang müßte eingeklemmt gewesen sein an der hintern Wand eines Schubfachs. Er hätte das Siegel der Dorstes nie in so richtiger Prägung gesehen. Drei Sterne fand er wieder, die gerade Maximilian von Dorste zuerst in das Wappen des Hauses eingeführt. Er bewunderte die damalige Schreibart einiger Dorfschaften, die zu den gräflichen Gütern gehörten. Längst von ihm geahnte Ursprünge derselben sah er durch diese Schrift bewiesen.

Paula blieb inzwischen auf dem Sofa; Armgart kniete vor ihr und barg tränenvoll ihr Haupt. Tante Benigna sagte halb bangend, halb von ihrem Standpunkte aus freudestrahlend: „Großartige Wendung! Paula — bleibt die Herrin des Ganzen! Das steht nun fest und bleibt unwiderruflich!" — Und auf ein Wort, das sie eben von den Rücksichten der Etikette beginnen wollte, trat Terschka ein, in schwarzen Kleidern, in völlig veränderter Haltung gegen sonst, bleich wie der Tod. Die Augen Bonaventuras wagte er nicht auszuhalten. Er verbeugte sich und blinzelte auf alle Umstehenden von der Seite, während er aufs neue das entdeckte Wunder anstarrte. Auch er wußte, oft genug hatte man sich von Wien aus bereit erklärt, sich den Wünschen der Vorvordern unterwerfen zu wollen, falls deren Kundgebung gefunden werden könnte. Es handelte sich um eine veränderte Stellung aller Fragen, die bisher Rück vertreten hatte, um die weitere Erbfolge, die eine völlig andere wurde, wenn sie von Paula, als Herrin, ausging und nicht von der jüngern Linie. Blieb Paula die Besitzerin, so hatte auch die weibliche Linie der Dorstes Erbrechte, und da ergab sich auf diese Art nicht nur der berechtigtste Anteil drüben auf Neuhof für die Person des Präsidenten und durch diesen für Bonaventura, sondern auch für viele entfernter wohnende Angehörende. Gerade von dieser Seite aus war schon lange und besonders durch den Kronsyndikus wie eine felsenfeste Notwendigkeit die Konvenienzregel hingestellt worden, daß, wenn Graf Hugo nicht mit dem Erwerb dieser großen Güter, weil er nicht katholisch wäre, durchdränge, dann Gräfin Paula seine

Hand annehmen müßte, um ihn und die jüngere Linie von ihrem Verfall wieder emporzubringen. Der Erbin blieb keineswegs die freie Disposition über ihr Eigentum; Vettern und Muhmen und Kirche und Landschaft nahmen nun an den Pakten der voraussichtlichen Ehe teil und legten die mannigfachsten Beschränkungen der vollen Besitzergreifung auf. Paula, die freilich immer die reiche Erbin blieb, erhielt an die Freiheit ihres Willens Berufungen, denen ihre Kraft wenigstens jetzt noch nicht gewachsen war. Inzwischen fertigte Terschka eine Depesche nach Wien ab.

Die Beichtworte, die Bonaventura von Hammaker und Bickert gehört hatte, lauteten auf „Feuersbrunst" und „falsche Urkunde". Wie? Wo? Wann? hatte er aus dem Munde keines von beiden erfahren können. Sollte er vielleicht zu rasch diese beiden Geständnisse in eine Verbindung gebracht haben mit Bennos Scherzreden bei jenem Abendspaziergang am Ufer des großen Stroms, die gelautet hatten: „Die Kunst, in alten Lettern auf Pergament zu schreiben, ist heimisch in unserer Stadt —?" Konnte und durfte er eine Wendung, die in erster Instanz für Paula eine glückliche war, so ohne weiteres auf diesen seinen Verdacht hin für ein Werk des Betrugs erklären? Als er Terschka lesen und lesen sah, kam ihm sogar der Gedanke: Hat wohl gar ein Verräter der Freundschaft für den Grafen Hugo — ein Jesuit, wie wir ja gehört und nicht widerlegt bekommen haben — dies Verbrechen gefördert — fördern müssen — in majorem Dei gloriam —? Oder liegt den Motiven der Tat die Absicht zugrunde: Reißt man Paula mit Gewalt zu dem Mann hinüber, den sie ohne Zweifel mit Gewalt in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche führen muß! Sicherte man sich in Rom zwei Magnete zur Bekehrung dieses lutherischen Österreichers: Paula — und — vielleicht jene rätselhafte Angiolina —?

Paula erholte sich und ihr Auge suchte Bonaventura. Sie wollte den Rat der geliebten Stimme hören. Doch vermied der Freund alle Erörterungen, selbst als die Tante das Maß der allgemeinen Freude über den Fund überschritt. Sie sprach kein Bedauern aus, daß der sonst so „liebenswürdige junge Herr von Jonge" heute fehlte und nun wohl gar bald für immer fehlen würde. Thiebold hatte die Echtheit der Urkunde ganz laut bezweifelt, zunächst weil sie seinen Waldankauf rückgängig machte.

Bonaventura verließ endlich das Schloß, dessen Bewohner sich nicht sammeln konnten. Terschka schien zögernd mit ihm sprechen zu wollen. Der Domherr entriß sich dem Unheimlichen mit Grauen.

18. Armgart und Lucinde.

Wer in einer reinen, eben vom Kinde zur Jungfrau erblühten Natur das Geheimnis der Liebe beobachtet hat, weiß, daß sich die älteste aller Weltbegebenheiten im Mädchenherzen immer wie das Allerneueste, das noch nie dagewesen, wiederholt. Jede liebende

Seele glaubt die Liebe erfunden zu haben. Allerdings zeigt sich ihr dann bald die Tradition in ihrer ganzen Macht. Sechszehnjährige Oberflächlichkeiten gibt es genug, die dann auch gleich durch das schnellste Annehmen aller über Welt, Leben, auch über die Liebe traditionell gewordenen Begriffe die angeborne Nichtbedeutung ihres Wesens kundgeben und ebenso fraubasenhaft von der Liebe fühlen und sprechen, wie jede ihrer Tanten. Aber es fehlen auch Erscheinungen nicht, die sich, wie die Schnecke ihr eigenes Haus, aus ihrem Innersten ihre eigene Welt erbauen, Erscheinungen, die oft erst lange nach den gefahrvollsten, ja das eigene Leben bedrohenden Umwegen auf euern gemeinplätzlichen Entweder-Oders, euerm „Liebe oder Haß", euerm „Wille oder Zwang", euerm „Natur oder Unnatur", diesen nun einmal geltenden Gegensätzen, angekommen sind. Oft erst kommen endlich auch sie bei ihnen an, aber mit gebrochenem Herzen, geknicktem Genius und für immer verbrauchter Lebenskraft.

Weiß wohl Armgart, was die Liebe ist? Sie sollte es wohl empfunden haben, wie es tut, im Arm eines Mannes zu ruhen, der von glühender Neigung ergriffen ist. Sie sollte es wissen von damals, als sie vom Hüneneck herabstürmend in Bennos Arme sank, der sie auffing und so lange festhielt, bis sie den verlorenen Atem wiedergefunden hatte. Sie sollte Thiebolds „Schmachten" verstanden haben und vollends aus dem Pensionsleben es wissen, wonach sich schon so früh die Tausende von jungen Mädchenherzen sehnen. Aber sie hatte nun eben nicht den Trieb, immer allein in sich selbst zu verharren. Schon als Kind lebte sie nur für andere — sie lebte für Paula, die sie bediente, der sie half, die sie, so klein sie war, verteidigte. Der Freundin war sie ein Bannerträger, wenn auch nur zunächst gegen Sonnenstrahl und Sturm und Regen. Die Tante ließ bei ihr das Gefühl, daß sie doch auch selbst etwas war, nie aufkommen. Sie wuchs auf unter steten Anklagen. Sie machte sich selbst Vorwürfe, daß sie, wie sie's nannte, überhaupt nur in der Welt vorhanden wäre. Bettina liebte als Kind den schon bejahrten Goethe deshalb, weil sie in Frankfurt von ihm nur hören konnte: Der unpatriotische, fürstendienerische Egoist —! Armgart hörte ebenso nichts, als daß sie einen herzlosen Vater, eine herzlose Mutter hätte. Und auch sie selbst wäre ein Wildling, sie sollte nur sorgen, daß man sich nicht auch ihrer einst noch zu schämen hätte. Dem alten Grafen Joseph war sie in der Tat selten bequem gewesen. Geduldet wurde sie in Westerhof nur mit einem steten Gemeistert- und Gestraftwerden. Paula schützte sie, soweit Paula Kraft und Willen hatte. Aber mit träumerischem Herzen ging Armgart im Schloß um wie in der Fremde und mißtraute jeder Huldigung, jedem Schmeichelwort, das ihr wurde. Bettina fand doch einen einzigen Freund des verketzerten Goethe, die alte Mutter des Dichters. Mit dieser „schwärmte" sie für ihn, mit dieser erfand sie sich eine Idealgestalt und hielt diese fest bis auf spätere — Enttäuschung.

So saß auch wohl Armgart auf einem Fußschemel und legte den Kopf in den Schoß einer einzigen teilnehmenden Seele und malte sich den Vater und die Mutter aus — alledem entgegengesetzt, was ihr täglich von diesen gesagt wurde. Leider konnte Paula nicht, wie Frau Rat, kleine Züge des Herzens von ihren so hart Angefeindeten erzählen, Erinnerungen der Kindheit Armgarts, die auch nur ein Mutterherz bewahrt. Paula war die einzige, die zuhörte, wenn Armgart von alten Dienern und Beamten des Schlosses Erinnerungen an ihre Eltern und besonders an die Zeit, wo sie diesen so gewaltsam vorenthalten wurde, aufgetrieben hatte. Der alte Tübbicke hatte ihr das Verstecken im Laboratorium, die Krankheit der Mutter, das Ergrauen ihrer Haare erzählt. Der alte Oberförster lobte jeden Soldaten, der sich im Frieden nicht gefiele und es machte wie Herr Ulrich von Hülleshoven und Hedemann, die in fremde Dienste und Länder gegangen wären. Was nur unterhaltend, abenteuerlich, bedeutsam im Leben war, knüpfte sich für Armgart an ihre Eltern. Ihre Liebe zu ihnen wurde ihr wie ein angewöhntes Sprichwort, das man nicht ablegt aus Laune und geradezu Menschen zum Trotz, die sich aus Gründen, die uns nicht überzeugen können, darüber ärgern.

Wie dann auf Armgart die Religion wirkte, wissen wir. Die Religion war ihr, wie dem Volk noch jetzt und wie im Mittelalter der ganzen Bildung, ein Anhalt alles Heroischen und Großen. Im Mittelalter führte man die Vorgänge des Evangeliums auf öffentlicher Bühne auf, um zu zeigen, daß Tyrannen, wie Herodes, vor Gott nicht bestehen können. Was wollten da diese bösen Philipps und Ludwigs von Frankreich gegen die Augenspiegel, die ihnen das Christentum vorhielt, beginnen —? „Hauspapen", Französinnen aus klösterlicher Religion legten den Grund zu Armgarts Bildung. Das Pensionat in Lindenwert hatte daran nur auszubessern. An besonders Neues ging es in dortiger Sphäre nicht. Armgart lernte ein wenig zeichnen, aber auch nur aus sich selbst. Nie, daß sie dafür zu einer Ermunterung gekommen wäre; nie, daß sie angefeuert wurde. Daß sie so anmutig, hold und lieblich war — das war ja ihre Schuldigkeit! Wie würde sie bei ihrer ohnehin so „schiefen Stellung" „gestanden" haben, wenn sie gar noch häßlich gewesen wäre! So warm und innig, wie mit ihr Benno sprach, so schwärmerisch, wie Thiebold, das war nicht die Fortsetzung dessen, worauf sie im Leben angewiesen schien. Eure Liebe, ihr jungen Mädchen, ist nur das stündliche Eintreffen einer sechzehnjährigen Prophezeiung, die Folge des stündlichen Erwartens einer euch von kindischen Eltern verheißenen männlichen Huldigung! Seht nur die blasse Klavierspielerin, wie sie am Fenster hockt und hinter den Blumen die Vorübergehenden mustert und berechnet: Der da mit dem goldnen Knopf am Spazierstock und dem Bärtchen geht heute schon zum drittenmal vorüber — gilt es dir? Und galt es

ihr, so läßt sie auch für ihn ihr Leben! Sie sagt es wenigstens so den Eltern. Werden nun aber von diesen doch die Annäherungen des jungen Mannes nicht gewünscht, so verfällt sie in einen Zustand, „unglückliche Liebe" genannt, der ein halbes Jahr dauert und mit dem ersten Winterball endigt.

In Lindenwert machte es Armgart, wie sonst in Westerhof. Sie nestelte und bändelte den ganzen Tag — für andere. Sonst schnitzte sie den kleinen Kindern — sogar den Bedientenkindern — Schiffchen von Borke und machte ihnen Püppchen aus Schneiderlappen, die der alte Tübbicke aus Witoborn von seinem Sohn mitbrachte. In Lindenwert hatte sie dann erst, als sie in Erfahrung brachte, daß in jener Gegend die Eltern angekommen waren, das Bedürfnis allein zu sein oder zusammen nur mit ihrer Lehrerin Angelika. Bennos Liebe war ihr nur das Erwerben eines besten und einzigsten „Freundes"; Thiebold — war nur der dritte im Bunde dieser Verschwörung gegen die schlechten Menschen und die schlechten Dinge in dieser Welt. Da nun aber gleich sagen: In diesen treuen Seelen habe ich zwei Menschen gefunden, die ich für mich festhalten will und von denen ich den liebsten mir zum Glücklichsein erwähle —! das empfand Armgart eigentlich nicht. Gab es denn nicht viel Wichtigeres in der Welt —? „Sie ist kalt!" „entdeckte" eines Tages Thiebold und in der Tat, ein Kuß war ihr nur ein Ausdruck der Seele. Benno hätte sie beim Abschied getrost küssen dürfen. War er doch ein halber Verwandter.

Eine so wunderliche Mädchennatur muß sich dann auch noch durch ein Gelübde binden lassen! Ein Gelübde ist in der katholischen Kirche ein hochheiliges Band. Die Kirche will in diesem Auslöschen der Freiheit zunächst eine Huldigung für Gott, dann eine für sich selbst. Jede Entäußerung der freien Verfügung über ein späteres Ja! oder Nein! des Willens soll sich auch treu bleiben; selbst die Erkenntnis der Übereilung, selbst die bitterste Reue soll nicht die Erfüllung hindern; denn so nur erhalte sich die Würde des Altars, dem die meisten Gelübde gewidmet werden, und vorzugsweise jene Regel und Ordnung im Beten und Fasten und in alledem, was zuletzt dann seine heiligste Gestalt im Klostergelübde findet. So blieb Armgart bei ihrem Wort: Die Stunde ist da, wo meine Eltern auf mich Ansprüche machen! Jeder will den Vorzug meiner Liebe! Warum soll ich ihnen beiden die Hand nicht festhalten und ihr Priester werden zum neugeschlossenen Bunde! Terschka, dessen glaubte sie gewiß zu sein, stört diesen Bund. Terschka ist zu fürchten — Er ist der Freund des Grafen Hugo und die Mutter des Grafen ist die Freundin meiner Mutter — Sie liebt ihn vielleicht nur in ihren geheimsten Gedanken — Ich will sogar Paula glauben, die das Gegenteil versichert, aber Terschka ist voll List — Wohin mich mein Gelübde auch führt, Terschka soll meine Mutter nicht beirren. Ahn' ich auch meinen Untergang, lieber opfere ich mich

selbst an Terschka und nehme ihn, falls er mich, wie der Unbeständige ja zu verraten scheint, will. Gott wird mein Beginnen schon „krönen"!"

So kam es, daß Armgart neulich zu Terschka hatte sagen können: „Begleiten Sie mich heute Abend nach Hause —!" daß sie unterwegs sprach: „Soll ich morgen mit auf die Jagd gehen —? Gehen Sie hin —?" So kam es, daß sie gestern früh sagte: „Wie lange bleiben Sie auf Schloß Neuhof —?" daß sie ihm sogar nachrief: „Kommen Sie nicht zu spät zurück!" Und weil dann in der Tat auch noch Terschka einen bestrickenden Zug und wirklich sozusagen etwas Unvermeidliches hatte, so tat dies vollends das übrige zu einem Entschluß, mit dem sie vielleicht unter Tausenden allein steht. „Ich nehme nur den, den ich liebe!" sagte eine Stiftsdame und tat mit dem Bekenntnis unendlich groß. Armgart erwiderte darauf: „Wie trivial —!"

Am Abend des Tages, als die Urkunde gefunden wurde, hatte sich Paula zeitig zurückziehen müssen. Immer mehr fand man sich in den Fund der Urkunde, wie man sich schon in den vorgestrigen Brand gefunden hatte. Armgart flatterte in der tiefen Verschüchterung ihres Seins hin und her. Einmal hörte sie das Wort „Etikette" zu Terschka sprechen, der mit Augen saß, die zwei Kratern eines Vulkans glichen. „Glaubt nur nicht," rief sie, „daß Paula diesen Grafen Hugo jetzt nimmt! Sie geht ins Kloster —!" Die Tante rief zornig: „Und du gehst zu Bett —!" Armgart ging, aber sie erschrak vor jedem Fußtritt, der gehört wurde, vor jedem Geräusch im Schlosse. Die Fräuleins vom Stift hatten den Stachel in ihre Brust gesenkt, daß die Mutter schon bei Frau von Sicking wäre. Bei Hedemann würde sie vom Vater hören, hatte es geheißen. Vielleicht wäre er schon bei dem neuen Müller. Onkel entließ sie zur Ruhe mit einem auf die Stirn gedrückten Kuß. Die Aufregung des Schlosses machte, daß die Diener nicht sogleich zur Hand waren; in ihrer Weise sagte sie darüber: „Ja! es geht jetzt alles bei uns Hott und Tule!" Terschka kannte diesen Ausdruck nicht. Armgart, darum befragt und ohnehin mit „schwarzen Seelen" beschäftigt, leitete ihn von den Hottentotten her; für „Tule" fragte sie den Onkel. Angeregt wie dieser war durch seine archivalischen Studien, hörte der Kleinkrämer die Deutung mit Erstaunen, begann von Ultima Thule, als dem äußersten Norden der Alten und ließ „Hott" in der Tat als äußersten Süden gelten. Auf diese Art hatte er noch für die Nacht eines jener Studienobjekte, über die er in der Sterbestunde seinen bevorstehenden Tod vergessen konnte.

Armgart ging in ihren Turm, erschreckend sogar vor dem Fall ihres eigenen Schattens. Spähend suchten ihre Augen, ob sie auch sicher war vor Überraschung. Sie riegelte hastig zu, wie auf der Flucht. Aber eine Viertelstunde später, als sie halb entkleidet war, klopfte es. Wer sollte wohl anders so spät noch und so vorsichtig

klopfen, als Terschka? Sie erbebte und meldete sich nicht. Aber Terschka war es in der Tat und flüsterte: „Fräulein Armgart! Ihre Mutter kommt morgen —!“ — Sie hörte nur. — „Ich bin morgen früh in Witoborn zum Begräbnis des Landrats!“ — Sie schwieg und zitterte. — „Haben Sie keinen Auftrag —? Möglich, daß ich erst zurückkomme, wenn Ihre Mutter bereits da ist. Mein Gott! Ich bin so unglücklich, die Mutter nicht begrüßen zu können. Aber ich werd's halt schriftlich tun! Küssen Sie ihr doch in meinem Namen die Hand —!“ — „Teufel!“ sprach Armgart mit knirschenden Zähnen und sprang vom Bett herunter, auf dem sie schon unter der Decke saß. „Küssen Sie ihr doch in meinem Namen die Hand“! Es war eine jener so unverfänglichen südlichen Galanterien, die aber in diesem tugendhaften Lande Frivolität ausdrückten. — „Hören Sie denn aber auch?“ fuhr Terschka fort. — „Ja!“ sagte sie mit erstickter Stimme, doch laut genug, um vernehmbar zu werden. — „Sie wird oben am Kavaliersaal wohnen!“ fuhr Terschka fort. „Die beiden Zimmer rechts; alles ist vorbereitet, ohne daß Sie ein Wort davon wissen sollen! Verraten Sie mich aber nicht! Einstweilen müssen für mich meine Blumen als Selam sprechen! Von den Gerichten und Justizräten rundum komme ich morgen vor Abend nicht frei. Auch muß ich eine Stafette nach England von Witoborn aus noch in erster Frühe expedieren! Haben Sie doch ein wenig Mitleid mit mir —!“ — Nach England, wo die Menschen protestantisch werden und fünfmal hintereinander heiraten dürfen —! dachte Armgart. — Vielleicht besaß Terschka nicht ganz das teuflische Raffinement, Armgarts Eifersucht anregen zu wollen, dennoch tat er es mit seinen der südländischen Galanterie angehörenden Worten. Er ließ sie im Zustand der Verzweiflung zurück. Nicht nur, daß schon wieder die Mutter vor dem Vater einen Vorsprung hatte — wie sprach auch Terschka von ihr! Mit welchem Interesse! War alles, was er Armgart in diesen Tagen an Huldigungen bewiesen, an Freundlichkeiten ihr abgerungen hatte, schon wieder vergessen bei dem Gedanken: Die „seltene Frau“, wie er sie nannte, ist endlich da? Wie konnte dabei das Recht ihres Vaters bestehen —! Sie hätte das Schloß wach rufen mögen. Doch wagte sie nicht das Zimmer zu verlassen, aus Furcht, Terschka stände noch draußen. Die finsterste und abgelegenste Gegend des Schlosses hatte er als zur Aufnahme der Mutter bestimmt genannt! Ihr Entschluß stand fest, daß sie selbst morgen nicht im Schlosse blieb. Sie wollte auf irgendeine Art nach Witoborn zu entkommen suchen. Erst wollte sie bei Hedemann forschen und dann bis auf weiteres zu den Frauen im Witoborner Klarissenkloster flüchten. So schlief sie spät ein. Im Traum erschienen ihr die Engel und die Teufel im bunten Gemisch. Diesmal befand sich auch Hedemann unter den letztern. Dieser war ihr bei jeder Begegnung strenger und strenger geworden.

Am Morgen erfuhr sie, Paula wäre in der Nacht so unwohl

geworden, daß man hätte zum Arzt schicken wollen. Sie war aufgestanden und durch die Zimmer gegangen wie eine Nachtwandelnde, hatte mit sich selbst gesprochen und Dinge tun wollen, deren Zusammenhang niemand verstand. Gegen Morgen schlief sie ein und durfte nun den Vormittag über nicht gestört werden.

Mit den Zimmern am Kavaliersaal hatte es seine Richtigkeit. Einer der Diener gestand es Armgart sofort. Man erwartete ihre Mutter. Die Blumen Terschkas standen in zierlichen Vasen oben auf dem Tische. Auch den Brief an die Mutter hatte Terschka zurückgelassen. Diesen nahm Armgart an sich, um — sagte sie, ihn selbst abzugeben. — Der Tante klopfte sie noch vor dem Frühstück an ihre Tür mit den Worten: „Also die Mutter kommt —?" — „Ja, Armgart!" hieß es hinter der Tür. „Aber ich sage dir, daß ich Schonung verlange! Wir gehen Tagen entgegen wie dem Jüngsten Gericht —!" — Das starke Wort schnitt alles Widersprechen ab. Trotz des „Jüngsten Gerichts" rauchte der Onkel, den Korridor entlang kommend, seine Pfeife und trug unterm Arm schweinslederne Chroniken, in welche die Urkunde eingelegt war. „Richtig, Armgart! Ja, auch das erreicht jetzt sein natürliches Ziel!" sagte er. „Ordne getrost deine kleine Welt einer höhern unter — heute Abend trifft deine Mutter ein; sei ihr ein gehorsames Kind! Ich bin entzückt von ihren Briefen. Daß sie mit meinem Bruder nicht zusammentreffen will, versteht sich von selbst — Solche aus dem Verstand geschlossene Aussöhnungen erhalten sich nicht —!" — „So?" sagte Armgart. Aber schon lenkte sich des Onkels Aufmerksamkeit auf eine gewaltige Erschütterung der Luft. „Sieh, sieh!" unterbrach er sich und horchte auf — „Das ist die Salve der Husarenkarabiner, die dem Landrat ins Grab mitgegeben wird!" Noch eine zweite folgte. — „Still! So ehrt man einen ehemaligen Krieger —!" Eine dritte. — „Ruhe seiner Asche —!" — Der Onkel klopfte auch die Asche seiner Pfeife aus und ging. Armgart dachte bei diesen kriegerischen Ehrensalven an ihren Vater, den Oberst, und blieb um so fester bei ihrem Entschluß zur Flucht. Nur deshalb schwieg sie zu allem und entfernte sich ruhig.

Im Laufe des Vormittags entwickelte sich die wunderbare Begebenheit der entdeckten Urkunde immer mehr in ihren Folgen und in den Nachklängen, die ein solcher Vorfall in den Gemütern hervorruft. Die einen fanden hier einen Triumph der alleinseligmachenden Kirche; die andern beklagten im stillen die gestörte Aussicht auf merkwürdige und unterhaltende Veränderungen. Mancher aber auch hätte wieder fürchten müssen, in seinem bisherigen Verhältnis wenn nicht zu Westerhof, doch zu den übrigen Besitzungen der Dorstes gestört zu werden. Diese jubelten. Bei wieder andern zeigte sich jener Zug der menschlichen Natur, der sich selbst an Unangenehmes nicht gern umsonst gewöhnt haben will. Die Tante merkte hie und da dergleichen und sagte einigen der so sonderbar erstaunenden Besucher:

„Es ist Ihnen wohl gar nicht einmal recht, daß wir hier im Besitze bleiben —?"

Mit dem geraubten Briefe auf dem Herzen, im Herzen zunächst mit dem Gedanken an eine Anfrage um den Vater bei Hedemann, irrte Armgart im Schlosse unter den Maurern und Zimmerleuten umher und ließ sich die Reden gefallen, die ihr die Tante hielt und die ihr sogar auf die Letzt freundlich zusprachen, ja schmeichelten. „Armgart", sagte sie mit Herzlichkeit, „liebes Kind, ich wüßte doch gar nicht, was mir Freudigeres begegnen könnte, als gerade in diesen aufgeregten Stimmungen solche Beruhigung! Morgen muß ein Hochamt in St. Libori gehalten werden — Müllenhoff wird sich schon herausreißen und der Domherr ist ja da — ein Hochamt des Dankes für diese längst ersehnte Stunde! Ich hatte ja nur diese eine Schwester! Und liebte sie immer! Ach, eine trostreiche Versöhnung —! Auch Angelika Müller hat mir einen rührenden Brief aus Paris über ihre vorjährige Begegnung mit Monika geschrieben! Monika war immer ein seltenes Wesen! Zu jeder Zeit! Ich glaube, ich kann sie nicht mehr von meinem Herzen lassen! Ja und wie freue ich mich auch dieses Besuchs um Terschkas willen! Der Arme muß in der Tat durch den Fund der Urkunde vernichtet sein! Ja schon vorher kam er von Schloß Neuhof, wie seiner nicht mehr mächtig. Es muß ihm bei dem garstigen Präsidenten Unangenehmes begegnet sein! Er verehrt deine Mutter — Sie wiederzusehen, das wird ihn emporrichten!" Dazu lächelte die Tante dann auch noch, wenn auch vielleicht nur aus Schadenfreude über die so übel abgeführte „ketzerische" Linie.

Ein Tag war es dann, an sich so hold, so freundlich, hellsonnig, ganz gemacht zum Empfang von Glückwünschen, die auch von allen Seiten kamen. Sogar die Leidenden, die bei dem durch die Brandverwüstung ohnehin gestörten Behagen der Schloßbewohner vollends unbequem waren, wurden heute von der Treppe entfernt, um all die vornehmen Besuche durchzulassen. Durch das Begräbnis des Landrats ließ sich in dieser Sphäre niemand stören. Um elf erschien Paula in den Vorderzimmern, nachdem sie ihr tägliches Amt verrichtet, beim Frühgebet die Kissen zu segnen, mit denen sie heilte. Aber sie sagte: „Meine Kraft ist hin! Diese Mittel helfen nicht mehr —!" — Man sprach ihr Mut und Fassung zu. „Nein," erwiderte sie, „ich bete auch nicht mehr wie sonst! Ich habe alle Andacht verloren —!" Schon kamen die Advokaten aus Witoborn. Sowohl derjenige, der gegen Rück prozessiert hatte, als der, der bisher in Rücks Auftrag verfuhr. Benno sagte: „Schon der Brand war hochverdächtig! Die Zerstörung des Archivs hatte nur die Veranlassung geben sollen, das falsche Dokument an einen Platz zu legen, wo man das Ding schon hundertmal hätte finden müssen —!" Benno tat diese Äußerung bei verschlossener Tür in Hedemanns Hause, wo Benno wohnte. Bonaventura hörte sie und war gleicher Mei-

nung. Er wisse, daß ein Verbrechen dieser Art, wie es nun, sagte er, vielleicht in Westerhof stattgefunden, irgendwo — den Ort kenne er nicht — im Werke gewesen. Bickert, der noch lebte, durfte nicht genannt werden; Hammakern nannte Bonaventura. Benno ging im Zimmer auf und nieder und rief: „Ich sage mich von Rück los! Noch heute reise ich zurück! Er ist ein Schurke! Ich kündige ihm meine Stellung und — ich sage es ihm auch, warum ich es tue —!" — Thiebold kam vom Begräbnis des Landrats und drängte mit den Rüstungen zur Abreise. Wenn er auch den Zweifeln des Geistlichen und des Freundes beipflichtete, so störte er doch den vollen Erguß der wehmütigen und gegenseitig wohlverstandenen Empfindungen zwischen Bonaventura und Benno. Aber hätte sich auch alles ausklagen können, was hier vergebens nach Worten rang, welcher Rest blieb nicht noch im Herzen Bonaventuras allein zurück — beim Hinblick auf den trauernden Freund und dessen Ursprung —! Als dann von Armgart die Rede kam, von Terschkas Werbung um sie, erwiderte Bonaventura festen Tones, mit sicherer Bestimmtheit und zum größten Erstaunen der Freunde: „Darüber gebe ich Beruhigung. Hier sehe ich bis jetzt nur das unbedingt Unmögliche!"

Frau von Sicking, die zu jener Gattung der weiblichen Tartüffs gehörte, bei denen man ihrer Unergründlichkeit wegen besser tut, ihre Gottseligkeit anzuerkennen und sie für das zu nehmen, wofür sie erscheinen wollen, hatte bei ihrem Besuch Westerhofs Lucinden mitgenommen und ließ sie in den Vordergrund treten. Gräfin Paula ging ihrer ehemaligen Gesellschafterin im orthopädischen Institut herzlich entgegen. „Sie sind es, Fräulein Lucinde —!" sprach sie, Lucinden die Hand reichend. „Erst so wenig Jahre getrennt, und eine Ewigkeit ist es —! Meine Tante Benigna von Ubbelohde das! Meine Freundin Armgart von Hülleshoven —!" Nun kamen die Damen an die Reihe, die anwesend waren, aus dem Stift, aus Witoborn, von den Schlössern. Paula stellte mit mildester Miene die Nächsten vor und erst, als sie an Bonaventura gekommen, stockte die Rede.

Bonaventura verfärbte sich über den vorausgesehenen und doch so plötzlichen, unerwarteten Anblick, wurde dunkelrot und verneigte sein Haupt — was die ihn eben anredende Frau von Sicking für eine Begrüßung ihrer eignen Person ansehen konnte. Er sprach auch zu dieser und doch rief es nur in seinem Innern: Paula und Lucinde zusammen —! War es wie Tag und Nacht, die da zusammenstanden, dann drückte nicht die bräunliche, schwarzäugige Lucinde, mit ihren starren Augenbrauen und aufgeworfenen Lippen die Nacht und Paula mit ihrem blonden Haar und ihren rosig lichten Wangen den Tag aus — es war umgekehrt: Paula war die träumerische Nacht, die Nordlandsmaid, die Mondpriesterin; Lucinde der Tag, die Tochter tropischer Zonen, die Sonnenjungfrau. Dort Gefühl und Ahnung in jedem Blick, gestaltungsloses Sehnen, krank-

hafte Gebundenheit der Sinne; hier Verstand, Wachsamkeit, Willenskraft, Beherrschung der Leidenschaften bis zu schneidender Kälte. Beide in Trauertracht — Paulas Kleid ein glänzender, rauschender Atlasstoff; Lucindens ein hochgehendes, den braunen Hals verdeckendes geflammtes Moiré. Paulas Haar niedergleitend über die Schläfe in langen Locken, im Nacken die Flechten in schwarzen Kreppbändern verloren. Lucinde, ihren Hut mit der Reiherfeder tragend — Sie gab sich so, daß die adeligen Herrschaften Mühe hatten, aus ihrer bewundernswürdigen „Turnüre" heraus die „Schulmeisterstochter" zu erkennen, als die sie ihnen allen wohlbekannt war.

Frau von Sickings vorgestern schon beabsichtigter Besuch hatte erst heute zur Ausführung kommen können und Lucinde kam in der Tat zum Willkommen und Abschied zugleich. Ihre nächste Mission war erfüllt. Wohin Hubertus den Brandstifter geborgen hatte, das erfuhr sie nicht. Gestern nacht aber noch beim Abendgebet im Münster hatte Hubertus wieder hinter ihr gekniet und gesprochen: „Alles, was Sie wünschen, ist geschehen! Seien Sie ruhig, ziehen Sie in Frieden, und sorgen Sie nur für die beiden Eremiten, die in der Residenz des Kirchenfürsten, und wenn sie mit den ersten Lerchen nach Rom ziehen sollen, dort einen Anwalt bedürfen werden —!" Schon in Witoborn hatte sie gehört, daß zwei Franziskaner aus Kloster Himmelpfort entsprungen wären und sich im noch winterlichen Walde umtrieben, um dort als Eremiten zu wohnen. In Westerhof hatte sie sich von ihrem Entsetzen über den Anblick der Brandstätte bald gesammelt, ihre auf den Tod bangen Empfindungen über „den falschen Isidor", der auf so fragwürdige und in ihren Folgen entscheidende Weise die Gräfin zur reichsten Erbin des Landes machte, leidlich geordnet, ebenso wie über den Anblick einer Ekstatischen, die zur heiligen Hildegard erhoben werden sollte und doch nicht im Traumschlaf sah, wo — Dionysius Schneid verborgen steckte und mit welcher Angst erfüllt Nück auf Lucindens Rückkehr von einer Reise harrte, deren Zweck nur halb gelungen war.

Frau von Sicking war im vollen Strom der Erörterungen. Beileidbezeugend über den Brand, glückverheißend zum Fund der Urkunde. Ihre Sprechweise war leise. Alle räumten ihr den Vorrang ein, daß man schwieg, um sie besser hören zu können. Alles saß. Nur Bonaventura stand ans Fenster gelehnt. Auch Armgart stand an Paulas Stuhllehne. Sie hielt die Hand der Freundin, um das Zittern derselben zu mildern. Bis zu einem so weit gehenden Überblick aller Beziehungen, daß Armgart auch Bonaventura am Widerstreit dieser beiden Mädchennaturen aufs mächtigste beteiligt sah, reichte noch nicht ihr geistiges Auge. Lucinde sprach harmlos mit ihr vom letztsommerlichen Begegnen an der Maximinuskapelle und von Benno, der auf Schloß Westerhof wenig zu betreffen war. Sie erzählte der jungen Gräfin vom orthopädischen Institut, dessen Vorstand, einigen jungen Mädchen, nach denen Paula fragte, jenem

Kuratus Niggl, der die armen Verwachsenen, Blinden und Lahmen bei sich zum Kaffee lud. Sogar Bonaventura wurde von ihr völlig harmlos ins Gespräch gezogen. Mit Niggl und Hunnius war er zum Priester geweiht worden. Auch ein Wort über den Tod Hendrika Delrings konnte nicht ausbleiben, ebensowenig wie die Kunde über Treudchen, die ins Kloster gegangen wäre. Bonaventura blieb dabei in solchem Grade erregt, daß er selbst zu fragen anfing. Wie hat nicht jener große Staatsintrigant so recht gehabt, als er sagte: Die Sprache ist erfunden, um unsere Gedanken zu verbergen —! Das Gespräch wurde allgemeiner beim Berühren der beiden Klosterflüchtlinge. Sie hatten sich in einen hohlen Eichstamm eingenistet. Man gab als Ursache der Flucht einen Streit mit dem Provinzial an. Der Name Hubertus weckte die Erinnerungen an die Rettung des Dieners, den die meisten, auch seine zerstreute und fahrlässige Herrschaft, im Spital von Witoborn glaubten. Lucinde konnte sich sammeln und Kraft gewinnen, um den Namen Klingsohr und das fortgesetzte Anblicken der Damen zu ertragen. Sie behielt ihr bleiches Inkarnat und zuckte kaum mit den Augenwimpern. Nur Bonaventuras Auge suchte sie zuweilen und dieser schlug dann vor ihr, er wußte leider warum, das seinige nieder.

Frau von Sicking sagte dem Domherrn die schmeichelhaftesten Dinge — jetzt auch, als ob sie ihre geheimsten Abneigungen erraten glaubte, aufgetragen Lobendes über seine Mutter. Eine Gräfin von Schorum-Styrum kam heute schon von Schloß Neuhof herüber, wo die Kunde von den beiden Mönchen eine nicht geringe Sensation erregt hatte. Der gesetzliche Sinn des Präsidenten, der sich einer solchen kecken Nutznießung seines Waldes mit Hilfe der Gendarmen erwehren wollte, war überstimmt worden durch seine Gemahlin, die aufs dringendste gebeten hatte, dem frommen Verlangen dieser beiden Brüder nichts in den Weg zu legen. Man murmelte dem Berichte Beifall. Bonaventura mußte im Namen seiner Mutter danken. Er bemerkte darüber Lucindens Lächeln. Triumphierend schien diese sagen zu wollen: Das alles, was ich hier sehe und höre, sind die Opfer, die mir der Gott der Rache bringt —! Sie ließ sich „Klingsohr" und wieder „Klingsohr" ans Ohr schwirren. Ihre Blicke spannen nur lange Fäden. Bald war ihr alles wie in einem großen Netz. Mit leiser Stimme flüsterte sie in die Schilderung des Lagers, das sich die beiden Flüchtlinge von Moos und Baumlaub in der Eiche und um diese herum gemacht hätten, ein Bedauern der Tante Benigna über den Brand und eine Schilderung des Eindrucks, den ihr die Flamme schon vom Schloß Münnichhof aus gemacht hätte. Auch der Onkel kam mit Nachrichten von den beiden entflohenen Mönchen und von der Requisition derselben durch den Provinzial — und sogar durch — Gendarmen. „Gendarmen —!" rief man fast einstimmig. — „Das duldet hoffentlich Herr von Wittekind nimmermehr!" rief Frau von Böckel-Dollspringe-Sandvoß. — „In seinem

Walde kann er geschehen lassen, was er will!" hieß es. Der Onkel erzählte, was er unten von den Jägern vernommen. Beide Mönche wohnten in der berüchtigten Eiche, wo der alte Klingsohr gefallen. Sein Sohn, der ehemalige Doktor, läge im Innern derselben auf einem Lager und läse sein Brevier. Hubertus hämmere mit der Axt eine Hütte und einen Altar und einen Kochherd um die Eiche herum. Die Nacht wäre noch eine Kälte von drei Grad gewesen. Jetzt glücklicherweise taue es. Die Bauern liefen scharenweise in den Wald und hülfen den Eremiten bauen und brächten so viel Nahrungsmittel, daß Hubertus den Scherz gemacht hätte, ob sie hier einen Verkauf halten sollten? Dennoch nahm er den Überschuß und schickte ihn ins Kloster, wo sich „nun wohl zwei Parteien bilden werden", meinte der Onkel lächelnd. Zurück wollen sie nicht, fuhr er fort, sich mäßigend, da niemand in seine Ironie einstimmte. Sebastus erbietet sich, für jeden, dem seine Fürbitte von Wert sein könnte, täglich so viel Rosenkranzgebete zu sprechen, als man bei ihm bestellt. Es war ein Wahrzeichen der Zeit mehr, ein hocherfreuliches, und die kluge Mutter Bonaventuras bebütierte durch die Duldung der beiden Eremiten mit gutem Erfolg.*) Bonaventura sah die Macht, die sie über den Präsidenten übte.

Endlich erhob sich Frau von Sicking. Lucinde mußte ihr folgen. Wie gab sie so sicher Paula die Hand und lächelte ihr und sprach vom Wiedersehen, vom Frühling, von Gesundheit und, leiser und demütig, von Paulas Wunderkraft! Wie versicherte sie, daß sie für Paula beten würde, und bat, daß dies auch Paula für sie tun möchte —! Bonaventura betrachtete das Bild mit bitterm Schmerz. Beide Frauen waren sich an Wuchs gleich; Paula hatte den jungfräulichen Reiz, der sie wie ein Hauch umwehte, Lucinde war wie Brunhild — bestrickend durch eine geheimnisvolle Kälte. Gegen Bonaventura verneigte sich Lucinde nur, wie sich's vor einem Priester geziemt.

War das dann ein Ausbruch von Urteilen, als Lucinde und Frau von Sicking gegangen waren! Alle Schleusen schienen aufgezogen und Paula und Bonaventura konnten sich eine Weile allein angehören. Die Blumen, die am Fenster blühten, die im Wasserglase gezogenen Hyazinthen, die behenden Goldfischchen in kristallener Schale, all dergleichen lieblich traulicher Vorfrühling, den beide in der Nähe des Fensters genießen konnten, hätte sie fortreißen sollen, das warme blühende Leben Atem an Atem zu empfinden und sich leise zu sagen: Wir, wir gehören uns doch —! Aber das lauschte und plauderte und klatschte um sie her. Es stand glücklicherweise nichts still, alles schritt vorwärts. Selig wogen durfte wenigstens die Brust und selbst ab und zu ein lauteres Wort der Vertraulichkeit auf die Lippen treten.

---

*) Der Vorgang ist tatsächlich.

Inzwischen fehlte Armgart, ohne daß man es sofort bemerkte. Sie war Lucinden und Frau von Sicking gefolgt, hatte Hut und Mantel und eine große Tasche ergriffen, die im Vorsaal zu ihrer Flucht bereit lagen, hatte in ihrem Busen den Brief Terschkas verborgen und schlich den sich Entfernenden an das Hauptportal nach. Als sie einstiegen, sagte sie rasch: „Lassen Sie mich mit, meine Damen! Ich habe in Witoborn zu tun! Vergeben Sie! Ich störe nicht! Ich sitze rückwärts —!" Schon saß sie. Frau von Sicking lächelte zerstreut und meinte, sie müßte dann aber einen Umweg machen, denn sie wollte erst nach St. Libori, um sich nach dem Befinden des Herrn Pfarrers Müllenhof zu erkundigen. — „Das tut nichts!" erwiderte Armgart in Hast. „Wenn Sie mir nur versprechen, mich von Ihrer Wohnung aus noch nach Witoborn fahren zu lassen!" — „Sehr gern! Demoiselle Schwarz kann dann gleichfalls nach Witoborn mit Ihnen fahren — wohin Sie ja wollten!" setzte Frau von Sicking wohlwollend und mit einem Blick auf Lucinden hinzu, die tiefbetrübt saß und Mühe hatte, ihre Nerven zu bekämpfen. Sie war jenem Weinkrampf nahe, der sie nach langer Spannung zu überfallen pflegte. Alles, was sie hätte in die größte Angst, in wahren Schrecken versetzen sollen, trat ihr gegen einen einzigen, mit Bonaventura zusammenverlebten Augenblick zurück. Allmählich jedoch schien sie geneigt, von Armgart Notiz zu nehmen. Sie erzählte einiges von ihrer Mutter, rühmte diese, gestand zu, einen Brief der Kommerzienrätin in Angelegenheiten ihrer Mutter empfangen zu haben, wandte sich dann in ihr Brüten zurück und nur noch einmal nannte sie den Namen Terschka. Sie erzählte und lächelte dabei, wofür sie Armgart hätte erdolchen mögen. An sich hatte Lucinde für Armgart nur ein vornehmes und geringschätzendes Mitleid. Solche kleine Welt, die „auch schon mitreden will", war ihr von je ein Gegenstand der Abneigung. Dennoch fing sie etwas zu scherzen an, als Frau von Sicking am Pfarrhause abgestiegen war, um sich nach dem Befinden des Pfarrers zu erkundigen und ihn womöglich selbst zu sprechen. Jetzt neckte sie Armgart mit den Namen Benno und Thiebold. Allmählich auch mit Terschka, den sie an jenem Jagdabend bei Tafel, trotz ihrer Aufregung, scharf beobachtet hatte. Ihr kluger Blick sah sogleich, wie die Augen Armgarts aufleuchteten, als sie, mit einem spitzen Messer in dem jungen Herzen bohrend, sprach: „Aber was rede ich denn! Terschka schwärmt ja für Ihre Mutter! Und jeder wird für die merkwürdige Frau schwärmen müssen! Zwar hat sie graue Locken, aber sehen Sie, dort liegt noch der Schnee auf dem kleinen Dachwinkel der Liborikirche und alles rings ist wie belebt von Frühlingsahnung. So auch — bei Ihrer Mutter!"

Dich kenn' ich jetzt ganz! hätte Armgart rufen, ja sich auf sie werfen mögen. Doch zerstreute sie Frau von Sickings Zurückkunft. Diese kam, bekomplimentiert von Müllenhoff selbst, der zwar

noch angegriffen aussah, aber heute unter keinerlei Umständen die Beratung mit den Gemeindevorständen in Sachen seines Dorfkonkordates hatte aussetzen wollen. Müllenhoff, die Verlegenheit und das Hochentzücken selbst, ließ den Bedienten nicht an den Schlag; er wollte selbst Frau von Sicking hineinheben und dabei auch die beiden andern Damen begrüßen. Eßbukett und Sammet und Seide taten es ihm immer an. Ohne Zweifel drückte er die zarten Glacéhandschuhe der Dame, die er in den Wagen hob. Wohl fünf Minuten lang sah er dem Wagen nach und würde sich aufs neue erkältet haben, hätte ihn nicht die Kathrein ins Haus fast zurückgezwungen.

Die weitere Fahrt wurde noch schweigsamer, als die frühere. Lucinde mußte über den Einfluß des persönlichen Priestertums auf die Überzeugungen der Frau von Sicking ihre Satire unterdrücken. Armgart verfiel, je mehr sie sich Witoborn näherte, in Angst und Wehmut. Sie hatte von Lucindens Wesen auf die Länge nicht ganz die Wirkung, wie Paula. Sie sah sie prüfend an, verglich den Eindruck, den sie ihr im vorigen Jahre machte, mit dem jetzigen. Sie fühlte sich minder durch sie abgestoßen, als damals. Sie erzählte bereits am Pfarrhause Lucinden, warum Paula nach ihr so oft ein aufrichtiges Verlangen trüge, und wurde daraufhin von Lucinden aufgefordert, Paulas Visionen zu erzählen, worüber man bei dem stattlichen Gitter vor dem Landhause der Frau von Sicking angekommen war. Diese stieg aus und bat Lucinden, das Fräulein nach Witoborn zu begleiten. „Man lästert wohl recht über mich auf Westerhof?“ fragte Lucinde seufzend. — „Auf Westerhof, da lästert man nicht! Aber in Heiligenkreuz, ja da stehen Sie schlecht angeschrieben. Das kann ich Ihnen sagen!“ — Lucinde warf die Lippen auf. Dann streckte sie die Hand aus und zog Armgart zu sich hinüber — Armgart hatte auf dem Rücksitz bleiben wollen. Ja sie hielt Armgarts Hand fest, so daß der Brief, den Armgart zu bedecken suchte, zum Vorschein kam; doch beachtete ihn Lucinde nicht. „So schlecht also hat man mich gemacht!“ wiederholte sie. „Und gewiß ist es die Unbescholtenste von allen, Fräulein von Tüngel, die mich am meisten lästert! Hassen Sie denn nicht auch die Dummheit? Diese Dame spekulierte auf einen armen Phantasten, der sie allerdings um meinetwillen nicht mochte —“ — „Jérôme von Wittekind! Ich weiß alles das! Und — Ihr — Ihr Doktor Klingsohr —! Den trägt man Ihnen auch — bitter — und wahrhaftig mit allem Recht nach!“ — Lucinde zuckte die Achseln und sagte: „Den werd' ich doch wohl nie geliebt haben können! Sieh, sieh, weißt denn du auch schon, was Liebe ist —?“ unterbrach sie sich und bewirkte damit, daß Armgart über den vertraulichen Ton erschreckend von ihr abrückte. „Ja Fräulein Lucinde! Sie sollte eigentlich jeder meiden!“ — „Das spricht Armgart! Ihre Mutter kommt heute und Sie fliehen vor ihr —! Wohl gar wieder mit

zwei jungen Männern —!" Armgart wurde über diese Replik nicht wenig rot, fand aber diese Entgegnung ganz in ihrem Sinn. „Alle Welt weiß ja schon von Ihrem Vorsatz! Ich lasse den Wagen halten und verhindere neue Torheiten, die Sie begehen!" — „Lucinde —!" — „Sagen Sie gleich, wo wollen Sie hin?" — „Zu Hedemann —" — „Dort finden Sie Ihren Vater!" — „Wissen Sie das gewiß —?" sagte Armgart, sprang auf und sank durch die Bewegung des Wagens auf Lucindens Schoß. „Dann flieh' ich zu den Klarissinnen ins Kloster! Oder in den Wald zu den Eremiten — oder in die weite, weite Welt —!" — Lucinde mußte Armgart, die sich loswand von ihrem Schoße, freigeben. Von einem Schauder der Erinnerung an ihr eigenes Wandern in die weite, weite Welt ergriffen, betrachtete sie das aufgeregte Mädchen halb mit Lachen, halb mit Rührung und ließ sich Näheres von Armgarts Gelübde erzählen. „Lucinde," schloß Armgart tonlos, „du kannst Latein, Italienisch, hast unsern Glauben angenommen — aber ich fürchte mich doch vor dir —" — „Weil ich so schlecht bin!" erwiderte diese und ihre schwarzen Augen vertieften sich mit einer ungewissen Sehnsucht in die braunen Armgarts. — „Du bist eine Schlange, eine Hexe, sagen sie —" — „Dann bin ich es auch! Darauf verstehen sich die Menschen und besonders die Frauen!" — Armgart kämpfte immer mehr gegen die Bestrickung durch eine so scharfe Ironie, die auch ihrer Lebensauffassung verwandt war. „Seit ich lesen kann, seit Paula in die Anstalt kam," fuhr sie fort, „habe ich dich fürchten gelernt ... Paula sieht dich in ihren Visionen fortwährend und nie gut!" — „Diese Visionen lügen, kluge Armgart! Diese Visionen sind nur Widerspiegelungen aus Paulas eigenem Innern. Glaube mir! Was würden wir nicht alles sagen und verraten können, wenn wir so plötzlich den Willen und die Selbstbeherrschung verlören! Paula sieht nichts, was außer ihr ist. Sie sieht nur Bilder der Erinnerung, ihres Wissens und sonstigen Ahnens und Fühlens. Sie spricht nur die Gedanken aus, die sich im Menschen unbewußt sammeln und ihm in den Mund kommen, er weiß nicht wie. Wenn du träumst, Armgart, ist es dir dann nicht gerade ebenso? Daß sie so, ohne es zu wissen, alles herausspricht, das ist freilich eine fatale Krankheit!" — Armgart dachte allen diesen Worten nach, sagte dann aber doch: „Du irrst, Lucinde! Sah sie nicht kürzlich den Vater des Domherrn?" — „Von Asselyn? Warum nicht? Sie beschrieb ihn, wie man eben vom Lande der Seligen träumt!" — „Nein, nein! Das wirkliche Italien war's, wo sie ihn sah! Terschka — bestätigte alles!" — „Unsere Vorstellung vom Paradiese ist so etwas wie Italien!" sagte Lucinde, schwieg dann aber und ließ Armgart recht behalten.

Dadurch wurde Armgart noch sicherer. „Dein armer Klingsohr!" fuhr sie fort. „Der liebt dich wohl noch jetzt! Wie weithin ist doch der schon berühmt! Noch im letzten Herbst wurden jeden Abend seine Aufsätze bei uns vorgelesen. Alle sagten dann: Das

ist der Sohn des Deichgrafen! Der, der um deine Lucinde, Paula, ins Kloster gegangen ist! Die Tante wollte nicht, daß ich erführe, was Liebe sei, und sagte: Ach was! Aus Schmerz um seinen Vater, aus Reue über sein Einverständnis mit dem Kronsyndikus ist er ins Kloster gegangen —!" — „Da hast du recht gehabt!" sagte Lucinde und fügte träumerisch hinzu: „Ein Kloster ist für vieles gut — das siehst du an deiner Mutter und an dir —! Also die Liebe solltest du nicht kennen lernen und nun kennst du sie doch? Herr von Terschka liebt jetzt statt deiner Mutter, glaub' ich, dich?" — Armgart ergriff Lucindens Hand und sagte mit erstickter Stimme: „Was sprichst du da?" — „Ich sah es neulich bei dem Jagdbankett. — Den Augen der Männer sieht man das bald an! Terschkas Augen verschlangen dich förmlich!" — „Lucinde —!" rief Armgart ablehnend — und doch verschlang auch ihr Auge die Augen Lucindens. — „Tu as la vogue! Auch Benno von Asselyn und Thiebold de Jonge lieben dich —!" Armgart nannte das Französische die Sprache, welche Gott geschaffen hätte, Dinge zu sagen, die sich andere Nationen zu sagen schämten. Als Lucinde über diese Äußerung lachte, fiel sie, sich von ihr abwendend, aber scherzend ein: „Wähle du dir einen davon —!" — Lucinde ging auf den Scherz ein. „Thiebold de Jonge zum Beispiel?" sagte sie. „Der ist reich und das ist was wert. Aber — was hilft mir ein Mann, dem ich sein Verstand sein muß! Dein Vater hat ihn aus dem Wasser gezogen. Mir würde er auf die Art — ewig im St. Moritz liegen! Immer müßte ich ihn an den Haaren halten! Seine Haare sind übrigens hübsch. Nun ja, mir recht! Um die Wahrheit zu sagen: ein echter Mann muß ein bißchen dumm oder lieber ein bißchen borstig sein, dann ist's eine Lust, ihn ziehen und zähmen zu können. Wahrhaftig, ich nähme lieber noch den Thiebold als den Benno!" — Armgart horchte einer Sprache, die sie — für frivol hätte erklären müssen und die sie doch fesselnd fand. — „Benno — der ist schön, interessant, aber — sehr eingebildet! Der ließe keine Frau aufkommen! Immer würde er ihren Verstand mit Ironie behandeln. Nein, nein, diese Männer, die sich so klug dünken —" — Armgart hielt jetzt entrüstet Lucinden den Mund zu. — „Terschka freilich —" fuhr Lucinde fort. — „Das ganze Kapitel verstehst du nicht!" — Lucinde machte sich frei und fuhr fort: „Terschka — das denke ich mir nun so: — Terschka ist Graf Hugos Freund. Geht deine Freundin Paula nach Wien — denn so kommt's nun ja seit dem Fund der Urkunde — so wirst du folgen wollen und da — macht sich denn alles ganz natürlich —" — „Nach Wien?" unterbrach Armgart. „Ich nach Wien? Wer geht nach Wien?" — „Paula!" — „Sie geht in ein Kloster! Wie ich! Nur — daß ich schon heute gehe!" — „Pah! Ihre Aufgabe," sagte Lucinde, durch Erinnerungen an Paula zerstreut und das „Du" wieder vergessend, „die Eltern zu versöhnen, ist nicht so schwer. Es ist wahr, Ihre

Eltern hassen sich; aber es gibt einen Haß als unmittelbaren Gegenpol der Liebe, der bei günstiger Gelegenheit auch wieder in Liebe umschlagen kann. Man haßt dann nur, weil man eben nicht liebt. Das ist ein großer Unterschied vom gewöhnlichen Haß. Schüttle nur dein liebes Köpfchen — du verstehst das alles noch nicht. Tage- und wochenlang nur immer auf einen denken, immer nur für dessen Widerlegung, wenn er uns mißverstand, leben, dem zum Widerspruch, aber auch um den nur allein das Höchste und Kühnste beginnen, malen, dichten, philosophieren, entbehren —! Alles das hat, ich weiß es vom Oberprokurator Rück, auch deine Mutter getan, und keiner ist ihr bei all ihrem Zorn und ihrem Schmerz dabei gegenwärtiger gewesen, als eben immer der Mann, der sie früher bändigen wollte, ehe sie die Lust der Freiheit gekostet oder, wie man auf deutsch richtiger sagt, gebüßt hat. Und wenn ich mir den Obersten vergegenwärtige, den ich kenne, den ich gesehen und gesprochen habe —" — „Wo —?" fragte Armgart und hing an Lucindens Lippen mit bebender Erwartung und hielt krampfhaft ihre Hand. Daß diese ihr eigenes Verhältnis zu Bonaventura beschrieb, wußte sie nicht — so leidenschaftlich konnte sie sich eine Liebe zu einem Priester nicht denken. „Dein Vater," fuhr Lucinde fort, „kam mir bei einem allerdings sehr kurzen Begegnen in Kocher am Fall, als ich dort aus der Dechanei verbannt, umirrte und auf eine neue Stelle wartete, wie eine Natur aus Granit vor — lieben könnt' ich ihn nicht. Ihre Mutter, die sieht nicht, glaube ich, die Bibliothek, die in seinem Innern aufgebaut ist von zehntausend Bänden Weisheit! Sein Bruder, Ihr Onkel Levin, hat diese Bibliothek auch im Kopf, ich hörte das heute; aber bei ihm liegt sie wirr und kraus durcheinander, bald orientalisch, bald spanisch, bald kocht er Gold, bald Seife. Der ist nicht einmal das Konversationslexikon, wo es doch wenigstens nach dem Buchstaben geht. Aber bei Ihrem Vater — da sieht man keinen einzigen Titel, keinen Einband, kein Schubfach, keine Rolltreppe — da ist alles verdaut und wirklich Fleisch und Blut geworden. Denke dir, Armgart — diesen Magen! Diese Gesundheit! Und deine Mutter — die ist dann gerade ebenso. Sie liebt deinen Vater, sowie sie ihn sieht — auf der Stelle! Falls freilich nicht dein höchst leichtsinniger, schlimmer, unheimlicher Terschka —" — Armgart hielt gerade Terschkas Brief in ihrer Hand und legte diese mit dem Brief auf Lucindens Mund. — „Nein! nein!" sagte Lucinde beruhigend und wiederholte halb spottend das allbekannte Gelübde Armgarts: „In der Rechten die Mutter, in der Linken den Vater und so beide fürs Leben verbunden —!"

Ein Schweigen trat ein. In Witoborn, wo es des Tages nicht bloß zu jeder Stunde, sondern im Grunde immer läutet, hämmerte bereits der unruhige Hinkbote, der in jedes Jesuitenturms Glocke sitzt. Das ging wie der erste Anstoß an einen Sägemann auf dem Weihnachtstisch. Armgart bat Lucinden, den Wagen noch eine Weile

auf den Wällen langsam hinfahren zu lassen. Das Wetter war so schön. Sie wollte zu Hedemann, wollte nach der Ankunft des Vaters fragen und dann zu den Klarissinnen ins Kloster. Lucinde tat alles, wie gewünscht, und beugte sich zum Schlag hinaus, um mit dem Kutscher zu sprechen. Dabei entglitt ihrer Brust das Kreuz. „Du bist katholisch geworden!" sagte Armgart, es ihr zurücksteckend. „Weißt du auch, was katholisch ist —?" — „Katholisch sein heißt einen geheiligten Willen haben!" antwortete Lucinde. — „Das ist recht!" wallte Armgart freudig zustimmend auf. „Wenn ich Hedemann gesprochen habe und ehe ich ins Kloster gehe, beten wir im Dom zusammen?" — „Mir fehlt die Zeit dazu — ich reise schon heute!" entgegnete Lucinde ausweichend. „Ins Kloster!" setzte sie nach einer Weile hinzu und gedachte Treudchens, die gleichfalls nur einen vorübergehenden Schutz im Kloster suchte und dort nun vielleicht für immer blieb —! Plötzlich ergriff sie den Brief, den Armgart, gedankenabwesend wie sie war, noch immer in der Hand hielt. Sie wollte vom Gespräch über ihre eigenen Pläne und Absichten abkommen und sagte: „Das ist ja ein Brief an Ihre Mutter! Haben Sie diese wunderlich kleine Handschrift?" — „Nein — Herr — von Terschka ..." — Lucinde nahm den Brief, verglich den Umstand, daß Armgart diesen Brief mit nach Witoborn nehmen konnte, mit allem, was sie aus Armgarts Mienen zu lesen glaubte, und sagte: „Dieser Brief sollte Ihre Mutter wohl in Westerhof begrüßen — nicht wahr? Und nun sind Sie neugierig, was Terschka Ihrer Mutter schreibt — wie er ihr schreibt — besonders während er auch Ihnen den Hof macht zu gleicher Zeit —? Machen Sie doch den Brief des leichtsinnigen Mannes auf!" — „Lucinde —!" rief Armgart und wie wenn einer Mutter ihr Kind ins Wasser stürzt, griff sie nach dem Brief — Lucinde gab ihn zurück. Was hatte sie aber schon getan? Mit einer einzigen Bewegung des Fingers hatte sie unter die Klappe des Kuverts gegriffen und diese abgerissen. So gab sie den Brief geöffnet an Armgart zurück. Es war eine Regung ihrer alten Natur. Lucinde lachte Armgart aus. — „Abscheuliche! Jetzt erkenn' ich dich ganz!" rief diese, unvermögend, sich zu mehr als zu einigen Worten zu sammeln. — Lucinde konnte nicht aus dem Lachen kommen. — „Schändliche! Schändliche!" — „So lesen Sie doch, liebes Kind!" — „Ich verbitte mir —!" — „Was?" — „Sie verdienen —" — „Einen Kuß!" — „Demoiselle Schwarz! Lassen Sie Ihre Vertraulichkeiten! Wie kommen Sie überhaupt darauf?" — Voll Zorn rief Armgart dem Kutscher, zu halten.

Der Wagen hielt. Es war am Eingang in den Witobachgrund. Die Mühlen rasteten eben. Es war ringsum still. Der Bediente sprang herunter und öffnete den Schlag. „Warum haben Sie mir das getan —!" lenkte Armgart wieder zum alten gütigen Ton ein und hielt den Schlag noch zu.

Lucinde, verletzt durch das plötzliche Herauskehren der adeligen Anmaßung Armgarts, wandte sich ab und tat, als verlöre sie mit solchen Possen nur ihre Zeit.

„Oh, ich sehe es zu gut," sagte Armgart weinend, „daß Ihr Übertritt zu unserm Glauben nichts als Heuchelei war! Ja, Sie sind eine Schlange, die sich erst warm am Herzen einnistet und dann Blut saugt! Darum flieht auch alles vor Ihnen! Und ich, ich ließ mich betören! Gerade wie die armen jungen Mädchen damals auf den Streckbetten! Nun fühle ich den fürchterlichen Stich im Herzen wieder wie damals, als ich Sie zum ersten Male sah —!" — Lucinde zeigte auf den geöffneten Wagenschlag, auf den Bedienten, wandte sich ab und beachtete Armgart nicht länger. Nur den Mantel zog sie fester an sich, da ihr der offenstehende Schlag kalt machte. Armgart stieg zaghaft aus. Noch einmal wollte sie grüßen, auf Verständigung warten. Doch erhielt der Bediente einen Wink, der den Kutscher bestimmen sollte, schnell weiterzufahren. Beide Mädchen trennten sich, wie wenn eine Melodie mitten in ihrem schönsten Fluß durch das Reißen einer Saite unterbrochen wird.

19. Die Mühlen.

Die Witobach hat bei Witoborn eine Biegung, die einen alten Gefängnisturm, jetzt das Hauptwerk des ganzen Mühlenbetriebs, wie auf einer Insel liegend erscheinen läßt. Hier und da wird der Weg von alten durchbrochenen Mauern und großen Schuppen durchkreuzt. Hier wollte Armgarts Vater seinen künftigen Wirkungskreis eröffnen und eine „Erfindung des Satans" befördern helfen — Papier machen —! Daß doch auch die Gebetbücher und Breviere des Papiers benötigt waren, diese Erwägung gab Armgart eine gewisse Erkräftigung gegen die strengen Vorwürfe, die man dem Beginnen des Vaters machte. Aber — welch ein rätselhaftes Wesen allerdings im Papiere liegt, das fühlte sie ja an dem Briefe, der ihr enthüllen konnte, was und wie Terschka ihrer Mutter zu schreiben wagte.

Armgart schritt mit ihrem Bündelchen dahin wie die verstoßene Hagar. Schon in der ersten Häuserreihe der Straßen lag das freundliche Häuschen, wo Hedemann wohnte. Hier hatten auch Benno und Thiebold seit einigen Wochen gehaust, zwei Namen, die sie aus ihrem Leben ausgelöscht zu haben glaubte. Es war die Mittagszeit. Wenn sie beide noch nicht abgereist waren (ohne Abschied von ihr; wie hatte sich das alles verändert —!) so konnten sie eben das bescheidene Mahl ihres gastlichen Freundes teilen. Wenn sie ihnen dann über alles, was in ihrem Herzen vorging, Rede stehen mußte! Noch mehr, wenn der Vater wirklich schon angekommen war! Sie schritt wie bewußtlos dahin.

Auf einem der schmalen Stege und geländerlosen Brückchen, die hier zu überschreiten waren, begegneten ihr zwei Bekannte, der

bucklige Stammer und die Hebamme Frau Schmeling. Unwillkürlich erschauderte sie trotz des demütigen Grußes, der ihr von beiden Seiten zuteil wurde. Denn Stammer war im Kirchenbann und auch die Schmeling sollte hineinkommen! Auch von Hedemann hörte man, daß sich sein wahrer Kern zu Ostern beim allgemeinen Kommuniongang enthüllen würde. Die Eltern Hedemanns waren im Kirchenbann. Ja ihr eigener Vater galt für einen Freigeist, wie ihre Mutter —! Sie irrte wie am Scheidewege zwischen Himmel und Hölle und fürchtete die letztre um so mehr, als ihr das Gespräch mit Lucinden auf dem Herzen lag, die Erinnerung an Lebensmaximen, die sie verwarf und die doch einen Reiz auf sie ausübten.

Grinsend sprang der berüchtigte Musikant zur Seite. Auch die Hebamme schien ihrerseits betroffen, von dem allbekannten Stiftsfräulein mit Stammer zusammen gesehen worden zu sein. Sie knixte und erbot sich mit schneller Zunge zu jeder etwa begehrten Auskunft. Denn Armgarts zögernder Schritt verriet ihr, daß die junge Dame nicht wußte, aus diesem Labyrinth der kleinen Kanäle der Witobach herauszukommen. „Ich wollte zu Hedemann!" sagte Armgart. — „Der ist eben im Turm da oben, mein gnädiges Fräulein! Eben ging er die Treppe hinauf! Dort! Sehen Sie! Die Tür —!" Und Stammer deutete zu diesen Worten der Schmeling noch einen kürzern Weg an, wie Armgart zu diesem Turm gelangen konnte. Armgart schien somit das Glück zu haben, Hedemann allein zu treffen. Alles blieb ringsum still. Sonst hätte man so viel Worte hier ohne die lebhafteste Erhebung der Stimme nicht wechseln können. Sie betrachtete den Turm. Dieser mußte bewohnt sein. Eine alte Frau stieg von der Außentreppe nieder; in der Hand hielt sie einige Töpfe. Aus einem Verschlage, an welchem Armgart stillstand, sah eine Ziege heraus und bohrte mit den Hörnern an der Öffnung. An diesen Hörnern sah die Abergläubische die Nähe teuflischer Versuchungen. Vollends erst, als sie die aus dem Turm gekommene Frau nach Hedemann fragte und an der Antwort merkte, daß die Alte taub war. Nun stieg sie von selbst die Außentreppe hinan und trat in die offene Tür des alten Mauerwerks ein. Abwärts führte eine enge steinerne Treppe in eine Küche im Erdgeschoß, in die man hinunterblicken konnte und auf deren Herde verglimmende Kohlen lagen, aufwärts wurde Armgart von derselben Stiege angerufen und begrüßt. Hedemanns Stimme war es, aber sie sah ihn noch nicht. Nur die Füße bemerkte sie. Sie mußte den Kopf erst durch eine Falltür stecken, bis sie Hedemann von Angesicht sehen konnte.

„Fräulein Armgart, Sie sind es —?" — „Hier sind Sie ja wie in einem Gefängnis!" — „Das war hier auch ehedem so etwas! Der Turm gehörte zur Vogtei —!" Hedemann schien hocherfreut von diesem Besuch und setzte, als Armgart oben war, hinzu: „Aber darum ist es hier doch ganz angenehm! Kommen Sie nur

näher —!" Er öffnete ein in der Tat warmes behagliches Gemach. Die Fenster, kaum größer, als Schießscharten, aber ihrer vier und hochgelegen, erhellten den Raum, der mit einem in einem Alkoven befindlichen Bett, einem alten Lehnstuhl, einem Tisch und einigen Stühlen besetzt war. Tassen, Gläser standen auf einer Kommode. Es war eine kleinbürgerliche Wohnung. Um den Fußboden dieses Zimmers zu betreten, mußten dann beide innenwärts noch einige Stufen hinuntersteigen.

Armgart war glücklich, Hedemann hier oben allein sprechen zu können. Sie warf ihren Muff ab, band den Hut auf, lüftete den Mantel und rückte, um sich die Füße zu wärmen, dem behaglichen Ofen näher, der halb von Eisen, halb von Kacheln war. Hedemann begleitete alle diese Bewegungen mit den Worten: „Nun, das ist gut! Das ist gut!" — „Was ist gut, Hedemann?" — „Daß Sie nicht in Westerhof bleiben, sondern zu uns kommen! Heute kommt Ihre Mutter!" — „Sie wissen —? Und der Vater —?" — „Das ist recht, Sie halten am Vater!" — „An Vater und Mutter! Wie Sie's ja immer selbst sagten!" — „Ganz recht. Ärgert dich aber dein Auge, so reiß es aus! Mit der Mutter können Sie nicht gehen, ohne den Vater zu kränken." — „Ich weiß es! Und wann kommt der Vater?" — „Ich denke, jede Stunde. Sie sind ein gutes Kind! In Ihren Jahren gehören Sie schon dem Vater!" — „Ich will zu den Klarissinnen gehen, Hedemann, und dort so lange warten, bis mich beide abholen —" — „Da würden Sie den Schleier nehmen müssen! Denn daß diese beiden so zusammen kommen, wie Sie es, höre ich, verlangen, Kind, das würde lange dauern!" — „Nun denn — dann täte es ja auch so nichts —" — „Nonne werden—? Haben Sie schon gegessen?" fragte Hedemann aufwallend und wie von plötzlichen Gedanken ergriffen. — Essen und Trinken lehnte Armgart ab. — „Kommen Sie hinüber in mein Häuschen —! Benno und Herr de Jonge speisen heute nicht bei Tangermanns, sondern bei uns! Sie gönnen mir die letzte Ehre! Vielleicht überrascht uns zum Nachtisch — noch der Herr Oberst —" — „Nein, nein! Hedemann! Ich darf nicht!" — „Sie bleiben dann auch gleich drüben. Bei Ihrem Vater! Ja, dessen Schild und Ehrengarde müssen Sie hier werden —!" — „Sie wissen ja schon von Lindenwert, wie ich über alles das denke —" — „Ach, der Vater will keine Versöhnung!" — „Ich aber will sie!" — „Läßt sich ein Mann was vorschreiben?" — „Aber die Mutter —" — „Umstrickt Sie! Auf Westerhof ist gestern das große Los gezogen worden! Die Urkunde hat sich gefunden. Hahaha! Da mag es hoch hergehen —! Bleiben Sie getrost bei Ihrem armen, von allen gekränkten Vater!" — „Hedemann —" — „Wie alt sind Sie jetzt —? Sechzehn Jahre —! Warten Sie, ich kann es bis auf die Minute sagen!" Hedemann nahm ein großes Buch, das unter den Tassen und Gläsern lag und sich an seinem Einband schon als die Bibel zu erkennen gab. „Hier

stehen sie alle, die zu meiner Familie gehören — Auch Sie gehören gewissermaßen dazu!" — „Guter Hedemann! Aber hier kann ich nicht länger bleiben —" — „Sie — bleiben hier!" — „Ich gehe nicht nach Westerhof zurück, das verspreche ich. Aber ich will ins Kloster —" — „Sie bleiben bei Ihrem Vater! Da steht Buch Sirach: „Bleibe treu dem Freunde in seiner Armut —!" — „In seiner — Armut —? Das paßt nicht auf den Vater!" — „O doch! Reich macht Liebe, Ehre, Anerkennung, Gerechtigkeit! Erfährt man das Gegenteil davon, so ist man arm! Ja, Armgart, Sie müssen jetzt zum Vater halten! Sie müssen die Netze der Mutter fliehen! Westerhof sogar, die Tante, den Onkel, alle, die den Obersten nur lästern! O, die Rede Ihrer Mutter muß süß sein, gewiß! Erst aber müssen Sie dem Vater in die Arme fliegen — wie Jephthas Tochter, da er die Feinde geschlagen! Sela! Sechzehn Jahre sechs Monate und sieben Tage sind Sie alt! Da steht's!" — „Das kann ich nicht, Hedemann!" sprang Armgart jetzt auf. Sie erschrak vor des Mannes Bestimmtheit. „Wie könnt Ihr mir raten, so meiner Mutter weh zu tun —?" — „Der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen! spricht Paulus, sondern — doch wohl umgekehrt." — „Hedemann, adieu! Schickt den Vater zu den Klarissinnen! Ich folge ihm nur, wenn er mit der Mutter kommt —!" — „Klarissinnen hin und her! Der Rat des Herrn bleibt ewiglich! Sela —!" Mit diesen Worten machte Hedemann einen einzigen gewaltigen Schritt die vier oder fünf Stufen hinauf, die in das kleine Gemach von der Tür herunterführten. — „Was habt Ihr vor?" schrie Armgart entsetzt, als Hedemann die Tür geöffnet hatte und nach einer herunterhängenden Klingel griff. Dem Zusammensturz des Hauses gleich, so brausend begannen sofort die Räder der Mühlen ihre kreisenden Bewegungen, die schrillen Töne der Sägen, die ihren Weg durch eichne Bretter fanden, durchschnitten die Luft, das Wehr, das gestaut gewesen, entsandte seine Donnertöne. Hedemann hatte die Tür zugeworfen. Sie war eisenbeschlagen und eisenfest. Armgart suchte einen Griff, einen Riegel, um zu rütteln — selbst diese fehlten, die Tür war nur von innen durch einen Schlüssel zu öffnen und diesen hatte Hedemann abgezogen. Mit der Behendigkeit eines flüchtigen Wildes sprang sie die Stufen, die sie nachgefolgt war, wieder hinunter, riß einen der Stühle an die hochgelegenen kleinen, kaum einen Fuß breiten Fenster, griff hinauf, um eines, das nach außen vergittert war, zu öffnen — vergebens, von den Fenstern war gerade dies nicht zu öffnen —! Sie sprang wieder hinunter, rückte den Tisch an die Wand, kletterte hinauf, suchte ein anderes Fenster zu öffnen — hier gelang es. Sie schrie ins Freie: „Hilfe! Hilfe!" Aber der Ruf verhallte in dem Lärm des Mühlenwerks und des Wehrs so ohnmächtig wie das Summen eines Käfers. Kein Haus lag gegenüber, kein Weg führte daher. Sie konnte rufen und rufen und erschöpfte nur die Kraft ihrer Stimme und den letzten Rest des Mutes, den sie

dem so rasch ausgeführten Entschluß Hedemanns entgegensetzen konnte. Sie war Hedemanns Gefangene —! Aus seinen Bitten, die ihr noch im Ohr klangen von den letzten Augenblicken an der Maximiniuskapelle, waren Befehle geworden.

Nun saß sie wie vernichtet und ausgelöscht aus dem Leben. Allmählich entquollen ihr Tränen. Sie sah sich gestraft für eine Menge Sünden, die in langen trauervollen Bildern an ihrem Innern vorüberzogen. Sie sah sich gestraft gleichsam unmittelbar von Gott selbst. Die Bibel lag vor ihr, ein Buch, das sie wenig kannte und das auch ihre geliebte Kirche nicht empfiehlt. Hedemann hatte zwischen manche Seite Papierstreifen gelegt, manche Stelle unterstrichen. Epheser 6, 1: „Gehorsam seid, ihr Kinder, euren Eltern!" Und wie wenn sie eine Antwort gesucht hätte auf die Frage der Verzweiflung: Aber hab' ich denn nicht ein Gelübde getan? so fand sie an einer andern Stelle, 1. Samuelis 15, 22, die Worte unterstrichen: „Gehorsam ist besser, denn Opfer!" Aus ihren Träumen weckte sie nur das rauschende Rad und die donnernde Woge.

Vergessen war sie nicht. Sie bemerkte ein näherkommendes Geräusch. Es kam aus dem Ofen, der von außen geheizt wurde. Legte man noch Holz hinzu? Bald bemerkte sie einen vom Ofen herkommenden Speisegeruch. Sie ging hin und sah in der warmen „Röhre" ein starkes Brett mit einer Schüssel, worauf Suppe, Brot, Rindfleisch, Erdäpfel, Braten. Das befand sich dort wie hingezaubert. Die Speisen kamen von außen. Sie übersah den Ofen, der nur zur Hälfte im Zimmer stand und in seiner andern Hälfte eine Klappe hatte, durch die man einen hier Eingeschlossenen verköstigen konnte, ohne daß man selbst eintrat. Sie sah von ihrem Alkoven aus noch einen kleinen Raum, wo sich sogar Gerätschaften, um sich zu waschen, befanden, selbst einen Verschlag, den sie rasch wieder schloß. Der Turm war eingerichtet für einen längeren Aufenthalt eines hier oben völlig Isolierten.

Sie aß nun einige Löffel Suppe und stellte den Rest der Speisen zurück. Später nahm sie aber auch diesen noch — die Natur machte ihre Rechte geltend. Sie hätte sich schon zu fügen angefangen, wäre sie nur nicht so gefoltert worden von dem Rauschen der Räder. Das war, als rollte ihr eigenes Leben so um! Nun, dachte sie, geht Terschka aufs Schloß, die Mutter ist vielleicht schon da, die Geheimnisse dieses Briefes enthüllen sich, dein Liebesopfer verwirft das Schicksal, der Traum der Legenden ist — im Leben unmöglich!

Wieder weinte sie — und bald wieder vor Zorn. Sie untersuchte wieder Tür, Wände, Fenster, den Ofen. Die trennende Platte war von Eisen. Dann hoffte sie auf den Abend, auf den Stillstand der Räder, die Kraft ihrer jugendlichen Stimme. Nein, die Nacht läßt er dich nicht hier! sagte sie. In ihrem wilderregten Innern jagte sich Bild auf Bild. Bei allem verweilte sie, bei Lucinden, Bonaventura, Paula. Zum Bilde Paulas vor ihrer Seele erhob sie die

Hände und betete: „Freundin, schließt sich dein Auge, so frage deine Engel, wo ich weile! Man wird mich vermissen, wird mich doch suchen; du, du wirst sagen, wo sie mich gefangen halten —!" Nun weinte sie um die Verzweiflung derer, die nicht wissen würden, wo sie geblieben.

Wieder blätterte sie in der Bibel. Sie bedurfte auch deshalb dieser Zerstreuung, um des Briefes nicht zu gedenken, der sie immer magischer und unwiderstehlicher anzog. Sollte sie den Lehren, den fanatischen, Lucindens folgen und — den Brief lesen?

In der Bibel fand sie die Geschichten wieder, die ihr aus ihrem Jugendunterricht so lieb waren, die Erzählungen des Alten und Neuen Bundes. Sie verweilte bei Josephs Liebe zu seinem Vater, bei Absalons wildem Trotz, bei den Söhnen Elis und dem Ende derselben, das den Übermut strafte.

Auf der Kommode stand ein Feuerzeug, doch nur ein Licht. Es konnte nicht zu lange brennen und sie rechnete darauf, nicht zu schlafen und die Nacht an ihre Befreiung zu gehen oder wenigstens, wenn die Mühlen endlich innehalten würden, ihren Hilferuf zu erneuern. So verging die Zeit. Die Mühlen hielten nicht an. Es wurde dunkel, einsam und schauerlich ringsum. Sie sah sich nach ihrem Lager um. Schon ruhte sie auf ihm. Dann weckte sie aus ihrem unmutigen Hin und Her ein Gepolter des immer gleich warm bleibenden Ofens. Jetzt sprang sie rascher hinzu. Aber schon war die Bescherung da — ein Nachtessen, reicher, als die Tante abends der Gesundheit für zuträglich hielt. Die Klappe war unerbittlich sogleich wieder zugezogen. „Wer mag der Rabe sein, der mich nährt?" sagte sie, an den Propheten Elias denkend. „Die taube Alte?" Indessen — sie aß und nicht ohne Appetit und nicht ohne Besorgnis vor dem Geschirr, das in der Küche jetzt fehlen würde, da sie das vom Mittag noch zurückbehalten hatte, und nicht ohne guten Willen, es selbst zu waschen und in den Ofen zu stellen und dabei zu rufen: „Nehmt's lieber mit, ehe ich's zum Fenster hinauswerfe —!" Nach zu reichlichem Nachtessen pflegte sie einzuschlummern und bald deckte sie, zur Probe nur, das Bett auf. Da gab es allerlei Unordnung. Sie mußte ihren Hut aus dem Wege legen, die Kleider, die sie erst nur aufgeschnürt hatte. — Dabei fiel der Brief auf die Erde und die Einlage glitt aus dem Kuvert. Wie sie das Papier aufhob, war es ihr wie eine glühende Kohle. Sie sah das Wort: „Freundin —" ein Stich ins Auge. Sie hätte weinen mögen. „Freundin —!" Dies Wort verließ sie nicht mehr. Endlich entschlief sie.

20. Die Krönung.

Als Armgart erwachte, war es schon heller Morgen. Die Sonne fiel ins Zimmer. Der hellste Lichtglanz rief sie aus ihrem dunkeln Alkoven hervor. Die Besinnung auf ihre Lage kam sofort. Das Donnergeräusch um sie her hatte während ihres Schlafes vielleicht

aufgehört. Jetzt war die Luft schon wieder von demselben verwirrenden Geräusch erfüllt, wie gestern. Schwankend schritt sie aus dem Alkoven hinaus und sah sich in ihrem Gefängnisse um. Es war ihr, als hätte es gestern abend anders ausgesehen. Und bald auch bemerkte sie ein neues Licht. Auch frisches Wasser stand schon auf dem Tisch. So war also schon eine ordnende Hand hier beschäftigt gewesen, während sie schlief. Füllten sich auch ihre Augen, die noch von den gestern vergossenen Tränen gerötet waren, aufs neue mit den Zeichen des Schmerzes, so klagte sie doch Hedemanns Grausamkeit nicht mehr an. Sie wollte dulden, wofür sie ja das „Talent" zu haben glaubte.

Blinzelnd und erschrocken sah sie auf den zur Seite liegenden Brief. Er trug keine Spur, daß er gelesen worden. Letzteres wollte sie selbst tun, aber nur erst dann, wenn sie sicher zu sein glaubte, daß sein Inhalt sie nicht im Ertragen ihres Martyriums störte. Und doch, als sie gegen Mittag wieder im Ofen rumoren hörte, sprang sie auf und rief Drohungen und Zornausbrüche in die geöffnete Klappe, die sich aber sofort wieder geschlossen hatte. Niemand hatte auf ihr wildes Reden geantwortet. Wer verstand sie auch? Die gestrige Mittagsrast der Mühlen fand heute nicht statt.

Wenn Shakespeare seinen Menenius sagen läßt, nach Tisch wäre der Mensch dem Mitleid zugänglicher als mit leerem Magen, so stumpfen sich jedenfalls mit zunehmendem Behagen des Körpers die heroischen Entschlüsse ab. Nach dem Mittagsmahl konnte Armgart dem Verlangen nicht widerstehen, Terschkas Brief zu lesen. Mit jener Scheu, die sich beim Öffnen eines Briefes zuvor auch auf das Gegenteil dessen gefaßt gemacht hat, was man zu lesen wünscht, las sie noch einmal: „Verehrte Freundin!" Nun, sagte sie sich und hielt einen Augenblick inne, um neuen Mut zu schöpfen, doch nicht „Geliebte Freundin!" Aber nicht zu lange währte die Hoffnung auf einen Ton, der ihr hätte beweisen können, wie voreilig sie urteilte, wie überflüssig das Opfer war, das sie bringen wollte. Es folgte: „Ich grüße Sie in einem Augenblicke wieder, wo ich den Rat der weisesten Männer der Erde, die Hilfe der mächtigsten Gewalthaber anflehen möchte und wo ich doch niemand habe, dem ich mich vertrauen kann, als Ihr edles, Ihr starkes Herz! Sie, Sie sind die letzte Rettung meines Lebens —!" Schon hätte Armgart da aufhören mögen, aber die Buchstaben zogen sie unwiderstehlich an: „Wenn ich mich erinnere, wie mir Gräfin Erdmuthens gütige Freundschaft stets so nachsichtig war, wie die Gräfin für mich so oft bei Ihnen und Sie wieder bei der Gräfin gesprochen haben, so schöpfe ich Mut und denke mir, der furchtbarste Zusammenbruch meines Lebens läßt sich noch aufhalten! Ich habe in diesen Tagen Schmerzliches gelitten und viel gekämpft. Bedenken Sie zu den innern Erfahrungen, die ich für meine Person allein machte, noch die Schreckenserlebnisse auf dem Schlosse! Der Brand, der Fund jener Urkunde, die unsern Freund, den Grafen,

zum Schattenbilde seines Namens macht! Ich weiß es, diese Bekenntnisse meiner Verzweiflung werden Ihnen rätselhaft erscheinen. Sie werden Sie auf die Veränderung meiner Stellung zu Hugo und zur Gräfin, zu Ihrer mütterlichen Freundin beziehen. Aber das, was in mir vorgeht, liegt tiefer, tiefer —! Ewiger Gott, ich muß ein Ende machen mit dem Elend meines Lebens. Wir sprachen schon oft vom Wechsel der Religion. Dieser Schritt ist leicht für eine starke Seele, die sich ihre eigene Philosophie gebildet hat; aber bei mir würden damit Folgen verbunden sein, die meine Freiheit, nicht unmöglich mein Leben, zum mindesten die Fortdauer meiner gegenwärtigen Lebensstellung bedrohen. Aber gern wollte ich untergehen, wenn ich wenigstens eine Hand fände, die mir den Tod versüßte! Nur das eine, eine Glück, einen letzten Preis für den Rest meines Lebens errungen zu haben, wenn es sonst auch in Nacht und Grauen dahinführe! Ich weiß es, in den großen Prüfungen des Lebens bin ich schwach! Ich möchte nicht den Kampf mit dem Geschick zu herbe kämpfen und das vermag ich nur — durch Sie! Nur Sie blicken tief in das Menschenherz! Nur Sie können mit Engelzungen reden — reden, wo die irdische Sprache nichts Überzeugendes hat —! Ein Entschluß muß gefaßt werden. In vierundzwanzig Stunden schon kann für mich alles verloren sein. Deshalb schreibe ich Ihnen! Deshalb flehe ich fußfällig, gewähren Sie mir heute abend, wenn ich von Witoborn zurückgekommen bin und ich Sie den Umständen angemessen auf Westerhof begrüßt habe, eine Stunde zur Verständigung! Ich weiß nicht, wo es anders sein kann, als auf Ihren Zimmern. Um zehn Uhr ruht im Schlosse schon alles. Empfangen Sie mich, hören Sie mich an! Vielleicht schon am Morgen darauf will ich nach England, zu unserer teuern Gräfin, die nur durch Sie allein das richtige in meiner Sache finden kann! Denken Sie rein von mir, wie die Blumen sind, die Sie in meinem Namen zu begrüßen bereitstehen! Ich ahne, daß sich wiederum Ihre holdselige, liebliche Tochter der Umarmung der edelsten Mutter entziehen wird, aber auch sie wird Frieden stiften helfen für Ihre Brust und — für die meinige! Edelste Frau, Ihre Hand wird eine segnende sein! Aber ich muß Sie heute abend sprechen — ich muß — ich muß! Ihr Urteil, das ich hören werde, ist eines, ich versichere Sie, über Leben und Tod —! Ihr Terschka."

Falscher, gleißnerischer Bösewicht! rief Armgart aus, als sie diese Zeilen zu Ende gelesen hatte. Deinen Glauben willst du ändern, nur um die Mutter heiraten zu können? Das ist deine ganze Verständigung! Und daß sie dann deinem Beispiel folgen möge, dazu willst du sie überreden! So urteilte Armgart. Armer Terschka! Du wolltest unter dem Schutz der Gräfin Erdmuthe nach England entfliehen und mit deiner Vergangenheit brechen —! Armgart las aus deinen verzweifelten Hilferufen nur die Liebe zu ihrer Mutter. Sie rannte auf und ab, starrte den Brief unausgesetzt an und floh wieder die Buchstaben wie Nattern. „Das also ist die aufgedeckte Seele

dieses Menschen! — Das ist der Abgrund der Wahrheit, den das Lächeln der Lüge, die Blumen des Scherzes so leicht verhüllen —! Namenloses Elend aller betrogenen Menschen —! O der Schimpf meines geliebten Vaters! Ich kann nicht, ich kann nicht erfüllen, was ich wollte! Die Mutter ist für mich verloren —! Vergib mir, o Himmel! Vergebt mir ihr alle, die ihr recht hattet, mich zu tadeln! Vergib mir auch du, Hedemann! Ich will dulden! Will hier bleiben, deine Gefangene! Schwände das Licht des Tages doch ganz und sähe ich nichts mehr, als Nacht und Dunkel, wie ein Kind im Mutterleibe —!" Ein solches Bild vom Kind im Mutterleibe zu wählen, war für Armgart nicht anstößig. Natürlichkeit und Wahrheit, wie sie eben beide verstand, gingen ihr über alles. Ihr Gemüt fand keinen Trost, als im Lesen der Bibel. Spät ging sie zur Ruhe. Da ihr Sein nur Schmerz und Ergebung geworden war, so schlief sie jetzt still und fest und träumte nichts Erschreckendes. Am Morgen hatte sie wieder den geheimnisvollen Besuch verschlafen. Gewiß war es die taube Alte, die indessen im Zimmer gewesen und aufgeräumt hatte. Armgart sah sich um und fand alles so friedlich und wohnlich um sie her — wie sie sich ihren Aufenthalt im Kloster gedacht hatte. Das Zimmer war warm, im Ofen fehlte ihr Frühstück nicht, auf dem Tisch stand das frische Wasser, auch ein neues und ein besseres Licht — Zeichen freilich einer noch vorauszusehenden längern Gefangenschaft. Nur eines konnte sie erst nicht fassen, was ihr heute morgen besonders neu und wohltuend war. Waren es Blumen? Die dufteten doch nicht. War es Musik? Jetzt erst bemerkte sie, daß es um sie her still war. Die Mühlen standen ja, die Wasser rauschten ja nicht, die Sägen schwiegen! Was ist das? erhob sie sich von ihrem Frühstück. Das ist der Himmel! Solche Musik liegt in der ewigen Stille nach dem Geräusch des Lebens! Unwillkürlich mußte sie die Hände falten.

Und vorgestern und noch gestern hätte sie dies plötzliche Schweigen um sich her benutzt zu ihrer Befreiung. Heute aber, wo sie endlich wieder auch Kirchenglocken hörte, rissen selbst diese sie nicht ans Fenster, drängten sie nicht, um Hilfe zu rufen. Das Läuten des Münsters, der Jesuitenturmglocke, der Dominikanerkirche — all diese Glocken konnte sie seit frühester Jugend unterscheiden — all diese Zungen der Luft redeten ihr nur zu, ruhig und ergeben zu sein. Sie sah in die Bibel und fand, daß die Psalmen und die Propheten mancherlei andere Worte sprachen, als sie jetzt im Münster hätte vernehmen können.

Es war ein bedeckter Frühlingsmorgen, Nebel verhüllten die schon hochstehende Sonne, Schnee und Eis waren geschmolzen. Armgart öffnete eines der kleinen hochliegenden Fenster, um die frische, verheißungsreiche Luft zu atmen. Da sah sie Menschen vorübergehen. Niemand blickte zu den kleinen Schießscharten des Turms, der sie gefangen hielt, empor. Auch waren die Wände so dick, daß ein hinter

den kleinen Scheiben befindliches Antlitz nicht gesehen werden konnte. Dabei hatte sie gar nicht das Bedürfnis, um Hilfe zu rufen. Ruhig stieg sie von Tisch und Stuhl herunter, ordnete ihre Kleider, flocht ihr Haar und schmückte sich mit der Einfachheit, die sie seit Jahren gewohnt war.

Gegen elf Uhr hörte sie ein näherkommendes Geräusch. Nicht vom Ofen her kam es, sondern vom Eingang. Sie hob ihr Dulderhaupt und sah ruhig auf die Tür, durch welche ohne Zweifel Hedemann eintrat. Sie wollte ihm nichts Zorniges sagen, ob sie gleich im ersten Augenblick eine auflodernde Wallung nicht unterdrücken konnte. Sie berechnete, Hilfebringende mußten wohl eiliger kommen!

Draußen ging ein Schlüssel. Die Tür öffnete sich. Armgart hatte sich nicht erhoben. Ruhig saß sie da, den Kopf auf die Hand gestützt und nur von ihrem Buche aufsehend. Da erkannte sie, Hedemann kam nicht allein. Einen Herrn und eine Dame ließ er vor sich eintreten. Die Besuchenden waren ein Paar. Sie kamen Arm in Arm. Die Dame war nicht groß, das Antlitz von einem schwarzen Schleier bedeckt. Der Herr erschien stattlich, frischen, gebräunten Antlitzes, den Kopf mit einer dunkeln Tuchmütze bedeckt, die rund herum ein goldener Streifen zierte. Hedemann sprach nichts. Die Besuchenden blieben oben an der Tür stehen und blickten auf Armgart und auf die Stufen hinunter.

Armgart überfiel eine seltsame Ahnung, ihr Herz schien eine Weile zu stocken. Ein Zittern ergriff sie, als sie einen Schritt weiter tun und den so lange auf sie Niederblickenden entgegengehen wollte. Da schlug die Dame den Schleier zurück. Lange silbergraue Locken quollen unter dem dunkeln Sammethut hervor. In den Augen der stummen, jugendlich schönen Frau, in den Augen des stummen Mannes blinkten Tränen.

Da stürzte Armgart auf beide schon die Stufen Herabkommenden zu und lag zunächst doch nur — in den Armen ihrer Mutter. Während dann auch Ulrich von Hülleshoven sein Kind an sich zog und in Armgarts Auge zu blicken suchte, blieb Armgarts rechte Hand noch in der linken Monikas ruhen und zugleich hielt Monikas Rechte die edle, würdige Gestalt des Gatten umschlungen. „Das ist ein Sieg nach langem Kampf! O Gott, o Gott! Was sind doch die Menschenherzen verkehrt —!" sagte der Vater.

Armgart sank in die Knie. Sie umschlang die Knie des Vaters und reichte der Mutter mit krampfhaftem Zittern die Hand. Dann blickte sie wieder zu ihnen beiden empor und sog mit ihren schwärmerisch irrenden braunen Augen gleichsam die Bilder der ihr bisher unbekannten Gestalten ein. Und wieder den Eltern mußte es sein, als sähen sie in einen See hinunter, über welchem Rosen und Lilien schimmern — in die tiefsten Tiefen dessen, was auf Erden und im Himmel schön und gut ist — vielleicht in ihre eigene Jugend. Hedemann faltete die Hände über seiner grauen Müllermütze und sagte: „Selig,

selig bist du, die du geglaubet hast! Denn es wird vollendet werden, was dir gesagt ist von dem Herrn!" Noch einmal traten Pausen ein, deren die vom höchsten Glück erschütterten Herzen bedurften. Dann folgten Verständigungen, diesen die Entschuldigungen Hedemanns. Monika sah in der von Hedemann ihr dargereichten alten Bibel die Stunde der Geburt Armgarts verzeichnet und zeigte dem Gatten das Blatt. Dieser warf einen schmerzlich lächelnden Blick darauf und zog Monika an sein Herz. Der Oberst schien ein Mann, der nicht schon mit der ausgetobten Jugend die sanfte zärtliche Empfindung verloren hatte; alles, was er sprach, war eigentümlich gemessen und bedacht, doch innig und wohltuend. Monika staunte nur immer und strich ihre grauen Locken wie in unbewußtem Träumen.

„Wo wir uns wiedergefunden haben?" erklärte endlich der Oberst. „Ja, nur beim Geist und bei der Wahrheit!" fiel Monika ein, zeigte auf die Bibel und stand neben der aufhorchenden, immer noch scheu vor ihr niederblickenden, immer noch zweifelnden Armgart wie eine ältere Schwester, so jung, so schön und noch keineswegs nur infolge der sie jetzt durchleuchtenden Verklärung. — Hedemann sprach vom „Kampf der Gerechten" und Armgart begriff eigentlich noch immer nicht, was die Eltern so plötzlich verbunden hatte. Aber ihre Mutter sprach: „Dein Opfer hat uns verbunden, Kind! Du bist das Kind meiner Schmerzen! Deine Gefangenschaft! Hier dieser Turm hat uns verbunden! Ist es nicht so? Hedemann! Wie danke ich Ihnen —!" Auch Ulrich von Hülleshoven wollte Hedemann danken, umschlang aber nur die Sprecherin und umschlang sie mit jener männlichen Würde, die den Ausbruch einer noch jugendlich regen Leidenschaft mildert. „Sie soll noch alles hören!" sprach er. „Nun aber kommt. Laßt uns im Triumph in Westerhof zeigen, was wir mitbringen! Nun erst ziehe ich dort ein! Anders wäre ich dort nicht aufgetreten!"

Noch schien die Aussöhnung das Werk einer vor wenigen Minuten erst gekommenen Verständigung zu sein. Monika schwankte noch wie ein vom Wind bewegtes Rohr. Kind und Gatten hatte sie in einem Moment gefunden.

„Wen nur nehmen wir noch mit?" rief der Oberst. „Die schwarze Hexe," sagte der Vater, „mit der du nach Westerhof entflohen bist, du Schwarmkind, ist nicht mehr da! Auch Benno und Thiebold sind abgereist —! Aber gestern noch suchte mich ein Herr von Terschka auf, der heute wiederkommen wollte — er wohnt auf dem vom Brande heimgesuchten gewesenen Schlosse! Wer begleitet uns im Triumph? Ganz Witoborn, möcht' ich, ginge mit!"

Armgart zuckte auf und blickte zur Mutter hinüber, die sorglos und nur von Wehmut ergriffen dastand. Monika sah es schon, offenbar gab das Herz des Kindes dem Vater den Vorzug. Sie sah dies an dem auf sie so sonderbar scheu und prüfend gerichteten Blicke Armgarts. — „Terschka suchte dich wie einen verlorenen Edelstein!"

fuhr der Vater harmlos fort. „Und das bist du ja auch! Terschka verdanken wir eigentlich alles! Nicht wahr, Monika —?" — Armgart hörte und hörte. Mit Hilfe Hedemanns reisefertig gemacht, ging sie schon wie eine Führerin voran. Eros, der Griechengott, leuchtete so mit der Fackel. Monika rühmte im Nachfolgen Terschkas Gefälligkeit. Der Vater war auffallend erfüllt von dem böhmischen Rittmeister. Ja, fast schien es, als hätte Terschka bei ihm um Armgart angehalten. Klar blickte Armgart über nichts und sah sich nur immer nach einem störenden Schatten zwischen ihnen allen um, zerpreßte den Brief, den sie auf der Brust verborgen trug und deutete noch dies und das nach dem Lügengeist, den sie gestern als den Beherrscher des Lebens erkannt haben wollte. Wie ist das nur —? sprach sie vor sich hin und zog Vater und Mutter sich nach in die freie Gotteswelt.

Jetzt begannen auch die Mühlen, die Wasser rauschten. Man stieg über die Schwelle des Turms. Die taube Alte sah ihnen verwundert nach. Unten standen Gesellen und Bursche und zogen die Mützen und weiter und weiter ging es. Durch die Bächlein, über die Brücken. Zu sprechen war hier nichts, nur zu sehen, nur der Druck der Hand zu fühlen. — „Der Turm da hat euch verbunden?" hauchte Armgart, als sie an den Wällen ankamen, wo in der Allee ein Wagen auf sie wartete, ein Kutscher von Westerhof in den Dorsteschen Farben. Sie schüttelte den Kopf und ihre lieblichen beiden Zähnchen blinkten. — „Ja! Die Seele des Turms!" sprach der Vater. — „Die Mühlen! Die Mühlen!" lachte Hedemann und bat Armgart, ihm zu vergeben. Damit nahm er Abschied. Er konnte nun nicht weiter folgen. So stiegen die Eltern und Armgart allein ein.

Im Wagen sah Armgart, daß der neue Bund ihrer Eltern in der Tat erst ganz vor kurzem geschlossen worden. Das Auge des Vaters ruhte mit gleicher Wonne auf ihr wie auf der Mutter. Das Auge der letzteren schien umflorter, als das seinige. Armgart dachte sich so die Braut- und Bräutigamswonne beim Heimfahren von der Kirche. „Du begreifst es noch nicht recht?" sprach der Vater zu ihr. „Und so ganz licht und hell ist auch die Zukunft noch nicht, mein Kind! Die Zeit der Kämpfe beginnt erst. Da aber, als ich mich nach einem Beistand dafür umsah, fand ich die besten Bundesgenossen. Weib und Kind!" — Auf Armgarts Staunen blinkte ihm Monika ironisch zu: „Sie lebt und schwärmt eben, sagt man, fast wie Paula!" — Armgart verstand nicht ganz, was die Mutter meinte, ahnte aber die Gedankenwelt, die Vater und Mutter hegten. Da diese die nicht war, die sie selbst teilte, so verließ sie ein gewisses Zagen nicht. Aber sie urteilte nicht. Sie grübelte, was die Eltern so recht, recht geeinigt haben mochte und — wie die Mutter — mit Terschka stand. Da sie fürchtete, durch ihr Schweigen kalt zu erscheinen, sagte sie zum Vater: „Du warst also noch nicht — auf — Westerhof?" — Der Oberst schüttelte sein jetzt ernstes Haupt.

„Nein!" sprach er. „Ich konnte nur so, wie jetzt, dort ankommen! Wenn die Mutter dort war — — konnte ich nur mit unserm Kinde kommen!" So seinen Worten gleich die mildere Deutung gebend, blickte er, sich träumerisch auf die Vergangenheit besinnend, in die Ferne. — „Das da ist St. Libori?" fragte er. Die Mutter war bereits heimischer. Es war schon der dritte Tag, den sie in Westerhof zugebracht. „In bangen Ängsten!" — Und doch rätselhaft, wie sorglos die Mutter von Terschka sprach! Noch rätselhafter für Armgart, wie ihn der Vater so rühmen konnte! „Herr von Terschka mußte gestern plötzlich zum Bischof?" sagte der Vater. „Er wollte doch heute in der Frühe wiederkommen. Ja, wir glaubten erst, du wärst bei den Klarissinnen! Terschka wollte es behaupten und sagte, sie verbergen dich dort. Hedemann gestand mir noch nichts —" — „Erst heute früh gestand er's!" — „Als du kamst?" — „Ja, Armgart, als ich — Ich kam zuerst — zum Vater! Sieh mir doch ins Auge, Seelenkind —!" Armgart hielt die Hände beider Eltern und sah dabei noch immer nach rechts und nach links. „Wann sagte es denn Hedemann?" — stammelte sie, ungewiß noch über alles und mit liebenden Augen die Kälte ihres Fragens mildernd. „Wo du warst?" fiel der Vater ein. „Da sagte er es, als er sah, daß du in unsern Herzen wohnst! Deine Mutter brachte mir durch ihr Anklopfen an meine Tür Lebensmut, Stolz, Erhebung. Sie hörte, daß sie mich in Westerhof anklagten. Sie hörte von meinen Absichten auf Witoborn. Sie war davon überrascht und verteidigte meine Auffassungen der Zeit, meine Wahl eines Berufs, der dem Adel nicht ziemen sollte, und überhaupt meine Denkweise. Sie hatte sich meiner Person entwöhnt und machte plötzlich einen andern Menschen aus mir, als ich bin — ja sie hatte sich — sollte man's glauben — in meinen schlimmen Ruf verliebt! In Westerhof nannte man das Papier eine Erfindung des Satans. Nun, bei uns hat es sich als eine Erfindung der Engel bewährt! Ein Mühlenbesitzer, ein adeliger Papiermüller, der interessierte deine Mutter und sie kam, um als Lumpensammlerin bei mir zu dienen. Ein wichtiges Amt, Kind! Ich hoffe, du bekehrst das ganze Stift Heiligenkreuz zu unserm Geschäft und verschaffst mir abgelegtes Leinzeug aus unserer ganzen Provinz." — Armgart hörte nur zu. Es waren ihr ganz fremde Gedankengänge! „Ulrich," fiel auch die Mutter ein, „sie ist noch zu jung, um zu verstehen, was über alles, alles im Leben geht und warum es heißt: Im Anfang war das Wort!"

Armgart widersprach nicht. In ihrer Seele klangen die Evangelien und die Stimmen aus der Bibel nach. Sie begriff — wenn auch mit tiefem Bangen — daß sich die Eltern durch die Verwandtschaft ihres Denkens, durch die gleiche Richtung des Willens, den Mut ihrer Überzeugungen wiedergefunden hatten. Da sie diese Ansicht jedoch verschwieg und tief versunken blieb in ihre stille Welt des Glücks und des immer noch nicht recht befestigten Glaubens an

dies Glück, so hielten sie allmählich die Eltern für weniger geistesreif, als sie ihnen geschildert worden. Sie beruhigten sich darüber leicht und sprachen mit ihr von dem Brande, von Paula, der Erbschaft, den Bewohnern des Schlosses Westerhof, Bonaventura, der, wie Monika sagte, für den aufs neue erkrankten Pfarrer die kirchlichen Handlungen verrichten helfe, aber schon für die nächsten Tage nach der Residenz des Kirchenfürsten zurückgerufen wäre. Armgart gab kluge und verständige Erläuterungen und schon erfreute sie die Eltern durch ihren Humor. Harmlos ergingen sich die Neuverbundenen in ihren Urteilen über Zeit und Welt. Was die Mutter von Paula berichtete, waren Zweifel an ihrer Seherkraft. Doch wurden diese Zweifel milde vorgetragen und verrieten vor Armgarts Freundin Achtung. Die Mutter hatte nicht, wie Lucinde, an ihren Verneinungen Freude.

Das Erstaunen, die Überraschung, der Triumph, womit die drei Ankömmlinge auf dem Schlosse empfangen wurden, war unverstellt und schon um Armgarts, des wiedergefundenen Flüchtlings willen. Benigna, die um Armgarts Schicksal, um Monikas plötzliche Parteinahme für ihren Gatten in heftiger Erregung zurückgeblieben war, vergoß Tränen. Onkel Levinus setzte sich Ulrichs englische Militärmütze mit den goldenen Tressen auf und vergaß alle Anklagen über Standesetikette und Standesrücksichten, die beinahe Monika schon gestern von dannen getrieben hätten. Auch wohl jetzt noch spottete er über den Papiermüller, maß sich aber doch mit ihm an der Tür, wo sie sich einst vor dreißig Jahren in ihrem Wuchse gemessen hatten und den Strich noch fanden — nur daß Levinus damals der größere, jetzt der kleinere war und Ulrich rufen konnte: „Gewachsen bin ich doch wahrhaftig nicht!“ — „Dann bin ich zusammengekrochen!“ fiel Levinus ein und lachte Paula entgegen, die Armgart, die Wiederentdeckte, an ihr Herz zog und vor Ulrich, Armgarts vielbesprochenem Vater, in Verlegenheit stand, überhaucht wie mit Rosen.

Nun fehlten nur noch Terschka, der erwartet wurde, und Bonaventura, der noch in St. Libori oder im Stifte war. Verständigungen, Aufklärungen folgten. Die Tante ging sogar auf einige der immer zahlreicher fallenden, nach Ketzertum klingenden Bemerkungen ein. Sie verwies als einen sträflichen Aberglauben die Abhängigkeit, in welche man sich von „unüberlegt ausgesprochenen Gelübden“ setzte. Ja sie erzählte sogar, als noch Terschka und Bonaventura immer nicht kamen, mit mühsam verhaltenem Kichern eine Geschichte von Müllenhoffs neuer Krankheit. Zwar wurde dieselbe nur halblaut vorgetragen, aber sie drang doch zu Armgarts Ohr. Nachdem hintereinander an des Pfarrers Haustür erst ein Püppchen, dann ein Kätzchen wäre ausgesetzt gewesen, hätte man gestern in der Frühe ein wirkliches — lebendiges — neugebornes Kind, einen pausbackigen Jungen, hellschreiend in einem Korbe vor seiner Tür gefunden. Die Gerüchte über die Mutter des Kindes entgingen Armgart. Und immer hieß es dabei: Wo bleibt der Domherr? Wo Terschka? Wurde

des letzteren Name genannt, so richtete sich Armgart auf, sah die Mutter an, ob die Mutter lügen, heucheln könnte, und wollte sich Mut geben, ihm sogleich mit geschlossenen Augen und wie mit zum Todesstoß dargereichter Brust entgegenzugehen.

Aber die Mutter blieb harmlos, ruhig, glücklich. Der Domherr hatte sie gestern und vorgestern so begrüßt, als wenn sie nie in seinem Beichtstuhl gesessen. Er hatte die natürlichste Sorge um ihre Aussöhnung mit dem Obersten und das Auffinden Armgarts. Paula bildete natürlich den Mittelpunkt der Geselligkeit, so wenig sie diese Ehre suchte. Die Urkunde, der Brand boten Stoff genug zur Unterhaltung. Bei Erwähnung der Namen Benno und Thiebold blickte die Mutter seitwärts auf Armgart .... Da rollte ein Wagen vor. „Wohl Terschka —?" rief der das Hundertste ins Tausendste redende Onkel. Armgart griff an ihr Herz. Ihr Vater beobachtete sie. Auch die Mutter. „Herr von Terschka hatte hinterlassen" — Da meldete man den Domherrn. Paula erglühte. Monika bekam Ahnungen von Bonaventura — als dem „Bruder Gottfried" der neuen Hildegard. Paulas Sehergabe hatte geschwiegen in diesen drei Tagen, wo der Domherr wenig auf dem Schlosse war. Endlich erschien Bonaventura. Er war ernst und milde, mehr als sonst. Die Neuverbundenen grüßte er, ohne zu tun, als läge für ihn in dieser Verbindung etwas Unerwartetes. Er wußte von Hedemann alles. Er kam von Witoborn, wo er Armgart hatte suchen helfen wollen und den Obersten begrüßen. Er forschte den Obersten nach dem Onkel Dechanten aus. Mit Armgart sprach er scherzhaft und neckend. Bei alledem blickte er voll Trauer. „Reisen Sie wirklich schon morgen?" fragte der Oberst mit Bedauern. Bonaventura bejahte diese Frage, sprach von einem Auftrag nach Wien — von einer Erhebung sogar zum Domkapitular. Man beglückwünschte ihn voll Überraschung. Paula senkte die Augen. Monikas Art war kein kleinliches Forschen; doch bemerkte sie die Gleichzeitigkeit des trauernden „Ja!" und jener gesenkten Augen.

Wie viel Gründe hatte nicht Bonaventura für seine Trauer —! Wie liebevoll und beziehungsreich sprach er von Benno und vom Dechanten —! Als man wiederholt nach Terschka spähte, überraschte er alle mit dem Wort: „Terschka —? Sie wissen — also — noch nicht —?" Die fragenden Blicke aller richteten sich auf ihn zugleich, zum Zeichen, daß man ohne jede Ahnung war. Armgart hielt krampfhaft die Hand der Mutter und die des Vaters. Sie saß zwischen beiden. Beide mißverstanden ihre Aufregung und sahen die „Liebe" des jugendlichen Herzens, Monika mit Schrecken. „Herr von Terschka ist abgereist!" fuhr Bonaventura fort. „Wußten Sie das nicht?" — „Abgereist? So plötzlich?" fragten der Onkel und die Tante und sahen sich nach den Dienern um, die davon wissen mußten. — Jeden Zug beobachtete Armgart im Antlitz der Mutter und diese wieder in dem der Tochter und beide saßen, sich gegenseitig anstarrend. —

„Ich wiederhole Ihnen nur, was ich eben in Witoborn aus jedermanns Munde hörte. Herr von Terschka war noch gestern abend beim Bischof und heute in aller Frühe schon im Kloster Himmelpfort; dann will man ihn noch im Düsternbrook bei den beiden Eremiten gesehen haben. Ein Pferd soll er in Witoborn in den Stall ‚bei Tangermanns' gestellt haben, das über und über mit Schweiß bedeckt gewesen. Dann nahm er Extrapost und ist abgereist." — Die Tante klingelte den Dienern. Monika blickte nieder. Für sich selbst fühlte sie sich wie erlöst. Hatte sie doch Terschka gestern und vorgestern mit unbesonnener Vertraulichkeit verfolgt, ja sogar in Erwartung, sie hätte seinen an Armgart übergebenen Brief empfangen, gewagt, abends an ihre Tür zu pochen, wo sie sich vor seinem „Überfall" nur durch das Ziehen einer mächtig schallenden Glocke hatte helfen können. Seitdem hatte sie ihm nicht mehr Rede gestanden. Ja sie hatte einen Brief Terschkas, der sicher eine Wiederholung des ersten war, zurückgewiesen. Aber was träumt — Armgart —? dachte die Mutter. Von den Dienern erfuhr man, daß Terschka in aller Frühe mit einem großen Koffer nach Witoborn abgefahren war; der Wagen war eben jetzt ohne ihn zurückgekehrt. „Aber die Schlüssel seiner Zimmer?" rief der Onkel. Ein Diener übergab die Schlüssel. Daß nach dem Fund der Urkunde Terschka hier nicht mehr lange verweilen würde, hatte man vorausgesetzt. Dennoch war diese jähe Entfernung aus seiner ihm, man sah es gestern und vorgestern, allerdings peinlich gewordenen Lage zu auffallend.

Als sich die Diener entfernt hatten, ließ Bonaventura, ohne zu grelle Hervorhebung, eher mit zitternder Stimme, die Worte fallen: „Sie werden bald vernehmen, was ich in Witoborn, wie gesagt, schon aus jedermanns Munde erfuhr. Terschka ist seltsamerweise — nicht in der Lage, je — hierher zurückkommen zu können —" — Alle horchten auf. — „Terschka war — das nicht, was er uns allen erschien —!"

Armgart hatte sich erhoben. Jeder erwartete, sie würde ausrufen: „Er ist vermählt —?!" — Bonaventura sprach leise: „Terschka ist — ein Geistlicher —!" — Ein Wort des Erstaunens erstarb auf den Lippen. — „Noch mehr!" fuhr Bonaventura fort und dämpfte die Stimme — „Man sagt allgemein in der Stadt — er gehöre dem Orden — der Gesellschaft Jesu an und hätte in Rom das vierte Gelübde abgelegt. Mein Stiefvater — scheint — gegen ihn die Gesetze geltend gemacht zu haben, die keinen Jesuiten im Lande dulden. Oder — so vermuten andre — seine Mission ist plötzlich zu Ende, man hat ihn nach Rom zurückberufen. Nur zurückhaltend spricht man von diesem Vorfall, doch scheint die Nachricht — unwiderlegbar zu sein."

Es gibt eine magische Lichtwirkung, die plötzlich die blühendsten, lebensfrischsten Physiognomien in Larven verwandelt. So die Wirkung dieser Mitteilung. Was mußte man nun von Terschkas Metamorphose, von seiner Verbindung mit den Camphausens in Wien, von seinem

Leben hier auf dem Schlosse denken — ? Monika, die den Beziehungen Terschkas zur Familie des Grafen Hugo so nahe stand, konnte sich kaum sitzend erhalten. Ihre Lippen bebten, ihr Auge rollte, ihre Brust hob sich; sie hatte einen — Fluch auf der Zunge. Alle sahen das und ihr Gatte betrachtete sie mit gleicher Empfindung und maß den Anteil, den er an Monikas Beziehungen zur Mutter des Grafen Hugo zu würdigen wußte. — „Fast glaub' ich, man muß dem Mann nicht zu sehr zürnen. Er war vielleicht mehr ein Opfer als ein Werkzeug!" sagte seine Gattin bebend. Mehr konnte sie nicht sagen. Schon vor Armgart nicht. Diese stieß einen lauten Ton — der Freude aus, einer Freude, die nur Paula begriff, als Armgart auf die Mutter zustürzte. Jetzt, jetzt erst sie wiedergewinnend, jetzt erst ganz an die Mutter glaubend, nachholend, was sie an ihr versäumt hatte, lichtumflossen gleichsam nach so langer dunkler Irrung, umarmte sie die Tiefbefremdete, küßte deren Stirn, ihre Lippen, ihre Hände, umfaßte ihren Leib und entfloh aus dem Zimmer. Sie hatte erst jetzt den Brief des unglücklichen, wie sie glaubte, seinem Kloster entflohenen Priesters verstanden.

„Was ist dem Mädchen?" riefen alle — außer Bonaventura und Paula. Eine Pause trat ein. Man kehrte zur Gleichgültigkeit zurück, sprach den Speisen zu. Monika aber sah sich rund im Kreise um, las in dieser, in jener Miene. — Erst allmählich begriff sie das beharrliche und auffallende Schweigen Bonaventuras und Paulas und sagte, sich in ihren Vorstellungen Licht suchend und es endlich findend: „Welch ein Wahn —!" Purpurrot sah sie vor Bonaventura nieder und gedachte ihrer Beichte — wenn nicht bereuend, doch beschämt.

„Sie ist eine Närrin —!" rief die Tante Armgart nach. Aber der Onkel unterbrach die Tante. Er verweilte mit Erstaunen bei des Domherrn Mitteilung und fand dieselbe für die Enthüllung römischer Zustände „außerordentlich". Inzwischen fiel allen Paulas Blick auf. Die junge Gräfin hatte von den Speisen wenig nehmen mögen. Ihre Erregung mehrte sich durch die Erwartung der Wiederkehr Armgarts. Sie fragte nach ihr. Schon seltsam leise erklang ihre Stimme. Die Tante kannte diesen Ton und zitterte. Alle ergriff die höchste Spannung. Paula blickte starr auf die großen silbernen Gefäße, die beim Mahle benutzt wurden. Die Tante rückte schnell eine glänzende Vase zurück, in der sich Paula schon wie unbewußt spiegelte. Aber das glänzende Metall hatte schon seine Wirkung getan.

Paula begann mit Armgart seltsame Worte zu sprechen, ohne daß Armgart im Zimmer war.

Sechstes Buch.

1. Im Burgtheater.

Aus einem hohen, mit Karyatiden geschmückten vornehmen Wiener Palast tritt eine jugendliche Gestalt im damals neuerfundenen, regentriefenden Makintosh. In dem Gewühl, das selbst nach einem gegen Abend ausgebrochenen Gewitter den Wiener Straßen sofort wieder die gewohnte Belebung gibt, stand er eine Weile unentschlossen, wohin er sich wenden sollte. Zur Linken auf die Schottenbastei und in die erfrischte Abendluft? Auf die Freyung hinüber zu seinem guten Chorherrn, bei welchem er wohnte? Zum Bankier Zickeles, an den er empfohlen und wo er für jeden Abend eingeladen war? Oder noch in irgendein Theater? Da ruft ihn der Portier zurück. „Verzeihen's!" fragte er, den Dreimaster lüftend: „Waren's Herr Baron von Asselyn?" — „Mein Name!" — Benno von Asselyn war schon zweimal unter dem hohen Portal des gräflich Salem-Camphausenschen Palais gewesen, hatte schon mit dem Hüter des Eingangs über die bedauernswerte Nichtanwesenheit des Grafen gesprochen; aber diese Leute haben nur ein Gedächtnis für die Nebenumstände, z. B. die empfangenen Trinkgelder.

„Ein Brief für Eure Gnaden vom Herrn Grafen Erlaucht sollte eben zum Herrn Baron hinübergetragen werden —!"

Der Brief lag auf dem Sims des kleinen Guckfensterchens der Portierstube. Benno nahm ihn an sich. In der Auffahrt des Palais brannte schon hochoben eine düstere Lampe. Der Portier deutete auf sein Stübchen und ein dort befindliches Licht, das zwar auch keine Millykerze war, doch reichte es hin für die kurze Lektüre. Eine Sekunde und Benno hatte gelesen, daß ihn Graf Hugo morgen zum Frühstück auf seinem Schlosse Salem erwartete.

Jetzt sah der Portier dem schlanken jungen Manne voll Spannung nach. Die Bedienung eines großen Hauses hat ein scharfes Ohr und Auge für die inneren Angelegenheiten ihrer Herrschaft. Hängt der mit unser aller Schicksal zusammen —? mochte er denken und sah lange hinter ihm her, sah, wie der junge Mann dahinschoß und so in Gedanken, daß er noch nichts vom Regen zu merken schien, der noch lange nicht gestillt war, obschon sich das Gewitter selbst ausgetobt hatte.

Eine Stimmung des Müßiggangs wird in Wien nur an Musik

und Theater denken. Benno hatte schon die bacchantischen Wirkungen des Walzers kennen gelernt. Damals regierten Strauß und Lanner. Wie mit Kirchenglocken fingen ihre Tänze an, sanft und feierlich, wie im Adagio eines Meßganges. Sittsamer, konkordatsmäßiger Niederschlag der Augen bei den Tänzerinnen! Geradeswegs führt das, denkt man, nach Mariazell oder Loretto —! Plötzlich wirft der kaum geordnete Nonnenzug die Kapuzen ab. Nun hüpft die Freude — die Ausgelassenheit wie ein Füllen über den Klee. Anfangs nur noch — ein fußtrillerndes Ausschlagen des Übermuts. Erst noch ein Kopfüber der Fröhlichkeit. Humor, der uns neckt, wie Harlekin Kolombinen neckt, nur späßelt, thaddädelt. Dann aber wird der Humor zur Selbstironie. Der Walzer cancant, die Melodie geht wie rückwärts, läßt sich die Augen verbinden, tanzt unter Eiern, schiebt auf dem Seil einen Karren zum Turm hinauf, geht auf beiden Händen, dreht den Kopf überm Rumpf herum und sagt dem Rücken „guten Tag" — Halt! springt dann wohl die Sittenpolizei dazwischen — Metternichs Zensur und Moral regieren noch in den von uns geschilderten Tagen — und der Dämon duckt wieder unter, wird wieder ein Kind, das unter Blumen spielt, nur nach Schmetterlingen hascht oder vor einer Hummel entflieht. — Aber die Hummel! Brummelt die plötzlich so spaßig, so taumelig, so torkelig! Baßgeige, wohin rennst du? Baßgeige, bist du betrunken? Das gibt Sturm! — Staberl spannt seinen Regenschirm auf — Haltet! Wo führt's dich hin? Zum „Stuwer?" — Sind das Pot-à-Feus? Oder Döblersche Sträußchen? Sternschnuppen? — Wohinaus? — Grad' ins Firmament! In die Milchstraße! Die ist natürlich nur von Würsteln und Kringeln behangen! Es geht in einen Kometenschweif von feurigen Nasen! Ein einziger Strohhalm ist die schwindelnde Brücke über einen unermeßlichen Abgrund, worüber alle Walzenden zugleich hinweg müssen. Alle fassen einander an, klammern sich einer an des andern Rockschoß. Strauß nimmt den Fidibus, steckt den Strohhalm in Brand, und nun müssen die Paare hinüber. Die Glöckchen klingen, die Geigen quinkeln über den äußersten Steg der Saiten hinweg, die Pickelflöte wimmert. Das gibt ein Unglück! Aber — der Maestro bringt sie alle wieder wohlbehalten in seine Schlußkoda zurück. Baß, Trommel, Posaune finden sich in harmonischer Vereinigung bei den letzten Takten wieder zusammen und alles bricht mit „pyramidalem Jubel" in „Fanatismo" aus.

Benno fühlte endlich an seinem Hut und seinen Stiefeln, daß es Zeit war, irgendwo unterzutreten. Er orientierte sich. Er stand unterm Burgtor. An einer vor dem Regen geschützten Wand las er: „K. K. Hofburgtheater. Hamlet, Prinz von Dänemark." Er trat in das nahe kaiserliche Theater.

Ein labyrinthisches, von kleinen Winkelgängen durchkreuztes Gebäude nahm ihn auf. Schwer fand er sich zurecht bis zur „Kassa". Noch war diese offen, aber kein Billett mehr zu haben. In Österreich gewöhnt man sich, nur an diejenigen Unmöglichkeiten zu glauben, die

sich dem Klang des Silbers gegenüber nicht wegräumen lassen. Bennos Zweifel fanden kein Gehör. Er verließ ohne Billett die „Kassa" und verirrte sich in den Gängen.

Ein gefälliger Herr, der sich verspätet zu haben schien und hinter ihm herging, wies ihn zurecht. Der Ausgänge schien es mehrere zu geben. Der freundliche Herr ließ es sogar geschehen, daß Benno in eine Wachtstube geriet. Grenadiere spielten hier Karten und dennoch huschten Damen in eleganten Kleidern hindurch, ja Benno stand sogar plötzlich zweien Gestalten gegenüber, die jedenfalls zum Gefolge des Königs Claudius von Dänemark auf der Bühne gehörten.

Der fremde Herr sah Bennos Erstaunen und sagte lächelnd zu ihm: „Ei, Sie sind fremd, mein Herr —?" Schon zog er die Dose gegen den bekannten Kasernen- und Wachtstubengeruch. „Nicht wahr, das erinnert Sie an ein Scheunentheater?" fuhr er fort. „Aber es sollte mir doch leid tun, wenn Sie vielleicht mit diesem Eindruck wieder abreisten! Sie haben kein Billett gefunden. Wenn ich Ihnen einen Platz in meiner Loge — Bitte! In allem Ernst! Meine Loge liegt zwar nur im dritten Stock. Despektierlich ist das jedoch keineswegs, lieber Herr! Ohne Spaß! Ich mache mir sehr ein Vergnügen daraus! Kommen Sie nur —!" Das gemütliche Air des feinen Herrn war so einnehmend, daß Benno in der Tat, nach einigem Zögern und fernerem Zureden, folgte. „Ich gehe halt voran!" sagte sein Führer und plauderte im Gehen: „Gelt, Sie denken hier an eine mögliche Feuersbrunst —?" Er deutete auf die Enge der Logentreppen. Man ging in die Stockwerke hinauf, wie auf der Wendeltreppe eines Turms. In seltsamem Kontrast zu dieser Ärmlichkeit standen die reichgalonierten Diener mit ihren Servierbrettern, auf denen sie „Gefrornes" trugen.

Benno entschuldigte sich unausgesetzt über seine Dreistigkeit und schüttelte seinen Hut und seinen Makintosh. — „Im Gegenteil!" erwiderte sein freundlicher Protektor und ordnete inzwischen gleichfalls seine Toilette, sogar mit einem Kämmchen sein weißes, krauses Haar. „Die Dreistigkeit ist halt auf meiner Seite! Schauen's nur, jetzt muß ich Sie auf meine beiden Plätze sogar durchs Paradies führen. Aber zur Linken haben's dennoch einen kaiserlichen Hofrat und zur Rechten einen Millionär von der haute finance! Unsre Logen hier sind bis in den Kronleuchter hinauf schon auf Jahre voraus gesucht. Und wie ist das heute wieder überfüllt! Immer so bei denen klassischen Stücken jetzt und besonders wann im Kärntnertor eine durchgefallene deutsche Oper wiederholt wird —!"

Durch die dichtgedrängte Galerie machte der Logenschließer dem gesprächigen, bald gemütlichen, bald satirischen Herrn Platz und nahm den nassen Makintosh, unter welchem sich Benno in einem ganz neuen, zur Aufwartung beim Grafen Hugo bestimmt gewesenen Frack befand. In der Nähe des Kronleuchters lag die Loge des freundlichen Führers.

Die Ränge waren nicht zu stark besetzt. Desto voller war es unten. Kopf an Kopf gedrängt in einem langen düstern Saale, dessen

Bauart mehr zum Hören als zum Sehen des auf einer schmalen Szene Dargestellten bestimmt schien. Eben sprach der Darsteller des Hamlet eine der längern wirksamen Reden mit melodischem Tonfall. Befangen suchte sich Benno in seine ihm so schnell und überraschend gekommene Situation zu finden. Sehen konnte er vom Spiel so gut wie nichts. Er mußte sich an die Worte halten und an seines Begleiters Erläuterungen, die bald von einem: Guten Abend! hier, bald einem: Küß' die Hand! dorthin unterbrochen wurden.

Eben war die Beschwörungsszene im Gange. „Schwört auf mein Schwert!" sprach Hamlet, der von Ludwig Löwe mit hinreißendem und für einen Tatunkräftigen vielleicht mit zu vielem Feuer gespielt wurde. Im Saal war alles totenstill. Man hörte das dumpf aus der Erde kommende: „Schwört!" des Geistes. Aber alles das hinderte ebensowenig den Protektor Bennos wie die Umgebungen, dazwischen leise zu kritisieren oder gemütlich zu „plauschen". — „Schau, schau!" sagte der erstere. „Das schreibt sich gewiß unser Herr Professor da auf. ‚Schwört auf mein Schwert!' Gelt, lieber Professor, das ist für ein italienisches Ohr rein kalmückisch —? ‚Schwört auf mein Schwert!' Ich muß aber auch sagen, was da wieder der Deinhardstein für eine Übersetzung genommen hat! Oder soll's ein Wortwitz à la Saphir — Ei guten Abend, Resi! Ei, küß' die Hand! Wie kommt denn heute der Herr Professor in Ihre Begleitung — Protegiert er auch den Herrn — Wie heißt denn der neue ‚Debütant', den die Kaiserin protegiert? Kein Zettel da? Die Unordnung aber in denen Logen greift immer mehr um sich —! Warum ist halt kein Zettel da?" Für Benno mußten diese Absprünge des Tons vom scheinbar zartesten Gemüt bis sogleich zur schärfsten Ironie, und jetzt an den Logenschließer zur entschiedensten Grobheit, höchst charakteristisch sein. In einem und demselben „Geplausch" wurde der Logenschließer herabgeputzt, ein junges, heiteres Mädchen, das vor ihm saß, galant angeredet, eine höchst steife, lange Figur, die in einer weißen Halsbinde neben einer echten Wienerin saß, ironisiert, der fremde junge Mann über Spiel und Lokalität unterrichtet, die Vorstellung beurteilt, alles mit derselben Lebhaftigkeit und den leichtesten Übergängen eines Seelenzustandes in den andern — bald Gefrierpunkt der Kritik, bald Siedepunkt des Enthusiasmus — und dabei wurde obenein noch die Dose gezogen und geschnupft und Benno nach dem wievielten Tag seines Aufenthalts gefragt, auch auf die Teuerung in Wien hingewiesen und bei alledem noch in dieser Loge und in jener eine bedeutende Persönlichkeit ins Auge gefaßt.

Die Ringsumsitzenden hatten im Grunde alle dieselbe Manier. Wenigstens fanden sie diese quecksilberne Beweglichkeit, dies Abspringen von der Hitze im Saal auf das heute „ein Bissel" mangelnde Feuer im Spiel „der Übrigen", von der brillanten „Toilett'" dieser und jener Fürstin auf die „schauerlich schlechte und abgenützte" Dekoration in der Szene ganz in der Ordnung. Und trotzdem, wenn auch

noch soviel mediſiert und „mechant" gefunden wurde, bei einem: Bravo! ſtürmte ſich, wie mit urplötzlichem Entbrennen, ein förmliches Liebesfeuer von Enthuſiasmus aus. Und wieder, unmittelbar darauf erfolgend, über dies und das ein leiſes: „Unter aller Würde —!" Die Worte „Herz", „G'fühl", „G'müt" wurden ſowohl hier wie auf den Brettern gehandhabt wie eine Priſe Schnupftabak. Die ſchwungvolle Darſtellung des Hamlet ausgenommen, war die Vorſtellung weit mehr im Geiſte Ifflands als Shakeſpeares. „Vater", „Mutter", dieſe Worte wurden vorzugsweiſe mit Treuherzigkeit betont. An ſeinem Protektor fiel Benno auf, wie ihn dieſer, trotz ſeiner kindlichen Harmloſigkeit, ab und zu ſcharf beobachtete. Sogar eine lauernde Kälte lag im Blick der kleinen glänzenden, mit höchſt ſcharfen grauen Brauen überwölbten Augen.

Ein Zwiſchenakt trat ein, den eine würdige Muſik belebte. Jetzt konnte ſich Benno in ſeinen nähern und entferntern Umgebungen orientieren. Aber er ſelbſt fiel auf. Nach ſeiner ſchlanken edeln Geſtalt, nach ſeinem feinen Lächeln und anziehenden Geſichtszügen ſogar einigen Entfernteren. Nach ſeiner fremdartigen Ausſprache den Näherſitzenden. Die an ihn gerichteten Plaudereien ſeines Protektors veranlaßten die vor ihm Befindlichen, ſich öfters nach ihm umzuſehen. Nur dem Italiener wurde das Umſehen ſchwer. Entweder war ſein Nacken zu ſteif oder ſeine weiße Halsbinde ſaß zu feſt. Flüchtig nur erhaſchte Benno das Bild eines gelben von Blatternarben entſtellten Antlitzes. Um ſo lieblicher hob ſich der ſchelmiſche Mädchenkopf, die „Reſi", wie ſie ſein Protektor nannte, von dem Italiener ab. Es war eine muntere Brünette, nicht mehr „zu jung". Unausgeſetzt neckte ſie ſich mit ihrem Nachbar halb italieniſch, halb deutſch. Auch zu dieſen Spöttereien blieb der Italiener kalt. Seine Geſichtsformen ſchienen von einer Pergamenthaut überzogen zu ſein, die ſich aber auch in dem Fall nicht veränderte, wenn er etwas ſprach, was die andern lachen machte. Reſi ſtritt mit ihm über den Charakter der Deutſchen und nannte Hamlet einen „Dänen", auf welchen die Malizen ihres Nachbars nicht im mindeſten paßten. „Ma questo strofinaccio ha frequentato una università tedesca!" ſagte der Italiener. Benno, der Italieniſch wie ſeine Mutterſprache verſtand und ſprach, durfte annehmen, daß der Profeſſor, der den Hamlet ſeiner Tatloſigkeit wegen einen „Waſchlappen" genannt hatte, ein Muſiker war. Immer lenkte die Reſi ihre jetzt zornig werdenden Erwiderungen auf das muſikaliſche Gebiet.

Bennos Führer, der endlich eines Theaterzettels habhaft geworden war, las dieſen laut vor, lachte dabei über den Streit zwiſchen Reſi und dem Italiener, blinzelte Benno zu und ſagte: „Der Laërtes — der ſoll halt engagiert werden! Eine Empfehlung aus München! Der ganze Hof iſt deshalb zugegen — Reſi, wie kommt's nur, daß heute der Dalſchefski ſeinen Platz abgetreten hat? Eine ſeltene Ehre für die deutſche Kunſt, Herr Profeſſor! ‚Müller' heißt der ‚Debütant'!

Die allerhöchsten Herrschaften sind halt so außerordentlich gnädig! Der Mensch kann seine Bein' nit halten —!"

Benno würde an dem kleinen Kriege auf den Bänken vor ihm, wo sich auch noch eine ältere Dame und ein anderer Herr befanden, seine harmlose Freude gehabt und sein an sich schmerzlich zerrissenes, hochgespanntes, mit Leid überbürdetes Gemüt erleichtert haben, wenn nicht im Lauf der Neckereien plötzlich sein Begleiter mit einem Namen wäre angeredet worden, der ihm einen Schrecken verursachte. Und mehr noch. Kaum hatte er die Anrede: „Herr von Pötzl!" zum zweiten Male gehört, als sich sein Schrecken zur Besinnungslosigkeit steigern mußte, denn im weitern Verfolg der wieder neubegonnenen Handlung auf der Bühne reichte ihm sein Führer das von ihm gebrauchte Perspektiv mit den geheimnisvoll geflüsterten Worten: „Jetzt aber! Jetzt schauens —! O, ich bitt' —! Da — Das ist merkwürdig! Unser Schicksal — ist auch im Hamlet —! Dieser Herr Müller ist gut empfohlen! Nein, schauens doch, Resi —! Der Herr Staatskanzler sind da! Und um ihn her — all die römischen Herrschaften —! Der Prinzipe Rucca! Und die Dame da? Das ist ja wohl die Herzogin von Amarillas —?" Benno lehnte das ihm dargereichte Perspektiv ab. Seine Hand zitterte. Er wußte es ja jetzt, daß er eine Schwester hatte, die sich Angiolina Pötzl nannte, und eine Mutter, die sich (vielleicht durch Bigamie) zur Herzogin von Amarillas gemacht hatte.

Das Spiel ging weiter. Doch wogte ein Rauschen und Flüstern durch den Saal. Die erst neu eingetretenen fremden Herrschaften, die mit dem aus Rom gekommenen Kardinal Ceccone in Verbindung gebracht wurden, erregten Aufsehen. Es kamen deren immer mehr. Prinzipe Rucca war ein junger Mann im roten, gestickten Kleide. Sogar der Name Maldachini wurde genannt. Alle Gläser richteten sich nach jener Logenreihe und Resis Frage: „Ja, mein Gott, trägt denn der kleine Rotrock nicht gar ein schwarzes Pflaster überm Auge?" mehrte Bennos Aufregung. Denn nach einem erst heute früh erlebten Vorfall sah er, daß er mit jenen Personen, die er mit heißester Sehnsucht suchte und doch wieder mit Entsetzen und Grauen floh, bereits zusammengetroffen war, ja schon mit ihnen in einer gewissen Verbindung stand. Zweimal erwiderte er auf alles Erläutern und Zeigen seiner Umgebungen: „Wessen — Loge — ist das?" — „Des Herrn Staatskanzlers!" hieß es.

Doch auch die Logen nebenan hatten sich inzwischen mehr gefüllt. Benno kämpfte mit sich, ob er bis zu Ende bleiben sollte. Hamlets Lage wurde seine eigene. Auch mit ihm sprachen ja Geister, die außer ihm niemand hier sah. Auch ihm sträubten die Enthüllungen derselben das Haar zu Berge; auch ihn hätten sie wach rufen sollen zu Taten der Sühne und Gerechtigkeit. Aber ebenfalls lähmten auch ihm hundert Erwägungen den Arm. Wer ein Ungeheueres im Busen bergen soll und dabei machtlos ist, den kann Wahnwitz ergreifen. Das fühlte er jetzt. Auflodern, allen zurufen hätte er mögen: Das dort

ist meine Mutter —! Er hätte seinen Nachbar anrufen mögen: Wie trägst denn du nur den Namen meiner Schwester —? Auch Ophelia, angeredet von Hamlet mit dem vom Darsteller schön gesprochenen Abschiedswort: „Geh' in ein Kloster!" verwandelte sich ihm in die Trägerin seiner eigenen Leiden. Daß man dann sagte, die Gräfin Olympia Maldachini sähe so keck um sich wie in einem Ballsaal, ließ ihn erbeben. Denn auch sie kannte er schon! Auch sie schon ihn! Die Loge war zu entfernt für sein Auge ohne Bewaffnung durch ein geschärftes Glas. Doch bog er sich über, um zu sehen, falls es möglich wurde.

Wieder war inzwischen der Vorhang gefallen. Wieder begann eine Zwischenmusik. Der Professor, der ebenfalls über die vornehmen Landsleute in eine eigentümliche Aufregung geraten war, erklärte, eben dieser „Römer" wegen hätte er heute den Platz des Professors Dalschefski übernommen. Dabei zankte er mit Theresen, er war aufgestanden und sprach mit völliger Veränderung seiner bisher so starr gewesenen Gesichtszüge die italienischen Worte: „Ja! Das sind sie —! Die Herzogin kenn' ich nicht — Aber sehen Sie nur den Grasaffen, den Rucca! Und das, das ist die kleine Gräfin Olympia —! Corpo di Bacco! Als zehnjähriges Kind schon hatte sich der Fratz in einen Apollin im Braccio nuovo verliebt, verlangte vom Kardinal Ceccone, von ihrem — Onkel, der Bildsäule einen Kuß geben zu dürfen, springt an den jungen marmornen Gott hinauf, umschlingt ihn und beide stürzen vom Postament herunter — Thorwaldsen hat ihn restaurieren müssen. Und ein andermal — ha, da hat diese Olympia — —" — „Ich muß aber bitten! Schweigen Sie jetzt!" unterbrach ihn Resi entrüstet. —„Die Dame hat bis an ihren Platz Ihre Verleumdungen gehört!" — „Eben richtet sie ihr Lorgnon auf Sie!" fiel Herr von Pötzl ein. „Das ist ja prächtig! Sie ruft den mit dem schwarzen Pflaster, auch die Herzogin und die sämtlichen Cavalieri und zeigt hierher — geben Sie acht, Professor, Sie müssen ihr Revanche geben, Sie unverbesserlicher Karbonaro!" — Herr von Pötzl lachte übermäßig. — „Nein, ist die ungeniert!" sprach alles ringsum durcheinander. — „Wie in Neapel!" — „Sie grüßt halt wirklich hier herauf!" lachte Herr von Pötzl. In der Tat bestätigten alle, durch ihre Lorgnons blickend, daß die Kleine mit dem Diamantendiadem zu ihrer Loge herauflachte. Sie ergriffe, ergänzte Resi, eben das Taschentuch und winkte förmlich herüber. „Wem gilt denn das —?" sagte Herr von Pötzl hocherstaunt und schaute sich überall um und fixierte endlich den „Fremden" neben sich, seinen Protegé. „Sie sind unwohl!" rief er plötzlich. „Ein Glas Wasser! Bitte! Oder kommen Sie halt an die frische Luft —!"

Benno, der sich in der Tat einer Ohnmacht nahe fühlte, erhob sich, lehnte aber alle Hilfe ab. Das Spiel auf der Bühne begann wieder. Er wandte sich zum Gehen. „Ja, gehen Sie halt lieber, mein bester Herr!" meinte Herr von Pötzl ängstlich besorgt. „Der Dunst der

Lampen ist bekanntlich unerträglich!" — Während alles rings voll Teilnahme aufstand, führte Herr von Pötzl seinen Protegierten selbst durch die Sitzreihen der Galerie und auf den Korridor zurück.

2. Was voranging.

Benno und Thiebold hatten damals Witoborn mit der Schnellpost verlassen. Das durch vier Mitpassagiere auferlegte Schweigen über die Resultate der rasch nacheinander gemachten trüben Erfahrungen hatte etwas Feierliches. Thiebold verbrauchte seinen letzten Zigarrenvorrat mit Blicken der Resignation. Er gefiel sich in dem von ihm sonst so oft an Piter unerträglich gefundenen System des Au contraire gegen sämtliche Mitpassagiere, deren Behauptungen ihm in der Regel unbegründet und haltlos erschienen, ob sie nun den Segen der diesjährig zu erwartenden Ernte oder die projektierten Eisenbahnlinien oder die Zukunft der damals erst neuerfundenen Stahlfedern oder den Kirchenstreit betrafen. Wenn Thiebold auch wußte, daß er durch seine unausgesetzten „Erlauben Sie!", mit denen er seine tatsächlichen Berichtigungen einführte, Benno zum stillen Märtyrer machte, blieb es ihm doch unmöglich, die Aufregung seines Gemüts, den „stellenweisen" Schmerz seiner Erinnerungen anders zu beschwichtigen, als durch eine fortwährend auf „Berichte von Augenzeugen" gegründete Polemik. Nur bei Nacht traten Pausen der Ergebung ein, die Thiebold teils durch Schnarchen, teils durch Seufzen ausfüllte. Hätte er nicht von seiten Bennos das schnöde Wort: „Machen Sie sich nicht lächerlich!" gefürchtet, er würde sogar von den Sternen gesprochen und die von Joseph Moppes so zart gesungene Arie mit nachgeahmter Waldhornbegleitung intoniert haben: „Ob sie meiner noch gedenkt —!"

Als dann Thiebold seinem Vater hinter „Maria auf den Holzhöfen" über die „glücklicherweise" „verfehlte Spekulation" des Ankaufs der Camphausenschen Waldungen, infolge des bedeutungsvollen Fundes der Urkunde und des hieraus sich von selbst ergebenden Abbruchs aller Verhandlungen mit dem Herrn von Terschka, berichtet und dafür ein: „Gesegn's Gott!" geerntet hatte, fand sich leider „noch immer die stille Stunde nicht", wonach sein Herz sich sehnte, die Stunde, um mit Benno „alles durchzusprechen" und das Thema zu variieren: „Ist denn alles ein Traum gewesen —?" Benno hatte sofort mit den Berichten zu tun, die er Rück zu erstatten hatte, und Thiebold selbst war teils überhäuft mit Kommissionen, die ihm die Stiftsdamen aufgetragen hatten, teils war seine Ankunft die erfüllte Sehnsucht aller seiner übrigen Freunde, besonders Piters, den Treudchens Übergang ins Kloster und die bevorstehende mögliche Einkleidung des geliebten Wesens „rein in einen Schatten" verwandelt hatte.

Die überraschende Mitteilung, daß sich auf einer Reise nach England Wenzel von Terschka einige Stunden in der Stadt aufgehalten

hatte, ohne jemanden zu besuchen, brachte den „Austausch der Gefühle zuwege", wonach Thiebold so dringend verlangte. Es war eines Abends sechs Uhr und mitten auf der Straße, als die Sonnenstrahlen im Verschwinden waren und die Entdeckung gemacht wurde, daß die letzten Austern, „auf die man sich allenfalls noch verlassen konnte", aus Ostende angekommen. Ein stiller Winkel auf dem Hahnenkamp lockte. Benno tadelte keinen einzigen Vorschlag, den Thiebold über die Sorte Wein machte, die sie wählen wollten zu den noch „unbedenklichen" Austern. „Terschka geht denn also nach England, um die Gräfin über die Urkunde und die gänzliche Veränderung der Dinge auf Schloß Westerhof in Kenntnis zu setzen —!" Dies war das wehmutsvolle Thema, das zuerst besprochen wurde. Die zweite Schlußfolgerung war die Ahnung von einer Heirat Paulas mit dem Grafen Hugo. Die dritte die „Überzeugung", Armgart würde für Paula unentbehrlich sein und demzufolge — die Heirat mit dem Freunde des Grafen, mit Wenzel von Terschka, eingehen.

Nie hatte Thiebold seinen männlichen Freund so kleinmütig gesehen, nie so nachgiebig gegen jede seiner Vermutungen. Benno lehnte sogar die Hypothese nicht ab, daß Armgart „keinem von ihnen beiden hätte wehe tun wollen". Beide Freunde redeten sich in das ihnen Unergründliche so hinein, daß sich Benno zuletzt die schwarzen Locken aus der heißen Stirn strich, wild den Arm aufstemmte und jene Anklagen des Schicksals ausstieß, die Thiebold in der Regel „unmännlichen Weltschmerz" zu nennen pflegte. Heute aber „unterschrieb" er alles, was Benno in sein grünes Römerglas hineinwetterte, wie z. B.: „De Jonge! Ich fand Ihre Entsagung natürlich! Ich würde Ihnen Armgart nimmermehr gelassen haben! Vergeben Sie mir diese offenherzige Sprache! Selbst auf die Gefahr, Sie zu beleidigen —" — „Unter Männern volle Wahrheit!" rief Thiebold ebenso kräftig und stieß die leeren Austernschalen zurück, um für neue Platz zu machen, die er wie mit einem Mordmesser behandelte. — „In der Tat, sie konnte — nur mich lieben! Ich habe Vorzüge vor Ihnen! Nicht daß ich Lateinisch, Griechisch und Italienisch verstehe, de Jonge — Sie sprechen Englisch und Spanisch, das schätzen manche höher. Aber mein Vorzug vor Ihnen liegt in meinem Herzen! Nämlich mein Herz kann lieben, das Ihrige aber nicht, de Jonge —! Morden Sie mich für diese Behauptung mit — Ihrer Austerngabel!" — „Nein, im Gegenteil!" rief Thiebold und seine Augen leuchteten — lediglich vor Begeisterung über seinen heute einmal so aus sich herausgehenden Freund. „Nein! Sie haben recht! Ich schaudere über mich selbst! Ich versichere Sie: Ich kann lieben — aber darin haben Sie recht, nie auf die Länge —! Ist das nicht einzig?" Er schenkte mit wilder Gebärde die Gläser voll. Sein ganzes Sein war aufgelöst in Behagen — nur allein über Bennos „edle Vertraulichkeit". Ja, zum Beweise, daß er Ursache zum Zorne hätte, sich aber „zu mäßigen wünschte", warf er sein Glas hinterwärts in tausend Scherben.

„Was kostet das?" setzte er zum erschrocken herbeieilenden Kellner hinzu. „Diese Stunde, Louis, ist mir aus gewissen Gründen in dem Grade feierlich, daß nie wieder aus diesem Glase ein Mensch trinken soll! Geben Sie mir ein andres!" Und in der Tat — Männer bedürfen eines solchen Ausbruchs ihrer Gefühle. Benno tobte ebenfalls und fand es unerträglich, daß der Kellner brummte, als er mit dem Besen die Splitter zusammenfegte. „Hinaus!" rief er ihm zu. Die Jugendkraft sprach aus beiden Freunden. In jungen Seelen müssen Zorn, Eifersucht, Schmerz solche Formen annehmen, um möglich zu machen, daß sie beruhigt wieder zu den einmal nicht zu ändernden Gesetzen des Lebens zurückkehren.

Acht Tage nach diesem Abend, der nichtsdestoweniger in Bennos Seele neue Wunden schnitt, die alten nicht heilte, erhielten beide die Nachricht, daß Terschka entflohen war, ein Priester gewesen und sogar ein Jesuit — — Darüber mußte das Staunen allerdings das mächtigste sein. Die unglaubliche Kunde erfuhren sie zugleich mit dem Zusatz, daß Terschka in England zu bleiben gedächte, sich unter den Schutz Englands stellte, seinen Glauben entweder schon geändert oder zu ändern vor hätte und ohne Zweifel von Gräfin Erdmuthe, die hier einen Triumph über Rom, eine Genugtuung für die wirklich aufgefundene Urkunde sah, Verzeihung erhalten würde. Über Terschkas Verhältnis zu Armgart mußte eine neue Beleuchtung fallen; wieder begannen — die Hoffnungen. Dann aber sagten sich die Freunde: Steht jetzt nicht Armgart unter der Leitung ihrer Eltern, deren freisinnige Richtung allbekannt ist? Weiß nicht jeder, daß sich Armgarts Eltern nur um ihrer Prinzipien willen ausgesöhnt haben? Graf Hugo ist Lutheraner, hieß es auf Rücks Schreibstube, „dieser elende Terschka" wird bald zum Grafen Hugo zurückkehren und sich unter dem Schutz der Gesetze aus Roms Rache nichts machen! Was lag nicht da noch alles als möglich in der Zeiten Hintergrunde —!

Von Bonaventura bestätigte es sich: Er war — in noch so jungen Jahren — Domkapitular geworden. Sein schnelles Emporsteigen auf der Staffel der geistlichen Würden war die Folge der immer heftiger gewordenen Kämpfe mit der Regierung. Die alten Bewohner des Domstifts erlagen den Aufregungen. In auffallender Schnelligkeit raffte der Tod die schwachen Greise hinweg, die nicht mehr wußten, wie sie sich in der Mitte halten sollten zwischen ihren geistlichen und weltlichen Oberhäuptern. Der Kirchenfürst und sein Kaplan Michahelles blieben Gefangene.

Infolge seines Aufsteigens veränderte sich Bonaventuras Stellung zum täglichen Gottesdienst. Bei feierlichen Gelegenheiten aber trat sie in desto höherer Bedeutung hervor. Gleich die Osterzeit teilte auch ihm den Nimbus mit, den gerade in diesem Teile des Jahres die katholische Kirche um sich zu verbreiten weiß. Da fällt auf die goldenen Gewänder, die Fahnen und Baldachine zugleich der Strahl

der ersten Frühlingssonne. In den noch kalten Kirchen grünen Jerusalems Palmen. Über den Garten von Gethsemane breitet sich das abendliche Dunkel der Vigilien. Selbst den Hahn der Verleugnung glaubt man bei den Nachbildungen der heiligen Leidens- und Ostervorgänge in den katholischen Kirchen rufen zu hören — wenigstens weiß man mit täuschenden Anklängen alles Derartige wach zu erhalten. Dieser Phantasmagorien bedurfte noch Bonaventura, um sein Gemütsleiden zu mildern und sein Denken und Zweifeln eine kurze Weile zu unterbrechen. Beichten gab es noch immer. Frau Renate bat ihren Pflegling, der von Witoborn, um Jahre älter geworden, zurückkam, sich zu schonen. Mitteilsam hatte er ihr von der Mutter gesprochen. Aber die Geschenke, die er von der Mutter für die alte Dienerin mitbrachte, konnten diese nicht erfreuen. Sie zürnte der Mutter ihres Pflegebefohlenen herber als der Sohn.

Bonaventura sah Benno wieder, Nück, Lucinden. Jenen nicht ohne die tiefste Rührung und den Reiz, die Binde von den Augen des Freundes zu reißen und ihn rückhaltlos über seinen Ursprung aufzuklären. Noch fehlten dazu die vollen Verständigungen mit dem Dechanten und mit seinem Stiefvater. Nück blieb für Bonaventura ein Gegenstand des Grauens. Der Unheimliche, der sich seines Anteils an einem Kriminalverbrechen bewußt war, umschlich seinen Beichtstuhl und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er von den schwersten Bürden frei zu werden wünschte. Bonaventura lenkte seine Geständnisse auf den Brand von Westerhof und die Urkunde. Da stellte sich aber Nück doch unwissend. Nur bei den Verirrungen seiner Phantasie verweilte er und fragte, was die Kirche riete, wenn man sich von allen seinen Sünden und Schwächen aufraffen wollte und es auch wohl könnte, aber von dem einzig dazu verhelfenden Mittel doch wieder eingestehen müßte, daß dasselbe der göttlichen Verzeihung nicht minder bedürfen würde. Die seltsame Erklärung stellte eine Änderung seines ganzen Lebens in Aussicht, die Aufgabe seiner Geschäfte, das Zurückziehen ins Privatleben, den Ankauf eines Gutes, Reisen in südliche Gegenden. An allem aber schien der Gedanke an Lucinde beteiligt! Er nannte diese nicht, aber Bonaventura ersah die volle Bosheit — Nück wußte, daß dieser Priester der allein von Lucinden Geliebte war. Ruhig ertrug er den auf ihn gerichteten giftigen Pfeil: Sie gehöre auch ihm! Ach, Bonaventura wußte, was der sogenannte „Molinismus", d. h. die Jesuitenmoral, in solchen Fällen des Verhältnisses der größern zur kleinern Sünde rät. Sei wie die entwöhnende Amme! sprechen die jesuitischen Kasuisten. Verwandle, was du dem Sünder bietest, erst in einen Brei, der dem Kinde die gewohnte Milch vergegenwärtigt —! Aber er sprach: „Was sind das für geringere Sünden, mit denen man größere austreibt? Lesen Sie die Schrift und Sie werden Davids Leidenschaften, aber auch seine Reue finden! Ich will Sie nur an den Knaben David erinnern, wie er den Riesen Goliath erschlug. David

hielt sich zu seinem Schleuderwurf fünf Steine bereit, obschon ihm kaum der Riese, wenn der erste gefehlt hätte, für die Abschleuderung des zweiten Zeit gelassen haben würde. Ich will Ihnen sagen, ein Übel rottet sich am besten dadurch aus, daß man ihm die Nahrung nimmt. Ergreifen Sie noch vier andere Leidenschaften! Natürlich edle Leidenschaften! Aber Leidenschaften! Dann werden Sie an die unedle fünfte nicht mehr denken. Beten Sie ein Ave auf dem Hügel der letztbegrabenen Angehörigen Ihrer Familie! Friedhöfe zu besuchen, siehe da! das wäre gleich eine der Leidenschaften, die ich meine. Legen Sie sich vier solcher steten Reservebeschäftigungen Ihres Tuns an und Ihre Phantasie hat eine Milderung." — Hendrika Delring war mit der letztbegrabenen Angehörigen gemeint. Was gibt es Heilenderes, als die Erinnerung an unsere Vergänglichkeit! Bonaventura wußte nicht, wie Rücks verwirrter Seelenzustand gerade vor dem Tode kein besonderes Grauen empfand —! Rück hielt den ihm gegebenen Rat für einen Ausfluß aus dem, was der Geistliche aus Hammakers Beichte über ihn wußte. Er schlich sich still davon. Seine Bosheit schien geschlagen.

Die Kattendykesche Familie war nach Witoborn zu den Exerzitien. Lucinde war wohlweislich zurückgeblieben. Statt ihrer hatte sich anfangs Johannens Verlobter, der „Außerordentliche", Guido Goldfinger, an diesen Übungen beteiligen wollen. Der praktische Mann hatte aber angefangen, sich auf Delrings verlassenen Kontorsessel zu setzen und Pitern im Familieninteresse der Jahresdividenden zu überwachen. Da ging denn mit der Mutter und Schwester die Frau Oberprokurator. Während dieser Zeit war Lucinde tagelang in den Kirchen, flüchtete auch oft in die Rumpelgasse zu Veilchen Igelsheimer und auf den Römerweg zu Treudchen Ley. Rück, in übermäßiger Freude über die gänzliche Verschollenheit des Brandstifters Jean Picard, nicht einmal von dessen Drohbriefen um Geld belästigt, beruhigt sogar über Hubertus, der in der Tat mit Pater Sebastus aus dem Eichenstamm entwichen und auf der Flucht nach Rom, „dem Asyl der Welt", war, lebte nur seinen jetzt doppelt entfesselten Begierden. Mit allen nur erdenklichen Kundgebungen seiner Gefühle suchte er Lucinden zu umstricken, vernachlässigte seinen Beruf und gab sich Blößen vor allen seinen Arbeitern. Benno bestätigte, was Bonaventura aus dem Beichtstuhl wußte. „Sie wollen mich jetzt verlassen, jetzt?! Jetzt?!" schnaubte ihn Rück an und seine Augen traten in ihre Höhlen zurück und ließen nur einen einzigen weißen Schimmer erblicken. „Sie dürfen jetzt nicht! Sie müssen bleiben —! Und ich hatte es so gut mit Ihnen vor!" lenkte er in eine geziemendere Sprache ein. „Sie müssen eine glänzende Karriere machen. Dieser Staat hier bietet Ihnen nichts. Herr von Asselyn, Sie bleiben? Nicht wahr? Wenigstens bis zum Herbst? Dann wickle ich mein Geschäft ganz ab und gebe meine Praxis auf. Werden Sie mein Nachfolger oder — ich erfinde noch etwas anderes

für Sie! On ne marche qu'avec les hommes! sagte Mirabeau. An Menschen hänge dich an! Die tragen dich, wie der heilige Christophorus das Kind, übers Meer! Meinungen, Überzeugungen, Pflichterfüllung — pah — eitler Tand! Ich setze Sie auf die Schultern von Menschen — wenn Sie wollen, des ersten Mannes in der weltlichen Christenheit und Ihren Cousin, den Domkapitular, auf die Schultern des ersten Mannes in der geistlichen —! Nur durch Menschen kommen wir vorwärts!" So bereitete sich die Reise nach Wien vor. Einstweilen sollte Benno in allen Folgerungen der aufgefundenen Urkunde arbeiten, obschon er vollkommen von deren Unechtheit, ja in Verbindung mit dem Brande von einem begangenen Doppelverbrechen überzeugt war. Herr von Enckefuß erklärte den ehemaligen Galeerensträfling Picard und Dionysius Schneid für eine und dieselbe Person, gegen welche Annahme sich die Schloßbewohner von Westerhof, obschon so benachteiligt durch die Urkunde, entschieden sträubten. Hubertus hatte ihn geborgen, hatte für ihn gutgesagt und Löb Seligmann sah sich nicht veranlaßt, in einer so frommen Gegend hervorzutreten gegen Klöster und hohe Adelssitze mit Zeugenaussagen, die auch nicht verlangt wurden. Einstweilen verfolgten aber doch den entschwundenen Diener Steckbriefe nach allen Seiten.

Eines Tages — es war gegen Pfingsten — erhielt Bonaventura folgende Zeilen: „Hochwürdiger Herr! Eine Novize bei den Karmeliterinnen, Gertrud Ley aus Kocher am Fall, wünscht Ihnen schon seit lange Beicht zu sprechen. Herr Cajetanus Rother verhinderte es. Jetzt ist Herr Rother lebensgefährlich erkrankt und bedarf eines Substituten. Diesen Auftrag von der Kurie zu erhalten, wird Ihnen ein Leichtes sein. Sollten Sie von dem Gerücht, daß Sie Komtesse Paula magnetisierten, Unannehmlichkeiten haben, so wollte ich Ihnen nur bemerken, daß, wenn auch jeden, der sich auszeichnet, an sich schon der Neid verfolgt, doch in diesem Fall die eigentliche Veranlassung etwaiger Verdrießlichkeiten nur die Intrige der Frau von Sicking bei Witoborn ist, der Sie nicht genug den Hof gemacht haben." Der Brief konnte nur von Lucinden kommen. Sein Inhalt war beachtenswert genug, aber der Empfänger hatte sich gelobt, Lucinden zu betrachten, als wäre sie nicht auf der Welt. Als ihm eines Tages Renate mitgeteilt hatte, jeden Abend ginge eine verschleierte Dame an seinen Fenstern vorüber und sähe minutenlang hinauf — und sie „die unerträgliche, böse Person" in ihr vermutete, bat er sie, nicht mehr von ihr zu sprechen. Ihn graute vor Lucinden. Und dennoch war sie im Geist ihm immer nahe. Sie „hielte sein Lebensgeheimnis in Händen", hatte sie gesagt. Bei jeder Leiche, die er einsegnen mußte, sah er im Geiste den offnen Sarg von St. Wolfgang und Lucinden mit dem „Geheimnis über sein Leben" ihn wie die Sphinx anstarren. Er wollte auch jetzt von den Zeilen dieses Briefes sich nicht erschüttern lassen, nicht durch zu

langes Verweilen bei ihrem Inhalt Lucindens wahrscheinliche Absicht unterstützen, mit Gewalt wieder Posten in seinem Innern zu fassen. Der Abschied von Paula lag noch zu schmerzlich auf seinem Gemüt. Immer näher sah er kommen, was ihm und Paula der Tod war, die von den Standesrücksichten gebotene Ehe derselben mit dem Grafen Hugo — dem Geliebten der leichtsinnigen und verlorenen Schwester — Bennos! Das waren Fernsichten, gegen deren Gewitterdunkel das nächste Leid verschwand.

In der Tat — es kam, unverlangt, ein Brief von der Kurie, worin ihm die Inspektion der Klöster anzeigte, daß die Damen auf dem Römerwege wünschten, ihn für die andauernde Krankheit ihres Beichtvaters in Stellvertretung zu sehen. Man bürdete ihm nur zu schnell jede neue Last auf. So ging denn Bonaventura eines Tages in erster Morgenfrühe auf den Römerweg. Es war ihm peinlich, sich Frauen zu denken unter einem geistlichen Führer wie Cajetan Rother. Es mußte ihm das der Anblick des von Würmern zernagten heiligen Brotes sein. Er gedachte: Ist dies Haus, das so ganz versteckt und verbaut, äußerlich kaum neben einem kleinen Kirchturm erkennbar, zwischen dem Waisen- und Jesuitenprofeßhause liegt, ein Himmel auf Erden oder die Hölle? Wer ergründet das? Bischöfe dürfen wohl zuweilen diese nur den Frauen gewidmeten Räume betreten, dürfen in die Zellen blicken; auch die Wahl eines fremden Beichtvaters, statt des gewöhnlichen, steht den Nonnen frei; aber wie viele Dinge sind erlaubt und man versagt sie sich doch! Wieviel Antriebe zu Klagen ersterben in den Rücksichten! Wehe denen, die in einem ganz nur auf die Personen begründeten Gemeinwesen etwas wagen, das dem allgemeinen Esprit de corps widerspricht! Bei den Nonnen macht sich die weibliche Natur selbst geltend, diese rätselhafte Gattungsstimmung, für welche die Männer selten ein richtiges Verständnis haben. Die Männer festet der Geist, ihre irdische Natur können sie zuweilen abstreifen; Frauen aber stehen immer im Zwang eines gleichen Naturloses und entbehren der freien Selbstbestimmung. Daher denn in einem Nonnenkloster der doppelt und dreifach gebundene Wille. Ein einziges Gefühl bemächtigt sich aller; der Instinkt leitet sie; selbst die Freisten werden hinübergezogen in ein allgemeines Sklaventum. Das alles wußte Bonaventura. Dennoch hoffte er auf Ausnahmen. Verließ ihn selbst doch nicht die Vorstellung: Wer weiß, ob dir nicht noch einmal eines der großen Benediktinerklöster in Österreich die Weltentsagung in anderem Lichte zeigen würde, als das Kloster Himmelpfort mit Klingsohr und einem Vorstand wie Pater Maurus —!

Die Äbtissin, die er fand, war eine Greisin. Am Stabe daherwankend empfing sie den Domkapitular, der mit der Würde seiner äußern Erscheinung und in seinem Ornate zu ihr kam. Sie geleitete ihn in die Kapelle, wo sich die Vorrichtungen des Beichthörens be-

fanden. Das Kloster war von keiner zu strengen Regel. Einige der Schwestern widmeten sich der Erziehung im Waisenhause, wohin sie durch ein Gewirr von Gängen gelangen konnten. Die Annäherung des hochgefeierten Priesters schien für diese verhungernden Seelen ein wahres Himmelsmanna. Da und dort tauchten eilende Gestalten auf hinter den Gittern der kleinen Kirche. Leben und Bewegung, wenn auch nur wie mit geisterhaftem Dahinhuschen, regte sich ringsum. Dicht am Tabernakel befand sich ein Zimmer. Hier konnte sich Bonaventura allein angehören. Ein Zugfenster zurückschiebend, sah er in einen düstern Gang, von welchem ihn ein einfaches, nicht, wie es im allgemeinen Sprachgitter üblich, doppeltes Gitter trennte. Die Nonnen treten nicht frei in die Kirche. Sie wohnen sogar der Messe nur durch die vergitterten größeren und kleineren Mündungen ihres Klostergebäudes bei. Hier und da diente ein kleiner Ausbau aus der Kirche ins Kloster zu Beichten, wenn deren mehrere zu gleicher Zeit zu nehmen waren bei etwaiger Überfüllung von Bewohnern. In einem dieser kleinen Glaskästen nahm Bonaventura Platz, während sein Akoluth Vorrichtungen traf zur Messe, die er hier morgen halten wollte. Mit dem Pfingsttage naht die österliche Zeit ihrem Ende. Schon waren die drei „Bitt-Tage" vorüber. Die morgende Vigilienfaste gehörte diesem Kloster als ein ganz besonderer Gründungs- und Seelenläuterungstag.

Es war draußen heiß, in der Kirche kühl. Hinter einem Gitter, das Bonaventura nicht ganz übersehen konnte, saßen die Harrenden in ihren braunen Kutten, mit leichten weißen Mänteln und weißen Schleiern, einen schwarzen ledernen Gurt um den Leib. Von jeder, die sich ihm nahte, hörte man auf dem steinernen Boden das Knarren der groben Lederschuhe, die im Süden die heilige Therese entfernt hat, als sie aus den Karmeliterinnen Barfüßerinnen machte, wie ihr Freund, der heilige Petrus von Alcantara, den Orden der Franziskaner ebenfalls verschärfte.

Wer sollte glauben, daß auch diese abgeschlossene Frauenwelt Erlebnisse zu beichten hatte! Ihre Verrichtungen waren doch so einfach —! Gebet, Messe, Essen und Trinken, weibliche Arbeiten, Singen, Beten und Schlafen —! Das war die Ordnung jedes Tages, etwa bei vier oder fünf ausgenommen, die Unterricht gaben — eine Lizenz, zu deren Erlangung bis nach Rom hatte berichtet werden müssen —! Aber auch hier übersah nach den ersten fünf oder sechs Beichten, die schon die Zeit bis fast gegen elf eingenommen hatten — Treudchen Ley mußte als Neuling bis zuletzt bleiben — der immer nur still horchende und murmelnde Märtyrer das ganze Seelenleben eines Nonnenklosters. Die hochbetagte Oberin sprach wie bereits zum Kinde geworden. Seit Jahren schien sie nur dieselben Fehler zu bekennen. Sie hatte am Rosenkranzgebet einzelne Kugeln übersprungen, sie hatte sich um des geliebten Schlafes willen einigemal krank melden lassen, sie hatte bei einem Über-

maß von Fliegen in ihrem Zimmer auf diese Jagd gemacht und solche getötet in den Zwischenpausen ihrer Gebete —! Alledem sprach Bonaventura milde und den Fehl meist in anderm suchend, als die Beichtende. Da es seine Gewohnheit war, durch eine plötzliche Querfrage mechanisch eingelernte Beichten zu durchkreuzen und lehrreiche Stockungen des Gewissens hervorzubringen, so gestand ihm auch diese gute alte Frau zuletzt ein, daß sie allerdings in Streit und Zank lebte. Zunächst galt das Bedürfnis der Reue über leidenschaftliche Ausbrüche ihres Temperaments einer — Henne, die regelmäßig vom benachbarten Profeßhause der Jesuiten über die Mauer flog und durchaus ihre Eier hier bei den Karmeliterinnen im Garten legen wollte. Um diese Henne und um diese Eier war das ganze Kloster in einem Revolutionszustande —! Die Aufwärterin von drüben, Hanne Sterz hieß sie, begehrte von der verflogenen Henne die Eier und im Kloster war man verschworen, diese nicht herauszugeben, die Vikarin ausgenommen, Schwester Therese. Das war nun die große, wochenlang alles ergreifende Frage unter diesen Frauen; alle waren beteiligt, ja Schwester Therese aufgeregt um jene Henne, wie Pater Ivo um die Fliegen —!

Aber ein katholischer Priester ist in der Beichte auf alles gefaßt. Er entschied, die Schwestern dürften die Eier der Gartenverwüsterin und Klosterfriedensbrecherin dem Nachbar vorenthalten, wenn sie dies in der Absicht, zu strafen, täten und dadurch die nachlässige Besitzerin der Henne gewöhnen wollten, ihre Henne besser zu hüten. Sie würden dies aber wahrscheinlich nur mit Schadenfreude getan und sich listig am Besitz der Eier erfreut haben. Da wäre es denn ein Raub. „Sammeln Sie jetzt die Eier und sind es ihrer jedesmal eine Mandel, so schicken Sie sie nebenan ins Waisenhaus —! Die Beschämung und der Ärger, eine segensreiche Handlung zu veranlassen, ohne selbst dafür gesegnet zu werden, wird auf die Obhut nebenan heilsam wirken!"

Als die Äbtissin mit diesem Bescheide gegangen war, kamen zuerst die alten Nonnen — ihnen schien das Warten beschwerlich zu fallen und Rother hatte es so eingeführt, wahrscheinlich um sie rascher zu entfernen. Fanatismus für Formalitäten, wie solcher namentlich die Frauen ehelosen Standes mit der Zeit alle Stadien der Qual für sich und andere durchmachen läßt, sprach sich hier umständlich genug aus. Einige hatten ein nervöses Zucken, andere eine Sprechweise, die vor Überhastung nicht einen einzigen geordneten Satz hervorbringen konnte. Zuletzt hatte die Art, wie die auferlegten Bußen sofort ausgeführt wurden, etwas gradezu Erschreckendes durch den Mechanismus und den eiligen Eifer der Formalität ohne jeden Duft der Innerlichkeit. Das Schönste am Weibe, scheue Unsicherheit in solchen Bewegungen, die der Natur und dem sonstigen Triebe des Weibes widersprechen, fiel hier weg. Das Zusammenleben in einem weiblichen Freistaat hob die Grazie auf, die eben nur

aus dem Zusammenleben mit Männern entspringt. Eine Nonne zog eine Betglocke an Stricken so hastig, wie eine Magd den Brunnenschwengel regiert, wenn ihr Salat wartet. Alles wurde mit dem reizbarsten Fanatismus hervorgebracht; die Regel der Tagesordnung, der Küche, der Bekleidung, des Backens, das Scheuern, Beten, Singen, Gewinnen von Geld durch weibliche Arbeiten, wie Blumenmachen, Sticken, Wäschenähen und Wäschezeichnen — alles geschah wie mit einer Art Krampf. Dabei beaufsichtigte eine die andere und ganz ersichtlich war es, daß hier nur die geringeren Seelentätigkeiten des Menschen in steter Erregung blieben. Die alte Mönchsregel, die Sebastus gelegentlich Bonaventura wiederholt hatte: „Wir Mönche kommen zusammen und kennen uns nicht, wir leben zusammen und lieben uns nicht, wir sterben zusammen und beweinen uns nicht!" — man denke sie sich angewandt auf Frauen! Das weibliche Herz bestimmt zum Verknöchern, das angeborne Bedürfnis der Liebe bestimmt zur Erstarrung —!

Die Schulschwester Beate und die Vikarin Therese folgten sich unmittelbar. Wie war jene so häßlich mit ihren Zahnlücken —! Und dabei versuchte sie — mit Wehmut zu lächeln. Sie war die einzige, die Rothern anklagte. Sie wäre durch die Reihe der Jahre gewohnt, sagte sie, das Sakrament der Buße übermäßig leicht zu nehmen. Oft schlüge sie sich mit der Geißel um Fehler, die sie nur so eingestünde, um vor den andern nichts voraus zu haben. Bonaventura erkannte bald, der hinterhaltige Sinn des starkwilligen Mädchens wollte ihr wahres Gewissen nicht zu erkennen geben. Sie blieb bei Oberflächlichem und mußte, da sie zuletzt nur noch gestand, ihr Herz zu sehr an ein Hündchen gehängt zu haben, hören, daß dies eine Sünde wäre, wenn sie dem Hunde die Liebe schenkte, die sie den Menschen versagte. Voll Unmut und Staunen erhob sie sich nach der ihr auferlegten Buße, die dahin lautete: drei Tage lang im Waisenhause, für sich allein, ohne Bericht an die Direktion, einen Fehler nicht mit Züchtigungen zu bestrafen, sondern nur mit Worten. Sie sah, daß ihre Heftigkeit, ihr Jähzorn erkannt war, lief bestürzt davon und verschwand nach einer entgegengesetzten Seite hin, als die andern Nonnen.

Schwester Therese, die ehemalige Freiin von Seefelden, war klein und blaß und schien mehr von Andacht und Ergebung, als von Seelenschmerz verzehrt. Sie gehörte jener seltsamen Stimmung ihrer Standes- und Stammgenossen an, derzufolge die Begriffe der Etikette, Konduite, Tournüre vom Leben auch ohne alles weitere Nachdenken auf das Verhältnis zum geoffenbarten Gott und zur Kirche übertragen werden. Auch sie zeigte zunächst kein besonderes inneres Leben. Sie hatte nur Formfehler zu berichten und Nachlässigkeiten, die sie sich hätte in ihrem Unterricht zuschulden kommen lassen. Bonaventura riet auf ihre Identität mit der Verlobten des Grafen Zeesen nur aus dem feinern Sprechton und dachte sich: Also das ist die Nonne,

der sich Paula einst als Freundin zu nähern hofft! Welch ein Nimbus umgab sie aus der Ferne, wo Paula von einem Zusammenleben mit ihr im Kloster hatte sprechen können — und nun — wie war auch sie abgestorben und wie schattenhaft geworden —! Am Schluß der Beichte, die ihn zweifeln ließ, ob er denn in der Tat mit der Verlobten des Paters Ivo, des Marienfängers, mit dem Stolz einer ganzen Provinz, gesprochen, rührte ihn eine Selbstanklage. Sie sagte ihm, daß sie sich über jeden Tag, wo im Waisenhause der Schulunterricht ausgesetzt wäre — freute. So auch auf morgen. „Widmen Sie sich dieser Tätigkeit nicht mit voller Befriedigung?" fragte er. — „Ach, die Kinder wollen dem Leben erzogen sein und wir kommen doch nicht mehr aus dem Leben." — „Mein Kind," entgegnete Bonaventura nicht zustimmend, „wir sollen nicht fürs Leben erziehen! Wir sollen erziehen für eine einzige Stelle im Gemüt, die uns sagt: Selbst im rauschendsten Gewühl des Lebens, selbst im höchsten Genuß der Kraft und der Freude muß der Mensch etwas achten, was ungefähr dem Leben mit ewig bindenden Gelübden gleichkommt. Selbst die Mütter können so nicht erziehen, wie eine Erzieherin. Die Mutter steht zu sehr selbst unter dem Eindruck des eigenen Lebens, um Kindern den alleinigen Wert des Hohen und Göttlichen und einer von allem Erdenwust befreiten Bildung zu vergegenwärtigen." Schwester Therese blickte einen Moment mit leuchtenden Augen auf und ging, aufs neue für ihr langsames Sterben im Kloster, wie es schien, ermutigt von dannen.

Schon wieder sprach eine mit der Geschwindigkeit einer Flattermühle, die im Korn die Spatzen verscheuchen soll, ihre Bekenntnisse. Die ganze Stufenfolge der „sieben Todsünden", der „sechs Sünden in dem heiligen Geist", der vier „himmelschreienden Sünden" und der neun „fremden Sünden" schien erklommen zu werden. Und als kannte die Schwester Küchenmeisterin vollkommen die Unterscheidung dieser neun „fremden Sünden", bei welchen der Mensch erstens zur Sünde raten, zweitens die Sünde befehlen, drittens in die Sünde einwilligen, viertens nur passiv zu ihr reizen, fünftens die Sünde loben, sechstens zu ihr stillschweigen, siebentens dieselbe übersehen, achtens selbst daran teilnehmen und neuntens sie bei etwaigem Anlaß bloß verteidigen kann — so blitzten alle diese Fazettierungen der Jesuitendialektik auf in der Klage über die Verhältnisse des Marktes, der Speisekammer, des Backens, des dabei vorgekommenen Naschens und aller möglichen Sorglosigkeiten! Hier tauchten jetzt auch zwei halbe und drei ganze Novizen auf und im sprudelnden Mitteilungsdrang zum erstenmal, mit Namennennung, Treudchen Ley, die nach Bonaventuras Warnung, niemand zu nennen, hierauf als die „Kostgängerin" bezeichnet wurde.

Manches Wort aus dem lebensklugen Jesus Sirach, diesem Montaigne oder Knigge der Bibel, war wie grade zu für die Schwester Küchenmeisterin geschrieben. In ihren Bekenntnissen liefen harm-

los auch die Schüsseln mit unter, die im Kloster für den allgeliebten Cajetan Rother zubereitet und in die Wohnung des zärtlichen Seelenhirten geschickt wurden. Am Sprachgitter der Eingangspforte schienen immer Schachteln und Körbe unterwegs zu sein — denn selbst seine Wäsche ließ der geistliche Beichtvater im Kloster waschen — so daß es Bonaventura nicht wundernehmen konnte, von einer der folgenden Nonnen, der Schwester Wäschmeisterin, unter den heißesten Tränen ein Bekenntnis zu erhalten, wo plötzlich wiederum Namen fielen — diesmal Eva und Apollonia Schnuphase. Die Wäschmeisterin beichtete: „Vor vierzehn Tagen kam ein Korb auf einer Karre vor die Tür des Klosters und so schwer stand er am Gitter, daß die Damen Schnup —" — „Keine Namen!" — „die gerade im Kloster waren, selbst angreifen mußten, um ihn zum Gitter hereinzuheben. Sie sagten, es wären lauter neue Servietten für die Wirtin „Zum goldnen Lamm". Sie wollten den Korb zum Zeichnen in die Zelle der Gertrud Ley tragen." — „Keine Namen!" — „Ich sehe den großen Waschkorb und sage: Die Zelle der Kostgängerin ist dafür nicht groß genug! Der Korb muß in die Nähstube! Die beiden Fräuleins wollten nicht. Darüber werde ich böse und sage: Ich denke, Wäschmeisterin bin ich hier —! Nun ergaben sie sich. Sonst so hochmütig und vornehm tuend, trugen sie heute mit ihren feinen Händen und Handschuhen den Korb selbst. Durchaus wollten sie damit zur Kostgängerin. Diese war im Chor; sie lernte singen. Wie nun die beiden Fräulein durchaus so den schweren Korb, statt in die Wäschstube, an der wir schon standen, in die Zelle bringen wollten und niemand auf dem Gange war — die Schwestern waren im Chor — sagte ich, und schon mit Furcht und Ahnung, zu dem Fräulein Eva, der Ältesten: Was ist das heute mit dem Korb —? Gleich machen Sie ihn auf! Da wurden die Mädchen blaß wie die Wand und nun ich das sah, da riß ich selbst den Korb auf und — heiliger Joseph! — statt Wäsche stak — eine Mannsperson unter dem Deckel —!" — Bonaventura mußte der Bekennerin Zeit zur Sammlung lassen. — „Ich weiß nicht, hochwürdiger Vater, wo ich es hergenommen habe, daß ich nicht sofort in Ohnmacht fiel. Herr, schrie ich, verlassen Sie jetzt nicht sogleich auf demselben Wege, wie Sie hereingekommen sind, so auch wieder hinaus dies Heiligtum unsrer allerseligsten Jungfrau und des gekreuzigten Jesus, so ziehe ich hier an der Glocke und rufe das ganze Kloster zusammen — wehe dann Ihnen und Ihren Helfershelferinnen —! Und Sie, meine Fräuleins, wandte ich mich zu diesen — aber nun konnte ich nicht weiter, denn die beiden Nichtswürdigen fielen vor mir auf die Knie und baten um alle Wunden Jesu, sie nicht zu verraten. Ein Glück für sie, daß die Orgel so laut ging. Der junge Mann stand noch im Korb und wollte herausspringen, zog auch eine volle Börse, um sie mir in die Hand zu drücken. Nein! schrie ich. Danken Sie allen heiligen Märtyrern und Bekennern, daß die Schwestern im Chor

singen und die Nähstunde schon geschlossen ist! Entfernen Sie sich augenblicklich! Damit drückte ich den jungen Mann, so vornehm und stark er auch war, wieder in den Korb hinunter, zwang ihm den Deckel über den Kopf und die beiden Damen mußten ihn selbst wieder an beiden Henkeln zum Sprachgitter zurückschleppen, wo sie sich fast damit verhoben hätten, um ihn nur an die Öffnung hinaufzubringen. Da waren denn zwei Kerle, die schon auf alle Fälle bereit standen, nahmen die Last wieder an sich und trugen sie zur Straße hinaus, wieder auf die Karre." — Bonaventura konnte bei diesem auf Treudchen berechneten Besuch nur an eine Tollheit Piter Kattendyks denken. — „Und Ihre Sünde?" fragte er nach einer Weile, ohne sich das bedenklich komische Bild: Piter im Waschkorb! — allzulange auszumalen. Er fühlte sogar Anteil der Freude über einen Beweis so großer Liebe, die Treudchen hatte gewinnen können. — „Sünde? Daß ich den Vorfall — verschwieg," sagte die erschöpfte Wäschmeisterin. — „Verschwieg? Einer pflichtgetreuen Tat soll man sich gegen niemanden rühmen!" — „Muß denn nicht das Kloster gesühnt werden?" — „Nein!" — „Die beiden ruchlosen Frauen kommen noch immer her und ich lasse es zu!" — „Beide werden sich bessern!" — „Als der Korb und die Frauen hinaus waren, rannte ich umher wie sinnlos und —" — „Mußten es doch los werden? Erzählten es sogleich? Wem?" — Die Beichtende schwieg. — „Sie waren mir also eben unwahr! Das ist ein Frevel — ich will ihn aber verzeihen. Die natürlichste Mitteilung, die Sie hätten machen können, war die an das arme Kind, dessen Ruf durch diesen Vorfall so heillos bedroht wurde. Machten Sie diese?" — „Der Pfarrer hat —" Die Stimme stockte. Dann ergänzte sie zagend: „Hat befohlen, ihr nichts davon zu sagen und — ohnehin — mit ihr kein Wort zu sprechen, das nicht heilig ist!" — Bonaventura konnte ohne Gefahr für die geistliche Würde nicht fragen: Warum nur Geistliches mit Treudchen Ley? Er sprach überhaupt nicht mehr von dem bedenklichen Vorfall, sondern von der Wahrheit, deren Umgehung sich schon Adam mit Nachteil hätte zuschulden kommen lassen, als er den Genuß der verbotenen Frucht auf Eva schob, und schon Eva, als sie die Schuld wieder der Schlange zuschob. Die Lüge der Lügen aber nannte er, wenn man mit dem geheuchelten Schein, recht ausnehmend wahr sein zu wollen, dennoch löge. Er legte der Wäschmeisterin eine Buße auf, die seiner immer mehr zunehmenden Reizbarkeit und dem Verdruß entsprach, den er darüber empfand, daß hier alle etwas ausgeplaudert bekamen und nur diejenige nicht, welcher dadurch der Beweis entging, wie sie geliebt wurde. Er befahl der Wäschmeisterin, sich der nächsten Beichte der — Kinder im Waisenhause anzuschließen, und sagte: „Lerne als Erwachsene etwas bei dir behalten!" — Die Wäschmeisterin entfernte sich mißmutig.

Das Läuten einer Glocke, die eine Nonne mit jener schon er-

wähnten Haft zog, zeigte Bonaventura an, daß er bereits drei Stunden im „Holz der Buße" gesessen hatte. Nur die Spannung, ob denn nicht endlich auch Treudchen Ley erscheinen würde, gab ihm Kraft, noch auszuharren. Da sah er denn endlich den Gang daherkommen eine schlanke Gestalt im braunen Kleide — unverschleiert. Ein Häubchen bedeckte den Kopf, der ihm aus dem Dunkel des Ganges allmählich erkennbar wurde. Einige Monate hatten die lieblichen Züge des Kindes, das schon so viel des Trüben hatte erfahren müssen, mit dem Ausdruck melancholischer Verhärmung angehaucht. Die blonden Haare, ohne Zweifel bestimmt, unter der Schere der Klosterregel zu fallen, waren in der unkleidsamen Haube versteckt. Um so edler traten die Formen des blassen Antlitzes selbst hervor. Die Melancholie hatte denselben von ihrer angebornen Schönheit nichts nehmen können.

Treudchen näherte sich mit gefalteten Händen. Hoffnungsstrahlend und doch zugleich zaghaft schritt sie näher. Als sie Bonaventura sah, legte sie mit ausbrechenden Tränen ihr Haupt auf das Holz, ähnlich einer Verbrecherin, die den Todesstreich erwartet. Was geht in dieser kindlichen Seele vor? dachte Bonaventura. Welche Verwüstungen hat hier ein ruchloser, langsam wühlender Priester, der sie ohne Zweifel in diesem Kloster festhalten will, angerichtet? Schon hatte Bonaventura, da Treudchen immer noch schluchzte, angefangen aus ihrer Seele zu beten und, wie sie für die Beichte gelehrt war, den Heiligen Geist anzurufen, der dem Menschen erleichtere, sich selbst zu erkennen. Plötzlich vernahm er ein auffallendes Geräusch. So wenig ihn sonst beim Spenden des Bußsakraments Reden, Singen, Wandeln in der Kirche zu stören vermochte, jetzt mußte er sein Haupt von der zusammengeschlagenen Stola erheben. Er hörte einen unziemlichen Wortwechsel zweier Männerstimmen. Sein eigener Akoluth war es, der ihn begleitet hatte, und der Meßner vom Berge Karmel drüben, die miteinander stritten. Und noch kaum hatte Bonaventura einige Worte unterscheiden können, ohne die Ursache des Streits zu verstehen, als sich seinem Auge der schreckhafte Anblick eines im Meßornat daherkommenden Priesters darbot, der, kaum sich aufrecht haltend, an den Chorstühlen mit den Händen entlang tastete und sich auf ihn zuschleppte. Ein langes Skapulier hing ihm, wie einem Mönch, von den Schultern herab bis an die Knie, ein Abbild des bekannten Skapuliers, das die allerseligste Jungfrau im 13. Jahrhundert einem General der Karmeliter verehrte und mit dessen Nachahmung behangen jetzt jeder Sterbende den seligen Tod gewinnt. Der Pfarrer vom Berge Karmel war es selbst. Sonst eine hohe, wohlgenährte, mit glühenden Augen ein Bild des Lebens gebende Persönlichkeit, heute dahinschleichend, im Antlitz gelb, von Fieberflecken entstellt und offenbar eben aus dem Krankenbett gekommen. Gerufen vielleicht durch die beiden intriganten Nonnen. Er taumelte unsicher und in jeder Bewegung wie zum Zusammenbrechen.

Bonaventura übersah sofort, daß auch diese üble Nachrede seines Glaubens, daß die Beichtväter der Nonnen von heftigster Eifersucht aufeinander entbrannt sein könnten, keine Fabel war. Der Zorn, die Ungeduld, jedenfalls die Furcht vor dem Inhalt der Beichte Treudchens, vielleicht eine Anzeige der Nonnen, hatten den Mann vom Lager getrieben. Auf seinem verzerrten Antlitz stand: Ein Wolf bricht in deine Hürde! Er erschien, begleitet von seinem Meßner, der schon gegen Bonaventuras Akoluthen seinen Einspruch erhoben hatte, und redete, erst noch mit gezwungener Freundlichkeit, heiser, von dumpfhohlem Husten unterbrochen, auf drei Schritte den sich erstaunt erhebenden Bonaventura an: „Mein Herr Bruder! Ei danke! Danke! Ich bin ja gesund und wieder wohlauf. Bitte! Sie sind — ja — sehr rasch und — auch hier wieder mein Nachfolger geworden — Ich erfahre das — soeben erst — Bitte — Erlauben Sie!" Bonaventura ging ihm entgegen und ergriff seine Hand, die sich eiskalt anfühlte. „Sie sind krank —! Ich beschwöre Sie — Gehen Sie nach Hause —!" sprach er. — Mit künstlicher Kraftäußerung schlug der Pfarrer an seine Brust und sprach so laut, daß es weit in der Kirche erschallte: „Gesund bin ich! Danke, Herr Bruder! Mit Gott! Mit Gott! Adieu!" Schon drängte er zu dem Gitter, in welchem Treudchens Haupt unbeweglich lag und nicht aufblickte.

In Bonaventuras Innern wühlten alle Schwerter des Schmerzes. Auch das, auch das ist möglich — bei unserm Priestertum! Dein heiligster Name, Jesus von Nazareth, wird in solchem Munde zur wahren Lästerung! Bei dem Gedanken, daß dieser ruchlose Priester nur deshalb verzweifelte, deshalb sich nur vom Krankenbett aufraffen konnte, weil Treudchen Ley möglicherweise einem andern anvertrauen konnte, was ihre Seele belastete, ergriff ihn eine solche Wallung des äußersten Zornes, daß er nichts mehr beachtete von dem, was er sonst, selbst mit Bekämpfung seiner Überzeugungen, zu schonen pflegte und ausrief: „Sie unterbrechen eine heilige Handlung, die ich bereits begonnen habe! Nach einer Stunde überlasse ich Ihnen den Sitz in diesem Stuhle. Jetzt aber gehen Sie!" Die Hände des Pfarrers griffen krampfhaft am Skapulier hin und her und wickelten sich bald in das lange Tuch hinein, bald aus ihm heraus. Der Fiebernde konnte kein Wort gewinnen. Die beiden Diener standen wie auf der Flucht in einiger Entfernung. Bonaventura hatte noch die Selbstbeherrschung, am Gitter das Schiebfenster zuzuziehen und Treudchen von dieser unwürdigen Szene zu trennen.

„Herr Domkapitular —!" sprach Rother mit hämischer Betonung einer Würde, die über ihm stand, und tastete zitternd nach dem Eingang in den kleinen Ausbau. Es war eine Szene, die Bonaventura an sein Erlebnis in der kleinen dunkeln Kapelle am Kreuzgang an der Kathedrale mit dem Habicht erinnerte, dessen Fänge, als ihn Pater Sebastus ergreifen wollte, sich ebenso an die

Altarsäulen festgeklammert hatten, während der Raubvogel mit umgewandtem Kopf seinen Angreifer wie dämonisch anstarrte. Sich sammelnd, hauchte er jetzt leise: „Sie erinnern mich zur rechten Zeit an meine Würde! Ich befehle Ihnen — mir die Funktionen zu lassen, die mir die Kurie übertrug!" — Rother aber lachte hellauf und zog unter seinem Skapulier einen Brief hervor, rief seinem Meßner, hielt den Brief in die Höhe und krächzte mit heiserer Stimme: „Da, Fangohr! Tragen Sie — den Brief sogleich in — die Kurie! Meine Kirche muß neu geweiht werden — das heilige Holz — exorzisiert —! Denn diese reinen Seelen meiner Himmelsbräute — verführt mir ein — Magnetiseur —! Ha! Grauenvoll!" Mit frostklappernden Zähnen hatte der selbst in Todeskrankheit noch unbändige Gegner einen Protest gegen ihn geschleudert, dem sein vom Meßner festgehaltener und an den Generalvikar gerichteter Brief einen solennen Ausdruck gab.

Ein dumpfes Brausen benahm Bonaventura die Besinnung. Um ihn her schwankte alles. Seine edelsten Empfindungen waren entweiht, seine heiligsten Gefühle wie auf die Straße geworfen. Einen Augenblick zuckte seine Hand, dem Meßner die Schrift zu entreißen. Dann aber beherrschte er sich, ordnete seine in Verwirrung geratenen Gewänder und verließ, ohne ein Wort der Erwiderung, vom tiefsten Entsetzen durchrieselt, eine Stätte, auf welche ihm das Wort des Heilands anwendbar erschien: „Ihr macht mein Haus zur Mördergrube!"

3. Der Magnetiseur.

Schon nach einigen Tagen zeigte sich die Wirkung einer nunmehr gegen Bonaventura offen ausgesprochenen Anklage. Die geheimen Mächte, die alles Edle und Bedeutende in dieser Welt umwühlen, hatten die Achillesferse des bisher Unverwundbaren gefunden. Wer die Anklage zuerst formuliert, sie verbreitet hatte, war nicht zu sagen. War es Frau von Sicking? In solchen Dingen macht sich alles namenlos und ganz von selbst, bis dann einer hervortritt und für alle redet.

Auch die Nachricht über den Vorfall im Kloster verbreitete sich blitzesschnell. Die Mehrzahl sprach über den allgeliebten Priester ihr Bedauern aus und doch — das Mitleid ist ein Tribut, der keine Zinsen trägt. Im negativen Bedauern — verlor der junge Priester, dessen ganzes Leben unter Roms Magie litt und der nun selbst ein Magier geworden war. Man teilte ihm die Anklage des Pfarrers vom Berge Karmel mit. Wie im Geist des Mittelalters stellte eine zitternde Handschrift Beschwerde über die Wahl dieses Stellvertreters, der ihm „seine Beichtseelen beschädige". Der Domkapitular von Asselyn, lautete die Motivierung, hätte bei Witoborn die Gräfin Paula von Dorste-Camphausen magnetisiert, Visionen dadurch veranlaßt, und da man den Geist, aus welchem sich diese Tätigkeit der

menschlichen Hand offenbare, von Rom aus noch nicht definiert bekommen hätte, so müsse er das Heil seiner Beichtkinder wahren und wünschen, daß die Seelen der Nonnen am Römerweg behütet blieben vor einer Berührung mit so gefährlicher Naturbeschaffenheit, wie die des Domkapitulars. Diese Warnung kam aus dem Munde eines Mannes, der ein Skapulier trug, das den Sterbenden den Tod erleichtern soll! Aus dem Munde eines Mannes, den Bonaventura vernichten konnte, wenn Roms Gesetze die Mitteilung dessen gestatteten, was Priester aus der Beichte wissen! Selbst die Frevel jener Verbindung der Schnuphases mit dem Kloster durften nicht einmal von ihm angezeigt werden —! Hätte Treudchen Ley gestanden, was sie so schwer drückte — auch da hätte er schweigen müssen. Was das arme Mädchen drückte, er sah es vollkommen. Längst kannte er die Möglichkeit, daß unter dem Schein der Religiosität sinnliche Vorstellungen geweckt werden. Beten, Fasten, Kasteien hatte Rother in Formen vorgeschrieben, die auf der Grenzlinie zwischen Demut und Schamlosigkeit gingen. Angst um ihre Geschwister im Waisenhause, Verehrung vor Priesterhoheit, vor Priesterunfehlbarkeit hatte das ungebildete Kind mit widerstrebenden Gefühlen zur Sklavin seiner Autorität gemacht. Alles das, Bonaventura wußte es, war bei einem Cajetan Rother möglich, und unter nichts anderm litt Treudchen Ley.

Rück, der geistige Bundesgenosse solcher Frevel, und Lucinde umflatterten ihn wie mit schwarzen unheimlichen Schwingen. Wieder erhielt er anonym folgende Zeilen: „Sie werden von der Beichte suspendiert werden! Zur Vermeidung dessen rät man Ihnen, lieber selbst Vakanz zu begehren, um eine Reise zu machen. Nur gehen Sie nicht nach Witoborn, wodurch Sie das Übel ärger machen würden! Gehen Sie nach Kocher am Fall! Übernehmen Sie die Aufträge nach Wien, so gilt dies für einen Bruch mit der Regierung. Doch wie Sie wollen — nur folgen Sie mit Vorsicht den Ratschlägen Rücks —!" — Der Atem stockte dem Priester beim Lesen. Rück begegnete ihm auf der Straße und riet ihm für immer mit der Heimat zu brechen. „Wir müssen uns an Österreich halten!" sagte der unverbesserliche Welfe. „Fort! fort von hier!"

Lucindens Rat war klug und beachtenswert. Wie konnte er aber einen Rat aus ihrem Munde befolgen —! Und Rücks Absicht, ihn für immer zu entfernen, war unverkennbar. In der Tat kamen ihm die Stellvertreter des gefangenen Kirchenfürsten wieder mit dem Auftrag, nach Wien zu gehen. Er sollte dem erwarteten Kardinal Ceccone und dem Staatskanzler die Vermittlung zwischen Rom und dem Landesfürsten, die Befreiung des gefangenen Erzbischofs, welchem man zum irdischen Ersatz für seine Märtyrerkrone den Kardinalshut schicken wollte, aufs dringendste ans Herz legen. Waren auch Bonaventura und Benno Gegner der Waffengewalt, wie sie von der Regierung angewandt worden war, so gingen sie

doch nicht mit dem Geiste, aus welchem hier Rück alles leitete und einfädelte.

Bonaventura war gegen die damalige so nüchterne, freiheitsfeindliche Bureaukratie eingenommen, er war adelig, galt noch von früher her für gespannt mit seinem Stiefvater, dem Präsidenten, war intim mit dem hervorragenden Adel um Witoborn — wegen alles dessen galt er sogar für einen Römling. Aber in welcher Form konnte er dagegen protestieren —! Ein katholischer Priester kann seine wahren Meinungen und Gesinnungen nur durch äußerste Schritte kundgeben.

Der alte Weihbischof übersah Bonaventuras Lage und riet ihm einen Urlaub zu begehren, vorläufig, um in Kocher am Fall den kränkelnden Dechanten zu besuchen. Benno riet ebenso. Und in dem plötzlich durch eine Verleumdung gedemütigten Priester selbst lebte das heißeste Verlangen, Benno endlich sagen zu dürfen, wo seine Wiege gestanden. Dazu gehörte des Onkels Zustimmung. So reiste er denn nach Kocher am Fall.

Was sich auch seit den überraschenden Mitteilungen über Bennos Herkunft, seit dem Vorlesen jener Enthüllungen auf Schloß Westerhof in des Neffen Gemüt gegen den leichtsinnigen „Abbé" aus Napoleons Zeit festgesetzt hatte, es wich bald dem edeln und versöhnenden Eindruck, den des Onkels persönliche Erscheinung machte. Er fand den Milden, Gütigen in einer fast krankhaften Aufregung und von allen seinen alten Prinzipien der Gleichgültigkeit besorgniserregend verlassen. Um zehn Jahre war er älter geworden, mutloser, verdrießlicher, die Fliege an der Wand konnte ihn ängstigen. Leicht drohte auch eine Untersuchung für den alten leichtsinnigen Betrug —! Und Frau von Gülpen war keine Linderung, sondern eine Mehrung dieser Unzufriedenheit. Seit dem grauenvollen Erlebnis mit ihrer Schwester und Hammakers Hinrichtung war eine Schreckhaftigkeit über sie gekommen, die in allem Gefahren sah, selbst im Alleinwohnen auf der Dechanei. Wäre nicht Windhacks gute Laune geblieben, das Leben seiner jetzigen Vereinsamung wäre dem Onkel jene Qual geworden, die jeder römische Priester für seine alten Tage fürchtet.

Die Frage nach einer neuen „Nichte" war keineswegs unerörtert geblieben. Aber Bonaventura erstaunte, auf wen der alte Onkel angstvoll sein Auge gerichtet hatte. Auf Angiolina Pötzl in Wien! Die „Wiederherstellungen" sollten auf diese Art eingeleitet werden. Aber da kamen schlimme Antworten auf die angestellten Recherchen. Bennos Schwester lebte mit dem Grafen Hugo wie durch die Ehe verbunden. Wäre auch, hatte es geheißen, ein Bruch dieser „Liaison", infolge der wahrscheinlichen Heirat des Grafen mit Paula, vorauszusehen, so eigne sich doch weder der Ruf noch das ganze Naturell jenes vom Glück verwöhnten, nur in Erfüllung ihrer Wünsche auferzogenen wilden Mädchens für die Rücksichtnahmen

einer geistlichen Wohnung. Der Präsident, Bonaventuras Stiefvater, doch erschreckt durch Terschkas Flucht nach England und sein dortiges Auftreten unter Protestanten und Mitgliedern der italienischen Emigration, ließ jetzt in seiner Reizbarkeit gegen die Anerkennung seiner ihm bekannt gewordenen Geschwister immer mehr nach, korrespondierte, wie Bonaventura erfuhr, mit berühmten Lehrern des kanonischen Rechts und wurde vorzugsweise vom Willen seiner Gattin bestimmt, sich doch ja mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die heimliche und trügerisch geschlossene zweite Ehe seines Vaters vor der Kirche zu Recht bestünde. Schon ergab er sich in jede Wendung, welche die Zukunft nehmen würde, und erklärte, auf weitere Nachforschungen seinerseits verzichten, sogar auf Ausgleichungsvorschläge eingehen zu wollen. Seine Gattin, die Lauscherin, hatte gleich erkannt, daß die ihr jetzt erst offenbar gewordenen Beziehungen des Kronsyndikus zum Dechanten mit dem Dasein Bennos zusammenhingen. Der Präsident hatte in einem eben beim Onkel angekommenen Briefe seine Überraschung über diese ihm von seiner Gattin mitgeteilte Möglichkeit ausgesprochen und den Dechanten ersucht, den vortrefflichen jungen Mann, den er schon lange schätzte als den Freund seines Sohnes, des Domkapitulars, klug und besonnen seinem brüderlichen Herzen näher zu führen.

Diese Enthüllung erfolgte dann, als Benno, nichts ahnend von dem, was ihm bevorstand, gleichfalls in Kocher erschien. Er wollte die Pfingstzeit nutzen, sich zerstreuen, den Freund, den Onkel erheitern. Benno wohnte diesmal in der Dechanei. Er war heiterer und sorgloser, als man ihn seit lange gesehen. Er brachte Briefe von Thiebold, der sich soeben in Geschäften in England befand und Wunderdinge berichtete über das Ansehen und die Geltung, die sich Terschka in London durch seinen erfolgten Übertritt zum protestantischen Glauben und den Anschluß an die Sache des jungen Italien erworben hatte. Benno war besonders für Frau von Gülpen ein trostreiches Element. Ihr Herz hing an ihrem Zögling mit jener Innigkeit, die bei Frauen zwischen polternden Vorwürfen, wie schlecht man seine Wäsche behandeln lasse, und der Angst, man könnte sich bei geringster Erkältung, z. B. auf Windhacks Sternwarte, den Schnupfen holen, die Mitte zu halten weiß.

Dann war es an einem jener Abende, wo die Kassiopeja ihren funkelnden Schein zur Vorleuchte am Baldachin des Himmels macht, aus Nordost der „Schwan" sein mildes, wie ein flockenreines Gefieder strahlendes Licht erzittern läßt, unter dem Schmettern der Nachtigallen, die im Park der Dechanei nisteten, beim Duft der Jasminblüten — als Benno im stillen Wandeln unter den einsamen Alleen aus Bonaventuras Mund das Geheimnis seines Lebens erfuhr, allmählich erfuhr — beim feierlichen Nachzittern des Stundenschlages der Kathedrale von St. Zeno, nach einem feierlichen Gelübde, das ihm Bonaventura abgenommen, nichts zu unternehmen,

was nicht im Einklang stand mit den Interessen seiner nächsten Freunde und jetzigen Verwandten.

Der Name seiner Mutter —! So steigt die Sonne mit purpurroter schreckhafter Glut aus der nächtlichen Erde. Eine Römerin — jetzt eine Herzogin —! Der schrille Akkord, die düstre Wolke, die sich über die Aurora legte — folgte, der Name des Vaters, die Schilderung der Szene in der Waldkapelle, der schaudervolle Betrug. Da brach Benno zusammen an des Freundes Brust.

Tiefgeheimnisvoll ist das Blut, das durch die Geschlechter rollt. Der gespaltene Funke wird wieder zur Flamme. Die gespaltene Flamme mehrt sich sogar an Kraft. Ein Geschlecht kann auf Jahrhunderte die Signatur des Körpers und Geistes bewahren, wenn auch die Mischungen darauf bedacht sind, sich Fremdartiges anzueignen. Benno mußte mit erstickter Stimme rufen: „Ich ein Wittekind —! Ist das nicht, wie wenn Wettersturm aus den Schluchten des Teutoburger Waldes braust! Meine Ahnenreihe bis in die Sagenzeit —! Friedrich und Jérôme von Wittekind meine Brüder! Der Geist aber — längst abgewelkt im Vater schon! Oder war sein Los nur das der verdummenden Ichsucht? Nein, so gehen Despoten hinüber, die keinen Gegner finden, der sich mit ihnen mißt —! Jérôme war ein Kretin aus Hochmut! Aber Klingsohr! Nein, der ist nur der lächerliche Phantasie-Bastard des Schlosses Neuhof —! Angiolina! Und der Name Pötzl —! Wo hörte ich denn schon den?“ Ein Fieber ergriff Benno. Wie das Hemd des Nessus brannten hundert Namen und Beziehungen an seinem Vorstellungsvermögen. Ach, es schmerzte, verwundete, tötete ihn alles!

Leiden unter etwas Angebornem ist jedoch nicht zu schwer. Der Krüppel, der Blinde, der Taube nimmt das Leben, wie die Geburt es ihm beschert hat. Freilich — die Schönheit erst verlieren, das Häßliche erst gewinnen, plötzlich erst gewinnen, plötzlich ein Blinder, plötzlich ein Tauber werden, das ist bejammernswert und ein uns empörendes Menschenlos. Benno riß sich an jenem Abend aus Bonaventuras Armen und rief: „Ich muß in die Wälder rennen wie ein Wolfsmensch!“ Bonaventura sprach beschwichtigende Worte. Der Onkel kam, Tränen im Auge. Er begrüßte ihn als „Julius Cäsar von Wittekind-Montalto“ — auf diesen Namen der Mutter, Montalto, war er getauft worden.

Natürlich hatten alle, der Onkel zumeist, das Bedürfnis, das Überseltsame wieder in das Altgewohnte zurückzulenken. So sprach denn zuletzt auch Benno, als seine Pflegemutter Frau von Gülpen sich mehr, als Männer ertragen können, ausgeweint hatte: „Gebt mir meine drei Julius Cäsar-Jahre heraus, die ich schon länger auf der Erde weile, als ich Erinnerungen habe und die Taufscheine es wußten! Um wieviel früher hätte ich jetzt Hoffnung, meinen Militärmantel abzulegen!“ Er war drei Jahre älter, als er wußte. Alle nähern Umstände dieser Verheimlichungen wurden jetzt erörtert.

Mit dem ihm eignen scharfen, aller Lebensverhältnisse kundigen Überblick durchschaute Benno alle neuen und noch nicht sämtlich offen kund zu gebenden Bedingungen seines Lebens. In einem Schreiben, worin er ihn noch nicht als Bruder begrüßte, beruhigte er den Präsidenten. Mit edler Selbstbeherrschung bot er jede Bürgschaft, daß ihn seine langgeprüfte Ergebung in sein rätselhaftes Dasein an die Entbehrung äußerer Anerkennungen gewöhnt hätte. Der Adoptivname, den er einstweilen trüge, „von Asselyn", wäre ihm, versicherte er, durch seine teuersten Freunde geheiligt, und unter anderm ja auch von der Krone schon genehmigt. Nur dann machte er Ansprüche auf die Wiederherstellung seiner Stellung zum Leben, wenn damit niemandem eine Kränkung widerführe, am wenigsten seiner noch lebenden und so fragwürdigen Mutter. Diese in ihrer Ansicht über das Vergangene zu erforschen, ihr, falls es ohne Verletzung möglich wäre, sich zu nähern — dafür gestand er zu, hätte ihn ein unwiderstehliches Verlangen ergriffen, nicht Kindesliebe (er wollte „nicht affektiert fühlen"), aber Gerechtigkeitsliebe. Ebenso zöge es ihn zur Annäherung an Angiolinen. Er verschwieg, daß ihn seine bittere Erfahrung mit Armgart triebe, weibliche Liebe und Anmut, wenn auch in anderer Form, zu suchen. Er beendigte seinen Brief mit der Erklärung, eine Reise nach dem Süden wäre bei ihm fest beschlossen.

Der Präsident antwortete voll Güte. Er bot ihm reichere Mittel, als Benno annehmen durfte, da eine zu schnelle Veränderung seiner Lage Vermutungen hätte wecken können, die von allen Beteiligten nicht gewünscht werden konnten. Auch Thiebold durfte noch nichts erfahren. „Dieser tolle Mensch," sagte Benno zu Bonaventura, „tut in der Regel alles, was ich zu tun mich schäme und was ich im stillen manchmal doch gern getan hätte. Er verhindert mich Torheiten zu begehen, weil er sie statt meiner übernimmt. Ich glaube, er übernähme ein Drohen mit meinem Geheimnis, ein Zupfen an Schleiern, die man ‚allenfalls lüften könnte', kurz er würde der Mutige und Tatkräftige und Verstandesnüchterne sein! Besser also wir schweigen auch gegen ihn!"

Je lichter somit von der Dechanei aus der Blick auf das sonnige, waldumkränzte, so lange geheimnisvoll verschleierte Schloß Neuhof wurde, desto düsterer blieb der auf Witoborn und Westerhof gerichtete. Bonaventura hatte sich seit einem Vierteljahr nur im Entsagen geübt, auch nichts mehr von dorther vernehmen wollen. Der Oberst, das erfuhr er erst hier, leitete die Vorbereitungen zu seinem Papierbetrieb. Der mutige Mann fand bei dem katholischen Fanatismus und dem Hochmut des Landadels die größten Schwierigkeiten. Man ging bis zu mutwilligen nächtlichen Zerstörungen seiner „Satans"-Bauten, wobei sich Armgart und Monika in ihrer vollen Kraft zu zeigen hatten. Sie hatten sich ein kleines Haus, nicht zu nahe den geräuschvollen Unternehmungen des Vaters, eingerichtet. Hedemann

schrieb an den Dechanten von einer — mit Porzia Bianchi, der Tochter des Gipsfigurenhändlers, beabsichtigten Heirat. Seine Eltern waren beide schnell hintereinander gestorben. Frau Monika, schrieb er, hätte das ganze Stift Heiligenkreuz zum Feinde, und Frau von Sicking wäre durch ihren Spott über die Exerzitien sogar zur Änderung ihres Aufenthalts bewogen worden. Und das Seltsame begab sich, Paula hatte durch den Obersten, Armgarts Vater, magnetische Einwirkungen. Der Oberst durfte nur erscheinen, in Westerhof nur Rat erteilen, nach den Neubauten sehen, seinen Bruder still belächeln, wenn dieser alles besser wissen wollte, und die Herrin des Schlosses versank in jenen behaglichen Schlummer, der ihr das einzige Labsal blieb im Schmerz ihres Nerven- und Seelenlebens. Bonaventura hatte das schon an jenem Mittag unmittelbar nach Terschkas Flucht, wo Paula bei Tisch mit der abwesenden Armgart zu sprechen angefangen hatte, beobachtet. Der Oberst hatte sie damals in ihr Zimmer tragen helfen, während sie auf jede seiner Fragen antwortete. Bonaventura erzählte davon dem staunenden Onkel. Paula, berichtete er, ohne Zweifel von einer seit dem Fund der Urkunde sie folternden Angst um den Grafen Hugo übermannt, hatte die bei Tisch fehlende Armgart gefragt, was sie am Schranke suchte? „Am Schranke?" fragten wir ringsum Sitzenden. — „Ja ein Kleid!" „Nimm ein weißes," sprach sie, „es steht dir besser! Auch die Myrte nimm!" setzte sie hinzu. — „Die Myrte?" fragte wieder der Oberst. „Macht denn Armgart Hochzeit?" Darauf stockte Paula und erwiderte: „Armgart sucht ein Kleid für sie aus!" „Sie," war für sich selbst. Niemand hatte den Mut, zu fragen: „Heiratest du denn?" „Ihr Kleid ist aber noch nicht fertig!" sagte sie dann wie aus sich selbst und zeigte hinauf in die Luft mit den Worten: „Sieh, sieh, die vielen Körbe —!" Fast so heiter sprach sie diese Anschauung, daß die Umstehenden — alles war jetzt aufgestanden — erst an die Zahl der zunehmenden Bewerber denken mochten. Aber Paula setzte hinzu: „Korb an Korb! Am Altar der ‚besten Maria' stehen sie!" Die Tante erklärte, Terschka hätte vom Schloß Castellungo erzählt, daß die demselben zunächstliegende Kapelle, der „besten Maria" gewidmet, oft in Hunderten von Körben die Seidenkokons aufnähme zur Segnung durch Priesterhand. Paula entschlummerte dann. Jedermann sagte damals: Sie hat in den Körben die Anfänge ihres Brautgewandes gesehen —! Zwar schüttelte der Onkel zu dieser Erzählung lachend den Kopf, versank aber über die Nennung des Namens — Castellungo, aus guten Gründen, in Nachdenken.

Die Wohltat, die er dem Zeloten Müllenhoff erwiesen, erzählte Bonaventura nicht. Er war zur Frau Schmeling, der Hebamme, in deren entlegenes Häuschen gegangen und hatte es dahin gebracht, daß die Lene ihr Kind nicht auf den Pfarrer angab, der der Vater desselben war, sondern die Aussetzung desselben nur eingestand als

eine Bitte um die Unterstützung christlicher Seelen. Die nicht kleinen Summen, deren es bedurfte, um hier ein Schweigen nach allen Seiten hin zu erwirken, legte der sich für seinen ganzen Stand Schämende selbst aus. Er hatte sein Reisegeld und einiges Kapital bei sich, das ihm aus alten Differenzen seines Vaters mit den Witoborner Gerichten zukam.

In einer ihrer letzten Visionen hatte Paula den Freund, von dem sie sich mit tiefstem Schmerze getrennt hatte, als Bischof gesehen, und in der Tat verlangte der Onkel, daß Bonaventura in seinen Wirkungskreis nicht ohne eine inzwischen erlangte noch höhere Würde zurückkehrte. „Begib dich, wenn sie dir nicht zu Willen sind, wie jene Tollen in einen Eichbaum, solange in ein Kloster! Ein Mensch wie du darf nur fallen, um desto größer wieder aufzustehen! Ja armer Tor," fügte er, die Leiden seines Neffen wohl überblickend, hinzu, „was senkst du das Haupt und kannst dich in dein priesterliches Erbteil nicht finden! Zwei weibliche Schatten umkreisen dich! Ein dunkler und ein lichter! Jenen fliehst du und diesen wagst du nicht festzuhalten! Ich bin dir kein Muster, aber ich könnte dir bessere Naturen, als die meinige nennen, die eines Tages gleichfalls zwischen dem Gott in der Natur und dem Deus in pyxide wählten und sich nicht für den letzteren entschieden!" — Und ein andermal sagte er: „Verbürgst du dich denn für den Franz von Sales —? Ich lasse ihn nur als Heiligen gelten, wenn du meine Einteilung aller Heiligen in drei Klassen zugibst. Solche, die bereits die verbotene Frucht gebrochen hatten und denen es dann, als sie übersatt waren, herzlich leicht wurde, mit Entsagung in die Wüste zu gehen — in diesem Sinne haben wir noch jetzt Millionen Heilige und seit zwanzig Jahren bin ich unter ihnen der Allerheiligste —! Dann in solche, die entweder geborne Narren waren oder es wurden, weil sie gerade auf den Naturtrieb hin, um diesen und nur diesen zu unterdrücken, Tollheiten erfanden — das sind die Casanovas der Frömmigkeit! Ihre innerste Sinnenqual, die sie oft genug noch peinigte, versetzte sich ihnen, wie bei einer jungen, eben entbundenen Mutter die Milch in den Kopf steigen kann, so in religiöse Narrheit. Und die dritte Gattung sind jene ganz geschlechtslosen Konstitutionen, bei denen die Tugend nur ein Fehler in der Körperorganisation ist. Meistens findest du diese Halblinge, die ohne Sinnlichkeit sind, unter äußerlich imponierenden Gestalten. Daraufhin konnte mein Leo Perl in Paris ruhigen Blutes zusehen, wenn wir andern uns im Palais Royal nicht mit Essen und Trinken allein vergnügten. Die Heiligen, die nicht auf die Klasse I und II paßten, gehören zur Klasse III, Wasserpflanzen, wo gleichfalls die Kraft — wie drüben da auf meinem Weiher! — in den schönen, breiten, trägen Blättern liegt! Von Frucht ist keine Rede." — Bonaventura, an einem Strauch von Weißdorn im Park stillstehend, erwiderte nichts auf diese Gedankenverbindung. Nach einer Weile

sagte er nur: „Onkel, ich bin so weit gekommen, daß ich an einem solchen einzigen Blatt, wie du es hier siehst, stundenlang stehen und beobachten könnte! Sieh, es hat sich eben aus seiner Knospe entrollt! Wie zart ist sein Grün! Wie sanft aufgekräuselt sind die Windungen des kleinen Sprosses! Man möchte die kleinen Härchen, die auf dem jungen Keime sitzen, zählen! Es gibt nichts, was zumal uns Priester gegen alles das, was du schilderteſt, retten kann, als die Betrachtung des Kleinſten! Ich heuchle dir keine Frömmigkeit, ſogar keine Begeiſterung mehr für meinen Beruf, den ich ſchmerzlich erkannt habe — ich finde ein Vergeſſen des Allgemeinen und meiner ſelbſt nur noch in einem kleinen ſtillen Glück wie dieſem hier — vor einem ſolchen Frühlingsblatt zu ſtehen!“ — „Das ſind bei mir die Radierungen und Kupferſtiche!“ ſagte der Onkel, der für ſeine vorjährigen Warnungen gegen Rom eine unerwartet frühzeitige Genugtuung erhielt.

Benno mußte zeitig nach der Reſidenz des Kirchenfürſten zurück. Jetzt ſaßen an ſeiner Seele Adlerſchwingen. Zunächſt hoffte er ſich von einem Staatsleben freimachen zu können, das, wie es damals in ganz Deutſchland und zumal in der engern Heimat war, der angebornen Freiheit des Menſchen jede Gewährleiſtung verſagte. Im damaligen Italien und Öſterreich war es freilich nicht beſſer. Aber er wollte dem Zuge der Natur folgen. Der Onkel ſagte ihm: „Vielleicht kannſt du die Angelegenheiten Paulas zu einem guten Ende führen! Vielleicht deiner verwilderten Schweſter die Nachfolgerin geben, die dem Hauſe Salem-Camphauſen unerläßlich iſt! Schon höre ich, daß ſogar die Gräfin Erdmuthe nach Schloß Weſterhof reiſen und verſuchen will, alle Bedenklichkeiten perſönlich zu beſeitigen.“ — „Wie doch ſeit Jahren der Fink immer nur wieder zwiſchen denſelben Äſten ſich anſiedelt, die Nachtigall ſich denſelben dunklen Buſch ſucht, die Schwalbe in demſelben Geſims hauſt! Ein wie feines Heimatsgefühl das —!“ Dieſe Äußerung Bonaventuras, die von ihm getan werden konnte, weil ſein Ohr die beſondern Geſpräche der mit ihm zugleich im Park Luſtwandelnden nicht erreichen konnte, bezeichnete den Gegenſatz der Stimmung. Benno war wie Feuerflamme, Bonaventura ſtill und ergeben. Ja, als an des jungen Prieſters Ohr auch die Gegenſtände drangen, die der Onkel und ſein Freund beſprachen, rief er aus: „Ich will ſie ſelbſt trauen —!“ Man brach von dem Thema ab und vermied es, die erregte Stimmung des zur Entſagung Verurteilten noch zu vermehren.

Inzwiſchen kam, als Benno, von mächtigen Entſchließungen gehoben, an den Ort ſeiner nächſten Berufspflicht abgereiſt war, ein Brief von Monika an, ein Erguß der friſcheſten und geſundeſten Lebensanſchauungen. Man erfuhr da eine notwendige Reiſe des Oberſten nach England — ein damit vielleicht verbundenes Abholen und Begleiten der Gräfin Erdmuthe — Armgarts Begleitung des Vaters nach England — Paulas bedenklich eingeriſſene Gewöhnung

an die magnetische Behandlung durch ihren Gatten — und die Angst und Sorge, die man über Paulas Zustand haben müßte, wenn ihr Mann fehlte. Trotz ihrer sonstigen Vernunftgläubigkeit fand sie Paulas Zustand „wunderbar" und „erstaunenerregend". „Aber sie muß heiraten!" schrieb sie mit ihrer ganzen schroffen Entschiedenheit. „Das erste Kind wird sie gesund machen!" Sie erklärte sich für die Beförderin einer Verbindung Paulas mit dem Grafen Hugo. Letzterer wäre eine Natur, schrieb sie, mit Eigenschaften, die nur entwickelt zu werden brauchten, um mehr als Achtung vor ihm, sogar Neigung für ihn zu empfinden. Bequemen Temperaments, wollte er beherrscht sein; nur müßte man ihm eine würdigere Leitung wünschen, als er bis jetzt gefunden. Selbst über Terschka war Monikas Urteil milde. Was an Terschka noch Gutes wäre, schrieb sie, verdankte er dem Grafen. Der jesuitische Intrigant hätte die Macht einer guten und harmlosen Natur so auf sich einwirken fühlen, daß er an seinen Aufträgen irre geworden wäre. Wenn Paula in ein Kloster ginge, würde sie nach wenig Jahren eine Beute des Todes werden. Sie müßte unter allen Umständen die Gräfin von Salem-Camphausen werden. Und jetzt trat die ganze scharfrealistische Natur Monikas hervor, wenn sie schrieb, der Domkapitular von Asselyn, der, wie sie wohl wüßte, für Paula Neigung hätte, wie diese für ihn, müßte die Kraft haben, selbst die Hand zu bieten zu dieser nach allen Richtungen hin bedeutungsvollen gemischten Ehe. Und als sähe man die kleine junge Frau ihre grauen Locken schütteln und mit ihrem blitzenden Auge, ihrer frischen Wange, ihren weißen Zähnen aller Bedenklichkeiten geringschätzig lächeln, die nach ihrem Sinne nur die krankhafte Empfindsamkeit geltend machen konnte, so schrieb sie, in dem lieblichen Salem, in dem, wie sie gehört hätte, noch glückseligern Tale von Castellungo würde die junge Gräfin, als Mutter blühender Kinder, Teilnehmerin an den vielen gemeinnützigen Unternehmungen ihrer Schwiegermutter, Lebenslust und Lebenskraft gewinnen. Alle, alle, ihre Schwester Benigna, Onkel Levinus, die Bewohner von Neuhof teilten diese Ansicht. Nur die einzige Armgart widerspräche noch immer. Man hätte sie auch deshalb mit dem Vater nach England geschickt, wo sie bei Lady Elliot eine Zeitlang bleiben und neue, praktische Anschauungen gewinnen sollte. Doch hätte sich Armgart bei einigen Konflikten mit der „Witoborner Dummheit" schon mit großem Mut benommen und wäre überhaupt, wie alle sagten, seit den drei Tagen Korrektionsgefängnis im Mühlenturm mehrfach anders geworden. Die Begegnung mit Terschka fürchtete die Mutter nicht mehr — London wäre wie ein Ameisenhaufen und Armgart hätte Kraft und Charakter genug, in die schrecklichen Verirrungen ihres sogenannten „Gelübdes" nicht wieder zurückzufallen.

Als der Dechant diesen Brief beantwortete, schrieb Bonaventura, aufgefordert, ob er einen Gruß beifügen wollte, als Postskript zu

des Onkels gemütvoller Auslassung: „Will Gräfin Paula meinen Priesterberuf, den Beruf der Entsagung auf eigenes Glück, der Fürsorge nur für fremdes Glück, zu einer ganz besondern Weihe erheben, so möge sie mir die Ehre und die in Gott empfundene Seligkeit gönnen, daß Ich es bin, der — entweder zu St. Libori oder in Wien, wohin zu reisen ich deshalb zu jeder Stunde bereit sein würde — ihre Hand in die des Grafen Hugo legt!"

Als Bonaventura diese Nachschrift unterstrich, der Onkel sie las und ganz tilgen wollte, umarmte er den Onkel mit den Worten: „Laß mich so sein —! Jeder Mensch schafft sich seine eigene Religion! Jeder Mensch ist sich sein eigener Priester! Und Paula wird tun, was ich ihr rate!"

4. Die Standesehe.

Bonaventuras Ringen nach einer, der Idee vom katholischen Priestertum analogen Lebens- und Gedankenhöhe hatte einen neuen Anhalt, einen neuen Rundblick gewonnen. Aber bei all seiner Menschenliebe war er in gewissem Sinne doch zu sehr in sein Ich vertieft. Sonst wahrlich — hätte er das irrende Flimmern der kohlschwarzen Augen Löb Seligmanns bemerken müssen, so oft ihm dieser in den Kornfeldern um Kocher begegnete. Hier war ein Beichtbedürfnis im Übermaß vorhanden. Löb war an Dingen beteiligt, die mit dem Zuchthause in Fühlung standen. Leider hatte er die Tatsachen aus dem Leben Leo Perls durch die Störung der Mitlauscherin nur halb erfahren. Was er wußte, hatte er seiner Schwester angedeutet, vollständig seiner Freundin Veilchen Igelsheimer erzählt. Seitdem nun diese die Last mittrug und die Schwester nur immer sagte: „Behalte, was du weißt bei dir! Ich will nichts wissen!" war ihm das Tragen seiner Bürden leichter geworden. Aber doch mußte endlich einmal der Domkapitular stehen bleiben und fragen: „Wünschen Sie etwas, Herr Seligmann?" Ein gewisser Blick der Befangenheit wurde zuletzt zu ausdrucksvoll. Und was brachte das Beichtbedürfnis eines Juden zum Vorschein! „Ich wollte — um Vergebung — Herr Domkapitular — ich wollte nur fragen — erlauben Sie — ist noch Bröders lateinische Grammatik gut genug — für zu gebrauchen zum Unterricht für einen hoffnungsvollen Knaben?" Zugunsten des immer kräftiger auf die Beine gekommenen David Lippschütz, des kleinen Voltaire von Kocher, kam vor Verlegenheit und Mangel an Sammlung nur diese Frage über die Lippen des Onkels. Der ganze Rest seiner Rätsel und zweifelhaften Stimmungen blieb in der Kehle stecken. Bonaventura ließ sich liebevoll auf alle Vorzüge eines wahrscheinlich durch Löb vom Antiquar erstandenen alten „Bröder" ein und nannte berühmte Gelehrte, die auch ohne „den Zumpt" ein klassisches Latein schreiben gelernt hätten.

Nach diesen lehrreichen Auseinandersetzungen, die in der Ferne vielleicht wie eine Überredung zum Verlassen des Judentums aussahen, konnte ein Rückblick auf Witoborn und Umgegend nicht ausbleiben. Löb erzählte, was er „nach dem Herrn Domkapitular" noch alles erlebt hätte. Zart und diskret deutete er davon das meiste nur in leisen Konturen an. Selbst die Gerüchte über Terschka, dessen plötzliche Abreise ihm manches schöne, bereits angeknüpfte Geschäft zerriß, tauchten in seinem Munde wie Sagen aus der Vorzeit auf, die keineswegs vor einem aufgeklärten Geschlechte Bestand haben könnten. Auch dunkle Vermutungen deutete er an über einen „gewissen sogenannten Jesuitenorden" und einen haarsträubenden Übertritt zur „protestantischen Religion", die aber auch aus Löbs diskretem Munde mehr wie Verhältnisse aus der Zeit der Makkabäer erklangen. Löb hatte ja bereits vollauf den erhebendsten Genuß, den er nur suchen konnte. Er schwelgte schon in dem stillen Wandeln mit dem vornehmen Priester selbst, in dem Grüßen der Vorübergehenden, die gleichsam nun auch ihn grüßen mußten. Es war die Begebenheit an sich, die ihn erfüllte, ganz wie jenes im Grunde so schmeichelhafte Begossenwerden damals mit der Westerhofer Spritze nach dem Schloßbrande.

Als die Rede auf die beiden Flüchtlinge nach Rom, die Eremiten vom Düsternbrook, Pater Sebastus und Frater Hubertus kam, deutete Löb verschämt seine Mitverdienste um die Rettung des verunglückten Westerhofer Dieners an. Erstaunend horchte Bonaventura und wünschte mehr zu wissen. Gerade dieser Diener war so auffallend schnell und spurlos verschwunden! Und die Polizei hatte seine Herkunft aus Straßburg angezweifelt! Und eine falsche Haartour trug Schneid, das wußten ja alle! Bonaventura fragte, ob es wahr wäre, daß Hubertus, der ihn davongetragen und im Kloster Himmelpfort eine Zeitlang verborgen gehalten, eine Beziehung zum Fräulein Schwarz gehabt hätte, die bei Frau von Sicking gewohnt? (Die Untersuchung über den Brand und die unheimliche Urkunde wurde von seiten der Polizei fortgeführt —) Aber Löb, der sich gegen Zeugenaussagen vor Gericht und etwaiges Schwörenmüssen aufs äußerste sträubte, ging gerade nur bis dicht an die Grenze seines Wissens. Er erzählte die Fahrt des Kranken bis an das Kloster und würde vielleicht allmählich ein ganz klein wenig den Schrei in der Kirche, das entsetzliche Krachen und das Licht im Totengewölbe angedeutet haben, wäre die fortgesetzte Wanderung nicht endlich dadurch unterbrochen worden, daß man eben die Stadt erreicht hatte. Zur Seite eines Priesters durch die Straßen von Kocher zu gehen, würde sich, glaubte wenigstens Löb, für die beiderseitige Stellung nicht geziemt haben. So wurde das gemütliche Selbander vom rauschenden „Fall", von den Gerberwäschen und den Metzgerklötzen unterbrochen.

Auch mit Beda Hunnius, mit Major Schulzendorf und Grützmacher knüpfte Bonaventura bei flüchtiger Begegnung wieder die

alten Beziehungen an. Jenem hatten die Zeitläufte bittere Erfahrungen eingebracht. Ein seraphischer Briefwechsel zwischen ihm, Lucinden und Joseph Niggl war zu den Akten der über ihn verhängten Untersuchung gekommen. Der „Kirchenbote" erschien nicht mehr. Um so größer war des Pfarrers Ermutigung durch die mächtige, mit brausendem Wogenschlag zurückgekehrte Flut der hierarchischen Bewegung nach kurzer Ebbe. Er rühmte das kirchliche Leben jener östlichen Gegenden, wo Bonaventura im Winter gewesen und wo ihm besonders die reformatorischen Bestrebungen eines Norbert Müllenhoff — Bonaventura mußte innerlich doch lachen — wie „Bonifaziustaten" erschienen. Nicht ohne Bosheit erwähnte er den auffallenden Urlaub des so schnell Gestiegenen. „Procul a Jove, procul a fulmine!" sagte er und lobte seine Stadtpfarre. Paulas Visionen mußte ihm Bonaventura bis an die Pforte der Dechanei beschreiben.

Major Schulzendorf zeigte sich gekniffen und süßsäuerlich. Die Zeitverhältnisse hinderten eine zu häufige Teilnahme an den Diners und Soupers der Dechanei. Grützmacher gratulierte zu einem Avancement, das schneller gekommen, „wie's bei's Militär" sonst möglich gewesen wäre. Von seiner leider ohne „Prämie" gebliebenen großen Satisfaktion „von wegen des ausgebuddelte olle Männeken", sagte Grützmacher: „Darüber sind wir jetzt ‚ins klare' —! Es war ein ehemaliger Galeerensträfling, der ein paar Jahre in Paris gelebt hat, hierher kam, Pferdehandel treiben wollte, gleich die Leute anschmierte, auf ein paar Wochen Knecht im Weißen Roß war, den Coup auf Ihrem Kirchhof machte, der ihm nichts einbrachte" — Wie ergriffen stand der stille Zuhörer —! — „nachher bei allen Kunden und Hehlern von Gaunern sich verkrochen hatte, vielleicht gar mit dem Hammaker, den Sie ja absolviert haben, Herr Kapitular, bekannt war, und zuletzt soll er denn auch noch unter falschem Namen nach Witoborn gegangen sein. Da das Feuer auf Schloß Westerhof, sagen sie, hätte bloß er angelegt. Darüber hört man freilich denn allerlei. Aber jetzt, wie gesagt, ist er ‚chappiert' und ist wahrscheinlich in Amerika." Und wenn Grützmacher, als er von dieser Begegnung zu seiner Frau sprach, zu äußern beliebte: „Ne, diese kathol'schen Pfaffen! S'ist doch nichts Aufrichtiges mit ihnen! Alle! Alle! Jetzt der nun auch schon — Und ein ehemaliger Portepeefähnrich noch dazu —!" so hatte er recht. Bonaventura hörte über die angeregten Punkte dem braven Mann scheu und unstet zu, weil er durch Beichtgeheimnisse und zugleich die äußerste Spannung gefesselt war, die er aber nicht verraten durfte. Immer deutlicher und gewisser trat ihm die Urkunde als das Erzeugnis eines weitverzweigten Verbrechens entgegen und dennoch sagte er sich, wie schon der Präsident und so viele Beteiligte: Kann ich gegen die Ehre Paulas und ihrer Angehörigen zeugen? Und mehr noch, wenn er sich Lucinden „an dem Frevel" beteiligt dachte — hatte die Urkunde vielleicht in dem Sarge des alten Mevissen gelegen? Gehörte sie dem Nachlaß seines Vaters an? Diesem Nachlaß,

womit ihn Lucinde für immer in ihrer Gewalt zu haben behauptete? — Als er dem Onkel seine Abschiedsszene von Lucinden im letzten Winter geschildert hatte, rief dieser: „Das ist ja erschreckend! Und du hast diese Papiere noch immer nicht abverlangt? Gerichtlich abverlangt? Doch was gerichtlich! In Güte! Bona! Bona! So alt ich bin, durch meine Adern rollt Feuer, so oft ich an die wenigen Tage denke, die dies Wesen bei uns zubrachte. Ich nähme sie, wenn sie will, morgen wieder! Meine Macht im Hause hat zugenommen. Hm! Hm! Was kann jene Schrift enthalten? Und von wem ist sie ausgestellt?" Auf die von Bonaventura zusammengefaßten nähern Angaben, auf die Mitteilung, jene Schrift, deren Urheber er nicht kannte, sollte ebensowohl mit seiner persönlichen Ehre, wie mit dem ganzen Bau der Kirche zusammenhängen, und Lucinde könnte alle seine Handlungen, selbst wenn er die dreifache Krone trüge, damit entwerten, ja ungeschehen machen — lachte der Onkel und hielt die Meinung fest: „Bester, so führt dich die tolle Circe an der Nase herum! Das sind die Erfindungen, die regelmäßig die Frauen machen, wenn man mit ihnen ‚bricht'. Immer gibt es dann Papiere, von denen es heißt, ihre Veröffentlichung würde uns ‚vernichten'. Oder der Briefwechsel würde zwar ausgeliefert werden, aber ‚Abschriften würden auf alle Fälle davon zurückbehalten'. Und so weiter. Ich habe das alles erlebt! Hahaha!" Der in die heiterste Laune Geratene empfahl, mit Lucinden Frieden zu schließen und fügte hinzu: „Das Leben ist so arm an Liebe, daß man keine dargereichte Hand ablehnen soll!" Und als Bonaventura eine Liebe bezweifelte, die fortwährend in Haß und Rache umzuschlagen drohte, entgegnete der Onkel: „Aber Bester, so sind ja die Frauen alle! Meine eigene Petronella würde mich, wenn ich ‚mit ihr bräche', mit kaltem Blut an einer Pastete sterben sehen, die mir eine andere Hand, als die ihrige, zubereitet hätte. Selbst die Buschbeck, deren grausamem Charakter ich den Besitz ihrer Schwester verdanke — letztere war jünger; Bennos Vater trat sie mir ab — aus Geiz trat er sie mir ab, um nicht ‚zwei von dieser Bande' ernähren zu müssen! — selbst Brigitte von Gülpen, sage ich, die älteste Tochter einer Bischofsköchin und unzweifelhaft fürstabtlichen, hochgräflichen Blutes, wäre besser geworden durch gewährte Liebe. ‚Liebe' nennen die Frauen einen Gegenstand haben, den sie quälen können. Die Idee, für einen treulosen Geliebten, der ins Kloster ging, die ganze Menschheit zu tyrannisieren, Kindern und Mägden das Leben zu vergiften, sich selbst das Stück Brot abzuhungern, vergegenwärtigt dir ja die tiefe Bedürftigkeit des Weibes, unter allen Umständen ein Wesen sein zu nennen und wär' es zuletzt nichts als ein alter Mops, der nur noch in Flanelljacken leben kann und in den Armen seiner weinenden Gebieterin am Asthma stirbt! Deine Renate — wie alt ist sie jetzt? Nahe den Siebzigen! Du wirst an einen Ersatz denken müssen. Wehe dir aber auch da, wenn sie deine Absicht merkt! Schlage die Konzilien nach! Sie ließen sehr lange zweifelhaft, ob die

Frauen überhaupt richtige — Menschen sind." Die heitern Wendungen des Gesprächs verfehlten ihre beruhigende Wirkung nicht. Zuletzt offenbarte sich auch noch, warum der Onkel regelmäßig bei Erwähnung des Schlosses von Castellungo in Nachdenken verfiel. Wieder das zufällige Aussprechen der Worte: Fiat lux in perpetuis! brachte zwischen beiden das Geheimnis des empfangenen lateinischen Briefes zur Sprache. Kopfschüttelnd öffnete der Onkel sein Schreibbureau und reichte dem Neffen die auch diesem gewordene anonyme Aufforderung hin. Sie war gleichlautend mit der an Bonaventura gerichteten. „Welche Mystifikationen das! Ich werde die bedenklichen Ehren eines Huß und Savonarola nicht mehr gewinnen, und hüte auch du dich vor ihnen —!" sagte der Onkel. — „Der Eremit von Castellungo ist mein Vater!" versicherte der junge Priester. — „Sohn! Sohn!" unterbrach ihn der Dechant. „Welche Träume! Sehen sie meinem Bruder Friedrich ähnlich? Nein, nein — es sind Mystifikationen und vielleicht Fallstricke, vor denen wir uns hüten wollen!" — „Die Eichen von Castellungo existieren!" entgegnete Bonaventura. „Castellungo gehört dem Grafen Hugo —! Dort lebt, unter dem Schutz der Gräfin Erdmuthe, ein Deutscher, Fra Federigo genannt — Paula sah ihn deutlich in einer ihrer Visionen und sie sagte, er gliche mir —!" — Erst schwieg der Dechant betroffen, dann polterte er: „Weil sie dich an einer Himmelsreligion beteiligt glaubt, die den Priestern erlaubt zu heiraten! Aber das alles ist nur Spuk und hängt mit den Umtrieben zusammen, die diesen Terschka enthüllten. Stand nicht Coni und Cuneo in der anonymen Aufforderung? Nun wohl! Fefelotti, Ceccones Gegner im Konklave, aber ein noch viel ärgerer Jesuit als dieser, ist soeben aus Rom verbannt und Erzbischof in Cuneo geworden. Da können die armen Waldenser von Glück sagen, wenn jetzt nur ihre Bibeln konfisziert werden —!"

Inzwischen waren vom Generalvikariat Briefe angekommen, die, bis zum Bekanntwerden einer von Rom zu erwartenden Entscheidung über den Magnetismus, jede Beeinträchtigung des Domkapitulars in seinen Würden niederschlugen. Rothers Anklage wurde als ungebührlich abgewiesen. Die Genugtuung war vollständig und doch reiste Bonaventura voll Bangen zurück. Auch das Bild des Alters und des Kummers, das er vom Onkel mitnahm, beunruhigte ihn. Mehr als je fürchtete er sich vor einer Stadt, die er auch schon früher lieber gemieden hatte. Nun wirkten geheime und offene Feinde gegen ihn. Sich zu derjenigen Widerstandskraft, die aus dem Vermögen, leidenschaftlich zu hassen, entsteht, zu erheben, vermochte sein Gemüt nicht. Auch konnte ihm nie Frieden kommen, wo Lucinde weilte. Doch wollte er den ganzen Menschen daransetzen, seine ganze Begeisterung für sein schon so oft entweihtes Priesterideal, um in allen Anfechtungen auszuhalten. Es ging anfangs mit leidlichem Erfolg. Sein Wissen, seine Persönlichkeit wurde der Schwerpunkt der Kurie. Verstört und haltlos, wie sie war, drang sie inständigst in ihn, die Reise nach Wien zu übernehmen.

Seine Herkunft, äußere Haltung, vollständige Kenntnis des Italienischen, alles veranlaßte die erneuerte Bitte, er möchte ebensowohl im Interesse der Befreiung des Kirchenfürsten wie zur Abwendung der Stockungen, die für die Fortsetzung ihrer geistlichen Obliegenheiten die Stellvertretung desselben fand, die Reise nach Wien übernehmen. Galt doch der große österreichische Staatskanzler für einen Gegner der Jesuiten; Ceccone hatte zwar seit dem Sturze Fesselottis Frieden mit ihnen geschlossen; aber vielleicht war in Wien der gute Wille zu gewinnen, die römische Kurie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Bonaventura sollte den Unterhändler zum Frieden machen. Noch sträubte sich manches in ihm gegen diese Reise. Er hörte nichts über Paulas Entschließungen, wohl aber, daß es Nück war, der diese Ratschläge erteilte, der Unheimliche, der wieder in seinen Beichtstuhl kam und ihm in der Tat vier Davidssteine angab, die er gegen den Goliath der Leidenschaft in seiner Brust in Bereitschaft hielte: 1. Ankauf eines Ritterguts, 2. landwirtschaftliche Studien, 3. Rückkehr zu alten Dichtversuchen, die er in seiner Jugend gemacht hätte, 4. die Erlernung der türkischen Sprache. Es war ein förmlicher Hohn, gesprochen von einem absoluten Verächter aller Religion. Das Besuchen von Gräbern, das er ihm empfohlen, nütze ihm nichts, setzte er hinzu; er besäße eine alte Vorliebe für den Tod und wäre darin wie die Türken, die am liebsten Kaffee auf Gräbern tränken und dabei ihre Pfeife rauchten. Es war nur Bosheit und die Eifersucht, die so sprachen. In der ganzen Stadt herrschte nur eine Stimme, der Oberprokurator hatte sich in die Gesellschafterin seiner Schwiegermutter verliebt.

Benno arbeitete bei dem unheimlichen Mann, doch streifte er eine Fessel nach der andern ab, die ihn noch an seine gegenwärtige Stellung gebunden hielt. Auch seine Heimats-, seine Adoptions- und Untertanenverpflichtungspapiere revidierte und ordnete er. Er wollte nach Italien, und für längere Zeit. Seine Forschungen gingen mit Hilfe des Onkel Dechanten über Borkenhagen bis nach Kassel hinaus. Hier konnten die über die ersten Lebensjahre eines Julius Cäsar von Montalto, so war Benno getauft worden, gebreiteten Schleier, nach dem Tode des Kronsyndikus und Max von Asselyns, seines Adoptivvaters, nicht weiter gelüftet werden. Sie konnten es lediglich in Italien von seiner Mutter. Benno hatte bei allen diesen Unternehmungen zu verhüten, daß Thiebold, der im August aus England zurückgekehrt war, mit seiner gewohnten „Wißbegierde" hinter sein, zur Enthüllung immer noch nicht reifes, vor dem Tode des Dechanten auch völlig unmögliches, neues Leben kam. Thiebold hatte die Reise nach England im Interesse seiner kanadischen Holzgeschäfte machen müssen und war mit elegischer Stimmung heimgekehrt. „London ist nicht gemacht zum Romantischen," sagte er. Im Gewühl der Weltstadt war er dem Obersten von Hülleshoven, seinem Lebensretter, nur ein einziges Mal begegnet und noch dazu ohne Armgart. Letztere war auf dem Lande bei jener Lady Elliot. Da er erfuhr, daß auch

gerade Terschka — „bedeutungsvolles Zusammentreffen!" — dort zum Besuche war, hielt er es für „unter seiner Würde", sich „daselbst anmelden zu lassen". Nur Gräfin Erdmuthe und Porzia Biancchi sah er. Er begleitete beide in ein Bibelgesellschaftsmeeting, wozu sie „vom Lande nach London hereingekommen" waren, auch noch eine Strecke am Themseufer entlang auf der Rückreise nach dem Landsitz der Lady. Er erzählte, er hätte nur aus allem, was er mit der Gräfin verhandelt, das eine herausgehört, daß Terschka bei ihr „trotz alledem" in höchsten Gnaden stand. Ein Jesuit, der ein Protestant geworden! Das war genug, um der Löwe der Saison zu sein. Auch der Oberst hätte Terschka in Schutz genommen, um so mehr, da Terschka im Leben — „lächerlich, sagte ich, Herr Oberst! und mag ihn damit beleidigt haben" — nicht sicher wäre. „Rom wird seinetwegen noch keinen Banditen nach London schicken!" Auf- und anregend für die Freunde waren diese Mitteilungen gewiß. Thiebold versicherte, daß auch Monika und der Oberst protestantisch werden würden. Auf Thiebolds Erklärung, dann mit seinem Lebensretter „quitt" zu sein, gab Benno, als sich auch der geistliche Freund gegen diese Form des Protestes gegen Roms Mißbräuche ausgesprochen hatte, vermittelnde Gesichtspunkte. „Wenn man den katholischen Glauben," sagte er, „von dem unwürdigen, für unsere Zeit nicht mehr passenden Zwang, durchaus innerhalb kirchlicher Gemeinschaft leben zu sollen, befreien und die Verbindlichkeiten der Autorität für die Freiheit der Gewissen aufheben könnte, so liegt eine freundlichere Lebensauffassung in unsern Zeremonien, als wenigstens im protestantischen Pietismus. Haben Sie je in Gegenwart jener Gräfin eine wahre Freude über die Schönheit des Meeres oder ein Bild äußern dürfen oder haben Sie irgendeinen weltlichen Gegenstand, Theater z. B., unbefangen nennen können? Wenigstens hat uns Hedemann in Witoborn auf jede natürliche Äußerung unserer Empfindungen einen Dämpfer zu legen gewußt, der scheinbar fromm sein sollte, im Grunde aber nur rechthaberisch war. Die Papiermüller werden eine Revolution in Witoborn hervorrufen, wenn sie übertreten." Bonaventura sagte: „Der Pietismus ist ein Versuch, aus dem Protestantismus wieder zur Religion überhaupt zurückzukommen; denn Protestant sein, heißt eigentlich nicht: Christ sein, sondern nur Nichtkatholik sein." Thiebolds Verstimmung über die darauf in England empfangenen Eindrücke hatte ihn wieder zum katholischen Fanatiker gemacht.

Ohne zu auffallende Erlebnisse, ohne ein Lebenszeichen von Westerhof und ohne daß die von dort gemeldete Ankunft der Gräfin Erdmuthe wirklich stattfand, nahte sich der Spätsommer. Benno wurde erkoren, der Überbringer der Pakten zu sein, die teils die Agnaten der Familie Paulas, teils die Landschaft und die Kurie von Witoborn dem Grafen Hugo zur Unterschrift vorzulegen hatten. Der Präsident von Wittekind und Bonaventura waren an diesen Pakten beteiligt. Jener erschien darüber in der Residenz des Kirchenfürsten selbst

Bonaventura und Benno wurden durch seinen Besuch in jeder Beziehung überrascht — Benno durch den Besuch — seines „Bruders". Kein stürmischer, doch auch kein kalter Gruß war es, als der Präsident wirklich Benno — „seinen Bruder" nannte. Sein „natürlicher" war er gewiß. In der darauf kurzen Umarmung lag ein ganzes Leben. Der sonst dem Abenteuerlichen wenig geneigte Mann fand den Wunsch, Mutter und Schwester kennen zu lernen, natürlich. Auch wurden von ihm die Mittel zu einer Reise nach Wien und Italien reichlichst dargeboten. Der Hinblick auf die unheimliche Schwester, die in des Grafen Hugo Nähe existieren sollte, war ein um so peinlicherer, als auch der Präsident für die Notwendigkeit einer Verbindung zwischen dem Grafen und Paula, für eine Standesehe war. Er erzählte von Angiolina und der Herzogin von Amarillas, was er mit Vorbedacht erkundschaftet hatte. „Sie werden vorziehen," sagte er zum Bruder, den er noch nicht du zu nennen vermochte, „den Namen der Asselyns für immer zu behalten und fortzupflanzen, zumal da er ohne Sie aussterben würde!" Schließlich mußte die Gültigkeit der betrügerisch geschlossenen Ehe des Kronsyndikus zur Sprache kommen. „Ihre Deutungen des kanonischen Rechts in Ehren," sagte der Präsident, „Geld würde es auf alle Fälle kosten, bis die Sakra-Dataria in Rom, natürlich erst nach dem Tode des Dechanten, zu Ihren und Angiolinens Gunsten anerkennte, daß auch in diesem Falle das Sakrament in dem Verspruch, dem gegenseitigen Verlöbnis bestand. In unserm Lande würde die Anerkennung nur ein Gnadenakt der Krone sein können. Die Herzogin von Amarillas dürfte dabei kaum zu sehr in den Vordergrund treten, da sie sich hüten müßte, ihrerseits das Verbrechen der Bigamie auf sich zu laden. Ich bin begierig auf Ihre Begegnung mit ihr!" Der Präsident erläuterte, daß Julius Cäsar von Montalto ein von der Mutter hergenommener Name war, die sich den Namen Maldachini nur als Sängerin gegeben hatte und in der Tat einer armen Adelsfamilie von Montalto angehörte. Den Prokurator Rück „über welchen Gewitter heraufzögen", riet er nicht durchaus aufzugeben, jedenfalls aber die ihm von Rück übertragene Reise anzutreten und sich auch gelegentlich dem Staatskanzler zu empfehlen. „Dem würde ich wie Posa reden!" fiel Benno lachend ein. — „Tun Sie das ja nicht! Dann gibt er Ihnen erst recht eine Anstellung und Ihr Freimut ist geheilt!" entgegnete der Präsident. Nach diesem Zusammensein besuchte der Präsident, zur Beruhigung des Dechanten, Kocher am Fall. An Muße fehlte es ihm nicht. Er hatte sich als Beamter zur Disposition stellen lassen. Zu sehr nahm ihn seine Erbschaft in Anspruch.

Einige Wochen später war Benno zur Abreise bereit und erhielt von Rück die Papiere, die dem Grafen Hugo vorzulegen waren. So sehr er sich auch dagegen sträubte, er mußte Depeschen auch an Ceccone und an den Staatskanzler mitnehmen — die Mannigfaltigkeit der ihm übergebenen Aufträge durfte diese Besorgung mit

einschließen. Außerdem hatte ihn der Dechant an alle seine alten Wiener Freunde empfohlen, besonders an einen, bei dem er wohnen sollte. Daß ihm die Reise nach Rom, für welche die nach Wien nur ein Vorsprung sein sollte, erspart wurde durch Ceccones Anwesenheit in Wien, ahnte er nicht. Noch weniger konnte er an die Möglichkeit glauben, daß Ceccone wagen würde, sich die Herzogin von Amarillas nachkommen zu lassen.

Thiebold, der außerhalb des Geheimnisses blieb, litt unter der Trennung von Benno wie ein Liebender unter der Trennung von seiner Geliebten. Sein „Halt", seine „Führung" war dahin! Er zerfloß in jene bekannte Sentimentalität, die sich vor dem Übermaß der Selbstrührung durch Poltern zu bewahren sucht. Er ordnete Bennos Koffer, „revidierte" die Garderobe des Freundes und zerstörte ihm dabei seine alten Brieftaschen, Haar- und Nagelbürsten, nur um ihm ein prachtvolles englisches Reisenecessaire schenken zu dürfen. Nicht ebenso „unausstehlich" aufmerksam, aber teilnehmend waren alle andern Bekannten Bennos. Nur Piter hatte sich seit einiger Zeit von Thiebolds Freundeskreise, in welchen auch allmählich Benno eingetreten war, zurückgezogen. Noch am Abend vor Bennos Reise kam Thiebold zu Bonaventura ins Kapitel, wo er hoffen konnte, Benno zu finden, und erzählte beiden atemlos einen „schönen Skandal". Piter hatte Treudchen Ley aus dem Kloster entführt. „Denken Sie sich," erzählte er, „Piter soll schon früher ‚einige Male' im Kloster gewesen sein, und zwar auf welchem hoffentlich ‚nicht mehr ungewöhnlichen' Wege? In einem Waschkorb! Ich versichere Sie auf Ehre! Eingepackt als Leinzeug, um von einer im Kloster gehaltenen Nähschule gesäumt, gesteppt, gezeichnet, gewaschen und gebügelt zu werden!" — Bonaventura schlug die Augen nieder. Er kannte die ersten Versuche dieser Entführung aus der Beichte. „Diese Überfälle," fuhr Thiebold fort, „mißglückten anfangs. Aber — Sie wissen ohne Zweifel, Herr Domkapitular, die kleine allerliebste Blondine, sie diente bei seiner verstorbenen Schwester — diese für ihn unbegreiflicherweise — nein, um es aufrichtig zu gestehen, diese Verirrung seines Geschmacks kann ich mir — „wenn Sie wollen," erklären! — Nicht nur nicht, daß die Kleine wirklich ein Bild von Schönheit, Sanftmut, Anmut — ohne Spaß — sondern auch — daß sie —" — „Mehr Inhalt, weniger Kunst!" unterbrach ihn Benno mit Polonius' Worten. — „Sagen Sie selbst, Herr Domkapitular, finden Sie es nicht auch begreiflich?" fuhr Thiebold zum Domkapitular fort. — „Nicht nur nicht —" schaltete Benno ungeduldig ein. — „Wer — sich — nur — irgend — auf Piters — Standpunkt — zu — versetzen weiß — —" betonte Thiebold jede Silbe seiner Mitteilung. — „Ich kenne das junge Mädchen und wünsche jedem Glück, der seine Liebe gewinnt —!" vermittelte Bonaventura. — „Vollkommen meine Überzeugung!" äußerte Thiebold mit einem Mitleidsblick auf Benno. „Nur eine ‚dergleichen Akquisition' konnte

‚Piters Naturell Befriedigung gewähren!‘ Manche Charaktere darf eine Liebe nicht ‚genieren!‘“ — Kurz, Thiebold erzählte von einer Verkleidung, unter deren Schutz sich Piter ins Kloster geschlichen hätte. Früher wäre er im Waschkorb gekommen, diesmal aber, wo die Entführung gelang, als Mitglied der weiblichen Nähschule. Er hätte nicht einen einzigen seiner Sherrypunschfreunde zum „engern Komplizen“ gehabt. Der Gedanke wäre „original aus seiner Seele allein“ entsprungen. Vielleicht höchstens mit Hinzuziehung des Fräulein Lucinde, die dem Treubchen diese Partie aufrichtig gegönnt hätte — so „vermutete“ wenigstens Thiebold. Piter hätte sich in den Anzug eines Nähmädchens geworfen, hätte seine interessante Erscheinung durch einen Strohhut mit Schleier unkenntlich gemacht und wäre so ins Kloster gekommen. Das Glück hätte ihn begünstigt und vor einem zu langen Umherirren bewahrt. Treubchen Ley wäre bald von ihm aufgefunden worden, er hätte sie in ihrer Zelle überrascht und ihr so lange — Thiebold bediente sich des auf Piter anwendbaren Ausdrucks — „zugesetzt“, bis das schwache Mädchen eingewilligt und mit ihm durch die Gänge, die zunächst ins Waisenhaus führten, das Kloster verlassen hätte. Dort hätte sie erst noch ihre Geschwister unter Tränen umarmt und wäre hierauf auf und davon und bis jetzt „spurlos“. Piter hätte ohne Zweifel den Weg „au contraire“ genommen, von wo er jetzt mit seinem Hause korrespondierte. Sein Schwager, der Professor außer Diensten, hätte „im Sturm der Indignation“ sofort Prokura bekommen, während die Kommerzienrätin die „gewöhnlich noch schwarze Farbe ihrer Scheitel aus Anstandsrücksichten ins Kummergraue melierte“. Ohne Zweifel würde Piter nach einigen Monaten an der Hand seines jungen Weibchens „am Platz“ zurückgekehrt sein und höchstens nur mit den Kuratoren des von ihm entweihten Klosters, namentlich mit dem wiederhergestellten Pfarrer vom Berge Karmel, „einen schönen Tanz kriegen“. „Exkommunikation wird jedenfalls das geringste sein.“

Alledem hörte Bonaventura zu, wie der Arzt seinen Kranken reden läßt und durch kein Lächeln verrät, daß ihm die mitgeteilten Symptome in nichts überraschend sind, wenn sie ihn auch auf völlig andere Ursachen hinleiten, als sich der Kranke einbildet. Die Belustigung seiner Freunde über „Piter als Nähmamsell“ konnte Thiebold, trotz des Verdachts der Blasphemie, „nicht umhin“ zu teilen. Für den stadt- und landersehnten nächsten Karneval versprach er sich davon ein „anregendes Motiv“.

Am folgenden Morgen reiste Benno, und Bonaventura gab ihm bis zur Abfahrt des Dampfboots und Thiebold auf eine Tagereise das Geleite. In Bonaventuras letztem Blick und Händedruck lag ein tiefes Bangen vor den Erfahrungen, denen Benno entgegenging. Die Rührung des Abschieds konnte nicht zum vollen Ausbruch kommen — denn Thiebold zankte mit den Kofferträgern und entwickelte seinen „Reisehumor“, der eine besondre Spezies seiner ihm

in der Regel eignen heitern Stimmungen war. Thiebold ging bis zu einem der schönen Hotels mit, deren sich in der Nähe des Grabes der heiligen Hildegard mehrere erheben.

Im Fremdenbuch desselben fanden sie den Namen Schnuphase. Sogar „Stadtrat" Schnuphase. In der Tat war es „Herr Maria". Wegen seiner kirchlich-oppositionellen Richtung war er von der Kommune durch diesen Titel ausgezeichnet worden. Wie zu lesen stand, reiste er gleichfalls nach Wien! „Prächtige ‚Unterhöltung' das!" meinte Thiebold. „Ein ‚Erlötz' für meine ‚unfreiwillige Kömik', wie Sie zu sagen pflegen!" — Dieser letzte Stich störte indessen die Rührung nicht, mit welcher sich beide Freunde umarmten und trennten. Selbst Benno mußte sich abwenden, um das flatternde Taschentuch nicht länger zu bemerken, womit ihm Thiebold Grüße zuwehte, bis der Dampfer, der ihn heimwärts trug, hinter dem grünen Vorgebirge des Niederwalds verschwunden war.

Bennos Schiff ging später und legte in Rüdesheim an, um Güter und Passagiere aufzunehmen. In der Tat — hier wurde ihm Stadtrat Schnuphase als Mitpassagier zuteil. Herr Maria mit der rötesten Nase, gekleidet wie zu einer Audienz, in weißer Weste, Frack, weißer Halsbinde. Er ließ eine Menge Koffer, eine Equipage von wenigstens zehn Zentnern Übergewicht, aufladen, darunter eine Kiste, der er eine Aufmerksamkeit widmete, als wäre sie mit Monstranzen, Meßgewändern oder konsekrierten Kerzen gefüllt. Anfangs bemerkte er Benno nicht. Herr Maria war in einem zärtlichen Abschied begriffen von einer hohen Gestalt, die ihm kräftiglich die Hand schüttelte — dem Moppesschen Küfer, wie Benno mit Erstaunen erkannte, dem Richter von der Eiche am Düsternbrook, dem Richter seines eigenen Vaters, Stephan Lengenich. Wohl war ihm diese Begegnung eine unheimliche! Er wich Schnuphasen aus, betroffen wie von einem Omen.

Allmählich jedoch, als das Schiff weiterfuhr und Benno, sich in einen Mantel gegen den noch kühlen Morgenwind hüllend, vom Verdeck aus den Küfer lange noch auf der Brücke verharren und dann und wann mit abgezogenem Hut den „Stadtrat" zum Abschied grüßen sah, löste sich der Druck der Erinnerung, der mit eisigen Krallen sein Herz erfaßt hatte. Länger dem Stadtrat auszuweichen, war auch unmöglich. Denn dieser hatte ihn schon erkannt und mit Bewillkommnungen überhäuft. — „Wo reisen Sie hin, Herr Stadtrat? Auch nach Wien?" Herr Maria bejahte und hätte fast Benno umarmt vor Freude über eine solche Reisebegleitung. Eben fuhren sie am Johannisberg vorüber. Von diesem kam der Stadtrat und schilderte geheimnisvoll, was er da oben gestern und heute gesehen. Er schilderte die ‚Opörtements' des in der Sonne leuchtenden Schlosses, den berühmten Schreibtisch, der ganz mit ‚S—piegeln' umgeben wäre, so daß der hohe ‚S—tötsmönn', indem er die Feder führte, immer sogleich sehen könnte, ob etwa hinter ihm die ‚demögögischen Umtriebe' mit einem geschliffenen ‚Dölche' — „St!" unterbrach Benno. „Die

Kellerei! Erzählen Sie von der!" — „Die Kellerei Sr. Durchlaucht —?" — Der Stadtrat war vor Begeisterung auch über diese, wie er sagte, noch in einem „ungefrühs—tückten Zus—tönde", machte eine bedeutungsvolle Miene, sah nach Rüdesheim zurück, dann auf sein Gepäck und unterbrach mit eigentümlicher Pfiffigkeit die Antwort, zu der er schon den Ansatz gemacht hatte. „Ich glaube gar, Sie haben geheime Aufträge an — den Staatskanzler?" fragte Benno. Wieder folgte eine mysteriöse und diplomatische Abschwenkung. Die Nase funkelte in der Sonne. Das weiße lockige Haar stand dem kleinen Haupte staatsmännisch und bedeutungsvoll. Benno gab sich der Hoffnung hin, daß ihm seine Reise wenigstens von dieser Seite her Unterhaltung eintragen würde. Aber er täuschte sich. Schnuphase hing sich an ihn wie eine Klette. In Würzburg war des Stadtrats Andacht endlos. Gern hätte er von dort nach dem Württembergischen hinübergeschwenkt. Bei Ellwangen lag die uralte Kirche der vierzehn Nothelfer. Nur das Verlangen, beobachten zu können, wie ihm das bayrische Bier bekäme, vermochte ihn, dem „Herrn Baron" zu einem schnelleren Betreten Altbayerns nachzugeben. Das turmreiche Augsburg konnte nicht unberührt bleiben. Mit Sehnsucht blickte Schnuphase, der nie unterließ, auch als „Reisender" für sein Geschäft zu wirken und bei allen Sakristeien anzuklopfen, auf die fern aufragenden Voralpen, wo die hochheiligen Wallfahrtsorte Andechs und Altötting lagen. Erträglich wurde diese Bigotterie für Benno nur durch die Schleier, die sich allmählich von Schnuphases Reisegepäck lüfteten. Der Stadtrat hatte Kommissionen aus Belgien und Paris, brachte Medaillen, Wunderwässer und Rosenkränze in allen Formaten, wie sie nur die neue geistliche Tätigkeit von Rom und Paris aus segnen und mit dem Versprechen, durch den Ankauf würden jenseitige Wohltaten gewonnen, erkräftigen läßt. Schnuphase war Mitglied „fast zu vieler" Vereine, wie er selbst zugestand, und suchte Benno für den Eintritt wenigstens in einige zu interessieren. Mit dem Flüsterwort: „Ich bin Rat eines Rosengartens!" erklärte er Benno den „marianischen Bund". Diese Erzbruderschaft will den Rosenkranz als ein Lebendiges, in den Personen Vertretenes darstellen. 15 Personen stellen eine Rose vor; 11 Rosen, also 165 Personen einen Rosenstock und 15 blühende Rosenstöcke einen Rosengarten. Schnuphase beaufsichtigte demnach einen Rosengarten von 2475 Personen oder, wie von ihm im Stil der Andacht berichtet wurde, „von reuevollen und demütigen Seelen". Die von den Mitgliedern gewonnenen Ablässe sind seltsamerweise solidarisch und kommen nicht aus dem Verdienst des einzelnen, sondern aus dem der Gesamtheit. Man lost sie aus, so daß die Hoffnung, eine Seele gewänne durch die Verpflichtung zu dieser Erzbruderschaft einen Ablaß von hundert Tagen oder eine Verkürzung der Pein im Fegfeuer etwa von hundert Jahren, sich nicht auf das eigene Verdienst, sondern auf das eines Mit-Rosenblatts begründet. Von dieser demnach liebeseligsten aller Gemeinschaften

konnte Schnuphase nicht reden, ohne daß die Rosen auch seines Antlitzes in ihren glühendsten Farben spielten.

In München lebte Benno den Eindrücken der Kunst. Aber plötzlich traf ihn da in einem Kaffeehause beim Lesen einer Zeitung die Nachricht, daß in Wien eine Menge Römer, auch ein Prinzipe Rucca angekommen wäre — in Begleitung der Gräfin „Olympia Maldachini", seiner Verlobten, und der „Herzogin von Amarillas". Er sprang vom Tische auf. Hätte er sprechen sollen, er würde es nicht vermocht haben. Seine Mutter in Wien! So nahe rückte ihm schon die Entscheidung! Aber — bittrer Schmerz — die Mutter folgte dem Kardinal! So war der Ruf begründet, daß sie zu den näheren Beziehungen des berüchtigten Mannes gehörte. O, rief es in seinem Innern, du wirst diese Menschen in den glänzendsten Karossen an dir vorüberfahren sehen und doch vor ihnen entfliehen! Wie kannst du in solcher Nähe nur einen Tag verweilen! So grübelte er verzweifelnd und doch gehoben. Das Schicksal kommt dir entgegen! mußte er sich sagen. Es ließ ihn jetzt nicht mehr unter den Bildern, Statuen, Baumonumenten verweilen und kaum noch länger unter den Lächerlichkeiten Schnuphases.

Schnuphase war ganz der Vertreter der Lehre, daß die katholische Kirche die heiterste Lust am Dasein zuläßt. Beim „Pschorr", beim „Hackerbräu" endigte immer, was in St. Peter, der ältesten Kirche der Stadt, begonnen hatte. Der in München mächtigsten Bruderschaft „Maria-Hilf" gehörte Jean Baptist Maria bereits in ihrer belgischen Verzweigung an. Wie heimisch war ihm das Gefühl, da den Münchener St. Peter zu betreten, diese Kirche, von deren Kanzel herab 1683 jene Bitten an die Gottgebärerin ertönten, die (nächst Sobieskis Säbel) die Türken von Wien entfernten. Sie wurden der Anlaß zu unserer deutschen „Maria vom Siege" — wie die Schlacht von Lepanto mit Don Juan d'Austrias Siege einst zur italienischen. Nun die zahllosen Kerzen an diesem hochberühmten „privilegierten" Altar von St. Peter —! Einen „privilegierten" Altar zu sehen, ist einem gläubigen Gemüt ein Genuß, wie euch Weltlichen der Anblick klassischer Stellen Italiens! Wenn Schnuphasen ein weltlicher Gedanke kam, war es der: Der Verein „Maria-Hilf" ist für eine Stadt der Maler wie geschaffen, denn jedes Mitglied desselben muß bei seinem Eintritt geloben, im Hause ein Bild der allerseligsten Jungfrau zu besitzen —!

In Regensburg, wohin Benno seinen Gefährten immer mühsamer und mühsamer nachgeschleppt und wohin zuletzt rascher aufzubrechen den letztern nur die Angst getrieben hatte, es könnte seine auf dem Donau-Main-Kanal dorthin nachdirigierte Bagage und vorzugsweise die am Johannisberg aufgeladene geheimnisvolle Kiste verloren gegangen sein, bestiegen beide das Dampfboot. Das war dann eine herrliche Donaufahrt. Die Passagiere: Soldat, Bauer, Bürger, Wiener Bürger, Baron, österreichischer Baron, Geistliche,

Passauerinnen — die mit ihren Augen die „pössauer Kunst" üben! meinte Schnuphase — Linzerinnen, hübsche, „etwas zu blösse" junge Mädchen mit großen goldenen Helmen auf dem Kopf — „sie schienen schön alle mit russischen Herrschöften gereist zu sein!" — ein Gemisch, das sich an Buntheit noch vermehrt haben würde, wäre nicht außerdem noch nach Wien die „Ordinari" gegangen, ein großes Floß, das vielleicht aus Esprit de corps Thiebold, der Holzhändler, als Reisegelegenheit vorgezogen hätte. Merkwürdig aber! An der Grenze lasen die Mautbeamten gewisse, ihnen von Schnuphase dargereichte Zettel, griffen ehrerbietigst an ihre Mützen und ließen alles, was der Herr Stadtrat bei sich führte, ununtersucht. Die geheimnisvolle Kiste war mit Wappensiegeln verschlossen.

In Bennos Gemüt herrschte ein Gemisch von Schmerz und Freude Er sah in die hellgrünen Wellen, wie in einen Kristallspiegel mit magischen Bildern, verglich, was ihm wohler getan, sein alter Irrtum oder jetzt die Wahrheit, und auch Armgarts Bild verfolgte ihn und mehrte seinen Kummer. Sollte sie wirklich den Netzen dieses „verächtlichen" Terschka verfallen sein? Dieser in England sie umschwärmen —? Alle dortigen Umstände günstig, ihn im vorteilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen —? Er wollte sich nur auf Mitleid mit Armgart betreffen lassen und ersah es nur zu bald, das, was noch immer in ihm lebte, war nur Liebe für sie.

In scharfen Konturen lagen da die von frischgefallenem Schnee glänzenden steirischen Alpen. Die an den Ufern des buchten- und windungsreichen Stromes liegenden Städte schimmerten in heller Pracht, zumal mit ihren über und über weißgetünchten Häusern und Kirchen. Linz wurde erreicht. Hier folgte ein kurzes Nachtlager. Dann wurden die „Wirbel und Strudel" befahren, die mehr zu reden als zu fürchten gaben. „Auen" und Inseln, die mitten in der Strömung auftauchten, erinnerten an die „Weerte" des geliebten heimatlichen Stromes — an „Lindenwert". Mit schmerzlichem Sinnen gedachte Benno des vorjährigen Herbstes und der verklungenen Hoffnungen desselben. Eine verlorene Liebe ist wie ein Tropfen zerflossenen Goldes, wovon der Maler auf der Palette seinen sämtlichen Farben eine verklärende Zutat gibt.

Je näher man Wien kam, desto feierlicher und geheimnisvoller erschien ihm alles. Ohnehin weckt das Schöne vielen Gemütern nur die Trauer. Schön war hier alles! Auch hier ragten hohe Bergkanten, ganz wie der Geierfels und Hüneneck, schroff empor. Auch hier blinkten im wilden Gestrüpp der Büsche, im Geröll zerbröckelnder Burgmauern die Edelsteine der Sagen aus alten Zeiten. Auch hier konnte auf Burgaltanen das Auge noch einen fern im Winde wehenden Schleier und das Winken eines Gefangenen sehen mit der bunten Schärpe aus der Hand der Geliebten. Vornehme Schlösser, wie Schloß Neuhof, seines Vaters stolzer, erinnerungsdüsterer Stammsitz, ragten auf. Meist bargen sie Chorherren und Mönche, vor denen man Achtung haben

mußte, weil ihre Bewohner, Benediktiner, wenigstens den Wissenschaften obliegen.

Schnuphase war wie im Vorhofe des Paradieses. In Linz schon traf er den Geschäftsfreund, an welchen er für Wien empfohlen war, den Mitbesitzer der Paramentenhandlung „Pelikan und Tuckmandl" auf der Kurrentgasse. Herr Calasantius Pelikan war ihm schon bis Linz entgegengekommen. Das war ein Austausch von Gemüt und Gastfreundschaft! Der kleine, dicke, sehr entschieden auftretende Mann mit pechschwarzen Augenbrauen, Ringen an den Fingern, in grünem Frack, rotem Halstuch, gelber Weste, dem lustigsten Farbenkontrast, behandelte das Erdenleben wie einen ewigen Frühling und Schnuphase zog Benno in die Besiegelungen der Freundschaft mit diesem Herrn Pelikan mit herein. Der „für die Ewigkeit" geschlossene Bund zweier frommen, für Kirchenzwecke arbeitenden Geschäftsfreunde, gab den Mittelpunkt der ganzen Schiffskonversation. Benno hatte nur immer an des Stadtrats Rockärmel zu zupfen, damit er gegen seine Tischnachbarn den großen Allmächtigen, an welchen beide empfohlen waren, aus dem Spiele ließ. Schnuphase nannte schon halb und halb den Staatskanzler seinen besten Freund.

Auf jedes Übermaß der Freude folgt Ernüchterung. Schnuphase hatte nach dem Erwachen von einem bei Tisch geholten Champagnerrausch besorgliche „Zus—tönde" — Nachwehen und Beklemmungen. Die bald zu erreichende große Stadt fiel ihm schwer aufs Herz. Er beschwor Benno, ihn in dem Gewirr nicht zu verlassen. Auch seine „Mission" flößte ihm Besorgnisse ein. Er wiederholte in allem Ernst, daß er die „Audienz" lieber anträte mit „Unters—tützung" eines „gewöndteren Rödners". „Könnt' ich mich Ihnen doch nur ganz öffenbören" — hauchte er unter Seufzern. — „Nach Ihrer vornehmen Kiste zu schließen, vermute ich, daß es, um in der ehrenvollen Eigenschaft Ihres Mitbeauftragten zu erscheinen, der Protektion des fürstlichen Kellermeisters bedarf!" — Schnuphase seufzte wie unter einer schweren Last.

Schon war es dunkel, als endlich Nußdorf erreicht wurde. Die Maut ist ein chemisches Reagens, das alle Verbindungen löst. Jeder muß an sich selbst denken. So fuhr Benno in die innere Stadt allein und Schnuphase war auf Calasantius Pelikan, den frommen, aber jetzt durch eine lallende Zunge im Ratgeben gehemmten Geschäftsfreund allein angewiesen.

Über den Chorherrn der aufgehobenen Prämonstratenser, Herrn Pater Grödner, hatte ihm der Onkel Dechant vorausgesagt: „Pater Grödner ist ein Hypochonder, wie im Grunde ganz Wien nur deshalb ausgelassen lustig ist, um zu vergessen, daß es plötzlich Anfälle von Hypochondrie bekommt, die bis zu Menschenscheu gehen." Benno wurde mit freundlicher Befangenheit aufgenommen und erhielt einige, dem Chorherrn allein angehörende Zimmer in einem großen geistlichen Hause.

So spät es war, eilte noch Benno denselben Abend ins Freie. Das Gefühl: Hier leben dir eine Mutter und eine Schwester, zwei Wesen, die sich selbst nicht kennen, die sich auch wohl kaum hier finden werden, wenn ich sie nicht vereinige — drohte ihm die Brust zu zersprengen. Jede weibliche Gestalt, die er an sich vorübergehen sah, betrachtete er mit prüfendem Auge. Von Angiolinen hatte er gehört, daß sie Lucinden ähneln sollte. So schritt er planlos dahin und atmete ebenso das allgemeine Leben der großen Stadt ein, wie vorahnend und vorempfindend schon das Geheimleben, das gerade nur für ihn diese Steinkolosse bergen sollten. Erst ein Regenschauer führte ihn nach Hause zurück. Da ihn der alte Chorherr in nichts stören wollte, fand er ein Nachtmahl bereit für sich allein auf seinem Zimmer.

Am folgenden Morgen war das Wetter wunderschön, obschon es die Nacht hindurch geregnet hatte. Eine laue Luft wehte wie im Frühling. Sein Wirt war etwas freundlicher geworden. Der lange hagere Herr, der bejahrter war als er aussah, lud ihn zu einer Spazierfahrt ein, sogar zum „Speisen" in Hietzing. Auch vom Dechanten, von Frau Monika, von der Seherin von Westerhof wollte jetzt der alte Herr hören. Auch mit der Äbtissin der Hospitaliterinnen, bei welcher Monika so lange Jahre klösterlich gelebt hatte, war er bekannt. Selbst von Bonaventura hatte er schon gehört. Bald sprach er dann vom Kardinal Ceccone. Dieser wohnte in der Nähe. Benno wollte so schnell als möglich die Depeschen an den Kardinal und den Staatskanzler abgeben. Um alle diese Kommissionen mit Bequemlichkeit auszurichten, schlug der Chorherr einen Fiaker vor, den man nehmen wollte. Der würdige Mann gehörte, nach Aufhebung seines Klosters, schon seit Jahren einer Studienanstalt an, die jetzt Herbstferien hatte. Alle Erläuterungen, die er gab, begleitete er mit einem eigentümlich seufzenden Lächeln. Nicht drei Worte konnte er sprechen, ohne sich sogleich selbst zu ironisieren.

Als der Chorherr einen Fiaker bedungen hatte, fuhren sie zuerst bei Ceccone in einem nahen und bescheidenen Palais vor. Benno gab einfach die von der Stellvertretung des Kirchenfürsten ihm übergebenen Briefe ab. „Ihre Adresse ist nicht nötig!" sagte der Chorherr mit trockener Ironie. „Wo Sie wohnen, das weiß heute früh schon jeder — Polizeivertraute." — Auf der Herrengasse vor dem Palais des Grafen Salem-Camphausen erteilte ein Portier in den Camphausenschen Farben den Bescheid, daß die Frau Gräfin verreist und der Herr Graf auf dem nahegelegenen Schlosse Salem wäre. — „Sie bringen dieser Familie die Erlösung," sagte der Chorherr, „und müssen noch erst selbst anklopfen! Gerade wie in der Pastoraltheologie —!" — Und ehe dann noch Benno aus seinem Nachsinnen über diese Vergleichung erwacht war, hielt schon der Wagen vor der Staatskanzlei. Auch hier stiegen beide aus und übergaben dem Portier die Briefschaften. „Pressant!" sagte der Chorherr zum Portier. „Se. Durchlaucht lesen

die Briefe lieber des Morgens als des Abends —!" Der Portier hatte ihm die Briefe mit zuviel Gleichmut in seine Loge gelegt. — „Daß doch die Briefposten selbst den Staatsmännern nicht sicher erscheinen!" meinte der Chorherr beim Einsteigen. „Ich glaube, es kommt nur daher, weil die Staatsmänner in dem Punkt ein schlechtes Gewissen haben und die Behandlung der Brieffelleisen kennen. Wenn Sie Geheimnisse haben, mein Bester, so nehmen Sie ja nur erst Oblaten und dann erst Siegelwachs! In solchem Fall muß wenigstens das Kuvert abgerissen und aufrichtig darauf geschrieben werden: „Mangelhaft verschlossen!" — Seine Empfehlungen an ein Haus Zickeles abzugeben, wollte Benno noch aufschieben. „Haben Sie noch sonst eine Kommission in der Stadt?" fragte der Chorherr. Benno kämpfte mit sich, die Namen Angiolina Pötzl und Herzogin von Amarillas zu nennen. Doch unterdrückte er den Reiz und gab, als der Chorherr vorschlug, den Wagen nun zum Burgtor hinausfahren zu lassen, seine Zustimmung.

Zunächst konnte die Unterhaltung nur aus Erläuterungen zu den bunten, mannigfach wechselnden Eindrücken der Fahrt sein. „Maria-Treu das!" sagte der Chorherr, auf eine Kirche deutend. „Wir haben Maria-Stiegen — gehört nunmehro den Jesuiten! Maria-Treu — gehört den Piaristen — la même chose —! Maria-Schnee — gehört den Italienern. In Rom zählte ich fünfundzwanzig Marienkirchen — ich war in Rom — Ei, da sehen Sie! Auf dem Gebirg ist die Nacht schon Schnee gefallen! Da hinunter zu, wo Ihr Schloß Salem liegt! Ja, kennen Sie die Sage von Maria zum Schnee? Einige hundert Jahre nach dem Tod unsers Herrn und Erlösers wußte ein reicher Römer keinen Platz, wo er eine Kirche bauen sollte. Die Gottesmutter erschien ihm und zeigte ihm den esquilinischen Hügel, wo die Nacht Schnee gefallen war. Ein sinniger Zug, daß man den Italienern die Kirche ‚Maria-Schnee' gegeben hat. Denn Schnee ist doch wohl das Symbol von Rom in seinem Verhältnis zu Deutschland —!" — Benno konnte begreifen, wie wohlbegründet die Freundschaft des Onkel Dechanten für diesen Chorherrn war. Er mochte sich aber nicht in die Innenwelt des aufgeklärten Mannes drängen. Daß mit katholischen Priestern nur ängstlich und zurückhaltend zu leben ist, hatte er schon früher gelernt. Aber bei dem Mahle, das zu Hietzing in einem besondern Kabinett eingenommen wurde, ergab es sich, daß der Chorherr ein lebhaftes Unabhängigkeitsgefühl besaß und vollends beim Wein löste sich die Zurückhaltung des unterrichteten und scharf urteilenden Mannes ganz. Der Chorherr war ein Bürgerssohn aus dem Salzburgischen, hatte gründlich studiert, Reisen gemacht, gelehrte Werke herausgegeben, und stand seit der Aufhebung seines Stiftes mit dem Klerus nur noch im losen Zusammenhang. Immer heiterer und heiterer wurde er beim Mahle. Das ganze gleichsam zurückgetretene oder gestaute Liebesgefühl und Liebesbedürfnis eines katholischen Priesters, das sich bei würdigen Naturen in einem nicht zur

Mißdeutung geeigneten Bedürfnis nach männlicher Freundschaft und namentlich zu Jünglingen ausspricht — wodurch gutgeartete katholische Priesternaturen eine seltene Befähigung zur Erziehung gewinnen können — kam auch bei dem bisher so trocken erschienenen alten Herrn zum Ausbruch. Nun kam alles heraus, was in ihm lebte. Er las, was nur dem Gebildeten zu kennen geziemt. Und auch das blitzte auf, seine Belesenheit und sein Wissen waren ihm eine geheime Waffe gegen seinen Beruf, eine Rüstung für künftige Zeit. Er sagte offen: „Wir kommen noch einmal wieder zurück auf das sechzehnte Jahrhundert, mein Lieber! Wo der gute Luther stehen geblieben ist, ehe die Habsucht der sächsischen und hessischen Fürsten den seltenen Mann in Beschlag nahm und auch ihn die Ausartungen seiner Reform erschreckten, da werden wir wieder anfangen müssen. Freilich ist ein Volk, das in einer Wallfahrt ein Gemütsbedürfnis befriedigt, ein Volk, das sich zu einer Bruderschaft zum ‚Todesschweiß des Erlösers' zahlreich einschreiben lassen kann, nicht sofort durch Kant und Hegel für die Aufklärung zu gewinnen. Das Kreuz des Erlösers wird die Reform in Österreich immer mittragen müssen!" Benno hörte die Ansichten Bonaventuras.

Nach Tisch wandelten beide, jetzt schon innigst vertraut geworden, in dem bereits entlaubten Park von Schönbrunn. Der Chorherr legte seinen Arm in den Arm seines jungen Freundes. Mit dem Blick auf die Außenwelt, mit dem herbstlichen Laub, das der Wind vor ihnen hertrieb, kehrte auch die Hypochondrie des Greises zurück. Das herrliche sonnige Wetter hatte die Käfige der kaiserlichen Menagerie geöffnet. Benno folgte dem Zuge der andern Spaziergänger, dem Lachen über die Kunststücke der Affen, dem Brüllen der Löwen, dem Gekrächze der Vögel. Der Chorherr gab nach, obgleich er sagte: „Diese Gefangenen machen mir Melancholie! Bestien gehören in die Wüste und der Mensch steht so feige vor einem Gitter und freut sich, daß er im Sichern ist!" Als sie dann im Strom der andern den Behältern näher gekommen waren und vor einem mächtigen Königstiger eine elegante Gesellschaft von Herren und Damen antrafen, die mit italienischen Anrufen das unruhig hin- und hergehende, bedenklich schon den Schweif ringelnde Tier reizte, sagte der Chorherr: „Und das fehlte nun noch! Die feigste Nation von der Welt bekommt Courage —!" Die Neckenden schienen sämtlich Italiener zu sein; Offiziere darunter, die der italienischen Nobelgarde angehörten. Einige andere gehörten zum Zivil. Den Mittelpunkt bildete eine einzige, kleine junge Dame, die sich im Necken des Tigers bis zur Ausgelassenheit gefiel. Die schlanke und gestreckte Gestalt des aufgescheuchten Tieres wand sich in gleichmäßigen Schritten bald rechts, bald links. Das grünlich-graue Auge, phosphorartig funkelnd, war auf die leuchtenden Farben des Kleides und vorzugsweise die des kleinen Sonnenschirms der jungen Dame gerichtet, die nicht aufhörte, mit rauher befehlshaberischer Stimme den Tiger anzureden und in steigende Gereiztheit zu versetzen, bis der

kleine Sonnenschirm in den Behälter des in kurzen Sätzen stöhnenden Tieres fiel. Die italienischen Herren lachten lauf auf. Benno hörte vom Chorherrn die verächtlich geflüsterten Schillerschen Worte:

„Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß,
wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Die sämtlichen Umstehenden schienen entweder kein Deutsch zu verstehen oder nichts von Schillers Ballade zu wissen, die hier in Erfüllung kommen sollte; denn die Italienerin war von eigensinnigem Temperament. Sie wollte ihren „Ombrello" zurückhaben. Die Herren sprachen vom Wärter, den sie rufen wollten.

Jetzt erst sah Benno das Antlitz der Kleinen, die noch ein halbes Kind schien, und doch schon in ihren Mienen eine Entschiedenheit zeigte, die erschrecken konnte. Die Haut war zart, pfirsichweich, aber wie olivenfarben. Die Augen schwarz, die Lippen rubinrot, die Zähne blendendweiß. Das in Flechten unter dem Hute sichtbare Haar hatte ein echt italienisches Blauschwarz. Die Augenbrauen riß die junge Dame hoch auf wie aus Zorn, Verlegenheit, Beschämung. Alle Zähne sah man dann. Auch ihr eigenes Wesen hatte etwas Tierisches. Sie warf einem Dandy in gelben Glacéhandschuhen vor, daß er aus Furcht vor den Tatzen des Tigers nicht einmal zwei Schritte bis ans Gitter zu gehen wagte. Die andern Italiener lachten darüber und machten Späße über die Anwendung, die ein bengalischer Tiger von einem Mailänder Sonnenschirm machen könnte. Aber sie wollten, wie gesagt, den Wärter rufen. — „Perchè ella ha quello spiedo!" sagte sie zu einem der Offiziere.

Inzwischen hatte Benno statt des „Bratspießes", wie die Dame den Offiziersdegen genannt hatte, verkehrt sein leichtes Spazierstöckchen ins Gitter gehalten und mit dem Griff desselben, während die linke Hand den erschrocken nach ihm greifenden Chorherrn zurückhielt, den Sonnenschirm aufgegabelt und herausgezogen. Der Tiger blieb ruhig stehen und hinderte die Prozedur nicht. — „Anche le fiere del deserto cognoscono la civiltà, que si deve alle signore —!" sagte Benno. — „Grazie, Signore!" sagte die junge Dame mit plötzlich veränderter, nun holdsüßer Stimme. — „Dieser Blick war freilich wert, die ‚Artigkeit der Wüstentiere auch gegen Damen' zu riskieren!" sagte der Chorherr, als beide wieder gingen. „Aber ein merkwürdiges Gesicht das! Ich möchte sagen, die Schönheit der Häßlichkeit — Eine Stumpfnase, eine gewölbte Stirn, ein mürrisch hängender Mund, alles plötzlich in Brillantfeuer und pikanten Effekt verwandelt durch ein einziges Lächeln!" — Benno fiel Lucinde ein. Lucinde war schöner, edler gewachsen; aber bei ihrer gemeinschaftlichen Fahrt von St. Wolfgang nach Kocher am Fall im vorigen Jahre hatte sie so im Wagen neben ihm gesessen, so von phantastischen Bildern geträumt, ganz eine Weile mit diesen verklärt bestrickenden, bewußt koketten Augen.

Inzwischen waren die Italiener verschwunden. Wahrscheinlich

hatten auch sie sich zu „Dommayers" begeben. Benno und der Chorherr fanden ihren Wagen am Eingangstor des Schlosses. Ersterer sagte: „Diese italienischen Nobili, die hier die Politik zu einer Garde vereinigt, kommen mir, im umgekehrten Verhältnis, vor wie die Heerführer der alten Deutschen, die bei den Römern als Geiseln lebten. Sie sollen deutsche Weise annehmen und in Mailand keine Verschwörungen machen. Damit wird es aber werden wie mit Arminius. Der lernte auch in Rom die Handgriffe der römischen Kriegskunst und schlug dann die Römer. Freilich vom Schwert dieser Italiener mag uns wenig Gefahr drohen; aber den Dolch haben sie — Gift und — Rom! Doch — was tu' ich — hüten Sie sich ja, hier von Politik zu sprechen! Das Spioniersystem erstreckt sich bis ins Innerste der Familie. Was die Polizei nicht tut, tut die Loyalität von selbst. Die Sucht nach Auszeichnungen, nach Anerkennungen ist so groß, daß hier Menschen auf die gemütlichste Weise, wie ich jetzt mit Ihnen, scherzen können und Sie bei alledem denunzieren — aus reinem ‚Patriotismus'! Wer weiß, ob Sie vor mir selbst sicher sind!" Benno ergriff lächelnd den Arm des lieben Greises und drückte ihn an seine Brust. Auf seine Äußerung, daß wenigstens Rom ein treuer Verbündeter des Kaiserstaats wäre, erwiderte der Chorherr: „Man glaubte eine Zeitlang, Kardinal Ceccone würde seine Macht verlieren. Seine Gegner im Vatikan, besonders der Kardinal Fesolotti, triumphierten schon. Jetzt scheint es aber, hat er mit den Jesuiten ein Kompromiß abgeschlossen und hält wieder alle Bannstrahlen in der Hand. Sein Auftreten bei uns ist bedeutungsvoll genug. Was wir seither für die innere Reform unserer Kirche gehofft haben, scheint verloren zu sein. Das kommt von der unglücklichen Manie der Fürsten und Staatsmänner, nur eine Gefahr, die Revolution, zu sehen. Das macht sie wider Willen zu Beförderern des Aberglaubens und der Hierarchie. Der Staatskanzler haßt die Jesuiten, ich weiß es. Da sie aber seine Devise annehmen und sagen: Nous sommes conservateurs comme vous! so gehen sie Hand in Hand. Dafür, daß wir den Jesuiten Deutschland geben, erbieten sich wieder die Jesuiten, den Österreichern Italien zu lassen. Doch in diesen italienischen Köpfen ist es selbst unter dem Purpurhut nicht recht geheuer und sie betrügen uns alle, wenn ihre Eitelkeit einen Schein nationaler Selbständigkeit erringen könnte."

Benno, Cecconcs Stellung und die Zähmungsmittel der Jesuiten aus seinem eigenen Dasein kennend, fragte nach dem Kardinal und ob ihn sein Gönner gesehen hätte. Er wagte nicht, tiefer zu dringen. „Hier sah ich ihn noch nicht!" erwiderte der Chorherr. „Aber vor Jahren in Rom. Ich machte eine Reise dorthin zu einer Zeit, wo unser Deutschland noch erst wenig von der römischen Kurie beachtet wurde. Wie unschuldig nimmt sich unser deutsches Kirchlein Maria della Anima in Rom aus —! Es hat noch was vom welschtirolerischen Geschmack und macht den Eindruck des ehrlichsten und aufrichtigsten aller Gotteshäuser in Rom. Auf die Phantasie wirkt's nit, das ist wahr; nur ein rein

Herz und einen rechten Drang zum Beten muß eins mitbringen, um sich in dem Raume zu gefallen. Ja wovon — richtig vom Ceccone! Den sah ich öfters. Ihn und die meisten Monsignori. Man muß sagen, das sind Menschen, für die Gott ein eigen Paradies und eine eigene Hölle muß geschaffen haben. Ich kann Sie versichern, Sie scheinen noch alle wie aus dem Stamm des Cäsar Augustus! Quos ego! und das tyrannische Wort doch nur so smorzando gesprochen — ganz nur so hingelächelt! Neptuns Dreizack geschwungen mit weißen Ballhandschuhen — womit Sie auch immer Se. Heiligkeit werden bekleidet sehen! Der Heilige Vater, auch wenn er die Völker segnet, hat weiße Handschuhe an. Wie gesagt, bei den Kardinälen wird das Unmögliche möglich mit — kopfabschneiderischer Grazie! Oder wie bezeichne ich nur allein die Art, wie diese Zeremonienmeister des Himmels über die Marmorböden hinwegschreiten oder wie sie die Messe lesen, falls sie die vollständigen Weihen haben — 's ‚laßt' sich der Hochmut und das Selbstgefühl nicht beschreiben." Benno war in stetem Bangen um die endliche Erwähnung seiner Mutter. Doch blieb die Erörterung der weiblichen Beziehungen des Klerus in dem reinen Munde des trefflichen Mannes aus.

In der Stadt ließ Benno vor dem Bankierhause Markus Zickeles halten. Es war die Mittags- und Börsenzeit. Niemand war zugegen als ein Buchhalter, dem er seine Kreditive überreichte. Am Abend besuchte er das Kärntnertortheater, wohin ihn der Chorherr nicht begleitete. Von der Herzogin von Amarillas erfuhr Benno durch Erkundigungen, daß sie im „Palatinus" wohnte. Mit klopfendem Herzen näherte er sich diesem Gasthof, sah das Eingangstor mit Dienern in prächtigen Livreen besetzt und hörte italienisch sprechen. Von einem Mohren hieß es, er gehörte dem Prinzipe Rucca an. Mit der sogenannten „Gemütlichkeit" der Wiener stand die kurze Art, wie Benno auf seine Fragen da und dort Auskunft erhielt, nicht im besondern Einklang.

Am folgenden Morgen sprach der Chorherr seine Verwunderung aus, daß noch kein Lebenszeichen von der Nuntiatur und der Staatskanzlei gekommen. Benno erwiderte: „Wie wäre das möglich! Ich brachte keine Empfehlungsbriefe. Man erwartet mich hier nur in der Herrengasse. Wie weit liegt Schloß Salem?" — „Mindestens vier Stunden!" — Heute lud der Chorherr Benno zur Besichtigung der Gemäldegalerie im Belvedere und dann zu einem Spaziergang im Prater ein. Treffend äußerte sich der gelehrte Greis über die Schätze der kaiserlichen Bildergalerie und zeigte damit ein Bindeglied mehr zwischen ihm und dem Onkel Dechanten. Dann nahmen sie einen Fiaker zum Prater. Als der schon ziemlich laubloſe große Park erreicht war, rief der Chorherr plötzlich: „Schauen's dort! Ist das nicht Ihre gestrige Dame?" — Eine Kavalkade von Reitern sprengte durch die Allee. In ihrer Mitte die winzig kleine Gestalt als Reiterin. Sie ritten zu schnell vorüber, um die Begleiter und selbst die Dame erkennen zu können. Aber nach einer halben Stunde kamen sie zu dem im Prater befindlichen „Hamburger Berg", Schaustellungen, Sehens-

würdigkeiten. Eine Menagerie kündigte sich durch ihre ausgehängten Bilder, Affen und Papageien an — und mitten durch das Gekrächze der letzteren hindurch hörte man von drinnen das Brüllen der Löwen und Hyänen. Da zeigte der Chorherr auf die in der Nähe stehenden dampfenden Rosse der vorhin gesehenen Kavalkade und schon konnte er rufen: „Hören Sie!" — Mitten durch das kurze ausgestoßene, hustende Brüllen eines gereizten Bären vernahm man die Worte: „Eh, Tu! Muove ti! Dormi? Non essere si pigra —!' Diese anstachelnden Worte, so unweiblich dabei die Situation sein mochte, übten auf Benno wie auf den Chorherrn den Reiz, daß sie die Bude betraten. In der Tat waren es die Italiener von gestern. „Der weibliche Zwerg", wie der Chorherr mit Übertreibung die kleine Italienerin nannte, stand diesmal mit der Reitgerte vor dem Käfig einer jungen Löwin und reizte sie zu einer solchen Wut, daß schon der Aufwärter herbeilief und dringend um Mäßigung bat. Benno sah voll Staunen dem wilden Spiele zu. Im schwarzen Tuchrock, mit der linken Hand die lange Schleppe haltend, stand das kleine Wesen von gestern, dessen Kopf wenig über die Stellage, worauf der Käfig ruhte, hinausragte, und schlug mit der Reitgerte bald nach links, bald nach rechts in die Stäbe hinein. Wieder lachten die Herren und bedeuteten den Wärter, er möchte der Signora „nicht ihr Vergnügen rauben". Von der Kasse lauschte die geputzte „Marchand' mod'", wie der Chorherr die dicke, geputzte Abnehmerin der Eintrittspreise genannt hatte, was es gäbe. Schon wurde von ihr ein junger Mann, ihr Begleiter, angerufen, er sollte sich ins Mittel legen, als die Italienerin von ihrem Übermut plötzlich abließ. Mit kalter Ruhe stand sie noch eben vor dem Käfig und trieb ihr Spiel — jetzt, als sie den jungen Mann von gestern, den Retter ihres Ombrello, erblickte, stand sie wie entwaffnet. Ein rosiger Hauch der Freude überflog sie. Mit dem Schein der mädchenhaftesten Schüchternheit senkten sich die langen schwarzen Augenwimpern. Mit schneller Fassung und sofort ihre Stimme mildernd sagte sie zu Benno: Ah der Zähmer der wilden Tiere — „Die Römerin!" sprach Benno vor sich hin. Aber sie hörte es. — „Perchè Romana?" fragte sie. — „Una lupa e stata la nutrice di Romolo!" erklärte er seine Vermutung. („Eine Wölfin war die Amme des Romulus.") Und ohne sich von Bennos Andeutung, daß auch sie von einer Wölfin genährt worden sein könnte, getroffen zu fühlen, schloß sie sich zum Weiterwandeln Benno an. Sie gingen die Käfige entlang. All ihre Aufmerksamkeit für die wilden Tiere war dahin. Nur diesen Fremden festzuhalten war ihr Verlangen. Ehrerbietig grüßte sie seinen Begleiter, den sie als Priester erkannte. „Kennen Sie Rom?" fragte sie hocherglüht. — „Ich bin im Begriff, es kennen zu lernen —!" — „Sie reisen nach Rom —?!" Ein Ausdruck der lebhaftesten Freude kämpfte in den Mienen der kleinen originellen Erscheinung mit der Verlegenheit, vor ihren Umgebungen die Wirkung zu verraten, die ihr schon seit gestern der junge anziehende

Fremdling gemacht hatte. Plötzlich stieß einer der letzten den Schrei aus: „Gesù Maria!“ Der elegante junge Mann mit den gelben Glacéhandschuhen von gestern befand sich am Ende der Bretterbude, wo ein Elefant auf einer Art Bühne unter gemalten Draperien eingepfercht stand. An einem seiner mächtigen Füße war das gewaltige Tier festgebunden, sonst stand es vor den Zuschauern frei. Ehe sich der junge Mann dessen versah, hatte der sich schlängelnde Rüssel des Elefanten eine Schwenkung um ihn her gemacht und ihm in dem Augenblick, wo die Offiziere warnend Altezza! riefen, den Hut abgenommen. Die „Altezza“, demnach ein Prinzipe, stieß einen Schrei aus, taumelte zurück und sank in Ohnmacht. So abwesend schien die von Liebeswonne durchschauerte Italienerin, daß sie die Ursache des Rufs gar nicht verstand und anfangs nur den zusammenbrechenden jungen Mann sah, der obenein beim Fallen mit den Sporen in seinen Beinkleidern festhakte, an die Bretterwand stürzte, die den ersten vom zweiten Platz trennte, und so mit der Stirn aufschlug, daß sie blutete. Benno war schon hinzugesprungen und hatte ihn aufgefangen. Das Ganze war kaum der Rede wert. Der Wächter hatte schon wieder den Hut zurückgegeben. Indessen hatten sich die Begleiter geflüchtet. Sie schienen über den Elefanten ebenso erschrocken, wie die Altezza, die sich zu erheben anfing, zu lachen versuchte, sich aber aufs neue — jetzt über ihre blutigen Handschuhe entsetzte. „Aqua! Aqua!“ rief die kleine Dame. „Una carozza!“ Vertraulich setzte sie zu dem fremden jungen Mann gewendet und diesem allein vernehmbar hinzu: „Sehen Sie da, warum man lieber die Tiere mag als die Menschen!“ Zornig rief sie: „Non viene la carozza? Fatte subito! Al monte Palatino —!“ Dann zu Benno rasch sich wendend, warf, wie mit Zaubermetamorphose, der süßeste und zärtlichste Mund von der Welt einem Manne die Worte ins Ohr: „Besuchen Sie — den Principe Rucca — um ihn nach seinem Befinden zu befragen! Vielleicht morgen? — Um elf Uhr —!“ — „Das ist eine Eroberung!“ brach der Chorherr aus, als jetzt Benno wie betäubt über den Namen Principe Rucca stehen blieb. „Und ‚Al monte Palatino‘!“ setzte der Chorherr lachend hinzu. „Sie glaubt, der Gasthof zum ‚Palatinus von Ungarn‘ hätte seinen Namen von einem der sieben Hügel Roms! So sehen diese Menschen überall nur sich und ihre Anmaßung! Deutschland ist ihnen nichts als eine römische Vorstadt, wo — zuweilen Schnee fällt! Ich zweifle gar nicht, es ist die Nichte des Kardinals Ceccone, eine Komtesse —“ — „Maldachini!“ fiel Benno, aus seiner Erstarrung aufatmend, ein. — „Eine Verlobte des Prinzen Rucca, den Sie — aus dem Felde geschlagen haben, Bester! Haha! Sie flüsterte Ihnen ja ein Rendezvous zu! Um elf Uhr! Auf dem Mons Palatinus —! Zimmer Nummer soundso. Sie, sie wird Sie statt des feigen Kerls empfangen.“ — Und meine Mutter — die Dritte in diesem Bunde! — riefen in Bennos Innern tausend Stimmen. Mit bebendem Herzen

und tiefbeklommenem Atem verweilte er noch einige Augenblicke. Dann traten beide gleichfalls ins Freie hinaus, wo sie noch sehen konnten, wie eben die Herren zu Pferde stiegen und ein herbeigerufener Mietwagen den Principe Rucca und die Italienerin aufnahm.

Benno ließ den Chorherrn reden. Kaum hörte er alles, was der väterliche Freund über die Weichlichkeit der italienischen Aristokratie sprach. Grödner gab Andeutungen über den Kardinal, der nicht einen einzigen Winter ohne seine gewohnten Umgebungen sein könnte, über den Prinzen Rucca, dessen Urgroßvater ein Bäcker gewesen sein soll — in Rom wäre alles käuflich, Grafen- und Fürstenhüte — nur noch die der Kardinäle stünden im Preise. In diesem Geplauder wurde der Name der Herzogin von Amarillas nicht erwähnt und nur der nähere Zusammenhang Olympias mit Ceccone als „möglicherweise" der des Kindes zum Vater leise und ironisch angedeutet, ohne genauere Kenntnis des wahren Ursprungs, den Benno besser wußte — wußte bis zu dem Namen der Gebrüder Biancchi, deren Schwester Olympias Mutter war. Luigi Biancchi, einer der Brüder des Napoleone und Marco Biancchi, sollte hier in Wien Musiklehrer sein. Alles das war ihm durch seinen Bruder, den Präsidenten, bekannt.

Auch der Chorherr nahm jetzt wieder einen Wagen. In dem Lärm der Stadt verhallte der empfangene Eindruck und die Benno durchzitternde Empfindung: Das Schicksal ruft dich selbst zu deiner Mutter —! Daß er morgen um elf Uhr im Palatinus nach — dem Befinden des Fürsten fragen würde, stand bei ihm fest. Daheim fand er Karten von Schnuphase; von einem Herrn Harry Zickeles, der die Einladung zurückgelassen hatte, das Großhandlungshaus Zickeles zu jeder Abendstunde als ein offenes zu betrachten. Dann strömte ein anhaltender Regen. Benno verbrachte Stunden der höchsten Aufregung auf seinem Zimmer. Die Aufgabe, die ihm für morgen gestellt war, erforderte Riesenkraft. Erst gegen Abend ging er aus und geriet in die Herrengasse. Das dort vom Grafen Hugo empfangene Billett durchkreuzte seine Palatinus-Absichten. Er mußte wählen zwischen Mutter und Schwester, wen er zuerst in verfänglicher, ihn beschämender Situation sehen sollte —! Mit hin- und hererwägendem Grübeln kam er in die Vorstellung des „Hamlet", erlebte, daß es Olympia war, die in der Loge des Staatskanzlers neben seiner Mutter ihr Lorgnon auf ihn gerichtet hielt, ihm auf italienische Art durch das ganze Theater hindurch mit ihrem Taschentuch ein Zeichen des Grußes gab — erlebte, daß auch die Mutter auf ihn ihr Opernglas richtete. Das Versagen seiner Kraft trieb ihn aus dem Theater — in Begleitung eines Mannes, der, um die Wunder, die auf ihn einstürmten, seinerseits noch zu vermehren, den Namen seiner Schwester trug!

5. Salon Zickeles.

Um sich in seine Wohnung zurückzufinden, konnte sich Benno keiner zuverlässigeren Hilfe bedienen, als des Herrn von Pötzl. Zu seinem Erstaunen blieb ihm dieser zur Seite. Er hatte den Hamlet aufgegeben, Hut und Regenschirm genommen und war dem Fremdling gefolgt.

Über den Namen Pötzl hätte sich Benno beruhigen sollen. Er hatte ja schon daheim, beim öfteren Begegnen des alten Pflegers der Kattendykschen Bologneserhunde, des als Gesellschaftsheloten benutzten Spaßmachers Ignaz Pötzl, diesen nicht weiter nach seinen Wiener Verwandten fragen mögen, seitdem ihm der Alte die Antwort gegeben, der Pötzls gäb' es wie Sand am Meer und „mit einem alten Junggesellen, der einen Notpfennig hinterließe, wäre dann auch alle Welt verwandt, selbst wenn sie nicht Schulze, wollte ich sagen Pötzl hieße."

Inzwischen hatte der Regen nachgelassen. Als sich beide vor dem Gewühl der Wagen sichern wollten, rief Herr von Pötzl einen an ihnen rasch vorüberschießenden Herrn an: „Gehorsamer Diener, Herr von Zickeles —!" Der Angerufene war ein noch junger, schon mit starkem Embonpoint versehener Mann, der soeben aus einem, seines „G'frornen" wegen, berühmten Laden trat und rasch noch hinüber wollte in die Hamletsvorstellung. Eine Mitteilung über ein mißratenes neues Stück in der Vorstadt mischte sich in seinen Gegengruß und zugleich die Frage, ob Herr Müller noch nicht seine große Szene gehabt hätte, und ebenso erfolgte zugleich ein forschender Blick auf Benno. Dieser, Herrn von Pötzls Verlangen bemerkend, seinen Namen zu erfahren, ein Verlangen, das er hinter einer künstlichen Verlegenheit verbarg, ihn nicht, „vorstellen" zu können, fragte, ob Herr von Zickeles dem Großhandlungshause gleiches Namens angehörte. Er hätte eine Karte von „Harry Zickeles" vorgefunden. „Gott!" brach Herr von Zickeles aus, bekannte sich selbst als Abgeber der Karte und rief: „Doch nicht Herr Baron von Asselyn —?" Mit der Bejahung überraschte Benno ebenso Herrn Harry Zickeles, wie Herrn von Pötzl. „Das ist halt einzig!" rief letzterer und hätte alle Vorübergehenden über diese Spiele des Zufalls zu Zeugen anrufen mögen. Gerade „Herr Baron von Asselyn" war die Persönlichkeit, die „beide" „gesucht" hatten! Herr von Pötzl demaskierte sich jetzt als Bruder des alten Komikers Ignaz Pötzl, der ihm ausdrücklich „geschrieben hätt'" von der Reise des Herrn „von" Schnuphase und vom Herrn von Asselyn. „Aber nein! Und Sie geben mir nicht einmal die Ehr'! Die Freud' und die Überraschung!"

Benno hatte keineswegs eine Anweisung auf die Bekanntschaft dieses so außerordentlich gefälligen Mannes erhalten. Aber er ließ es an dem Schein einer engern Verbindung mit dem Bruder nicht fehlen. Machte er doch damit offenbar Freude und bahnte vielleicht eine Erleichterung seiner Forschungen an.

Die Erinnerung an den alten Thaddädlspieler zeigte das ganze „G'müt" des Herrn von Pötzl. Jede Nuance der Charakteristik seines Bruders unterbrach er mit einem glückseligen: „Ja! Ja!" Und als Herr von Zickeles den Witz machte: „Sagen's doch nicht, Herr Baron, daß er wohlauf sei! Herr von Pötzl hört viel lieber das Gegenteil! Er will den ehemaligen großen Künstler beerben!" erfolgte von Herrn von Pötzl nur ein einziges schäkerndes: „O Sie —!" Aber die Wahrheit schien getroffen zu sein.

Herr von Zickeles gab den „Hamlet" und den Applaus des jungen Schauspielers auf, der „auch an ihn empfohlen" war. Laërtes, den Herr Müller „spüllte", hatte seine Hauptszene erst im letzten Akt. Herr von Zickeles ruhte nicht, bis Herr von Asselyn versprach, sofort, „aber auch auf der Stell" in den Salon seiner Eltern zu kommen. Jeden Abend wären sie da nach dem Theater beisammen und Herr von Asselyn wäre vollends von seiner gerade aus Paris anwesenden Schwester Bettina Fuld und von deren Begleiterin, dem Fräulein Angelika „von" Müller, aufs aller-, allerdringendste erwartet.

Angelika Müller war hier! O welch ein Mollakkord, sanft und lind sich über Bennos erschrecktes Gemüt verbreitend! Von Willensfreiheit war hier keine Rede mehr. Harry Zickeles hatte ihn schon unterm Arm. Auch Herr von Pötzl folgte in Verklärung. Jener ließ nicht ab, bis sie nicht alle drei vor dem Portal seines elterlichen Hauses standen. Es lag jenseit des Grabens, dicht in der Nähe eines großen Platzes, des „Hohen Marktes".

Herr von Pötzl war etwas schweigsamer geworden, aber gleichsam so, als wenn ihm der Überstrom der angeregten Gefühle den Ausdruck raubte. Als Herr von Zickeles am Hause seiner Eltern geschellt hatte, zog der junge dicke Mann die Uhr und sagte: „Glauben Sie wohl, Herr von Pötzl, daß der Laërtes jetzt aus Paris ankommen ist? Ich bitt' schön, führen Sie den Herrn Baron zu meinen Eltern hinauf! Ich hab' — Der junge Mann ist mir und — der Kaiserinmutter zugleich empfohlen worden —! Doch sehr ein hübsches Talent! Ich — Oder nein! Kommen Sie, Herr von Asselyn, ich führe Sie erst selbst auf und dann springe ich halt noch ein bissel in den letzten Akt!" — Nun keuchte Harry die Treppe voran. Das Haus war heller erleuchtet, als das Palais des armen Schuldners der Zickeles, des Grafen Hugo von Salem-Camphausen. Der junge Theaterenthusiast blieb auf der Mitte der Treppe stehen, zog aufs neue die Uhr und schien nun doch die größte Angst zu haben, die Hauptszene seines Günstlings, dem er, wie Herr von Pötzl elegisch-ironisch sagte, seine gewohnte Protektion durch einen stürmischen Applaus zugesagt hatte, zu versäumen. Aber er ermannte sich. Erst klingelte er noch und als er sicher war, daß der öffnende Bediente den Gast direkt aus seiner Hand weitergab und die Anmeldung: „Herr Baron von Asselyn!" nicht mehr redressiert werden konnte, sprang

er von dannen und bat für eine halbe Stunde um Entschuldigung, um im Burgtheater sein gegebenes Mäzenatenwort zu lösen.

„Sehr ein vortrefflicher Mensch und in Wahrheit ein — Kunstkenner!" sagte Herr von Pötzl mit einem immer entschiedener ausbrechenden Kundgeben seiner eigentümlichen Charaktermischung von Malice und Verstellung. Beim Ausziehen der Oberröcke flüsterte er Benno ins Ohr: „Sie werden ja hier in dem Hause, wie ganz Wien weiß, erwartet, wie der Onkel aus Amerika! Geb' der Himmel, daß Ihre Mission an den Herrn Grafen von dem glänzendsten Erfolge gekrönt wird —! Ich bin halt, Pardon, ein wenig eingeweiht —!" — Benno sah die ohne Zweifel nahe Beziehung des nicht wohltuend auf ihn wirkenden Mannes auf seine Schwester. — Unter einer Flut gemütvollster Reden, in denen er alles haarklein erzählte, was sich zum Erstaunen und „wie in einem Roman" seit seinem Betreten des Burgtheaters bis zum gegenwärtigen Augenblick zugetragen hätte, führte ihn „Herr von Pötzl" in Räume, wo nur Herr Markus Zickeles, „der Herr Vater" und die „Frau Mutter" und noch einige ältere Herren und Damen anwesend waren. Sie bildeten Whistpartien, die im vollen Gange waren, so daß trotz der freundlichsten Bewillkommnung die noch nicht zu Ende gespielten Partien ausführlichere Beweise herzlicher Begrüßung unterbrachen. Vater und Mutter verwiesen den „Herrn Baron" auf den jüngsten Sohn des Hauses, der ihm von seiten der Mutter mit den besonders betonten Worten vorgestellt wurde: „Mein Sohn Perzival!" Zum Glück trat Angelika Müller ein. Sie, in gesellschaftlichem Putz und Staat —! Sie, die verblühte ultrakatholische Erzieherin — sonst in einem halben Nonnenkloster wirkend — jetzt hier in einem israelitischen Hause —! Kaum erblickte sie Benno, so stieß sie einen Schreck- und Jubelruf aus, der die alte „Frau von Zickeles" im Spiel zu stören schien. Sie wandte sich und — stumm nur reichte jetzt Angelika Benno die Hand. Sie war es und war es auch nicht. Ein Jahr in Paris und auf Reisen und dienen, dienen müssen — da sprach sie von Armgart schon wie von einer Jugenderinnerung! Ach, aber auch in Armgarts Leben hatte es ja die allerüberraschendsten Veränderungen gegeben. Armgart jetzt in dem ihr sonst so gründlich verhaßten England —! Näheres wußte auch Angelika nicht von ihr. Nur noch durch Püttmeyer war die „treue Seele" im Zusammenhang mit dem Lande der katholischen Patriarchenzeit. An Püttmeyer hielt sie unverbrüchlich fest. Sie hatte für sein System in Paris gewirkt; sie hoffte auch in Wien einige rechtgläubige Spätlinge der Naturphilosophie für die Philosophie der Kegelschnitte gewinnen zu können.

Allmählich ging Frau von Zickeles etwas aus ihrer Stumpfheit heraus. Die Gesellschaftsdame ihrer Tochter schien sich ihr zu sehr in den Vordergrund zu stellen. Zwar spielte die korpulente, fast so breite, wie große Dame noch Whist, unterließ aber nicht, der

sich jetzt mehrenden Gesellschaft einige Aufmerksamkeit zu bezeigen. Nach jeder Karte, die sie ausgespielt hatte, rief sie: „Joseph —!" Das galt dem Bedienten. Oder: „Pepi —!" Das galt dem Hausmädchen. Oder: „Fräulein Müller —!" Die eigentliche Herrin Angelikas war die noch im Theater befindliche Tochter, Frau Bettina Fuld. Rief die Mutter: „Perzival —!" ihrem Jüngsten, so geschah dies im Ton einer ganz besonderen Zärtlichkeit. Sie hatte dem etwas blöde aussehenden Knaben nach einem Lieblingsdrama der Zeit diesen Namen statt seines ursprünglichen „Pinkus" anzunehmen gestattet. Angelika Müller bekam Augenwinke, die da sagen sollten, außer dem Herrn Baron wären auch noch andere Herrschaften in den Zimmern.

So näherte sich denn dem „Herrn Baron" wieder Herr von Pötzl, zog die Dose, offerierte und genoß die Zinsen von dem auf den Fremden bereits verwandten Kapital von Zuvorkommenheit. Er flüsterte ihm mancherlei über den Grafen Hugo zu. Auf Bennos Äußerung, er würde morgen früh dem Grafen Hugo auf Schloß Salem seine Aufwartung machen — den Kampf, ob er Schloß Salem dem Palatinus opfern sollte, hatte er schon zugunsten seiner geschäftlichen Pflicht entschieden — unterließ Herr von Pötzl nicht, die schöne Gegend, den Charakter des Grafen zu rühmen, kleine satirische Seitenhiebe einzuwerfen und diesen wieder eine Fülle von Gemüt folgen zu lassen. „Die Veränderung wird außerordentlich werden," sagte er durcheinander. „Und wahrhaftig! Die Zickeles sind sehr dabei interessiert! Wo nur der Leo bleibt! Leo ist nämlich das Geschäft nächst dem Vater. Ganz Metalliques, abends Wohltätigkeitsschwärmer! Ich vermute, er sitzt in diesem Augenblick Komitee. Das Talent, ein gutes Herz zu haben, Herr Baron, wird in Wien stark kultiviert, aber es ist — eine kostspielige Passion, die sich nur belohnt durch —" Er zeigte auf ein Knopfloch am Rock. „Leo von Zickeles wird deshalb wahrscheinlich auch wohl niemals heiraten. Er sieht sich seine Medaillen, Ehrenpatente, seine gedruckten Tränen der Witwen und Waisen und seine zu erwartenden Orden an und behält sein von tausend Zähren des Dankes emailliertes Herz für sich allein." — „Joseph —!" rief hier die Mutter. „Hat Herr von Asselyn G'frornes?" — Joseph präsentierte. Herr von Pötzl fuhr fort: „Den zweiten Bruder, Herrn Harry, haben Sie ja schon kennen gelernt. Vormittags ist auch er „Metalliques". Aber der Rest des Tages gehört seinem Enthusiasmus für Ruhm und schöne Künste. Sie sehen, daß er sich vierteilen lassen kann, wenn er einem Schauspieler an einer gewissen Stelle einen Applaus versprochen hat. Es ist vorgekommen, daß er einen Maschinisten „auf der Wieden" bestochen hat, an einem Abend eine Störung zu verursachen, nur damit ein anderes Stück herausgebracht werden mußte, als dasjenige war, wo er ein gegebenes Applausversprechen wegen eines anderweitigen Theater- oder Konzert-Engagements nicht halten konnte.

Harry Zickeles führt jede in der Theaterzeitung neu angekündigte Unsterblichkeit, wenn sie nach Wien kommt, in die hiesigen Hallen des Ruhmes ein. Besonders groß ist sein Leidwesen, wenn die bewunderten Namen zwei Gegner sind, die sich einander nicht ausstehen können und er doch für jeden schwärmen muß." „Pepi —!" — rief die Mutter. „Hat der Herr Baron G'frornes?" Pepi präsentierte. Herr von Pötzl flüsterte: „Der dritte Sohn, Perzival, ist, wie Sie an dem träumerischen Jüngling vielleicht schon bemerkt haben werden, ein keimendes Dichtergenie. Erst vor zwei Jahren gab er sich selbst den Vornamen Perzival. Er hat Romanzen geschrieben à la Heine, bloß zur Abwechslung einmal laßt er den Palmenbaum, statt von einer Fichte, von einer „Akazie" geliebt sein. Wissens, von wegen der „Grazie"! Auch hat er einen „Ahasver" unter der Feder, worin die geniale Idee vorkommen soll, daß sich Ahasver nach Wien begibt und im „Stock am Eisen" einen Nagel vom Kreuz Christi einschlägt, gerad' den letzten, der noch hinein'gangen ist, wodurch ihm dann die selige Ruh' zuteil wird — Ich glaube kaum, daß der Junge den Gedanken von sich selbst hat." — „Perzival!" — rief die Mutter. „Hat der Herr Baron G'frornes?" — Perzival fuhr empor wie aus „Morgenrotsträumen", strich sich seine langen schwarzen Haare und machte eine Miene, als hätte ihm eine Geisterstimme gerufen. Allmählich besann er sich auf den irdischen Begriff „G'frornes" und offerierte mit einer Miene weltschmerzlichen Duldens. Herr von Pötzl nahm ihm die Schüssel ab mit der freundlichsten Anrede: „Sie, mein liebster bester Herr Perzival! Ich glaube fast, Sie sind schon wieder einen halben Zoll gewachsen!" Perzival schien die Anerkennung seiner Jugend gern zu hören und lächelte. „Frau Bettina von Fuld — die kennen Sie schon?" fragte dann der maliziöse Mentor, als sie wieder an einem andern Fenster allein standen. — „Dem Namen nach, nicht persönlich —!" — „Oh, sie muß sogleich erscheinen! Mit ihrem Gatten, der etwas ins diplomatische Fach spielen möchte — ein Changeant, das ihm in Homburg und Baden-Baden viel Geld kosten soll! Dann ist noch die jüngere Schwester, die Jenny, da. Die ist noch „im Kärtnertor", wo eine Oper von Bellini gegeben wird. Zu leugnen ist's nicht, sie hat eine famose Stimm'. Aber die Schulung, meint Professor Biancchi — Ja — kennen Sie den Namen," unterbrach sich Herr von Pötzl, der scharf in Bennos Mienen las — „daß Sie so erstaunen? — Es ist derselbe, den Sie heut' im Theater sahen! Der wird freilich nicht Ursach' haben, die Überzeugung von Jennys nicht zu dressierender Stimm' zu bestreiten — denn er „laßt" sich die Stund' mit einem Dukat' zahlen. Ohne Zweifel werden Sie heut noch Gelegenheit bekommen, sich von dem Raffinement eines solchen Italieners zu überzeugen. Kommt er mit, so laßt er sie singen. Ich sage: Er laßt sie! Denn das ist merkwürdig. Die Musikprofessoren haben über ihre Schülerinnen eine Autorität, wie der Abrichter über seine Affen! Wann

der Alte in den Salon tritt, kriegt die Junge regelmäßig einen Ruck, wie die Braut vor ihrem kommenden Bräutigam. Vor keinem Menschen hat das Fräulein Courag', allein zu singen — Steht aber der Italiener dabei und schlagt mit seiner unerschütterlichen Pierrotmask' die Noten um, so geht's: „Perfido! Crudele —!" Man glaubt dann, einen Dolch in ihrer Hand zu sehen." — „Mamsell Müller —!" rief Frau von Zickeles. „Hat der Herr Baron G'frornes?" — Angelika hüpfte zum Whisttisch. Sie war so in Träumereien und süßen Erinnerungen versunken, daß sie nur den Ruf, nicht den Auftrag gehört hatte. Frau von Zickeles zankte, „daß sie nicht gewohnt wär', etwas zweimal zu sagen." Sie verwies die arme Lohndienerin auf die eben Ankommenden.

Angelika flog einer Dame entgegen, die eben mit leuchtenden Augen eintrat. Frau Bettina Fuld kam nicht etwa vom Burgtheater, sondern vom Theater „An der Wien", und lachte noch dermaßen, daß sie davon, des schnellen Ersteigens der Treppe uneingedenk, dem Ersticken nahe geriet. Benno erfreute sich des angenehmen Eindrucks, den er von dem anmutigen jungen Weibchen zum erstenmal empfing. Dagegen war ihm zwar der hinterherkommende Herr Bernhard Fuld von Person bekannt, doch mußte er sich in ihm erst zurechtzufinden suchen; der berühmte Bankier war über und über mit Bart bewachsen. Sein Band der „ehrlichen Legion" fehlte nicht. Benno fühlte Mitleid mit dem Grafen Hugo, zu dessen Leben er hier die Reversseite sah.

Jetzt kam denn auch Harry zurück. Richtig! Er hatte noch dem Laërtes stürmisch applaudieren können, war nebenan in die Loge zur „Resi Kuchelmeister" gegangen und brachte diese mit, wie auch den Professor Biancchi. Außerdem erschien noch eine andere ältere, ebenfalls der ausübenden Musik angehörende Persönlichkeit, Professor Dalschefski, ein Pole. Eben gab es einen Zank, dessen Ursache Benno, den Bruder der alten Carbonari Marco und Napoleone fixierend, nicht sogleich ergründen konnte.

Aber alles das ging bunt durcheinander und noch bunter, als nun auch noch Leo Zickeles aus einer Wohltätigkeitskomiteesitzung nach Hause kam. Die Whistpartieen waren zu Ende, die Spieler standen auf und eine Nebentür wurde geöffnet, wo auf einem Tische, auf den die Hungernden „wie die Wölfe" zufuhren, kompaktere Speisen standen. Resi Kuchelmeister brauchte jenen Ausdruck. Sie freute sich, den Logengast wiederhergestellt zu sehen und begrüßte ihn schon wie einen Bekannten — ihn freilich zugleich etwas scharf und mißtrauisch fixierend.

Der alte Herr von Zickeles trat jetzt vertraulich Benno näher. Nach einigen Ermahnungen, sich einen Teller zu füllen, nahm er ihn beiseite und erörterte die Angelegenheiten des Grafen. „Seine Erlaucht", sagte er, „sind auf dem Schlosse Salem. Die Frau Gräfin Mutter Erlaucht werden stündlich von Schloß Westerhof erwartet. Hat die Komtesse Paula von Dorste-Camphausen in der Tat —

eingewilligt?" — Darüber konnte Benno keine Auskunft geben. — „Ich glaubte, Sie, Herr Baron, brächten vom Herrn Oberprokurator Rück schon die Stipulationes der Agnaten mit." — „Erst soll sie der Graf unterschreiben —" — „Die Schuldenlast ist sehr groß und meine Lage nicht darnach, länger Geduld zu haben. Ich würde Salem und Castellungo subhastieren lassen müssen —" — „Auch Castellungo? Das gehört der Mutter —" — „Schon längst hat sie es für den Herrn Sohn verpfändet! Ohne den Zwischenfall mit Terschka würden wir schon näher am Ziele sein. Die Urkunde — allen Respekt, Herr von Asselyn — ich kenne Ihre Ansichten nicht — aber — eine sehr verdächtige Geschichte —!" Herr von Zickeles wollte sagen: Wer weiß, wer das Schloß angesteckt und dann eine falsche Urkunde produziert hat —! Wenigstens las Benno diese Ansicht in den scharfen Mienen des Handelsherrn, der keineswegs zu scherzen geneigt schien, als er wiederholt auf Terschkas zweideutige Stellung zurückkam. — Benno antwortete: „Terschka ist ja Protestant!" — „Protestant —?" lächelte Herr von Zickeles. „Die Jesuiten lassen ihn auch sein Protestant —!" — Mit einem so auffallenden Streiflicht über Terschkas Flucht und Aufenthalt in London stand Benno eine Weile sich allein überlassen. Die Töchter umschmeichelten den Vater, fielen ihm um den Hals, liebkosten ihn — natürlich, um dabei den fremden Baron, dessen begeisterte Prophetin schon lange Angelika Müller gewesen, näher in Augenschein zu nehmen.

Herr von Zickeles ließ sich Kinn und Wange streicheln, sagte der hinzugekommenen Resi Kuchelmeister viel Artiges, war ganz nur Patriarch und fuhr dann doch wieder, als die Frauen forthüpften, streng fort: „Sie werden es auf Salem öde und einsam finden — Sobald Sie von dort zurück sind, seien Sie den nächsten Mittag bei uns zu Tisch! Und überhaupt, Herr von Asselyn, an jedem Tag finden Sie bei uns Ihr Kuvert! Wenn die Gräfin zuletzt mit der wirklichen Entscheidung eintreffen sollte — —" Herr von Zickeles konnte nicht weiter reden. Auch sein Sohn Leo nicht, der hinzugetreten war, weil er die Erörterung geschäftlicher Dinge merkte. — „Mein Gott, was ist —!" mußten Vater und Sohn zu gleicher Zeit ausrufen. Jenny weinte laut. Professor Biancchi hätte mit Resi Kuchelmeister, schluchzte sie, „eine Verschwörung" gegen sie eingeleitet. Eben jetzt erst hatte sie erfahren, daß Biancchi heute Dalschefskis Platz im Burgtheater benutzt und die Resi begleitet hatte. Sie hatte bisher den Grund, warum Biancchi nicht in Bellinis „Piraten" war, vergebens zu erforschen gesucht. Mehr verstand Benno nicht von den Ursachen des Streits.

Der Vater ging besorgt in das vordere Zimmer. Frau von Zickeles folgte in großer Aufregung. Leo, der älteste Sohn des Hauses, der Wohltätigkeitsschwärmer, ein ruhiger, kaltprüfender Mann, schenkte Benno Wein ein und sagte, ohne sich um den musikalischen Lärm zu kümmern: „Ja, Sie werden den Grafen sehr in Verstim-

mung finden! Aber man kann ihm nur Glück wünschen, daß — das Verhältnis aufhört mit dieser — Angiolina!" — So war das vernichtende Wort gefallen. — „Angiolina?" ergänzte der hinzutretende Harry und löste Leo ab, der von seinem Schwager, dem Diplomaten, zur Beruhigung der zankenden Damen und der weinenden Schwester in Anspruch genommen wurde. „Haben Sie auch schon von Fräulein Pötzl gehört?" fragte er und sah sich schmunzelnd nach Herrn von Pötzl um. „Wie hängt Herr von Pötzl mit dieser — Dame — zusammen —?" fragte Benno in abgebrochener Rede. — „Bei Leibe!" flüsterte Harry und drückte seine kleinen Augen vollends zu. „Nicht zu laut davon! Sie ist Herrn von Pötzls Pflegetochter. Er kennt sie aber seit Jahren nicht mehr, will auch nichts mehr von ihr wissen. Auch zu uns kam sie sonst. Herr von Terschka führte sie auf. Später ging's halt nicht mehr — das Verhältnis mit dem Grafen, der sie als Kind hatte erziehen lassen, wurde zu auffallend — Sie werden schon wissen — Die einzige, die sie noch zuweilen sieht, ist da die Resi. Das ist überhaupt ein guter Kerl! Resis Vater war unser erster Buchhalter und hinterließ ihr ein hübsch Vermögen. Seitdem wohnt sie mit einer Tante und will seit zehn Jahren schon zum Theater. Sie weiß aber nicht, daß das mit ihren fünfundzwanzig Jahren nun zu spät ist. Meine Schwestern sind mit ihr auferzogen. Sagen Sie ihr um's Himmelswillen nicht, daß Sie der Employé sind, der die Heirat des Grafen Hugo mit Gräfin Dorste, der Geisterseherin, arrangieren soll! Sie kratzt Ihnen sonst die Augen aus, so intim war sie noch vor kurzem mit Angiolina, die sonst eine Pracht von einem Mädchen ist. Aber hören Sie, wie die Resi jetzt den Biancchi zurechtstutzt —! Sie müssen nämlich wissen, die Therese' wohnt in einem Hause mit den beiden Musikmeistern, die zusammenwohnen, obschon sie ganz verschiedene Systeme haben. Theresens Lehrer ist der Dalschefski, ein Pole, und der ist für deutsche Musik; unsere Jenny da, die hat den Biancchi zum Lehrer und der ist ein fanatischer Italiener. Der Pole und der Italiener wohnen aber, wie gesagt, in einem Quartier, auf der Kurrentgasse. Und von Haus aus sind's die besten Freunde, im Vertrauen gesagt, wegen der Politik. Aber in der Musik hass'n sie sich. Nun können Sie sich die Eifersucht der beiden Mädchen denken! Unsere Jnny weint eben, weil der Biancchi heute mit der Resi ins Burgtheater „gangen" ist, während sie im Kärtnertor allein saß!" — Welche geringfügigen Leiden! dachte Benno. Mehr konnte Harry nicht mitteilen; alles wurde still, weil die beiden Freundinnen allein das Wort führten. Jenny, nicht so anmutig wie ihre Schwester Bettina, mit schärferer orientalischer Zeichnung, voller, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und behauptete, die ganze Vorstellung des „Piraten" wäre ihr verdorben gewesen durch das vergebliche Warten auf Biancchi! Und dieser Mann wäre inzwischen von der Resi in Beschlag genommen und im Burgtheater gewesen!

Der Pole Dalschefski, ein magerer, schmächtiger Alter mit grauen Haaren, immer halb lächelnden, halb melancholischen Ausdrucks, sprach in gebrochenem Deutsch: „Mein Freund Biancchi — er hat gern sehen wollen — die Loge vom großen Kanzler — wo sind gewesen heute die italienischen Herrschaften aus Rom. Hab' ich ihm gegeben meine Platz —!" — „Unbesonnen genug von Ihnen!" entgegnete ihrerseits die Resi. „Der fremde Herr Baron, der durch Zufall ein Zeuge unserer Leiden gewesen ist, wird es bestätigen können, daß uns der Maestro durch seine gehässigen Bemerkungen die ganze Vorstellung verdorben hat!" Wenn Therese Kuchelmeister laut sprach, so schien das für alle ein Zeichen zu sein, schweigen zu sollen. Angelika Müller raunte Benno, der an dem Italiener immer mehr Interesse nahm, ins Ohr: „Das ist unsre Armgart — ins Wienerische übersetzt! Sie ist natürlich — aber bis zur Grobheit einer Küchenmagd. Hören Sie nur —!" Die gute Angelika schien vorauszusetzen, daß es zwischen Benno und Armgart immer noch wäre, wie einst —!

Unter allgemeinem Lachen sagte Resi, indem sie von ihrem Teller aß: „Überhaupt diese Italiener! Die listige Artigkeit erst, als er in die Loge kam statt des Dalschefski, bis sich dann seine wahre Natur enthüllte —! So ist's auch in unserm Hause! Wann der „Obers" zum Kaffee den beiden Herren zu schlecht ist — und es ist ein Leiden mit der Milch in Wien, nicht wahr, Frau von Zickeles? — so schicken sie zu mir herunter und meine Tante laßt sich regelmäßig bestechen, wann sie gerad' oben eine Sonat' von Beethoven spielen hört. Dann, denkt sie, hat unser guter Dalschefski die Oberhand — das arme gute Lamm das!" Alles lachte. Mit unerschütterlicher Ruhe, einer Mumie gleich, verharrte Biancchi unter dem Gelächter und tat, als ob er überhaupt kein Deutsch verstünde. — „Oh, sie ist schlimm!" sagte Dalschefski zu Benno, der im Antlitz des Professors Ähnlichkeiten mit Napoleone, Marco Biancchi und — Olympien suchte.

Jenny Zickeles stand ihrem Lehrer als einem „willenlosen Opfer fremder Intrigen" bei, brachte ihm von den Speisen und schlug den Flügel auf. Aber der Schwiegersohn des Hauses, der Ritter Fuld, schien vor dem Moment des Singens seiner Schwägerin ein Grauen zu empfinden, retirierte sich und zog Benno auf ein Kanapee ins Nebenzimmer. Seine Gemahlin kam ab und zu. Sie lachte fast zu viel — „ihrer schönen Zähne wegen", hatte Herr von Pötzl schon bei ihrem Eintreten geflüstert. Jenny, ihre Schwester, sang indessen eine majestätische Arie von Caraffa. Biancchi schlug die Noten um.

Benno betrachtete in den Pausen, die ihm Ritter Fuld gewährte, den Italiener. Es mußte jedenfalls der Onkel Olympiens sein. Nur etwas Außerordentliches hatte diesen Feind der deutschen Sprache und Kunst ins Burgtheater ziehen können. Wie hatte er von dem Kinde seiner Schwester Lucrezia gesprochen! War nicht bei ihrem Anblick über seine toten Mienen ein plötzliches wildes Erzittern gekommen?

Die Arie endete selbstverständlich mit großem Applaus. Auch

Resi und Dalschefski klatschten — natürlich um alles Vorhergegangene wieder gut zu machen. Herr von Pötzl war ganz Fanatismo und zog auch Benno in die Wirbel und Strudel seiner Bewunderung, ob er gleich hinterher ihm leise ins Ohr raunte: „Pitoyable!" Dann wieder: „Kolossal!" zu Jenny, die am Piano stand und die Hand ihres geliebten alten Maestro mit einer Zärtlichkeit hielt, als wollte sie sagen: Du mein Licht, meine Sonne, Ursache meines höhern Seins, Erkenner, Bildner meiner unvergleichlichen Stimme —! „Signore parla italiano —?" fragte sie, um dem geliebten Professor das Gespräch zu erleichtern. Benno mußte sich dem Sonderling nähern, dessen Empfindungen vielleicht nur er allein hier verstand. Der aber blieb kalt wie Eis. Benno fragte ihn in seiner Sprache, ob er die Herrschaften, die ihn heute ins Burgtheater gezogen hätten, schon aus Rom kennte? Da blitzte über das gelbe Antlitz ein heller Lichtschein. „Nein, mein Herr!" erwiderte er trocken. „Diese Leute nur einmal gesehen zu haben, ist schon zu viel." — „Lieben Sie so wenig Ihre Landsleute?" — „Diesen Prinzipe Rucca? Haben Sie das schwarze Pflaster gesehen? Der junge Affe hat sich wahrscheinlich den Kopf an einer Fensterscheibe zerstoßen. Nun geht er mit einem Pflaster ins Theater, um Österreich glauben zu machen, die Italiener hätten Mut — diese — Italiener! Es sind die Bastarde unsers Volks!" Benno erzählte die Ursache der Verwundung, nannte die junge Gräfin Maldachini und sah das Auge des Italieners unter seinen schwarzen Brauen immer mehr hin- und herzucken. „Ja mit Bestien muß die spielen —!" sagte er, und fixierte Benno mißtrauisch, als müßte er Anstand nehmen, sich ganz auszusprechen. Dalschefski horchte gleichfalls hin. Beide Männer schienen in ihrem innersten Wesen etwas anderes zu sein, als was sie hier vorstellten. Benno erfuhr auch, daß er Luigi Biancchi, den dritten der römischen Flüchtlinge, vor sich hatte, in deren Familie Hedemann sich hineinheiraten wollte. Jenny war überglücklich, die neue Bekanntschaft des Hauses sofort mit Biancchi so eng verbunden zu sehen.

Als ihr beide der Hitze wegen in ein Nebenzimmer folgen sollten und Benno auf eine Bestätigung des Ursprungs der Gräfin Maldachini gefaßt sein konnte, unterbrach Resi, die gefolgt war, die zur nähern Verständigung einleitende Frage Bennos: „Haben Sie nicht Verwandte, die in Frankfurt am Main und London leben?" mit den deutschen Worten: „Der hat gar keine Verwandte! Der ist in Italien auf einem Holzapfelbaum für sich allein aufgewachsen!" Benno hätte wünschen mögen, die Plaudertasche hätte sich jetzt entfernt gehalten. Er konnte voraussetzen, daß sich Biancchi in tiefster Herzensbewegung befand, so ruhig auch sein Äußeres erschien. Da er auf die erneute Frage nach dem „Bildhauer" Biancchi, wie Benno den Gipsfigurenhändler, und nach dem „Maler", wie er den Restaurator nannte, nur ein Kopfschütteln als Antwort bekam, ließ er Resis Spott gelten.

„Glauben Sie ihm nur ja nicht!" sagte aber diese. „Die Leute, die Sie da nennen, sind sämtlich seine Verwandte! Oder sie mögen nicht weit von seinem Stamm auf die Erde gefallen sein! Dalschefski aber muß ihnen regelmäßig schreiben, daß der Onkel im „Spital" läge und sich von den milden Gaben anderer Menschen selbst sein Leben kümmerlich zu fristen hätte!" — „Ha ragione!" sagte Biancchi ruhig und nahm eine Prise, die ihm sein persönlicher Freund und Stubengenosse, wenn auch musikalischer Gegner und Rival, Dalschefski präsentierte. — „Besuchen Sie ihn nur in der Kurrentgasse, Herr Baron!" fuhr das neckische Mädchen fort. „Ein Haus mit drei Höfen, berühmt durch den heiligen Stanislaus nebenan. Jetzt gehört's der Paramentenhandlung Pelikan u. Tuckmandl. Da werden Sie jeden Mittag um zwölf Uhr, Hof Nr. 3, Tür Nr. 17 rechts, diesen von mildtätigen Gaben lebenden italienischen Bettler über einer Pastete von Rebhühnern und dergleichen und dem besten Weine Deutschlands finden, eines Landes, das er so gründlich verachtet! Unsere Musik schlecht zu machen, hat ihm in diesem charakterlosen Wien ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden eingebracht. Nachts fürchtet er freilich zur Strafe die deutschen Diebe — und darin hat er recht, es wird in Wien fürchterlich gestohlen — Frau von Zickeles! In der Josephsstadt ist schon wieder eingebrochen worden! — Dann ruft er in seiner Angst dem Dalschefski und wenn dieser edle Pole, der trotz der drei Teilungen Polens die deutsche Musik ehrt, es vorzieht, um zwölf Uhr nachts zu schlafen, so weckt ihn dieser grausame Tyrann, macht Licht und schmeichelt ihn aus dem Bett heraus mit dem Zugeständnis, daß Mozart allenfalls ein Italiener gewesen sein könnte! Übrigens kennen wir seine Verwandten alle. Frau Giuseppina Biancchi zieht in Castellungo die besten Seidenwürmer. Graf Salem-Camphausen hat sich's eine Untersuchung kosten lassen, als er der Angiolina Stunden gab und ihn einmal Terschka um seine Verwandten zur Rede stellte. Auch da war er völlig unwissend über sie." — Mit größter Ruhe entgegnete der Maestro auf diese Benno tief ergreifenden Einzelheiten: „Es ist ja bekannt, daß dieser Herr Graf von Salem seine Finanzen durch nichts als dumme Streiche ruiniert hat." Da man lachte, so brach Resi in ein parodierendes: Perfido —! crrudele —! im Ton der italienischen Oper aus, sprang zum Klavier, variierte noch eine Zeitlang heftige Verwünschungen gegen Biancchi, ging dann aber, wie über die Erwähnung Angiolinens und die ihr ohne Zweifel kundgewordene Mission des fremden jungen Rechtsgelehrten von Rührung ergriffen, in andere Melodien über. Zuletzt sang sie mit erschütterndem Ausdruck Schuberts „Wanderer". Herr von Pötzl spendete „frenetischen" Beifall und kein vertrauliches: Pitoyablement! folgte.

Zuletzt gab man Benno für seinen Wiener Aufenthalt allerlei gute Ratschläge. Bernhard Fuld warnte vor den „Fiakern" — Herr von Pötzl, ihm leise ins Ohr raunend, vor den „Spitzln" — Frau

Bettina Fuld mit einer leisen Anspielung auf Terschka, über den sie mit ihm einiges (staunend und lächelnd — sie lächelte zu Glück und Unglück), gesprochen hatte, vor den „Böhmen" — Harry vor den immer nur sehr schlechten Eckplätzen in den Theatern — ja selbst Perzival, den der Schlaf übermannte, taute noch einmal auf und äußerte sich praktisch über das Institut der „Hausmeister", das zwar Trinkgelder bedinge, aber den Besitz eines Hausschlüssels überflüssig mache. Resi sagte: „Die Hauptsache, Herr Baron, bleibt immer, daß Sie sich nicht bestehlen lassen! Denn in Wien stiehlt alles! Nicht bloß die Raizen und die Rastelbinder — das sind noch die ehrlichsten von allen! Die Raizen stehlen, weil sie's brauchen. Die Italiener, weil sie die Ehrlichkeit für einen Mangel an Verstand halten. Die Böhmen, weil sie wißbegierig sind — die Raben entschuldigen sich ebenso. Die Polen — lieber Dalschefski, nehmen Sie mir's nicht übel! — die stehlen auch, sie haben das Bedürfnis, die Liebe ihrer Herrschaft in Prügeln bewiesen zu bekommen. Alle diese Motive zum Stehlen lassen sich noch hören. Aber die schlechteste Nation — Professor Biancchi, jetzt sind wir einig! — sind in diesem Punkt die Deutschen! Die stehlen aus einem ganz gemeinen Grunde, der gar kein anderer ist, als dasjenige, was andern gehört, gern selbst besitzen zu wollen! Ich sage das in voller Überzeugung und nicht bloß deswegen, weil der arme Biancchi sich über das Schubertsche Lied schon wieder ganz gelb geärgert hat und morgen am End' hier die Stund' absagen läßt."

In solche und ähnliche lustige Reden hinein wurden schon die Mäntel, die Schals, die Hüte verabreicht und genommen. Phantastisch aufgeputzt wurde Biancchi von Jenny und Dalschefski von der Resi. Große Schals hüteten die geliebten Maestri vor „Verkühlungen". Ein charakteristischer Zug aller gebornen Wiener war, daß sie einstimmig das Klima ihrer herrlichen Stadt verwünschten. Frau von Zickeles entwickelte sich jetzt erst in einer längern Rede. Angelika Müller seufzte auf wie eine Märtyrerin und flüsterte Benno zu, als stünde sie an der Maximinuskapelle: „Ich hoffe auf eine stille Stunde —!" Harry Zickeles ließ es sich nicht nehmen, Benno noch nach Hause zu begleiten. Dieser erhielt, als Harry seinen Halsschal vergessen hatte und ihn „holen ging", von Herrn von Pötzl noch die Charakteristik: „Herr Harry ist in Wien der ‚Führer' par excellence. Wo wäre ein neu angekommener Name, den er nicht des Morgens auf den Graben spazieren geführt und des Abends nach Hause begleitet hätte! Leo hat seine Wohltätigkeitsdiplome, Perzival seinen ‚Ahasver', der Harry wird Ihnen sein ‚Album' zeigen. Dieses sechs Pfund schwere Buch folgt ihm nach Mailand, Paris und London. Was nur Namen hat in der wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Welt, hat mehr oder weniger hineingeschrieben: ‚Hommage à mon ami Zickeles!' Harry ist der einzige Mensch, dem sich Meyerbeer, Thalberg, Liszt und andere Genien im

Nachtkamisol und in Unterbeinkleidern zeigen dürfen. ‚Genieren's Ihnen nicht, Meyerbeer, ziehen Sie sich ruhig an, ich rauche indessen eine Zigarr'!'" — Jetzt aber war Harry zurückgekehrt und auf die schärfste Satire folgte der gemütvollste Händedruck erst an Harry, dann an Benno. Und als sich Herr von Pötzl empfohlen hatte, der nun plötzlich in der Josephstadt wohnte, während ihn so lange, als er noch nicht über Benno im reinen war, sein Weg auch über die Mölkerbastei und auf die Freyung geführt hatte, lautete Harrys Kritik über ihn, indem er Bennos Arm wie den eines alten Bekannten ergriffen hatte: „Herr von Pötzl ist ein rangierter Mann — ein Witwer — ohne Kinder —! Die Angiolina war seine Pflegetochter — Graf Salem hatte sie auf seine Kosten von ihm erziehen und auf ihn benennen lassen — Sonst ist er — ein verdorbener Architekt. Er hatte das Geschäft gepachtet, im Prater die Buden aufschlagen zu dürfen. Dann baute er Häuser oder lieh an andere, die bauten. Das hat ihn in die Höh' gebracht. Als seine Frau starb, verließ ihn die Angiolina. Ihm war's ganz recht, denn er hat einen Nagel im Kopf und hieße gar zu gern der ‚Edle von Krapfingen', was eine Besitzung ist, die ihm gehört. Die Leute sagen aber — doch unter uns! — hier an dem Gebäude (Harry zeigte auf ein düsteres, Benno schon bekanntes Haus — die Polizei) kennt der Mann alle Hinter- und Seitentüren. Nehmens sich vor ihm in acht! Allerhand Spitzl'n hat's in Wien! Bezahlte und unbezahlte. Wenn Sie mittags in der kleinsten Garküche speisen, weiß man abends in dem Hause hier schon, ob beim Zahlen Ihre Börse gefüllt war oder nicht." An dem stillen Priesterhause, Bennos Wohnung, mußten die lehrreichen Aufklärungen ein Ende nehmen. Benno nahm Abschied. Er mußte versprechen, falls er morgen zeitig genug von Schloß Salem zurückkehren sollte noch den Abend vorzusprechen, sonst aber jeden freien Augenblick in dem unterhaltenden, gastfreien Hause zuzubringen.

6. Geliebt oder tot.

Als beim Frühstück Benno dem guten Chorherrn seine gestrigen Abenteuer erzählt hatte, deutete er an, daß ihm durch alles, was er hier in Wien und überhaupt in Österreich sähe und hörte, ein eigentümlicher Ton der Trauer mitten durch die Freude zu gehen schiene, eine Verstimmung, ein auffallender Mangel an Selbstvertrauen und Vertrauen auch zu andern, bald eine exzentrische Hingebung, bald ein geheimer Krieg aller gegen alle, kurz eine völlig atomistische Zerbröckelung des herrlichen großen Ganzen. — „Das bricht mir ja eben das Herz!" fiel nach aufmerksamem Zuhören sein edler Wirt ein. „Sie erkennen also doch schon, daß unser Phäakenrenommee, unser Vergnügungstaumel Aschermittwochsstimmungen zurückläßt? Ja, aus all dieser Lustigkeit hört man heraus: Wien ist krank! Aber, mein junger Freund, ganz Österreich ist es! Der in meinem Volk

tief begründete Wahrheitstrieb findet keine Befriedigung. So verwandelt er sich in Mißtrauen, kühle Prüfung, manchmal leidenschaftlich hervorbrechende Begeisterung und wieder ebenso rasch kommende Ironisierung seiner selbst. Solches Treiben und Gehenlassen macht den einen schlecht, den andern melancholisch. Was soll daraus werden! Die Masse ist gut, gemütvoll, gerechtigkeitsliebend, aber von beängstigender Unbildung und Maßlosigkeit. Die Vorstädte sind regiert wie von den Anschauungen der alten Frauen, die an den Straßenecken die Gemüse verkaufen. Ein Schrecken vor Kometen, vor den möglicherweise alle Tage wiederkehrenden Türken, vor dem allerdings gerechtfertigteren Staatsbankrott ist die feststehende Stimmung des allgemeinen Volksgeistes. Dazu in der Masse die Verdummung durch die Pfafferei. Und diese ist von obenher geliebt und befördert. Nun dieser Drang nach Öffentlichkeit, nach Auszeichnung! In den Polen, Ungarn, Böhmen, Italienern, namentlich aber in der lebendigsten aller Nationen, im toten Judenvolke lebt der Geist der Neuerung. Der Staatskanzler ist durch seine bigotten Frauen ebenfalls Pfaffenknecht. Man hört nur noch die Ratschläge aus dem Al Gesù in Rom. Und dem allen stimmt die öffentlich geheuchelte Loyalität gleichsam bei — aber — im tiefsten Grunde — ist's nichts als Lüge —! Mein herrliches Österreich geht an der Lüge zugrunde!" Die mageren Hände des Greises zitterten, ja sie krümmten sich. Sein Auge blickte umflort. Er mußte im Zimmer auf und ab schreiten, bis sich sein Blut beruhigte.

Ein Hausdiener brachte einen Brief, den gestern abend unten in seiner Wohnung ein fremder Herr bei ihm geschrieben, versiegelt und an Herrn von Asselyn adressiert hatte. Er war von Schnuphase. „Hochwohldieselben" schrieb der in Floribus schwebende Stadtrat, „nicht zu Hause getroffen zu haben, beklage schmerzlich, bitte inständigst, jedoch Hochdero ergebensten Diener in dieser großen Stadt, nicht verlassen zu wollen sondern, ihm hilfeflehend die Ehre zu geben für übermorgen anberaumter Hoher Audienz bei seiner Durchlauchtigsten Staatskanzler Hochdero ergebensten Diener begleiten zu wollen, da meine Angst vor den vorhabenden Mitteilungen alles, übersteigt was in solcher Lage jemals, empfunden zu haben entsinnen kann. Hochdero gehorsamst Schnuphase, Stadtrat. Adresse: Pelikan & Tuckmandl, Kurrentgasse. In Eile." Benno, dem die Zumutung, Schnuphase sekundieren zu sollen, wenig schmeichelhaft war, zerriß den Brief, warf ihn in einen Papierkorb und schwieg von dem Inhalt auch dem Chorherrn. Feierlich zündete letzterer eine Kerze an und sagte: „Briefe, die man nicht aufbewahren will, muß man bei uns verbrennen!"

Der vortreffliche Mann, der ihm den „Roman mit der Nichte eines Kardinals" gönnte, riet, das „Rendezvous" nicht zu versäumen. „Geben Sie wenigstens eine Karte bei der kleinen Hexe ab! Oder doch bei dem Opfer des Elefantenrüssels, dem Prinzipe! Wenn Sie

nach Rom wollen, sind solche Konnexionen unschätzbar! Und Sie sprechen ein so ausgezeichnetes Italienisch!" So schrieb denn Benno auf eine Visitenkarte: „— bedauert, für heute verhindert zu sein, sich persönlich nach dem Befinden Sr. Hoheit zu erkundigen".

Benno übergab aus dem Wagen dem Portier seine Karte. Seine Hand zuckte, als aus dem kleinen Einspänner, den er für Schloß Salem gemietet hatte, der Mohr im Palatinus seine Karte abnahm. Auch deine Mutter wird diese Karte in die Hand nehmen und einen Namen lesen, der ihr vielleicht aus den Tagen, wo sie so schändlich betrogen wurde, erinnerlich ist —!

Das Rößlein schwenkte. Munter sprang es dahin in eine ruhigere Seitenstraße. In der Nähe eines seltsam gebauten Hauses, dessen Fenster den Schießscharten von Kasematten glichen und die, wie der Kutscher erläuterte, einem Franziskanerkloster angehörten, lag ein altes Haus, am Portal mit dem Bilde eines Heiligen und einer ewigen Lampe. Er fragte nach der Kurrentgasse. Diese lag in einem andern Teile der Stadt. Wie wert war ihm die Erinnerung an die freimütige, herzige Therese Kuchelmeister! Sie die Freundin seiner verlorenen Schwester —! Gräber! Gräber —! rief es in seinem Innern. Warum öffnest du sie! Fliehe sie doch! Noch ist es Zeit! rief es auch hier um ihn her. Sein Wägelchen rollte von dannen. Durch ein kleines Tor auf das Glacis gekommen, fuhr er am Kloster der Hospitaliterinnen vorüber, wo Schwester Scholastica, die geborene Tüngel-Heide, als Äbtissin wirkte und schon von ihm hätte einen Besuch empfangen haben sollen. Er widmete ihr einstweilen seine Sehnsuchtsgedanken an die ferne „verlorne" Armgart. Und immer einsamer und einsamer wurden die Straßen. Zuletzt gab es nur noch alleingelegene Häuser mit Gärten und Feldern, Fabrikgebäude mit hohen rauchenden Schornsteinen. Endlich war die Landstraße erreicht und der Vollgenuß gewährt einer ungehindert eingeatmeten kräftigenden Herbstluft. Benno saß im warmen Oberrock bei offenem Verdeck.

Der Wagen bog von der Hauptlandstraße ab. Kleine Ortschaften, wo gerade Markt gehalten wurde, boten den buntesten Anblick. Der Himmel blieb sonnig und dunkelblau; nur an den Rändern des Horizonts, den die sanften Bergeshöhen abgrenzten, schimmerten die bunten Irisfarben des Herbstes, rosa, gelb, violett. Wohl sah der Lenker des kleinen Gefährtes Bennos Wohlgefallen an einer so schönen Umgebung. Er riet ihm deshalb, zuweilen zu Fuß einen kürzeren Weg durch eine Waldpartie zu nehmen, während er selbst die sich windende Landstraße fahren mußte. Freilich ließ sich durch die Eichen- und Buchenhaine nicht gut vor dem schon gefallenen Laube hindurchkommen. Nur die grünen Tannenbestände ließen den Rat befolgen. An manchen Durchblicken sah Benno weißschimmernde Klöster und Schlösser. Fernsichten boten sich, bald zu einem schroffen Aufgang zu höhern Felsgesteinen, bald zur weiten,

vom Pflug wieder neugeackerten, dunkelschwarzen Ebene. Armgart — Bonaventura — Paula — Angiolina — die Mutter — selbst Olympia schritten im Geist immer mit ihm dahin.

Endlich wurden die Aussichten begrenzter. Die Hügelreihen zogen sich enger zusammen. Der Kutscher deutete auf den Ausgang eines waldbewachsenen Grundes als den Anfang des zum Schloß Salem gehörenden Parks. Nach einer längern Fahrt zwischen rings sich türmenden efeu- und moosbewachsenen, von kleinen behenden Kaskaden überrieselten Felsen sah man sich den Weg öffnen. An der Abdachung der sich in eine neue große Ebene niedersenkenden Berglehne lag eine hellschimmernde, in neuerm Geschmack angelegte Besitzung, der man von fern noch nicht anmerkte, wie sie aus einem alten Renaissanceschloß entstanden war. Alte Türme waren im englischen Kastellstil neu ergänzt. Balkone, Erker, gewölbte, mit Efeu und wildem Wein umzogene Fenster ließen sich schon aus der Ferne erkennen. Eine Altane bot ohne Zweifel einen Blick weit hinaus bis zur Donau. Offene Galerien, gewiß im Sommer mit Blumen besetzt, zogen sich um die Ecktürme hin. Jetzt bekam alles ein gepflegteres Ansehen. Die Straße verlor sich unmerklich in einen Park mit kleinen Pavillons, Tempelchen, Ruhebänken neben stürzenden Gewässern; da und dort zeigte sich dann wieder eine freie, noch smaragdgrüne Waldstelle, wo man die Belebung durch einen gehegten Wildstand hätte suchen mögen.

Schon fuhr der kleine Wagen in den gekieselten Gleisen der Parkwege. Die Fußwege nebenan waren sauber geharkt. Sie schlängelten sich terrassenhaft niederwärts bis zum Schlosse, das sich bei größerer Annäherung immer stattlicher entfaltete und nun auch seine Nebengebäude, einen großen geräumigen Hof zeigte, den ein eisernes Gitter und in dessen Mitte ein hohes, mit dem Camphausenschen Wappen geschmücktes Portal abtrennte vom Park, während die Fahrgeleise vorüber am Portal weitergingen und auf einer andern Seite auf die allgemeine Landstraße wieder zurückzuführen schienen.

So in der Nähe nun zu sein von all dem seither erzählten, vorgestellten, gefürchteten Leben einer fremden hochwichtigen Existenz, mit allen eigenbedingten Lagen derselben, den eigengeschaffenen und wieder für andere maßgebend gewordenen Zuständen — gewährte schon an sich eine ergreifende Stimmung. Wieviel mehr aber noch das Gefühl: Hier weilt dir eine verlorne, sittlich verkommene, schöne Schwester, die du nie gesehen hast, ohne Zweifel auch niemals anerkennen wirst! Hat aber auch Terschka wirklich Wort gehalten und über die Ergebnisse seiner Entlarvung geschwiegen? Unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an den Park des unheimlichen, ihm wie das böse Prinzip erscheinenden Vaters auf Schloß Neuhof. Dann raffte er sich auf. Durch die laubbosen Bäume hindurch suchte er ein abgesondertes Gebäude, Kasino genannt, wo seine Schwester für sich allein wohnen sollte.

Im grasbewachsenen, gepflasterten Schloßhof war es, wie noch zur Mehrung seiner märchenhaft träumerischen Stimmung, ganz menschenleer. Nur ein einziges Roß stand gesattelt an einen eisernen Kandelaber gebunden. Vier solcher eisernen Ständer schmückten eine Rampe vor der Front, eine große Auffahrt. Die Tür eines Seitengebäudes schien zu den Ställen zu führen. Sie stand offen. Endlich erschien in sorgloser Haltung ein Reitknecht. Die Ankunft eines Einspänners schien ihn nicht zu stören.

Inzwischen war Benno dicht bis an die Rampe gefahren. Jetzt erst bemerkte er, daß der Sattel des Pferdes ein Damensattel war. Ohne Zweifel war also das Tier für seine Schwester bestimmt. Nun mit dem beklommensten Herzen und jeden Augenblick gewärtig, ihr als Bote ihres Sturzes oder wenigstens ihrer künftigen äußerlichen Verleugnung begegnen zu müssen, sah er dem Reitknecht zu, der den Sattel fester schnürte und, während der Kutscher langsam sein Roß ausschirrte, auf einen Diener deutete, der mit eilendem Schritt aus der hohen, von der Rampe zum Schloß führenden Glastür heraustrat. Der Mann schien schon zu ahnen, wer der Angekommene war, entschuldigte den Grafen, der noch eine Abhaltung hatte, nahm mit freundlicher Geschäftigkeit das große Portefeuille Bennos entgegen und lud den Gast ein, sich's so lange in einem bereit gehaltenen Zimmer bequem zu machen.

Doch all diese Worte hörte Benno kaum. Denn schon als der Diener herbeisprang, lüftete sich an einem der hohen Fenster des obern Stocks, hinter den blutroten wilden Weinblättern, die noch nicht von ihrer üppigen Ausbreitung niedergefallen waren, eine weiße Gardine und ein Frauenkopf sah heraus. Nur einen Moment, sogleich fiel die Gardine wieder zu. Es war ein Kopf, ähnlich den Zügen Lucindens und — ihm selbst, nur jugendlicher und von einem Ausdruck der äußersten Angst entstellt — Benno konnte annehmen, der Graf befand sich in einem aufgeregten Tete-a-tete, das ihn selbst betraf.

Es liegt ein eigener Reiz in dem Betreten eines zum ganzen und vollen Ausleben eines fremden Ichs bestimmten Zimmers. Der Graf hatte offenbar sein Ausbleiben dadurch mildern wollen, daß er Benno in die Räume führen ließ, die er selbst bewohnte. Der Duft der besten Zigarren durchzog sie, der eben erst zerfließende Rest blauer Wölkchen. In der Mitte des Zimmers lag auf einem großen runden, zierlich ausgelegten Nußbaumtisch eine Auswahl von bunten türkischen und ungarischen Pfeifen. Zigarrenkisten aus der Havanna waren in reicher Anzahl aufgeschichtet. Gelber türkischer Tabak lag in einer antiken Schale von Metall. Das sich dem mittelalterlichen Geschmack nähernde Zimmer war hochgewölbt. An den Wänden hingen türkische Waffen, Roßschweife sogar, Gemshörner, Alpenhüte, geschmückt mit Gemsbärten. Dunkelbraune Schränke, gotisch geformt, standen teilweise offen und zeigten goldenen

und silbernen Militärschmuck, Säbel, Pistolen, Jagdflinten. An den Fenstern waren Glasmalereien angebracht; der Fußboden, parkettiert in schönen symmetrischen Formen, war vor dem Schreibtisch mit einer großen Tigerdecke belegt. Neben dem modernen gußeisernen Ofen stand ein vollständiger Ritterharnisch von blankpoliertem Stahl. Auf einer Etagere, die an der Wand hing, blinkten Trinkkannen, Krüge mit eingebrannten Sinnsprüchen, Becher aus Horn mit silbernen Griffen. Der Schreibtisch stand frei und bedeckt mit bunterlei Nippsachen. Federn, noch glänzend von frischgetrockneter Tinte, lagen auf grünem, über den Tisch gespanntem Tuche. In einem dunkeln Winkel, zu Fuß eines Porträts, das einen General und ohne Zweifel den durch einen Sturz vom Pferde verunglückten Vater des Grafen darstellte, standen Hellebarden, Streitkolben, Morgensterne. Ein Schrank enthielt eine Bibliothek von schöngebundenen Büchern, militärischen und landwirtschaftlichen Inhalts. Eine altmodische Wanduhr mit hörbarem Pendelschlag erschien wie der Pulsschlag des stillen und doch in sich so lebendigen Zimmers.

Hier also hatte Terschka gewaltet! Hier Angiolina! Bennos Blick fiel auf eine Konsole zwischen den beiden Fenstern, wo im Dunkeln eine Alpenzither lag und auf dieser — ein weiblicher Strohhut.

Schon eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da erst kam der Kammerdiener zurück und entschuldigte den Grafen noch immer. Er wäre im Schlosse, aber durch eine dringende Verhandlung verhindert. Aufs inständigste bäte er den Herrn Baron ihm wegen seines Ausbleibens nicht zu zürnen. Benno sah aus den Zügen des Alten, welche Probe sein Herr zu bestehen hatte. Er las aus ihnen einen Kampf der Liebe und Leidenschaft, eine Szene der Verzweiflung und Drohung. Da Benno eine Erfrischung zu nehmen ablehnte, wollte der Diener wenigstens zu seiner Unterhaltung zurückbleiben. Er nannte ihm die Klöster, Kirchen, Dörfer, beschrieb den Lauf der Donau, die wie ein Flechtwerk silberner Bänder in dem fast überall neugepflügten dunkelschwarzen Erdreich glänzte. Dabei suchte er langsam den Strohhut von der Zither wegzunehmen, um ihn zu verstecken, schien sich aber zu überlegen, ob sein Manöver nicht gerade erst recht darauf aufmerksam machte. Als er ihn wieder auf die Saiten zurücklegte, klangen diese — wie Geisterakkorde. Benno hörte die Strophe aus einem Gedicht Bonaventuras:

Laß mich weinen, laß mich klagen!
Frage nicht, warum ich's muß!
Steigt nicht nach der Götter Schluß
Seit des Lebens ersten Tagen
Leben nur aus Sarkophagen?

Plötzlich horchte der Diener auf. Er schien etwas vernommen zu haben, was Benno entgangen. Eilends begab er sich in die offenen Vorzimmer, zog jedoch die vorher von ihm offen gelassenen

Türen sorgsam hinter sich zu. Jetzt hörte Benno Türen schlagen. Es war ihm, als müßte Angiolina hereingestürmt kommen und ihren Hut holen, dessen schwarzsammt'ne Bänder er durch seine Finger gleiten ließ. Ein Gedanke durchzuckte ihn. Wen ergreift nicht manchmal eine heroische Stimmung, wo eine Tat hervortreten möchte, im Urrecht des Genius begründet, alle Schranken der Rücksicht durchbrechend, mutig verheißend, daß sie sich, weder die Weltseele noch das harmonische Ganze störend, mit dem Hergebrachten wieder würde zu vermitteln wissen —! Er dachte sich: Wenn er nun die Unglückliche mit dem Schwesternamen begrüßte? Ihr seinen Beistand anböte, statt Kampf? Schon war es ihm — wie jemand, der zu dicht an einen ungeahnten Abgrund geraten und statt jählings hinunterzustürzen, lieber selbst mit mutigem Entschluß den furchtbaren Sprung wagt. Jetzt vernahm er vom Garten her den Hufschlag eines Rosses, hörte im regen- und nebelfeuchten Kiese gleichmäßig galoppieren. Es war das Roß, das vorhin im Schloßhofe stand. Es trug jetzt eine Reiterin. Hoch saß sie im Sattel und im dunkelwallenden Kleide. Als sie an der Front der Schloßfenster vorüber mußte, schien sie sich aus dem Sattel erheben zu wollen. Aber sie sank zurück. Ein Hut mit blauem Schleier fiel ihr in den Nacken. Da sah Benno, atemlos lauschend, einen schönen Kopf, totenbleich, mit dunkelschwarzem Haar, lichtverklärt sich abzeichnend vom durchsichtigen Äther. Das Roß war wie im Fluge. Die linke Hand der Reiterin hielt die Zügel, die rechte riß den Hut vom Haupte. Nun vollends ragte die Gestalt empor, schlank und luftig schwebend. Ihre Hüfte war zum Umspannen. Benno suchte nur ihr Auge, das sie zuzudrücken schien. Es war, als wollte sie nichts mehr von der Welt erkennen. Immer weiter schlängelten sich die Windungen des Weges. Das Roß schwenkte bald links, bald rechts nach niederwärts. Dann verlor sie sich hinter den Büschen und erst jetzt kam der Reitknecht und nach diesem eine neue Belebung der Szene. Wieder Reiter, wieder eine Dame! Eine Kavalkade von mehreren Herren — und unter ihnen eine Dame — Olympia! Phantastischer Karnevalsanblick! Dieselben Begleiter wie gestern. Olympia, über und über in hellblauem Sammet, mit Verzierungen von gelber Seide — ein schwarzer Chapeau-Mousquetaire, im grellsten Geschmack des Südens mit Goldtressen geschmückt — Ganz Wien wird gelacht haben. Sie grüßte mit der Reitgerte. Sollte sie Bennos Wohnung erforscht, seinen Ausflug erkundschaftet haben und ihm gefolgt sein? Die Erscheinung, daß fremde Herrschaften zu Roß oder Wagen die Durchfahrt durch den Park und an Schloß Salem vorüber benutzten, schien eine häufig vorkommende zu sein. Der Diener wenigstens achtete nicht darauf. Auch nicht Graf Hugo, der schon im Vorzimmer eine Entschuldigung für sein langes Ausbleiben sprach: „Ich bitte tausendmal — Willkommen, willkommen — Setzen Sie sich! Nun gehöre ich Ihnen ganz! Eine Zigarre! Wie? Ich freue mich unendlich —!"

Graf Hugo war eine männliche Erscheinung. Hochgewachsen, wie seine Mutter Erdmuthe. Das Haar braun, lockig; hier und da an der Stirn und den Schläfen schon etwas dünn; dafür trugen Lippen und Kinn desto voller den Bart. Die Augen waren blau. Der sich fast zu lebhaft Einführende trug ein militärisches, weißes Hauskollet mit einer leichten Paspelierung von Rosaschnüren an der Brust, an den Achseln und Ärmeln, lange, enganliegende blaue Beinkleider, unten mit einem Besatz von glänzend lackiertem schwarzen Leder, das gegen die Hausstiefel mit bunter russischer Lederstickerei grell abstach. In der überlauten wienerischen Sprechweise entschuldigte er sich, daß ihn Geschäfte abgehalten hätten, früher zu kommen — sich auch in vollständigere Toilette zu werfen. Alles das kam, als hätte er eben nur eine Abhaltung gehabt in seinen Ställen oder sonst bei einem Lieblingsgeschäft, das abgewartet sein wollte. Aber der Übergang zum Rauchen, das Nötigen auf ein dunkel gestelltes, ganz in der Ecke hinter dem Schreibtisch befindliches Kanapee, alles das war doch so leicht, so im Ton der harmlosesten Zuvorkommenheit, daß Benno seine Phantasiekombinationen überwand und begann: „Herr Graf, da ich die Ehre habe — Frau Gräfin Mutter zu kennen und — den Bewohnern von Schloß Westerhof durch lange Jahre nahe stehe, so habe ich gern — bei Veranlassung einer Reise nach dem Süden die Aufträge übernommen, die mir — Dominikus Rück erteilt hat. Ich soll Ihnen — vorlegen, was die Agnaten der Dorstes, die Landschaft, die Witoborner Kurie zuvor gesichert zu haben wünschen, ehe die Vermählung zwischen Ihnen und — Komtesse Paula zustande kommt — falls — sie überhaupt zustande kommt. Hierüber haben Sie ohne Zweifel Mitteilungen von Gräfin Paulas Umgebungen selbst." — „Kein Wort habe ich —!" sagte der Graf. „Keine Zeile! Aber die Mutter kommt ja in diesen Tagen zurück — Ja, ja, sie kann schon heute in Wien eintreffen — Da werden wir ja — alles Nähere hören!" — „Ich zweifle nicht, daß Frau Gräfin Mutter die Nachricht von Komtesse Paulas Einwilligung bringen wird — Ich wünsche Ihnen Glück zur Verbindung mit einem der edelsten Wesen der Welt!" — Graf Hugo schwieg. Die Zigarre, die nicht brennen wollte, fortlegend, sagte er: „Komtesse Paula —! Wahrlich, sie bringt mir ein großes Opfer —!"

Benno sah, wie sich die hochgewölbte, männlichstarke Brust hob und senkte. Eine Pause war eingetreten. Tiefer Ernst umwölkte die Augen des schönen jugendlichen Mannes. Dann schlug er die Beine übereinander, rückte auf dem Sofa in eine andre Position und suchte auf den heiteren Ton zurückzukehren. „Man sollte eigentlich nicht großmütig sein! Es war seit Jahrzehnten in unserer Familie die stehende und in Briefen, ja gerichtlichen Erklärungen, sogar in testamentarischen Verfügungen meines Vaters ausgesprochene Redensart: Allerdings, wenn sich die Urkunde fände —! Nun hat sie sich gefunden und alle unsere großherzigen Bravaden werden beim

Wort genommen. Ich könnte prozessieren, die Urkunde anzweifeln, die Verbindlichkeit, Katholik zu sein, als — verzeihen Sie mir, niederträchtig gefälscht leugnen! Aber schon das würde genügen, daß Ihr Staat bei Testamenten keine Religionsverbindlichkeiten anerkennt. Selbst einem Gegner, wie Rück gegenüber, müßte ich gewinnen, falls das Zucht —" — rasch verbesserte sich der Graf: „falls ich Geduld hätte, zehn Jahre zu warten —! Diese Zustände einer Prozeßführung sind aber nicht zu ertragen! Gewiß, gewiß! Die Leute sagen, die Urkunde wäre ein Extrastück meines Terschka und befohlen aus Rom. Ich glaubte es anfangs auch, jetzt aber nicht mehr. Der arme Schelm hat uns betrügen müssen, das ist wahr! Aber in dem Punkt jener Schurkerei — Pardon — ist er unschuldig. Meine Mutter hat ernste Szenen mit ihm gehabt. Ich will hoffen, daß ihm England den ‚neuen Menschen' anzieht, der, wie Sie wissen, zur geistlichen Garderobe meiner guten Mutter gehört. Gott im Himmel! Der Eifer, die Bemühung der Armen rühren mich —! Ich will ja alles tun, was der Mama auf ihre alten Tage Beruhigung gewährt."

Benno breitete seine Papiere aus und horchte den Worten, die im Sinne, nicht im Tone herzlos klangen. Er horchte um Terschkas willen, dem das Zugeständnis der Verschwiegenheit und einer in der Tat geübten Diskretion machen zu müssen ihn schmerzte. Er horchte um Rück und die nähern Umstände des Brandes und des Archivfundes, welche aufzuhellen nur die Rücksicht auf die Angehörigen der jenseitigen Linie, vor allem auf Paula und ihre nächsten Umgebungen verbot.

„Meine Religion ist in diesem Lande schwierig gestellt!" fuhr der Graf, in den Papieren blätternd, fort. „Ich fürchte, Gräfin Paula wird in diesem Punkt bei mir am meisten Anstoß nehmen! Zumal bei ihrer übergeistigten Richtung. Ich hoffe, Ihre Papiere enthalten nichts von einer Bedingung, mir erst durch eine Konversion die Gemeinschaft — auch des Himmels mit ihr sichern zu sollen?" Benno bestätigte diese Voraussetzung und berichtete, daß die Vorbehalte lediglich auf Besitzfragen gingen. Darauf erklärte der Graf, daß er alles das, was er da fände, schon mit Wiener Advokaten besprochen hätte. Die Papiere zurückstellend sagte er: „Am liebsten fände ich in diesen Papieren ein Bild der Gräfin! Wie ist das jetzt mit ihrer Krankheit? Meine Mutter schreibt darüber nichts. Wahrlich, ich gestehe, ich würde mir nicht gratulieren, wenn sich hier die Dinge so fortsetzten, wie in Westerhof —" — „Man sagt, die Ehe hebt einen solchen Zustand auf!" entgegnete Benno, worauf sich Graf Hugo erhob, zum Fenster hinaus sah und mit einer Schüchternheit, die an einem Mann, der die Gesetze des Lebens so leicht zu nehmen schien, kaum zu erwarten war, sagte: „Die Ehe! Eine Ehe, wie sie eben in unsern Verhältnissen so oft geschlossen wird —! Nun soll ich nach Westerhof kommen! Wissen Sie was?

Ich fürchte mich davor." Benno ehrte durch Schweigen die Ausbrüche eines Ehrgeizes, der sich zu bekämpfen rang und eines Herzens, das ein anderes Wesen liebte. Er lächelte, als der Graf fortfuhr: „Ich weiß es aber, wir Männer bringen mit unserm Herzen viel zustande. Wir wissen es, wie ein abgetragenes Kleid, ‚wenden' zu lassen." — Träumerische Blicke in die Ferne begleiteten diese Worte. Der Graf stand am Fenster, nahm von einer der Konsolen einen Feldstecher und sah in die Ebene hinaus. Es waren Bewegungen, die der Zerstreuung anzugehören schienen. Aber plötzlich blickte er länger durch sein Perspektiv, das er zu verkürzen anfing. Einzelheiten dessen, was den Grafen beim Sehen in die Ferne zu interessieren schien, konnte Benno bei einer ohne Zweifel großen Entfernung nicht unterscheiden, aber gewiß waren es die Gruppen der Reitenden. Der Graf erblaßte, reichte Benno das Glas und sagte: „Was sehen Sie, Baron?" — Benno sah zwei Reiterinnen, Angiolina und Olympia, im Wettlauf. Die Offiziere schienen beide umringt zu haben. Trotz der großen Entfernung war die Schnelle des Rittes ersichtlich; es mußte wie im Sturm dahingehen. „Wer sind diese Unverschämten —!" rief der Graf mit ausbrechendem Zorn, sah sich nach dem Klingelzuge um, nahm schnell das Glas zurück und starrte wieder hinaus. „Sie umringen sie ja mit Gewalt!" sprach er mit erstickter Stimme. „Wollen mit ihr gleichen Schritt halten!" — Benno nannte den Namen der Italienerin. „Es sind Offiziere der italienischen Garde!" setzte der Graf hinzu. „Graf Zerbelloni, Marchese Melzi —!" Des Grafen Auge funkelte vor Zorn. Er sah sich um, als suchte er Waffen. Dann bekämpfte er sich und trat vom Fenster zurück. „Der Wald unten verbirgt sie jetzt!" sagte er. Benno ergriff noch einmal das Glas. Man sah nichts mehr. „Ich kann mich auch geirrt haben" — sprach der Graf erschöpft und glaubte den Beruhigungen, die ihm Benno zu geben angefangen hatte.

„Ja mein bester Herr von Asselyn!" begann nach einer Weile mit erschütterndem Ausdruck der Graf. „Was ist doch das für ein Menschenleben —! Terschkas Maxime, wenn sich der arme Teufel zuweilen so ängstlich umsah — ich habe für den leichtsinnigen und zuweilen durchtriebenen Menschen mehr Mitleid als Verachtung — war die: Wir können zu jeder Stunde annehmen, daß alles, was wir unser tiefstes Geheimnis glauben, eine jedermann bekannte Stadtneuigkeit ist —! Lieben Sie à la Egmont ein Mädchen in der Vorstadt und glauben, wenn Sie zu ihr gehen, noch so unbemerkt zu sein — man hat Sie gesehen! Alle wissen's. So will ich auch gar keinen Anstand nehmen, Ihnen zu gestehen, was Sie ohne Zweifel schon selbst bemerkt haben, daß ich soeben die furchtbarste Szene meines Lebens durchgemacht habe —! Ayez pitié de moi! Vous en devinez la cause!"

Wie vernichtet sank der Graf auf sein dunkles Kanapee, zog

den einen Fuß auf die Polsterung und bot ein Bild der tiefsten Erschöpfung. Die Verstellung rächte sich. Seine Kraft war dahin. Leise flüsterte er, wie um Benno — zu zerstreuen: „Das da ist mein Vater! Als ich seinen Tod erfuhr, war ich noch ein Knabe —!" Aber Benno bat ihn, sich nicht aufzuregen, sich um ihn selbst keinen Zwang anzulegen. Er wollte, schlug er vor, sich einstweilen in den Park begeben. Aber der Graf hielt ihn mit den Worten zurück: „Nein, nein! Nur das Geheimtun erschöpft — Es wird halt schon gehen!" Benno sah den Ausbruch der Liebe zu einem Wesen, das so eng mit seinem eigenen Dasein verbunden war! Verhängte ihm denn das Schicksal etwas Geringeres als dem vor ihm Leidenden, der sich wenigstens aussprechen durfte —! Ja, er stand ganz nahe an jenem Abgrund, wo nur ein Sprung vor dem bewußt- und kraftlosen Versinken retten kann —! Durch Auf- und Abgehen, Blicken durchs Fenster, Betrachten des erwähnten Bildes suchte er sich zu helfen.

„Aber ich versichere Sie," fuhr der Graf ohne alle nähere Erläuterung und die Person, um die es sich handelte, als in ihrer Beziehung zu ihm bekannt voraussetzend, fort, „ich habe den heiligsten Willen, standhaft zu bleiben. Ich sagte ihr soeben: Kind, die Stunde ist gekommen, die über mein Leben entscheidet! Ich gewinne die Hand einer Heiligen und kenne das Opfer, das sie mir und dem gemeinschaftlichen Stammesnamen bringt. Was uns verbindet —? Ich sagte ihr: Ich habe dich als halbes Zigeunerkind in Zara gefunden — In Zara, wo ich die Pfeifen da kaufte und die Waffen an der Grenze von den Bosniern erbeutete ... Ja Baron, in Zara sah ich das Mädchen hoch zu Rosse stehen. Wenn Angiolina durch die bunten Reifen, mit und ohne Sattel, gesprungen war und nur ein einziger Sprung war mißglückt, so schüttelte sie den Kopf zu allen Beifallszeichen und rief: ‚Niente! Niente! Hab' es schlecht gemacht!' Sie konnte wenig Deutsch. Es war eine italienische Truppe." — Benno horchte auf. — „Die Unterhaltung in Zara dauerte vierzehn Tage. Wir Offiziere hatten an dem Kinde eine solche Freude, daß ich meinen Kameraden vorschlug: Kaufen wir's dem Führer ab! Wir wollen's erziehen lassen! Die Kameraden wollten nicht. So tat ich's allein. Die Gesellschaft war klein, der Direktor machte schlechte Geschäfte — er ließ mir Angiolinen um zweihundertfünfzig Gulden —" — In Bennos Innern riefen Stimmen, die den gemeinschaftlichen Vater anklagten: Öffnet euch ihr Vorhänge des Himmels, daß ich meine Hände ausbreite zur Anklage von Untaten, die solche Opfer forderten! „Wem gehörte das Kind?" fragte er mit leiser Stimme. — „Es war wild aufgewachsen. Der Direktor wird's gestohlen haben, wie diese Leute eben tun. Später haben wir nachgeforscht und kamen mit unsern Spuren bis ins ‚Reich' hinein. Eine italienische Familie, die am Kasseler Hofe unter Jérôme bei der Oper mit Feuerwerkerei beauftragt war, hatte das Kind bei sich

gehabt. Aber war es das Kind dieser Italiener selbst? Man erfuhr darüber nichts. Der Krieg hetzte damals alles durcheinander. Angiolina war elf Jahre, als ich sie mitnahm und aus Vorsicht noch einmal taufen ließ. Ich gab sie einem gewissen Pötzl in Wien zur Erziehung. Nicht wegen seiner — sondern wegen seiner Frau, die eine gute Seele war. Da ist das Mädchen erzogen worden. Es war dann eine Pracht, wie sie heranwuchs, sich bildete und keinen gewöhnlichen Geist entwickelte. Ich ließ ihr Sprachen und etwas Musik beibringen. Aber ich hab's anfangs im reinsten Sinne getan, als Angiolinas Vater. Später aber — auch da war's mehr eine Folge der Eifersucht, weil Terschka ein Auge auf sie warf —" — „Der Jesuit —?" loderte Benno auf. — „En vacances! Abgesandt, mich mürbe zu machen für den Schoß der alleinseligmachenden Kirche! Aber sagen Sie das hier ja zu niemand! Die hiesige Gesellschaft erklärt Terschka für einen Abenteurer und Betrüger, seinen geistlichen Stand nur für eine Posse und Verleumdung. Und er hat gut angefangen, mich katholisch zu machen! Wär' ich dem liebenswürdigen, bemitleidenswerten Menschen in allem gefolgt, so säße ich jetzt, bei achtunddreißig Jahren, mit beständigem Frieren und versuchte es vielleicht, ob mich nicht ein Ordenshabit erwärmte! Eine Frage im Vertrauen, Herr von Asselyn! Ich habe gehört, Ihr Herr Oberprokurator Rück litte — an einem kuriosen Spleen — an der Hängemanie — Ist das wahr?" — „Man sagt es" — bestätigte Benno. — „Ich habe einen dalmatinischen Schiffskapitän gekannt, der mich versicherte, das Hängen wäre der schönste Tod — man wüßte das in der Türkei, wo die grüne Schnur zu Hause ist. Gerade ebenso wußte mir Terschka den allmählichen Untergang an Leib und Seele als Genuß und Genuß ohne Gewissensbisse vorzuspiegeln. Nichts ruiniert mehr, als die Reue! sagte der Jesuit. Betrachte jeden Menschen, sagte er ein andermal, wie ein Glas, wo man den Ton sucht, um es durch Forcieren desselben zu sprengen! Solche und ähnliche Maximen machten mich toll vor Bewunderung. Wir glaubten die Meister aller Menschen zu sein; im Reiten war es auch Terschka. In seiner Jugend soll er Kunstreiter gewesen sein wie Angiolina. Kurz, erst als Terschka sagte: Um Ihrer Mutter willen müssen Sie nicht so oft zu den Pötzls gehen — da merkte ich seine Leidenschaft und nun entbrannte ich selbst davor. Aber ich kann sagen: Diese Liebe hat mich vor dem Untergang bewahrt, sie wurde mein Schutzgeist! Freilich nicht durch die Moral, im Gegenteil, Angiolina war ein Weib mit allen Schönheiten und allen Untugenden ihres Geschlechts. Großmütig und rachsüchtig, offen und falsch, alles in einem Herzen. Zu ertragen war's nur von dem, der für sie die Welt war und — zu dem Kinderspiel die Zeit hatte! Es mußte endlich aufhören —" Benno gedachte bei dieser Schilderung seiner Schwester — der Natur ihres gemeinsamen Vaters und drückte durch sein Lächeln und einige Worte den Unglauben aus, daß sich eine solche Ge-

wöhnung des Zusammengehörens je würde abbrechen lassen. — „Nein, Herr von Asselyn, ich bin eifersüchtig — auf das Kloster, das Paula wählen wollte. Ich blicke voll Andacht zu ihr auf. Ich will das große Opfer, das sie mir bringt, ehren. So sagte ich denn Angiolinen: Du erhältst einen Lebensunterhalt, wie er meinem Adoptivkinde gebührt, ziehst zu deiner einzigen Freundin, die dir noch geblieben ist — einer gewissen Resi Kuchelmeister, die zur Bühne gehen will und reisen wird. Sie nimmt dich mit, das zerstreut dich. Störe meinen Entschluß nicht, der unwiderruflich ist! Von der Stunde an — ich sagte ihr das täglich, wiederholte es seit drei Tagen stündlich — wo ich einen Bevollmächtigten empfange, dessen Vorlagen ich unterschreiben muß, räumst du drüben den Pavillon! Ich bat sie um Hilfe gegen mich selbst, bat sie um ihren Haß, ihre Verachtung — Da rief sie: Töte mich lieber! Und noch im letzten Augenblick, vor einer Stunde sagte sie: Erschieße mich und reichte mir eine Pistole, die sie heimlich geladen hatte und bei sich trug. Ich entriß sie ihr. In dem Moment rollte Ihr Wagen vor — und nun war alles aus. Ich kann es selbst in der Schilderung nicht zum zweitenmal erleben —!" Benno hatte sich dem in das Sofa zurückgesunkenen, die Augen mit der Hand bedeckenden Grafen genähert, hatte seine Hand, ob diese gleich selbst zitterte, auf die Schulter des kraftlos Zusammengesunkenen gelegt, stummberedsamen Anteils, ringend mit den Geistern, die aus ihm selbst hervorzubrechen drohten.

Der Kammerdiener meldete, daß angerichtet wäre. „Ein Frühstück durften Sie erwarten —! Auch das muß sein! Ja, auch mich hungert!" sagte der Graf entschlossen und erhob sich, in solchem Grade der Selbstbeherrschung fähig, daß er noch an einen zweiten Diener, der sie in einem, zwei Zimmer weiter gelegenen kleinen Eckſaal empfing, trotz seiner Erregung die Frage richten konnte: „Was ist das für eine Livree da draußen —?" Diese Frage war mit einem Blick auf den Garten verbunden. — „Eine fremde Herrschaft aus Italien!" sagte der Diener. „Eine Dame sitzt im Wagen. Sie gehört zu den Reitern von vorhin! Noch ist ein junger Herr bei der Dame, der ein schwarzes Pflaster an der Stirn trägt." — Erst jetzt bemerkte Benno, daß ein Wagen mit vier Pferden langsam durch den Park fuhr. Zwei seltsam kostümierte Bediente standen auf dem Tritt und ein phantastisch gekleideter Mohr saß neben dem Kutscher. Es war der Prinzipe Rucca, ganz unfehlbar mit der Herzogin von Amarillas. Sie fuhren der Reiterin nach. Dieser erneuerte Anblick erschütterte Benno so, daß der Graf fragte: „Ist Ihnen nicht wohl?" rasch einzuschenken befahl und mit einem herzlichen: „Sie haben zu lange gefastet —!" mit ihm anstoßen wollte. Bennos Lippen zitterten am Glase.

In Gegenwart der Diener ließ sich das begonnene Gespräch nicht fortsetzen, doch blieb es ernst. Man sprach über Wien, Österreich, diejenigen Eindrücke, die jedem Fremden zuerst aufstoßen.

Der Graf schilderte die Lage der österreichischen Aristokratie als keine beneidenswerte. „Wir leben," sagte er, „nach den Ansprüchen, die unser Stand und die Gesellschaft mit sich bringen, daher in einer fortwährenden Steigerung unserer Bedürfnisse. Indessen verringert sich unser Besitz im Wert. Ich kann Ihnen die ersten Herrschaftsbesitzer nennen, denen ein Reh in der Verwaltung ihrer Wälder durchschnittlich fünfhundert Gulden kostet und die noch von leidlicher Ordnung sprechen, wenn das Tier, als um zehn Gulden an einen Wildprethändler verkauft, in der Rechnung steht. Das ist die Inkongruenz aller unserer Lebensbeziehungen —" — Durch Castellungo gehörte der Graf auch dem Königreich Sardinien an. Er forderte Benno auf, nicht den Besuch Castellungos zu versäumen. Die dabei unvermeidlichen Übergänge des Gesprächs auf bezügliche Namen und schwebende Interessen, auf die Kardinäle Fesolotti und Ceccone, brachten das Gespräch auch auf Bonaventura. Der Graf blickte nieder und ließ sich nur erzählen. „Man erwartet ihn ja wohl auch hier —?" fragte er mit einem etwas befremdlichen Ton, dem ein Apropos über den Magnetismus folgte, das wahrscheinlich zu Erörterungen über die Freunde Paulas, ihre Magnetiseurs, Anlaß gegeben haben würde, wenn nicht plötzlich eine Störung gekommen wäre. Man hörte einen Reiter traben. Die Bedienung stockte beim Servieren, blieb aus, flüsterte, als sie wiederkam, bis der Graf im Ton des Unwillens fragte: „Was gibt es denn?" — „Franz ist zurück" — sagte der ältere Diener zögernd. — Der jüngere fügte zagend hinzu: „Es hat — ein Unglück gegeben —" Der Graf erhob sich. Seine Augen starrten. Daß es Angiolina war, die ein Unglück betroffen, verstand sich ihm sofort von selbst. „Ein Sturz vom Pferde?" schrie der Graf. — „Doch nur verwundet —?" rief Benno, an sein Herz greifend, als bräche es auch ihm. — „Verwundet — aber — lebensgefährlich —!" lautete der Bericht. — „Sie ist schon tot —!" hauchte der Graf und seine zitternde Stimme setzte hinzu: „Ich weiß es!" Seine Hände richteten sich drohend wie die eines Irren gen Himmel.

Diesen schnellen Ausgang bestritten die Diener. Sie wäre in ihren Pavillon getragen worden. Ein Arzt würde soeben aus dem nächsten Orte gerufen. Auch die fremden Herrschaften, die vorübergeritten, wollten nach einem Stadtarzt schicken — „Diese Elenden sind schuld an ihrem Tod!" schrie der Graf und eine zuckende Bewegung ergriff seine Hände und Füße. „Warum folgte ihr nicht Franz schon auf der Stelle von hier —?" Des Grafen zornige Rede erstickte in seinem Schmerz. War hier doch nichts mehr zu ändern —! Seine Anklagen verhallten in den beiden Händen, die er vor seine Augen hielt. Diese füllten mit Tränen sich nun.

Benno glich dem von Schlangen umringelten Laokoon. Der Unglückliche achtet den eignen Tod nicht in der Angst um das Geschick seiner Angehörigen.

„Sie ritt bergab mit verhängtem Zügel!" berichtete jetzt der

Diener nach Franzens Aussage, während man des Grafen Schluchzen hörte. „Allmählich ging das Pferd langsamer. Sie schien es nicht zu achten. Da stand es ganz still. Sie saß im Sattel wie abwesend. Indes war Franz unten auf der Landstraße und wartete am Ausgang des Parks beim Meilenstein. Nun kommen die Fremden in vollem Trab heruntergeschossen. Des Fräuleins Pferd scheut. Sie verliert die Balance, verliert den Steigbügel. Die Reiter, die nicht schuld sind, weil sie selbst im Niederschießen begriffen waren, können nicht innehalten. Des Fräuleins Pferd bäumt sich, geht mit dem Fräulein durch und sogleich querfeldein. Mit einem Male kniet das Fräulein mit dem rechten Fuß auf dem Sattel, erhebt sich, steht eine Weile hoch in der Luft und stürzt dann kopfüber. Die Reiter waren bereits oben auf der Landstraße angelangt. Franz mußte ins Feld hinein, sprang vom Pferde herunter, fand das Fräulein blutend am Boden und bewußtlos. Sie hatte wie — im Zirkus —" — „Ha!" rief der Graf und unterbrach die Ausführung des gräßlichen Bildes. Er sah das reizende Kind von Zara, er sah die — Selbstmörderin. „Sie wurde ins Kasino getragen "— lautete der Bericht. — „Ins Kasino! bitte, begleiten Sie mich!"

Wie ein zum Tode Verwundeter lenkte der Graf mit seinem Gaste vom Vestibüle des Eingangs den schwankenden Schritt zum Garten hin. Hier öffnete sich links eine lange Allee von schon kahlen, zur Bildung eines unabsehbaren Laubdachs zusammengewachsenen und gestutzten Platanen. Das Laub war bereits gefallen. Es raschelte gespenstisch unter ihren Füßen, als beide wie zwei geisterhafte Schatten ins Kasino schritten.

7. Erkennungen.

Die Wanderung dauerte eine halbe Stunde und glich dem Wandeln bei einem Leichenkondukt. Benno konnte nichts zum Troste und zur Hoffnung reden. Seltsam blieb es, nicht ein Wort, nicht eine Miene des Grafen verriet, daß Terschka seinem Freund die Szene von Schloß Neuhof, die Verhandlungen zwischen den drei Priestern und dem Präsidenten mitgeteilt, Angiolinens Ursprung aufgeklärt hatte. Benno kämpfte mit sich, ob er es jetzt nicht selbst tun, sich nicht, im Übermaß seines Schmerzes, Angiolinens Bruder nennen sollte —

Am Ende der Felswand, die sich zuletzt sanft abdachte, lag das Kasino. Es war ein düsteres Gebäude. Obschon versehen mit den schönsten Aussichten teils auf die Donau, teils zur Linken und rückwärts bis zu den steierischen Alpen, war es doch für ein junges lebensfrohes Gemüt ein beängstigender Aufenthalt. Aus der Ferne gesehen, mochte das Haus einen hübschen Anblick gewähren. Es war ein altes Maison-de-Logis aus der Rokokozeit. Rings umgab es eine Allee von Riesentannen mit Zweigen, die sich voll und schwer bis dicht an den Boden hinschleppten. In der Nähe sahen die

Bäume wie die Umgebung eines Mausoleums aus. Die untern Räume waren nur ein einziger großer Speisesaal mit Nebenkabinetten. Ein Hinterhäuschen gehörte dem dienenden Personal und mochte die Küche enthalten. Es war ebenfalls ganz in Tannen versteckt. Im hohen Sommer mochte man hier Kühle und Schatten haben; jetzt erschien nur die obere Etage mit ihren kleinen runden Entresolfenstern wohnlich. Unten, schroff abwärts, zog sich die Landstraße, von welcher aus man das Kasino auf einer Treppe von verwittertem, moosbewachsenem Erlenholz erreichen konnte.

Die volkreiche Gegend mußte dem entsetzlichen Unglück schon auf frischer Tat eine Menge Zuschauer gebracht haben. Unten belagerte das Portal zur Treppe, das man schon geschlossen hatte, eine Menschenmasse. Viele andere waren schon vorher eingedrungen und standen im Hause. Andere noch liefen durch den Park herbei. Der nächste Ortspriester war bereits am Lager der „Verunglückten". Weihrauchduft strömte den Eintretenden entgegen. Dem Grafen, der an Fassung gewonnen hatte, wich man aus. Daß man hier schon zu einer Toten kam, lag vorausverkündigt auf aller Mienen. Einige zum Dienst des Hauses gehörende Frauen wehklagten laut, noch auffallender taten sie es beim Erscheinen des Grafen, der hier eine Art Gericht für sich zu bestehen hatte und scheinbar ruhig blickte. Zwei aus dem Hof ins Haus führende Stufen betretend, durchschritt er eine kleine Rotunde und ging in einen die ganze Länge des Kasinos einnehmenden Saal, dessen teilweis herabgelassene Jalousien dem Raum eine Düsterheit gaben, die zu dem schmerzlichen Anblick in eigentümlicher Harmonie stand.

Der Geistliche sprach seine Segnungen. Der Arzt, den man an einer Sonde in seiner Hand erkannte, öffnete eine Decke. Auf einem langen runden Tisch lag, auf Matratzen und Betten, eine ausgestreckte, halb entkleidete jugendliche Gestalt. Gestreckt und schlaff lagen Arme und Füße. Der edelgeformte Kopf schimmerte wachsfarben. An den Schläfen quoll Blut aus der Wunde. Das lange schwarze Haar war aufgelöst, ein Teil lag abgeschnitten daneben; der Sturz hatte die Hirnschale zerschmettert und eine Blutergießung verursacht. Schon trug das in den regelmäßigsten Formen gezeichnete Antlitz jenen Ausdruck der Ergebung, den der Tod verleiht, jene ernste Strenge, die so hoheitsvoll mit jedem Abgeschiedenen versöhnt, selbst mit dem Verbrecher. Brust, Hand, die Symmetrie aller Formen war wie von Künstlerhänden. Die Stirn war nur klein, aber sanft und eben. Die beiden schwarzen Augenbrauen über den schwarzen Wimpern zeichneten sich wie zwei ernste Fragezeichen ab. Sie waren nicht rund, eher wellenförmig, wie bei allen leidenschaftlichen Naturen. Benno wagte noch nicht, dauernd hinzusehen. Er fürchtete, sich selbst wiederzufinden — oder die Züge des Kronsyndikus.

Während sich der Graf über die Leiche stürzte und lange schluchzend über ihr ausgestreckt lag, dann wieder auffuhr und schaudernd

flüsterte: „Ich kann diese Glieder nicht kalt fühlen —!“ betrachtete Benno allmählich sein Ebenbild mit dem tiefsten Grauen. Er glaubte, jeder müßte ihm zuflüstern: Das sind ja Ihre Züge —! Besonders der Wuchs und die mehr runden als ovalen Formen des Kopfes waren dieselben wie bei ihm. An den wellenförmigen Augenbrauen erkannte er den Vater. Er hatte ihn ja im Winter bestatten helfen.

Der Priester hatte geendet und sprach einige Worte, die dem Formular nicht angehörten, Worte ohne Strenge. Der Arzt vereitelte jede Hoffnung. Das Halten eines Federflaums oberhalb der Lippen zeigte nicht die leiseste Bewegung. Da bat der Graf mit leidender Stimme, ihn allein zu lassen. Nur eine Weile, bat er. Er müsse mit der Toten reden. Es war ein schauerliches Verlangen. Alle baten den Tiefgebeugten um Schonung seiner selbst. Da jedoch der Graf die Bitte wiederholte, so ging man. Benno zögerte, ob er nicht bleiben sollte. Der Strom der übrigen drängte ihn mit fort. Überhaupt sorgten die Diener, daß sich alle Neugierigen und auch die wirklich Teilnehmenden nach und nach entfernten. Niemand ließ man mehr ins Haus und brachte es auch dahin, daß sich alles über die kleine Treppe oder in die Parkwege zerstreute.

Benno stand unter den dunklen Tannen und suchte in dem vor ihm ausgebreiteten Panorama den vierspännigen Wagen. Daß sich dieser Wagen wieder würde sehen lassen, schien ihm gewiß zu sein. Inzwischen hatten mehrere der italienischen Offiziere, die der Graf mit Unrecht beschuldigt hatte, noch zwei Ärzte aufgesucht. Als diese zu dem Leichnam einzutreten begehrten, näherte sich Benno den Offizieren und bekam von ihnen den Vorfall in einer sie in solchem Grade entlastenden Weise erzählt, daß der Graf, der jetzt aus dem Saale trat, seine Gereiztheit gegen sie zurücknehmen mußte. Diese Verständigungen unterbrach einer der Offiziere mit dem Ausruf: „La duchesse!“ Der vierspännige Wagen kam langsam die Landstraße daher. Man nannte den Namen der Herzogin von Amarillas, die, von einigen ihr entgegengehenden Offizieren geleitet, in Gewändern von südlichen, für unsern Geschmack nicht üblichen Farbenzusammenstellungen, mit grünem Atlaskleide, einem roten Sammethut mit Marabufedern, die Erlenholztreppe heraufstieg, das Kasino vermied und nur zur Tannenallee und da an Benno vorüberging. Neben ihr hüpfte in trippelnder Unruhe Prinzipe Rucca, immer noch mit dem schwarzen Streifen an der Stirn. Noch zwei Herren und ein Diener mußten sich nach dem Stand der Dinge erkundigen. Hier war der Tod so nahe! Der kleine Prinzipe sah sich ängstlich um. Er wollte offenbar ungern bleiben.

Da erkannte er Benno hinter den Tannen, begrüßte ihn mit der ganzen der Situation entsprechenden Überraschung, nannte ihn den „Salvatore della sua vita“ und stellte ihn der Herzogin von Amarillas vor.

Aus einem bleichen Antlitz voll kalter Würde warf diese einen

scharfen prüfenden Blick auf einen jungen Mann, der einen sie seltsam anmutenden, an eine dunkle Vergangenheit erinnernden Namen führte, einen jungen Mann, der schon zweimal der Gräfin Olympia, ihrer Pflegebefohlenen, begegnet war und heute in der Frühe, nach Abgabe der der Gräfin von den Dienern des Prinzipe mitgeteilten Visitenkarte, Veranlassung gegeben, daß sofort die Adresse Bennos von allen Lohnbedienten des Hotels hatte aufgesucht werden müssen. Ja sogar die Diener kannten den Anteil, den die junge Gräfin an dem „Lebensretter" des Fürsten nahm. Nach einer Stunde hatte Olympia Maldachini Bennos Wohnung erfahren und seine Ausfahrt nach dem Schlosse Salem. Die Herzogin kannte die Natur ihres Zöglings und sah mit bitterm Lächeln, wie der Prinzipe auf die von seiner Verlobten erhaltenen Befehle, den ihr so Wertgewordenen zu fesseln, einging, auch inständigst bat, ihm gestatten zu wollen, daß er ihn heute Abend abholte und in eine Gesellschaft zum Kardinal Ceccone führte, der auch seinerseits bereits das lebhafteste Interesse an den Tag gelegt hätte, ihn kennen zu lernen. Benno deutete auf das Trauerhaus. „Ist sie denn tot, die Arme?" näselte der junge Fürst, der die Rüge verstand. „Ist es eine Verwandte vom Grafen? Sind Sie gern bei Toten? Ich nicht! Verweilen Sie noch lange hier? Kommen Sie mit uns zurück? Dinieren wir zusammen? Waren Sie bereits im „Schwan"? Gefällt Ihnen diese Gegend?" Benno stand nur hörend und sehend. Antworten zu geben war seine Zunge gelähmt. Er sah nur auf seine Mutter. Diese war von ebenmäßiger, schon zum Embonpoint übergegangener Gestalt. Ihr Auge dunkelbraun und voll Feuer. Die Augenbrauen überscharf gezeichnet. Das Haar nicht echt. Auch schwerlich die Zähne ohne Beihilfe der Kunst so wohl noch aneinander gereiht. Ihre Haut dunkel, etwas gelblich. Die Wangen, die Nase, das Kinn von plastischer Schärfe. Würde man ihr den geschmacklosen Hut genommen, den falschen Scheitel entfernt, das graue Haar aus der Stirn nach oben zusammengewunden, gefärbt, vielleicht mit Goldstaub überstreut haben, so wäre es eine jener Physiognomien gewesen, in deren Betrachtung wir uns in den Museen verlieren — eine Imperatorenmutter.

Als sie hörte, daß die Offiziere noch im Hause wären, sagte sie, man sollte doch den Grafen seinem Schmerz überlassen. Dann fragte sie: „Ist sie eine Verwandte von ihm?" Mit einer festen Betonung ihrer tiefliegenden und bei längerem Sprechen ungleichen, ja rauhen Stimme schloß sie: „Was kann man da tun —!" Nicht düsterer erhoben sich ringsum die Bäume, als Benno stand und nur sah und nur hörte. Die Offiziere erklärten, auf die Ärzte warten zu müssen, die sie wieder mit zurückzunehmen hatten. Vom Grafen berichteten sie, daß dieser in den obern Stock, in die Wohnzimmer der Unglücklichen gegangen wäre. Angiolinens Stellung zum Grafen wurde mit drei Worten angedeutet. „La Povera!" sagte die Herzogin, und wollte

fort. Sie dachte an eine unbedeutende Grisette. Doch gerade mit dem Worte: „Eine Geliebte des Grafen!“ begann für den Prinzipe der Vorfall interessanter zu werden. Nun bekam er Lust, die Unglückliche zu sehen. Bald ging er näher, bald rannte er wieder davon. Von diesem albernen Benehmen sich abwendend fragte die Herzogin den ihr „vorgestellten Kavalier“, dessen Gewandtheit im Italienischsprechen ihr angenehm auffiel: „Aus welchem Teile Deutschlands sind Sie?“ Benno, entschlossen, sich ihr zu entdecken, nannte denjenigen Teil, der sie aufmerksam machen mußte. „Aus der Gegend von Kassel —!“ sagte er. Sie horchte auf. Ihr Auge blitzte. Vorher war sie nur apathisch gewesen, weil sie an völlig anderes dachte — eben vielleicht an das, was Benno mit einem einzigen Worte traf. Sie fixierte den Fremdling. Benno hatte weniger von den Zügen des Kronsyndikus als seine Schwester. Er glich mehr der Mutter. Aber mit völliger Sorglosigkeit fragte sie: „Kennen Sie in jener Gegend ein Schloß — „Neiovo“ —?“ Sie meinte Neuhof. Bennos Lippen bebten. Jede Möglichkeit, sich in ihrer Person geirrt zu haben, war verschwunden. „Das Schloß der Wittekind-Neuhof —“ entgegnete er mit vielsagender Stimme; „es liegt von Kassel mehr als fünfzehn Meilen entfernt. Aber — in der Nähe Kassels liegt — ein Schloß — gerade mit einem Park voll solcher Tannen, wie Durchlaucht hier sehen — Meinen Sie vielleicht — das Schloß Altenkirchen?“ Schon auf den Namen Wittekind-Neuhof hatte die einst in Altenkirchen betrogene Sängerin mit dem Fächer, den sie in der Rechten trug, unausgesetzt in die Luft geschlagen. Altenkirchen —! Dies schwere Wort in seinen Silben zählend, ließ sie plötzlich hundert Fragen auf ihre Lippen treten. Die braunen Augen blitzten. Die aufgeregte Frau würde eine Szene veranlaßt haben, wenn nicht ganz erschüttert jetzt die Offiziere und der Prinzipe gekommen wären und zum Gehen gemahnt hätten. „Ich will sie auch sehen!“ rief sie, wie von einer Gedankenverbindung elektrisch berührt. „Il Conte —!“ sagten die Offiziere und deuteten auf den höhergestellten militärischen Kameraden, der langsam aus dem Mansardenstock herabstieg und sich vor der Dame verbeugte. Diese sprach ihm ihre Teilnahme aus. „Madame, ich bin sehr unglücklich! Ich habe ein liebendes Herz verloren —!“ Dann sich aber sogleich zu Benno wendend, fuhr er mit unsicherer Stimme deutsch fort: „Unsere Angelegenheit ist unterbrochen — Ich bin heute keines Gedankens mehr fähig — Ich fürchte auch jede Stunde die Ankunft meiner Mutter — Es wäre ein großer Akt der Freundschaft für mich, wenn Sie die Güte hätten und nach Wien eilten, meine Mutter zu begrüßen und zu sorgen, daß sie auf dies Schicksal schonend vorbereitet wird — Sie wissen es ja wohl, Mama liebte Angiolinen —!“ Die Herzogin hörte so aufmerksam zu, als verstünde sie jedes Wort. „Ich will die Unglückliche sehen!“ wiederholte sie. — „Madame —“ lehnte der Graf ab. „Es ist ein schmerzlicher Anblick —!“ — „Perchè!“ erwiderte sie.

„Kennen Sie etwas Schöneres, als den Tod? Gestatten Sie mir dies Opfer! Prinzipe!" rief sie. „Meine Herren! Bedienen Sie sich Ihrer Pferde und des zweiten Wagens! Ich folge mit dem Herrn von — —" — „Asselyn!" ergänzte der Fürst. Die Herzogin hatte doch schon wieder Bennos Namen vergessen. Aufs neue stutzte sie und horchte auf. Indessen bat der Graf mit stummer Gebärde um Entschuldigung, daß er nicht zugegen sein würde bei dem Gebet, das die Herzogin sprechen zu wollen erklärte, und kehrte über die Stiege in Angiolinens Wohnzimmer zurück mit der ihm von Benno gegebenen Versicherung, daß dieser sofort auf die Herrengasse eilen würde, um für den Empfang der Gräfin Mutter und die vorsichtige Einleitung der Schreckenskunde Sorge zu tragen.

Die Herzogin betrat den dunkeln Saal. Benno folgte ihr, schon an die erschütternde Situation gewöhnt. Mit fester Hand lehnte er die hohe Tür an und bedeutete eine Dienerin, die noch anwesend war, sie beide allein zu lassen. In den weiten hohen Raum fiel nur durch einen einzigen geöffneten Fensterladen ein spärliches Licht.

Die Herzogin trat näher und sah auf die Tote, von deren Antlitz Benno ein leichtes Tuch wegnahm. „O wie traurig!" hörte er die Mutter leise sprechen. „Wie jung und wie schön ist sie —!" — „Fünfundzwanzig Jahre —!" betonte Benno scharf, gleichsam die Voraussetzung noch größerer Jugendlichkeit verbessernd. — „Ah? Fünfundzwanzig Jahre schon —? In der Tat, jetzt sehe ich es. Am Mund und an der Stirn. Großer Gott, die Stirn blutet noch! Warum mußte sie unserer wilden Olympia begegnen! Aber Sie glauben doch nicht, daß die Gräfin die Schuld trägt?" — Benno hätte sagen mögen: Oder — Ich —! Denn um meinetwillen kam wohl Olympia! Eine elektrische Kraft gab ihm den Mut, zu erwidern: „Das Leben ist eine Kette von Ursachen und Wirkungen. Wir alle geben uns auf diese Art einander den Tod! Diese Arme würde auch ohne die Gräfin hier liegen!" — „Wieso? Der Graf betete sie doch an?" — „Seine Liebe war ein schöner Traum! Vor einigen Stunden hatte er ihr gesagt, daß sie erwachen müßte — und da —" — „Ha! Sie hat sich selbst den Tod gegeben! Sie richtete sich im Sattel auf —! Es war Wahnsinn —" — „Erinnerung an ihren Ursprung als Kunstreiterin —" Die scharfe Betonung des letzteren Wortes ließ die Herzogin aufs neue stutzig werden. Aber es war um Terschkas willen, jenes kühnen Reiters, der ihr inzwischen aus dem Gesichtskreis entschwunden war. — „Wen heiratet der Graf?" fragte die Herzogin. — Benno sagte offen heraus: „Eine Gräfin Paula von Dorste-Camphausen, Nichte des Kronsyndikus von Wittekind-Neuhof!" — Die Herzogin erhob ihr Antlitz, starrte den jungen Mann geisterhaft an, atmete tief und lange und beugte wieder das Haupt. — „Sie kannten — diesen Syndikus der Krone?" murmelte sie und rang nach Gleichgültigkeit. — Benno erwiderte: „Ich sah ihn auf der Bahre, als man ihn in die Gruft seiner Väter senkte —! Da lag er — ganz

so wie hier seine —!" Er hielt inne, fuhr aber fort: „Ich denke mir, daß der Kronsyndikus in seiner Jugend Ähnlichkeit mit den Gesichtszügen dieser Unglücklichen hatte. Sehen Sie nur diese Stirn! Tritt sie nicht ganz so — trotzig hervor, wie — bei — jenem Tyrannen?" — Das Antlitz der Herzogin vibrierte. Sie horchte der seltsamen Vergleichung hoch auf. — Benno, dem Himmel über seine Gewandtheit dankend, sich in der Sprache seiner Mutter ohne Hindernis ausdrücken zu können, wurde deutlicher: „Sehen Sie, da liegt noch die Schere, womit der Arzt die Haare von der Wunde wegschneiden ließ. Die schönen Haare —! Ich nehme diese Locken zu deinem Angedenken, arme — arme — Schwester!" — Die Herzogin fuhr zurück. Jetzt mußte sie glauben, den jungen Mann hätte plötzlich Irrsinn befallen. Sie suchte die Tür. Aber ihr Sohn, der sich jetzt zu erkennen geben wollte, rief: „Meine Schwester!" noch lauter und deutlicher und bannte damit den Schritt der Entfliehenden. „Finden Sie nicht, Herzogin, daß ich die Züge der Unglücklichen trage und daß es die Züge des Kronsyndikus in seiner Jugend sind?" — Die Herzogin konnte nicht von der Stelle. — „Asselyn!" rief Benno. „Es gab doch einen Freund des Kronsyndikus — Einen Abbate — Francesco! Kannten Sie denn nicht den Abbate Francesco —?" Jetzt machte die gefolterte, das Ungeheuerste ahnende Frau eine Bewegung, als hätte sie der Stich einer Tarantel gestochen. „Abbate Francesco —?" wiederholte sie mechanisch. Im Geist beschäftigte sie der plötzlich neu entstandene Gedanke — an ihre Bigamie, die Jesuiten, Terschka. „Ist nicht der Name des Grafen —?" fragte sie. — „Salem-Camphausen —! Doch vergeben Sie, Herzogin, daß ich Sie bitte, zu bleiben! Denken Sie sich diese furchtbare Erfahrung! Bei allen Heiligen schwöre ich Ihnen, ich suchte hier eine Schwester! Ich glaubte, sie gefunden zu haben und finde sie tot. Arme Schwester!" wandte sich der aufs Äußerste selbst Erregte der Leiche zu. „Dein Schutzgeist geleitet dich zum Paradiese mit trauernder Miene. Aber du wirst Einlaß finden! Das arme Wesen wurde geboren auf der Landstraße — Mitten unter den Schrecken des Kriegs, auf der Flucht — vor fünfundzwanzig Jahren — von einer Mutter, die eine Italienerin — eine Sängerin war. Sie hieß —" — „Basta cosi!" schrie die Herzogin mit dem Tone einer Furie, lief auf Benno zu, ergriff seine Hand, sah sich wild um, richtete ihre beiden, noch der höchsten Glut fähigen Augen starr und auf nur drei Zoll Nähe dicht gegen die seinigen und sah ihn wie eine Walküre an. „Schurke, der du bist!" raunte sie in heiserm Ton. „Nachfolger des Paters Stanislaus! Nun weiß ich alles! Hier, hier in diesem Hause wohnte Pater Stanislaus, jener Wenzel Terschka! Sollst du es besser machen, als der undankbare Teufel, der dem Al Gesù seinen Spaß verdorben hat —?" — „Mutter —!" rief Benno auf dies entsetzliche Wort aus der tiefsten Tiefe des Schmerzes, des Mitleids, der Liebe und des Erstaunens. „Mutter, was redest du —!" Und so zart,

so innig kam dabei sein Ton zum Gehör der Frau, die hier in ein Netz gegangen zu sein glaubte, in die Lage, auf Bigamie angeklagt zu werden, daß ihn die Gefolterte anstarrte. Ihre verzerrten Züge milderten sich, das Auge, sich einbohrend in die Augen Bennos, verlor seine stechende Schärfe, immer schwankender wurde ihre Haltung, die Hände suchten einen Halt, sie sank — Benno stürzte auf sie zu — in seine Arme.

Es währte eine Weile, bis sich die Glücklich-Unglückliche wie aus einer Ohnmacht erholt hatte. Benno lüftete ihren Hut, der dann zur Erde fiel. Das Haar verdeckte ein Netzwerk, worunter ein ehrwürdiges Grau schimmerte. Erst allmählich gewann sie Sprache und hauchte, aufblickend zu dem schönen, freimütigen jungen Manne, zwar noch zweifelnd, aber schon mit weicher Stimme: „Ce — sa — re —?" — „Julio Cäsare Montalto —" „Ja! — Und diese nannte man Angiolina —! Wir sind deine Kinder!"

Da erhoben sich wie irr die Augen der Überwundenen und sahen bald auf Benno, bald auf die Leiche. Endlich raffte sie sich mit wilder Gebärde auf, rief: „Licht! Licht! Die Fenster auf! Ich muß meine Kinder sehen! Meines Mörders Kinder! Hahaha! — Wach auf, wach auf, Mädchen!" Sie stürzte an die Fenster. Benno gewann zuerst Fassung. Man hörte Geräusch, Schritte eines Kommenden. Schon klopfte es. Dem Grafen mußte das lange Verweilen und das bei der Leiche entstandene laute Sprechen in dem Mansardenzimmer auffallen. Er kam selbst und fand die Herzogin ausgestreckt über der Leiche und nahm diese Gebärde für den Ausdruck der Teilnahme einer Südländerin. Er folgte Benno, der ihn mit äußerster Beherrschung seiner selbst aus dem Saale zog.

Die Herzogin blieb allein zurück, sah um sich, tastete hin und her, nahm den ihr entfallenen Hut, drückte ihn auf ihr Haar, das sie erst hatte zerwühlen wollen und nahm die abgeschnittenen Locken Angiolinens und verbarg sie so schnell, als wenn sie einen Raub beging. Dann preßte sie einen Kuß auf die Lippen der Toten, wandte sich und wollte gehen. „Wir verweilten lange bei dem lieblichen Engel" — sprach sie in kurzen Sätzen zum Grafen, der zurückkehrte. „Segne Sie — Gott, Graf, für die Liebe, die Sie ihr geschenkt —! Ja, ja! Es gibt nur eine Liebe — mag sie auch Namen haben, welche sie wolle!" — Benno nahm den Arm der Vernichteten, um sie an ihren Wagen zu führen. Der Graf dankte für so viel Teilnahme, begleitete beide bis an die weißschimmernde Stiege, riet freundlich zur Vorsicht beim Niedersteigen, empfahl Benno seine vorhin ausgesprochene Bitte und nahm zum zweitenmal von einem Beileid Abschied, das ihm lediglich alles zu erkennen schien, was in ihm selbst vorgehen mußte.

Ohnmächtig, mehr sinkend, ja stürzend, als steigend ging die Herzogin die Stiege hinunter. Unten standen zwei Diener. Der Schlag des vierspännigen Wagens flog auf. Benno folgte der zusammen-

gebrochenen Frau. Sie sank in ihren Sitz. Er selbst setzte sich ihr gegenüber. Die vier Rosse zogen an. Pfeilgeschwind flogen sie dahin.

„Cielo —! Destino —! Manda mi la morte —!“ Mit diesen Worten brachen die Empfindungen der Herzogin aus. Aber Benno ergriff ihre Hände. Es war wie eine zweite Geburtsstunde, die sie erlebte. Ihre Zähne schlugen aneinander. Sie betrachtete Benno und wollte mit der Gebärde einer Fieberkranken die mitgenommenen Locken küssen. Benno entwand ihr diese, weil sie blutig waren, und drückte die Hände der Mutter. Er mußte sich neben sie setzen. In dem weichgepolsterten Wagen ging es auf der Landstraße eine Weile dahin wie in einem lautlosen Zimmer. Als hierauf der Wagen eine kleine Anhöhe hinan mußte und es langsamer ging, schlug die Herzogin die Augen auf und sagte: „Julio Cäsare Montalto! Soll es alle Welt wissen?“ fragte sie dann kleinlauter. — „Nein!“ beruhigte sie der Sohn. „In dieser Stadt habe ich keinen Vertrauten! Überhaupt wissen es nur vier Priester! Dann noch mein Bruder — der Präsident von Wittekind —“

Langsam fand sich die Frau in Namen und Beziehungen, die sie sich gezwungen hatte zu vergessen und wirklich vergessen hatte. „Ich hatte mich nur auf den Haß gerüstet,“ sagte sie, „nicht einmal auf Rache! Und meine Tochter war eine Verlorne! Ach, mein Sohn, ich klage sie nicht an! Ein weibliches Herz kann sich verirren und vergißt alles, wenn es nur weiß, daß es geliebt wird. Es vergißt Urteil der Welt und künftiges Gericht. Betrügt es aber der, um den es alle Vorwürfe der Welt ertrug und alle Sünden beging, so welkt ihm jeder Baum und jede Farbe verbleicht ihm. Ich haßte in meinen Kindern den Vater. Ja, schon damals haßte ich dich ebenso, wie ich dich, als du noch unter meinem Herzen ruhtest, geliebt habe. Ich schleuderte — Angiolinen — wie eine Last von mir. Ihm zu Füßen, der mich betrog —! Denn du nanntest Altenkirchen und weißt den Frevel, den er mit mir getrieben, der tückische, teuflische Tyrann! Doch ich versündigte mich an den Unschuldigen und an mir selbst. Daß ich mein Kind so wiedersehen mußte, war eine Strafe des Himmels. Aber nein —“ wandte sich ihm die stolze Frau jetzt zu und mit zärtlichstem Tone, wie eine Braut so weich — „ich habe ja dich! Es ist eine Gnade! Aber sage, wie kommt das alles — daß du hier bist? Suchtest du mich? Woher weißt du deinen Ursprung?“

Benno sammelte sowohl sich wie die Mutter am zweckmäßigsten durch die vollständige Erzählung der ihm allmählich gewordenen Enthüllungen und schloß seine kurzgefaßten Mitteilungen mit dem Wort: „Die Kirche anerkennt deine erste Ehe —!“ — „Nein, sprich das nicht aus!“ fiel sie ihm in die Rede. „Meine Feinde haben mir mit lächelnder Miene dieselbe Andeutung gemacht. Meinen Frevel, die Hand des Herzogs von Amarillas zu nehmen — aus Stolz und Scham über mich selbst — beging ich, als ich doch noch nicht ganz klar darüber war, daß mich dein Vater betrogen hatte. O mein Cäsar — hast du etwas

in deinen Zügen von diesem Tyrannen —? Jesus ja, du bist ganz sein Bild —!" — „Im Herzen nicht," versicherte der Sohn. — „Eines Tages hat er mich in einen Kerker geworfen," erzählte die Getäuschte. „Er ließ mich hungern. Ich schrie um Hilfe. Zuletzt konnte ich keinen Ton mehr hervorbringen. Da kam er in die unterirdischen Gewölbe, kniete an meinem Gitter und — denke dir! — weinte —! Ja Cäsar, er konnte bestricken, wenn er wollte und Nachsicht bedurfte. Das geschah zweimal — Ich saß in den untersten Gewölben und fror und hungerte — ich, sein rechtmäßiges Weib — wie ich damals noch — und freilich nur noch das erste Mal glauben durfte . . . Mich bewachte ein Teufel von einem Weibe —!" — „Brigitte von Gülpen!" ergänzte Benno. „Sie strafte der Himmel! Sie ist ermordet worden!" — „Gott wird ihrem Mörder zum Paradiese verhelfen! Brigida hieß sie —! Ja! Ich vergesse den Ton nicht, wenn sie sich meldete und ich rief: Wer da! Sie spitzte dann den Mund und lockte mich: Täubchen! Sie hätte mich würgen können — wie eine Taube!" — „Und sie selbst starb wie eine erwürgte Taube," sagte Benno und erzählte den Tod der Hauptmännin. Dann fuhr er fort: „Aber sie hatte eine Schwester — Petronella — Ihr danke ich mein Leben, meine Pflege, meine Erziehung. Meinem Onkel, dem Abbate Francesco, verdanke ich meinen Namen. Ich hieß der Sohn seines Bruders. Vor der Welt heiße ich Benno von Asselyn." — „Julius Cäsar von Wittekind heißt du —! Und nach mir Wittekind-Montalto —!" verbesserte sie und fuhr fort: „War ich ermüdet und kraftlos und verhallte ohnmächtig an den Wänden meine Stimme, so kam dein Vater und beschwor mich, ihm zu vertrauen. Er wehklagte, er könnte mich noch nicht anerkennen. Er verlöre sonst die Hälfte seines Vermögens. Auf seinem Wittum beruhte seine ganze Kraft. Mit der zweiten Heirat würde er der Sklave seiner Kinder werden. Ich sah das ein. Er nannte Namen, die ich nicht beachtete. Er bat, flehte hinter dem Gitter, wo mich der Nichtswürdige gefangen hielt, schilderte mir eine glänzende Zukunft —! Ich ließ mich betören und versprach zu schweigen und nachzugeben." — „Er starb im Wahnsinn! Er starb — ein Geächteter, wie zur Sühne solcher Frevel. Einen seiner frühern Freunde hatte er erstochen —" — „Dessen war er fähig! Wäre sein Opfer nur einer von denen gewesen, die mich in der Kapelle zu Altenkirchen betrogen! Und doch sagst du, wurde einer von ihnen dein zweiter Vater? Lebt der Abbate noch? Ich glaubte, gerade der wäre bestimmt gewesen zur ewigen Verdammnis! Gerade er machte, und wie aus Achtung vor mir, den Ministranten — er, ein Priester! Als wir ins Schloß zurückkehrten nach der Trauung, sagte ich ihm noch Dank für die Ehre, die er mir gewährt! Als er dafür meine Hand küßte, zitterte die seinige. Der Priester selbst aber war ein Jude — Jahrelang noch betrog er mich — Auch in der großen Kathedrale von — wie hieß der Ort — Witoborn — Er las nun wirklich die Messe, war den Kavalieren zu Gefallen, die ihm schmeichelten, Christ und Priester gewor-

den. Ich wußte es damals nicht, daß diese Messe seine erste war! Später, als ich anfing, mich heimlich nach ihm zu erkundigen, erfuhr ich's. Kurz vor der Flucht des Hofes von Kassel, längst schon in Angst über Wittekinds kaltes Benehmen, in Hoffnung mit dem Kinde, das andre Angiolina nannten, in Angst vor den wilden Kosakenhorden, die schon bis dicht an die Tore schwärmten, nach der großen Schlacht bei — hieß der Ort nicht — Leipzig? da sagte mir's Wittekind ins Gesicht, daß er mein Bleiben nicht länger dulden könnte, und daß ich gar nicht sein Weib wäre. In diese frechen Worte fielen Trommelwirbel. Die Glocken läuteten Sturm — Feuer! rief es in allen Gassen. Schon brannte es in den nächsten Dörfern. Besinnungslos folgte ich der allgemeinen Flucht. In der unglücklichen Lage eines Weibes, das im Begriff ist, die Zwecke der Schöpfung zu erfüllen, ward ich von den Angehörigen der Operntruppe, zu welcher ich gehörte, mit fortgerissen. Schon am Abend, in einer Scheune, auf dem Wagen eines Kunstfeuerwerkers unsers Balletts, kam ich nieder. Ich raffte am andern Morgen den letzten Rest meiner Kräfte zusammen, stieß das Kind, wie alles um mich her, von mir — Die Gesellschaft wird von den Vorposten der Russen auseinandergesprengt. — Ich galt allen für eine Halbtote — Aber ich kam auf einem Bauernwagen nach Frankreich, verfolgt von den uns überall höhnend zugerufenen Worten: Das ist der Hof des Königs Hieronymus! Ich verfiel in eine lange Krankheit, nach der ich mich erst allmählich wieder auf alles besinnen konnte, was in dieser fürchterlichen Zeit mit mir geschehen war." — „Arme Mutter —!" sprach Benno und suchte sie zu beruhigen. — Aber die Sprecherin war in mächtigster Erregung und fuhr fort: „Der Krieg kam näher und näher. Ich benutzte meine ersten wiedererlangten Kräfte, um an Wittekind zu schreiben. Auch an den Bischof von Witoborn schrieb ich, dem ich jedoch noch Anstand nahm, alles so mitzuteilen, wie es war. In eben solcher Zurückhaltung schrieb ich auch noch an die weltlichen Behörden. Letztere jedoch wurden damals überall neu eingesetzt. Wittekind antwortete gar nicht. Die Scham und die Verzweiflung über meinen eigenen Unverstand, meine grenzenlose Dummheit, waren größer noch als mein Rachegefühl. Ich suchte mich der Welt zu verbergen und verriet niemandem, was mir geschehen. Ich schämte mich, daß es möglich gewesen. Eine Italienerin, ein Weib, dem schlauften Volke der Erde angehörend, überlistet von einer Rotte deutscher Land- und Krautjunker! Meine nächsten Vertrauten und Umgebungen wurden durch die Zeitumstände von mir gerissen. Nachrichten über ein Bauernhaus einzuziehen, wo du, mein Sohn, lebtest, wurde unmöglich — Von Angiolina, einer Geburt, die ich nur drei Tage lang sah, hörte ich nichts mehr — Die Italiener, die sie beschützen wollten — sie gehörten zu den Ruggieri, der berühmten Feuerwerkerfamilie — waren gutmütige Menschen. Die Welt war ganz vom Lärm und Jammer des Krieges erfüllt. So brachte ich einige Monate in dem damals verzweifelnden, unheimlichen Paris

zu. Ein Herzog von Amarillas, Marquis Don Albufera de Henares, lernte mich kennen —" Die Mutter hielt inne, um neue Kräfte zu sammeln zum Übergang wahrscheinlich zu einer neuen Verirrung. Benno bat sie, sich zu schonen. Bei dem Wort, das er aussprechen wollte: „Er würde sie ja nun oft sehen können!" stockte er. „Wir sehen uns in Rom!" verbesserte er sich. — „Nein, schon hier!" wollte sie mit überwallendem Gefühl ausrufen; doch sie unterbrach sich und gestand, ihre Stimme dämpfend: „Meine Lage ist — nicht mehr so — wie ich wünschen möchte!"

Allmählich fuhr sie beruhigter fort und sogar ein Lächeln trat in ihre Mienen; sie hatte an Olympias schnell entzündete und wie sie wußte, gefährliche Leidenschaft für einen jungen Fremdling gedacht, der nun ihr Sohn war. „Die Feinde hatten Paris genommen. Ein Flüchtling vor Napoleon, kehrte der Herzog von Amarillas mit dem vertriebenen Ferdinand VII. nach Spanien zurück. Er kam aus England und erkrankte in Paris. Hier wohnte er mit mir in einem Hause. Der Streit unserer Meinungen hinderte nicht die Annäherung der Sympathien. Der Herzog war alt und gebrechlich. Seine verarmte Lage rührte mich. Ich fing wieder an zu singen und teilte mit ihm, was ich hatte. Dennoch war, was ich tat, nur Rache an Wittekind —! Er hatte mich mit der Zeit mit Geldmitteln bedacht. Er fürchtete, daß ich mich den siegreichen deutschen Monarchen mit Klagen näherte — aber es war Rache, daß ich ihm als ‚Herzogin' antwortete und ihm so höhnisch, wie bei alledem auch er geschrieben, ‚seine' Kinder empfahl, für die er zu sorgen gelobte, denen ich aber — Gott wolle mir verzeihen! — wie allem fluchte, was mich an ihn erinnern konnte." Benno schauderte vor solchen psychologischen Möglichkeiten. Nach einer starren Betrachtung der blutigen Locken Angiolinens, fuhr die Mutter fort: „Ich reiste nach Madrid. Der Herzog, mein Gemahl, hatte eine Stellung am restaurierten Thron der Bourbonen erhalten. Bald jedoch kehrte Napoleon von Elba wieder; auch in Madrid erhob sich die Revolution. Der Herzog erlag den Anstrengungen einer Flucht vor den Cortes nach Portugal und starb. Wieder stand ich allein, wieder ohne Schutz und Lebenshalt; jetzt bereute ich, daß ich mich selbst so rasch zu dieser Veränderung meiner Ansprüche auf Wittekind hatte bestimmen können —! Ich reiste nach Rom. Von dort begann ich wieder mit Schloß Neuhof zu korrespondieren und einlenkende Schritte zu tun. Diese führten zu nichts. Da drohte ich. Man schrieb mir oder ließ mir schreiben. Einiges Geld wurde geschickt, im übrigen debitierte dein Vater nur die alten bäurischen Scherze, Bitten um Verzeihung, ironische Galanterien. Las ich die Briefe, so hörte ich das wiehernde Gelächter, das er für sich allein erheben konnte —! Er jubelte dann über seinen Verstand und über die Dummheit der übrigen Welt." — „Das wandte sich traurig genug!" schaltete Benno ein. „Er starb im Irrsinn. Jérôme, sein zweiter, gleichfalls geisteskranker Sohn, starb im Duell. Auch Friedrich, der Erbe, ist nicht glücklich.

Doch bin ich mit Friedrich einverstanden und befreundet. Er kennt meine Reise hierher und billigt die Begegnung mit dir. Befiehl selbst! Er ordnet sich allen deinen Wünschen unter."

Die Herzogin horchte aufmerksam und überlegte. Sie schien das Fortwalten des Geheimnisses vorzuziehen. Wenigstens sagte sie: „Mein Sohn! Ich bin die Tochter eines Marchese im Ravennatischen, der sein Vermögen verlor. Ich mußte früh an die Verwertung eines Talents denken, das mich und die Meinigen ernährte. So legte ich den Namen der Marchesina von Montalto ab und nannte mich Fulvia Maldachini. Von Rom kam ich erst nach Parma. Von dort nach Mailand, von Mailand nach Paris, von Paris nach Kassel. Ich kannte diese ganze dortige fremde Welt nicht und verachtete sie. Meine einzige Umgebung war eine alte Römerin, die mich singen gelehrt hat. Sie war halb erblindet, erschien aber durch ihre Manieren geeignet, mein Duenna vorzustellen. Auch sie verstand die Welt nicht, wo wir mit wahrhaftem Anstand lebten. Ich genoß die größten Auszeichnungen und hatte selbst die List des Königs zu fürchten. Ich war tugendhaft, mein Sohn! Ich rühme mich nicht, ich war es vielleicht nur — aus Stolz. Den Freiherrn erhörte ich erst, als er mir die heimliche Ehe anbot und ich sie vor Gott, einem Pfarrer oder dessen Substituten und mehr als zwei Zeugen, die hingereicht hätten, richtig geschlossen glaubte. Meine Entbindung von dir fiel in die Zeit der Ferien an unserer Bühne. Ich genas in einer der kleinen Meiereien, die zu den Besitzungen deines Vaters gehörten. Eine Bäuerin nährte dich. Noch war deine Geburt eines Familienstatuts wegen zu verbergen, aber du hattest meine ganze Liebe. Nie konnte ich dich in den schmutzigen Umgebungen wie ein Bauernkind sehen, ohne mit deinem Vater die ernstesten Kämpfe über die endliche Enthüllung unsers Geheimnisses zu beginnen. Anfangs erfolgten die Beschwichtigungen in Güte. Die Wendung, die später eintrat, erzählte ich dir schon. Wäre ich nicht von den Pflichten meines Berufes, den ich liebte und den ich so viele Meilen von Neuhof entfernt ausübte, gebunden gewesen, ich hätte solange mein Geheimnis nicht bewahren können. Als ich endlich den Betrug durchschaute, übertrug ich meinen Haß auch auf meine Kinder. Und ich sag' es dir, Cäsar, ich würde dich und Angiolina nie anerkannt haben, ohne diese heutige Wendung des Geschicks, die mir so schreckhaft sagt: Der Mensch lasse die Rache dem Himmel —! Oft befiel mich melancholische Sehnsucht nach den beiden Wesen, die ich unterm Herzen getragen. Einmal — ja, da war ich nahe daran, mich zu entdecken, als jener Pater Stanislaus —" — „Wenzel von Terschka —?" — „Du kennst ihn also! Als dieser Pater nach Deutschland reiste und sich mir empfahl. Ich lebte jedoch schon damals in Verhältnissen, die mir die Festhaltung meiner Stellung als Herzogin von Amarillas zur unbedingten Pflicht machten. Und noch jetzt — mein Sohn — —" Die Erzählerin stockte und wandte sich ab. Benno glaubte eine Beschämung zu bemerken, die

Anstand zu nehmen schien, von Kardinal Ceccone, als ihrer dritten Verbindung, zu sprechen. Ein unendliches Weh legte sich auf sein Herz.

„Mein Sohn," sprach jedoch die Herzogin, seine Gedanken erratend, „wenn Kardinal Ceccone in allem so heilig wäre, wie in seinem Verhältnis zu mir, so würde man ihn nach seinem Tode kanonisieren. Eher kannst du in Rom hören, daß — Ceccone, wie Papst Alexander Borgia, seine eigene Tochter liebt, als das Wort, die Herzogin von Amarillas stünde in einer nähern Verbindung mit ihm, als der, die — Duenna seiner ‚Nichte' zu sein! Ach, mein Sohn, du siehst mich hier mit vier Pferden fahren, Bediente umringen mich, ein römischer Prinzipe reicht mir den Arm, um mich in die kaiserlichen Theater zu führen, in die Loge des mächtigsten Staatsmanns — aber im Grunde bin ich nichts als eine Gouvernante!" — Benno ergriff gerührt die Hand der Mutter. — „Nichts als ein Deckmantel!" — Er sah in die umflorten Augen der Mutter. — „Unter unsern Kardinälen", fuhr die vielgeprüfte Frau mit schmerzlichem Lächeln fort, „gibt es einige, die es verdienen, Muster der Christenheit genannt zu werden. Ihre Zahl ist nicht groß. Die übrigen teilen sich in zwei Klassen. In solche, von denen die Gelübde aus Indolenz gehalten werden, und in solche, die unter keinerlei Umständen die Natur betrügen können. Alle aber, selbst die letztern, bewahren den Anstand. Saltem caute! ist unsere römische Devise. Nun aber kommt eine italienische Verschlagenheit. Um die immer prüfend und lauernd auf sie gerichteten Blicke der Menschen, besonders der priesterlichen Kollegen, zu zerstreuen, zeigen sich die Kardinäle schon von Hause aus weltlich, leichtsinnig, gesellschaftsbedürftig, nur nicht anstößig. Es ist, wie unsre Frauen im Cicisbeat einen Deckmantel für eine in ganz anderer Sphäre versteckte Leidenschaft haben können. Mit dem Cicisbeo läßt jeder Gatte ruhig seine Gemahlin gehen. So haben auch die Kardinäle irgendein Haus, an dem sie wie zur Familie gehörig, attachiert sind, wo sie Audienzen geben, sich ausruhen, Whist spielen und bei aller Galanterie, die sie nach einer ganz andern Richtung hin ausüben, die Tugend und Entsagung selbst sind. Das weiß in Rom jedermann. Kardinal Ceccone konnte sich nach seinen Arbeiten in der Sacra Consulta nirgends erholen, als bei der Herzogin von Amarillas und bei dieser ging es her so still und so fromm, wie im Kloster von Camalduli, bis sich mit den Jahren Olympia gefahrvoll entwickelte — Cäsar!" unterbrach sich hier die Sprecherin und betrachtete Benno mit einer Mischung von Staunen und Schrecken — „wie war es nur möglich, daß gerade du, du mein Sohn, Cäsar von Wittekind, es sein mußtest, der jetzt wieder — Doch nein! Nein!" fuhr sie plötzlich auf. „Fliehe Olympien! Was sie liebt, zerreißt sie!" — Benno geriet in die größte Verwirrung. Seine Überzeugung, daß er nach dieser Stunde nichts mehr in Wien zu vollbringen oder abzuwarten haben würde, mehrte sich. — „Ich bin nicht die einzige Herzogin," fuhr die Mutter fort, „lieber Sohn, die in Roms dunkelsten Gassen wohnt und

nur — in den Kirchen, deren wir zu diesem Zweck genug haben, von einem ihrem Stand gebührenden Glanze umgeben ist. Man ist arm, aber vom Munde darbt man sich den Mietwagen ab, der uns des Abends eine Stunde auf den Korso fährt. Sonst geht man des Tages zu Fuß. Ein Schleier genügt; nicht einmal ein Bedienter ist notwendig. Alle hundert Schritte liegt eine schöne geräumige Kirche, gebaut aus Marmor, mit stillen Kapellen, dunkeln Ecken, da eine Lampe, hier für die Füße ein Schemel, ein Bild von Domenichino, eine Skulptur von Michelangelo — So kann man eine Stunde lang verträumen, ein Leben der Armut anständig verschleiern. Du wirst das sehen, wenn du in Rom bist! Du gehst nach Rom? O, wohl, wohl! Du mußt es! Oder was — was glaubst du, mein Sohn?" — Benno erkannte, daß im Wiederfinden ihres Sohnes doch für die Mutter eine Gefahr zu liegen schien. Wie sprach sie scharf über die Mißbräuche Roms —! Und doch stand sie den Tonangebern in der offiziellen Sphäre so nahe! Wie mochte es mit ihren Überzeugungen im Verhältnis zur Kirche und zum Zweck der Sendung des Kardinals stehen —? — „Indessen", fuhr die Mutter fort, „sechs bis sieben Jahre kämpfte ich mit mir, welche Entschlüsse ich fassen sollte. Ich war nicht mehr jung, meine Schönheit, wenn ich sie je besessen habe, war verblüht; ich zog niemanden mehr an, als dann und wann einige Priester, die auch, als ich ihnen keine Tafel mehr servieren konnte, wegblieben. Zur Devotion hatte ich kein Talent. Im Singen zu unterrichten widersprach meinem Stolz. Ich prozessierte mit den Gerichten Spaniens; die Revolutionen und die Cortes wiesen mich ab. Wittekind erlebte bei meiner Verzweiflung einigemal die Drohung, daß ich nach Deutschland kommen und gegen ihn die Gerichte anrufen würde. Ich ging so weit, mich über die Gesetze wegen unwissentlicher Bigamie zu unterrichten. Ich überzeugte mich, daß meine Ehe nach kanonischen Regeln anerkannt werden konnte. Dann aber hatte ich in Bigamie gelebt und mußte erst wieder von dieser Sünde befreit werden —! Das ist das besonders Schmerzliche am Unglück, daß es zuletzt feige macht. Ja, es verwirrt uns und läßt uns dumme, unwürdige Maßregeln ergreifen. Endlich fand ich dort Hilfe, wo ich nimmermehr geglaubt hätte, daß ich sie suchen sollte." — Benno horchte voll äußerster Spannung. — „Jenseits der Tiber wohnen in Rom jene Volksklassen, die sich noch eine gewisse Natürlichkeit, soweit bei römischer Unfreiheit eine solche möglich ist, bewahrt haben, Handwerker, die größere, lichtere Räume bedürfen, als sie die innere Stadt diesseits der Tiber bietet. In diesem Trastevere wohnte ein Metzger Pascarello, von welchem ich mir zuweilen den Luxus gestattete, ein besseres Stück Fleisch, ein junges Lamm oder dergleichen, für die Küche zu bestellen. Noch lebte meine alte Marietta Zurboni, die mich solange Jahre begleitet hatte. Sie war blind geworden; ich gönnte ihr zuweilen Festtage, nicht bloß die, die im Kalender stehen — wo man noch vollends zu fasten hat — O, was ich da alles zusammenrede —!"

unterbrach sich die Herzogin und starrte in die Ferne und auf die noch nicht erreichte Stadt hinaus. Benno erkannte, daß die Mutter plötzlich wieder der Schmerz um die Tote ergriff, die nun schon in Entfernung einer Meile zurückgeblieben war. Sie hielt beide Hände nach der Gegend hin, wo Schloß Salem lag, und machte eine Gebärde der Bitte um Verzeihung. Sie küßte die blutigen Haare. Benno beruhigte sie. Die Worte: „Wenn man von dem Unglück sprechen wird, und ich soll den Schein annehmen, davon ganz unberührt —" erstickten im Weinen. Für Benno waren sie bedeutungsvoll. Sie gaben ihm eine Richtschnur für sein eigenes Verhalten.

„Eines Tages", fuhr sie gesammelter fort, „hatte ich mich von Kirche zu Kirche bis Santa Cecilia gebetet — dies war die einzige Art, wie ich als Herzogin ohne Equipage vegetieren konnte — Ich tat, als könnte ich, da ich doch einmal in Meister Pascarellos Nähe war, bei dieser Gelegenheit, obgleich ich den Titel einer Herzogin führte, auch wohl mein Osterlamm selbst bestellen. ‚Hoheit,' sagte er, ‚warum sind Sie aus Ihrer Andacht nicht zehn Minuten früher erwacht! Soeben hatte ich noch fünf Lämmchen, weiß wie Schnee, so unschuldig, daß sie die heilige Agnes mit in den Himmel hätte nehmen können —!' Ich bedauerte. ‚Hätt' ich nur diese Ehre geahnt!' fuhr er fort. ‚Aber, den Heiligen sei Dank, die Kleinen kommen wenigstens in gute Hände! Gott segne sie, daß ihre Wolle dem Pascarello Ehre macht!' ‚Wer erhielt sie denn?' fragte ich. Der ehrliche Metzger zeigte über die Tiber hinweg und sprach ‚Wenn die Tierchen gebraten werden, Hoheit, einen solchen vornehmen Rost haben Sie doch nicht! Ich glaube fast, der des heiligen Laurentius wird dazu genommen!' Ich ahnte eine Bestimmung für die Kirche und Meister Pascarello erzählte mir eine Geschichte, die jedermann weiß. Im Kloster der Nonnen, die man die ‚Lebendigbegrabenen' nennt, werden die Lämmer gezogen, aus deren Wolle die weißen, drei Finger breiten Schulterbinden, Pallien genannt, gefertigt werden, die Rom jedem neu ernannten Bischof der Christenheit zusendet — die Achselklappen zu den Uniformen der großen römischen Armee! Die Lämmer können ihre zarteste Wolle nur völlig jung liefern; gleich nach der Schur werden sie geschlachtet. Mit dem Fleische bewirtet dann der Heilige Vater jährlich die zwölf Apostel, deren Füße er wäscht; es sind Arme, die zu dieser Ehre schon lange auf einer Liste verzeichnet stehen und sich vierzehn Tage lang täglich selbst die Füße sauber gewaschen haben müssen. ‚In diesem Kloster', sagte Meister Pascarello schlau, ‚muß wohl ein Wolf hausen oder eine Wölfin' — verbesserte er sich —; ‚denn ich habe die Ehre, des Jahres viel Lämmer dorthin zu liefern, mehr als in einem Jahr Bischöfe der Christenheit sterben und neue gewählt werden!' ‚Seltsam!' sagte ich gleichgültig und — betete mich wieder in meine dunkle Gasse bei Piazza Navona zurück, wo ich wohnte. Ich erzählte diesen Vorfall einem Prälaten, der mich zuweilen besuchte, obgleich ich ihn nicht leiden mochte seines höchst

giftigen und intriganten Wesens wegen. Es ist der jetzige Kardinal Fefelotti, wie man weiß, der Feind Ceccones. Leider hatte ich ihm schon mehr von meinen Lebensverhältnissen anvertraut, als ich jemals hätte tun sollen." Benno hatte diesen Namen als den jetzigen Nachbar des Grafen Hugo in Castellungo erst heute vom Grafen nennen hören. Ebenso wußte er, daß Olympias Mutter, die von Ceccone verführte Schwester der Biancchi, im Kloster der „Lebendigbegrabenen" lebte. Er fürchtete die Aufregung der Mutter und sagte: „Laß es! Du wirst mir noch oft erzählen können!" — „Eine solche Stunde kommt uns nicht so bald!" erwiderte sie seufzend. — „In Rom! Ich verlasse Wien!" sagte er. — „Nein! Nein! Du sollst nichts um meinetwillen tun —!" Nach einiger Sammlung fuhr sie fort: „Fefelotti machte zu meinem Bericht eine schlaue Miene und sagte: ‚Daraus erkenne ich ja die Wahrheit eines Gerüchtes! Monsignore Tiburzio könnte von dieser kleinen Wölfin leicht seinen Kardinalshut zerrissen bekommen. Sie wissen,' setzte er hinzu, ‚daß Tiburzio im nächsten Konklave den Purpur erhalten wird.' Die Züge Fefelottis verzerrten sich häßlicher denn je. Ich sah, daß er vor giftigstem Neide über einen Plan brütete. Ceccone war schon damals der mächtigste Mann in Rom. Er hatte die Revolution gebändigt, die Karbonari verbannt, eingekerkert, hingerichtet. Man wußte, daß eine Römerin, Lucrezia Biancchi, ihn deshalb hatte ermorden wollen." — „Eine neue Judith! Olympia ist ihr Kind!" ergänzte Benno — „Alle Welt weiß es jetzt," bestätigte die Mutter; „damals aber lagen dunkle Schleier darüber! Ceccone, Generalinquisitor, schlug die Untersuchung des Mordanfalls, den eine junge Wäscherin auf ihn gemacht hatte, nieder und brachte die Mörderin zu den ‚Lebendigbegrabenen'. Er wußte, was es mit dieser Mörderin zu verbergen galt! Das fanatische Mädchen, das ihre Ehre geopfert hatte, um den Fluch Italiens, wie ihn die Karbonari nannten, zu töten, kam bei den ‚Lebendigbegrabenen' nieder. Olympia, ihr Kind, wurde im Kloster vier Jahre alt. Es war ein Kind der Sünde, ein Kind der Lüge, der Wollust und des Mordes! Ich sage gleich alles. Olympia war von einer solchen Wildheit des Blutes, daß sie spielend mit jenen kaum geborenen Lämmchen, auch zuweilen eines derselben erwürgte. Das Opfern dieser Lämmer ist eine heilige Prozedur, die am Fest der heiligen Agnese öffentlich vollzogen wird, und an der von ihnen gewonnenen Wolle soll noch jetzt niemand eifriger spinnen als die schon bei der Geburt ihres Kindes vom nicht abgewarteten Milchfieber irrsinnig gewordene Lucrezia —" — O, was ist Wahrheit! klagte es tief schmerzlich in Bennos Gemüt. Da steigt ein riesiges Gebäude auf, ein stolzer Dom! Die Pfeiler ragen wie über felsenfestem Grunde! Die Wölbungen sind wie für die Ewigkeit berechnet! In den Rissen wächst, sie mit buntestem Farbenreiz verdeckend, die Flora der Phantasie und des Gemütes — die heiligste Andacht nimmt diese weißen Pallien mit den vier schwarzen Kreuzen darauf wie die Sinnbilder jenes „verlorenen Lammes, das der gute Hirte

gesucht", auf — und wie macht sich das alles in Wirklichkeit! Wieviel Weltlichkeit klebt an der Herstellung dieser geistlichen Dinge! „Rom blüht und gedeiht!" hatte auch Hammaker beim Vorschlag eines neuen „falschen Isidorus" gesagt.

Die Mutter schien diesem schneidenden Kontrast nicht ganz nachzufühlen. Nehmen doch die Römer das, was von ihnen kommt und zu ihnen geht und was bei ihnen die katholische Welt andachtsvoll verehrt, wie ihr täglich Brot und wie etwas, das sich ganz von selbst versteht. „Ich gönnte Fefelotti nicht den Triumph seiner Intrige!" fuhr sie fort. „In einer jener Anwandlungen von Tatkraft und Mut, die fast schon längst bei mir aufgehört hatten, schrieb ich an Monsignore Ceccone und warnte ihn, auf der Hut zu sein und aus dem Kloster eine gewisse — kleine Wölfin zu entfernen. Die Visitation darf in Klöstern keine Kinder dulden. Zugleich warnte ich vor den Plaudereien Pascarellos in Trastevere. Ich hatte mich genannt und konnte daher nicht erstaunen, unmittelbar darauf den Besuch des Monsignore zu empfangen. Ich fand in ihm einen Mann von hinreißendem Benehmen, angewiesen, die Gunst der Frauen zu gewinnen. Ich für meinen Teil fühlte, daß ich nichts mehr für einen solchen Mann besaß, als höchstens etwas Verstand und die Befriedigung seines Bedürfnisses nach Beistimmung. Letzteres bindet zuweilen die Menschen, besonders, wenn sie nicht gut sind. Und seine Macht zeigen wollen, heißt bei vielen gefällig sein. Daraufhin entdeckte sich mir Ceccone allmählich ganz, dankte für meine Teilnahme, warnte vor Fefelotti, der seit frühester Jugend und schon von der Schule her sein Feind gewesen, und machte mir den Vorschlag, daß ich einen Palast beziehen sollte, den er für mich zu mieten gedächte, falls ich Olympien zu mir nähme. Noch mehr! Er sagte: Es wäre ihm lieb, wenn ich ihr einen Namen, vielleicht einen aus meiner Verwandtschaft gäbe. Ich ging auf diese Vorschläge ein, gab Olympien den Namen, den ich hier in diesem rauhen und grausamen Lande zurückgelassen hatte, Maldachini, und meine Lage besserte sich, ja sie wurde glänzend. Ceccone hatte Schätze gesammelt und besaß eine solche Liebe zu seiner Tochter, daß sie ihm — eine Fürstenkrone wert gewesen wäre —; die Krone des Prinzen Rucca entspricht nur der jetzigen Stellung des römischen Stuhls, nur den Zeiten unsres ‚kleinen Nepotismus'. Aber die Zähmung der jungen Wölfin, die ich zustande bringen sollte, ist mir nicht gelungen. Sie ist eine Blume, die aus Blut entsprossen. Ihr Dasein verdankt sie einem Haß, der sich in Liebe nur verstellte — Lucrezia Biancchi hatte die Bekanntschaft im Hause des Inquisitors durch eine Wäscherin, die für ihn arbeitete, gesucht; sie begleitete diese und nahm ihr zuweilen die Übergabe der Wäsche ab; so begann ein Roman, den sie benutzte, um den Feind der jungen Freiheit Italiens, wie Judith den Holofernes, zu ermorden. Wir haben ein schönes Land, aber wilde Menschen darin!" Benno war zu ergriffen, um von den Brüdern Lucrezia

Bianchis, von den Oheimen der „Wölfin" zu sprechen, von der Nähe des alten Professors Luigi. „Olympia hatte nie einen Wunsch, der unerfüllt blieb. Sie heiratet den Prinzipe nicht, weil sie ihn liebt oder um seinen Namen zu haben, sondern nur, um eine Frau zu sein. Erst dadurch gewinnt ein Weib größere Freiheit. Rom hat keine Erziehung, keine Bildung — vor allem keine Tugend; es hat nur Leidenschaft und Verstellung —! Wir haben die angenehmsten Formen der Devotion; diese vertreten den öffentlichen Anstand; alles Übrige ist die größere oder geringere Kunst der Verstellung. Tugend ist bei uns nur da anzutreffen, wo sie die Begleiterin von Stolz und Liebe ist. Ein Staat von Priestern, die alle unter einem unnatürlichen Gesetz leben müssen, kann nichts anderes hervorbringen. Ich habe es einmal erfahren, was ein in Rom entstandener freisinniger Gedanke kosten kann! Ceccone neigt, wie im Alter bei Tyrannen und Emporkömmlingen öfters vorkommt, zu politischen Verbesserungen und ist in seinem innersten Herzen Italiener, ja mehr noch, Römer. Sei versichert, Olympia und ich selbst, wir arbeiten auf die künftige Erhöhung Italiens hin — eine Errungenschaft, die ohne einen Bruch mit Österreich nicht denkbar ist — wir betrügen unsre treusten Bundesgenossen —" Die Herzogin hielt einen Augenblick inne. Die Diener hätten sonst hören können. Schon näherte man sich den Vorstädten. Aber sie fuhr fort: „Fesolotti war inzwischen gleichfalls Kardinal geworden und erhob sich wie die Schlange, die ein Fuß nicht ganz zertreten hat. Natürlich auch gegen mich, der ich von ihm abgefallen war. Diesen letzten Winter war es, wo die Intrigen der immer mächtiger gewordenen Jesuiten gegen mich begannen. Auf der Reise hierher, die schon lange zu Olympiens Ausbildung und Mehrung ihrer geringen Kenntnisse beschlossen war, sollte ich von einer Anklage begrüßt werden auf Bigamie. Man warnte mich vor dieser Reise. Aber Fesolotti wurde gestürzt, aus Rom verbannt mußte er in ein Erzbistum gehen! Weit von Rom entfernt, ich glaube im Piemontesischen, krümmt er sich jetzt, racheschnaubend, doch ohnmächtig. Wir fühlen seine Hand nicht mehr! Warum staunst du so?" — Benno unterdrückte seine Empfindungen. In solche Umtriebe des Ehrgeizes machtbegehrender Priester mischt sich das Wohl der Staaten, die Freiheit der Völker, die Erleuchtung der Gedanken —! Aber die Mutter kam auf solche Vorstellungen nicht. Sie berichtete von Olympien: „Ihre ersten Lebensjahre hatte sie im Kloster hingebracht. Das Kloster liegt nicht einsam; man hatte Ursache, das Schreien des Kindes zu unterdrücken. Wodurch anders konnte man das, als durch Liebkosungen und die Gewähr jedes Wunsches! Ein Nein! gab es nicht mehr bei Nonnen, die über eine Entdeckung zitterten. Daß sie gleich anfangs eine Einzukleidende aufnahmen, die in der Lage war, Mutter zu werden, also etwas taten, was ihnen die Gesetze verboten, das bewirkte die Habgier. Diese Mönche und Nonnen gewöhnen sich so an die Vorteile,

die ihnen die Besitztümer ihres Klosters gewähren, daß sich die wunderbarste Einigkeit zwischen ihnen herstellt, wenn sie nur wissen: Auch du hast Anteil am gemeinsamen Gewinn —! Dann aber denn doch dem Kloster heimlich entführt und in meine Obhut gegeben, erlebte Olympia einige entschiedene Anwandlungen meiner Neigung, sie zu erziehen. Der Erfolg war nicht ermunternd. Lassen Sie das Kind sein, wie es ist! sagte Ceccone, der halb ein Trajan, halb ein Nero hätte werden können. Nur ein Mensch von starkem Willen lebt in dieser Welt siegreich! setzte er hinzu. Oft sah ich in der Galerie Borghese das Bild, das Rafael von Cäsar Borgia gemalt hat; ein Kopf wie ein Räuberhauptmann, voll schreckhafter Männerschönheit! Machiavelli machte aus diesem Menschen das Muster eines echten Fürsten —! So war Ceccone in seiner Jugend und Olympia ähnelt ihm. Schon als Kind bekam sie galante Briefe und Gedichte von denen, die ihren Schutz begehrten —! Ihre Gesellschaft wählte sie sich selbst. Sie ließ Schäferknaben von der Hürde wegnehmen und in prachtvolle Kleider stecken, um mit ihnen zu spielen. Ebenso oft aber auch nahm sie ihre Gunstbezeugungen in schreckhafter Weise wieder zurück. Ich hatte Szenen mit dem Kardinal voll äußerster Aufregung. Dann konnte er grausam genug sein und mir sagen: Madame, Sie sind die Kammerfrau einer Fürstin, weiter nichts! Ich ertrug diese Ausbrüche des Dünkels und der Tyrannei, weil ich zuviel gelitten hatte und an jenem schrecklichen Wendepunkt im Frauenleben angekommen war, wo der Mut und die Hoffnung versiegen und uns die Angst vor dem Alter ergreift." — Benno drückte der Mutter die Hand und sprach: „Trenne dich von dieser Welt und sei — ganz nur mein! Es soll dir nichts fehlen." — Wird das gehen? lag in den Blicken der so erfahrungsreich urteilenden, geistvollen und sich doch selbst der Beschränktheit anklagenden Frau, die mit ihrer Charakteristik des Mädchens, das auf Bennos Bekanntschaft brannte, fortfuhr: „Zum Glück hatte Olympia die gute Eigenschaft, daß ihr fester Wille zuweilen eine edle Sache ergriff. Daß die Sache eine edle war, hatte dann bloß der Zufall gemacht. Sie wählte immer nur diejenigen Standpunkte der Auffassung, die ihr der nächste Anlaß und Einfluß, oft nur eine persönliche Empfehlung boten. So sind aber alle Vornehmen! Brachte ein Pächter eine Bittschrift und hob ihr den Fächer auf, der ihr gerade entfallen war, so ruhte sie nicht, bis seine Wünsche erfüllt wurden. Ebenso wurde durch die größten Kleinigkeiten ihr Haß und ihre Rachsucht bestimmt. Gegen einen jungen Geistlichen, der ihr die Beichte hörte, erhob sie die Beschuldigung, er hätte sie im Beichtstuhl geküßt." Benno entsetzte sich. — „Die frechste Lüge war es. Aber sie führte sie mit allem Aufwand boshafter Verstellung durch. Der arme junge Priester hatte ihr einige Strafen auferlegt, denen sie sich nicht unterziehen wollte. Dann verdarb sich freilich der Unglückliche durch die seltsamste Grille von der Welt

sein Schicksal selbst. Er räumte ein, was niemand von ihm glauben konnte und sie voll Reue zuletzt selbst zurücknahm, daß die damals vierzehn Jahre alte Olympia recht gehabt hätte —! Ein Alkantarinermönch aus dem Norden Italiens, der strengsten Regel der Franziskaner angehörend, betete eines Tages in der Sixtina. Sie sah ihn dort und wollte ihn sofort zum Beichtvater haben, worunter sie einen Liebhaber verstand. Der Kardinal ließ den Pater Vincente — so hieß er — aufsuchen und bestimmte ihn, in Rom zu bleiben. Von Natur träumerisch, bildschön, hatte der junge Mann durch seinen schweren Orden sozusagen die Kraft der Nerven verloren. Er errötete bei jedem Wort, das man an ihn richtete. Er wurde Olympias Beichtvater und bezog das römische Kloster der Alkantariner. Nach sechs Wochen endete dieser Roman, wie ich berichtet. Olympia rächte sich für die Strenge seiner Strafen und wollte ihm nicht länger beichten. Sie log; jeder sprach ihn frei. Er jedoch, so scheint es — hatte sich in der Tat in sie verliebt und gab als wirklich geschehen zu, was nur das Spiel seiner Phantasie gewesen sein mochte. Ja, ich habe sie geküßt! sagte der kranke Schwärmer. Der Unglückliche schmachtete darauf fünf Jahre in einer Strafzelle der Alkantariner." — Olympia ist ein Teufel! wallte es in Benno auf. Lucinde, Bonaventura traten vor sein irrendes Auge. Auch Klingsohr und Hubertus, die sich nach Rom und dort zu ebendiesen Alkantarinern geflüchtet haben sollten. — „Als Vincente eingeräumt hatte, daß er im Beichtstuhl wirklich Olympien geküßt, erschrak sie aufs äußerste und bereute ihre Tat. Sie schrie und weinte über die furchtbare Strafe, die ihn traf. Sie lief zum Kardinal und warf sich ihm zu Füßen, küßte seine Zehen, was sie immer als Ausdruck der höchsten Schmeichelei für ihn tut, da sie damit ausdrücken will, daß ihm, obschon er mehr Jurist als Geistlicher, beim Tode des Papstes die dreifache Krone nicht entgehen könnte; sie schwur, sie hätte gelogen und bat um die Freilassung des Priesters. Der Kardinal tat alles, was in seinen Kräften stand; aber Pater Vincente verharrte bei seiner Versicherung, er hätte sie geküßt und verdiene seine Strafe. Sein General war streng und züchtigte ihn grausam. Kürzlich war die Rede, daß neben Fesolotti, der sich jetzt auf seinem Erzbistum Cuneo, auch Coni genannt, im Piemontesischen, befindet, gerade eben das Bistum Robillante freigeworden. Scherzhaft sagte man in einer Gesellschaft, daß dem ‚schlechtesten Christen' eigentlich nur der ‚beste Christ' an die Seite zu stellen wäre. Olympia hörte das und rief mit blitzenden Augen: Der beste Christ der Welt ist Pater Vincente bei den Alkantarinern! Macht ihn zum Bischof von Robillante! So geschah es auch. Wer hätte glücklicher sein können als Vincente, der aus jener Gegend, dem Tal von Castellungo, gebürtig war!" — „Castellungo?" unterbrach Benno. — „Ein Tal am Fuße des Col de Tende im Piemontesischen —" — „Das Schloß von Castellungo

gehört dem Grafen Hugo, von dem wir eben Abschied nahmen —!" — Die Mutter horchte auf und orientierte sich, daß die Gegend dort — „ketzerisch" wäre —! Bennos Gedanken waren auf seinen „besten Christen der Welt" — auf Bonaventura gerichtet, ja er sprach diesen Namen aus, als er erfuhr, daß Pater Vincente noch bei den Alkantarinern lebte, denn die Bischofswürde, als für ihn zu ehrenvoll, hatte dieser abgelehnt und um so mehr als er behauptete, daß ihm dort in der Heimat sein Glaube verloren ginge. Ja zu seinem größten Erstaunen hörte Benno den Namen eines ketzerischen Heiligen nennen, des Bruders Federigo, eines Deutschen, dem Pater Vincente erklärte, um seines Seelenheiles willen nie mehr im Leben begegnen zu wollen. „Denke dir, was Fefelotti zu tun bekommen wird —!" — „Entsetzlich!" rief Benno. „Dann stellt wenigstens dem schlechtesten Priester als den besten Bonaventura von Asselyn gegenüber —!" fügte er hinzu. — „Nenn' ihn Olympien, und er hat die Berufung —!" — „Ich? Olympien —!" — „Nein," warnte die Mutter auf, Olympia ist deiner nicht würdig. Aber ausweichen kannst du ihr nicht. Wir beide freilich müssen unsern Seelenbund noch verschleiern. Der Graf weiß nichts von den Gebräuchen unserer Kirche. Erinnere ihn an die Seelenmetten für meine unglückliche Tochter! Laß diese täglich lesen! Dann sehen wir uns bei diesen Metten und wären wir beide auch nur ganz allein zugegen! Aber dem Principe Rucca mußt du die Aufmerksamkeit erweisen, ihm heute zu Ceccone zu folgen! Sei klug, sei vorsichtig mit ihm und mit Olympien! Jeder Widerstand erhöht ihren Eigensinn. Jetzt lade ich dich nicht ein, in den Palatinus zu folgen. Ich bin hier nie bei dem Kardinal, mein Sohn. Auch Olympia nie vor andern. Wir sind hier die Vertreter des Heiligen. Der Kardinal kommt zu uns. Also morgen, mein Sohn! Heute gehst du noch mit dem Prinzipe? Sehen wir uns beide, so wie wir uns sehen müssen — bei Angiolinas Seelenmetten! Da knien wir nebeneinander und sprechen, wie und was das Herz sprechen muß! Das ist dann auch ein Gebet."

Weiter konnte die aufs äußerste erschöpfte Frau im überhasteten, eines ins andere drängenden Strom ihrer Empfindungen und Worte nicht kommen. Schon hielten die in der Stadt zur letzten Anstrengung angestachelten vier Rosse, auf ein Klopfen Bennos am Wagenfenster, in der belebtesten Straße Wiens, nicht weit vom „Monte Palatino". Der Mohr öffnete — Benno stieg aus — ein krampfhafter Händedruck — der Wagen flog weiter, dem Hotel zu.

Aus dem Traumreich kaum zu ahnender und doch so durchaus wirklicher Erlebnisse kehrte Benno in das rauschende Gewühl einer Stadt zurück, deren Bewohner — mitten unter solchen Verhängnissen des Einzellebens! — nur an den bunten Anschlagzetteln beteiligt schienen, die rings, zu Vergnügungen einladend, die Straßenecken bedeckten. Trauer und Freude, Heimat und Fremde, Tod und

Leben im Herzen, ging er der Herrengasse zu, um ins Camphausensche Palais die Unglücksbotschaft entweder selbst zuerst zu bringen oder, wenn sie ihm schon vorangeeilt war, sie nach dem schmerzlichen Augenschein zu bestätigen.

8. Beim Staatskanzler.

Das Unglück fliegt auf schnell'rer Schwinge
Als frohe Botschaft durch die Welt —

Schon war in der Herrengasse das auf dem Schlosse Salem Vorgefallene bekannt. Dem gesamten mit Bestürzung den neuen Boten umringenden Dienstpersonal fühlte sich Benno gedrungen, es noch einmal mit allen Umständen zu erzählen. Dann ordnete er an, daß die Gräfin, die jeden Tag eintreffen konnte, nicht zu jäh vom Vorgefallenen benachrichtigt wurde.

Die Tischzeit bei den Zickeles war längst versäumt. Auch würde Benno nicht die Stimmung gehabt haben, wie vorausgesetzt, an einer gemeinschaftlichen Tafel, noch weniger an einer Abendgesellschaft teilzunehmen. Als er in seine Wohnung zurückkehrte, hatten die Zickeles bereits geschickt; die Unglückskunde hatte sich auch bis zu ihnen verbreitet. Und nun kam Harry selbst. Wer konnte denn auch durch alle Straßen, alle Theater Wiens rennen, und sich für das Allerneueste in Wien so als jemand einführen, der den Bericht eines Augenzeugen hatte, wie er! Aber von Therese Kuchelmeister wußte er schon, daß diese in Verzweiflung war. Er erhielt die Mitteilungen, die ihn fähig machten, von jetzt ab bis Mitternacht jedem Vorübergehenden, allen im Theater vor und neben ihm Sitzenden den Vorfall zu erzählen mit hinzugefügter Versicherung: Ich bin so gut wie dabei gewesen!

Noch war der Chorherr nicht daheim. Es war sechs Uhr. Da kam auch der Herr von Pötzl mit Bestürzung. Mit und ohne Verstellung zeigte er das Interesse, daß gerade er an diesem erschütternden Vorfall zu nehmen hatte. Mancher Charakterzug der so jung Dahingeschiedenen vervollständigte das Bild eines Wesens, das mit der Zeit jedenfalls an innerer und äußerer Heimatlosigkeit zugrunde gegangen wäre.

Bennos Lage war bei diesen Erörterungen die tiefschmerzlichste. Die Frage: Ob Selbstmord oder nicht? wurde in Gegenwart des inzwischen gleichfalls heimgekommenen Chorherrn erörtert. Auch dieser hatte die Kunde vernommen. Herr von Pötzl weinte jetzt. Sein Taschentuch war über und über naß. Er „verbürgte" sich seinerseits für einen bloßen Unglücksfall. Alle Welt kenne ja die Wildheit der Gräfin Maldachini. Aber der Chorherr stimmte ihm nicht bei. „Selbstmord," sagte er, „ist die Folge einer lange vorausgegangenen Abwägung der zu tragenden Leiden und der Kräfte, die sie tragen sollen. Überwiegt die Summe jener, so hört die Willensfreiheit auf und mit Seneca sagt dann jeder Atemzug: „Die Tür ist ja offen — geh' lieber

hinaus!" — Pötzl'n schauderte es vor diesem „heidnischen" Worte. Doch schloß bei ihm alle Erschütterung und wehmütige Betrachtung die Bemerkung nicht aus, daß der Graf ohne Zweifel in den Entresolzimmern des Kasinos sofort den Nachlaß von Briefen und „dergleichen" mit Beschlag belegt, vertilgt, überhaupt wohl die „Erbschaftsfrage vereinfacht" hätte, die „denn auch den freilich mit Undank belohnten Pflegevater berührte". Auf diese Gedanken der Habsucht ging Benno nur ein, um von Angiolinens Ursprung Näheres zu erfahren. Wesentlich neu war ihm nichts. Als auch Leo Zickeles voll Schreck und Staunen kam, ging Pötzl und flüsterte Benno nur noch ins Ohr: „Noch eins, Herr Baron! Ich kann Ihnen aus guter Quelle mitteilen, Ihre Anwesenheit erregt Interesse in den höchsten Kreisen, sage: den höchsten! Se. Durchlaucht wundern sich, daß Sie sich nicht persönlich bei ihm gemeldet haben. Stadtrat Schnuphase wird von ihm morgen empfangen werden. Begierig ist man, von Ihnen über — doch ich weiß nichts, als daß Herr Oberprokurator von Rück hierher geschrieben hat, Sie hätten die Absicht, in diesseitige Staatsdienste zu treten! Da werden Sie ja bald das Nähere erfahren!" Benno horchte staunend auf und lehnte diese Voraussetzungen als unbegründet ab Pfiffig aber und zugleich schmerzlich lächelnd — alles immer mit einer und derselben Miene — ging Pötzl. Auch Leo Zickeles blieb nicht zu lange. Die Bildung eines „Komitees zur Unterstützung von Hinterlassenen" war hier nicht am Platze. Der Chorherr wurde abgerufen. Er hatte Angiolinen nicht gekannt, aber sein Blick war voll Trauer.

Es schlug sieben Uhr. Um acht wollte Fürst Rucca kommen. Benno besaß nicht die mindeste Neigung, heute noch den Kardinal Ceccone kennen zu lernen und die Würgerin junger Lämmer wiederzusehen. Entschlossen, sich nicht zur Gesellschaft anzukleiden, ging er mit steigendem Unmut auf und ab. Da kam der Chorherr mit einem Schreiben zurück, das ihm eben für Benno — aus der Staatskanzlei zugekommen war. Ein kaiserlicher Rat schrieb: Se. Durchlaucht hätten die überbrachten Briefe empfangen und würden, da der traurige Vorfall von heute früh bei Sr. Erlaucht dem Grafen von Salem-Camphausen dem Herrn Baron wohl ohnehin für seine nächsten Aufträge Muße gäbe, es gern sehen, wenn die von Herrn Stadtrat Schnuphase in Aussicht gestellten mündlichen Mitteilungen, sowie die schriftlichen des Herrn Dr. Rück von ihm ergänzt und bestätigt werden könnten. Se. Durchlaucht erwarteten ihn morgen in der Frühe um zehn Uhr.

Benno betrachtete das überraschende Schreiben von allen Seiten und traute seinen Augen nicht. Nun erst haftete er an Pötzls Äußerung: Rück empfehle ihn für den hiesigen Staatsdienst. Ist denn das eine von Rück über mich verhängte gewaltsame Entfernung? Kann er wohl gar meinem Blick, meinem Verdachte nicht mehr begegnen? Darum die stete Äußerung: Auch der Domkapitular muß eine Stelle antreten — in Österreich, in Ungarn! Wohin möchte er

uns nicht alles verbannen, nur um — Lucinden ganz für sich allein zu behalten, oder weil er fürchtet — wir durchschauten seine teuflische Veranstaltung mit der gefälschten Urkunde und sie käme doch noch heraus —?

Bennos Wirt, nicht minder erstaunt, wünschte ihm Glück und setzte in seiner ironischen, immer durch einen elegischen Ton gemilderten Weise hinzu: „Es ist nur schade, daß der große Staatsmann die Gewohnheit hat, alles schon von selbst zu wissen! Er sagt, er will von Ihnen lernen und wird Sie nur belehren! Das ist seine Art. Er fängt einen Satz an — Sie wollen ihn ergänzen, Sie rufen: Sire, geben Sie Gedank — Da bleibt sein Auge an Ihren Rockknöpfen hängen und sagt Ihnen, wo in Österreich die Knopffabriken blühen! Sie hätten keine bessern draußen im Reich —! beweist er Ihnen und der Diskurs endet gemütlich: Hab' mich unendlich gefreut! Jetzt ist sein Hauptgedanke unser Anschluß an den Zollverein, nämlich um das Supremat Ihres Staats zu beschränken und preußisches Kurant gegen unser Papier auszutauschen. Nehmen Sie eine Anstellung — sogar im Finanzfach!" — „Das müßte rasch kommen," erwiderte Benno, wie mit einer plötzlichen Inspiration, — „denn ich reise schon morgen ab." — „Wie?" rief, von dieser Mitteilung ernstlich überrascht, sein freundlicher Wirt. Das Nichtglaubenwollen des Greises hinderte Benno nicht, zu erklären, Graf Hugo wäre von seinem Unfall zu sehr erschüttert, um mit ihm geschäftlich zu verhandeln. Er würde demzufolge seine Reise nach Italien beschleunigen. Der Chorherr wurde unwillig. „Sie waren noch nicht bei der kleinen Tigerfreundin, die heute früh schon um Ihretwillen mein stilles Haus alarmiert hat? Wissen Sie denn nicht, welche Konnexionen Ihnen da für Italien und Rom entgehen? Man muß die Menschen, gleichviel ob sie gut oder schlecht sind, als Material benutzen, um sich daraus das Leben auf seine Weise zu gestalten! Und was den Staatskanzler betrifft, so steht er zwar auf dem Standpunkt des Fertigseins, wo sich ein Großer nach einer Audienz nicht mehr sagt: Wie hat mir dieser Mann gefallen? sondern: Wie habe Ich ihm gefallen? das Ereignis bleibt aber darum immer merkwürdig an sich!" Der Chorherr tat, als wollte er Benno in seinem Zimmer einschließen und ihn zwingen, alle Folgen der Audienz abzuwarten.

Es war acht Uhr. In der Ferne hörte Benno das Rollen in den Straßen. Es war wie das Rauschen des Meeres. Nun begannen die Stunden der Geselligkeit — die Sicherheit der Lüge und des Zwanges! Mit Herzen voll Trauer können andere lächeln! Wegtändeln sollst auch du solche Lebensbürden —! Sollst morgen — nach diesem heute —? Nein! Wie könntest du nur, ohne Aufsehen und mit einem triftigen Grunde, schnell und ungehindert aus allen diesen Konflikten entkommen? Die Mutter siehst du in Italien wieder! Dort wird sie größere Freiheit haben als hier! Dort mußt du ihr so leben können, daß sie vielleicht die falsche Stellung,

die sie jetzt einnimmt und die auch nur einen Augenblick zu beobachten mich beschämt, verläßt und ganz nur dir gehört!

Er ordnete seine Effekten. Da wurde an seine Tür gepocht und der Mohr des Principe Rucca, in weißen Kleidern mit Goldtressen, erschien, um ihn abzurufen. Der Wagen stünde unten! So berichtete er in gebrochenem Italienisch. Benno entschuldigte sich und zeigte auf seine Haustoilette. Der Mohr verstand diese Zeichensprache, ging und kam nun mit dem Principe selbst. Dieser war außer sich. „Der Kardinal erwartet Sie ja schon! Sie müssen kommen!" Benno schützte seine Erschöpfung vor, die Nachwirkung der traurigen Eindrücke des Tages. Auch eine wichtige Einladung auf morgen in der Frühe. Principe Rucca hatte endlich das Pflaster abgelegt. Er machte eine Miene, wie ein Kind, dem man sein Naschwerk versagt. „Der Kardinal wollte Sie mit dem Bistum überraschen für Ihren — Ihren — Herrn — Bruder, nicht wahr? Die Herzogin hat ihm schon alles erzählt! Die Gräfin hat dann sogleich an den Onkel geschrieben: Der heiligste Priester der Welt ist gefunden —! Die Sühne für die Möglichkeit, daß ein Fefelotti auf Erden existiert! Der Bruder des Herrn Baron von Asselyn, der dem Prinzen Rucca, meinem Verlobten, das Leben gerettet hat —!" — Benno traute seinem Ohr nicht. — „Ihr Bruder soll sogleich nach Wien kommen. Wenn er auch nur ein wenig Italienisch spricht, so braucht er nur an unserer Kirche hier ‚Maria zum Schnee' dreimal zelebriert zu haben, und er ist Bischof von Robillante. Das übrige findet sich! Es gibt Grammatiken!" Benno verharrte bei seiner Weigerung. Der Name Ceccone war ihm wie ein Gorgohaupt. Da sollte er lächeln, sich verleugnen, nun gar ihm danken? Der Prinz ging wie ein Kind, das eine große Strafe befürchtet. Benno schlug es rund ab, zu dem Kardinal zu gehen.

In höchster Aufregung blieb er zurück. Er hatte an Bonaventura, an den Dechanten, an seinen Bruder, den Präsidenten, schreiben wollen. Da gab es neue Störung. Harry Zickeles brachte ihm einen an sein Haus adressierten Brief. „Ich dachte, daß es Ihnen angenehm sein würde, den Brief bald zu haben. Aber daß Sie zu Hause sind! Wer hätte das erwartet! Ganz Wien ist voll von dem Unglück — wissen's — einer reizenden jungen Dame — ja so!" Er hatte schon seine Quelle vergessen. „Mein Bruder Perzival läßt eine Ode auf sie drucken. Der Graf muß in Verzweiflung sein! Ich war eben in der Josephstadt und habe ein neues ‚Ausstattungsstück' probieren sehen. Scharmant für die dortigen Kräfte! Aber morgen speisen Sie bei uns? Gelt? Warum nicht? O dann kommen Sie den Abend —! Der Laërtes von gestern ist engagiert worden! Bianchi und Dalschefski arbeiten schon gemeinschaftlich, was sagen Sie, gemeinschaftlich an einem Requiem für Angiolina — Haben Sie den Pötzl beobachtet? — Wissen's, als er bei Ihnen war, hat er unten auf den Leo gewartet und nur von der Erbschaft ge-

sprochen! Nehmen's Ihnen in acht vor dem Mann —! Er sagte, Sie erregten in höchsten Kreisen Aufsehen! Die höchsten Kreise sind bei ihm die Polizeidirektion —" Da warf Benno ein: „Der Staatskanzler hat mir für morgen früh eine Audienz anberaumt —" — „Der — Staats —?" — „Morgen früh um zehn Uhr!" — Für Harry Zickeles war diese Tatsache außerordentlich. Sie bot Anlaß, auf seinen Hut zu blicken und einen Grund zur schnellsten Entfernung zu suchen. Winkte ihm doch ein geheimnisvolles Beiseitnehmen aller ihm nur irgend bekannten Menschen, ein Versichern, Se. Durchlaucht hätte einen Bevollmächtigten der Rheinlande empfangen. „Aber Harry Zickeles weiß es für ganz bestimmt! Es ist von einer Staatsbegebenheit über — man weiß noch nicht was die Rede —! Verlassen's Ihnen!" Harry hörte das im Geist um sich her schwirren. Er zog vor, sich sofort zu entfernen und seine Neuigkeit noch bei einigen, ihm etwa begegnenden Nachtschwärmern und im Salon seiner Eltern in Umlauf zu setzen.

Für Benno hätte es sonst eine Erquickung gewähren dürfen, einen sechs Bogen langen Brief von Thiebold de Jonge zu lesen. Heute — verschob er es für den folgenden Tag. Nach einer beinahe schlaflosen Nacht, nach phantastischen wilden Bildern und gespenstischen Erscheinungen, die ihn um Mitternacht vom Lager trieben, Licht anzünden ließen und zwangen, sich mit gestütztem Haupt auf dem Sofa zu sammeln, nach neuen Versuchen, endlich doch noch einige Ruhe zu gewinnen, nach neuen Spukgestalten mit verzerrtem Angesicht — brach der Morgen an. Benno erhob sich und ließ sein glühendes Antlitz von der kühlen Herbstluft erfrischen. Noch mochte er niemand im Hause wecken. Sein Herz war voll Fieberunruhe. Er wollte nicht die wilde Aufdringlichkeit Olympiens, wollte nicht die Verleugnung seiner Gefühle, der Mutter gegenüber, wollte keinen Priesterumgang, wo er zu schmeicheln, zu huldigen, Devotion zu heucheln hatte. Ja er überlegte sogar, ob er sich nicht beim Staatskanzler entschuldigen lassen könnte. Er zog seinen Koffer hervor und fuhr im schon gestern begonnenen Ordnen desselben fort. Über Triest wollte er zunächst nach Mailand. Es war erst sechs Uhr. Noch konnte er nicht nach seinem Frühstück klingeln. So las er denn Thiebolds Brief, der ihm schrieb: „Verehrter lieber Freund! Sie werden es für eine meiner gewöhnlichen Redensarten halten, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich in dieser Stadt nur noch vegetiere! Seitdem Sie sich unsern bekannten klimatischen Einflüssen entzogen haben, kann ich keine verspätete Schwalbe und keinen lahmen Storch mehr sehen, ohne von einem unwiderstehlichen Verlangen heimgesucht zu werden, Sie eines schönen Morgens mit meiner Ihnen allerdings nicht immer willkommnen Gegenwart zu überraschen. Hätte ich nicht den alten Mann, meinen Vater, bei Beginn der Gänsebraten-Saison in seiner Diät zu überwachen und wäre ich nicht für den Winter, wo endlich wieder, trotz der Kirchentrauer, getanzt werden soll, breitgeschlagen

worden, einige Kotillons zu arrangieren, so würde mich keine Macht der Erde abhalten, selbst Ihr eigener Verdruß über meine Zudringlichkeit nicht, das Schrecklichste der Schrecken wahr zu machen und Sie an der Donau in Person zu überfallen."

„Aus Westerhof und Witoborn erfahre ich sehr wenig. Mehr jedoch aus dem Stifte Heiligenkreuz. Ich habe mir daselbst siebzehntehalb Freundinnen erworben durch meine Empfänglichkeit für Poesie, Austausch höherer Gefühle, Nichtberechnung der Portospesen für Notensendungen, Parfümerien, ja selbst Kommission und Spedition in Modesachen. In meiner Verzweiflung über diesen Reichtum an Freundschaft und Unverschämtheit sage ich bei jeder Gelegenheit zu Moppes: Sie können versichert sein, liebster Freund, Fräulein von Merwig hat sich in Ihr: ‚Maikäferlein, flieg' auf!' sterblich verliebt und singt es täglich! Damit aber flicke ich ihm weder die ‚Anflickerin', wie die kühne Jägerin gespottnamt wird, noch eine der übrigen Veteraninnen als Korrespondentinnen an; Timpe, Effingh, Schmitz, niemand nimmt mir diese unerträgliche Velinpapier-Korrespondenz ab! Und gerade jetzt, wo der alte Mann, mein Vater, wieder Land steht und in systematischer Opposition macht, gerade jetzt, wo ich mit dem Holzhandel mehr als zur Genüge beschäftigt bin (Sie ahnen wohl, welche Empfindungen der Mensch zwischen einem Haufen Buchen- und Eichenholz hat) gerade jetzt — — Vergeben Sie das Abbrechen dieses Satzes! Ich fühle ihn nämlich mehr, als ich ihn in Worte fassen kann."

„Ja, also damals, als wir, im Winter, hinter zwei Erlenbäumen standen! Zwei Prozent nur wäre das Geschäft gewesen — aber doch bei alledem unvergeßlich!!! — — — — — — Malen Sie sich diese Gedankenstriche mit Schiller, Goethe und Rück aus! Rück — das ist ein Skandal —! dichtet — und wie! Keinem Zweifel unterworfen, er ist zum Tollhaus reif! Einen schwarzen Frack trägt er nicht (daran verhindert ihn, seines zu tragen verweigerten Ordens wegen, ein Gelübde), aber einen grünen mit Mattsilber, einen blauen mit Gelb, sogar rote Sammetweste mit weißem Atlasfutter! Piter ist nichts dagegen. Übrigens soll Piter in Paris mit Treudchen glücklich verheiratet sein."

„Rücks Gegenstand ist natürlich niemand anders, als diejenige, welche —! Einem On dit zufolge verläßt sie das Kattendykesche Haus, sintemal sie sich mit dem Exprofessor Guido Goldfinger, jetzt Prokura und Ehegatte Johannens, nicht vertragen kann infolge folgender — Zwei Tage später. Soll ich denn auf die Geschichte zurückkommen? Na! Es war der erste ‚Abend' nach Piters Entführung der Gertrud Ley, jenem bekannten Skandal auf dem Römerweg, als auch von Goldfingers in ihren neuen Räumen ein ‚Abend' gegeben wurde. Rührender Hinblick aller Anwesenden von dem Posaunen- und heilige Hildegard-Abend auf die Zimmer des verbannten Piter, die Treppe, die früh vollendete Schwester Delring — Delring

jetzt in Antwerpen etabliert — großes Geschäft — möglicher Ruin von Kattendyks —! Kurz, erst waren die Hausfreunde sehr salbungsvoll und edel, hernach gab's gutes Souper und Moppes und Timpe wurden gesprächig. Kamen aus Paris, erzählten von einem neuen Mittel, das Piter erfunden haben will, noch interessanter als bisher zu werden. Statt: Au contraire! womit er uns, Sie wissen's ja, sogar bei Gräfin Camphausen dazumal in Angleterre beinahe ausstach, soll ihm jetzt in einem Zornausbruch Nück etwas ganz anderes angeraten haben, nämlich — um noch interessanter zu erscheinen, sich sozusagen — dumm zu stellen! Piter überlegte sich diesen Vorschlag. Dumm — d. h. zu klug, zu philosophisch, zu hoch, während alles unten — parterre — Keller ist! Moppes und Timpe haben Pitern in Paris besucht, wo er mit seiner kleinen Ernonne glänzendes Haus macht. Richtig, statt wie bisher jähzornig aufzufahren und mit: Das verstehen Sie nicht! Im Gegenteil! um sich zu werfen, spielt Piter den von der Liebe Gezähmten, träumerisch und kindlich in dieser komischen Welt Umherirrenden, unbewußt die gewöhnlichsten Gegenstände — aus ‚Überfülle an Geist' nämlich! — Verwechselnden; kurz, wenn von Schinken die Rede ist, beschreibt er: Na! so ein Tier, von dem man, na! so einen gewissen Teil seines Körpers, na ja! mit besonderem Wohlgefallen auswählt und durch die Methode des Räucherns genießbar gemacht zu verspeisen pflegt — wie heißt's doch? und ruft dann die ganze Gesellschaft: Herr Gott, Kattendyk, Sie meinen ja Schinken! so sagt er, sich besinnend und über seine höhere Sphäre lächelnd: Na ja, natürlich, Schinken! Kurzum er besinnt sich vor Überfluß an Geist nur ganz dunkel auf seine alte Köchin Kathrine Fenchelmeyer im Hause seiner Eltern, sagt auch bei einem Diner prima Sorte, das Moppes und Timpe bei ihm durchmachen mußten: Ich bitte dich, Treudchen, warum ißt man nur diesen Plât mit Gabel und nicht mit Löffel? Er stellt sich so unwissend, wie er vielleicht in Wirklichkeit ist; aber die anwesenden Fremden schwören, dies simpelhafte, nirgends mehr Land wissende Wesen müßte eine wahre innere Überschwemmung an Geist verdecken und Piter wäre eine der genialsten Offenbarungen unsers sich überlebt habenden und demzufolge wieder beim Kindischwerden angekommenen Jahrhunderts!"

„Doch ich komme von meinem Abend bei Goldfingers ab — Also — Zwölf Stunden später. Mein Brief, lieber Freund, wird, sehe ich, endlos. Also denken Sie sich — erstens Lucinden! Die trug, da die Haustrauer zu Ende ist, in ihrem schwarzen Haar einen Turban von gelbem und rotem Kaschmir mit an beiden Seiten herunterfallenden Perlenschnüren. Nie habe ich sie so interessant gesehen. Enganliegendes aschgraues Atlaskleid, gleichfalls mit gelben und roten Bandschleifen besetzt. Ich habe den Abend fast nichts als Toiletten beobachtet, weil dieses nämlich der interessantere Teil meiner Korrespondenz mit den Stiftsfräuleins geworden ist, weniger die

Schwelgerei in Gefühlen, welche ich, wie Sie wissen, prinzipiell hasse. Da bei Goldfingers nicht eine einzige Adelige vorhanden war und ich, wie Sie wissen, in Witoborn und Umgegend eigentlich immer zum Adel gehört habe, so sammle ich, ohne alle Anzüglichkeit für mich, Stoff zu einer Menge Fi-donc's und Abscheulich's, die mir aus dem Stift über die hiesigen Farbenzusammenstellungen bei Toiletten zur Antwort werden. Ich bekomme auf die Art das Zeug — Kattundrucker zu werden. Getanzt wurde nicht, aber nahe daran kam's. Nück, zum Stutzer adonisiert, intonierte Moppes' Maikäferlied und der ganze Chor fiel ein. Die herzlose Bande hatte die arme Hendrika vollständig vergessen, und ich, der ich ohnehin, seit Sie fort sind, immer wehmütig gestimmt bin, ich verlor mich darüber dermaßen in Reflexion, daß Frau Oberprokurator Nück, die bekanntlich in jeder Gesellschaft über Hitze klagt, sich in den Schatten meiner kühlen Denkungsart flüchtete, ja sogar Lucinde mich als Fächer benutzte gegen Nück, den man allgemein verrückt, zum mindesten unausstehlich fand. Wieder sechs Stunden später — Mein Alter opponiert denn also richtig gegen die Regierung in Sachen des Kirchenfürsten. Wir werden schöne Späße erleben! Also wo blieb ich stehen? Anfangs ging es in unserer gewöhnlichen Kadenz fort: Langeweile, Tee, Langeweile, Klavier, Langeweile, Quartett — Endlich hatte Lucinde, die in ihrem türkischen Staat die bescheidene Magd spielen wollte, beim Servieren einige Teller zerbrochen, auch mehrere Kleider verdorben und mit dem Professor einen Zank angefangen, als dieser, ohne je in Asien oder, wie Moppes sagte, wenigstens im Pariser Jardin des plantes gewesen zu sein, behauptete, das Holz der Zedern auf dem Libanon so gut zu kennen, wie deutsches Fichtenholz — denn, sagte er, zu seiner ‚Heiligen Botanik' hätte er vierzehn verschiedene heilige Kreuzpartikeln in Deutschland und der Schweiz gründlich studiert — unser Erlöser wäre seines Erachtens auf Zedernholz gestorben. Lucinde, von den Vorwürfen über ihr Servieren gereizt, entgegnete: Entweder sind Sie im Irrtum oder der heilige Bernhard war es! Wieso? rückte der Professor seine goldene Brille in die Höhe und mochte sich erinnern, daß vorm Jahr eine Etage tiefer Armgarts Mutter ebenso in dieser Art sehr schlimm mit ihm verfahren war. Der saubere Terschka erzählte es uns ja! Lucinde ließ sich nicht werfen. Zornig, wie sie war, entgegnete sie: Nach dem heiligen Bernhard bestand das Kreuz des Erlösers aus mehreren Holzarten, aus Zedern- Zypressen-, Oliven- und Palmenholz —! Natürlich — mich als Holzhändler interessierte das jetzt! Ich sage, donnerte der Professor, nur Zedernholz! Mit allem Respekt vor dem heiligen Bernhard! Die Kommerzienrätin bat um Unterlassung solcher Streitigkeiten. Sie können sich aber denken, verehrter Freund, daß mich auch mein Temperament zu Bemerkungen zwang — Wieder einen Tag später! Ich mußte gestern einer Holzauktion wegen nach Euskirchen. Mein Alter ist in der Majori-

tät und macht dem armen Enckefuß zu schaffen! Den Telegraphen kann ich nicht mehr sehen, ohne mir zu sagen: Diese Manöver in der Luft bedeuten: Stecken Sie man gleich die ganze de Jongesche Bande, Vater und Sohn, ins Loch! Wo blieb ich also gestern stehen? Richtig; ich erlaubte mir also die bescheidene Bemerkung, daß die Bauten des Königs Salomo bereits die ersten Grundlagen des Holzhandels, und zwar nach Tyrus hin gelegt und bewiesen hätten, daß Palästina und die Umgegend wenig Waldung gehabt hätte, daß demnach also, als ohnehin, Herr Professor, drei Kreuze auf dem Berge Golgatha auf einmal gebraucht wurden, diese allerdings wahrscheinlicher- und möglicherweise aus mehreren Holzarten genommen werden mußten —! Da hierauf die ganze Gesellschaft in ein, beiläufig bemerkt, sehr unpassendes Gelächter, das aber teilweise Bravo! bedeuten sollte, ausbrach — das mich indessen verdroß, da ich mir bewußt war, wissenschaftliche Erinnerungen aus der Handelslehranstalt gegeben zu haben — und mich der Extraordinäre a. D. wie ein Kater anschnurrte und betrachtete von oben bis unten und Miene machte, als wollte er, um mich zu strafen, diese Äußerung griechisch beantworten, so wissen Sie doch nun, daß ich nie hitziger werden kann, lieber Freund, als da, wo ich mich nicht ganz sicher fühle, nämlich nicht wegen dem Griechisch, was ja fakultativ, sondern ob ich in der Sache recht hatte. Gelehrte Seitenhiebe reizen mich bis zur Tollkühnheit. Moppes, Timpe, Schmitz, Effingh, alle standen sie um mich und suchten mich zu beruhigen. Mit maliziöser Zurückhaltung sagte dieser gelehrte Kerl jetzt lächelnd: Fräulein Lucinde ist so geistreich, daß ihre Erwiderung nur für einen Scherz zu nehmen ist! Sie weiß sehr wohl, die Bemerkung des heiligen Bernhard ist bloß ein Spiel des frommen Witzes und der Phantasie. Der hocherleuchtete Mann wollte an jene Gattung seiner vier Holzarten Betrachtungen knüpfen. Ohne Zweifel suchte er, ich erinnere mich jetzt der Stelle, in den vier Holzarten das Symbol 1) des Lebens — das ist das Zedernholz, 2) der Trauer — das ist das Zypressenholz, 3) des Trostes — das ist das Olivenholz und 4) des Friedens — das ist das Palmenholz. Ich habe die feste Überzeugung — Weiter kam jedoch der Mensch nicht; denn ich unterbrach schon vorher jedes seiner Worte. Worauf er mich anschnauzte, als wenn ich Piter wäre: Schweigen Sie! und als ich ihm ein: Herr Professor —! fast im Ton wie eine Maulschelle lanzierte, mußte ich erleben, daß dieser Kerl an den Kamin ging, wo ein eiserner Holz- und Kohlenkorb stand, hineinlangte und mir feierlich vor der ganzen Gesellschaft ein Stück Eichenholz überreichte mit den Worten: Das ist Ihre Sphäre —! . . . Nun kann ich Ihnen aber doch sagen, daß meine Wut Beistand fand. In einem Punkte halten Kaufleute unter allen Umständen zusammen — Gesellschaftliche Anspielungen auf unsere Branche sind in dem Grade mauvais goût, daß ich — — Wieder einen Tag später. Fast wurde mein Alter in die Deputation gewählt, die zu Sr. Majestät nach der Residenz abgehen soll. Denken Sie sich,

wie würde der angeranzt worden sein —! Eine schöne Wirtschaft jetzt hier —! Rück ist völlig Bandit. Fehlt nur die rote Hahnenfeder auf dem Hut. Er hat eine fürchterliche Adresse beantragt, fiel jedoch damit bei den Stadtverordneten durch. Enckefuß will ihn vor die Assisen bringen. Denn — entre nous! der Brand und die Urkunde haben vollkommen die Zweifel verdient, die mich, wie Sie wissen, damals bei Fräulein Benigna in Westerhof in Ungnade und um meinen Adel brachten. Da aber mein Vater in Kirchensachen mit der Ritterschaft geht und wir plötzlich so populär geworden sind, daß ich mir des vielen Grüßenmüssens wegen einen neuen Hut habe kaufen müssen, so schlug ich auch an dem Goldfingerschen Abend den Professor aus dem Felde. Nämlich ich wurde, wie gesagt, wild. Ich sprach von einer notwendigen mikroskopischen Untersuchung aller vorhandenen heiligen Kreuzpartikeln durch Professor Liebig oder Hartig oder wer sonst Forstkultur und Chemie zu amalgamieren versteht und blieb bei meinen vielerlei Holzarten und nannte zu Ehren meiner Branche, ich meine der Beschäftigung mit Holz, den Erlöser sogar den Sohn eines — Zimmermanns, der mit Säge- und Hobelspänen Wunder verrichtet hätte und vielleicht selbst für den Zimmerplatz und den Holzhandel erzogen worden wäre. Das blitzte nun freilich etwas ab und machte, daß ich mich retirierte. Kanonikus Taube erhob sich vom Whist und schlug über solche Streitigkeiten die Hände über dem Kopf zusammen, der Professor verzog sich, seine Gemahlin sprang ans Klavier und paukte eine neue Tremolo-Etüde, und nach diesem Abend mußte denn die Kommerzienrätin der Lucinde, die den ganzen Streit angefangen hatte, auf Anstiften dieses giftigen Ex-Außerordentlichen kündigen und das ist also jetzt das allerneueste! Sonst weiß ich nichts, als daß der Domkapitular wieder im Ansehen steht. Man spricht von einer Predigt, welche die Regierung unangenehm berührt haben soll. Der Text: „Fürchtet Gott, ehret den König!" Das soll Ihr Cousin so gewandt haben: Ein Christ müsse Gott fürchten, den König brauchte er aber bloß zu ehren —! Erzählt man —! Ich bin so vollständig wieder Heide, daß ich seit dem letzten Winter keine Kirche gesehen habe und um so mehr wieder Ihrer persönlichen Anleitung zur Tugend bedarf. Bester Freund — verliere ich an Ihnen in Zukunft vielleicht ganz meinen Halt? Man sagt hier allgemein, Sie gingen unter die Diplomaten —! Das könnte mich veranlassen, Sie wegen mancher höchst bedenklichen vertraulichen Äußerung, die Sie mir getan, zu denunzieren und somit steckbrieflich verfolgen zu lassen, damit Sie sicher wieder hierher an Ort und Stelle gelangen! Adieu, teurer Freund! Wissen Sie denn auch, daß die alte Gräfin Dorste-Camphausen hier durchgereist ist, ohne sich nach mir erkundigt zu haben!! Postskript. Die Damen Schnuphase lassen ihren Vater bitten, sich nicht zu erkälten! Von London nichts — gar nichts —! „Ob sie meiner noch gedenkt!" O! — — — — Große Revolution im Männergesangverein, parteiische Verteilung der Solis, Sturz des Präsidiums, Austritt der Minorität, Bildung eines Oppo-

sitionsmännergesangvereins! Nächstens besuche ich Kocher am Fall! Schreiben Sie bald Ihrem — Unverbesserlichen! — — Kompliment auch von Gebhard Schmitz an Ritter Fuld in Wien! ‚Man waiß schon' —!"

Wie lag das alles — nach Ton und Inhalt — dem Gemüt Bennos so fern —! Er legte den Brief in Thiebolds Abschiedsgeschenk, das große Reiseportefeuille, das vor ihm aufgeschlagen lag. In den Andeutungen über Rück, über den Kirchenstreit, über Bonaventuras Predigt lag eine Mehrung seiner Sorgen. Benno sah voraus, was der Staatskanzler von ihm werde hören und erläutert wissen wollen. Er dachte an die Scherze mit seinem Bruder, dem er gesagt: Vor dem Staatskanzler würde er den „Posa" spielen! Wie sollte er einem vielleicht wohlwollend Entgegenkommenden eine Seite herauskehren, die sich, ihm gegenüber, für seine Jugend und unbedeutende Lebensstellung kaum ziemte? Und doch? — verlockend blieb die Begegnung immer! Denn unwahr würde er sich benommen haben, wenn er dem Fürsten in allem zustimmte — ihn hätte glauben lassen, daß Rück in Übereinstimmung mit ihm gehandelt! Er warf sich nun in die schickliche Toilette.

Der Chorherr kam herüber und machte ihm wegen seiner Zurüstungen zur Abreise, die er somit bestätigt sah, erneuerte Vorwürfe. „Sie sind," sagte er, „auf der hohen Woge der Gunst und des Glücks! Gestern Abend war ich bei einer Anzahl alter Freunde und Freundinnen Ihres Onkels, meines herrlichen Dechanten! Alle wünschen Sie zu sehen. Und nun bekommen Sie — das Kanonenfieber? Von einem vernünftigen Posa heißt es nicht: Nach Munkatsch! sondern: ‚Der Ritter wird künftig unangemeldet vorgelassen!'" Und als der Mohr des Prinzen Rucca eine wiederholte Mahnung brachte, um vier Uhr das Diner nicht zu vergessen und aus einem Rosaseidenpapier ein prachtvolles Bukett, das ihm aus dem Palatinus von Altezza Amarillas oder von Exzellenza Contessina geschickt wurde — der eigentliche Absender blieb unaufgeklärt — ein mit italienischer Kunst gewundener Blumenstrauß von weißen Kamelien, in der Mitte ein Herz von Pensées, da scherzte Grödner: „Pensez-a-moi!" und verließ Benno mit dem satirischen Zublinzeln, daß er sich hüten würde, einen Boden zu verlassen, wo ihm jeder traurige Eindruck so hold und vielversprechend verwischt würde —! Die weißen Kamelien konnten wohl nur der Gedanke seiner Mutter sein.

Gegen zehn Uhr nahm Benno einen Fiaker und fuhr in die Staatskanzlei. In einem Gewirr größerer Gebäude, die in winkeliger Zusammenstellung allen Jahrhunderten angehörten, hier an die Babenberger erinnerten, dort an die Zeit der Maximiliane, an einer andern Stelle an Kaiser Joseph, lag ein Haus mit mäßiger Fronte, angenehm nur durch seine nach den Basteien hinaus gerichteten Seitenfenster. Der Wagen hatte sich pfeilgeschwind durch diese Winkel und kleinen Plätze hindurchgewunden. Benno stieg aus. Bereits ein zweiter Miet-

wagen stand vor dem Portal. Der Fürst wohnte im ersten Stock. Ein großes dunkles Vorzimmer wurde durchschritten. Dann kam man in ein lichteres, das eine schöne Aussicht auf die belebten Umgebungen der Stadt und den Volksgarten bot. Hier hatte sich ein Anzumeldender bis zu näherem Bescheid aufzuhalten. Benno traf, wie erwartet und gefürchtet, mit Schnuphase zusammen. Beim Anblick des Barons von Asselyn erleichterte sich dem Stadtrat die Brust vor Freude und Überraschung. Der Gruß des Herrn de Jonge und die Mahnung an seine Leibbinden rührten ihn. Nur jedes Knarren einer Tür unterbrach sofort den Strom seiner Mitteilungen.

Benno war in einem Traum. Er wußte nicht, wie er hierher gekommen. Um seine Aufregung zu verbergen, fragte er scherzend: „Werde ich jetzt erfahren, welches Ihre geheime Mission ist?" Schnuphase hob, wie zur Andeutung eines Schwures, seine weißen Handschuhe gen Himmel. Da öffnete sich die Tür. Schnuphase verbeugte sich bis zur Erde. Der Eingetretene war aber noch nicht der Beherrscher aller europäischen Kabinette, sondern erst jener Hofrat, der an Benno geschrieben hatte. Die leutseligste Anrede berichtigte Schnuphases Irrtum. „Herr von Asselyn —?" — Verbeugung. — „Herr Stadtrat Schnuphase —?" — „Zu Dero —!" — „Die Kiste ist angekommen?" — „Zu Dero —!" — „Zum erstenmal in Wien, Herr Baron —!" In dem Augenblick wurde Stadtrat Schnuphase durch einen Bedienten abgerufen — aber nach einer Tür zu, die eben da wieder hinausführte, wo er hereingekommen war. Schnuphase flog und taumelte mehr als er ging.

Mit einem, wie es schien, in Wien stereotypen, an Pötzls „Gemütlichkeit" erinnernden Lächeln, halb prüfend, halb zerstreut, setzte der hohe Beamte sein Examen über Bennos erstmalige Anwesenheit in Wien fort. Bei der sich bald herausstellenden völligen Bekanntschaft mit den Zwecken der Anwesenheit des jungen Mannes kam der Beamte auch auf den gestrigen „grausamen" Unfall mit dem „Fräulein von Pötzl". Das, was ihm, wie er sagte, ihr Pflegevater selbst erzählt hatte, konnte Benno bestätigen und ergänzen. Es folgte das herzlichste Bedauern und die Mitteilung, daß einige Wochen lang für die arme Seele in „Maria zur Stiegen" würde gebetet werden. Als eine Klingel ging, öffnete der Diener von vorhin eine andere Tür. Mit einem: „Ich hab' mich unendlich gefreut!" und dem innigsten Händedruck wurde Benno von dem zuvorkommendsten aller Epigonen jener Gesellschaft, die der überfliegende Don Carlos mit dem Worte bezeichnet: „Da, wo Ihre Domingos, Ihre Albas herrschen!" an die Tür begleitet. Noch zwei Zimmer und der vom System des Staatskanzlers sonst mit jugendlicher Idealität urteilende Posa stand vor dem neuen — Don Philipp.

Der Gefürchtete, der die damalige Weltlage, den Stand aller Kabinette zueinander und zu ihren Völkern, den Stand der katholischen Völker zu Rom, Krieg und Frieden, vor allem Deutschlands Geschicke in seiner Hand balancierte, war an Wuchs nicht groß, aber eben-

mäßig gebaut, mit feinen geistvollen Zügen. Die Stirn war breit und hochgewölbt. Die Augen blau, die Nase mäßig gebogen, die Farbe der Wangen, die nicht gerade eingefallen erschienen, blaß. Die Lippen durch lange Gewöhnung — auch die Ehe macht Ehegatten einander ähnlich — beinahe habsburgisch geworden, doch abwechselnd belebt von Ironie. Besonders auffallend blieb die schöne, wenn auch stark gerunzelte Stirnfläche, mit weit auseinander liegenden Augenbrauen. Das Haar war ergraut und erzwungen geordnet. Die Sprache zwar nicht leise, doch etwas unverständlich. Benno wußte, daß der Staatskanzler am Gehör litt. Die Taubheit beeinträchtigt bekanntlich mit der Zeit die Schärfe des eignen Redevortrags. Nach den freundlichsten und herablassendsten Begrüßungen setzte man sich. Nebenan hörte man ein Klingen von Gläsern. Benno erstaunte darüber. Jedenfalls war Schnuphase auf der Höhe seiner Mission. Sie hatte dem Johannisberger Weinkeller gegolten.

Der Fürst ergriff eines von den eleganten großen und kleinen Büchern, die auf einem Tisch vor dem kleinen Kanapee lagen, steckte die Finger in die Blätter desselben und klopfte mit dem Buche in leichtem Taktrhythmus auf den Tisch, während er in geschmeidiger, fast zu regelrecht fließender Rede alle ostensiblen Veranlassungen für Bennos Anwesenheit in Wien herzählte. Dem Schmerz des Grafen Hugo, der zufälligen persönlichen Anwesenheit des Herrn von Asselyn beim Unglück mit Angiolina Pötzl wurde dabei mit unverstellter Teilnahme Rechnung getragen. Dann kam er auf den Oberprokurator Rück, mit dem er seit Jahren „immer sehr gern zu tun" gehabt hätte, auf die Empfehlungen, die ihm „Doktor Rück" über Herrn von Asselyn und dessen Wünsche gegeben. Wünsche?! loderte es zwar in Benno auf. Auch er begann sofort: „Ew. Durchlaucht wollen entschuldigen —" Ohne jedoch Zeit zu bekommen, auch nur die einfachste berichtigende Äußerung zu tun, hörte er sogleich den Fürsten auf den ihm von Wien her, ja schon vom „Parterre der Könige" in Erfurt sehr wohlbekannten Dechanten zu St. Zeno übergehen. Auch stammte ja des Fürsten eigne Familie aus der Gegend von Kocher am Fall. Sogar Bonaventura war ihm genannt worden.

Die Äußerung, die der Staatskanzler auf die für Bonaventura gebrauchte Bezeichnung: „Er wird ein ‚Heiliger' genannt!" sofort folgen ließ, war charakteristisch. „Ich wünschte wohl," sagte er, „der Adel folgte überall solchen Beispielen und nähme sich etwas mehr der Kirche an! Seitdem die Pfründen schmaler geworden sind, hat man sie nicht mehr so eifrig für die jüngern Söhne der Familien gesucht, wie noch in meiner Jugend Sitte war. Sagen Sie, würde Ihr Kirchenfürst den Mut gehabt haben, so für seine geistliche Pflicht aufzutreten und mit soviel Glanz sein Martyrium durchzuführen, wenn ihm nicht sein Zusammenhang mit dem Adel des Landes zu Hilfe gekommen wäre? Der Übergang der geistlichen Stellen nur an Bürgerliche öffnet jenem kleinen Ehrgeiz die Bahn, der mit Intrige verbunden ist. Wird doch

dem Emporkömmling niemals genug zuteil —!" Wenige Verbindungsglieder fehlten hier und die Gedankenreihe wäre bei den Jesuiten angekommen, die der Staatskanzler hassen sollte. Doch unmittelbar folgte die Bemerkung: „Ein reizendes Geschöpf, die Angiolina! Ich kann nicht glauben, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat. Sie wurde über die, welche ihr vorreiten wollten, zornig und überschlug sich. Jetzt ist's freilich eine freiwillige Handlung — ein „Poëm"! sagte man gestern. Romantik und leider manchmal auch die Logik machen sich nur zu oft durch den Zufall erst ex post, gerade wie der Witz. Manche Leute, die ich positiv als dumm kannte, galten auf die Art für gescheit — eben weil sie stets bei der Hand waren, einer zufälligen Wirkung eine prämeditierte Ursache unterzulegen. Nicht wahr, es gibt auch einen Humor der Tatsachen? Nun, viele Staatsmänner haben sich jahrelang damit erhalten, glückliche Zufälle für das Resultat ihrer weisen Absicht auszugeben. Besonders stark sind in diesem wohlfeilen Klugseinwollen die Politiker Ihres Staates — Bitte, Herr Doktor Rück schreibt mir, Sie wollen keine Karriere dort machen! Erzählen Sie mir etwas über die dortige Sachlage, Herr von — Sagen Sie, sind die Asselyns nicht eigentlich italienischen Ursprungs —?" — „Doch nicht, Durchlaucht! Friesischen Ursprungs!" — „Aber ich höre, Sie sollen das Italienische à perfection sprechen!" — „Ich wollte Italien besuchen, um mich im Sprechen dieser Sprache zu vervollkommnen und nebenbei alte Studien wieder aufzunehmen —!" — „Die italienische Sprache ist schwerer, als man anfangs glaubt!" unterbrach der Fürst, der seine eigenen Gedankengänge festhielt und immer nur halb und halb auf die des andern hörte! „Sie ist ebenso falsch und tückisch, wie die Italiener selbst sind. Mit dieser Grammatik glaubt man auf dem besten Fuße zu stehen et d'un tour de main on a perdu tout son latin! Wo studierten Sie?" — Benno nannte die betreffende Universität. — Der Staatskanzler warf einen der ihm eigenen Augenblitze, eine Unterbrechung des für gewöhnlich milden, ja matten Ausdrucks der Augen, scharf und bestimmt zu dem jungen Manne hinüber und hatte wohl eine Rüge der deutschen Universitäten im Sinne, sprach dann aber doch: „Sie sind Jurist, arbeiteten bei Doktor Rück in der — Apropos, Gräfin Paula von Dorste ist clairvoyant! Interessiert bin ich, wie sich das in Wien ausnehmen wird. Ein eignes Kapitel, die Clairvoyance! Ich habe sie in allen Stadien kennen lernen! Auch in ihrer Allianz mit der Politik — gerade bei Ihren aufgeklärten Staatsmännern —! Fürst Hardenberg war in die Hände der Pythonissen geraten, die ihm auch die Begeisterung für die Freiheit Griechenlands beibrachten. Aber leider wird mit dem ersten Kinde der Gräfin diese neue Quelle der Unterhaltung für Wien verloren sein. Ihre engere Heimat ist ein seltsames Land, Herr von Asselyn, doch kernhaft und voll aufrichtiger Sympathie für uns. Wir haben davon täglich Beweise! In unserer Armee wie im Klerus! Kennen Sie die Äbtissin Scholastika? Eine Tüngel-Heide! Es gibt mehrere Linien der

Tüngels?" Schon griff der nur immer allein Redende zum kleinen goldschnittgebundenen genealogischen Kalender, der auf dem Tische lag und suchte, während nebenan die Gläser klangen, die Tüngel-Heide und die Tüngel-Appelhülsen. — „In Ihrer Provinz lebt noch fest und sicher die Überzeugung, daß es im politischen Leben nur Erhaltung oder Umsturz gibt. Reformen sollen uns heilig sein, ja, aber sie müssen aus den Elementen der Erhaltung und für die Erhaltung hervorgehen! Nach Napoleons Verwüstung alles Bestehenden konnte und durfte nichts anderes kommen als das absolute System der Erhaltung. Die Völker haben unter dem Zeitalter der Revolution zu viel gelitten, sie bedürfen auf hundert Jahre der Erholung. Es ist auch so mit der Kirche —! Freilich hören die schwarzen Herren nicht gern, daß der Fels, auf den die Kirche gebaut ist, irdisches Material ist, so gut wie jede andere Steinart, und daß einst eine Zeit kommen wird, wo sich die Philosophie verbreitet wie schon jetzt bei unsern reichen Bauerntöchtern im Salzburgischen das Klavierspielen — Aha! Da! — ‚Die Tüngel-Appelhülsen. Wappen: Die geschlängelte Schale eines Apfels' — Falls das nicht — glauben Sie nicht, Herr von Asselyn? ursprünglich eine Schleife war —! Auch so ein Witz — ex post, wie im Schachspiel der Kabinette. Da sind ja die Camphausen! Zwei Linien —! Seltsam. Bei uns lebt die protestantische und Gräfin Erdmuthe ist sogar eine gefährliche Protestantin! Der Graf wird den Militärdienst quittieren — Und — — Ja, ja, der religiöse Riß in Deutschland wird beklagt —! Aber ich schätze diesen Riß! Deutschland kann, da es eben seine Fürsten und seine verschiedenen Stämme hat, nur durch ein stetes Hin und Her der Abwägung des Gleichgewichtssystems bestehen. Das habe ich immer befördert und ohne Rückhaltsgedanken! Der Zollverein gibt ein viel zu einseitiges Übergewicht — Sie kamen mit dem Herrn Stadtrat Schnuphase —?" — „Ich reiste nur zufällig mit ihm —" — „Doktor Rück schickt mir durch Sie alle Tabellen Ihrer Weinversteuerung, an der ich, wie Sie wissen, persönlich beteiligt bin. Die Zentralisation der Interessen Deutschlands ist nicht möglich! Schon die natürlichsten Lebensbedingungen, Essen, Trinken, beruhen auf disparaten Organisationen. In Frankreich, Spanien, Italien sogar, dem ich sonst jede andere Einheit absprechen muß und nur die eines geographischen Begriffs lassen kann, hat die Lebensweise nur eine Bedingung. Nehmen Sie aber unsere Verschiedenheiten! Schon die barocke Abwechselung unseres — Brotes allein! Wie verschieden die Charaktere des Weins am Rhein und an der Donau! Vom Trank der Gerste nicht zu reden! Man glaubt es mir nicht, aber ich bin gegen Uniformierung. Den Josephinismus hasse ich nicht seiner Aufklärungsbestrebungen wegen, sondern weil er den absoluten Polizeistaat proklamiert! Dieser führt zur konstitutionellen Monarchie, d. h. legalisierten Revolution und Republik!" — „Die Phantasie Ew. Durchlaucht überspringt große Intervalle!" — „Geb' ich zu —!" erwiderte der Minister und ließ einen seiner scharfen Blicke

über Benno hinstreifen. „Aber darin denke ich wie die Kirche: Gutta cavat lapidem! Apropos, was sagt denn Graf Camphausen zu dem sogenannten Baron von Terschka? Dieser Mensch ist in London nicht bloß Protestant geworden, sondern sogar der intimste Freund der italienischen Emigration. Ein Ex-Jesuit! sagt man hier allgemein." — Benno berichtete von dem ihm so verhaßten Namen, was er wußte, und wagte, angeregt von den Worten seiner Mutter, die Bemerkung: „Die größte Gefahr des Stabilitätssystems droht nicht unmöglich von Italien und von Rom selbst —! "— „Sie meinen, daß die Zeiten des Cola Rienzi wiederkehren?" lächelte der Fürst, nahm ein großes Kupferwerk, das vor ihm lag, schlug die Abbildung einer Burg auf und zeigte sie seinem Besuch mit den Worten: „Sehen Sie da die Burg in Böhmen, wohin Cola Rienzi flüchtete, als seine Zeit in Rom um war! Zu uns ist er geflüchtet! Zu uns flieht alles, was stürzt und ein stilles Grab sucht. Nein, Baron, die Italiener sind die elendeste Nation von der Welt, undankbar und zu allem fähig! Sie werden konspirieren, morden, vielleicht ein vorübergehendes Glück gewinnen, von einzelnen Mächten vielleicht begünstigt werden, England, das für seine Waren sich einen Absatz in Sizilien und Neapel zu verschaffen sucht — aber nach kurzer Zeit wird alles wieder elend zusammenbrechen. Dann müssen wir, wie Barbarossa getan, ihre Städte in Asche verwandeln! Der Pflug muß drüber hingehen und Salz muß man aussäen, um eine neue Erde zu schaffen! Das Salz werden deutsche, ungarische, böhmische Kolonien sein, unsere Sitten, Verbesserungen, Bürgschaften polizeilicher Ordnung. Um nicht von ihren eigenen Landsleuten gemordet zu werden, werden uns die Elenden zurückrufen. Lesen Sie nur die Geschichte! So ging Crescentius unter, Cola Rienzi flüchtete nach Böhmen, was durch die Luxemburger damals so gut wie Deutschland war — Was wollen Sie von einer Nation, wo alles käuflich ist, die Furcht jeden zum Verräter macht! Wir haben alle Konspirationen in der Hand. Von jeder Karbonarilloge besitzen wir die Namen. In Turin regiert ein Fürst, der als Kronprinz Karbonaro gewesen; als er aber den Thron bestieg, lieferte er uns sämtliche Listen der Venditas aus! Ich zweifle nicht, daß er uns später wieder verraten wird und als Karbonaro endigt. Lassen Sie Krieg kommen — und behalten wir noch den Herrn Thiers lange am Ruder Frankreichs und will sich sein Schüler, der Herzog von Orleans, die Sporen verdienen, so haben wir den Krieg, Krieg mit schwankenden Erfolgen! Angenommen, wir sind heute geschlagen, die Piemontesen verbinden sich den Franzosen, was wird geschehen? Von dem Tage an, wo sie den Franzosen dankbar sein sollen und alle Italiener einig, rufen sie wieder die Deutschen zurück und geben uns die alte eiserne Krone! Aber Sie müssen Italien kennen lernen, Herr von Asselyn! Sie wollen dort hinreisen? Wollen Sie es dabei bequem haben, so mache ich Ihnen einen Vorschlag. Nehmen Sie ein paar Depeschen mit nach Rom. Deren sind immer welche und

pressante vorhanden. Allerdings müßten Sie dann sogleich und noch in diesem Augenblick reisen! Aber Ihnen kostet die ganze Reise dann nichts. Herr Rück schrieb mir," fuhr der Fürst fort, die Verlegenheit und aufwallende Röte im Antlitz des jungen Mannes bemerkend. „Sie wollten die politische Laufbahn antreten —?" — „Durchlaucht — nein!" sagte Benno zwar fest und bestimmt, aber der Gedanke: Da erlöst dich ja das Geschick im Nu von dem peinlichen Gefühl, die teuersten Interessen deines Lebens hier verleugnen zu sollen! ließ ihn seinen Widerspruch nicht ausführen. Er erbot sich zur Überbringung der Depeschen. — „Mein lieber junger Freund," sagte der Fürst mit Jovialität, „die Staatskunst muß es machen, wie die Kellerei mit den Weinen! Liegen die Fässer zu lange, so müssen sie aufgefüllt werden, alte Jahrgänge mit jungen! Sie haben ohne Zweifel die Kalamität gehört, die sich auf meinem Weinberg am Rhein zugetragen? Ein nachlässiger Küfer hat sieben der besten Stücke nicht aufgefüllt. Da wurden sie Alterationen des Entwickelungsprozesses ausgesetzt — Bitte um Diskretion. Es könnte — haha! — meinem Ruf — und den Preisen —" Ohne seine Rede zu vollenden, öffnete der Fürst die Tür und machte Benno zum Zeugen einer komischen, aber wie es schien, sehr ernst genommenen Szene. Ein feingekleideter, wohlbehäbiger Herr, ohne Zweifel der Kellermeister des Fürsten, saß mit Schnuphase an einem Tisch. Vor ihnen stand eine Reihe kleiner Flaschen, die mit Zetteln beklebt waren. Einige Dutzend Gläser standen in der Nähe, um bei den Prüfungen nacheinander gebraucht zu werden; denn der Duft des Weins erhielt sich in jedem gebrauchten Glase zu lange und hätte die Aufgabe erschwert, welche die zu sein schien, die Mischungen und Auffüllungen aufs strengste zu unterscheiden. Die Weinprofessoren waren aufgesprungen. Der Kellermeister eben mit zwei Gläsern in der Hand, die prüfendste Miene in den geröteten Gesichtszügen. Noch schien der Mann ganz nur Zunge und Nase zu sein. „Schnuphöse" stand mit seinem „Glöse" in — „Extöse". Der Duft, das Probieren, die Situation, die Nähe des „größten Mannes der Zeit", die Satisfaktion vor Benno, alles stieg ihm zu Kopf.

„Es wird wohl nicht anders gehen," bemerkte der Fürst, „man muß unserer Verwaltung, die an dem Versehen ohne Schuld ist und den Küfer entließ, recht geben und ‚Dorf' oder ‚Berg' zur Erkräftigung des ‚Schloß' wählen. Ganz wie auch Ihr jungen Staatsneuerer wollt! Gern adoptieren wir Euer junges Blut! Oder wählen wir beides? ‚Dorf' und ‚Berg'?" wandte er sich, zum Scherzen aufgelegt, zu dem Mischenden, vor welchem Schnuphase wie ein Retter des europäischen Gleichgewichts stand, obgleich er nahe daran war, das eigene zu verlieren. Das Nippen an jedem dieser Gläser, das Sichäußern über entgegengesetzte Zungenwirkungen, die wiederholt erprobt werden mußten, hatte ihn bereits zum Opfer des in ihn gesetzten Vertrauens gemacht.

„Es tut mir leid," sagte der Fürst in freundlicher Laune beim

Zurückkehren in das vorhin von ihnen eingenommene Zimmer, „daß ich meine Einladung, mein Gast zu sein und der heutigen Johannisbergprobe bei Tisch beizuwohnen, nicht auch an Sie richten kann, Herr Baron! Um fünf Uhr Nachmittag geht die Eilpost! Nur dieser brauchen Sie sich zu bedienen. Von Triest aus müssen Sie über Ancona zur See. Das ist unerläßlich. Nach einem halben Jahr kommen Sie in derselben Weise — ich meine, ohne Ihrer eigenen Kasse wehe getan zu haben, wieder mit Depeschen, wofür ich sorgen werde — zu uns zurück. Ich werde dann begierig sein, Ihre römischen Eindrücke zu vernehmen, falls Sie nicht vorziehen sollten, sie mir sogleich direkt oder in Form von Artikeln für die „Allgemeine Zeitung" zu schicken. Wählen Sie für den ersten Fall die Adresse eines unserer Großhandlungshäuser! Versteht sich, bald diese, bald jene. Die Depeschen händigt Ihnen der Herr Hofrat ein, mit dem Sie vorhin gesprochen haben. Man soll Sie zu ihm führen —! Glückliche Reise! A rivedersi!" Der Fürst klingelte. Die Audienz war zu Ende. Man führte den improvisierten „Kurier" eine Stiege höher und dort in ein düsteres Zimmer. Hier wurden ihm „die Depeschen", ein einfach versiegelter großer Brief, eingehändigt. „Am besten trägt man das in einer kleinen Tasche," sagte der freundlichste aller Hofräte, „aber an einem Riemen —! Haben Sie immer hübsch die Schnalle vorn auf der Brust! Schließlich hält das auch noch den Leib warm und ist für die Seefahrt gut! Die Reisekosten sind für acht Tage berechnet, jeden Tag zehn Dukaten. Sie bekommen eine Anweisung auf die Kassa, Herr von Asselyn! Bitte! Nehmen Sie! Hier ist sie! Damit Sie keine weitere Bemühung haben, werden wir gleich einen Platz im Coupé reservieren lassen! Sie zahlen ihn dann bei der Abfahrt! Hab' die Ehre, eine glückliche Reise zu wünschen!"

Beim Verlassen der Kasse und des Palais fand der im Grunde wie Betäubte die Treppe belebt. Boten, Jäger, Diener liefen hin und her. Zwei Lakaien in auffallender Livree eilten an ihm vorüber. Hinter ihnen her schritt die Treppe herauf, mit schwebendem Gang und mit einer lächelnd um sich blickenden Sicherheit, eine hohe, breitschulterige Gestalt in fremdartig priesterlicher Tracht. Hinter ihr folgten zwei andere, ebenfalls Priester. Benno empfing aus dem stark geröteten Antlitz der Hauptperson einen Blick des holdseligsten Grußes. Er trat zur Seite und erfuhr, daß es Kardinal Ceccone gewesen. Gekannt konnte ihn Ceccone nicht haben, er konnte nicht wissen, daß der ihm Begegnende die Sehnsucht seiner Tochter war. Der Gruß sollte nur aus dem Schatz jener Liebe kommen, den Rom für die ganze Welt ansammelt. War das ein üppiger Triumph, verbunden mit dem Schein der holdseligsten Demut und mit den unauslöschlichen Merkmalen einer schon von der Natur in den Augen, ja bis in die Ohren vorgezeichneten List. Ob sich jetzt drinnen zwischen beiden, dem Fürsten, der die Italiener haßt, dem Kardinal, der auf seine alten Tage unter dem Druck der Frauen die „Freiheit Italiens" anbahnen möchte, eine Erken-

nungsszene abspielt? Sie werden sich beide betrügen! dachte Benno, konnte aber jetzt mit Reflexionen nur auf das Allernächste zurückkommen. Schnuphase kam, begleitet vom Kellermeister, dessen kräftiger Arm ihn hielt. Die Aufforderung, in der „Stadt Triest" ein gemeinschaftliches Mahl einzunehmen, lehnte Benno ab, fuhr auf den „Kohlmarkt" und kaufte sich zunächst — die bewußte kleine Reisetasche. Zu Hause angelangt, schrieb er an den Prinzipe Rucca einige Zeilen und bedauerte seine plötzliche Abreise nach Rom, behielt jedoch das Billett bis um vier Uhr noch zurück, wo man ihn erwartete. Lange kämpfte er mit sich, ob er seiner Mutter schreiben sollte. Und war ein Grund der Furcht, jener wilden, eigensinnigen, aufdringlichen Südländerin wiederzubegegnen, ihr zu Dank verpflichtet zu sein, von ihr in einen Kreis gebannt zu werden, wo ihm, sich verstellen zu sollen, die peinlichste Aufgabe sein mußte, nicht auch die in seinem Herzen unausrottbare — Liebe zu Armgart —? Er konnte das Bild der verirrten Schwärmerin aus seiner Seele nicht bannen. Was er ihr vorwarf, mußte er immer und immer aus den Voraussetzungen eines durch die strengkirchliche Erziehung überspannten Gemüts entschuldigen. Terschka in ihrer Nähe — da schien sie ihm das Schicksal der Taube unter den Krallen des Geiers zu erleiden. Aber der Vater war als Beschützer ihr zur Seite! Dessen scharfes Auge mußte doch die Hohlheit eines oberflächlichen, auf Lüge und Verstellung dressierten Mannes durchschauen! So grübelte er in jedem Augenblick, den ihm die aufgeregte Stadt und die Fülle der auf ihn einstürmenden Eindrücke zum Träumen ließ. Ja, selbst der heiligen Stelle in seinem Herzen, wo der Name Armgarts fortlebte, glaubte er schuldig zu sein, einem Roman auszuweichen, der ihn voraussichtlich zum Cicisbeo der sich trotz ihrer Liebe vor seinen Augen verheiratenden Prinzipessa machen sollte.

„Herzogin!" schrieb er der Mutter. „Ich erhalte soeben einen Auftrag vom Staatskanzler, der mich zwingt, augenblicklich abzureisen! Ich reise nach Rom und hoffe, Sie dort in nicht zu entfernter Zeit zu begrüßen! Wien ist kein Ort, wo die Trauer einen andern Raum findet, als vor den Altären seiner Kirchen. Gedenken Sie in ‚Maria von Stiegen', wo die Seelenmetten Angiolinens gehalten werden, unserer Rückfahrt von jenem Hause des Schreckens! Die dunkeln Tannen, die es beschatten, werden selbst im schönen Italien solange vor meinen Augen stehen, bis ich Sie wiedersehe. Benno von Asselyn."

Der Chorherr blieb über die schnelle, nun freilich motivierte Abreise wahrhaft verdrossen. Unbekannt mit den Empfindungen, die Benno von dannen trieben, schrieb er diese auf Rechnung des mächtigen Eindrucks, den nun denn doch der große Kanzler auf den jungen Mann gemacht hätte. „Man muß sich ergeben, man hört nur noch, staunt und läßt an dem, was man haßt, das Menschliche in seiner Geltung — Protestieren Sie nicht! Sie sind jung! Geht es mir denn anders? Liebe ich denn nicht auch mein Land und mein Volk? So lebt man in einer unglücklichen Ehe und kann sich nicht trennen. Man weiß, man

ist nicht für einander geschaffen, aber es entstanden soviel Bindeglieder des Interesses, soviel gemeinschaftliche Sorgen, soviel kleine Aussöhnungen und so manche, wenn auch kurze Momente des Glücks, daß man immer wieder neue Hoffnungen schöpft —! 'S ist ein Gemütselend, woran zwei Menschen und — hier ganze Staaten und Völker zugrunde gehen!"

Benno mußte schweigen. Er hielt sich an die ihm von den Umständen auferlegte Notwendigkeit seiner Abreise und ertrug den Schein der Inkonsequenz. Gern übernahm der Chorherr, der sich allmählich in die Trennung fand, die Meldung an den Onkel. Auch die Besorgung der Visitenkarten, die Benno noch zum Abschied zurückließ. An den Grafen Hugo schrieb Benno Worte, die seiner Stellung und der Situation angemessen waren — Worte des Trostes und der Hoffnung für die Zukunft. Dann mußte der Flüchtling in das Kontor der Zickeles seiner Kreditbriefe wegen. Über dem Schreiben,Packen und Expedieren seiner Effekten war es Mittag geworden. Der alte Herr Marcus war eben von der Börse zurückgekehrt. Leo befand sich in einem Komitee. Harry führte einen neuangekommenen Virtuosen. Den alten Herrn Zickeles überraschte Bennos Abreise nicht im mindesten. Diese immer zerstreuten Bankiers grüßen ebenso gleichgültig beim Kommen wie beim Gehen. Nur im Interesse seiner Tochter Jenny „bedauerte" er. Sie hätte dem Herrn Baron noch etwas vorsingen wollen. Eben wäre sie, sagte er, und auch Angelika Müller, welcher sich Benno gleichfalls gern empfohlen hätte, mit Therese Kuchelmeister an den Ort gefahren, wo sich gestern das Unglück begeben. Auch Dalschefski und Biancchi hätten sich dieser Fahrt anschließen müssen. Der alte Zickeles sah den Vorfall nur in seinen Folgen an und sagte: „Das Geschäft wird sich nun machen! Der Graf ist jetzt in Wahrheit frei! Alles hängt lediglich von dem ab, was aus Westerhof die Frau Mutter mitbringen wird. Wir werden sehen —!"

Benno speiste mit dem Chorherrn, der allmählich seine wahre Freude daran hatte, den jungen Mann für ein System, das er doch selbst haßte, „gewonnen" zu sehen —! Es zeigte sich das Heimatsgefühl des Österreichers. Wie der Onkel Dechant, glaubte auch er nur an solche Neuerungen und Verbesserungen, wie die Gletscherbildung die Folge großer Erdrevolutionen ist und zum Fortrutschenlassen der Eisberge Jahrhunderte bedarf.

Gegen vier Uhr, wo beim Fürsten Rucca die Dinerstunde war und den spröden Fremdling Olympia hochklopfenden Herzens ohne Zweifel schon in glänzendster Toilette erwartete, während die Herzogin lachen, nicht traurige Miene machen, „das Unangenehme, das sie ja nichts anginge", vergessen sollte, besorgte Benno seine Briefe in den „Palatinus". Die Eilposten nach dem Süden gingen um fünf. Aber schon um vier mußte man sich in Bereitschaft halten. Der Chorherr begleitete seinen so schnell gewonnenen jungen Freund, der von dem edlen Mann voll tiefster Trauer Abschied nahm und ihn bat, seine

Liebe und Güte auf Bonaventura zu übertragen, falls dieser in der Tat nach Wien kommen und dann vielleicht auch bei ihm wohnen sollte. Schon saß der Kurier im Vordercoupé, das ihm in der Tat durch einen Beamten reserviert worden war, als ein Mann kam, der hastig nach Herrn von Asselyn fragte und eine Visitenkarte aus dem „Palatinus" brachte. „Von Gräfin Olympia?" fragte lächelnd der Chorherr. — „Verzeihen," sagte der Lohndiener, „Ihre Gnaden die Conteſſina wollten selbst kommen, aber der Fiaker muß falsch verstanden haben und hat sie und den Prinzen vermutlich nach der Briefpost gefahren, wo die Kurierposten abgehen, aber erst abends —!" Die Karte war von Bennos Mutter. Auf der Rückseite stand ein einfaches: Al rivedersi —! Benno sah, daß er das Rechte getroffen, als er für Wien jede weitere Fortsetzung des Begonnenen, so tief tragisch Schmerzlichen abgebrochen. Aufhorchend, ob nicht noch Olympia und ihr Verlobter kämen, bat er den Chorherrn, der „armen Seele" zu gedenken, für welche zwölf Tage lang in dem schönen Kirchlein „Maria vom Gestade" (oder zur Stiegen), zur Schifferkönigin Maria, Schutzpatronin aller im —Hafen Eingelaufenen gebetet werden sollte. Der Chorherr drückte ihm zusagend die Hand.

Schon waren die funkensprühenden Schläge der sechzehn Rosseshufe auf dem Straßenpflaster verhallt, noch stand der Chorherr träumerisch sinnend auf seinem Bambusstab mit elfenbeinernem Griff gestützt, dem Wagen nachblickend — da kam ein Fiaker angebraust, aus dessen Schlag Prinzipe Rucca und ein weiblicher Kopf herausschauten. Das Portal der Fahrpost wurde eben geschlossen. Pater Grödner stand bereits zu fern, um die, wie es schien, nicht wenig heftigen Zornausbrüche der Italienerin hören zu können. Lächelnd über die Jugend, ihre Weltauffassung, über Menschen, die Liebe finden dürfen und sie nicht mögen, kehrte er in seine stille Klause zurück. Bleistiftgrüße, die ihm der Entfliehende noch im Posthofe an Angelika Müller mitgegeben, wollte er erst kuvertieren, falls sein Versuch, sie ihr persönlich einzuhändigen, mißlingen sollte. Zuletzt, das sah er noch, kam ein junger dicker Mann atemlos und verzweifelnd an die Posthoftür gelaufen. Es war Harry Zickeles. Er kam mit seinem Album — und es war zu spät!

9. Paulas Bedingung.

Unter großem Menschenzulauf hatte das Begräbnis Angiolinens auf dem stillen Friedhof bei Dorf Salem stattgefunden. Hier war es, wo sich ihre Freundin Therese, einen Korb voll Blumen in der Hand, über den Sarg warf und ihrem Schmerz in Worten Luft machte, die niemanden störten, wenn sie auch nicht von Seraphschwingen und Cherubsarmen sprachen, sondern einfach lauteten: „Hier ist's nun aus, armer Narr! Bist auf Erden viel gehänselt worden! Aber der gute Gott da oben wird schon wissen, wo er auch für dich ein Platzl hat —!" Die geistlichen Herren nahmen bei den Seelenmetten zur Schiffer-

königin in Wien Anstoß an dem Ruf der Verblichenen. Keine Glocken durften während der heiligen Handlung läuten, auch nicht die Orgel gehen. Die Kosten blieben dieselben. Therese überwachte alle die, die sich einfanden oder fehlten. Der Musikmeister Luigi Binacchi kam aus Ärger über die verweigerte Musik und die Vereitelung des Requiems nur einmal und erntete dafür die Bezeichnung eines „Ungeheuers" von Undankbarkeit, da Angiolina die Musik der Italiener liebte. Dalschefski, den die Nichtaufführung des Requiems wegen der in diesen Tagen außerordentlichen Erregung Bianchis, der dadurch eine Zerstreuung würde gehabt haben, doppelt verdroß, war täglich anwesend. Auch Herr von Pötzl versäumte nicht, seine Schuldigkeit zu tun; zu dem Ruf, den er anstrebte, gehörte die strengste Unterwerfung unter alles, was Gefühl und Gemüt mit sich bringen. Nicht auffallend war die jedesmalige Anfahrt eines vornehmen Wagens, aus welchem die ersten drei Male zwei Damen in tiefster Trauer stiegen und der Messe beiwohnten — die kleinste Schuldigkeit der „Mörderin", wie Therese sagte. Zuletzt kam nur noch die ältere Dame allein, fehlte dann aber auch nie.

Erst am Tage nach dem Begräbnis traf des Grafen Hugo Mutter ein. Unterwegs schon hatte sie den Tod Angiolinens erfahren. Ihre Liebe zum Sohne ging so weit, daß sie diesen Verlust wie ihren eigenen fühlte. Sah sie doch auch hier vorzugsweise nur „Hugos bei noch so jungen Jahren schon so väterlich empfindendes Herz" beteiligt. Als dann der stattliche Mann einen Augenblick an ihrem Halse hing und in seinem Auge Tränen blinkten, unterließ ihre Rede nichts, was seinem Schmerze wohltun konnte. Sie erkundigte sich nach allen nähern Umständen des rührenden Abscheidens und verwies aufs strengste jedem der Diener, der etwa ergänzende Berichte geben wollte, die auf Selbstmord schließen ließen. „Richtet nicht, daß ihr nicht gerichtet werdet!" Dies Wort sprach sie später noch mancher vornehmen Dame auf der Herren- und Wallnergasse. Das Geschehene schien sich kaum anders feststellen zu können, als dahin, daß Angiolina im Moment der äußersten Gefahr von Raserei ergriffen wurde und dem Tode in die Arme stürzen wollte.

Die schnelle Abreise Benno von Asselyns verdroß Gräfin Erdmuthe. Sie wich noch den Fragen des Sohnes um Paulas Erklärungen aus. Sie sagte ihm: „Du sollst alles hören! Nur erst Sammlung und meine langvermißte Ordnung —!" Wobei sie aber denn doch zu Hugo und den vielen Besuchenden, den lutherischen Geistlichen und Glaubensgenossen, die sie sogleich zu begrüßen kamen, von ihrem Leben bei Lady Elliot sprach, den Anstrengungen des Papismus, in England wieder festen Fuß zu fassen, von den englischen Bischöfen, die leider irdische Machthaber geblieben wären und ein Verlangen trügen nach ungeistlichem Einfluß, einem verblendeten Lehrer in Oxford, namens Pusey, der ein System aufgestellt hätte, das auf halbem Wege den römischen Irrtümern entgegenkäme. Bei alledem schloß sie ihre Mit-

teilungen mit der Erklärung: „Es ist eine Freude, den Ernst der Engländer zu sehen! Die Frauen sind voll Mut und Charakter; sie beherrschen die Männer, das ist wahr, aber sie beherrschen sie zum Guten —! Wofür sich in dieser Welt das Gefühl der Frauen ausspricht, das kann vielleicht auf einem Irrtum beruhen, aber dieser Irrtum kann nie schänden —!" Mutig sprach sie in ihren eigenen Zimmern und bei den vornehmsten Besuchen, die sie empfing: „Seit der Veranstaltung der Jesuiten, meinen Sohn durch Terschka dem Glauben seiner Väter abwendig zu machen, haben wir doppelt Ursache, jeden Schein der Anhänglichkeit an die römische Irrlehre zu vermeiden. Gräfin Paula verlangt glücklicherweise von unserer Seite keine Annahme ihrer Religion — Ja," wandte sie sich zu einem lutherischen Geistlichen, „Terschka lag zerknirscht zu meinen Füßen —! Im ersten Augenblick verstand ich nicht, was er mir zu offenbaren hatte. Ich alte Frau zitterte. Auch hasse ich schon an sich die Bezeigung einer Ehrfurcht, die nur Gott gebührt. Ich betete zum Herrn um Kraft, um Terschkas Geständnisse hören zu können, setzte mich nach Fassung ringend in einen Sessel und hörte nun alles, was von seinen Lippen floß mit jener an diesem Unglücklichen bekannten anziehenden Beredsamkeit —! Da konnte ich wohl anfangs vor Zorn ausrufen: ‚Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der das nicht hören und strafen!' Nun aber kam von ihm ein tiefreuiges Geständnis, der Entschluß, auf Englands freiem Boden zu bleiben, seine Irrtümer abzuschwören und zu unserm lebendigen Glauben überzutreten. Sie können sich meine Freude denken! Ich vergab ihm alles. Sah ich doch, so verherrlicht sich Gott in seinen Verächtern!" Graf Hugo teilte diese andauernde Befangenheit zu Terschkas Gunsten nicht, behielt aber seine Zweifel an Terschkas Aufrichtigkeit für sich. Er war des Streitens über die meisten Dinge, die noch die Vergangenheit berührten, müde.

Endlich bot der Abend die stille trauliche Stunde, wo sich die Gräfin über die Ergebnisse ihres Aufenthalts in Westerhof aussprechen konnte. In einem hohen, mit Sesseln überfüllten Rokokozimmer hatte das Teewasser auf der Maschine zu sieden begonnen, als die Gräfin begann: „Lieber Sohn, von dieser Paula Dorste, diesem seltsamen Wesen, trennt mich allerdings mehr, als ich wünschen möchte" — eine Äußerung, die dem Grafen Veranlassung gab, zu fragen: „Sahst du sie bei einer ihrer Visionen?" — „Nein!" entgegnete die Mutter. „Mit meiner Ankunft hörte dieser Spuk auf. Ich kann dir nicht leugnen, daß Paula während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit krank im Bette lag. Als ich hören mußte, daß meine Persönlichkeit, ich selbst es wäre, die ihr Schmerzen verursachte, geriet ich außer mir. Man nannte eine frühere Erzieherin von ihr, die ebenso auf sie gewirkt haben soll. Die Nähe eines Wesens also, das ihren Irrtümern widerstrebt, verursacht ihr Schmerzen! Zur Linderung ihrer Leiden berief man von Witoborn den aus England zurückgekehrten Obersten, der sie mit wenigen Handstrichen auf Stunden beruhigen soll —" —

Graf Hugo stand in großer Erregung auf und machte einige Gänge im Zimmer. Die Mutter fuhr fort: „Glücklicherweise beherrscht das ganze Schloß Monika. Schon schrieb ich dir, die Gute hat den Mut gehabt, ihre Tochter Armgart, von der du meine Schilderungen kennst, nach England zu schicken, um dies liebe Kind aus der düstern, Verstand und Herz vergiftenden Atmosphäre jener Gegend zu entfernen. Besonders aber auch, vertraute sie mir — oh, wie liebe ich unsere Monika! — deshalb, um auf Paula Armgarts Einwirkung zu hindern. Denn wunderlich ist dies Kind. Und von großem Einfluß auf Paula — sollte man es meinen —!" Die Gräfin suchte in ihren Papieren. Der Sohn, ihren Gedankengang unterbrechend, fragte: „Bringst du kein Bild von ihr —?" — „In jener Gegend malt man nur die Heiligen, mein Sohn!" antwortete die Matrone. „Ein Kinderporträt wollte ich nicht von ihr mitbringen, da es nicht mehr ähnlich ist. Aber sie ist schön! Hoch und schlank und in allen Gesichtszügen edel! Augen, Haar, alles von einem lieblichen Reiz! Ihre Bildung aber ist entsetzlich vernachlässigt! Ja, mein Sohn, das ist traurig —! Doch scheint ihr Charakter sanft, wenn auch leider — du weißt es ja, was mir an allen Katholiken so peinlich ist — von jener Zurückhaltung, die nichts Offenes, nichts Ehrliches verrät! Sie versichern dich der größten Freundschaft und du gewinnst kein Vertrauen — Das große römische Priestergeheimnis hält sie alle mit umstrickt! Man glaubt, sie lebten in dem, was wir sie täglich treiben sehen — aber bewahre! es umspinnen sie ganz andere Dinge. Paula heilt noch immer. Sie segnet Kissen und Amulette, aber sie sagt, daß sie selbst nicht an ihre Wunder glaube. Die Geistlichkeit wünscht diese auch nicht, wenigstens nicht ihre Visionen, da diese — merkwürdigerweise — nicht recht katholisch sein sollen. Monika sagte, es gäbe eine Partei, die heimlich darauf hinwirkte, das sonst so holde Geschöpf für eine Besessene zu erklären! Ja, das ist dort ein Aberglaube, mein Sohn —! Unglaublich! Und doch — wenn ich je an die umgehende Macht und die Verschmitztheit des Teufels geglaubt habe, so war mir's manchmal beim Anblick — dieser unsteten, irrenden, versteckten Augen der Komtesse —" — „Mutter —!" unterbrach Graf Hugo die von ihren in Westerhof empfangenen Eindrücken aufgeregte Greisin. — „Sie weiß es selbst nicht!" berichtigte die Mutter. „Ich will das jungfräuliche Kind nicht anklagen —!" fuhr sie im Charakter der heiligen Hildegard fort. „Glaubst du aber nicht, daß der Teufel auch die Gestalt der Engel annehmen kann —? Doch —" lenkte sie wieder ein, „ich klage ja die Komtesse selbst nicht an! Ich teile sogar Monikas Meinung, daß die Ehe alles das ändern wird. Aber ein Ja, ein Nein! von Paula selbst, von diesen halben Menschen ihrer Umgebung, von diesem Levinus, dieser Benigna zu gewinnen, ist unmöglich. Kurz vor dem Tage, wo ich die letzte Entscheidung wünschte, bekam ich endlich ein offenes Wort. Rate woher? — Aus London — und von wem? — Von Armgart!" Sie reichte dem Sohne einen Brief, den sie seufzend mit den Worten entfaltete: „Dieser Brief ist ein

trauriger Beleg für die Verstockung der Gemüter, die eine Folge des Papsttums ist!"

„Liebes Großmütterchen!" schrieb Armgart. Die Gräfin unterbrach sogleich: „Ich muß dir bemerken, daß dies, ich kann wohl sagen, liebenswürdige Kind zwar mit den Engländern und namentlich mit Lady Elliot auf dem gespanntesten Fuße lebt, sich aber an mich, ich kann sagen, wie ein Hündchen angeschlossen hat — Das Wort paßt durchaus! Ist es die hohe Begeisterung, die ich für ihre Eltern empfinde, namentlich für ihren Vater, den ich fast noch höher stellen muß als Monika — oder ist es bloß meine dem Kinde kundgewordene Reue darüber, daß ich ehemals Terschkas Bewerbung unterstützen konnte? Genug, Armgart liebt mich wie ihre Großmutter, erträgt alle meine Vorwürfe, murrt und knurrt dann wohl ein bißchen — ist aber gleich wieder gut! Doch lies —" — „Liebes Großmütterchen!" wiederholte der Graf. „Wie sehr ich Dich liebe und wie ungern ich mit Dir streite, weißt Du ja! Porzia soll Dir —" — „Porzia", erläuterte die Mutter, „ist in Witoborn geblieben bei jenem Hedemann, der sich mit ihr in einen Briefwechsel einließ, ihr zu meiner Überraschung eine italienische Bibel schenkte und sie heiraten wird, ein Mensch, der mir in solchem Grade gefallen hat, daß ich ihn auf Castellungo besitzen möchte! Frâ Federigo würde seine Freude an ihm haben!" — „Porzia soll Dir den Brief nur geben, wenn Du Dich wohl fühlst!" fuhr der Graf zu lesen fort. „Sind dann die Berge und die dunklen Wälder meiner Heimat um Dich und die guten treuen Menschen, wie es deren in ganz England nicht gibt, so verzeihe mir, daß ich, ein Kind, in so ernste Dinge hineinzureden wage. Leider kenne ich ja schon alles, was Gattinnen, Mütter, Mädchen im Leben zu dulden haben! Meine Haare sind mir im Geiste ganz so grau wie die meiner Mutter! Ja, ich bin weiter als die jungen Ladies Elliot, die vor jedem Mann noch rot werden — müssen, sage: müssen —! Sie suchen alle erst mit Eifer, was ich bereits aufgegeben. Auch Paula sucht nicht mehr für sich allein das Glück. Aber ‚Klare Rechnung haben macht den Gentleman!' sagt der garstige dicke Koch Deiner Lady, der sie genug betrügt —" — „Ich höre die Mutter des Kindes!" unterbrach sich der Graf, zwar lächelnd, doch durch seine Stimmung geneigt, diese Einleitungen zu überschlagen. — „Selbstgerechtigkeit!" warf die Mutter ein. — „Daß Ihr Euch der Urkunde unterwerft," las der Graf weiter, „das war schön von Euch! Terschka riet Dir noch vorgestern, sie als gefälscht vor Gericht zu ziehen. Oh, das konnte nur ein ehemaliger Jesuit raten! An den Jesuiten ist es so schlecht, daß sie gerade so klug und pfiffig sein wollen, wie doch nur die Zweifler sind, die sie vorgeben zu bekämpfen. Glaube mir, unser himmlischer Vater hat auch für den katholischen Glauben vielerlei Wohnungen. Katholisch und katholisch ist ein Unterschied. Wir Rechtgläubigen seufzen genug über viele unserer Priester und möchten sie, besonders wenn sie so recht tabaksschmutzige blaue Sacktücher, grobe Pfundsohlen an den Stiefeln und harte Hände

vom Heufahren und Mistabladen haben, fast hätt' ich gesagt prügeln, gerade wie, nach Onkel Levinus, die Russen mit ihren betrunkenen Popen tun. Das wissen wir Katholiken unter uns selbst sehr gut und leiden darunter, bei der Messe sowohl wie im Beichtstuhl. Gewisse andre Priester mögen wir Katholiken auch wieder deshalb nicht, weil sie im Gegenteil wie die Tanzmeister sind. Die, welche immer süß den Mund spitzen und die Augen verdrehen und aus dem lieben Herrgott einen Konditor machen, von dem sie bei jedem Besuch Bonbons mitbringen, auch das sind für uns rechtgläubige Christen bloße ‚Pfaffen' — und zu denen gehören meist die Jesuiten — alle aber auch nicht, Großmütterchen! Dein Fefelotti mag freilich dazu gehören —!" — „Du weißt," unterbrach die Mutter, „wie unsere Bedrängnisse schon anfangen! Ich werde zu Kardinal Ceccone gehen müssen, um das bischöfliche Kapitel von Cuneo anzuklagen! Doch — lies weiter!" — „Ebenso sagte Terschka, er wolle Beweise beibringen, daß eine gewisse Lucinde Schwarz, im Auftrag Deines ‚Doktors aus dem Abgrund', an dieser Veranstaltung mit der Urkunde nicht unbeteiligt gewesen. Ich halte Lucinden für fähig, Feuer anzulegen — aber es gibt Verbrechen, die ehrwürdig werden, wenn sie Gutes stiften und Engel zu unwissentlichen Mitschuldigen haben!" — „So verteidigte die Götzendienerin gegen Lady Elliot auch die urkundlich gefälschten Rechte des Bischofs von Rom —!" warf die Mutter ein. — „Großmütterchen, das hat mir von Dir gefallen," las Graf Hugo weiter, „daß Du dem falschen Heuchler, dem Terschka, endlich einmal über eine Sache unrecht gabst! Der erleuchtete Mann hat ewig bei dir recht! Ganz vornehm und würdevoll lehntest Du die Zweifel ab und wolltest Dich lieber darein ergeben, daß Paula in ein Kloster und Euer Name und Euere Herrlichkeit zugrunde gingen, als auf Betrug prozessieren und die andere Linie ins Zuchthaus schicken, wie Du sagtest. Doch Paula geht nicht ins Kloster. Sie schreibt mir, daß ich es übernehmen soll, Dir ihre ganze Meinung zu sagen. So wisse denn: Ja, sie nimmt Deinen Sohn, wenn" — Graf Hugo war an dieser Stelle schon aufgesprungen und hatte den Brief voll Zorn und Abscheu von sich geschleudert. Denn sein scharfes Auge hatte bereits die Bedingung gefunden. Die Mutter las sie: „Wenn der liebste Beichtvater ihrer Jugend nach Wien reist, Deinen Sohn persönlich kennen lernt und dann entscheidet, ob sie ihm ohne Gefahr für ihre Seele die Hand reichen kann!"

Der Graf war außer sich. Er rief: „Von Terschka — von hundert Zeugen weiß ich es, daß sie diesen Priester liebt! Bonaventura von Asselyn! Der Vetter des mir von Rück zugesandten Agenten!" Die Mutter schwieg, faltete den Brief zusammen und suchte den Auf- und Abgehenden mit dem Wort: „Und dieser hatte dir doch wohlgefallen!" zu beschwichtigen. Aber der junge Graf rief aus: „Ich habe mich daran gewöhnen wollen, daß meine Gattin das Bild einer andern Neigung im Herzen trägt. Ich würde mich bekämpft haben. Wäre ich

ihr doch selbst nicht treu gewesen — Aber ich rang darnach, treu werden zu wollen! Ich wollte Angiolinen aufgeben. Der Himmel hat mir diesen Kampf erleichtert. Nun aber soll der Geliebte Paulas mir persönlich gegenübertreten, mich erst prüfen, erst über mich seine Entscheidung geben? Nein, da trotze ich allem —!" Die Mutter fiel ein: „Es ist ein Priester. Einer der besseren! Ich hörte ihn predigen." Der Graf lehnte jede Beruhigung ab. „Das ist die Erklärung, die du von Westerhof mitbringst?" fragte er mit Entschiedenheit.

Die Mutter zitterte über seine drohenden Mienen. Mit bebenden Lippen sprach sie: „Ich zeigte diesen Brief Monika. Diese, wie du, empört darüber, stürmte zu ihrer Schwester Benigna. Benigna zog den Onkel Levin ins Vertrauen. So traten sie alle drei an Paulas Lager und fragten sie, ob so ihr Entschluß wäre? Ob sie so nach London geschrieben hätte? Ja! sagte sie, wandte sich ab, sah an die Wand, wo ihr Kruzifix hing und ihr Weihwasserbecken, sprach kein Wort und — mit dieser Entscheidung kehre ich zurück."

Der Graf konnte sich nicht beruhigen. Seine Erinnerung an die Hingebung Angiolinens, sein Stolz, die Erwägung seiner ihn zur Annahme solcher Bedingungen zwingenden Verhältnisse, ja eine Spannung sogar auf Paula, die fast zu einem tiefern Interesse geworden war, alles stürmte zu mächtig auf ihn ein. Er rief aus: „So beginne aufs neue der Prozeß! Ich zweifle die Urkunde an! Hierbei muß jetzt Terschka helfen!" — „Mein Heiland —!" rief die Mutter entsetzt und mit gefalteten Händen. „Darüber gehen wir zugrunde —! Die Zickeles subhastieren Salem und Castellungo!" — „Mag es!" rief der Graf wild und riß sich los. Verzweifelnd stand die Mutter und hörte das Verhallen seiner Sporen, das heftige Zufallen der Türen, die er aufriß. Nicht nach seinen Zimmern eilte er. Er wandte sich zur großen Treppe. Die Mutter ging ihm nach. Aber schon war er verschwunden. In seinen weißen Mantel gehüllt, mit klirrenden Sporen, stürmte Graf Hugo dahin. Sein Innerstes war gelähmt durch jenes tiefe Weh, das sich über uns ausbreitet, wenn wir in die Lage kommen, über uns selbst Rührung und Mitleid zu empfinden. Er irrte um die Freyung, da, wo jener Freund gewohnt, den er so schnell gefunden und so schnell wieder verloren hatte. Er irrte in die Nähe der dunkel gelegenen Kirche, wo die Gedächtnismetten für Angiolinen gehalten wurden. Er irrte dem Platze zu, wo sich die stolzen Gebäude des Kriegsministeriums erheben und wo er nun gedachte, sein schon eingereichtes Abschiedsgesuch zurückzunehmen. So kam er zuletzt zu den sogenannten „Obern Jesuiten", zum Hause des heiligen Stanislaus. Eine Weile stand er trauernd in der dunklen Gasse. Da hörte er einen getragenen Gesang aus einem hintern Hofe her mit einfacher Klavierbegleitung. Therese Kuchelmeister trug den Professoren Dalschefski und Biancchi ihr nicht zugelassenes, in schneller Begeisterung gemeinschaftlich aus alten Studien zusammengestelltes Requiem vor. Bei einem sanften Minore, in dem die Worte: Dona

eis pacem! erklangen, ließ Thereſe mit den freundlichen Worten: „Jeſus, der Graf!“ die Noten fallen.

10. Von Nord nach Süd.

Und in der Tat, vom Onkel Levinus war an Bonaventura die Aufforderung gekommen, er ſollte ſeine Ermunterung zu Paulas Ehe mit dem Grafen, die er ſchon einmal in Form eines gelegentlichen Poſtſkripts gegeben, wiederholen, wenn er zuvor den Grafen Hugo perſönlich geſehen, geſprochen und die Würdigkeit dieſer Wahl, das Sichlohnen dieſes ſchweren Opfers der Etikette geprüft hätte. Da den ſo einnehmenden, ſich durch ſeine Perſönlichkeit empfehlenden Prieſter die Kurie, wie man hörte, des gefangenen Kirchenfürſten wegen, nach Wien ſchicken wollte, ſo ſollte er dieſen beſondern Auftrag, um deſſen Erfüllung ihn alle und zumeiſt Paula bäten, mitübernehmen. Sustine et tolle! Halte aus und trage! hatte er nach Empfang dieſes Schreibens ausgerufen, und ſich, „um Wien, Italien, Rom zu ſehen“, einen Urlaub auf ein Jahr erbeten.

Ohnehin hätte er für einige Zeit wünſchen müſſen, an einen andern Aufenthaltsort verſetzt zu ſein. Doppelte Anfeindung verfolgte ihn. Ebenſowohl von der Regierungs- wie von der kirchlichen Seite Zwar hatte er die Genugtuung erhalten, daß gegen Cajetan Rother eine Unterſuchung eingeleitet wurde, welche der junge Enckefuß ſogar mit Erbitterung führte. Bonaventura hatte in betreff der jetzigen Madame Piter Kattendyk richtig geahnt, daß der ungetreue Hirt Treudchens religiöſen Hang und Trauer ebenſo gemißbraucht hatte wie ihre geringen Geiſteskräfte. Er hatte ſie zur Heiligen — methodiſch erziehen wollen! Andrerſeits ging der Kampf der Kurie, um eine ſolche Offenbarung beſtialiſcher Verwilderung nur innerhalb der geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu beſtrafen, aufs äußerſte. Die Kirche iſt gegen die Verbrechen ihrer Kleriker ſtrenger als irgendein weltliches Geſetz; nur will ſie ſelbſt ſtrafen und dem Staat den Einblick in ihre Schäden entziehen. Bonaventura mußte Zeugenausſagen vor Gericht geben — Auch das mehrte ſein Unbehagen. Er ſehnte ſich fort. Er hatte die Ahnung, nicht wiederzukommen.

Je vollſtändiger ſich ſeine Rüſtung zur Reiſe abſchloß, je mehr ſie den Charakter annahm, den nur allein Renate nicht bemerkte, daß er nicht unmöglich in ein ganz nur der Gelehrſamkeit gewidmetes Benediktinerkloſter an der Donau oder in der Schweiz trat, deſto banger wurde ihm die Erinnerung an Lucinde. Wird ſie, ſie dich ſo ziehen laſſen? fragte er ſich. Er erfuhr von Thiebold, daß ſie zwar aus dem Kattendykſchen Hauſe zur Frau Oberprokurator Rück gezogen war, aber nur auf acht Tage, und daß ſie dort plötzlich verſchwand. Thiebold errötete, als er geſtand, daß Rück in ſeiner Verzweiflung auch zu ihm gekommen war und ihn gebeten hatte, beim Domkapitular anzufragen, ob dieſer nicht über ſie Auskunft wüßte. Bonaventura nahm acht Tage vor ſeiner Reiſe keine Beichte mehr ab. Er erſchrak über

die Voraussetzung seiner nähern Bekanntschaft mit Lucindens Verhältnissen und hegte die bange Ahnung, daß mit diesem Verschwinden vielleicht seine Reise in Zusammenhang gebracht werden mußte. Schreckhaft genug lebte die Abschiedsszene vor seiner Reise nach Witoborn, die Erinnerung an die damals gegen ihn ausgestoßenen Drohungen in seiner Seele.

Es war am Abend vor der Abreise, um sieben Uhr. Draußen war schon lange alles finster. Sein Gepäck war geordnet. Dann und wann blickte er auf die matterhellten öden Gänge des Kapitelhauses. Es war ihm, als müßte er plötzlich pochen hören und als würde ihm wieder eine äußerste Erregung von Lucinden kommen. Konnte er sich auch verbergen, daß er Tag und Nacht an sie dachte? Die Furcht vor ihren Drohungen zwang ihn dazu. Jeder irgendwie bedeutendere Vorfall in seinem Leben weckte die Erinnerung an die ihn betreffenden Verhältnisse, die sie in ihrer ewigen Obhut zu haben erklärt hatte. Diese Drohung, daß sie jeden Segen, den er zu verbreiten hoffte, in Fluch verwandeln könnte, vergaß er nicht. Des rätselhaften Sinnes immer und immer wieder gedenkend, nahm er diese Worte nicht so leicht, wie ihm der Onkel geraten hatte.

An diesem Abend vor seiner Abreise kam ihm wieder die trübe Vorstellung mit ganzer Macht. In sich steigernder Angst hatte er seine Tür verriegelt. Er hatte sich allen Abschieden entzogen. Die Briefschaften an den Kardinal Ceccone, in denen die Kurie um die Nachgiebigkeit Roms gegen die Regierung des mächtigen Staates flehte, lagen in einem geheimen Fach eines seiner Koffer. Er rechnete an seiner Barschaft, siegelte einige Briefe nach Witoborn und Kocher am Fall, plauderte mit seiner alten Renate, die er vielleicht nie wiedersah — wovon er jedoch nicht sprach — und wollte zeitig zur Ruhe. Das Dampfschiff brach schon in aller Frühe auf.

Er hatte die Postkarte vor sich ausgebreitet. Sein Auge schweifte bald auf die nächsten, bald auf die entferntesten Gegenden. Auf Kocher am Fall, wobei ihn ein Bangen ergriff: Den teuern Onkel, auch den siehst du wohl nicht wieder —! Auf Westerhof und Witoborn, wo so viele Herzen gerade jetzt mit gleichen Empfindungen an ihn denken mochten! Paula —! Die ihm eine Strafe verhängt zu haben schien —! Die eigene Mutter — die ihre Theorie vom Nichtwissen, das bei mißlichen Dingen dem Menschen besser wäre, als das Wissen, auch auf die Verhältnisse mit Benno übertrug und dem Sohn vor kurzem noch geschrieben hatte: „Wittekind ist so gewissenhaft; rege ihn nicht auf mit Bennos Mitteilungen aus Wien! Allein schon die Nachricht über den Tod Angiolinens raubte ihm die Ruhe mehrerer Nächte —"! Auf die Donau sah er dann, Wien und seine Umgebungen, wo er den Grafen Hugo „prüfen" sollte —! Prüfen, glaubte er, ohne daß es doch wohl der Graf selbst wußte —! Wieder war es jene Welt der Beichtgeheimnisse, in denen er lebte, jene Welt, wo der Sohn hinterrücks vom Vater, die Tochter von der Mutter,

der Schüler vom Lehrer, das Gesinde von der Herrschaft Böses spricht —! Schon hatte er jene katholischen Priesteraugen, die so irrend umgehen —! Wird es dir in Rom, auf das du blickst, gehen wie dem Augustinermönch Luther? Wirst du Castellungo berühren dürfen und deine Mutter — wirklich als in Bigamie lebend an dem „Einsiedler" erkennen? Wirst du dich nur bei Nacht zu Frà Federigo stehlen dürfen, wie Nikodemus zum Herrn? Wirst du so fortleben in deinem Beruf? Halb in Haß, halb in nur dunkler und unerklärbarer Liebe für ihn? Wo ist Versöhnung! Und siehst du in Rom Benno und die beiden flüchtigen Alcantariner? Siehst du das Schreckbild unseres Glaubens — Klingsohr? Siehst du den „Abtöter", der — vielleicht am Brand in Westerhof beteiligt gewesen? Gott! Gott! Da fiel sein Blick wieder auf die Karte, auf die Alpen. Da lag der St. Bernhard! Da St. Remy, wo sein Vater begraben sein sollte! Dort Aosta —! Dann dachte er wieder, gerade diese Gegend müßte er meiden, eben des Vaters selbst wegen, der nun einmal unter allen Umständen tot sein wollte, und von dieser Gegend hatte ihm Benno geschrieben: Ich versichre Dich heilig, du kannst dort Bischof werden, wenn du dein Italienisch übst und dreimal in „Maria Schnee" in Wien die Messe gelesen hast!

So in das geheimnis- und verhängnisvolle Leere blickend, erschrak er wieder vor einem plötzlichen Pochen. Nun glaubte er sich nicht geirrt zu haben. Das Pochen war leise und wiederholte sich nicht. Das große Gebäude war in seinem Haupteingang verschlossen. Eines Überfalls verdächtiger Personen konnte er nicht gewärtig sein. Wieder erfolgte das Pochen nach einer Weile und nun glaubte Bonaventura schon nicht anders, als draußen stünde Lucinde. Der erste Strom, der sich von seinem erregten Gemüt über seine Nerven ergoß, war ein Todesschrecken. Seine Hand langte nach dem Klingelzug. Es währte lange, bis seine trauernde Renate kam, die verweinten Augen verbergend. „Sehen Sie doch, wer draußen ist!" sagte er bebend. „Ist es — die Ihnen — bekannte — Person, so bin ich nicht zu sprechen!" Mit diesen Worten ging er in das Nebenzimmer und horchte an der Tür, wer sich meldete.

Renate hatte geöffnet. Die Stimme des Ankömmlings sprach nur leise. Bonaventura konnte nichts vernehmen. Renate kam zurück und berichtete: „Es ist eine kleine gebrechliche Person — eine Jüdin, wie sie sagte — Den Namen habe ich nicht behalten." Eine Jüdin konnte zu Bonaventura nur kommen um über die Taufe zu sprechen. Der Fall war ihm neu. Lucinde war es nicht. Diesem Besuch konnte er sich nicht entziehen. „Ich esse nur wenig auf die Nacht," sagte er milder zu Renate, „und gehe dann zeitig zur Ruhe." Renate seufzte und ließ ihren „Sohn" allein.

Er betrat sein Zimmer. Die bescheidene Jüdin war noch auf dem Korridor geblieben. „Treten Sie doch näher!" sagte er und leuchtete mit der Studierlampe an die von ihm wieder geöffnete Tür.

Eine kleine Person in einen schön glänzenden schwarzen Atlasmantel gehüllt, der beim Verbeugen aufschlug und die rechte Schulter der auffallenden Gestalt etwas höher zeigte, als die linke, in einem warm gefütterten großen Hut, aus dem zwei lange schwarze Locken und beinahe nur eine Nase herausfahen, trat einen Schritt näher und bat für die späte Störung um Entschuldigung. „Womit kann ich dienen?" fragte Bonaventura und stellte die kleine grünlackierte Studierlampe auf den Tisch, dem befangenen Besuch einen Sessel darbietend.

„Ich würde nicht gewagt haben" — begann die kleine Gestalt — „Herr Priester — Hochwürden — in so später Stunde — Sie zu belästigen — aber da ich Verwandte — die von Ihrer Güte, lieber Herr — ich meine Herrn Seligmann in Kocher am Fall — den Sie kennen —" — „Herr Löb Seligmann!" unterbrach Bonaventura die nur hustend, atemlos und räuspernd hervorgebrachten Worte mit der ihm eigenen Herzlichkeit. „Ist der Treffliche ein Verwandter von Ihnen?" — „Nicht zu nah und nicht zu fern! Gerade wie bei Verwandtschaften am besten!" lautete die schon dreistere Antwort Veilchens, die ihren Namen Igelsheimer wiederholte und sich setzte, indem sie, als Bonaventura ihren Namen im Frageton nachsprach, sogleich fortplauderte: „Für unsere Namen können wir Juden nicht! Die hat uns die Polizei gegeben! Wenn auf die Ämter zu viel Moses und Isaaks und Abrahams kamen und die Schreiber nicht wußten, welches der Abraham Moses und welches der Moses Abraham war, so nahmen die Herren Aktuare voll Zorn ganze Gemeinden her und sagten: Dem wollen wir ein Ende machen! So kamen die schönen Namen Bär, Hirsch, Löwe, Wolf, Adler, auch Ochs, Kuh, Rindskopf, Rindsmaul an uns! Nur Esel nannten sie keinen von uns geplagten Tieren. Andere Namen sind nach den Orten gewählt, wo die Leute herkamen, Fuld, Worms, Oppenheim — Ich weiß nicht, wo auf Ihrer Landkarte da mein Stammsitz Igelsheim liegen mag!"

Durch diese überraschend dreiste, aber anspruchslos vorgetragene Rede war Bonaventura gefesselt. Er stützte den Arm auf seine Landkarte und rückte die Lampe näher, um, wie er sagte, vielleicht einen Familienzug zu entdecken von der braven Frau Lippschütz, die in Kocher am Fall „zu seinen speziellen Gönnerinnen" gehört hätte. — „Ich bin aus der Art geschlagen!" sagte Veilchen. „Die Seligmanns sind sich untereinander nicht ähnlich. Der, wo ich wohne, Nathan ist er geheißen, in der Rumpelgasse, gleicht seinem Bruder, wie ein Holzapfel einem Paradiesapfel."

Bonaventura hörte kaum den Namen der „Rumpelgasse", als er sich auf Lucindens letzte Berichte, auf Klingsohrs Beziehung zu dem Trödler Seligmann und die dabei erwähnte Hilfe einer Jüdin besinnen mußte. Betroffener fragte er nochmals, womit er dienen könnte, worauf Veilchen eine Pause machte und ihre zurückkehrende Verlegenheit durch das Lüften ihres Mantels verbergend, sprach: „Herr

Priester! Ich möchte mir die Frage erlauben: Was halten Sie — von — der menschlichen Konsequenz?" — Nun glaubte Bonaventura doch, daß von einem Religionsübertritt die Rede sein sollte und antwortete: „Sie kann eine große Untugend werden, wenn sie mehr ist, als Treue gegen uns und andere!" — „Mit Erlaubnis — Treue gegen andere kann nicht Konsequenz sein! Was die andern Liebe und Treue nennen, die man ihnen gewähren soll, führt den Menschen immer im Kreise rundum. Die Liebe ist das eigensinnigste Ding von der Welt und Gegenliebe kann nicht die Konsequenz sein!" — „Ich sagte schon, daß ich die gerade Linie in unsern Handlungen nicht liebe, wenn sie zum toten Gesetz wird. Aber wie wird wahre Liebe Untreue gegen uns selbst verlangen!" — „Herr Priester, die Liebe will den Löwen zum Hasen, den König zum Bettler, den Philosophen zum Narren machen —! Wollen Sie bleiben, was Sie sind, so hört die Liebe auf — Frauenliebe gewiß —! Eine Frau verlangt, daß der Mann um ihretwillen seinen Glauben abschwört. Sie verlangt's nicht immer und nicht im ganzen Jahr und nicht bei feierlicher Gelegenheit; aber wenn sie gerade schlecht geschlafen hat, sagt sie: Das hilft gut gegen Kopfweh! und dann muß es auf der Stelle sein." — „Wohl jedem, der von einer solchen Liebe verschont wird!" entgegnete Bonaventura lächelnd und von diesem Humor unterhalten. — „Aber alle Liebe ist so! Die Liebe will im andern untergehen, um in sich selbst desto schöner wieder aufzuerstehen! So lieben wir einen Mann, so die Natur, so Gott. Was ist Religion, Herr Priester? Gefühl von Kraft oder von Schwäche? Bei den meisten doch wohl nur von Schwäche. Gott soll uns lieben, weil wir ihn lieben! Er soll uns das ewige Leben dafür auswechseln! So sind wir auch meist uns selbst getreu, d. h. „konsequent", weil uns Inkonsequenz ein heroisches Opfer kosten würde." — Wo sollen diese Sophismen hinaus? dachte sich Bonaventura. — „Sie werden ungeduldig, Herr Domherr!" sprach Veilchen, blickte nieder, schwieg eine Weile und begann ihren Hut etwas aufzubinden. Die Verlegenheit machte ihr heiß. Bonaventura nahm ihr den Hut ab und legte ihn auf den Tisch. „Danke!" sagte sie, indem sie sich die langen Locken strich. „Ich bin eitel —! Sie könnten sonst glauben, mein Gesicht wäre bloß Nase —! Die meinige ist freilich mein stärkstes Organ. Alle Menschen haben in ihrem Alter einen Teil des Körpers, der die Oberhand gewinnt. Beim einen ist's der Magen, beim andern die Galle, beim dritten die Leber — bei mir die Nase! Ein feines Organ! Der Sitz der Phantasie! Die Phantasie habe ich in meiner dunkeln Rumpelgasse nötig! Ich gehe des Jahres nicht zehnmal an die Luft. Ich will nicht! Was sag' ich — „will nicht"! Mein Wille stellt sich an den Kleiderschrank und wird verdrießlich, wenn er kein Kleid findet, das ihm zum Ausgehen paßt —! Konsequenz! Wille! Ich kenne z. B. ein schönes junges Mädchen —" Veilchen hielt inne. Ihr Auge blitzte forschend auf. „Lucinde Schwarz! heißt sie." —

Bonaventura atmete hörbar. — „Dem schönen Mädchen hab' ich oft gesagt: „Deine Liebe, Kind, ist ein Irrtum, bloß eine Lüge gegen dich selbst! Dich verzehren Eifersucht, Stolz! Deine Liebe gegen den gewissen Mann ist sogar bloß Rache! Willst ihn nur quälen, willst ihn nur immer an dich erinnern — sagst d'rum: Ohne ihn sterbe ich! Das Mädchen gibt das zu. Gibt auch zu, daß ich ihr sage: Du bedarfst dieser Einbildung, um Kraft zu haben, nicht gegen andere schwach zu sein! Möchtest sündigen — falls die Natur sündigt! — aber aus Berechnung klammerst du dich an deinen Wahn und nennst den sogar Treue. Schüttelt sie den Kopf! Wahr ist's, das Mädchen ist geflohen vor einem schlechten Mann und wohnt versteckt in meinem Schlafstübchen und ist krank, wie sie sagt — aus „verzweifelnder Liebe"!" Bonaventura hatte sich bei diesen Worten, die mit einem prüfenden, fast listigen Forschen der von unten her zu ihm aufblickenden Augen vorgetragen wurden, erhoben. Zwei Empfindungen kämpften in seiner Brust. Ein Gefühl der tiefsten Entrüstung über die Dreistigkeit dieses Besuchs und die Verzweiflung um Lucindens nicht endendes Wühlen. Daß er eine Botin Lucindens vor sich hatte, er sah es jetzt und gab seinen Unmut so zu erkennen, daß Veilchen erschrak und einlenkend sagte: „Bitte, mein Herr! Was ein römischer Priester gelobt hat, ich weiß es. Hab' ich es doch selbst einst erfahren — Sie haben gewiß," setzte sie mit sich ermutigendem, schärferm Ton hinzu, „von jenem Leo Perl gehört — den Ihr Herr Oheim einst verführte — zu — einem gewissen Betruge —!" — Bonaventura starrte die kühne Sprecherin an. — „Bitte, Herr Priester —!" flüsterte sie. „Vergebung —! Aber wahr ist es doch! Herr Leo Perl hatte mir die Ehe gelobt. Ich weiß nicht, ob ich zum Lachen bin, wenn ich mit dieser Gestalt sage, daß ich nach Witoborn gereist bin — mit unserer Base Henriette Lippschütz und mit ihrem Mann — und daß wir uns ein Zimmer mit Fenstern mieteten dem Seminar gegenüber. Ich war nicht schön, aber ich hatte noch Wangen um diese große Nase. Ich hatte einen Mund noch mit Lippen. Kein Bild war ich, aber weiße — freilich unechte Perlen standen mir im schwarzen Haar nicht übel. Der arme Narr, der ein Heiliger werden wollte, weil er Jesum von Nazareth glaubte beleidigt zu haben bei der falschen Hochzeit —" — Die Verlegenheit Bonaventuras wuchs. — „Vom Kronsyndikus von Wittekind meine ich die Hochzeit mit der Italienerin!" sagte Veilchen, als einzige, vor welcher Löb Seligmann sein Geheimnis nicht hatte bewahren können. „Jedes Auge ist schön," fuhr sie fort, „wenn darin Tränen stehen! So erregte auch mein bittender Gruß, mein verzweifelnder Blick in das geistliche Seminar hinüber, wo ich den gelehrten Mann hinter Eisenstäben erblickte, seine Verzweiflung. Er wollte wieder umkehren! Ich erfuhr es. Leider war es zu spät. Nun, um der Tränen willen, die ich Ihrem Oheim, dem Dechanten, verdanke, Herr Priester, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in später Nacht aufs Zimmer ge-

kommen bin und es übernommen habe, Sie zu bitten: Hören Sie dem Fräulein Lucinde, ehe Sie reisen, und am liebsten in diesem Augenblick, noch einmal die Beichte —!" Voll Entrüstung über die ihm drohende Beschädigung seines Rufes, die vorauszusetzende Nähe Lucindens, starrte Bonaventura die Sprecherin mit geöffneten Augen an und fragte mit dem vollen Ausdruck seines Unwillens: „Woher entnehmen Sie diese Beschuldigungen meines Oheims?" — „Das schönste Wissen einer Frau ist das, welches sie nicht in ihren Kopf, sondern in ihr Herz einschließt, Herr Priester," sagte Veilchen. „Der Mann, der Sie gefragt — nach Bröders lateinischer Grammatik —" — „Löb — Seligmann?!" — „Ja, von ihm weiß ich, daß mich Leo Perl nicht aus Untreue verließ, sondern gezwungen durch Umstände, die ihren Grund in seinem ungläubigen Aberglauben, in seiner geistreichen Faselei, in seinen witzigen Dummheiten gehabt haben mögen. Er nannte es die neue Mode-Romantik. Ich weiß aus hundert Briefen, daß er den menschlichen Willen bestritt und nichts gelten ließ, als den Zufall. Er liebte Ihren Oheim so, daß ich darauf eifersüchtig wurde. Auch nannte er die leichtsinnigen erst die wahren Menschen — —!" Sie bat, den „unfreiwilligen Belauscher" einer geheimen Verhandlung auf Schloß Neuhof schonen zu wollen. „Glauben Sie mir," lenkte sie die Erzählung von Seligmanns Irrfahrten in den Sälen des Schlosses Neuhof zu ihren Erinnerungen zurück, „mein Verlobter fand den Hochmut der Sängerin Maldachini lächerlich, weil er zu sagen pflegte: Was ist Tugend? Bequemlichkeit der Umstände! Seinem Freunde, dem damaligen Kaplan von Asselyn, konnte er nichts abschlagen. Erst als er die Priesterkleider schon anhatte und die betrogene Frau vor ihm stand, kam die Angst, die Phantasie, die Reue. Nun sah er in den falschen Kleidern Nessuskleider — Gott, ich handle mit Kleidern und kenne alles, was zu weit und was zu eng ist. Man sagte, Perl hätte dann später aber doch das Christentum gehaßt. Ich glaube es nicht. Denn was ist das Christentum? Eine große Schmeichelei für uns Juden." — Bonaventura ging sinnend auf und ab. — „Vom Sterbebette soll Leo Perl einem Mönche, namens Hubertus, jetzt in Rom, eine lateinische Schrift zur Auslieferung an einen hohen Geistlichen in Witoborn übergeben haben. Aber die Auslieferung des versiegelten Schreibens sollte erst stattfinden, wenn er ohne ein Ärgernis begraben worden. Seltsam, daß ich diese Schrift gesehen habe! Ich sah sie in der Hand des Fräuleins Lucinde." — Bonaventura stand voll bebender Kombinationen. — „Es war in diesem Jänner. Kurz vor Ihrer Abreise nach Witoborn! Das Fräulein brachte die Schrift von einer gefährlichen Unternehmung mit, von welcher Sie ja wissen — als sie den Pater Sebastus aus dem Profeßhause befreien wollte —! Die Schrift aus Mevissens Sarge! Es war ein Brief, den ich nicht lesen konnte, weil er — in Latein war —! Aber vielleicht war es derselbe an den Bischof von Witoborn, von welchem Löb Seligmann ge-

hört hat, daß er leicht in die Hände Ihres seligen Herrn Vaters hätte gelangen können, da dieser unmittelbar nach dem Tode des Bischofs Konrad, er folgte bald dem Leo Perl, die geistlichen Archive ordnete —" — Bonaventura hörte zu, wie der Verbrecher in Vorahnung eines über ihn gefällten Todesurteils den Anfang seiner Sentenz lesen hört. Er wollte nicht verraten, was in ihm vorging. Er wollte seinem Antlitz den Ausdruck der Ruhe und Fassung geben. Aber umsonst! Ein eisiger Frost durchschüttelte seine Glieder. Seine Zähne fingen an zu zittern. Er ahnte irgendeinen — ewigen Verdruß seines ganzen Lebens. Welchen? das konnte er nicht in Worte fassen. „Gott im Himmel —!" rief die Jüdin, erschreckend ebensowohl über den Anblick Bonaventuras, wie über ihr Unvermögen, einem ohnmächtig werdenden Manne helfen zu sollen. „Was ist Ihnen —?" — Bonaventuras Gedanken konnten nicht anders lauten, als: Lucinde sagte, mit dem Inhalt jenes Briefes könnte sie dich ewig in ihren Händen halten! Deinen Segen könnte sie in Fluch verwandeln! Selbst wenn du die dreifache Krone trügest, könnte sie alle deine Handlungen ungeschehen machen! Was gibt ihr diese Kraft? Was gibt dir — diese — Unkraft? Bist du — kein Christ —? Bist du nicht getauft —? . . . Bist du wohl gar nicht — richtig getauft —? Und nun schlossen seine fiebernden Gedanken: Du bist von Leo Perl in den Tagen getauft, wo sein Gemüt von Reue über seinen Schritt, von Wut über den Kronsyndikus ergriffen war, der ihn gezwungen hatte, Christ zu werden, Priester zu bleiben! Diese Stimmung behielt er vielleicht lebenslang! Perls Stellung war die der Zerfallenheit mit sich selbst, die der Reue über sein übereiltes Christwerden, der Rache für den Zwang, der ihm zuletzt auferlegt wurde, der jahrelangen Verstellung. In dieser Schrift bekannte er sich schuldig, alle seine kirchlichen Funktionen ohne die Absicht und die Direktion des Willens vollzogen, dich und andere „ohne Intention" getauft zu haben —! Schnell starb der Bischof hinter Leo Perl. Dein Vater nahm die Urkunde an sich, unterdrückte sie —! Perl war tot, das Verbrechen geschehen, nicht mehr rückgängig zu machen, als durch eine neue Taufe. Dein Vater, das Aufsehen einer solchen Handlung fürchtend, und später ebenfalls mit der Kirche — der Ehescheidungsverweigerung wegen — zerfallen, behielt die Urkunde, zerstörte sie aber nicht, sondern legte sie für künftige Enthüllungen zurück, band sie ohne Zweifel dem alten Mevissen auf die Seele —! Dieser nahm sie mit sich in sein Grab, wo sie lange Zeit unzerstört bleiben konnte, bis sie gefunden werden sollte und dann vielleicht gefunden und gesucht an einem sichern Orte — zu einer Zeit, wann es Frà Federigo begehrte, am Tage des Konzils unter den Eichen von Castellungo —! Dies Papier fand Picard in dem erbrochenen Sarge, gab es Lucinden zur Übergabe an mich, sie las es, kennt vollkommen die ganze folgenschwere Wucht unserer katholischen Lehre von der Intention bei priesterlichen Handlungen,

die Lehre von der wirklichen Absicht, den Ritus auch so zu meinen, wie man ihn vollzieht — du bist ein Ungetaufter, ein Nichtteilnehmer, noch weniger ein Förderer am Gottesreich —! Nach Roms Gesetzen bist du, ob auch getauft, jetzt noch immer ein Heide —!

Das stand wie durch Inspiration vor seinen Augen, obschon sich diese umflorten. „Aber es wird vorübergehen!" sprach er und hielt die Jüdin zurück, die sich zwar nach Wasser umblickte, nicht aber, tatunkräftig wie sie war, danach gehen konnte, obschon Glas und Flasche hinter jenem Efeu standen, den damals Lucinde so zerrupft hatte. Bonaventura blickte dorthin. Er hörte wieder Lucindens lachende Drohung. Also auch das, rief es in seinem Innern, ist im römischen Glauben möglich! Möglich unter Menschen, die sich auf diese Art glauben unter die Herrschaft des Geistes gestellt zu haben! Und das geschieht dir, dir mit deinem redlichen Willen, mit deinem dir selbst gesprochenen Befehl, nicht zu murren gegen dein halb und halb schon bereutes Priesterjoch —! Das geschieht dir in dem Augenblick, wo du dein größtes Opfer bringen wolltest, dein geistiges Grab zu graben, das Grab deiner Liebe —! Solltest du nicht deine Würde ganz niederlegen? Solltest du dich nicht dem Generalvikar anvertrauen und bekennen: Ich habe die Ahnung, ich bin gar kein Christ —?! Sollten deine kirchlichen Handlungen, die deine ungetaufte Hand verrichtete, nicht erst nachträglich von einem Spruche Roms die Kraft des Sakramentes erhalten müssen? Dann aber wieder erhob er sich. Sein ganzes Innenleben rief wie mit donnernder Stimme: Nein! Nimmermehr! Ich trotze dem Geschick! Ich werde lügen, ich muß lügen, wie sie alle —!

Die Jüdin sah diese Seelenkämpfe, zitterte, fragte, bat und — hoffte. Sie konnte natürlich seinem Gedankengang über den Inhalt des von Lucinden gefundenen Briefes nicht folgen. Ja, sie würde selbst aus dem Judentum heraus, aus der Religion des Buchstabens, kaum begriffen haben, wie ein Gemüt, lebte es auch noch so sehr im steten Gewissenszwange, so über Sonnenstrahlen straucheln, über Spinnweben ausgleiten konnte. Sie würde mit Christus gesagt haben: Ihr verschluckt Kamele und seigt Mücken —! „Schieben Sie Ihre Reise einen halben Tag auf! Hören Sie die Beichte des armen Mädchens —! Sie will nichts, als Ihnen ein Bild ihres gegenwärtigen Innern geben, vieler neuen Geheimnisse, die sie wieder drücken, auch der Ursachen, warum sie so plötzlich das Haus des Oberprokurators verlassen hat. Ich versichere Sie, es muß eine große Begebenheit gewesen sein, die sie zu mir getrieben — zu mir, in die dunkle schmutzige Rumpelgasse, zu meinem unausstehlichen Nathan, den ich nun schon dreißig Jahre nehmen muß, wie er ist! Ich möchte schwören, daß in Holland, wo sie Tag ein Tag aus putzen und scheuern, keine Stube so sauber und rein ist, wie meine Schlafstube im dritten Stock unseres Hauses, das wir glücklicherweise allein

bewohnen, und doch tut mir das Kind leid — im reinsten Glase Wasser, das ich ihr biete, sieht sie das Trödelgeschäft mit alten Kleidern. Aber sie hat keinen Ort gewußt, wo sie sich verbergen sollte! Ich dürfte nicht an Ihrer Stelle sein, Herr Priester. Schon aus Neugier, was es sein mag, das sie so schnell von der Marcebillenstraße weggejagt hat. Acht Tage ist sie bei mir —! Der Nathan sieht die Polizei jede Stunde kommen. Ich habe ihm versprochen, die Strafe aus meiner Gage zu zahlen — 30 Taler jährlich ist meine Gage, Herr von Asselyn! Ich bin an der ganzen deutschen Börse der wohlfeilste Buchhalter! Verzweifelnd hockt sie auf meinem Kanapee, schreibt Briefe, zerreißt sie wieder, hat nichts bei sich, als ein Bündel, womit sie aus dem Rückschen Hause entflohen ist. Hat der Mann Ihre Ehre verletzt? rief ich sie an. Sie antwortete nichts darauf, sah aber aus, als käme sie vom Richtplatz, und erst seit drei Tagen höre ich sie weinen — aber weinen wie mit Brustkrampf! Sie sagt: Mein Unglück ist, ich falle über mir selbst! Ich bin nur für die Schlechten da! Ich habe etwas in meiner Art, das selbst die, welche mich lieben wollen, an einem einzigen Tage zu meinen Feinden macht —! Könnte ich ihm nur einmal noch alles sagen und beichten! sprach sie dann. Ich gestehe, Herr Priester! Von dem Wort „Beichten" hab' ich keinen Begriff. Je mehr ich bei mir behalte, sagte ich ihr, desto fester werden mir meine Gedanken. Die mauern sich dann erst recht wie ein Schwalbennest aus, das ebenfalls aus lauter kleinem Schmutz, der da trocknet, besteht und zuletzt ganz — sauber wird. Müßte ich alles, was ich denke und eben erlebte, frisch und weich wieder von mir geben, ach, da würde ich bald wie ein leckes Faß und geriete in den Kehricht! Ich bin katholisch! sagte sie mir darauf. Da stritt ich denn nicht mehr, und da ich die wahre Neigung ihres Herzens durch die Bekanntschaft mit dem Pater Sebastus wußte und für sie die Gefahr, gar nicht mehr an Ihr Ohr gelangen zu können, durch Ihre Abreise zu groß wurde, da sagte ich: Ich will für Sie gehen, Fräulein, wie Eliezer ging auf Werbung für Jakob —! Aber — da sehen Sie! — unten steht sie in der dunkeln Gasse und wartet —" — „Ich kann nicht! Ich komme ja auch bald wieder zurück —!" entgegnete der Bedrängte, der die Gefahr, von Lucinden bedroht und gehaßt zu werden, genug erkannte. — „Das bestreitet sie —! Sie kämen niemals wieder zurück! Man würde Sie in Wien fesseln. Schon wäre ein Verwandter von Ihnen dort gefesselt. Man würde Sie nicht sehen können, ohne die zu beneiden, denen Sie immer angehörten. Ich bin es nicht, die Ihnen so schmeichelt, ich wiederhole nur ihre Worte. Sie nennt sogar einen Bischofssitz in Italien, der bereits für Sie bestimmt sein soll, Herr Priester! Robillante oder einen ähnlichen Namen — Im Tal von — Castellungo — Das ist der Name! Richtig, den habe ich behalten!" — Bonaventura faltete nur die zitternden Hände. — „Die beiden Mönche," fuhr Veilchen fort, „die dieses Frühjahr

von Witoborn entflohen sind, haben aus Rom geschrieben, daß in ihrem Kloster ein Mönch lebt, der ein Bistum ausgeschlagen, das ein mächtiger Kardinal gelobt hätte dem heiligsten Priester in der Christenheit zu geben. Darüber ist eine Konkurrenz eröffnet. Und in Wien sind — Sie, ja Sie, Herr Domkapitular, als der heiligste Priester genannt worden! Das wurde auch an Rück geschrieben. Lucinde weiß alles. Sie werden in Wien mit diesem Palmenkranz als heiligster Priester und mit einem dargereichten Bischofstabe empfangen werden." — Die Schamröte der Verlegenheit bedeckte des Hörenden Antlitz. Aber „Gute Nacht, Liebe!" sprach er. „Dank für Ihre Verschwiegenheit wegen dessen, was Ihnen Herr Seligmann erzählt hat, eine Verschwiegenheit, auf welche ich bei unserm gemeinsamen Gott fest und heilig baue! Sagen Sie aber auch Lucinden: Wer allwissend sein will, ist auch allmächtig! Was kommt sie zu mir —!" — „Herr Priester —!" bat Veilchen noch einmal inständigst. — „Komme ich in der Tat nicht wieder, so wünsche ich ihr alles Glück und jeden Frieden des Gemüts. Ich danke Ihnen, daß Sie ihr Bote gewesen sind. Sie sind treu, was Sie auch gegen die Treue gesagt haben. Doch gehen Sie jetzt, ohne mich noch länger wankend machen zu wollen; es gelingt nicht! Drohungen, die Lucindens Charakter entsprechen, schrecken mich nicht; ich kann alles ertragen, sagen Sie ihr's! Und noch eins! Ist sie hilfsbedürftig, so schreibe sie doch offen und getrost an meinen Oheim in der Dechanei! Es ist nicht wahr, daß alle vor ihr fliehen. Dieser edle Mann verehrt sie; er wird alles für sie tun. Sagen Sie ihr das! Mein Oheim ist der Freund, den sie sucht. Sagen Sie ihr auch — daß ich ihr Glück wünsche zu ihrer Trennung von Rück und daß ich in ihrem Verhältnisse zu ihm bis jetzt kein Arg gefunden habe. Nun aber nichts mehr! Ich kann nicht anders; die Kraft fehlt mir, alle die Bürden zu tragen, die mir ihre Beichte noch auferlegen würde. In Zukunft! Ich reise morgen in erster Frühe! Es bleibt dabei!" Damit half Bonaventura Veilchen wider deren Willen den Mantel auf die Schultern legen, leuchtete ihr hinaus, noch ehe sie gehen wollte, und begleitete sie über den Korridor bis an die nächste Treppe schneller, als ihr Fuß ihm folgte. Die Treppe war erleuchtet. Veilchen wandte sich noch einmal, sah den Priester mit ihren geöffneten Augen wie einen bemitleidenswerten Wahnbefangenen an und schlich die Treppenstufen nieder. Bonaventura wartete, bis er hörte, daß sie das Haustor gefunden hatte.

An dich sind wohl schon hundert wie mit unsichtbaren Ketten gebunden, die dir beichteten, sagte er sich, zurückkehrend in sein Zimmer, mit dem ganzen ausbrechenden Schmerz seiner Seele; wie aber du selbst gebunden, du selbst umstrickt bist von deinen Lebensrätseln, das ist ein Verhängnis wie im Hause der Labdakiden! Und nicht alle Götter der Alten sind in Nichts zerflossen; Nemesis — Tyche — die Keren haben ihr Amt behalten —! — Der Gedanke, daß ein Bistum neben dem Schlosse, wo Paula wohnen sollte, ausgesucht

worden, um ihn in Paulas Nähe zu bringen, konnte ihm nur ein tückischer erscheinen, das Märchen vom „heiligsten Priester" ein Spott. Er suchte endlich Ruhe auf seinem Lager. Schlaf, wußte er, würde ihn fliehen. Träumte er, so würde der Ungetaufte — vom Jordan träumen! Wie nahe stand ihm da die Jüdin —! Wie gedemütigt fühlte sich sein christlicher Stolz! So über sich selbst — schadenfroh, suchte er über die Stunden der Nacht hinwegzukommen.

Ohne Stärkung erhob er sich vor Sonnenaufgang. Es blieb ein nebliger Morgen. Er kleidete sich an. Renate kredenzte ihm den gewohnten Labetrunk unter Tränen. Der gute und ernste Mann war ihr wie ein Sohn geworden, und seit Monaten sah er krank und zerfallen aus und auf wie lange konnte seine Reise dauern —!

Auch Bonaventuras Augen waren umflort. Er blickte auf seine Bücher, seine Bilder, denen er hätte sprechen mögen: Ihr werdet mir wohl bald folgen! Und wohin?

Die Huldigungen, die seiner ersten Abreise gebracht wurden, fehlten dieser zweiten noch weniger. Für die von ihm etwa abgefallenen Seelen waren wieder andere eingetreten und die Feierlichkeit der Begrüßung im Kapitelhofe mußte sogar noch größer sein, als früher durch Schnuphases Rede, weil die Kurie das höchste Interesse an dem Erfolg dieser Reise hatte. Viele der alten Herren des Stifts traten selbst an seinen Wagen, einen eleganten, der Thiebold gehörte, welcher letztere gestern nur zum Schein Abschied genommen hatte und sich nicht nehmen ließ, bis zum Hüneneck mitzufahren. Zwei Stunden suchte er die stille, der Sammlung bedürfende Seele des unglücklichen Priesters zu „zerstreuen". Erst am Hüneneck verzogen sich die Morgennebel. Die Gegend, selbst im Winteranfang lieblich wie immer, entschleierte sich. Thiebold konnte nicht allen Empfindungen Ausdruck geben, die ihm Lindenwert, der Blick auf Drusenheim und den Geierfels hinüber verursachten, wenigstens nicht in Bonaventuras Gegenwart. Am Gasthaus zum Roland landete der Dampfer. Thiebold stieg aus und erneuerte den Abschied.

Bonaventura ging tiefbewegt auf dem Verdeck, das erst jetzt von seiner Reinigung und der Nebelnässe zu trocknen anfing, auf und nieder. Anfangs ganz in sich selbst versunken. Allmählich schlug er die Augen auf und betrachtete die Gegend. Gerade beim Hinblick auf die Maximinuskapelle und den St. Wolfgangsberg, hinter welchem sein altes stilles Glück lag, bemerkte er einen jungen Mann, der ihn, mit dem Rücken an den Radkasten der Maschine gelehnt, mit großen durchbohrenden Augen ansah. Die Gestalt war nicht zu groß, zierlich und behend. Die Kleidung elegant. Ein Mantel von dunkelbraunem Tuch mit offenen Ärmeln, am Kragen besetzt mit schwarzem Sammet, das Futter von einem langflockigen Zeuge, hängende Schnurtroddeln zum Zusammenhalten des Mantels. Darunter ein schwarzer enganliegender Oberrock. Die Krawatte schwarz; ebenso die Handschuhe. Ein feiner Hut bedeckte den Kopf. Die

Haare waren kurzgeschnitten. Die ganze Gestalt machte den unheimlichen Eindruck einer Ähnlichkeit mit Lucinden. Doch verschwand der junge Passagier beim gemeinsamen Mahle.

Die Fahrt ging zuletzt im Dunkeln und bedurfte der Vorsicht. Aber so kalt es wurde, die Passagiere verbrachten die Zeit lieber auf dem Verdeck. Bonaventura ging auf und nieder. Ein Berg mit einem hochthronenden Schlosse führte ihm die Szene vor, die Benno mit dem Staatskanzler in Wien erlebt und ihm geschildert hatte. Kurz vor Ankunft in jener großen, alten, „goldenen" Stadt, wo die Rast für die Nacht stattfinden sollte, erblickte Bonaventura wieder den jungen Mann, eingeschlagen in seinen weiten Mantel und nicht weit vom Steuerruder sitzend. Er rückte und rührte sich nicht. Ging Bonaventura an ihm vorüber, so war es ein einziger unter dem breitrandigen schwarzen Hut und aus der Umhüllung des emporgezogenen Sammetkragens hervorzuckender Blitz der Augen — ein Funkeln, wie ein Käfer in der Nacht aufglüht, ein lauerndes Raubtier sich durch nichts als seine Augen verrät — das ihn begrüßte. Kein Laut, keine Bewegung als etwa das Zurückziehen des lackierten zierlichen Stiefels, um dem Vorübergehenden Platz zu machen. Die Situation, die Zeitdauer, alles bot dem Priester Muße, sich an die entsetzliche Vorstellung zu gewöhnen: Wenn das Lucinde wäre —! Beim Landen, beim Wohnen im „Rheinischen Hof" war die Spur des jungen Mannes verschwunden.

Nach zwei Tagen und einem Aufenthalt in Frankfurt am Main hatte Bonaventura die Stadt erreicht, wo er im Seminar gewesen, in demselben Seminar, von welchem Serlos Erinnerungen erzählten. Bonaventura besuchte die auch ihm denkwürdigen Plätze. Die Altarstelle, wo ihm die Priesterweihe gegeben wurde, das Zimmer, wo Paula in der orthopädischen Anstalt lag, den Bischof, bei welchem Lucinde konvertierte, den Mitgeweihten Niggl, einen noch immer zwischen dem Naiven und Exzentrischen unpraktisch, schnaubend und brausend hin- und herfahrenden, gutmütigen Phantasten. Bonaventura sah und begrüßte alles wie zum letztenmal.

Auch das berühmte Hospital des alten Bischofs Julius sah er. In dem botanisch gepflegten Garten erinnerte noch nichts an den November. Die Genesenden saßen zwar nicht mehr im wärmenden Sonnenstrahl; aber die Irren rannten hin und her, gestikulierten und sprachen zufrieden oder unzufrieden mit sich selbst. Da zeigte sich plötzlich der Anblick des jungen Mannes vom Dampfboot —! Kaum schoß er an ihm und an Niggl, der ihn begleitete, vorüber, so sagte dieser: „Wer war denn das? Mir ist das Gesicht so bekannt!" Nach wenig Augenblicken, wo der junge Mann verschwunden war, begann, von unbewußter Ideenassoziation geleitet, Niggl von Lucinden, als von einer Hocherleuchteten, einer durch Rück und Hunnius und viele andere in alle Vorkommnisse des innern Kirchenlebens Eingeweihten, ja er scherzte sogar über die ihm wohlbekannt gewordene Neigung

derselben zu einem Besuch — Beda Hunnius hatte ihm darüber Mitteilung gemacht. Sogar das wußte er, daß sie auch von Rück verehrt wurde. Das Gespräch kam bald von dem verfänglichen Gegenstande ab.

Bonaventura sah den jungen Mann nicht wieder, aber sein Herz bebte vor trübsten Ahnungen. Einige Tage später bewunderte er den Regensburger Dom und bestieg die Höhe, wo die Walhalla glänzt. Ein Aufenthalt dort oben war wie ein Atemzug im Atherreich. Er hätte rufen mögen: Unten liegt die Erde mit ihren Mühen, hier oben wohnen die Himmlischen! Ausgerungen haben Kampf und Leidenschaft —! Hier sind die Pforten zur Welt des Plato und die Eichen im Haine Odins hört man rauschen —! Stehen auch noch an der Schwelle des Tempels in marmornen Gebilden Walküren, die unerbittlichen Parzen der Asenwelt, so scheinen sie Versöhnerinnen geworden, nicht mehr Rächerinnen. Er stieg die Riesentreppe nieder — tiefergriffen von dem empfangenen Eindruck. Da blickt er auf neue Ankömmlinge. Eine Gesellschaft, die eben mit einem Boot aus Regensburg angekommen sein mochte, steigt ihm von unten her entgegen. In ihrer Mitte wieder — sein Reiseschatten, der junge Mann im braunen Mantel. Dicht streift er, tief niederblickend, an ihm vorüber. Zwei Schiffe kreuzen sich so auf hoher See.

Die Regensburger Geistlichen, von denen Bonaventura begleitet wurde, führten den Erblassenden, den die Furien des Schicksals, der Hohn: Du Ungetaufter! zu verfolgen drohten, noch in einem Wagen nach einem Örtchen, Straubing gegenüber. Da, wo Agnes Bernauer ihren Tod in den Wellen gefunden, bestieg er das Dampfboot. Er glaubte annehmen zu dürfen, daß er nicht allein fuhr und daß auch der junge Mann auf dem Dampfer war. Doch sah er ihn nicht. Allmählich glaubte er sich in der Person geirrt zu haben.

So kam er nach Wien. Er sah zum erstenmal eine so rauschende, volkreiche Stadt, wohnte beim Chorherrn, der ihn anfangs ebenso zuwartend und prüfend wie Benno empfing, und teilte die Aufgaben, die seiner im Gewühl dieser großen Stadt harrten, gewissenhaft ein. Er überlegte: Wie näherst du dich nun dem Grafen —!

Darüber vergingen einige Tage. Gräfin Erdmuthe war zum Grafen Hugo auf Schloß Salem, um den grollenden Sohn hereinzuschmeicheln. Bonaventura hatte beim Kardinal Ceccone seine Briefe persönlich abgegeben und war in der Tat von dem liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Benehmen eines Priesters, der je die Grazie als Milderung der List über sein Wesen ausgegossen, mit dem Anerbieten des Bischofssitzes von Robillante begrüßt worden. Olympia, die Herzogin von Amarillas, Benno wurden als seine Protektoren genannt. Alle seine Pulse flogen, als er die Stufen des kleinen Palastes niederstieg. Er wußte nicht, wie er auf die Straße kam. Er hatte um Bedenkzeit gebeten. Wer ihn jetzt sah, wer ihn anredete, wen er besuchte — jeder wußte, daß er im Piemontesischen Bischof werden sollte. Jeder fragte nach seiner italienischen Predigt in

„Maria Schnee", die ihm zugleich mit drei Messen gleichsam als Probe auferlegt war. Und ehe er noch entschlossen war, in dem „Palatinus" seinen besondern Anteil an Bennos Mutter zu verraten, suchte ihn schon Fürst Rucca auf, überhäufte ihn Olympia mit Geschenken und Zuvorkommenheiten. Gedrängt vom Chorherrn, der wieder in die Lage kam zu rufen: „Schlagen Sie doch dem Geschick seine glänzendsten Launen nicht ab —!" rüstete er sich italienisch zu predigen. Er sprach so gewandt Italienisch wie Benno.

Noch hatte er die Herzogin nicht gesehen, nicht Gräfin Erdmuthe. Als er diese letztere sah, empfing sie ihn ganz so kalt, als er erwartet hatte. Haßte sie schon das römische Priestertum an sich und war sie wie ihr Sohn tiefverletzt von der Bedingung, daß erst eines Beichtvaters Ja! oder Nein! über Paulas Willen entscheiden sollte, so war die Nachricht, daß dieser selbe Beichtvater in die Nähe Castellungos, wo sich der Graf niederzulassen gedachte, versetzt wäre und demnach seinem Beichtkinde folgte, für sie ein wahrer Hohn, den die „Kirche" dem Stolze dieser protestantischen Familie sprach. Sie sah eine Veranstaltung der Jesuiten. Sie sah das fortgesetzte Wirken des Ordens, dem sich Terschka entzogen hatte. Sie sah die Feindseligkeit des Erzbischofs von Cuneo, des Kardinals Fesolotti, der bereits gewaltsam in die Rechte der Waldenser eingriff. Sie behandelte den Priester, den sie als Redner schätzen gelernt hatte, in solchem Grade schroff, daß Bonaventura ihr Palais mit dem Entschluß verließ, dieser Lockung des Ehrgeizes, der Lockung seiner Liebe zur Geliebten und zum Vater, der ihm unter den „Eichen von Castellungo" noch zu leben schien, doch mit äußerster Kraft zu widerstehen.

Als er nach Hause ging, regnete es in Strömen. Es war schon spät. Er konnte nicht sogleich auf der Freyung die Pforte seines Wohnhauses finden. Eine Weile dauerte es, bis er sich zurecht fand. Als er geklingelt, schlug unter den vielen Regenschirmen, die um ihn her auf dem Trottoir sich fast den Platz benahmen, einer, ein dunkelblauseidener, auf. Ins Haus tretend, erkannte er die langsam an ihm vorüberschreitende Gestalt im braunen Mantel und mit den schwarzen Handschuhen von der Reise. Das Blau des Schirmes, das Gaslicht einer gerade neben der Hauptpforte befestigten Laterne, der mit Schnee untermischte Regen gaben dem Antlitz des jungen Mannes den Ausdruck des Todes. Kein Wort, nicht einmal ein zweiter Blick, nur ein Lächeln, wie: Siehst du nun? — und das Bild war vorüber.

Bonaventura suchte, wie vor einem Gespenst, sein einsames Zimmer. Er floh, als wenn Lucinde hinter ihm herhuschte und höhnte: Heide —! Jude —! und dann doch sagte: Aber sei ohne Furcht! Ich sage es ja nur dir —! „Sie ist es!" rief er ganz laut. „Sie ist es! Was kann sie noch wollen!"

Am folgenden Tage sah er die Herzogin von Amarillas. Daß diese Begegnung stattfand, geschah auf Drängen der kleinen „Nichte" des Kardinals, die in Wien ihre glänzendsten Charakterseiten ent-

faltete, zwar drei Tage über diesen unerträglichen „Alemanno", den Markese Benno von Asselyn, getobt, dann sich aber beruhigt und mit dem lauten Bekenntnis, nie würde sie einen Mann mehr lieben, als diesen, sich neuen Zerstreuungen ergeben hatte. Es war ein geselliger Abend. Ceccone war zugegen. Unter den Scherzen, unter den Beweisen von Bewunderung vor Bonaventuras geläufigem Italienisch barg sich das tiefste Leid. Die Herzogin sprach wenig, sah den schönen Priester nur nachdenklich an und forschte, ob er wohl wüßte, wer sie wäre. Sie erglühte ganz wie Olympia, wenn Benno erwähnt wurde. Sonst fand er Bennos Mutter, wie dieser sie geschildert. Unter dem Schein äußerster, ja abstoßender Kälte eine leidenschaftliche und dann sogleich wieder kalt verständige Frau. Er und sie, beide benahmen sich so, als wüßten sie nichts vom Tiefverborgenen.

Olympia überhäufte den anziehenden Mann, der „leider" für die kleine Kokette „zu hoch und schlank gewachsen" war, mit Schmeicheleien und Liebkosungen — allerdings sagte sie, um Bennos willen, den sie für seine Flucht einen „Maledetto" nannte und in Rom dafür strafen würde. Prinzipe Rucca nannte seinen „Lebensretter" den allerintimsten seiner Freunde. In einigen Wochen hofften sie alle in Rom zu sein. Es schienen Menschen, hergekommen aus jener alten Welt der Imperatoren, wo die Frauen in ihren Ohrgehängen den Wert eines Fürstentums trugen. Sie fanden in der Ordnung, daß Bonaventura als Bischof von Robillante sein Bistum vom Kapitel verwalten ließ und sofort den Karneval in Rom zubrachte. Bei all diesen wilden und leichtsinnigen Exklamationen war Bennos Mutter nur die Duenna Olympias — jene Arme, die sich von Kirche zu Kirche betete, weil sie keine Kutsche bezahlen konnte. Sie stand zuweilen tief befangen und mit Zittern lauschend, die noch zum Leben verurteilte — Niobe, als welche sie Bonaventuras von ihrem Wesen seltsam gefesseltem Auge erschien.

Die Schwierigkeit der von Paula gestellten Aufgabe lähmte alle seine Entschließungen. Wie sollte er sich dem Grafen nähern? Wie ihn nur einigermaßen ergründen, ja die Ausbrüche seines Unmuts, vielleicht Beleidigungen vermeiden, da der Graf von dem Zweck jeder Annäherung an ihn unterrichtet war? Das Benehmen der Mutter hatte ihn schon genug eingeschüchtert. Bei Erkundigungen über den Ruf des Grafen hörte er nur von seinem Verhältnis zu Angiolina. Als vollends der Graf erfuhr, der „Seelenfreund" der ihm bestimmten Braut sollte Bischof von Robillante werden, kam er von Schloß Salem, von dessen Versteigerung man bereits sprach, gar nicht mehr herein.

Die von den Zickeles ausgehende finanzielle Bedrängnis des Grafen erfuhr Bonaventura von Angelika Müller. Diese endlich einmal wieder in katholischen Berührungen sich ausschwelgend, sagte in einem gesellschaftlichen Tete-a-tete: „Gräfin Erdmuthe fährt hin und her, schickt Boten über Boten an die Juden. Die Katastrophe ist reif! An die Stelle des Adels tritt die Börse!" Voll Mitleid

eilte er am nächsten Tage zu Gräfin Erdmuthe. Er hoffte endlich bei ihr den Grafen Hugo zu finden. Die Gräfin empfing ihn mit äußerster Kälte, heute mit einer Aufregung des Zorns. Ihre Augen glühten, ihre Hände zitterten. „Ha," brach sie nach den ersten Begrüßungen aus, „da sehe ich die neuen Kämpfe, die mir in Italien beschieden sind! „Haltet Recht und Gerechtigkeit und errettet den Beraubten von des Frevlers Hand!" spricht der Prophet. Ich muß sofort nach Castellungo! Fefelotti zertritt die Früchte meiner Anstrengungen. Habe ich in meinem Leben darum mit so viel Kronen und Kabinetten unterhandelt —!" — Bonaventura erfuhr eine Kunde, die ihm Schrecken bereiten und seine Entschließungen bestimmen mußte.

Die nach Witoborn zu Hedemanns Hochzeit reisende Mutter Porzia Biancchis, die sonst bei ihren Seidenwürmern in Castellungo wohnende Giuseppina Biancchi, Gattin des Frankfurter Napoleone, Schwägerin des Professors Biancchi, der — ein echter Italiener — plötzlich vor seiner Verwandtin „verreist" war, hatte eben diese Nachricht aus Italien mitgebracht: Der Eremit von Castellungo, Frâ Federigo, war plötzlich spurlos verschwunden —! Im Munde des Volkes ginge nur eine Stimme: Der neue Erzbischof von Cuneo hätte ihn in die Kerker der Inquisition werfen lassen!

Als Bonaventura diese Mitteilung vernahm — den Strom von Anklagen und Verwünschungen hörte, in denen sich die Greisin erging, unterbrach er sie nicht mit einem einzigen Wort, sondern ließ, weiß wie die Wand geworden, alles so gelten, wie es möglicherweise sein konnte. Die alte Italienerin wurde hereingerufen. Er schenkte selbst dem kleinsten Zuge ihrer Mitteilung eine fieberhafte Aufmerksamkeit. Eine mit geringerem Selbstvertrauen begabte und nicht ganz nur in sich selbst lebende Persönlichkeit wie die Gräfin, hätte erkennen müssen, welche Umwälzungen in dem Manne, dem diese Tatsachen als Vorwürfe für seinen Glauben entgegengehalten wurden, vor sich gingen. Sie aber sah in dem Zucken seiner Nerven, in seinen Fragen und Antworten, die ihm, kaum begonnen, auf den Lippen wieder erstarben, nur die Beschämung eines römischen Priesters. „Jetzt bricht es aus, was die Väter der Gesellschaft Jesu, die ‚Rotte Korah', über unser Haus verhängt haben!" rief sie voll Leidenschaft. „Dieser redlichste Freund der Armen, dieser wahre Priester Gottes, ein Ratgeber, Tröster, Lehrer der Unglücklichen und Unwissenden, ein heimatloser Pilger, den ich seit Jahren schützte, ein Deutscher nach allem, was ich von ihm entdecken konnte, so oft ich seine einsame Hütte besuchte und eine Vergangenheit zu ergründen strebte, die er vielleicht notgedrungen verhüllt — schmachtet jetzt in den unterirdischen Kerkern des Kapitels von San-Ignazio! Ist vielleicht schon den Ketzerrichtern, den Dominikanern der Trinita zu San-Onofrio übergeben —! Und kein Beistand von der piemontesischen Regierung!" fuhr sie fort. „Diese Regierung ganz in den Händen der Jesuiten! Kein Beistand bei den benachbarten Geist-

lichen!" — „Nicht bei mir?" rief plötzlich Bonaventura mit mächtig hallender Stimme. Seine Augen leuchteten. Er stand aufrecht, erhoben, wie mit einem Blitzstrahl in seinen krampfhaft ausgestreckten Händen.

Die Gräfin betrachtete die seltsame Bewegung, hörte das Wort des Beistands, des nunmehr festgefaßten Entschlusses, die Stelle im fremden Lande anzunehmen, mit höhnischem Lächeln. Da ihr nächst ihrem Glauben ihr Sohn alles war, so sah sie nur die wirkliche Bestätigung des Gerüchts über Bonaventuras Bischofssitz — in die Nähe der lutherischen Salem-Camphausens — in der Nähe Paulas, ihrer — vielleicht zu gewinnenden Schwiegertochter! „Wirklich?" rief sie. „Sie sind uns also in Wahrheit dort als Beistand gesetzt —? Als Schutz für — doch was träume ich! Ich glaube nicht, daß ich heute noch meinen Sohn erwarten kann!" schloß sie kalt Die Entfremdung blieb die alte. Eine Annäherung an den Grafen war wieder gestört, und eine bloße Formalität, die Bonaventura zur Beruhigung Paulas und ihrer Verwandten geglaubt hatte schnell beenden zu können, immer unmöglicher.

Für ihn selbst aber gab es keine Wahl mehr. Er mußte Bischof von Robillante werden. Er ließ sich ruhig als „Bischof von Robillante" begrüßen — komme was da wolle —! Frà Federigo war sein Vater! Die Jesuiten hatten ihn in einen Kerker geworfen! Er nur, nur er konnte ihn befreien! Den folgenden Morgen hatte er Briefe an den Onkel, an Benno geschrieben. Er war bereits willens, in die Kirche „Maria Schnee" zu gehen, wo ihm geistliche Funktionen, Messe, Beichtstuhl, Predigt gestattet waren, ja ausdrücklich von ihm erbeten wurden, unter anderm auch die Beichte zu hören, da der italienische Pfarrer nicht Deutsch, der deutsche Kaplan wenig Italienisch verstand. Nach einer solchen Beichtabnahme wollte er nach Schloß Salem fahren und den Grafen begrüßen. Paulas Bedingung mußte erfüllt werden.

Da erhielt er einen Brief vom Grafen selbst, aus der Stadt datiert und vom frühesten Morgen. Man hatte den Brief zurückbehalten, bis Bonaventura sein Zimmer öffnete. „Hochwürdigster Herr Domkapitular!" lautete derselbe. „Noch immer ist es mir nicht möglich gewesen, in der Stadt Ihren Besuch zu empfangen und zu erwidern, da ich durch vielfache Geschäfte an meinen Landaufenthalt gebunden bin. Gestern abend bin ich von Schloß Salem hereingekommen auf Grund eines Briefes, den ich von Herrn von Terschka aus London erhielt. Er wiederholt die Behauptung, daß die Urkunde, die unsere Linie um Hoffnungen betrog, welche Jahrhunderte alt sind, eine gefälschte sei. Er verwies mich ausdrücklich auf eine gewisse Lucinde Schwarz, mit welcher ich mich über diese Angelegenheit verständigen könnte. Diese wäre jetzt, wie er gehört, nach Wien gereist und stünde zum Herrn Oberprokurator Dr. Rück in Beziehungen so großer Intimität, daß sie über diese Dinge orientiert sein kann. Die Ehre und der Bestand meines Hauses stehen auf dem

Spiele. Noch gestern Abend erkundigte ich mich nach dieser Dame und fand sie hier in der Tat anwesend. Ich besuchte und sprach sie. Ich will jedes Aufsehen vermeiden, aber ich muß die Dame durch meine Mitteilungen für sichtlich in Verlegenheit gesetzt erklären. Wenn ich nicht sofort gegen sie polizeilich einschreite, so ist es, weil mich eine außerordentliche Ähnlichkeit derselben mit einem Wesen rührt, das mir teuer war! Auf mein wiederholtes Androhen, daß ich nichts unterlassen würde, um eine Freveltat aufzuhellen, an welcher, wie ich weiß, meine ritterlich denkenden Verwandten ganz unbeteiligt sind, erklärte sie mir, sie würde mir eine Antwort zukommen lassen durch Ew. Hochwürden — nach einer in der Beichte mit Ihnen zu nehmenden Rücksprache. Somit ersuche ich Sie denn in aller Ergebenheit, haben Sie die Güte, von dieser Dame in der Kirche der Italiener, wo Ihnen ja die Kanzel und der Beichtstuhl eingeräumt sind, die Beichte entgegenzunehmen — und zwar heute in der Frühe, zehn Uhr. Ist diese Rücksprache, die sie mit Ihnen nehmen will, vorüber, dann bitte ich mir die Stunde bestimmen zu wollen, wo ich die Ehre haben kann, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um zu vernehmen, was Sie mir nach den Geständnissen dieser Dame raten. Zur Vermeidung weitrer Aufregung meiner guten Mutter bitte ich um die Adresse: ‚Professor Dalschefski, beim St. Stanislaushause auf der Kurrentgasse.'"

Bonaventuras Atem stockte. Er sah auf die Uhr. Es war schon dreiviertel auf zehn. Nach einigen Minuten Besinnung auf seine Pflicht, auf den Brand, den Fund der Urkunde, Hammakers, Picards Geständnisse, begab er sich, geführt vom Chorherrn, in die Kirche „Maria zum Schnee". Bald standen sie auf einem kleinen Platz, wo ihn der freundliche Führer weiter wies. Die Sakristei liegt ein wenig abseits von der uralt ehrwürdigen Kirche. Als er sich hier in seine Meßkleider warf, starrten ihm durchs Fenster von einem Kreuzgang her alte Grabmäler und Statuen wie der Tod entgegen. Er betrat das Innere des gotischen, hellen, nur zu sehr modernisierten Tempels. War es ihm auch, als träte er hier in die Welt des schöneren Südens ein, so wehte ihn doch zugleich der heiße Sirokko des Südens an. An einem der hohen Pfeiler ragte die Kanzel, wo er am nächsten Sonntag predigen sollte. Er verbeugte sich dem Hochaltar und schritt an einem Standbild Metastasios vorüber. Der Meßner führte ihn in einen Beichtstuhl, der dicht an einem kleinen mit brennender Lampe geschmückten Nebenaltar stand. Ein Bild des Gekreuzigten, zu dessen Füßen zwei alte Holzschnittbildwerke, Frauengestalten, beteten, liegt diesem Beichtstuhl zur Rechten; zur Linken liegt ihm das hohe Eingangsportal.

In dem engen braunen „Holz der Buße" sank er zusammen wie das Vorbild seines Duldens — als diesem auf seinem Todesgange Simon von Cyrene zu Hilfe kam. Wenig Sekunden nach Zehn erschien auch und jetzt in weiblicher Kleidung Lucinde.

Siebentes Buch.

1. Die Alcantariner.

Der erste Gedanke jedes, der in Rom ankommt, ist die welthistorische Macht der christlichen Idee. Schon vom Fuß der Alpen an begleiten ihn überall Erinnerungen an die blutige Märtyrerzeit. Endlich in Rom angekommen, sieht er die Triumphe des Kreuzes. Da beherrschen nicht mehr Tiberius, Nero und Domitian das Universum. Zerbrochen sind die Vexillen, zerbrochen die blutigen Faszes der Imperatoren, unter denen die Bekenner Christi verspottet, gefoltert, den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Der kapitolinische Jupiter stürzte vom tarpejischen Felsen; den Rand seines zurückgebliebenen Sessels ziert jetzt das Kreuz. Das Kreuz triumphiert über Cicero, Cato, Augustus, Seneca —! Es triumphiert ohne Rache. Denn St. Michael auf der Engelsburg hält sein Schwert nicht drohend empor, sondern senkt es versöhnt zur Erde.

So allenfalls *kann* man fühlen, wenn hinauf nach San Pietro in Montorio, einem Kloster auf dem Janiculusberge, Hunderte von Glocken die Klänge des Angelus tragen. Links kam der Gruß aus San Onofrio, herüber von Tassos Eiche; zur Rechten, über die botanischen Gärten, aus Trastevere von Santa Cecilia. Hier oben bei den „reformierten Franziskanern", d. h. den Franziskanern der strengsten Regel wird es später Nacht, als unten im Tal, wo eben Hunderte von Lichtern aufblitzen. Jetzt sitzen die Mönche im Refektorium — essen Polenta — jungen Salat aus ihrem eignen Garten, Salz und Pfeffer darauf gestreut, nicht wie Petrus von Alcantara, der Stifter *dieser* — „Reformation" — mit seinem Salat es zu halten pflegte, Asche.

Pater Vincente, für welchen jetzt Bonaventura in dem Städtchen Robillante wirklich Bischof geworden, fehlt heute unter den Brüdern von der braunen Kutte. Er liegt in seiner Zelle und erbittet sich von Gott Kraft und Sammlung zu einem harten Weg, für den ihn heute das Los getroffen. Alle Klöster der von Almosen lebenden Orden sind heute nacht geladen, auf der Villa Rucca zu erscheinen, um die Gaben des jungen heute vermählten fürstlichen Paars, die Abfälle der köstlichen Tafel, in Empfang zu nehmen. Der alte Fürst Rucca, Generalpächter der Steuern an der Nordküste des Kirchenstaats, will zeigen, daß das Sprichwort falsch sei: „Unrecht

Gut gedeiht nicht!" Was kann gedeihlicher sein, als Almosen an Klöster und Bettler geben —!

Guardian und alle Brüder wissen, daß Pater Vincente einst um einen „Kuß in der Beichte", den ihm sein Gewissen und seine Phantasie als begehrt nur vorgespiegelt hatten, hier oben jahrelang büßen wollte — büßen zu dem Stachelgürtel, den Barfüßen und den aus drei Brettern bestehenden Betten, die hier Regel sind, noch hinzu —! Ein Trost der Brüder war, daß noch nicht ganz hier gelebt werden mußte, wie Peter von Alcantara, der Freund der heiligen Therese, Beichtvater des Einsiedlers von St. Just (Karl V.), gelebt hat, in einer Zelle, die kürzer war, als seine Leibeslänge. Ging man über den Hof hinweg, so fand man eine Kapelle, die Bramante gerade über der Stätte erbaut hat, wo der Apostel Petrus gekreuzigt werden wollte, mit dem Kopf nach unten — St. Peter wollte nicht die Ehre haben, zu enden, wie sein Meister. Der Janiculus ist das zweite Golgatha. Hier liegen die dunklen, eisenvergitterten Zellen, in deren einer der selige Bartholomäus von Saluzzo zehn Jahre hinbrachte, ein Priester, der die Dreistigkeit besaß, schon dem Rom seiner Zeit, Päpsten und Kardinälen, zu sagen: Nicht einer unter euch ist ein wahrer Priester —!

Pater Vincente war kein so wilder Feuerkopf. Ein Schwärmer aus dem Tal von Castellungo, gehörte er zu jener dritten Art von Heiligen, den Geschlechtlosen, von denen gelegentlich der Onkel Dechant gesprochen. Im Süden sind vollkommen schöne Jungfrauen nicht so häufig, wie diese rein vegetativen, willenlosen, zuweilen bildschönen Jünglinge. Ein Mönch lebte auf San Pietro in Montorio gefangen, der diesen Pater Vincente nur einmal gesehen hatte, und sagte: „Nun begreife ich Horaz, Alcibiades, Plato und — Platen —!"

Wer anders konnte hier oben vom deutschen Dichter Platen sprechen, als Klingsohr, der Flüchtling aus dem Eichenstamm vom Düsternbrook? Pater Vincente hatte das Los gezogen, der Hochzeit seines bösen Beichtkindes beizuwohnen. Er sollte die Speisen in Empfang nehmen, die man ihm in seinen Quersack schütten würde, den jedoch ein stärkerer Laienbruder tragen sollte. Nun hieß es, dieser Laienbruder wäre krank. Das Fieber springt in Rom von Berg zu Berg. Im Monat Mai hockt der unheimliche Dämon auf dem Janiculus. So hatte man beschlossen, ihm einen der beiden gefangenen deutschen Mönche, die hier in Rom auf der Höhe des freien Vogelflugs in strenger Haft saßen, zur Begleitung mitzugeben. Der eine, den die Brüder den „Totenkopf" nannten, war so stark, daß er im ersten Anfall seiner Ungeduld die verrosteten Eisenstäbe seines Kerkers verbog, jetzt war Bruder Hubertus schon lange zahmer geworden. Nach dem letzten Vierteljahr, das er und Pater Sebastus hier noch für ihre Flucht aus dem Kloster Himmelpfort in Deutschland zu büßen hatten, ließ er in seiner Person ein nützliches Mitglied der Alcantarinergemeinde erwarten, falls Pater

Capistrano, der General der Franziskaner, und der Kardinal-Großpönitentiar ihm und dem nur noch schattenhaft am Leben hängenden Doktor Klingsohr die Bestätigung gaben, daß ihre Absicht, zu den „Reformierten" ihres Ordens überzutreten, auf einem wirklichen Bedürfnis der Seele beruhte.

Als Pater Vincente gehört, er müßte auf die Hochzeitsfeier der Gräfin Olympia Maldachini mit dem Sohn des reichsten aller Römer nächst dem Fürsten Torlonia gehen und unter den hundert Bettlern, die alle Klöster schickten, auch für San Pietro in Montorio seine zarte, frauenzimmerliche Hand öffnen, diese Hand, die einen Bischofsstab hätte tragen dürfen, war er in seine Zelle gegangen, um zu fasten und zu beten. Dem „Bruder Totenkopf" hatte man den Vorschlag gemacht, den voraussichtlich bis zur Überfüllung gelangenden Zwerchsack zu tragen. Bruder Hubertus sang seit einiger Zeit so viel heitere Lieder, daß man den Versuch glaubte wagen zu dürfen, ihn ins Freie zu lassen, hinaus in die allerdings fieberschwangere Mainacht. Hubertus hatte erwidert: „Wohlan! Laßt mir aber auch den Pater Sebastus mitgehen! Wahrlich, es ist zu grausam, in Rom so angekommen zu sein, wie wir haben wandern müssen, und neun Monate lang nichts davon gesehen zu haben, als eine Zelle von zehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite! Beim Kreuz des heiligen Petrus drüben, laßt ihn ohne Furcht mit uns gehen! Schon deshalb, weil er vielleicht ein Fieber mitbringt und ich dann Gelegenheit habe, euch zu zeigen, wie solche Fieber in Java kuriert werden. Der nimmt geduldig die Arznei, vor welcher ihr euch alle so fürchtet."

Die Mönche lachten über diese Worte aus zwei Ursachen. Einmal, weil sie aus einem Kauderwelsch von allerlei Sprachen bestanden, Holländisch, Deutsch, etwas Meßlatein und so viel Italienisch, als man auf einer Wanderung durch Italien bis hierher und in dem beschränktesten Verkehr mit der Welt erlernen konnte. Fürs zweite, als man zum Übersetzen den Pater Sebastus herbeigerufen hatte und sie wieder von seiner Methode des Fieberkurierens hörten. Diese bestand in einer nicht eben normalen Anwendung von Teer und Kuhmist.

Die Stimmung wurde dem Mitgehen des Paters Sebastus, sobald er nur in das Refektorium eingetreten war, günstig. Er sah aus wie ein echter Nacheiferer des heiligen Petrus von Alcantara. Hätte ihn sein General gesehen, er würde gesagt haben: Auch du, mein einst so wilder Kriegsmann, wirst mit der Zeit reif sein, die Wonne der heiligen Therese zu werden! So einst mochte der edle Ritter Don Quixote de la Mancha ausgesehen haben! So fleischlos hingen gewiß auch dem Don Pedro von Alcantara die Arme nieder, so voll Schwielen waren gewiß auch seine Knie —! So sah er gewiß aus, als er in der schauerlichen Einöde zu Estremadura seinen Traktat über den „Seelenfrieden" schrieb —! Armes Jammerbild des Wahns! Aber „doch noch ein Glück dabei!" sagt Lorenzo in „Romeo und Julia". Tinte und Papier hatte man dem Pater Sebast

gelassen. Man hatte ihm Bücher gegeben, um sich zu vervollkommnen in der italienischen Sprache. Man hatte gefunden, daß er ein besseres Latein verstand, als der Pater Guardian, der seit dem Besitz dieses deutschen Pflegebefohlenen nicht mehr so oft vom General im Kloster Santa Maria seine Sprachschnitzer korrigiert bekam. Der Gefangene tilgte diese zuvor. Fahl, bleich, mit übergebeugter, hohler Brust, hüstelnd, unsichern Ganges, flößte er dem Guardian nicht mehr die Besorgnis ein, daß er etwa entfliehen und sich dem, wahrscheinlich doch nur noch kurzen Rest seiner Strafzeit entziehen könnte. Der Guardian betrachtete seine Kollegen, wie der heilige Vater im Konsistorium die Kardinäle: Quid vobis videtur? Worauf ein einmütiges Stillschweigen, das Zustimmung bedeutet, die jahrtausendalte Regel ist.

In Hoffnung auf die große Beute waren die Mönche so nachsichtig, daß sie heute sogar in dem Verlangen des Paters Sebastus, der seinen Auftrag um zehn Uhr nachts auszugehen mit Staunen gehört hatte, nach Siegelwachs nichts Sträfliches fanden und ihm die Mittel einer sonst an sich unerlaubten Korrespondenz an die Hand gaben. Ach! Klingsohr hatte bisher erst Rom, sein ewiges hochheiliges Rom, aus der Ferne gesehen. Seit drei Vierteljahren kannte er diesen magischen Anblick nur vom Fenster des Refektoriums. Zum erstenmal sollte er den heiligen Boden betreten! Noch dazu bei Nacht! Wenn die Sterne und der Mond schimmerten! Die Sonne sank in ihrer goldnen Pracht. Sie sank da, wohin er einen heimlichen Brief hatte richten wollen .... Bonaventura von Asselyn war jener Bischof geworden, der hier oben Pater Vincente hätte sein können, wenn dieser gewollt. Vincentes Geschichte war das große Wunder, das man auf San Pietro jedem erzählte, der etwas länger verblieb, als nötig war, um die Bilder Sebastians de Piombo in der Klosterkirche und die alten paolinischen Wasserleitungen zu sehen. Diesem Bischof hatte er geschrieben, diesem so wunderbar ihm nachverpflanzten Reise einer echt christlichen Gesinnung, diesem, wie er längst wußte, die Schlange Lucinde Verschmähenden, die er selbst bald zu hassen, bald zu lieben gezwungen gewesen! Mit welchen Gefühlen sah er ins Abendrot! Wunderbar schön ist ohnehin der letzte Blick der scheidenden Sonne Italiens. Vollends, wenn sie noch einmal hinter einem Vorsprung von Bäumen hervorblinzelt. Schon an sich hat ein Olivenwald etwas Zauberisches. Seine Schatten sind so licht, das Laub ist so seltsam graugrün. Sind dann seine Stämme hundertjährig, so sind die Gestalten der Zweige und der über dem Boden herausragenden Wurzeln so phantastisch, daß sie sich im purpurnen Dämmerlicht der Sonne zu bewegen scheinen, wie die Bäume in den „Metamorphosen" des Ovid. Sieben, acht Stämme sind zu einem zusammengewunden! Wie Polypen von Holz sind sie, aufgeschnitten, das Mark ist heraus und nur die Rinde ist noch zurückgeblieben, doch trägt diese die grau-

grünen Blätterkronen mit den blauen kleinen Pflaumen der Frucht ganz so, als wäre drinnen noch Herz und Seele. Diese groteske Welt, voll Fratzen, als hätte sie ein Höllen-Breughel geschaffen, ist es, die an einem solchen italienischen Abend im Lichte schwimmt und zu purem Golde werden kann, wenn die untergegangene Sonne am Horizont einen Baldachin der glänzendsten Stickerei zurückläßt, flimmernde Franzen aushängt in Himmelsbreite an violetten und rosa Wölkchen. Dort im Osten dunkelt dann urschnell und tiefblau die Nacht, hier im Westen herrscht noch die Phantasmagorie der Farbenmischungen, bis auch diese zuletzt röter und röter werden, die goldnen Fransen, die Stickereien von Millionen von Goldperlen erbleichen, auch der westliche Himmel tiefdunkelblaurot wird und der Olivenwald wie in einem Meer von aufgelöstem Ultramarin verschwimmt.

In seiner dunkeln Zelle hatte Hubertus heute auch zur Stärkung für die Furagierung auf der Villa Rucca eine zinnerne Öllampe. An sich war sie armselig, aber ihrer Form nach konnte sie in Pompeji gestanden haben. In der Mitte gleichsam eines Tulpenkelches brannte der Docht aus vier Öffnungen. Hubertus las mit einiger Anstrengung jenen Brief, der von ihm mit Pater Sebastus verabredet worden war, um durch Bonaventuras Vermittelung für sie beide ein besseres Los zu erwirken, als ihrer durch den Spruch aus Santa Maria unten harren mochte und selbst für den Fall harrte, daß sie sich diesem römischen oder sonst einem Kloster der Alcantariner dauernd einreihen durften. Der Brief mußte so geschrieben sein, daß er allenfalls in die Hände des Generals hätte fallen können, ohne sie aufs neue zu kompromittieren und zur Fortsetzung ihrer Leiden Anlaß zu geben. So hatte denn ein weiland Göttinger Privatdozent, Dr. Heinrich Klingsohr, wörtlich an Bonaventura geschrieben*):

„Vivat Jesus! Vivat Maria! Halleluja! Friede sei mit Ihnen, hochwürdigster Herr und hochgnädigster Herr Bischof! Hat unser Ohr recht gehört, so ist ein Wunder geschehen! Hochgeehrtester Herr, Sie verweilen nicht mehr auf der deutschen Erde, wo das Salz dumm geworden ist, Sie führen den apostolischen Stab im Lande der Verheißung —! Vivat Jesus! Vivat Maria! Hochgnädigster Herr und Bischof! Wir sind die beiden Flüchtlinge aus dem Kloster Himmelpfort, die wir schon einmal durch Ihre gnädigste Frau Mutter Schutz gefunden, als wir unter den Tieren des Waldes und in einer Hütte von Baumzweigen lieber wohnen wollten, als in der üppigen Völlerei der entarteten Minderbrüder des heiligen Franziskus zu Himmelpfort. Lieblosigkeit, Zank, Mangel an gottseliger Gesinnung haben uns von einer Stätte getrieben, wo unser allerheiligster

*) Auch diesem Briefe liegen nach Form und Inhalt beglaubigte Aktenstücke zugrunde.

Herr Jesus von seinen eigenen Jüngern täglich gekreuzigt wird! In dem großen Feldzug, den die Kirche gegen den Belial der Aufklärung gerade in unserm Vaterlande zu bestehen hat, sind diese Klöster, in denen sich nichts als der Schein der alten Regeln erhalten hat, nur zu Verschanzungen des bösen Feindes nütze. Provinzial Maurus hat an unsern General eine Liste unserer Verbrechen geschickt und so müssen wir denn, da man uns ohne Richterspruch verurteilte, unser sehnsüchtiges Verlangen nach der reformierten Regel der Minderbrüder durch eine Gefangenschaft büßen, die hier auf San Pietro in Montorio bereits drei Vierteljahre dauert. Freilich schmachten wir in der Nähe des Kerkers, den der selige Bartholomäus Saluzzo zehn Jahre lang innegehabt. Aber die Krone des Himmels zu gewinnen wird denn doch ach! zu mühselig für die schwache Kraft unsrer Sterblichkeit. Hochgnädigster Herr Bischof! Wohl schöpfen wir Mut aus dem Vorbild der Märtyrer und heiligsten Apostel, aber unsere Kräfte schwinden, unsere Hoffnungen auf die Macht der Wahrheit erlöschen; was wir seither erlitten, war zu schwer für menschliche Schultern! Von dem unterzeichneten Pater Sebastus, hochgnädigster Herr Bischof, wissen Sie aus einer denkwürdigen Stunde mit dem gefangenen Kirchenfürsten, daß er die Rettung seiner Seele dem ‚Bruder Abtöter' verdankt, der sich im Gegenteil, im Lebendigmachen, auch hier schon mannigfach bewährt hat. O daß ich in einem einfachen, schlichten Menschen mehr gefunden, als in meinen weiland Genossen, Hochgebildeten, die mich durch die sophistische Moral der heidnischen ‚glänzenden Laster' zum Töten eines Mitmenschen, Ihres Verwandten, reizen konnten! Oft hat mich nachts meilenweit Hubertus auf seinen Armen getragen, wenn wir auf unserer Flucht mit nackten Füßen den Häschern zu entrinnen suchten. Vom Düsternbrook an, von der verhängnisvollen blitzzerspaltenen Eiche bis zu den trauernden Zypressen dieses heiligen St. Peter-Kreuzes-Hügels, verfolgte uns das Konzil von Trident, nach welchem ein entsprungener Mönch seinem Kloster zurückzuführen sei. Wir lebten von Wurzeln und von Beeren, suchten die einsamsten Straßen des Rhöngebirges, des Schwarzwaldes, der Alpen auf. Nie legten wir unser härenes Gewand ab, unsers heiligsten Franziskus Ehrenkleid, das ich einst, Sie wissen es, im schnöden Rückfall um jene Lucinde verleugnen konnte. Nie gönnten wir uns eine andere Erquickung, als unsern blutenden Füßen die kühlende Welle des Waldbachs. Die durch Steckbriefe aufgewiegelten Häscher ergriffen uns auf der Schweizergrenze. Der Kraft des Bruders Hubertus, die dieser indessen nur seinem Gebet zuzuschreiben bittet, gelang es, daß wir auf dem Transport aus einem Polizeiwachthause entsprangen und uns drei Tage und drei Nächte, dem Verhungern nahe, unter dem Heu einer Scheune verbargen. Zu unserm Übergang über die Alpen wählten wir die einsamste Straße, die des Großen St. Bernhard. So verschmachtet und verkommen waren wir, daß wir den

Gerippen glichen, die dort von verschütteten Wegwanderern aufbewahrt werden —!" — Sebastus hatte wohl nicht die Ahnung, wie gerade diese Worte auf Bonaventura, wenn er den Brief empfing, wirken mußten! — „Nur die Hoffnung auf Rom belebte uns. Rom! Rom! rief es in unsern Herzen und gestärkt erhoben wir uns, wie einst die verschmachteten Kreuzfahrer mit dem Feldruf: Jerusalem! Aber auch in diesen heißersehnten Gefilden verfolgte uns die Hand des Paters Maurus. Jedes Kloster unsers Ordens drohte für uns zum Gefängnis zu werden. In den Reisfeldern Pavias mußten wir uns in giftigen Sümpfen verstecken und mich ergriff das Fieber. In der Nähe jener prachtvollen Certosa, dieser architektonischen Wunderblume deutscher Baukunst in einer Öde voll Trauer, trauriger als die Fieberkrankheit, glaubte ich sterben zu müssen. Mein zweiter Vater rettete mich und am Wege wieder schimmerte der innere Stern des Morgenlandes — Rom! Rom! Rom! rief es von unsichtbaren Geistern, in deren Lobgesang zuletzt wirkliche Stimmen, die Stimmen von Pilgern einfielen, denen wir uns anschlossen. Alle meine Gräber öffneten sich in der öden Tannhäuserbrust! Leiche auf Leiche erhob sich! Die Wissenschaft, Kunst, Philosophie, die seraphische Liebe — alles wachte auf in dieser Sehnsucht nach Rom —! Ich fühlte ein unendliches Leben in meinen Adern! Wir kamen ein kahl Gebirge, die Apenninen, hinauf und sahen das Meer — zum zweiten Male sah ich's und mein Führer kannte es von Indien. Was blieb da noch meine Ostsee! Nußschale gegen einen Bethesdateich —! Dort, dort lagen Afrika, Asien — Hannibal stieg mit uns nieder, Scipio kam von Karthago — Hinan! Hinan! Rom! Rom! So wanden wir uns drei Wochen durch Etrurien hindurch nach dem Sanctum-Patrimonium. Mit den Pilgern, mit Verbrechern, die uns die Nachtwanderung zuführte! Wir alle hofften: Rom ist die Stadt der Gnade —! Ein Pilger rief: Rom ist mit Abläßen gepflastert! Ich verzieh einem Mund, der solchem natürlichen Jubel des frommen Entzückens erwiderte: Noch mehr, denke ich, dein eigen Herz —! Diese Denkerphrase — wurde deutsch gesprochen! Ich verzieh es dem Sprecher. Es war ein Greis —!" — Hubertus hielt hier einen Augenblick inne. Grade dieses greisen Pilgers, der sich ihnen in einer stürmischen Nacht zugesellte, hatte er so oft, so oft gedenken müssen. Wie war er ihm und Klingsohr so streng gewesen! Aber eine verklärte und wieder andere verklärende Natur war der Reisegefährte bei alledem. Wo mochte er weilen? Er war von ihnen abgekommen. Indessen fuhr Hubertus, der an diesem Briefe manches zu tadeln fand, namentlich das ihm selbst gespendete Lob, und dem diese Art der Erwähnung des interessantesten ihrer Reisegefährten durchaus nicht zu Sinne war, zu lesen fort: „Oft mußten wir mit den andern in den Felsen schlafen, vermieden dann die großen Städte, deren Zinnen und Domtürme ich nur von ferne aufragen sah, wie Märchenerinnerungen meiner Jugend. Parma! Florenz! Siena!

Welche Klänge —! Aber in Höhlen, ja oft zu Räubern mußten wir flüchten, bis wir in diesem öden Kesseltal ankamen, das euch Ungläubigen die wüste Kampagna heißt — die ‚wüste'! O ihr Leipziger Nationalökonomen! Lernt doch, ein Hirtenland mußte es ja sein, wo noch immer die Krippe des Heils steht! Darf man denn hier etwas anderes, als nur Schafhürden und Ställe suchen, Land, wie es die Könige des Morgenlandes sehen wollten, als sie dem Stern folgten? Entzückt dich der Hirten Huldigung in Correggios Nacht, warum nicht auch in Wirklichkeit? — Endlich eines Morgens ging die Sonne auf und wir sahen — die Stadt der Städte! Im Kern einer großen Muschel liegt sie! Nächst Jerusalem die köstlichste Perle der Erde! Das Auge unterschied die Peterskuppel. Schon hörte das Ohr die Glocken jener versunkenen Kirche, die in meiner Brust schon seit dreißig Jahren ‚Rom' läuten; ich hörte sie — nun von sichtbaren Türmen niederhallen —! Hosianna! rief alles um uns her. La capitale du pardon! jauchzte ein Franzose. Da umringen uns wieder die Häscher des Paters Maurus! Die in der Knabenlektüre belachten — hier aber mit einem nur zu siegreichen Ernst auftretenden ‚Sbirren', häßliche Dreimaster von Wachsleinen auf dem Kopf! Sie wissen schon, wer wir sind. Sie wissen schon, daß wir kommen. Sie führen uns über die Tiber zurück, die wir schon hinter uns hatten —!" — Hubertus dachte dem Schmerz nach, der sie damals beide ergriff. Sie glaubten den Himmel erreicht zu haben und lernten nur die Gesetze der Erde kennen. — „In der Abenddämmerung geleiten uns die Häscher einen jener riesigen Aquädukte entlang, die man nicht sehen kann, ohne an Roms ewige Größe, die fruchtlosen Belagerungen durch Attila, die Hohenstaufen und Beelzebub zu denken, führen uns durch ein entlegen Tor auf einen hohen Berg und hier in ein Gefängnis, das wir seit dieser Stunde nur zuweilen im Umkreis einiger hundert Schritte verlassen haben —! Vor unserm Kloster stürzen sich die Wasser jenes Aquäduktes, dem wir folgten, in ein Becken und gleiten nach Rom, das, wie man sagt, vom Gerieſel der Brunnen und Kaskaden wie ein einziger Quell des Lebens rauschen soll —! Aber wir hier oben verschmachten! Wir müssen uns der Gewalt des Paters Maurus ergeben, die auch bis hierher reicht! — Wohlan, die Ordnung herrsche in der Welt, selbst in den Händen unwürdiger Werkzeuge! Wir wollen unser Joch-Jahr erdulden. Aber die Zukunft! Soll sie denn nur immer und immer den Tod bergen —? Hochwürdigster Herr Bischof! Wenn es Ihre Güte übernähme, ein Wort des Zeugnisses für uns bei unserm General zu sprechen! Wenn Sie Ihren Nachbar, den Erzbischof von Coni, Kardinal Fefelotti, der, wie man sagt, die Stelle des Großpönitentiars der Christenheit erhalten wird, für uns gewännen! Das Elend meines eignen persönlichen Lebens kennen Sie! Sie wissen, was ich schon alles von Menschenschuld dem Kreuz des Erlösers aufgebürdet habe! Sie kennen Klingsohrs

Sünden — kennen auch seine verwelkten Rosen — Sie wissen — welche Hand mir den Lebensfrühling zerrissen hat. Über all diesen Trümmern aber ist das Kreuz erstanden. Ich will meine Fahne nicht mehr lassen, die Fahne des geopferten Lammes! Lassen Sie mich nicht streiten unter sinnlosen Führern! O das ist das schrecklichste, unter Mitknechten dienen, die nicht wissen, welchen Harnisch sie tragen! Müßten wir nach Deutschland zurück, zurück nach Witoborns öden Gassen, zu den dumpfen Wänden Himmelpforts, so würde der letzte Funke unsers Lebenslichts erloschen sein! Lieber dann in Rom das Grab, als ein Leben im Leichentuche Deutschland! Sie, Sie sind glücklich! Sie dürfen reden, hochwürdigster Herr Bischof! Legen Sie für uns Zeugnis ab! Ein Wort von Ihnen zu unserm General, ein Wort zu Fefelotti und man wirft uns nicht länger mit denen zusammen, die wie der Tag kommen und wie der Tag gehen. Auch mein guter Führer und Lehrer würde gern in der Stadt der Katakomben sterben. Noch hat er auf dem Amt in Witoborn eine Summe Geldes stehen, ungerecht Gut von jener Buschbeck, seiner ermordeten Verlobten, er hoffte in Rom dafür einen Erben zu finden, einen Krieger im Heere Sr. Heiligkeit, den zu erkundschaften ihm noch keine Muße gelassen wurde. Fände er ihn nicht, so würde er das Vermögen dem General seines Ordens anweisen. Laßt ihn eine Weile nach jenem Krieger suchen! Laßt uns überhaupt eine schaffende Tätigkeit! Der Trieb zu helfen ist der Gradmesser einer noch vorhandenen Lebensluft. Diese ist zurückgekehrt zu uns mit dieser neuen schönen Sonne, ob wir Gefangenen sie auch nur spärlich sehen. Nicht mehr jage ich dem Spuk der nordischen Phantome nach. Dieser blaue Himmel, diese göttliche Luft, diese immer gleiche Stimmung der Natur, auch im Blättergrün, im Winter nicht entschwindend, all das gießt einen so vollen Glanz der Schönheit über unsere bescheidensten Wünsche, daß ich mir vorkomme, als hätte meine seitherige Vergangenheit nur unter meinem, von der Natur versehenen Geborensein im Norden gelitten. Im Süden schwinden meine Zweifel. In einem römischen Sonnenuntergang glaub' ich an das Labarum des Konstantin, das ihm in den Wolken erschienen! In jeder bunten Wolke dieses italienischen Himmels sehe ich das Tabernakel des Hochamts! Halleluja! Die Kreuzesfahne voran! In diesem Zeichen Sieg und Hoffnung! Retten, retten Sie uns! Heinrich Klingsohr, genannt Pater Sebastus a Cruce. San Pietro in Montorio, im Mai 18**."

Diesen Brief flüssig zu lesen und dann auch seinerseits zu unterschreiben mit „Eines hochgnädigsten Herrn und Bischofs gehorsamster Kreuzesträger und apostolischer Pilger Frater Hubertus", kostete dem „Totenkopf" Mühe. Seine knöcherne Hand kritzelte lange an den wenigen Worten. An jener Stelle, wo von seinem Geld die Rede war, hielt er ein wenig inne. Mißmutig gedachte er jenes Wenzel von Terschka auf Westerhof, von welchem er lange schon ahnte, daß

er allzu leichtgläubig dessen Versicherungen, er wäre keineswegs jener Soldat, der einst im römischen Heer gestanden, hingenommen, von dessen Verbleiben aber, seinem Ursprung, seiner spätern Flucht, seinem Religionsübertritt, gegenwärtigem Aufenthalt in London die Eremiten im winterlichen Walde, die Flüchtlinge durch Deutschland und Italien, die Gefangenen von Rom nichts erfahren hatten — Klingsohr kannte diesen Terschka kaum dem Namen nach. War die Erwähnung des Geldes praktisch? Wie würde diese Stelle auf den General wirken, wenn er sie läse? dachte Hubertus. Ist sie vielleicht förderlich? sagte er sich mit jener Freimütigkeit, die er sich bei all seiner strengen Gottesfurcht auch in Rom zu bewahren gewußt hatte.

Der fieberkranke Laienbruder geleitete ihn an Sebastus' Zelle. Auch hier fiel die eiserne Klammer. Sebastus stand in erregter Spannung, ergriff den heimlich zurückgegebenen Brief und siegelte ihn, während Hubertus dem Laienbruder, um diesen zu zerstreuen, sein Mittel rühmte und zu größerer Deutlichkeit das Verschwinden des Fiebers mit der Leere des mächtigen Sackes verglich. Sebastus steckte den Brief unter der braunen Kutte zu sich und folgte mit Hubertus dem Laienbruder, der beide auf die Terrasse zu den rauschenden Wassern führte. Hier harrte ihrer schon Pater Vincente. „Benedictus Jesus Christus —!" — „In aeternum, Amen!" — So schritten die drei Mönche den Hügel San Pietro hinunter, indem sie jene gespenstischen kleinen Schatten warfen, die allen Körpern eigen ist im hellen Mondlicht. Sie schritten zur Stadt in ganz gleichen Kutten. Die Kapuze über den Kopf gezogen, um den Leib die fliegende weißwollene Schnur des heiligen Franz von Assisi. Die beiden Deutschen nach ihrer alten Regel noch in Sandalen. Pater Vincente schon mit völlig nackten Füßen.

2. Rom bei Nacht.

Pater Vincente mochte schon dreißig Jahre zählen, besaß aber noch die ganze weiche Jünglingsschönheit eines Antinous. Sein kurzgeschnittenes Haar war dunkelschwarz, die Augenfarbe sanft braun. Die Farbe seines Antlitzes hätte man, und nicht ganz vom Widerschein der Strahlen des orangegelb über dem Albanergebirge herausgetretenen Mondes, gelblich nennen können. Der braune, von der Kapuze bedeckte Nacken schweifte sich sanftgebogen. Die beiden Deutschen gingen hinter ihm her, wie seine Diener. Doch wollte Vincente nur deren Führer sein. Er kannte Rom. Doch ließ sich der eigenwillige Laienbruder Hubertus nichts von seinem wunderlichen, festen, ja in der Freiheit sofort wieder heitern Naturell nehmen. Was ihm nur durch den Sinn kam, plauderte er aus. Die Bäume am Wege nannte er alte Bekannte aus Indien; die Düfte, die von den botanischen Gärten herüberkamen, analysierte er nach den Pflanzen, denen sie angehörten; die schmetternden Nachti-

gallen hemmten seinen Schritt, um ihnen aufzupassen; dem Monde drohte er gar, wenn er noch größer und ganz wie in Java würde, ihn vor Freude in den Sack zu stecken. „Alles das," sagte er, „ist darum hier so prächtig, weil es ohne Schlangen und Tiger ist —!" Sebastus hatte ihn schon in Kloster Himmelpfort den zweiten Philippus Neri, jenen „kurzangebundenen, humoristischen", römischen Heiligen genannt, von welchem Goethe in seiner italienischen Reise erzählt. „Könnte ich Ihnen den Schamanen und indischen Gaukler austreiben," sagte Sebastus schon oft, „Ihre Heiligsprechung wäre gewiß! Aber auch das macht Sie dem Philippus Neri ähnlich, daß Sie sich manchmal auf ein förmliches Studium legen, den Menschen so unausstehlich zu werden als möglich. Hunde zu tragen — war sonst eine Strafe der Verbrecher; Philippus trug sich beständig mit Hunden und duldete darüber den Spott der römischen Jugend. In den Kirchen unterbrach er die römischen Fénélons und Bourdaloues seinerzeit gerade an ihren blumenreichsten Stellen, um die Demut der geistreichen Rhetoriker zu prüfen, ob sie die Tugenden selbst besäßen, die sie ihren Zuhörern anempfahlen. Erschien ihm die allerseligste Jungfrau, so ärgerte er sie, und siehe da! es war dann auch richtig eine Teufelslarve. Ihm müßte dergleichen viel herrlicher erscheinen —! sagte er. Die gesunde Vernunft in unserer Heiligengeschichte hat noch niemand geschildert —!" Und horch! da zankte Hubertus auch schon. Er ereiferte sich über den Mangel an Briefkästen und daß die Hauptpost nicht einmal des Nachts einen Briefkasten offen halte, wie Pater Vincente versicherte. So polterte auch der heilige Philippus Neri mit den Institutionen von fünfzehn Päpsten, die er erlebt hatte. Der „heilige Diogenes in der Tonne" hatte darum auch die Ehre, gelegentlich manchmal als Staatsgefangener auf die Engelsburg zu kommen.

Als Hubertus die Unmöglichkeit, den gemeinschaftlichen Brief abzugeben, in deutscher Sprache beklagte, mußte er erleben, daß sich Pater Vincente umwandte und mit gebrochenem Deutsch einfiel: „Wisset Ihr denn nicht, daß Ihr keinen Briefwechsel führen dürft? Laßt mich nicht zum Beschützer einer unerlaubten Handlung werden —!" Die betroffenen Mönche erfuhren zum erstenmal, daß Pater Vincente soviel Kenntnisse besaß. Sie mußten ihren Unterhaltungen einen Dämpfer auflegen. Verdrießlich über soviel Loyalität murmelte Hubertus: „Sind wir denn wirklich im Lande der Mörder und Räuber?" — „Da sehen Sie also das Gegenteil!" strafte ihn Klingsohr, und so kam er denn auch seinerseits allmählich in die andächtig und feierlich gehobene Stimmung seines Gefährten, um dessen Geist jetzt beim Dahinwandeln durch die „ewige Stadt" nur noch die Volksstürme der Gracchen rauschten und die feierlichen Gesänge aus den ersten Katakombenkirchen erschollen.

Beim ersten Betreten macht Rom einen Eindruck, wie Venedig, wo die Gondeln lautlos über die dunkle Flut der Lagunen gleiten.

Die Herrschaft der Priester bringt diese allgemeine Schweigsamkeit und Zurückhaltung mit sich. Jetzt war auch die Nacht hereingebrochen. Vollkommen still lagen die so engen, den erwerbenden Klassen angehörenden Straßen und kleinen Plätze. Dunkle Schatten hüllten die verschlossenen Häuser ein. Nur da und dort brach der goldene Strahl des Mondes hervor und gab den schmutzigen Eckgiebeln, den verschwärzten Balkonen, den hochragenden Schornsteinen eine verklärende Beleuchtung. Nur die vielen Fontänen Roms belebten die Stille. Fiel gerade der Mond auf die Strahlen derselben, auf die Spiegel der Bassins, so glaubte man Büschel von Gold- und Silberperlen, Scheiben von glänzendem Metall zu sehen. Öffnete sich ein größerer Platz und zeigte eines der hohen Staatsgebäude, eine der Kirchen oder einen der in dieser Gegend seltenern Paläste, so sah man die Giebel, Türme und Kuppeln wie von magischem Licht umwoben. Dann durfte das Auge dann und wann wieder glauben, Schneeflocken auf den Häusern zu sehen. So glänzte der Marmor. „Il Ghetto!“ rief der sanfte Führer, auf ein wüstes Gewirr von Häusern zeigend. — Der Ghetto der Juden! Hier auch eine „Rumpelgasse“, dachte Klingsohr, tief durchschauert. Da, wo so mächtig die Nachtigall schlug, plätscherte die Fontana Tartarughe so traulich und lugte am Mauerwerk wie verstohlen eine schwarze Zypresse hervor. Lucinde huschte für ihn schon lange, lange am Wege dahin. Schon so manchen schönen Kopf hatte er gesehen, der mit aufgelöstem Haar an einem Fenster sichtbar wurde, ein Mädchen, das schelmisch noch einmal den Mond angucken und dann erst zur Ruhe gehen wollte. Da tönte eine Gitarre — mitten hinein in das Jauchzen aus einer versteckten Schenke — hinein in das Schreien beim Morraspiel! Wo mochte jetzt Lucinde weilen, sie, die in ihren, im Kloster Himmelpfort bekannt gewordenen, von der Regierung veröffentlichten Briefen an Beda Hunnius nicht selten ihr Lebenssymbol wiederholt hatte: An der Schwelle der Peterskirche will ich sterben —! Was alles Hubertus in Witoborn mit ihr verbunden, hatte Sebastus von letzterm nicht vollständig erfahren.

Pater Vincente deutete auf eine Durchsicht über die Tiber, die sich noch einmal nach rechts öffnete, und auf einen jenseits in den blauen Lüften schwebenden fernen Punkt und sprach: „Das da ist das Asyl der Pilger! Eine fromme Stiftung des heiligen Philippus Neri —!“ — „Da haben Sie ihn ja!“ stieß Sebastus den Abtöter an. Dieser lachte, hob die Kapuze in die Höhe und sah die so achtbaren Erinnerungen an einen Mann, mit welchem er soviel Ähnlichkeit haben sollte. Ja sogleich sprach er im Nerischen Geist in seinem holländischen Deutsch durcheinander und ganz so rasch, als wenn Pater Vincente hätte folgen können: „Das Haus sieht groß genug aus, um den Säckel der Wirte zu füllen! Ja — wer Gott liebt, dem müssen alle Dinge zum besten dienen — namentlich die Wohltaten, die er spendet! Pater, wo wir auch in Italien hin-

gehört haben, die Bettler, die Armen, die Pilger, die Wallfahrer bringen den Stiftern erst recht das Geld ein! Wie das? Seht, wir zogen mit solchen Wallern, klopften an alle Pilgerasyle und bekamen ein Essen, schlecht genug — um es stehen zu lassen. Aber die Herren Oberalmoseniere und Spitalprioren sahen wir in Kutschen an uns vorüberfahren. Im Walde gab es besseres Laub zum Schlafen, als in solchen Pilgerbetten, und in Turin und in Parma flohen die Wallfahrer förmlich vor allen heiligen extra für sie gestifteten Asylen, weil sie, todmüde eben angekommen, sogleich eine Prozession durch die Stadt mitmachen sollten, ehe sie zu essen bekamen. Und hat man die Sehnsucht, eine hübsche Stadt einmal näher zu betrachten, eine Stadt, die man mit müden Füßen endlich erreicht hat, so bekommt man, wenn man sich auch nur fünf Minuten an einem gnadenreichen Altar oder bei einer frommen Wirtin, die uns einen guten Trunk reichte, verspätet hat, die Pforte vor der Nase zugeschlossen. Kampiert draußen! heißt es. Da war's ja, wo wir auf die Art den deutschen Pilger kennen lernten — Woher kam er doch? Von Castellungo! Der alte Naseweis und Ketzer! Aber es war ein redlicher Mann."

Der „heilige Mynheer", wie zuweilen Hubertus von Sebastus genannt wurde, setzte beim Pater Vincente eine zu große Vollkommenheit in einer Sprache voraus, die ohnehin Hubertus selbst nur mit vielen Freiheiten sprach. Sein Ausfall auf die Wohltätigkeitsanstalten der Kirche, die prunkend in den Schriften so vieler von Rom Verzauberten verzeichnet stehen, auf die mangelhafte Polizeiverwaltung, das ungeregelte Paßwesen bei Vagabunden — nur die ehrlichen Leute würden damit geplagt — erntete aus dem Mund des unter wehmütigen Gedanken an die Hochzeit Olympias dahinschreitenden Priesters nur die einzige Erwiderung: Si! Si! Dann verwies er sogleich auf neue, ihnen entgegentretende Eindrücke z. B. mit den Worten: „Quest' un' teatro antico! Il teatro di Marcello —!" Und sogar die Erwähnung Castellungos schien der Pater überhört und nichts von dem über den Pilger Gesagten verstanden zu haben.

Inzwischen waren sie dem Innern der ewigen Stadt näher gekommen und fanden hier alles in lebhafterer Aufregung. Einzelne vergoldete Kutschen mit prächtigen Livreen jagten an ihnen vorüber; die Pferde mit hängenden roten Troddeln am Ohr, mit bunten Geschirren aufgeputzt. Da ließ sich an die Rennbahn der Alten denken. Sebastus, als er vom Marcellustheater hörte, gedachte seiner alten gelehrten Zeit in Göttingen, dann auch — in seltsamer Ideenverbindung — des von Doktor Püttmeyer verherrlichten „Quincunx" — des Schenkenzeichens; denn — hier mußte ja die „Goethe-Kneipe" in der Nähe liegen, Goethes Campanella, jetzt nur noch berühmt durch ihr Fremdenbuch und einen schlechten Wein. Die Trümmer des Marcellustheaters waren in Hütten und Paläste hinein verbaut. Dicht in der Nähe lag der Palast der Beatrice Cenci. Auf alles

das besann sich Klingsohr aus seiner alten „klassischen Zeit" — aber er mußte sein Gedächtnis und seine Phantasie hinzugeben. Es begegneten ihm Mönche, die gleichfalls mit Körben und Säcken zur Porta Laterana und zur Hochzeit des Prinzipe Rucca liefen — Kapuziner in langen Bärten, Franziskaner aller Grade, Augustiner, Karmeliter; selbst die vornehmen Dominikaner erinnerten sich, daß sie das Gelübde der Armut abgelegt hatten — auch sie schickten ihre „Brüder" auf die Hochzeit der „Nichte" des Kardinals. Kein Trupp stand dabei dem andern Rede. Kein etwaiges Lächeln hatten sie, keines, das die phantastischen Gestalten als in einer tollen Mummerei begriffen und sich in dieser (Augur augurem!) erkennend darstellte. Nur der Gewinnsucht galt ihre Eile, dem Vorsprung, den ein Kloster vor dem andern suchte. Die beiden Deutschen sahen ihre Mitstreiter im römischen Lager! Welche Welt! Bei alledem war es interessant, hier noch Leben und Bewegen zu beobachten. In der Tat wurde da und dort noch gekocht und geschmort auf offener Straße. Melonen wurden noch ausgeschrien, Zitronenwasser, frische Kirschen. Klangen nicht sogar Geigentöne? Lachte nicht Policinell im Kasten? Alles das heute — in der Hochzeitsnacht Olympiens!

Noch haftete Sebastus' Phantasie, wie es in Rom jedem geht, bald an Goethe, bald an Winckelmann, bald an Ovid, an Horaz, die beide den Marcellus besungen haben, den Neffen des Kaisers Augustus, dem dies Theater da gewidmet war! Da erscholl plötzlich ein fernes Klagegeheul und ein hundertstimmiges „Miserere —!" Pater Vincente erläuterte, es wäre die „Bruderschaft des Todes", die Begleiterin von Leichen, die in Rom nur bei Nacht begraben werden. Und wie wenn der Tote die Pest verbreitete oder Christen einen eben hingerichteten Märtyrer rasch in die vor den Toren gelegenen heimlichen Begräbnisstätten flüchteten, so trugen im Eilschritt Männer in langen, schwarzen oder weißen, über den Kopf gezogenen Kutten, die nur den Augen zum Sehen zwei kleine Lücken ließen, wie Gespenster, einen Sarg dahin. Andere schwangen dazu Fackeln. Neben den Fackeln liefen Burschen, die in Schalen das tröpfelnde Wachs sammelten, das sich noch verwenden ließ. Schnuphase hätte sich, wie alle, niedergeworfen — schon vor so heiliger Sparsamkeit. Mönche und Bruderschaften, einen Priester mit dessen Akoluthen und Meßknaben umringend, schrien: Miserere! in nicht endender Litanei. Vor dem klingelbegleiteten Sanktissimum, das der Priester in den Fackelqualm hinaushielt, warf sich alles nieder. Immer weiter aber, weiter wie auf rasender Flucht, ging der Zug. Pater Vincente sagte, es geschähe, um die Leiche in eine Kirche jenseit der Tiber zu stellen. Von da holte sie dann der gewöhnliche Leichenwagen ab und dieser führte den ganz allein gelassenen Toten im Galopp auf den Kirchhof.

„Können wir den Weg über das Kapitol nehmen?" fragte Sebastus von Schauder ergriffen. — „Gewiß!" antwortete der Priester, der die Vision eines Kusses für einen Kuß selbst genommen

hatte. Sebastus kannte diesen Vorfall. In seinem Kopf durchkreuzten sich Goethes römische Epigramme und die Grauengestalten, die er eben gesehen. Ha, sagte er sich, auch Goethe hat es erfahren! Hier, wo er den Becher der Lebenslust, kurz vor dem Scheiden seiner ersten männlichen Kraft, in seinen vierziger Jahren, noch einmal wie ein Griechengott getrunken hat, hier mußte er dem einzigen Sohn jener in römischen Reminiszenzen maskierten Thüringerin Vulpius, an der Pyramide des Cästius, dem Begräbnisplatz der Protestanten, eine wahrere Grabesinschrift setzen! In Rom, in der Stadt der Hexameter, den er auf den nackten Rücken seiner Schönen trommelte, starb ihm sein einziger Sohn! Und durch seine Seele zogen die Rhythmen an Goethe:

Wo nur find' ich den Wirt zur Campanella? Der Schenke,
Wo ich Falerner gesucht — „Lacrymä Christi" nun fand?
Firnen aus Golgatha! Nicht aus den Trauben der Schlacke,
Die der Vesuvius schenkt, Leidenschaft, wenn sie verglüht!
Deutscher Apoll! Hier war's, hier hast du Verse getrommelt
Auf der Römerin Leib — schwelgtest in seliger Lust —
Und erfuhrest dein Maß! Die Pyramide des Cästius
Blieb dir der Morgen der Nacht —! Blieb dir das Ende vom Lied!
Rosen bekränzten dein Haupt und Rosen behüten das Grabmal
Deines einzigen Sohns, der dir gestorben in Rom!
So ergänzt sich die Zeit und so strafen die ewigen Götter!
Wandle gen Rom, o Mensch! Rom ist der Mensch und die Welt!

Glocken hallten von den Türmen. Man erstieg einen Kalvarienberg — ein solcher ist aus den Stufen zum Kapitol geworden. Zur Linken wohnt — der heimatliche Gesandte, auf dessen Autorität hin vor drei Vierteljahren drei Gendarmen am Ponte Molle auf die deutschen Flüchtlinge gewartet hatten, um sie sogleich gefangen zu nehmen. Zur Rechten liegt — der tarpejische Felsen, der jetzt derselben Krone gehört! Wie schüttelte Sebastus all diesen vaterländischen „Staub" von seinen Füßen! Wie hatte er für ewig dieser „ghibellinischen" Welt entsagt —! Das Kapitol! rief er und über seinen Sandalen schmerzte ihm der Fuß, so trotzig stampfte er auf vor dem Wappen seines Landesfürsten.

Da lag ein mittelalterliches Haus vor ihm und schmückte einen kleinen Platz, wo, vom Mond beleuchtet, Markus Aurelius zu Pferde sitzt — „ein Gelehrter, der über dem Studium der Philosophie seine alten Schlachten vergaß!" sagte Klingsohr mit Hindeutung auf die ihm nicht kriegerisch erscheinende Haltung des Reiters und auch — „wie Euer Friedrich, der sogenannte Große —!" Es schlug elf. Bergab ging es auf die Trümmerstätte des alten Forums. Ein Leichenfeld —! Pater Vincente ging in seinen Erläuterungen nicht über die Zeit des Petrus und Paulus hinaus. Die Gracchen — Cicero — selbst Titus mußte sich erst Klingsohr hinzudenken. Sein Blick starrte dem Untergang des Erhabensten.

Hubertus kannte von den alten Zeiten nur so viel, um begreifen zu können, daß hier die begrabene Macht eines alten Volkes lag, das einst die Welt beherrschte. Der ehemalige Jägersmann sah zertrümmerte Portale, einsame Säulen, Triumphbögen mit zerbrochenen Statuen. Am Tage bietet alles das einen wüsten, das Auge fast beleidigenden Anblick. Nachts schien das Zauberlicht des Mondes verklärend darüber. Dort oben auf dem Palatin wohnten die weltgebietenden Cäsaren. Ein magisches Goldnetz hält die grünen Hügel und Steine umwoben. O wie schön wäre alles, wären diese vom Korso herüberrasselnden Wagen, diese lachenden Menschen nicht gewesen, die zur Hochzeits-Girandola, die schon durch die Fenster eines am blauen Himmel auftauchenden dunkeln Gebäudes zu beginnen schien, zu spät zu kommen fürchteten — Ein Knabe rief: „Eine Leuchtkugel!" Er meinte einen Stern, der durch die Öffnungen des Kolosseums blinkte.

Das Kolosseum — selbst —! Sebastus hätte wünschen mögen, hier niemand zu sehen, niemand zu hören, in diesem mächtigen Raume allein zu wandeln — allein mit Livius' und Niebuhr's Geistern —! Aber noch ist es nicht erreicht. Wohin entläßt uns dieses Tor? Ist es nicht der Triumphbogen des Titus, als er Jerusalem zerstört hatte? Gleich an der Wand des Tors sah man den siebenarmigen Leuchter, den Tisch, die Schaubrote, die Jubeljahrposaunen, die Bundeslade. Die erhabene Stelle war es, wo sich Jupiter und Jehovah so nahe berührten —! Aber — kein Jude geht unter diesem Bogen hinweg, kein Jude blickt auf jenes Riesengebäude, das Kolosseum, das dreißigtausend gefangene Juden gebaut haben sollen. Was so Vincente erläuterte, wußte Klingsohr besser. Doch schwieg er. Er war zerstreut, weil er an Veilchen Igelsheimer denken mußte, die ihm einst bei seinen Besuchen in der Rumpelgasse gesagt hatte: „Herr Doktor, wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein Mensch der Selbstqual, der Reue, des Gewissens — ewig wird's Ihnen gehen, wie's dem Kaiser Titus gegangen, als er Jerusalem zerstört hatte!" Sie hatte ihm eine jüdische Legende erzählt: „Als Titus Jerusalem zerstört, ist er zu Wasser gegangen mit seiner siegreichen Armee und es ist heraufgezogen ein Sturm und die gefangenen Juden triumphierten, weil sie dachten, Gott hätte seine Rache aufgespart auf das Meer. Und Titus bekam Angst, spottete und sprach: Zu Land ist euer Adonai schwach, aber zu Wasser kommt er, scheint es, dem Neptunus beinahe gleich! Wahrlich, spottete er, euer Adonai hat die Sündflut befohlen, er hat die Ägypter ersäuft im Roten Meer, er hat den Sissera am Strom Kischon geschlagen, er wird auch für Jerusalem nehmen seine Rache auf dem Mittelländischen Meer! Da aber ist gekommen eine Stimme aus dem Himmel und hat dem Spötter gerufen: Titus, Titus, ich habe untergehen lassen Jerusalem wegen seiner Gottlosigkeit! Weil du aber spottest meiner Langmut, so sollst auch du meine Macht kennen lernen, aber — zu Lande! Da ward das Meer wieder

stille und Titus betrat unter dem Jauchzen des Volks das feste Land. Wie er nun recht von Herzen über den Judengott lachte, flog ihm in die Nase eine Mücke, wie sie nur auf dem Lande und in Italien vorkommt, und bohrte sich hinein in sein Gehirn. Sieben Jahre hat Titus gehabt die schrecklichsten Schmerzen von dieser Mücke, denn sie starb nicht, wurde vielmehr immer größer und summte bei Tag und bei Nacht. Einmal ist er bei einem Schmied vorübergegangen. bei den Ambosschlägen hörte die Mücke zu summen auf. Da stellte sich Titus dreißig Tage an den Ambos und die Mücke schwieg. Am einunddreißigsten fing sie aber wieder zu summen an; sie hatte sich an den Hammerschlag gewöhnt und Titus mußte sterben. Als sie sein Gehirn aufmachten, kam ein Tier zum Vorschein, groß wie ein Vogel. Der Mund war von Kupfer und die Füße waren von Eisen — — Nun —" hatte damals die Spinozistin geschlossen, „da haben Sie sich in Person! Sie sind katholisch geworden und ein Mönch, das war bei Ihnen die Schmiede. Die Mücke war da vielleicht dreißig Tage still; aber ich will Ihnen nicht wünschen, daß sie am einunddreißigsten wieder lebendig wird —! Sie haben zuviel Schönes in sich zerstört! Sie sind ein Titus an Ihnen selbst gewesen, Herr Pater —!" Damals sagte Klingsohr mit einem der nur ihm zu Gebote stehenden Einfälle: „Ja, Mademoiselle, Jehovah hat sich doch an den Römern zu Wasser — gerächt! Er hat sich an ihnen gerächt durch die Taufe —!"

Der schöne Pater Vincente, in dessen Seele es immer still und ruhig zu walten schien, lenkte zum Kolosseum ein. Wäre nicht die Nacht so hell und belebt gewesen, dies mächtige Rund würde man als einen Schlupfwinkel für Räuber haben fliehen müssen. Aber sie traten ein in das einsame, von wildwachsenden Büschen, die aus den Fenstern hervorbrachen, umwucherte Gebäude. Seit tausend Jahren hat hier die Vegetation in allen Stockwerken bis zur obersten Galerie Platz gegriffen. Bogengewölbe, geborstene Säulen, zertrümmerte Rundmauern, alles machte sich im Mondlicht wie die Erscheinung eines Traums, eine von Luft und Licht gewobene märchenhafte Täuschung. Aber sicher und fest und vollkommen natürlich widerhallten die Schritte und das Gespräch unter der Bogenwölbung des Eingangs. Nur zu deutlich sah man die Spitze, von wo herab einst Tausende auf Menschenkämpfe blickten mit jenen Tieren der Wüste, die dort hinter den eisernen Gittern geborgen lagen, durch Hunger zur Wut gereizt. In der Mitte steht zur Entsühnung dieser schrecklichen Erinnerungen an den tiefsten Verfall der Menschheit ein kleines Kreuz. Ach, die Heiligung ist edler gedacht als ausgeführt —! Das sagte selbst Pater Vincente, als er niederkniete und einen mit einem Kreuz bezeichneten Stein küßte, auf welchem Hubertus mühsam die Worte entzifferte: „Wer — dies Kreuz küßt, hat auf ein Jahr und vierzig Tage — Ablaß!" Es verstand sich von selbst, Hubertus mußte dem frommen Beispiel des Paters folgen; auch Sebastus.

Aber die Titussche Mücke in ihm summte: Hier dies armselige kleine Kreuz? Hier diese vierzehn Stationen eines Bittgangs? Hier hätte Michelangelo einen seiner Giganten hinstellen sollen, so groß, so hoch, wie der Koloß von Rhodus war! Einen Daniel, zu dessen Füßen sich die besänftigten Löwen schmiegten! Niederbohren mußte der Prophet mit dem Busch seiner Augenbrauen die wilden Tiere auf dem blutigen Sande um sich her und — die Tiere in den Herzen dieser Zuschauer —! Oder Markus der Evangelist hätte, die Bibel emporhaltend, wie ein Geisterbeschwörer hier stehen sollen, neben ihm sein aufhorchender Löwe, sich scheu in die Falten seines Gewandes schmiegend, den Bestien der alten blutigen Bestimmung dieses Raumes unähnlich geworden! Laut sagte er: „Was soll dies kleine Kreuz —!“ und Hubertus meinte: „Hier möcht' ich im Chor singen!“ und probierte seine Stimme so laut, daß es weit dahinschallte. Pater Vincente verstand sein deutsch gesprochenes Wort, nickte und entgegnete, es geschähe ja hier alle Freitage — von den Kapuzinern.

Aber die Girandola! Daß sie nicht versäumt wird! Immer mehr Volks drängte dem Tore zu, vorüber am Obelisken des Konstantin, zur Straße hin, die hinaus nach Albano führt. Um die Ordnung zu erhalten, sprengte Militär auf und ab. Wagen in grotesker Vergoldung, mit Bedienten, deren Livree zuweilen ganz der Rokokozeit angehörte, folgten einander — jetzt schon in langsamerer Fahrt. Auf den Trottoirs und die langen Mauern der Vorstadtgärten entlang drängten die Bewohner Trasteveres in kurzen Jacken und Manchesterhosen, die kurzen Mäntel übergeworfen, weiße Hüte oder bunte Mützen auf den unrasierten braunen Köpfen. Die Frauen befanden sich selten noch in der Tracht der alten Zeit. Englands Baumwolle hat die bunten Nationaltrachten aus Sizilien und Griechenland verjagt; schon die gelben Mädchen der Hindus gehen in Kattunröcken unsres Schnitts —! Nur der Kopf noch bleibt zuweilen national. Hier war das dunkelschwarze Haar der Römerin schön geflochten, geziert vom bunten Kamm, vom silbernen Pfeil; selbst der Matrone wirres und weißes Haar blieb selten ohne Schmuck. Würde und Selbstbewußtsein liegt im festen Gang aller dieser dicken Krämer und Wurststopfer. Von den ausgelassenen Späßen, mit denen sich bei solchem Anlaß jenseit der Berge die Volksmassen geneckt haben würden, fand sich wenig Spur. Kein Anschluß; jeder für sich. Höflich bog man dem schwarzen Rock des Augustiners aus, der braunen Kapuzinerkutte, der weißen Schnur des Franziskaners, dem grauen Kleide des Karmeliters, dem weißen des Dominikaners. Diese kamen mit Körben, jene mit Säcken, riesigen Kannen sogar, ohne die mindeste Rücksicht auf lächerliche Störung ihres malerischen Effekts. Italien entwickelt seine ihm ganz eigne Ästhetik. Es besitzt Rafael — aber nicht im mindesten erscheint ihm ein Offizier lächerlich, der mit einem Regenschirm, oder ein Dorfpfarrer, der mit seinem Dreispitz auf einem Esel reitet.

Vier mit blauen, roten, gelben, violetten Lampen geschmückte

Obelisken bilden die Eckpfeiler am heute geöffneten Eingangsgitter der Villa Rucca. Die hohe Gartenmauer ist mit einer Girlande von Hunderten kleiner Flammen geziert. Unten im Garten glänzt eine riesige Sonne, rings umgeben von den kostbarsten Südpflanzen. Perspektivisch berechnet, am Ende einer schimmernden Ahornallee, glänzt ein sichelförmig niedergleitender Wasserfall, hinter dessen kristallenen durchsichtigen Fluten geschäftige Hände die Künste der Sankt Peterskuppel-Beleuchtung nachahmen, die aus vielen auf- und niederschwankenden, beweglichen Lampenständern bestehen. Musik hallt aus den beleuchteten Sälen der illuminierten Villa. Schon steigt dann und wann in die magisch blaue, unendlich weiche milde Luft eine Leuchtkugel, ein mit dem Mondlicht wetteifernder Vorbote des Feuerwerks. Das Volk jauchzt auf, drängt bis an die große Sonne, von da ab werden nur noch die Mönche und die Träger von privilegierten eisernen Büchsen hindurchgelassen. Totenbrüder in ihren unheimlichen Hemden fehlen nicht. Man hatte ausgesprengt, Kardinal Ceccone würde heute Gaben im Wert von dreitausend Scudi spenden und die Eltern des Prinzen Rucca hätten die nämliche Summe zum Ankauf von Tombolagewinnen hinzugefügt. Das Gerücht schien sich annähernd zu bestätigen. Ein Harlekin ergötzte das Volk über das Gitter hinweg durch Auswerfen von Münzen. Freilich Münzen — von gebackenem Zucker; aber wirklich war eine Tombola im Gange, wo einige silberne Uhren gewonnen werden konnten, ohne daß man den Einsatz bezahlte — die Lose wurden über die Köpfe der Zuschauer hinweggeworfen. Alles balgte sich darum. Nächst der Madonna ist Göttin Fortuna in Rom die größte Heilige.

Pater Vincente, Pater Sebastus, Bruder Hubertus wurden durch die von den Soldaten und Gendarmen gezogene Chaine hindurchgelassen. Man wies sie an ein Seitengebäude, wo vor einer noch geschlossenen Pforte eine Kirchenversammlung gehalten zu werden schien. Am heiligen Grabe in Jerusalem mag es zur Osterzeit so aussehen, wenn sich dort die Mönche aller Orden der Christenheit zusammenfinden und je nach Umständen beten oder Tauschhandel treiben oder sich prügeln. Die Türken sollen diesen christlichen „Karikaturen des Heiligsten" mit stillem Lächeln zusehen und abwechselnd dabei bald zum Pfeifenrohr, bald zur Peitsche greifen. Klingsohr fühlte ähnliche Anwandlungen aus Goethes „west-östlichem Divan". Er drängte vorwärts und staunte der Wiederkehr seiner alten Burschenkraft. Hubertus warf hier und da einen Kapuziner oder einen Karmeliter aus dem Wege. Als die übrigen Franziskaner den heiligen Pater Vincente sahen, fielen sie ehrfurchtsvoll in den Ruf einiger Stimmen ein: „Platz dem Sack von Sankt Pietro in Montorio —!"

3. Kardinäle und Räuber.

Nur im Süden kann man ein Fest feiern, wo unter Lichtern, Blumen, Statuen das Auge nicht mehr herausfindet, ob der Fuß

noch innerhalb oder außerhalb eines Saales, in geschlossenen Räumen oder auf Veranden und Altanen weilt. Die Gunst des Himmels muß eine sichere sein; kein Wölkchen darf das Vertrauen auf die Mitwirkung der Natur zur Lust des Menschen stören.

In dem Saale, in den Nebenzimmern, auf den mit blendendweißen, silber- und kristallstarrenden Tafeln geschmückten Terrassen wogten einige hundert der vornehmsten Gäste mit glänzender Dienerschaft hin und her. Männer und Frauen waren in den reichsten Toiletten. Die Römerinnen der hohen Aristokratie machen hie und da einen imposanten Eindruck; doch gibt es bei weitem mehr zierliche, kleine, ja nicht selten verkümmerte Gestalten unter ihnen, als die majestätischen, die unsre Phantasie von Römerinnen erwartet. Noch weniger sind die Männer das, was wir von den Nachkommen der Skipionen erwarten. Der junge Prinzipe Rucca, in seiner roten, goldgestickten päpstlichen Kämmerlingsuniform, der glückliche Bräutigam, der wirklich die „Katze Olympia", wie sie ein Pasquill genannt hatte, liebte, brauchte dabei nicht einmal mit in Betrachtung zu kommen; noch weniger sein Vater, der wie ein alter schäbiger, heute einmal gewaschener und lächerlich bunt ausgeputzter Bewohner des Ghetto aussah. Aber selbst Prinzipe Massimo, der Nachkomme des Quintus Maximus Kunktator, der auf Napoleons ironische Frage: Stammen Sie wirklich von diesem glücklichen Gegner des Hannibal her? stolz erwiderte: Das weiß ich nicht, Sire, aber man glaubt es, von unserm Geschlecht bereits seit eintausendzweihundert Jahren —! (eine Antwort, die nach Klingsohrs Auffassung der „Heiligen Treppe", vor welcher alles Volk eben im Vorübergehen geknixt hatte, Rom und der römische Glaube auf alle Zweifel an seinen Reliquien geben darf — „Sind diese Knochen nicht echt," schrieb Klingsohr schon zur Zeit des Kirchenstreites, „so ist doch der Glaube an ihre Echtheit durch sein hohes Alter ehrwürdig!") selbst Prinzipe Massimo ist ein kleiner, feiner diplomatischer Herr, der mehr der Sphäre der Abbés als der Imperatoren anzugehören scheint.

Der Alter Ego des Stellvertreters Christi, Kardinal Don Tiburzio Ceccone, schwebte, wie ein Apoll von sechzig Jahren durch die Reihen, lächelte bald hier, bald dort, stellte, als wäre er der Wirt, neue Mitglieder des diplomatischen Korps den Damen vor, begrüßte junge Prälaten, die sich eben erst in die Karrière mit einigen tausend Scudi eingekauft hatten, und neckte sich mit den Damen. Diamanten und Bonmots blitzten um die Wette. Die seidenen Gewänder streiften sich und die Galanterien. Das da ist die Gemahlin des Fürsten Doria, eine Engländerin, hoch und stolz und sogar mit einem Orden geschmückt! Dort schwebt die Fürstin Chigi, deren Urahnen unter dem wilden Papst Julius II. bei solchen Gelegenheiten ihren Gästen Ragouts von Papagaienzungen vorsetzten und die gebrauchten Silbergeschirre in die Tiber werfen ließen — „Jetzt würden sie wohl mit dem Hinunterwerfen vorsichtiger sein!" spottete Ceccone, der ihre

Armut kannte. Auch Napoleoniden fehlten nicht. Ceccone gibt ihnen eben mit lächelnder Grazie Andeutungen, wie ihre demokratischen Bestrebungen in Wien Gegenstand der empfindlichsten Vorwürfe für das Kabinett der gekreuzten Schlüssel gewesen wären. Luciano Bonaparte war neulich in seiner Villa Rufinella in Gefahr von Räubern aufgehoben zu werden. Eben scherzt er darüber mit dem Kar- „Hätte man eine Million Lösegeld verlangt, so würden Ew. Hoheit dinal, hält ihm die schlechte Polizei Italiens vor und dieser erwidert: vielleicht nicht den „Kongreß der Naturforscher" in Pisa begründet haben, der ja wohl der Anfang des „Einigen Italiens" werden soll — !" Ein scharfes Wort, scheinbar harmlos vorgetragen und doch so drohend, daß der Prinz (man nannte ihn „von Canino") hinter dem Mann im roten Käppchen und den rotseidnen Strümpfen eine bedenklich ernste Miene macht.

Den Gesprächen zufolge hätte hier niemand an die Stadt der sieben Hügel denken sollen. Sie betrafen Theater, Konzerte, Moden — und die zwei römischen Spezialitäten, die Räuber und die nächsten großen Kirchenfestspektakel.

Das Souper war zu Ende. Alles drängte dem Garten und dem Feuerwerk zu. Einer der Nobelgardisten in goldstrotzender zinnoberroter Uniform mit blauem Kragen, weißen Beinkleidern, den schönen Römerhelm mit schwarzen hängenden Roßhaaren und dem kleinen weißen Seitenbüschel daneben unterm Arm, Graf Agostino Sarzana verfolgte eine Dame, die sich nach dem Ausspruch Sr. Eminenz des regierenden Kardinals ausnahm wie eine „Tochter der Luna". Die Dame verschwamm im blauen Atherlicht wie ein Gedanke voll Ahnung. Sie tauchte da und dort auf und verschwand wieder in den dunkelgrünen und blauen Schatten wie die Luft. Ihre Toilette war der Anlaß dieser Vergleichung des Kardinals, der sie ebenfalls mit seinen Feueraugen verfolgte, wenn er sie auch vor den vielen andern anwesenden Damen, die seinem Herzen und Geldbeutel teuer waren, nicht allein auszeichnete.

Die „Tochter der Luna", der Keuschen, deren heidnischen Ruf Ceccone als Priester der Christenheit nicht zu schonen brauchte, indem sein Witz ihr eine Tochter gab, trug ein blaßblaues Kleid von Donna-Maria-Gaze, einem durchsichtigen, damals neu erfundenen Seidenstoff, übersäet mit kleinen silbernen Sternchen. Nicht ausgeschnitten war ihr Kleid; es verhüllte, der keuschen Luna entsprechend, die Formen, die sich nichtsdestoweniger verrieten. Als einziger Schmuck blinkte im dunklen Haar ein einfaches Diadem von blankem Silber, in Gestalt eines Halbmonds. Es war ein Kopf, der sich mit seinem glattliegenden Scheitel und dem kräftig gewundenen Knoten im Nacken wie eine lebendig gewordene Statue aus den ägyptischen Sälen des Vatikans ausnahm. Um die dunkeln Augen lag eine erhitzte Röte, wie sie bei leidenschaftlichen Naturen vorkommt. Die Stirn war schmal; ebenso die Wange etwas zusammengehend, aber sanft zum spitzen Kinn

niedergleitend; die untere Lippe trat mit Mut und Trotz hervor. Es gibt plastische Gesichtsformen, die nicht altern. Das Schönste war die Länge der Gestalt. Die Dame war pinienhaft schlank.

„Graf Sarzana will unsrer — „Kreolin" Unterricht im Italienischen geben?" scherzte der Kardinal so laut, daß alle Umstehenden es hörten. Die „Kreolin" war ein neues Stichwort für die „Tochter der Luna"; diesmal kam es vom Monsignore Bischof Camuzzi, dem ersten Sekretär des Kardinals, der als Missionar Westindien bereist hatte. — „Eminenz," sagte Graf Sarzana, der schlanke junge Mann mit den athletisch breiten Schultern, auf denen bei jeder seiner Bewegungen die goldenen Epaulettes hin- und herflogen, und strich sich den martialisch gezogenen Schnurrbart, „Eminenz haben die Absicht, die ganze Welt zu reformieren! Auch die Garde Sr. Heiligkeit! Wenn ich noch länger in diesen Fesseln schmachte und nicht erhört werde, so gehe ich nach San Pietro in Montorio, nach welchem traurigen Aufenthalt mich soeben die Dame gefragt hat!" — Auf die scharfe Betonung dieser Lokalität und die mit einer überhaupt auffallenden Deutlichkeit gesprochenen Worte des Ritters Sr. Heiligkeit fistulierte ein Stimmchen nebenan: „Ja, in der Tat! Pater Vincente von San Pietro ist hier —! Wir werden das meiner Frau sagen müssen! Erführe sie die Anwesenheit des Paters und dieser ginge wieder, wie er gekommen, so wäre sie imstande, mir die erste Gardinenszene zu machen —!" Die Abbés und Prälaten lachten über die Wonne, die jeden jungen Ehemann von zwölf Stunden fortwährend das Wort: „Meine Frau!" im Munde führen läßt. Es war der Sohn des Hauses, der gesprochen hatte.

Immer mehr Leuchtkugeln stiegen auf und das Feuerwerk schien seiner Entfaltung nahe zu sein. Draußen riefen Tausende von Stimmen und klatschten im voraus Beifall und die Musik fiel mit schmetterndem Tuschblasen ein. Der alte Rucca, die Fürstin Rucca Mutter — die jedoch noch keineswegs Matrone sein wollte und ihren Cavaliere servente aufsuchte, um ihm eine Strafrede für die ihr heute bewiesene Vernachlässigung zu halten — schossen hin und her, sahen nach der Ordnung, nach dem Aufbewahren der Speisereste — „für die Armen" — Der Schwiegervater Olympiens war ökonomisch bis zum Exzeß. Der kleine Mann, mit einer orientalischen Habichtnase und dem Bande des Gregoriusordens über der Brust, klagte allen Prälaten über seine Domäne, die Zölle der adriatischen Küste. Man nannte ihn gewöhnlich den „Blutsauger", ein Titel, der ihm gerade vor andern Römern, die ihn ebenso verdienten, keinen Vorzug gab. Nie aber hätte sich der alte Fürst Rucca auf der Küste von Comacchio bis Ferrara sehen lassen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, von den Schmugglern, ja von seinen eigenen Zollbedienten totgeschlagen zu werden.

Aber auch dieser alte Herr horchte mit dem schalkhaftesten Lächeln seines Nußknackerkopfes sowohl nach der Erwähnung des Paters

Vincente wie nach dem Unterricht der „Kreolin" hin — er wußte ja, daß letztere eine Deutsche war. Seinem Sohn rief er ein heimliches: Asino! nach dem andern ins Ohr, besonders wenn dieser nicht genug die Monsignori vom Steuerwesen, den Finanzminister Roms, den Kardinal Camerlengo, zu honorieren schien. „Maulesel" nannte er ihn sogar, wenn er zu wild um Olympien herum „trampelte". Klagte der junge Ehemann über die „schlimme Laune" seiner Frau, so schrieb das der Alte mit eigentümlichem Meckern auf Rechnung aller Bräute am Hochzeitstage. Ercolano Rucca war von Wien beschränkter zurückgekommen, als er vorher gewesen. Er konnte nur einen Gegenstand im Kopf behalten. War dieser erledigt, erst dann kam er auf einen andern. Er suchte nur noch nach der Herzogin von Amarillas, die wegen Pater Vincentes um Rat gefragt werden mußte.

Soeben hatte noch Graf Sarzana mit der Herzogin gesprochen, die von der alten Fürstin Rucca gesucht wurde, wie deren Cavaliere servente, Herzog Pumpeo, versicherte. Herzog Pumpeo wollte in gerader Linie von Pompejus abstammen. Er war ebenfalls Nobelgardist, ein armer Teufel, aber ein Krösus an guter Laune und selbst für Se. Heiligkeit ein Spaßmacher, wenn an ihn der Dienst im Vorgemach oder bei der kleinen Garçontafel des Stellvertreters Christi kam. Se. Heiligkeit ließ damals den Kardinal schalten und walten — und um nichts zu verschweigen, sagen wir es offen: Der „Zauberer von Rom" war bitter krank. Der „Träger der Himmelsschlüssel", der „Patriarch der Welt", der „Vater der Väter", der „Erbe der Apostel", der „Hirt der Herde", war ein bemitleidenswerter, hilfloser Mensch; er mußte befürchten den Gesichtskrebs zu bekommen, oder er hatte ihn schon.*)

„Heda, Kamerad!" ruft champagnerberauscht Herzog Pumpeo dem Grafen Sarzana zu. „Ich sehe die blaue Eidechse da, wo die Schwärmer prasseln! Ha, wie sie erschrickt! Dort huscht sie zu den Mönchen hinüber, von denen sie einer vielleicht in seinen Sack steckt und nach Santa Maria trägt. Sie ist eine „Beate" (Frömmlerin)! Alle Eure Mühe, sie zu bekehren, scheint mir vergebens, Bruder — oder soll's vielleicht heißen: Freut euch, ihr Jungen, die Alten bezahlen! Die Alten bezahlen, nur müßt ihr nichts sehen — nur müßt ihr nichts hören —!" Weiter kam eine Lästerung auf Ceccone nicht. Jetzt war die „Tochter der Luna" und die „Kreolin" die „blaue Eidechse" geworden und sogar eine „Frömmlerin".

Lucinde war in Wien den Umgebungen des Kardinals Ceccone nahe gekommen. Die Herzogin von Amarillas sprach den Wunsch aus, eine Gesellschafterin zu haben, die italienisch sprach und zugleich ihre Wiederverbindung mit Deutschland unterstützen konnte. Der Hörer der Beichte von „Maria Schnee" tat nichts gegen eine Wahl, die Lucinden nach Rom entfernte. Vollends ließ sie die Herzogin nicht

*) Kardinal Wisemans „Erinnerungen an Gregor XVI."

von sich, als sie erfuhr, daß dies Mädchen Neuhof kannte, den Kronsyndikus, Jérôme Wittekind. Die Herzogin horchte ihren Mitteilungen mit Erstaunen. Auf die Länge freilich gab es Bedenken mancherlei Art. Die vielgeprüfte Frau war von Lucinden zuweilen lebhaft angezogen und bald seltsam abgestoßen. Man nahm sie aber nach Italien mit. Darüber geschah, was man früher hätte überlegen sollen, daß Ceccone, von Lucindens Geist überrascht, ihr mehr Einfluß gestattete, als Olympia, seine Tochter, dulden wollte. Nur die Vorbereitungen zur Hochzeit hatten den Konflikt aufgehalten. Auch heute suchte sich Lucinde ihre eigenen Wege. Die Männer stellten ihr heute so zum ersten Male mit auffallender Dreistigkeit nach. Sie war im Geflimmer des Feuerwerks und der Illumination verschwunden. Inzwischen hatte die Herzogin entschieden widerraten, hier die Braut mit dem Mönche bekannt zu machen, dessen Unglück jetzt vielleicht bald sein höchstes Glück — es war die Rede ihn zum Kardinal zu erheben — die Lügnerin verschuldete. Diese gebärdete sich heute exzentrisch. Sie sträubte sich schon, mit ihrem Gatten in das Palais der Rucca am Pasquinoplatz zu fahren. Sie hatte zum „Onkel" Ceccone gesagt: „Ich wünschte, Pasqualetto wollte mich von diesem Feste wegstehlen!" Pasqualetto war ein gefürchteter Räuber. Bald verfiel die Herzogin wieder in jene Trauer, die ihr heute während des ganzen Festes den Schein „der Gleichgültigkeit für das Glück ihrer Nichte" gab, wie Ceccone ihr vorwarf. Die stattliche Frau, die den Auftrag des Bräutigams wegen Ambrosi in der Tat vergaß, ging in Schwarzseide, durchwirkt mit Veilchen. Schwarze Spitzen saßen am Leibchen und am Rock. Auch die grauen Haare waren in schwarze Spitzen gehüllt. Und nur, um den Kardinal nicht zu sehr zu einem jener Blicke zu reizen, die ihm, „bis zum Tod verwundend", zu Gebote standen — seit einiger Zeit war er in dieser Art gegen sie wie ein Skorpion geworden — hatte sie dem Anlaß der Freude, die zur Schau getragen werden sollte, das Opfer gebracht, Hals und Arme mit dunkelroten Korallen und die Spitzen, die das graue Haar verhüllten, mit frischen Granatblüten zu schmücken.

All diese Freudenbezeigungen, dies Knistern und Knattern, diese Bravis und Ausrufungen waren der Mutter Giulio Cesares nicht zu Sinn. Sie suchte den Garten, den zwar nicht unbelebten, aber dunkeln Park; letzterer versprach an seiner äußersten Grenze Einsamkeit. In diesem Verlangen nach dem Räuber Pasqualetto, das ihr der Kardinal mit Vorwurf für die Duenna wiedererzählt, lag ein ihr wohlbekannter Ausdruck des Zorns über Bennos Nichtanwesenheit und dessen gänzliches Verschwundensein nach den beiden Märchenwonnentagen von Wien, ja der Reue über die allzu schnelle Ernennung seines „Vetters" Bonaventura zum Bischof von Robillante —! Benno hatte sich im vorigen Jahr nach Rom begeben und war dort nicht länger geblieben, als bis die Mutter und Olympia ankamen. Da hatte es ihn wieder getrieben, weiter nach dem Süden zu entfliehen. Er

hatte sich aufs Meer begeben und war erst nach Sizilien gegangen. Dann schwenkte er über Malta, Genua, Nizza nach Robillante, wo er in diesem Augenblick bei Bonaventura weilte. Mit der Mutter stand er im Briefwechsel, schrieb ihr unter fremden Adressen — sie hatte die ganze Bürgschaft seiner Liebe und Zärtlichkeit für sich; aber vor einem Zusammenleben mit ihr schien ihn ein ahnungsvolles Grauen zu erfüllen. Aus dieser Mißachtung der ihm so auffallend und offen in Wien kundgegebenen Liebe Olympiens war eine Gefahr für die Herzogin, für Benno selbst, für alle seine Beziehungen entstanden. Die Teilnahme, welche die Mutter für den verleugneten Sohn nicht verhehlen konnte, wurde ihr von Olympiens Rachsucht aufs heftigste verdacht.

Das dicht an die Terrasse, die zur Verlängerung des Speisesaals umgewandelt war, stoßende Boskett bestand aus einer Pflanzung von Nuß- und Kastanienbäumen. Aus dem mäßigen Umfang desselben heraus führten Gänge von beschnittenen Buchsbaum- und Zypressenwänden auf kleine Rotunden, in deren Mitte aus Farrnkräutern und Vergißmeinnicht heraus Springbrunnen plätscherten oder Marmorstatuen glänzten, von blühenden Kaktus, feurigen Schwertlilien umgeben. Nun kamen die rechts zu den Gärten des Lateran sich hinziehenden Beete. Sie folgten sich in Abdachungen, die zu Kaskatellen benutzt und von Grotten, Muschel- und Marmorverzierungen unterbrochen wurden. Zur Linken, jenseits der großen Platanenallee und des flimmernden Wasserfurzes führten riesige Taxuswände zu einer Altane, von welcher abwärts sich ein weites Feld von Weinstöcken, wie ein einziges grünes Dach, bis zur Landstraße erstreckte. Dorthinauf, wo sich's unter wilden Lorbeerblättern still ausruhen ließ, zog es die von schmerzlichen Gefühlen bewegte Herzogin.

Eine Weile noch wurde sie auf ihrem Wege von einem Naturspiel aufgehalten. Das Licht des Mondes und der Widerschein des Feuerwerks wurden noch in ihren magischen Wirkungen von zahllosen Glühwürmern übertroffen, die bald grün, bald rot aufblitzend die Luft durchfunkelten, auf den Sträuchern und Blumen wie Edelsteine sich abhoben und unwillkürlich die Hand anlockten, in die Luft zu greifen, wobei man nur die Käfer fing.

In diesem Augenblick glaubte die Herzogin die „Tochter der Luna" zu sehen, die am äußersten Ende eines der in den Ziergarten einmündenden Heckenwege — seltsamer Anblick! — von zwei Mönchen verfolgt wurde. Sie staunte dieses Auftritts. Sollten von den geistlichen Bettlern an der Pforte zwei so verwegen sein, sich hierher zu wagen? Oder konnte sich in maskierter Tracht Räubervolk eingeschlichen haben? Eben waren die Mönche und die fliehende Donna Lucinda verschwunden. Oder hatte das mondlichtfarbene Kleid der Gesellschafterin sie irre geführt —? Da hörte sie das Lachen des Herzogs Pumpeo. Offiziere kamen und junge Prälaten. Der Champagner vertrieb diese von den alten Damen zu den jungen. Einige

der schönsten hüpften am Arm der Männer — doch gleichsam nur auf der Flucht vor den gefährlichen Feuerfröschen. Die Herzogin blieb stehen. „Sahen Sie die beiden Mönche, Graf?" fragte die Herzogin den Conte Sarzana, der sich nicht unter dieser Kavalkade befunden hatte, sondern ihr aus einem andern der Laubengänge entgegentrat — „Die der Donna Lucinda folgten? Jetzt nicht!" antwortete Sarzana mit Teilnahme. „Wo sind sie? Ich habe ihre Spur verloren!" Beide durchkreuzten den Gang, den die übrige Gesellschaft heraufkam, und eilten der dunklern Gegend der Platanenallee zu. Der am Ende derselben funkelnde Wasserfall gab einen Schein von Belebung des Gartens, der sich indessen nicht bestätigte. Alles war hier einsam und für Frauen gefahrvoll. Jetzt rief der Graf: „Ich sehe sie! Dort beim Aufgang auf die Altane! Was wollen die Frechen?" Trotz seiner hohen Reiterstiefel lief der Conte fünfzig Schritte voraus und rief auf halbem Wege bereits dem nächsten der Mönche ein donnerndes: „Que commande?" Als er näher gekommen, fand er Donna Lucinda, mit geisterhafter Blässe, im Gespräch mit den beiden Mönchen, die von ihm wie Eindringlinge angerufen und für verkappte Gauner erklärt wurden, um so mehr, als, wie er sagte, durch die Stadt das Gerücht ginge, in einer Herberge am Tiberstrand hätte man heute den berüchtigten Räuber Pasquale Grizzifalcone gesehen aus der Mark Ancona, das Haupt aller Räuber- und Schmugglerbanden der adriatischen Meeresküste. Ob etwa die Mönche seine verkappten Genossen wären?

Die schlanke deutsche Dame hielt einen Brief in der Hand und sagte mit zitternder Stimme und im besten Italienisch: „Vergebung. Herr Graf! Sie finden hier — zwei Landsleute von mir! Sie ersuchen mich einfach, eine Bittschrift an mich zu nehmen, die ich besorgen soll. Lassen Sie beide in Güte ziehen, Herr Graf! Willkommen in Rom, Pater — Sebastus und Frater — Hubertus! Wir sehen uns doch noch? Gewiß! Gewiß! —! Ich komme nächstens. Felicissima notte!" — Die beiden Mönche standen lichtgeblendet — wie Saulus am Wege von Damaskus. Sie konnten sich noch nicht von der Stelle bewegen.

Inzwischen war die Herzogin näher gekommen und bemerkte sogleich, daß ihre Gesellschafterin außerordentlich erschüttert schien. Aber noch mehr entsetzte sie sich vor dem Anblick eines dieser Mönche, der mit seinem kahlen und beinahe fleischlosen Kopf aus seiner niedergefallenen Kapuze ein wahrer Bote des Todes schien. Die Begleiter des Duca Pumpeo, jetzt ohne die Damen, kamen näher, nahmen die Mönche in die Mitte und geleiteten sie aus dem Garten, beides nicht eben in Formen der Devotion. Graf Agostino erhielt von Lucinden die entschiedene Bitte, sie allein zu lassen.

Die Herzogin hörte diese schnöde Abfertigung und sah, wie sich Lucinde betäubt an den Sockel einer Statue lehnte. Dann, als sie sich gesammelt zu haben schien, folgte sie ihr auf die Plattform jener

Altane. Ringsum war es dunkel. Die dichtbelaubten Bäume warfen düstere Schatten. „Sie scheinen auf den Tod entsetzt, mein Kind!“ sprach sie teilnehmend. „Erholen Sie sich —! Nicht wahr, diese zudringlichen Bettler von Rom! Sicher war die Bittschrift nur ein Vorwand —!“ — Lucinde schlich langsam die Erhöhung hinauf. Oben angekommen, sagte sie: „Nein, nein —! Ich kannte sie beide sehr wohl, wußte auch, daß sie in Rom sind — doch mag ich nichts mehr von Deutschland hören! Die Bittschrift ist — seltsam! an den Bischof — von Robillante gerichtet. Doch will ich sie besorgen —“ — An den Freund meines Cesare! staunte die Mutter still vor sich hin. Jetzt hätte sie fast gewünscht, die Mönche wären nicht vertrieben worden. Beide Frauen blieben auf der einsamen Altane, wo sie sich auf Sesseln von Baumzweigen niederließen, unter einem Dach von künstlich gezogenem Lorbeer. Vor ihnen lag, vom Monde beschienen, jenes große stille grüne Meer unabsehbarer Weinstockgewinde. In der Ferne glänzte Feuerwerk und lärmte das Volk, das jeder Rakete ein Evviva! rief. „Oh, hier sind wir sicher vor dieser bunten Posse!“ sagte die Herzogin. „Tritt die Lüge in dieser Welt so rauschend auf, wie sollte sich da die Wahrheit erst ankündigen dürfen —!“ — „Die Wahrheit feiert ihre Triumphe in der Stille!“ entgegnete Lucinde. „Diese Triumphe sind die Glühkäfer des Geistes, die uns nur auf dunkeln Wegen umschwirren! Wie heißt doch die Pflanze da, worauf ich die Tierchen, wie die Lichter auf unsern nordischen Weihnachtsbäumen, fast regelmäßig antreffe —?“ — „Die roten Disteln? Das sind Artischocken!“ — „Wächst so feines Gemüse hier so wild und schön! Carciofoli! Ganz recht!“

Eine kurze Pause trat ein. Beide Frauen bewegten ihre Fächer und wehten sich Kühlung zu. Mancher scherzhafte Vorfall des Tages, manche Neckerei an der Tafel, mancher Schmuck, manche überladene Toilette ließ sich besprechen. Bald jedoch stockte das Gespräch. Es zeigte sich — diese beiden Frauen hatten angefangen, sich eine für ein Hindernis der andern zu halten. Die Herzogin hatte sich längst gesagt: Hier ist meine Zeit jetzt um! Olympia ist meiner Führung entwachsen! Selbst den Kardinal, ihren Vater, lehnt die Fürstin für ihre neue Einrichtung als täglichen Gast ab — Schon hat sie's ihm angekündigt. Aber Ceccone will — eine Häuslichkeit! Die, die ich bieten kann, langweilt ihn! Diese Lucinde aber — die lockt, reizt ihn —! Ich sah es heute, er schien über sie außer sich. Lucinde sollte, wie sich gebührt, zu Olympia ziehen. Olympia, eifersüchtig, lehnt auch Lucinden ab. Ich ahne, was Ceccone aus ihr und aus — mir machen will! Um sie „mit Anstand“ zur Nachfolgerin — der Herzogin von Fossembrona, der Marchesina Vitellozzo zu machen, soll ich — als Deckmantel dienen —? Nimmermehr! Das zu verweigern bin ich — jetzt Benno schuldig, wenn nicht mir selbst! Doch — sie mußte sich jetzt aus ihrem Grübeln aufraffen und antwortete: „Es ist wahr, das Leben bringt es mit sich, daß nur zuweilen die Stacheln der Disteln, Artischocken sind ja Disteln, jenen

nordischen Weihnachtsbäumen gleichen, die ich so wohl kenne! Die Illumination der Lüge muß uns ermutigen, an diese kleinen Glühkäfer in der Nacht der Wahrheit und an das hellste Licht, das Atherlicht — des verklärten Schmerzes, zu glauben —!" — Nun schien aber auch Lucinde nicht zu hören. Indem diese nur träumerisch den von den Mönchen empfangenen Brief betrachtete und ihn unter Seufzen in ihrem Busen barg, fuhr die Herzogin fort: „Eine Bittschrift an den Bischof von Robillante, sagten Sie —! Ist es wahr, daß dieser Priester eine Gräfin liebte, die seit einigen Monaten die Gattin des Grafen Hugo von Salem-Camphausen geworden ist —?" — Lucinde fixierte die Herzogin mit scheuen unheimlichen Augen. Nun erst recht antwortete sie nicht. Es fiel ihr ein, daß sie mit einer Frau zusammensaß, gegen welche sie sich seit einiger Zeit hatte entschließen wollen, einem Serloschen Gedanken Anwendung zu geben, der in dessen Denkwürdigkeiten also lautete: „Wenn ihr doch nur nicht ewig von den Pflichten der Dankbarkeit bei Diensten reden wolltet, die euch gar keine Opfer gekostet haben —!" Die Herzogin hatte sie in ihre jetzige Lage gebracht, aber ohne die mindeste Anstrengung für sich selbst. „Graf Hugo liebte —" fuhr Bennos Mutter fort — „das hört' ich ja und sah es auch selbst in Wien — ein junges Mädchen, das sich aus Verzweiflung — um ihr Schicksal — den grausamsten Tod gab. Ach, ich sah ja — ihre — Leiche! Aber ich sah auch des Grafen Trauer. Er schien mit dem Leben abschließen zu wollen, und doch — doch — wie mögen auch bei seiner Vermählung die Raketen gestiegen sein —! Erinnern Sie sich in Wien der schönen Altane, der wir Abschied sagten am Tage vor unserer Abreise —? Tiefer Schnee lag auf den düstern Tannen ringsum —" — „Ich erinnere mich!" — „Ob wohl das junge Paar an derselben Stelle wohnt, wo — die — arme — Geliebte mit zerschmetterten Haupte lag —?" — „Das junge Paar wohnt in der Stadt!" — Es trat eine lange Pause ein. Ein leiser weicher Windhauch kam vom Südmeer. Im Weinberg zitterten die Blätter. „Es ist doch gut, daß wir den Gespensterglauben haben!" sagte die Herzogin. „Wenigstens fürchten wir uns noch zuweilen vor den Gräbern —! Die Alten verbrannten ihre Toten, glaubten aber doch auch an eine strafbare Wiederkehr; der Geist des ermordeten Cäsar erschien den Mördern in der Schlacht bei Philippi. Die Christen wollten von den Toten so wiedererstehen, wie sie in ihrer schönsten Lebenszeit ausgesehen hätten. Angiolina hieß — sie —! Sahen Sie schon die Katakomben drüben —? Dort blitzt eine goldene Spitze im Mondlicht auf. Das ist Santa Agnese! Dort steigen Sie einmal nieder mit einem guten Führer! Philippo Neri, der Heilige, hat da unten wochenlang gewohnt. Die Erde ist durchhöhlt. Christen- und Römergräber liegen in eins. Ein Leichenfeld! Das Bild des Lebens —! Wer war der eine dieser Mönche? Er sah ja wie der Tod aus!" — „Wie die Auferstehung —!" hauchte zwar Lucinde im Ton einer Frömmlerin, aber der erste Schrecken über diese Wiederbegegnung war vorüber, und sie hatte sich, wie in solchen Fällen

immer, wieder ins Gegebene gefunden. Der Mitwisser ihrer geheimen Schuld an den verbrecherischen Vorgängen in Westerhof, der Selbstbeteiligte trat schon in den Hintergrund. Sie fühlte sich wieder und sondierte die Herzogin. Sie hatte bemerkt, daß diese in einer geheimen Beziehung zu Benno von Asselyn stand. Schon in Wien hatte sie das Interesse beobachtet, das die ehemalige Sängerin an ihrem frühern Aufenthalt in Deutschland, an Witoborn, Schloß Neuhof nahm. Aus Leo Perls ihr ganz offen vorliegenden Bekenntnissen kannte sie einen gewissen Betrug, den dieser an einer Sängerin, die allerdings nicht genannt war, hatte ausführen helfen. Durch ihre wühlende Kombination war sie auf den Gedanken gekommen, ob nicht jene „zweite Frau" des Kronsyndikus, die er in jener Nacht in Kiel vom Wein aufgeregt und schon an Wahnanfällen leidend mit dem Degen von sich abwehren wollte, diese jetzige Herzogin von Amarillas sein könnte. Ihrem Spürsinn entging nichts, was sich aus auffallenden Daten solcher Art als zusammengehörig verknüpfen ließ. Sie hatte Bennos ihr hinlänglich bekannte, im Familienkreise der Asselyns und der Dorstes oft besprochene „dunkle Herkunft" ebenfalls in den Kreis ihrer Kombinationen gezogen und staunte schon lange über Bennos Ähnlichkeit mit dem Kronsyndikus und mit der Herzogin. Sie verfolgte diese Gedanken seit dem Augenblick, wo sie bemerkt zu haben glaubte, daß diese stolze Dame oft so ungemein bitter über sie lächelte, sie so auffallend geringschätzig behandelte und zurücksetzte. Heute war Graf Sarzana, ein erklärter Verehrer, den sie hier gefunden, als er ihr den Arm geboten hatte, geradezu von ihrer Patronin auf eine andere Dame verwiesen worden. „Diesen Totenkopf", sagte sie, „lernte ich in Witoborn kennen, in dessen Nähe ein Kloster liegt. Es ist das Familienbegräbnis jener Wittekind-Neuhof, nach denen mich Ew. Hoheit schon oft gefragt haben — Der vor länger als einem Jahr verstorbene Stammherr, der Kronsyndikus genannt, hat in einem Wortwechsel dem andern, dem zweiten Mönche, den Sie eben sahen, seinen Vater ums Leben gebracht. Das unglückliche Opfer eines jähzornigen Charakters hieß Klingsohr und war des Freiherrn Pächter. Der Totenkopf war des Freiherrn Förster und hieß Franz Bosbeck. Letzterer stammt aus Holland, war in Java, gewann auf Schloß Neuhof eine Stellung durch die Liebe einer bösen Frau, welche dort regierte. Sie hieß Brigitte von Gülpen. Da aber sein Herz an einem andern Wesen hing, rächte sich dies böse Weib und veranlaßte den Entschluß ihres Verlobten, der seine wahre Liebe durch den Tod verlor, sich in ein Kloster zu flüchten. Er soll in Indien von den Gauklern Künste der Abhärtung gelernt haben, die ihn bei allen Entbehrungen und Strapazen doch immer rüstig erhalten. Der eine der beiden Mönche hatte eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Rom, die vom andern aus mir unbekannten Gründen geteilt wurde. So entflohen sie beide aus ihrem Kloster, saßen oder sitzen noch dafür in San Pietro gefangen und richten nun, wie sie mir mitteilen, in diesem Schreiben an den Bischof die Bitte, sich zu ihren

Gunsten zu verwenden. Wie jeder, der einmal in Rom war, bekümmern sie sich eben, nach Deutschland zurückkehren zu sollen." — Das Laub bewegte sich im Winde. Wie wenn eine Schlange im Winde dahinkroch, so hob es sich hier und dort. — „Ich würde vorschlagen, die Bitte lieber dem Kardinal mitzuteilen, bei dem Sie ja allmächtig zu werden anfangen. Und Ihr Bischof von Robillante ist nicht besonders vorsichtig. Dem Erzbischof von Coni hat er mehr die Spitze geboten als einem so ganz den Vätern Jesu angehörenden, jetzt als Großpönitentiar nach Rom zurückkehrenden Prälaten gegenüber gutgeheißen werden kann. Sein Eindringen in San Ignazio und die Trinita zu San Onofrio hat die Dominikaner gegen ihn aufgebracht. Die Dominikaner sind in gewissen Dingen noch mächtiger als die Jesuiten! Dieser Orden beruft sich auf die Privilegien der Inquisition. Der Bischof ging an die weltlichen Gerichte! Für seine Lage, für seine Stellung als deutscher Eindringling eine große Unbesonnenheit! Um einen abhanden gekommenen Waldenser kämpft der Bischof noch immer!" — „Man fand doch deren neun in den Kerkern der Dominikaner!" — „Die sofort freigegeben wurden! Wie nun möglich, sich und andere um einen noch fehlenden, einen Fremden, so aufzuregen! In seiner außergewöhnlichen, nur durch eine längst verscherzte Protektion aufrechtgehaltenen Stellung gebührte sich gerade gegen seine Landsleute die Vermeidung aller Parteilichkeit —! Der vermißte Waldenser ist ein Deutscher." — Lucinde horchte mit gespanntem Anteil. Sie kannte diese Gefahren Bonaventuras nur aus flüchtigen Andeutungen Ceccones. Noch ehe sie erwiderte, mußte sie sich umsehen. Es wurde um sie her ein Geräusch hörbar. Über den Fußboden eilte eine jener kleinen Schlangen, deren Augen einen phosphoreszierenden Glanz geben. Lucinde zog betroffen den Fuß zurück. — „Man ist doch sicher hier?" rief die Herzogin.

Aber schon deutete sie mit einem Aufschrei auf die grüne Decke des Weinlaubs. Spitze Hüte und Männerköpfe erhoben sich aus der Tiefe. Lucinde wollte entfliehen. Da grinste sie eine wilde Physiognomie an. Ein widerwärtiger, dem gemeinen Italiener eigner, vom Genuß des Lauchs kommender Atem nahm ihr die Besinnung. Sie konnte nicht von der Stelle, während die Herzogin an den Aufgang der Altane gestürzt war und „Räuber! Mörder!" rief. Mutig wiederholte die Frau ihren Hilferuf, ungeachtet alles unter dem Weinlaub lebendig zu werden schien, wilde Männer in abenteuerlichen Trachten den Rand der Altane erkletterten, Pistolen und Dolche blitzten, Lucinde in die Arme eines Athleten geworfen wurde, der bereits die Mauer erklettert hatte, während der erste, der oben gewesen und eine der im stillen Gespräch Verlorenen von hinten überfallen hatte, Miene machte, nun auch die Herzogin zu ergreifen. Die Räuber trugen die Tracht der Hirten, kurze Beinkleider, Strümpfe, Jacken, offene blaue Brusthemden; die Gesichtszüge waren von falschen Bärten und künstlichen Farben entstellt; die braunen sehnigen Hände eines Dritten, der dem

Zweiten nachkletterte, drückte Lucinden, die vor Schrecken nicht einen Laut mehr von sich geben konnte, ein buntes Tuch in den Mund.

Während nun die Herzogin, halb auf der Flucht, halb wieder mit kühnem Mute innehaltend, ihre Hilferufe fortsetzte, sah sich Lucinde schon in den Armen des Riesen, der sich, auf den Rücken zweier andern sich stützend, an die Wand festgestemmt hatte und die Beute mit den der Situation völlig widersprechenden Beschwichtigungsworten hinunterzog: „Haben Sie doch keine Furcht, schönste Altezza! . . . Ew. Excellenza sollen so gut schlafen wie in Ihrem eigenen Schlosse —! Es ist nur ein Spaß, Signora Excellenza. Tausend Zechinen! Ei, das wird eine so schöne Dame ihren Freunden doch wohl wert sein —!" Lucinde sah den Mut, den die Frau bewies, die sie eben noch durch ihr sichres Benehmen so aufgeregt hatte, hielt sich an einem großen Oleanderstamm, der von draußen her die Mauer entlangwuchs, wühlte sich in dessen schwanke Zweige, die sie nicht lassen wollte, und widerstand um so mehr dem Räuber, als sie hinter sich ein wildes Geschrei vernahm, das halb aus deutschen, halb aus italienischen Lauten bestand. In der Tat fühlte sie, daß die Arme des Riesen schlaffer wurden. Hinter sich hörte sie ein Ringen, Kämpfen. Eine Ahnung erfüllte sie. Sie krallte sich fester und fester. Nun folgte ein Pistolenschuß. Da vernahm sie in der Nähe einen Schmerzenslaut wie den eines Verwundeten. Sie fiel die Mauer hinunter. Über den Rauch um sie her, ihren Sturz, die Angst, die Hoffnung — verlor sie die Besinnung.

Als sie wieder zu sich gekommen war, lag sie noch immer auf dem Boden des Weinbergs. Von oben ließ man soeben Leitern herunter. Über ihr stand die Terrasse voll Menschen.. Waffen klirrten noch. Graf Sarzana stieg, seiner schweren Reiterstiefel ungeachtet, von oben herunter. Neben ihr lag in seinem Blute der gewaltige Riese, der von der Hand eines Mönches durch einen Pistolenschuß erlegt worden war. Der Mutige kniete neben einem andern Mönche, der verwundet am Boden lag. Da hüllte sich ihr wieder alles in Nacht. Denn sie erkannte Klingsohr und Hubertus.

Als sie dann aufs neue erwachte, befand sie sich in dem großen Saale der Villa. Wüst durcheinander standen die Tische und Sessel. Das Fest war zu Ende. Die Kronleuchter brannten nur noch dunkel. Die Zahl der Menschen um sie her ließ sich bald übersehen. Düsterblickend stand Graf Sarzana. Sein Auge hatte eine Macht, vor der sie heute vollends das ihrige niederschlug. Sie hörte Ausbrüche des Erstaunens. Wer hätte sich auch denken mögen, daß es an einem so lebhaften Abend, unter so vielen Tausenden von Menschen, Räuber wagen würden, ihren gewöhnlichen Anschlag — Gefangennehmung von Personen, die sich durch ein Lösegeld loskaufen mußten — in Ausführung zu bringen! Die Räuber waren unter dem dichten Weinlaubdach hinweggeschlichen, hatten sich der einsamsten Stelle des Gartens genähert und würden sicher ihren Raub ausgeführt haben, der nicht unmöglich der Braut selbst galt, wenn nicht die beiden Mönche,

diese freilich ihrerseits in unerklärlicher Absicht, den gleichen Weg genommen und ihr somit die Freiheit erhalten hätten. Der Mönch mit dem Totenkopf hatte einem der Banditen ein Pistol entrissen und ihn niedergeschossen. Der jüngere Mönch jedoch, Pater Sebastus, war lebensgefährlich von einem Stilett verwundet. Lucinde blieb unversehrt. Sogar der Brief an Bonaventura war ihrer Brust nicht entglitten.

„Das gehört zu Italien!" sprach eine Stimme. „Kommen Sie, wenn Sie können — Ihr Wagen wartet schon! Die Fürstin ist schon lange fort, wie alle, alle! In Italien flieht man nur zu gern vor Gefahren. Graf, Sie begleiten doch die Signora —?" Dieser Aufforderung der Herzogin antwortete Sarzanas Stimme: „Die Mönche bleiben hier. Der eine ist schwer verwundet, der andere leichter. Pater Vincente wird beide pflegen und, wie er verpflichtet zu sein behauptet, bis morgen bewachen. Ein Arzt ist berufen. Der Bargello läßt Wache zurück, deren Zahl, denke ich, ausreicht!" Lucinde hörte noch, der getötete Räuber wäre der berüchtigte Pasquale Grizzifalcone selbst gewesen.

Graf Sarzana lächelte spöttisch bei dem Bericht, daß alles, was man bei dem Getöteten gefunden, sofort vom Kardinal Ceccone mit Beschlag belegt worden war, und bot dann Lucinden den Arm. Erschöpft nahm sie diesen und schritt bis an den Wagen. Beide fuhren nach dem Palazzo Rucca, der am sogenannten „Pasquino" liegt.

4. Die Dolmetscherin.

Von dieser Begebenheit war ganz Rom erfüllt. Grizzifalcone, der Schrecken des Kirchenstaats, von einem deutschen Franziskanermönch getötet! Und Grizzifalcone wurde bemitleidet —! Der Messerstich, unter dem der Genosse des Mönchs zusammengesunken war, hätte besser diesem selbst gebührt! Diejenigen, die ihm vielleicht den Tod gönnten, sagten: Der Ärmste starb ohne Beichte! Mehr aber noch! In der Sphäre der Prälatur, des Adels, des gebildeten Gelehrtenstandes gingen seltsame Gerüchte. Da war keineswegs Grizzifalcone zufällig, sondern aus geheimen Absichten „ermordet" worden! Man sah die Kutsche des Kardinals Ceccone hin- und herfahren. „Was man solchen Staatsmännern alles aufbürdet! Man beschuldigt sie, selbst ihre besten Freunde nicht zu schonen!" So lautete ein bittres Wort, das aus der Sphäre der „Verschwörungen" kam. Die vom Kardinal in die fürstlich Ruccasche Villa geschickten Ärzte erklärten, die Wunde, die der andre deutsche Mönch und Gefangene von San Pietro in Montorio empfangen, wäre so besorgniserregend, daß sie raten müßten, ihn zu den Benfratellen auf die Tiberinsel San Bartolomeo zu schicken. Hubertus, der ebenfalls eine Wunde bekommen hatte, kam mit einem leichten Verband davon. Leider mußte er in die luftige Höhe von San Pietro zurück. Der Sack des Klosters war gestern über und über gefüllt gewesen; aber im Tumult des Überfalls, des Schießens, der allgemeinen Auflösung des Festes war er

von einer vorsorglichen Seele aufbewahrt, d. h. gestohlen worden. Pater Vincente und Hubertus konnten sich auf einen schlimmen Empfang im Kloster gefaßt machen.

Der Stilettstich war dem verwundeten Sebastus in die Rippen gedrungen. Noch hatte er Besinnung, atmete aber schwer und durfte nicht sprechen. Was in seiner Seele vorging, mühte sich Hubertus statt seiner auszusprechen; doch konnte die Beschränktheit des Javaners nicht alles so treffen, wie es in dem verkommenen Leidensbruder lebte. Pater Vincente berührte bereits das Unsagbare näher. „So ist es mit all unsrer Sehnsucht! Ich kann mir denken, daß ihr beide euer Lebenlang nach dem Anblick Roms geschmachtet habt, und die erste Nacht, wo euch vergönnt war, euch am Ziel eurer Wünsche zu fühlen, mußte euch so verderblich werden!" Ein andermal sprach die milde Erscheinung, die neben den Verwundeten wachte: „Im Kolosseum priesen wir die menschlichere Zeit, die uns nicht mehr den wilden Tieren vorwirft! Raub und Mord sind aber darum von diesem Boden nicht gewichen —!" Er machte ihnen milde Vorwürfe, daß sie ihn beim Wiedersehen einer Bekanntschaft aus Deutschland so jäh verlassen hätten, sogar zweimal. In der Tat waren sie, geblendet von Lucindens Erscheinung und von ihrer ihnen offenbar bewiesenen Güte, auf den Gedanken gekommen, sie von der Landstraße, vielleicht vom Felde her noch einmal zu begrüßen, wodurch sie dann die Entdecker des räuberischen Hinterhalts wurden. Vincente sah es wohl, daß die gerettete Dame den Deutschen besonders wert war. Wieder offenbarte er die Vertrautheit mit einigen deutschen Worten. Über sich selbst sprach er wenig. Selbst die Neigung des gesprächsamen Hubertus, sich, wo nur möglich, in der Sprache des Landes der Schönheit und der Banditen zu vervollkommnen, ergriff er nicht als Anlaß weltlicher Unterhaltung, sondern immer erinnerte er sich an jene Bitten, die für Kranke zu sprechen die vorgeschriebene Regel des kirchlichen Lebens ist. Dann aber der Gedanke — ohne den Sack mit Lebensmitteln ins Kloster zurückzukehren —! Eine Aussicht auf einen neuen Dorn zur Märtyrerkrone!

Um elf Uhr sollte der Tragkorb jener Benfratellen kommen, die auch einst Wenzel von Terschka so wohl verpflegt hatten, körperlich und geistig. Wäre Klingsohr nicht bereits Mönch und dem römischen Glauben gewonnen gewesen, man hätte ihn in die Abteilung gebracht, wo „Neuzubekehrende" (Katechumeni und Convertendi) in solchen Fällen leibliche und geistliche Pflege zu gleicher Zeit erhalten. Das Geringste doch, womit man für die Genesung beim Scheiden danken kann, ist — setzt man voraus, der Übertritt! Eine Stunde vorher kam die junge Signora vorgefahren, die gestern von den Räubern hatte entführt werden sollen und heute der Gegenstand des Gesprächs und der Aufmerksamkeit von ganz Rom war. Wie solche Verwechselungen vorkommen, wurde sie bald eine Fürstin, bald eine „spanische Herzogin" genannt. Das „Diario di Roma", Sr. Heiligkeit Staats-

zeitung war noch nicht mit dem aufklärenden Bericht über das Ende des glänzenden Festes fertig, wenn überhaupt die schweigsamste aller Zeitungen von dem ärgerlichen Vorfall Akt nahm.

In Italien ist bei Hochzeiten die Sitte des „Lendemain" üblich. Der Palazzo Rucca am Pasquino wurde von Karossen und von den Abgeordneten der fünftausend privilegierten Bettler Roms (der „Clientela" der alten Römerzeit) den ganzen Tag nicht leer. Auch nach dem Befinden der Donna Lucinda mußte gefragt werden. Sie selbst hatte ein Dankopfer darzubringen für ihre Rettung und der dem Ort der Gefahr nächstwohnenden Madonna gebührte diese Huldigung wohl zunächst. So hörte sie denn die Messe in San Giovanni di Laterano, dem der Rettung nächstgelegenen Gottestempel. Graf Sarzana, der sich durchaus das Ansehen gab, ihr mit Leidenschaft zu huldigen, war wegen dienstlicher Abhaltung nicht zugegen. Sie fand Zeit zu träumen und sich zu sammeln.

Sie hatte in „Maria Schnee" zu Wien Zeit gefunden, Bonaventura alles zu gestehen, was zwischen ihr, Hubertus, Dionysius Schneid, Rück vorgefallen war. Dem Entsetzlichen, Haarsträubenden, dicht in die Nähe der Kriminaljustiz Führenden hatte sie noch hinzugefügt, daß sie das Kattendykesche Haus um den Thieboldschen Streit über die Kreuzessplitter hätte verlassen müssen und zur Oberprokuratorin Rück gezogen wäre, die sie schon längst ihre wärmste Freundin und Bewunderin hätte nennen dürfen. Dann hatte ihr Rück gestanden, daß sich zuweilen eine grauenvolle Binde vor seine Augen legte, ein Nebel, der ihn verhinderte zu wissen, was er täte. Er müßte dann Hand an sich selbst legen —! Es wären Tränen — „der Nervenschwäche", die ihm flossen, hatte sie erzählt, als er gesagt, in solcher Lage würde er einmal sterben, wenn nicht ein Wesen um ihn wäre, das ihn vor Wahnsinn bewahrte. Ja, sie hätte ihn eines Tages hängend gefunden unterm Kronleuchter und wäre entflohen.

Das Bild stand auch heute wieder vor ihr. Es war schreckhaft genug. Ihre Phantasie glaubte zu sehen, wie Hammaker den schwebenden Körper schaukelte; sie hörte die „Frau Hauptmännin" ein Wiegenlied dazu auf ihrer Gitarre klimpern; die Blätter in Serlos Erzählungen vom Pater Fulgentius und Hubertus flogen auf. Damals floh sie vor dem grauenhaften Anblick, ohne den Mut zu haben, Lärm zu machen. Noch mehr, sie fühlte mit grausigem Gelüst der Tat des Hubertus nach — ihn getrost hängen zu lassen, den lebensmüden, gewissenszerrütteten Mann — von dem sie schon in soviel entsetzliche Verwickelungen des Lebens geführt worden war und von dem soviel Verleumdungen und Zweifel über sie selbst in Bonaventuras Urteil verpflanzt waren. Dann aber erbebte sie vor sich selbst, wie vor einer Mörderin, und konnte doch nichts tun als die Flucht ergreifen. Sie hatte ihre wichtigsten Sachen zusammengerafft, geklingelt, um dem Unseligen Hilfe zu schaffen und war, wie von bösen Geistern verfolgt, zu Veilchen Igelsheimer in die Rumpelgasse gerannt. Gefeit jetzt

gegen alles, hatte sie Männertracht angezogen und war dem Opfer seines Berufes, der Beichthörende gab sich diesen Namen selbst, nach Wien gefolgt.

Alle diese Vorgänge hatte Lucinde in ihrer vollen Wahrheit eingestanden, gedrängt von den Drohungen des Grafen Hugo. Sie hatte ihre Sorge auf die heilige römische, alleinseligmachende Kirche, auf die nahe Beziehung derselben zu Gott, den Schatz der guten Werke, welcher die reichste Vergebung selbst derjenigen Sünden gestattete, die das Gesetz, die Welt des Gesetzes, die Welt der Fürsten, ihrer Helfer und Helfershelfer „nicht zu wissen brauchte — —" geworfen. Das war die Lehre der Kirche, die ihr von je so wohlgetan. Diese Lehre gab ihr Mut und das Talent, sogar eine „Beate" zu scheinen. Was auch an Angst über jene Westerhofer Verbrechen in ihrer Seele lebte, sie warf alles auf Bonaventuras Hilfe. Seiner Vermittelung der grauenhaften und für ihren Ruf, ihre Freiheit so gefährlichen Vorgänge vertraute sie — seiner „vielleicht noch für sie erwachenden" Liebe — seiner Furcht auch vor ihrem zweiten „Geheimnis" — dem Geständnis eines reuigen Juden über ihn selbst —! Zu noch ausführlicheren Enthüllungen über die Ursachen der Flucht Lucindens aus dem Rückschen Hause blieb im Beichtstuhl die Zeit nicht gegeben.

Den Ton der tiefsten Entfremdung gegen sie, einen Ton aus dem Urgrund der Seele, welchen Bonaventura nicht überwinden konnte, milderten die priesterlichen Formeln. Da erklang der sanfte Ton der Güte, da das stille Murmeln des Gebetes, die ernste Ermahnung. Aber Furcht über die Mitwissenschaft an seinem eigenen tiefen Lebensunglück beherrschte ihn nicht mehr. Schon beim ersten Nennen Bickerts unterbrach er sie mit den Worten: „Jener Verbrecher, dessen Reue Sie immer noch unvollständig gemacht haben durch Zurückhalten seines Raubes! Warum erhielt ich niemals, was Sie von ihm besitzen? Ist Ihr Bedürfnis, sich an mir zu rächen, immer noch so lebhaft? Warum sagen Sie mir nicht, was ich aus dem beraubten Sarge von Ihnen zu befürchten habe?" — All diesen Fragen stellte Lucinde den Schein entgegen, sie wollte ihn schonen, wollte ihn nicht betrüben. Sein Stolz, sein Schmerz um des Vaters neuerdings so schwer bedrohtes Schicksal verhinderte ihn anzudeuten, daß er den Inhalt der Leo Perlschen Schrift bereits zu wissen glaubte. Vollends mahnte die nächste Gefahr, die vom Grafen Hugo mit Erneuerung des Prozesses drohte, zu dringend, zu dringend sogar die Möglichkeit, daß Lucinde ihrer Freiheit beraubt wurde und sie die Beschlagnahme ihrer Papiere, mit ihnen also auch der Schrift Leo Perls gewärtigen konnte.

Nachdem Lucinde in Bonaventuras Ohr geflüstert hatte, was sie vom Brand in Westerhof und aus Rücks Mitteilungen über Hammakers Vorhaben wußte, verlebte sie Stunden der höchsten Angst. Sie durfte irgendeine Unternehmung, eine Berührung mit dem Grafen Hugo erwarten. Es wurden Tage daraus — zuletzt Wochen. Niemand mehr erkundigte sich nach ihr, weder der Graf, noch Bonaventura.

Hatte dieser den Grafen so vollständig beruhigt, so ganz die von ihr eingestandene Fälschung der Urkunde verschleiert? Sie hörte Bonaventuras italienische Predigt, teilte die Bewunderung der Hörer sowohl über den Inhalt wie über die Form, frischte ihre alte Kenntnis des Italienischen auf und nahm darin noch ferneren Unterricht. Aber kein Wort kam vom Grafen, kein Lebenszeichen von Bonaventura, der inzwischen nach Italien abgereist war — wieder ohne von ihr Abschied genommen zu haben!

Anfangs sandte sie ihm einen Fluch nach, dann folgte Schmerz, dann Schadenfreude. Graf Hugo war wirklich nach Schloß Westerhof gereist und alle Welt erklärte die Heirat zwischen dem Grafen und Komtesse Paula für so gut wie geschlossen. Paula vermählte sich —! Es war, wie sie von dorther erfuhr, das Gespräch der ganzen Provinz.

Inzwischen fing sie an, bittere Not zu leiden. Ihre Geldmittel erschöpften sich. Was sollte sie beginnen? Welchen Weg einschlagen, um sich anständig zu erhalten? Durfte sie es ein Glück nennen, wenn sie hier plötzlich wieder — Madame Serlo und den Töchtern ihres ersten Geistesbildners begegnete —? Die theaterlustige Stadt durfte wohl beide alte Gegnerinnen zusammenführen. Serlos Kinder waren herangewachsen und gefällige Tänzerinnen geworden. Sie fanden Lucinden herabgekommen, eingeschüchtert, in schon schwindender Jugend. Sie boten ihr nicht nur ihren eigenen Beistand, sondern auch den ihrer „Beschützer" an. Die Kinder waren verwildert. Nun „genoß" die Mutter, wie sie sagte, ihr Leben nach langer Entbehrung; sie genoß es auch im Behagen, prahlen zu können — ja sogar „Herz" zeigen zu können, gewährte ihr, nach Serlos Theorie, seltsame Genugtuung. Frau Serlo — das war ein elektrischer Leiter für die begrabene Vergangenheit Lucindens —! Die Frau erzählte jedem, was sie von Lucinden und Klingsohr, Jérôme von Wittekind, vom Kronsyndikus wußte. Daß Dr. Klingsohr in Rom gefangen saß, war allbekannt; oft genug wurde Lucinde in die Lage gebracht, über diese Beziehungen Rede zu stehen. Dabei wohnte sie in Wiens ärmlichster Vorstadt. Zwar öffneten ihr die Empfehlungen von Beda Hunnius und Joseph Niggl manches fromme Haus; die Gewohnheiten einer Konvertitin behielt sie bei; sie blieb eine der eifrigsten Besucherinnen der Kirchen und der Andachten; aber ihre Lage wollte sich nicht bessern. Von Rück wollte sie nichts begehren. In ihrer steigenden Not dachte sie: Du schreibst an den Dechanten! wie ihr damals Bonaventura durch Veilchen hatte raten lassen. Sie unterließ es — „Wenn es nicht Asselyns wären —!" sagte sie. Nun suchte sie Stunden geben zu können. Ihre Musik suchte sie hervor. Sie versuchte sich sogar in der ihr gänzlich versagten Kunst des Gesanges. Letzteres, um zugleich in der italienischen Sprache sich vervollkommnen und sich rüsten zu können zu ihrer „Pilgerfahrt nach Rom" — „vorm Zusammenbrechen" — Sie nahm Singstunden bei Professor Luigi Bianchi.

Bei diesem gesuchten Maestro waren die Stunden teuer; für jede

Stunde, die sie in der Kurrentgasse nahm, gab sie dafür eine andere in der Weihburggasse, wo Serlos Kinder wohnten. Die Tänzerinnen des Kärntnertores wollten den Kavalieren gegenüber, von denen sie ausgezeichnet wurden, ihre vernachlässigte Bildung nicht verraten. Aber wieviel Stunden ließen nicht die nachlässigen Mädchen, die sie so oft auf ihrem Arm getragen und auf ihrem Schoß geschaukelt hatte, absagen und rechneten sie nicht an —! Zum Glück — so konnte sie für ihre teure Ausbildung im Italienischen sagen — wurden eines Morgens die beiden alten Männer Biancchi und Dalschefski — verhaftet —! Der Italiener und der Pole, beide verschwanden auf dem Spielberg bei Brünn, wo die „schwarze Kommission" über die Revolution tagte.

Das Aufsehen, das dieser Vorfall in ganz Wien hervorbrachte, der Schrecken, den darüber vorzugsweise Resi Kuchelmeister und Jenny Zickeles empfinden mußten, führte Lucinden diesen beiden Damen näher. Vielleicht würde sie ganz in das Zickelessche Haus eingetreten sein, wenn ihr nicht dort die noch immer bei Madame Bettina Fuld verweilende Angelika Müller, welche „diese Abenteuerin schon seit Hamburg kennen wollte", mit mehr als drei Kreuzen entgegengetreten wäre.

Kurz nach Weihnachten hatte Lucinde Tage der Verzweiflung. Fast sprach sie nun schon italienisch wie eine geborene Italienerin, aber sie hatte Schulden bis zu einem ihr drohenden Ausgewiesenwerden aus Wien. Schulden machen die Menschen erfinderisch. Sie wecken Genie sogar bei dem, der dergleichen nicht zu besitzen glaubt. Nur sind die Resultate des Nachdenkens über die Mittel, sich aus Schulden herauszuhelfen, nicht immer der moralischen Vervollkommnung günstig. Lucinde war niemals, was man gut nennt; Mittel und Wege, entschieden „schlecht" zu werden, boten sich ihr jetzt genug. Das wohlfeilste darunter, sich unter die Protektion eines Mannes, der sie zu „lieben" vorgab, zu begeben, vermied sie — aus Abneigung gegen die Männer überhaupt. Wozu hatte sie so gut Italienisch gelernt —! „Freund der Seele, ich komme, um meinen Spuk mit dem Fund aus dem Sarge zu entkräften! Ich will ihn in deine Hand zurückgeben! Ich will mit dir die Frage erörtern: Was ist diese Welt, was Glaube, was unsere dies- und jenseitige Bestimmung?" Das blieb ihr noch immer übrig in Robillante und Castellungo zu sagen. Jetzt vollends, wo sich Paula in der Tat — dem Verbrechen der Fälschung? wer wußte das! — mit ihrer Person hatte opfern müssen.

Serlos Kinder waren hübsch, doch ohne Geist. Ihre Lehrerin brauchte nur bessere Kleider anzuziehen, die sie sich erborgen konnte, und sie hätte schon die Aufmerksamkeit dauernder gefesselt. Wie sonst, so auch jetzt, Lucinde konnte verschwinden und auffallen; sie konnte als Magd und als Königin erscheinen. Ihre Maske war in beiden Fällen die Devotion. Blinzelte sie nur einmal mit der vollen Macht ihrer kohlschwarzen Augen, gab sie sich mit dem ganzen Voll-

gefühl ihres übermütigen Geistes, so erstaunten Grafen und Fürsten, die, mit Serlos Töchtern und Madame Serlo plaudernd, die schlanke schwarze Lehrerin im einfachen Merinokleide nicht beobachtet hatten. Nach einem solchen Lächeln war ihr mancher schon nachgesprungen, wenn sich die schlanke Kopfhängerin mit ihren französischen, von den Jesuiten de la Société de Marie herausgegebenen Geschichtsbüchern empfahl. Madame Serlo hatte sie dann beim Wiederbesuch mit einem wütenden Hohngelächter empfangen. Wäre Lucinde sentimental gewesen, sie hätte über dies ganze Familienleben ausrufen müssen: Wärest du doch, mir wenigstens zu Liebe, noch zugegen, du abgeschiedener Geist des armen Vaters dieser Kinder! Aber nein! — Dein erbittertes Gemüt sähe ja nun eingetroffen alles, was du ahntest, als du ermüdet auf deinem Sofa lagst — und ich die Uhr zog, die ich noch damals hatte — sie war vom Kronsyndikus — um nach der Stunde zu sehen, wo du deine Arznei nehmen mußtest —!

Immer mehr nahm die Ausgestoßene an Menschenhaß und Weltverachtung zu. Schon im Spätherbst hatte sie bei einem Besuch des Praters die Entdeckung gemacht, daß die aufgeputzte Besitzerin jener Menagerie, wo Benno der „Lebensretter" des Prinzen Rucca geworden, von einem jungen Manne begleitet wurde, über den die alte Holländerin mit ängstlicher Eifersucht wachte. Lucinde wagte nicht, ihn schärfer zu betrachten, seitdem sie entdeckte, daß dies Oskar Binder war, der entlassene Sträfling, der spätere Spieler unter dem Namen „Herr von Binnental" —! Und von einem aufgehobenen Spielklub hatte sie auch hier gehört. Ein „Baron von Guthmann" sollte ihn gehalten haben. Die Entdeckung war bei einer polizeilichen Recherche erfolgt, von welcher die ganze Stadt sprach. Frau Bettina Fuld hätte bei ihrer Abreise gewünscht, Andenken zu hinterlassen und kaufte zu dem Ende allerlei Schmucksachen. Um ihre Kasse nicht zu sehr in Kontribution zu setzen, wandte sie sich auf den Rat der praktischen „Frau von Zickeles", ihrer Mutter, an eine Auktion im Versatzhause. Wie erstaunte sie, dort jenes Armband verkäuflich anzutreffen, das ihr damals in ihrer Villa zu Drusenheim abhanden gekommen war! Das verfallene Versatzstück war auf den Namen einer Frau von Guthmann eingetragen, derselben, die damals bei ihr so gastlich aufgenommen gewesen —! Die Anzeige, die Arrestation erfolgte. Lucinde las in den Zeitungen die nähern Angaben. Wie versetzte sie das alles in ihre erste Jugendzeit —! Von dem Lauscheraugenblick, als jene Frau vor ihrem spätern Manne auf den Knien lag, fing ja ihr ganzes dunkel verworrenes Leben an.

Lucinde würde der Verzweiflung nahe gekommen sein, hätte ihr jenes Bild der Jugend nicht auch eine freundlichere Erinnerung vorgeführt, die sie zu dem Ausruf veranlaßte: Wende dich doch an Treudchen Ley! Durch diese beschloß sie sich zu helfen. Bald kam auf ihre an „Madame Piter Kattendyk" gerichtete Bitte ein zwar unorthographischer, aber höchst liebevoller Brief, der eine Anweisung auf hundert

Dukaten einschloß. „Das Glück liegt immer irgendwo," sagte sich Lucinde — „wer es nur fände —!"

Bei einem kurzen Sonnenschein des Glücks suchen wir diejenigen zuerst auf, die sich allenfalls darüber ärgern würden, dann die, denen wir Verlangen tragen zu gefallen. So eilte Lucinde erst zu den Serlos, dann zu Resi Kuchelmeister, deren gesunder Ton ihr in freundlicher Erinnerung geblieben war. Sie fand diese in andauernder schmerzlicher Trauer um das Schicksal der beiden alten Männer aus ihrer Kurrentgasse. Resi war an sich so loyal, daß sie jedes dem Kaiserhause und ihrem großen schönen Vaterlande bedrohend erscheinende Unternehmen für eine Ausgeburt der Hölle erklärte; seitdem sich aber Dalschefski und Bianchi auf geheimen Umtrieben hatten betreten lassen, anerkannte sie wenigstens die psychologische Möglichkeit politischer Verirrungen — Frauen beurteilen alles aus dem Herzen. Dieser Bianchi war also nur so geizig gewesen zum Besten seiner Konspirationen! Ein weitverzweigtes Netz von London über Paris, nach Italien, Ungarn, Polen hatte sich auch um ihn geschlungen. Und der gute alte Dalschefski lächelte nur deshalb immer so ironisch, weil hier ein Greis mit Jugendmut in den schmerzlichen Nachklängen des Finis Poloniae lebte. Emissäre hatte „das arme Lamm" nach Krakau und Galizien befördert, Flüchtlinge, Mitverbundene — Spione! Dem „elenden Pötzl" schrieb, vielleicht mit Unrecht, Resi das ganze Unglück der beiden alten Männer zu, die mit ihren „verwöhnten Bedürfnissen", mit ihren „großen edeln Fähigkeiten" jetzt in grauen Kitteln zwischen den Wällen des Spielbergs leben mußten. Resis Unmut war ebensogroß wie ihre Erbitterung über die Gesinnungslosigkeit der Zickeles. Jenny tat plötzlich, als erinnerte sie sich kaum noch des „Schöpfers ihrer Stimme". Allerdings hatte sie inzwischen einen neuen Maestro gefunden, der die Methode des vorigen vollständig verwarf, wunderbare neue Enthüllungen machte über den falschen Gang ihrer bisherigen Tonbildung und ihres Stimmansatzes — „eine dilettantische Sängerin ohne Gefühl ist zu allem fähig!" sagte Resi. Aber auch die Bühne überhaupt hatte Resi inzwischen aufgegeben. Hatte diese doch ohnehin nur ein Deckmantel für die fernere Existenz der verstoßenen und anregungsbedürftigen Angiolina werden sollen.

Wer kann den unglücklichen Männern helfen! dachte Resi. Sie hatte so vielfache Beziehungen — die einflußreichste, Graf Hugo, war zum Unglück nicht anwesend. Da fiel ihr ein: Der Kardinal Ceccone! Die Herzogin von Amarillas hatte so treu ausgeharrt bei Angiolinens Seelenmetten! Zu dieser ging sie denn auch in den Palatinus. Olympia, die Resi immer noch die Mörderin Angiolinens nannte, war glücklicherweise nicht anwesend.

Als die Herzogin verstanden hatte, daß die vorgetragene Bitte darauf hinausging, sie möchte sich für einen Landsmann beim Kardinal, dieser beim Staatskanzler verwenden, wiederholte sie voll Staunen den Namen: „Luigi Bianchi —!" Sie hörte allem, was Resi in

leidlichem Italienisch von einem ihr so wohlbekannten Namen erzählte, mit Interesse zu und versprach zu dessen Gunsten ihr möglichstes zu tun. Natürlich konnte sie nichts ausrichten. Ja, zu Olympia durfte nicht einmal der Name Biancchi ausgesprochen werden. Aber auch kaum zu Ceccone —! Durch einige Zeilen verschleierte die Herzogin ihr Unvermögen zu helfen mit der Abneigung des Kardinals, sich hier in einem fremden Lande in politische Dinge zu mischen. Sie wünschte aber Resi wiederzusehen. Resi vergab ihr die Wortbrüchigkeit um des Anteils willen, den sie um Angiolinen gezeigt, und erzählte ihr das Leben dieser schon in so jungen Jahren verlornen, aber unendlich liebenswürdig gewesenen Seele, soweit es ihr bekannt war. Die Herzogin war über ihre Mitteilungen zu Tränen gerührt und trug Resi die Stellung an, für welche diese, ihre Bildungsmängel erkennend, ein Fräulein Lucinde Schwarz in Vorschlag brachte. Die Vorstellung derselben reüssierte. Das System, sich anspruchslos, unbedeutend, vorzugsweise nur an den Übungen der Religion beteiligt zu stellen, stand ihr bei allen Anfängen ihrer Unternehmungen hilfreich zur Seite. So sehr sie es aufregen mußte, von jetzt an stets in einer fremden Sprache reden zu sollen und so mächtig bald nach der Abreise von Wien Phantasie und Herz von den Zaubern Italiens ergriffen werden mußten, so beherrschte sie sich doch und verriet nicht ihre Wallungen. Der Kardinal reiste erst später nach in Begleitung des jungen Fürsten Rucca. Olympia, die Herzogin und Lucinde gingen allein voraus.

Bald erkannte die neue Gesellschafterin die Natur der ersteren und hörte, daß man von ihr flüsterte, sie wäre die Tochter des Kardinals. Sie erstaunte über die Leidenschaft, die sie für Benno von Asselyn zur Schau trug. Jetzt erst erfuhr sie den eigentlichen Zusammenhang, wie Bonaventura, ein Deutscher, zu einem Bistum in Italien hatte kommen können —! Benno wurde in Rom erwartet; die Gräfin sprach von dem schönen Tedesco, als sollte ihre Vermählung nicht mit Ercolano Rucca, sondern mit Benno stattfinden.

Als sie in Rom ankamen und sie Benno nicht nur nicht dort antrafen, sondern sogar hören mußten, daß er einige Tage vor ihrer Ankunft abgereist war, wurde sein Name mit Verwünschungen genannt. Jetzt hütete sie sich, zuviel von ihrer Bekanntschaft mit ihm zu verraten. Der junge Prinzipe Rucca erschien ihr eine Art Piter Kattendyk; der alte Rucca ein Stück Kronsyndikus; die Fürstin Mutter eine der alternden Koketten, deren sie in ihrem Leben schon so viele kennen gelernt hatte. Der allmächtige Kardinal hatte im Geistigen alles von Rück; in seinen nicht minder verfänglichen Manieren war das Streben nach Glanz und Anmut vorherrschend. Schon hatte sie einigemal schärfere Urteile gefällt, Ansichten über die Zeit, die Verhältnisse Deutschlands ausgesprochen und bei einigen Festen ging sie in gewählterer Toilette; da warf Ceccone verstohlene, glühende Blicke auf sie — ja es ließ sich ganz so an, als wenn sie eines

Tages seine Beute werden sollte. Ein Kardinal —! Sie dachte über die Bedingungen eines so außerordentlichen Sieges nach. Hätte sie sich je dergleichen von Rom träumen lassen! Nur die Herzogin von Amarillas wurde ihr mit einem jeweiligen, sonderbar verächtlich auf sie herabblickenden Lächeln bedenklich.

Den Lebensbeziehungen Bonaventuras war sie nun wieder in einem Grade nahe, der ihr zur glänzendsten Genugtuung gereichen mußte. Sie sah, daß er sein Amt mit einem auffallenden Streit gegen den Erzbischof von Coni begonnen hatte. Der Gegenstand desselben gehörte den Gerechtsamen der Inquisition an, die zwar nicht mehr mit Scheiterhaufen, immer aber noch mit Einkerkerungen strafen kann. Die Dominikaner sind die Wächter des Glaubens und halten auf ihre Vorrechte mit um so größerem Eifer, als sie im übrigen von den Jesuiten überflügelt sind. Der gestürzte, von Bonaventura befehdete Fefelotti war nicht im mindesten so weit unterlegen, wie Ceccone gewünscht hatte, und gegen einen unruhigen Bischof seiner Diözese konnte ihn vollends Rom am wenigsten fallen lassen. Ja es ereignete sich noch mehr; Fefelotti kam in die unmittelbarste Nähe des Vatikans zurück, wurde der erste geistliche Minister Sr. Heiligkeit, wie Ceccone der weltliche blieb. Ceccone sah, was die Jesuiten vermochten. Um seine Existenz zitternd klammerte er sich unter den schimpflichsten Bedingungen an das seinen Händen entgleitende Staatsruder. Bonaventuras Lage wurde schwierig — Lucinde erfuhr, daß noch ein anderer Schlag gegen ihn in Vorbereitung war, die Verurteilung der dem apostolischen Stuhl aus Witoborn vorgelegten Frage über den Magnetismus — „ob sich ein Priester durch magnetisierendes Handauflegen verunreinige"?

Mitten im Gewirr dieser sich durchkreuzenden Gerüchte und leider nur halbverbürgten Nachrichten, hörte Lucinde, daß Paulas Bund mit dem Grafen Hugo im Frühjahr geschlossen war. Resi Kuchelmeister schrieb ihr diese Nachricht und schilderte, was sie vom Akt der in der Liborikapelle bei Westerhof stattgefundenen (also doch nicht durch Bonaventura vollzogenen) Trauung gehört hatte, schilderte Paulas erstes Auftreten — in Wien — wie die geisterbleiche, mehr dem Himmel, als der Erde angehörende Gräfin ein Aufsehen sondergleichen machte, wie sie alle Schichten der Gesellschaft in Bewegung setzte. Lucinde befand sich im Glück; das machte ihr Urteil milder. Bonaventura hatte Paula aufgeben müssen; auch das ließ eine Weile ihre Eifersucht schweigen. Auf der Höhe des Verständnisses dieser unglücklichen Liebe stand sie ohnehin und empfand vollkommen, was in Paulas Seele vorgehen mußte. Aber Graf Hugo hatte ihr schreckhafte Stunden des Lebens bereitet, er hatte damals zornig und drohend mit ihr gesprochen, und so schrieb sie denn an Resi die bittern Worte: „Da haben Sie's also, das ist unser Frauenlos! Die Lilien vom See werden in einen Stall verpflanzt! Veilchenkränze kommen vom Bachesufer in ein mit Tabaksqualm durchzogenes Zimmer!

Hände, weich und weiß wie Schwanenflaum, müssen jetzt in einem abgegriffenen Lebensbuch blättern! Und gewiß! Der Graf wird sie anfangs schonen! Er wird all die Künste der ‚Egards' entfalten, womit sich die Männer so methodisch zu verstellen wissen. Er wird sich ganz wie täuschend auf den Ton der Tugend und Achtung vor dem Schönen stimmen, um sie her einen Tempel aus bunten Lügenwolken bauen, mit schönen Säulen und Vorhängen, die undurchsichtig sind, um — die Tatsachen zu verbergen des Stalls, der Zigarre, des Weins, der Untreue —." Dann fuhr sie in ihrer bittern Auslassung fort: „Aber, haha! Manchmal verwickelt sich dann doch noch der Sporn des plumpen Fußes in die zarten Teppiche, die auf dem Boden gebreitet sind; manchmal wird dann doch noch all die Herrlichkeit der Lüge zusammengerissen. Da stürzen dann mit die alabasternen Vasen, zerbrechen die kleinen Hausgötter des Friedens, der erlogene Seladon wird zum schnurrbärtigen Barbaren, wie ich sie alle gefunden habe, diese Erlauchts, Exzellenzen, Durchlauchts! Dann kommen Dinge zu Tage, die für uns Frauen wie Offenbarungen aus der Welt des Mondes sind! Seit dem Anfang der Welt belügen so die Männer die Frauen, mißbrauchen mit ungroßmütiger Kraft unsere urewige Schwäche, die immer wieder die Füße küßt, die uns getreten. Vielleicht führt der Graf seine Rolle nicht so vornehm-gemein, so rundweg-aristokratisch durch, sondern wartet bis zum stillen Verlöschen des Lichtes, das ihm der Himmel zu hüten beschieden hat. Vielleicht besitzt er, da sie ihn gutmütig nennen, die Geduld des Ausharrens bis zu Ende. Ich kann mir den Glauben der Ärzte nicht geben, die Paula wie eine welk gewordene Blume an solchen Küssen und Umarmungen aufleben und eine gesunde Mutter mit sechs pausbackigen Jungen in Perspektive sehen. Zieht der Graf nach Schloß Salem, so fällt aus der dortigen Luft allein schon ein Mehltau auf die zarte Pflanze; selbst wenn sie nie erfährt, wer die andre arme Seele war, die einst in den kleinen Entresols des Kasinos gehaust hat." Resi Kuchelmeister, die den Grafen sehr verehrte und in seiner Heirat nur eine finanzielle Notwendigkeit sah, nahm diesen Brief übel und antwortete nicht mehr.

Es war eben in der Welt nur ein Mann, der Lucinden liebenswert erschien. Hochthronender denn je unter allem Elend und aller Schwäche dieser Erde lebte dieser in seinem einsamen Alpental. Wie gern hätte sie ihn in seinem jetzigen Glanz erblickt! In seiner langen weißen Dalmatika, mit seinem silbernen Bischofsstab, unter seiner spitzen Bischofskrone, die ein Haar bedeckte, das bereits, wie sie bei ihrer Beichte zu Maria Schnee gesehen, zu ergrauen begann! Wie war ihr alles so gegenwärtig, was dieser Priester, der sie verschmähte, über den Bund Paulas, die er liebte, empfinden mußte! Sie ängstigte sich um die Gefahren, die ihn bedrohten. Hätte sie nur mehr davon erfahren können. Sollte sie sich deshalb an den Kardinal wenden? Ceccone hatte den Kopf mit dem „Jungen Italien"

und den Vorwürfen des Staatskanzlers über die Doppelzüngigkeit der italienischen Regierungen voll und Olympia sprach nur noch mit Hohn über den von ihr zum „Heiligsten der Christen und Priester" und zum Bischof gemachten Deutschen, aus Zorn über Benno. Die Herzogin schien ihr eher eine Bundesgenossin; doch mußte sie mit dieser — „erst einen Vertrag abschließen". Die Frau war ihr unheimlich erschienen. Ihr Interesse für Neuhof, den Kronsyndikus, für Benno — sie kombinierte, ob sie nicht etwas entdecken könnte, was die Herzogin, die ihr übelzuwollen angefangen hatte, seit sie Geist und Anziehungskraft verriet, demütigen konnte.

Eines Tages hatte sich Lucinde, als Olympia nicht anwesend war, nach einem kleinen Diner bei der Herzogin, dem der Kardinal, einige Prälaten und Offiziere beiwohnten, den Scherz erlaubt, den großen roten Kardinalshut des erstern aufzusetzen und damit vor den Spiegel zu treten. Das Gespräch war so lebhaft, das Lachen so natürlich gewesen, daß sich Lucinde diesen kleinen Rückfall in ihre alten „Hessenmädchen"-Naivitäten glaubte beikommen lassen zu dürfen. „Una porporata!" hatte Ceccone mit glühenden Augen und beifallklatschend gerufen. Der große rote Sammethut mit den hängenden Troddeln von gleicher Farbe stand dem schwarzen Kopfe in der Tat allerliebst. „Die Päpstin Johanna!" sagte ein Offizier, der Lucinden zu Tisch geführt hatte. Er schien sich gut mit ihr unterhalten zu haben. Man nannte ihn den Grafen Sarzana. Der schöne Mann stand bei der Nobelgarde und war noch nicht lange von Reisen zurück.

Für eine so gewagte Vergleichung drohte ihm der Kardinal schelmisch mit dem Finger und sagte, wie zur Strafe: „Nein! Die Gräfin Sarzana!" Damit setzte er Lucinden den schönen Helm des Offiziers auf. Jetzt sah sie noch reizender aus. Denn eine Purpurglut überflog sie. Ihre verunglückte Johanna auf der Bühne stand ihr vor Augen. Sie hatte keine Kraft, ein Wort zu sprechen, keine Kraft den Helm abzunehmen, bis Herzog Pumpeo es mit seinen gewohnten Harlekinaden tat. Seit dieser Zeit wurde sie mit „Gräfin Sarzana" geneckt und von niemand mehr als von Ceccone. Der Graf zeichnete sie immer mehr aus. Lucinde wußte, daß Don Agostino ein Graf „ohne Baldachin" war, d. h. ohne Stellung zum hohen römischen Adel. Ein Marchese ist mehr als ein „römischer Graf". Sie wußte, daß Graf Sarzana arm war und unter Kavalieren nach dem Schlag des alten Husarenrittmeisters von Enckefuß lebte. Galanterie und die Kunst, mit 1500 Skudi für sich und ihre Diener auszukommen, erfüllte das Leben dieser „armen Ritter" — unter denen sich Frangipanis und Colonnas befinden. Aber schon hatte sie weg, daß hier die scheinbar anständigsten Menschen gewinnsüchtig und schmutzig geizig waren, daß ein gewisser Adel der Auffassungen, der ihr selbst noch am Kronsyndikus, dieser äußersten Entartung des heimatlichen Junkertums, bei ernsten Krisen erinnerlich war — hier gänzlich fehlte. Anständig gekleidete Männer sah sie des Abends in

die Kaffeehäuser zu den Gästen treten, die Achsel zucken und den Hut hinhalten — um einen Bajocco zu erhaschen. Selbst die Herzogin von Amarillas fand in solchen Vorkommnissen nichts als die allgemeine Konsequenz des südlichen Lebens. Mit dem äußern Schein der Demut verband sich, wo Lucinde hinblickte, eine Gewöhnlichkeit der Anschauungen, die sogar noch weiter ging, als ihre eigene leichte Art zu denken und zu urteilen. Im Theater, das sie wegen Olympiens Koketterie besuchen mußte, sah sie zwanzig Tage hintereinander dieselbe Oper oder Farce. An manchen Stellen, wo Rührung hervorgebracht werden sollte, zitterten allerdings die Stimmen der Sänger und Schauspieler; auch wurden die Taschentücher gezogen; meist aber waren gerade diese Momente Ausbrüche von Klagen, die ihr selbst weit eher lächerlich erschienen. Andres dagegen, das selbst für sie roh und herzlos war, ging bejubelt oder als „großartig" vorüber. Der allen romanischen Völkern eigne Maßstab der Beurteilung ist die Klugheit oder die Dummheit, die einer bewiesen. Eine geschickt ausgeführte List erntet Bewunderung. Und nicht anders im täglichen Leben! Der alte Rucca war, wie sie alle sagten, ein Staatsbetrüger. Aber er stand im besten Einvernehmen mit den Kardinälen. Sein Sohn hatte die Eitelkeit eines Affen. Doch seine Kameraden gehörten alle derselben Rasse an. Anmaßung, Unwissenheit herrschte überall. Einige der römischen Junker trieben Politik und hielten sich zur „nationalen" Partei. Die Unzufriedenheit derselben hatte ihren Ursprung daher — daß im St. Peter bei großen Festlichkeiten die Gesandten und die Fremden die Plätze erhielten, die dem römischen Adel gebühren sollten —! Oder sie fanden, daß der Kirchenstaat zu sehr von Paris, Neapel und Wien beherrscht wurde; sie wollten die Herrschaft der alten Geschlechter wiederherstellen. Selten, daß sich einmal bei der Herzogin eine unterrichtete Persönlichkeit einfand. Die „Prälaten" besaßen Kenntnisse, zuweilen mehr noch, angeborenen Geist; aber eine Einbildung verband sich damit, die jedes Maß überschritt. Nach der Meinung dieser Menschen wurde jede Wissenschaft in Italien zuerst entdeckt. Wenn Kardinal Ceccone „auf sein Alter Neuerungen liebte", so bestanden diese nur in dem eifrigsten Verlangen, den Einfluß der fremden Kabinette zu beseitigen. Freilich hatte seitdem der Staatskanzler auch zu ihm von dem „Salz" gesprochen, das gesäet werden müßte über das dem Erdboden gleichzumachende Italien. Aber darum ging doch hier alles keck, sicher und maßgebend her — in dieser elenden Verwaltung, wo sich die Zölle in den Händen von Pächtern befanden, die so rücksichtslos verfuhren, daß die Zahlungsunfähigen wider Willen zu Flüchtlingen, Räubern und Mördern wurden. Auf Anlaß des gestern von Hubertus niedergeschossenen Pasqualetto wußte Lucinde zwei Tatsachen. Einmal daß sämtliche fremde Weine, die Ceccone trank und seinen Gästen vorsetzte, unversteuert waren. Zweitens daß Graf Sarzana gesagt hatte: „Diese Kugel hat den Pasqualetto für seinen letzten

Räuberspaß zu früh gestraft! Er wollte von morgen an ehrlich werden! Er war hier, um nach Porto d'Ascoli mit einer ehrenvollen lebenslänglichen Pension zurückzukehren —!"

Die scharfen und freisinnigen Urteile des Grafen kamen nur in vereinzelten Augenblicken. Sie schienen einer Stimmung des Hasses gegen den Kardinal zu entsprechen, des persönlichsten Hasses — obschon die sämtlichen Sarzanas Kreaturen des Kardinals und ihm auf Tod und Leben verpflichtet waren. Don Agostino hatte Verwandte, die nicht gerade des Abends in den Kaffeehäusern achselzuckend bettelten, die aber für jede Gefälligkeit eine Bezahlung verlangten. Die Schwester des Grafen war einst eine der Geliebten Ceccones gewesen — nachdem sie alt geworden, hütete sie seine Landökonomien. Ein Bruder des Grafen verwaltete des Kardinals Ölmühlen. Als sich derselbe zu viel Privatvorteil aus ihnen gepreßt hatte, ließ ihm der Kardinal die Wahl zwischen dem Tribunale del Governo, dem Kriminalgericht, oder der Heirat einer seiner vielen „Nichten", die er nicht alle so auszeichnen und unterbringen konnte wie Olympia. Ceccone trieb, das entdeckte ganz aus sich selbst Lucinde, die Ostentation mit dieser Nichte nur deshalb, um auf solche Art den Schein zu gewinnen, als hätte er überhaupt nur eine dergleichen zu versorgen —! Der Kardinal lachte überlaut, als ihm Lucinde zwei Tage nach dem aufgesetzten Purpurhut diese Andeutung mit einem verschmitzten Blinzeln durch die Finger ihrer vors Gesicht gehaltenen linken Hand gab.

Auf Villa Rucca wollte nun Lucinde den beiden ihr so nahe stehenden Mönchen keineswegs die Teilnahme alter Freundschaft und Dankbarkeit entziehen, sich aber, bei dieser Gelegenheit, durch Hubertus unterrichten, ob die Herzogin wohl jene Betrogene von Altenkirchen, jene Römerin sein mochte, von welcher auf Schloß Neuhof soviel Sagen gingen, die Hubertus doch wissen mußte. Sie fuhr an der Villa an, fand diese aber zu ihrem Verdruß nicht in derjenigen Stille, die sie zur Ausführung ihrer entschlossenen Absichten bedurfte. Nicht nur wurden eben von einer Menge Arbeiter die Spuren des gestrigen Festes entfernt, sondern auch eine Gerichtskommission war zugegen, von welcher die gestrigen Vorfälle zu Protokoll genommen wurden. Sogar der Kardinal und der alte Fürst Rucca waren dieser Aufstellung der Tatbestände wegen zugegen. Beiden war sie besonders auch als Dolmetscherin im höchsten Grade willkommen.

Mit dem drolligen Laienbruder, dessen Äußeres vom Dienertroß genug belacht wurde, hatte man eine Verständigung gesucht, die nur mühsam von Pater Vincente vermittelt werden konnte. Lucinde wurde sofort berufen, in den Garten zu kommen, wo ihrer am Ort des gestrigen Erlebnisses die drei geistlichen Herren und der alte Rucca im lebhaftesten Gespräch harrten. Hubertus grüßte Lucinden mit aufrichtigster Freude und drückte nur mit Trauer Befürchtungen

wegen ihres gemeinschaftlichen Freundes Sebastus aus. Seine Augen sagten: Sei dankbar! Es geschah alles um dich! Bleibe uns ein guter Engel! Entsende den Brief — falls er noch nötig ist bei deinen mächtigen Verbindungen! Du weißt doch noch, was wir beide seit Witoborn gemeinschaftlich zu tragen haben —! Lucinde beglückte und beruhigte ihn durch einen ihrer gütigsten Blicke.

Pater Vincente und der Kardinal erhielten von ihr die der kirchlichen Stellung derselben gebührenden Ehren. Pater Vincente war „der Rival Ihres Bonaventura um die nächste vakante Heiligenkrone" —! wie Olympia neulich zur Herzogin gespöttelt und diese Lucinden wiedererzählt hatte. Ceccone, das Bild des Versuchers, der über alle Schätze der Erde gebietet, wenn man ihn anbetet, stand lächelnd und schien Lucinden mit geheimnisvollen Zeichen begrüßen zu wollen. Sie tat, als verstünde sie seine Vertraulichkeit nicht und blieb nur Demut. Der alte Fürst glich einem luftschnappenden Hecht, der sich nicht in seinem Elemente befindet. Kaum traute die „Signora Suarez" (Schwarz), wie sie genannt wurde, ihrem Ohr, als sie erfuhr, daß der Räuberhauptmann in der Tat nach Rom gekommen war auf Veranlassung — des Fürsten Rucca, der ihn zu einem friedlichen Gespräch unter vier Augen erwartete. Pasqualetto hatte die Bürgschaft der Sicherheit verlangt. Diese hatte er erhalten auf das dem Fürsten gegebene Ehrenwort — des Kardinals! Nun aber hatte zu der Summe, die der Räuber als Bedingung seines Erscheinens verlangte, „dieser dumme Kerl", wie der Fürst sagte, noch eine „buona manchia" extra verdienen wollen; eine Summe durch eine der „Prinzessinnen", die sich vielleicht im Garten zu sicher dünkten. Oder auch — er hatte eine Geisel gewinnen wollen für seine Sicherheit, eine zu denen, die er schon in den Schluchten der Mark Ancona besaß! Diese letztere Äußerung fügte der Fürst mit einem seltsamen Streiflicht, das auffallen sollte, auf die verdrießlichen Einreden des Kardinals hinzu. Gestern hätte er nun beinahe zwei solcher Geiseln gefunden, aber Pasqualetto hätte dran glauben müssen! „Leider!" betonte der alte Fürst und korrigierte sich nur pro forma: „Der Bluthund —!" Dabei sah er über die Mauer, wo die Spuren der gestrigen Verwüstung noch nicht getilgt waren, und erging sich in den heftigsten Anklagen eines Menschen, der hier den Staatsbehörden völlig in der Eigenschaft einer gleichberechtigten Macht gegenüber zu stehen schien. Hubertus merkte, daß er den hohen Herren gar keinen Gefallen mit seiner raschen Anwendung des Pistols getan hatte.

Der Kardinal wiegte sich im Sessel, brach Blätter von einem Lorbeerbaum, der ihm Schatten gab, und beobachtete nur scharf fixierend Lucinden. Daß diese die Mönche Hubertus und Sebastus kannte, schien ihm insofern von Interesse zu sein, weil sich dadurch die kleinen verdächtigen Episoden der Devotion und amazonenhaften Kälte des fremden Mädchens zu mehren begannen. „Durch diesen Tod," krächzte der alte Fürst offen zu Hubertus heraus, „haben Sie die heilige

Kirche um eine große Gelegenheit gebracht, Gerechtigkeit zu üben! Sie hätten sich", wandte er sich Lucinden zu, „getrost von hier sollen entführen lassen, schöne Signora! Ich würde mit Vergnügen das Lösegeld gezahlt haben — den Rest hätte der Kardinal hinzugefügt —" setzte er mit sardonischem Lächeln und seine Aufregung zügelnd hinzu. — „Senza il supplemento —! Ohne das Agio!" erwiderte der Kardinal ebenso trocken ironisch. Er streckte seine roten Strümpfe vor sich auf die untern Sprossen eines Sessels aus. Sein Bein war untadelhaft. Kopfnickend bestätigte er all das Erzählte, nur mit einer gewissen ironischen Bitterkeit.

„Sie können alles wieder gutmachen," fuhr plötzlich der alte Fürst zu Hubertus heraus. „Wissen Sie was, tapfrer Mann? Wenn Sie sich die Gnade des Paters Campistrano erwerben und die Reise nach Porto d'Ascoli unternehmen wollten?" — „Nach Porto d'Ascoli?" fragte Lucinde, staunend über den Vorschlag, den sie dem alten Holländer übersetzt hatte. Beim Namen des Paters Campistrano hatte der schöne Pater Vincente besonders ehrfurchtsvoll niedergeblickt — es war der General der Franziskaner. Hubertus stand unbeweglich, dem alten knorrigen Myrtenstamm ähnlich, woran er sich lehnte. Lucinde fixierte den Kardinal, der nur gleichgültig mit seinem Augenglase spielte, bald Lucindens Toilette musterte, bald das Kuriosum der Gesichtszüge und der Gestalt des deutsch-holländischen Laienbruders belachte.

Hubertus hatte auf die ihm gestellte Aufforderung allerlei Dinge von einem Pilger gekauderwelscht, einem Deutschen, über welchen sich erst allmählich folgender, größtenteils von Pater Vincente vermittelter Zusammenhang lüftete. Der Räuber Pasqualetto war, wie in dem Musterstaat der Christenheit üblich, ins Eldorado der katholischen Sehnsucht, nach Rom, unter dem Versprechen der Sicherheit entboten worden, um für eine bedeutende Summe dem Fürsten Rucca Mitteilungen über die Lage seiner Interessen an der adriatischen Küste zu machen. Der Gewinn, den der gefürchtete Räuber von seinen Unternehmungen zog, mußte mit seinen Gefährten geteilt werden; diesmal jedoch wollte er die Frucht langer Verhandlungen, eine lebenslängliche Pension, ganz für sich allein genießen, wollte seine Wohnung inskünftig in der frommen Stadt Ascoli nehmen und sein bisheriges Leben vollkommen der Nachsicht der Behörden empfehlen. Solche letztlichen Friedensschlüsse der Regierungen mit den Fra Diavolos der Landstraßen sind in Italien an der Tagesordnung und auch für die geplagte Bevölkerung das bei weitem Erwünschtere, weil gegen die Räuber Sicherste. Ceccone und das Tribunal sträubten sich gegen diese Übereinkunft. Aber Fürst Rucca wußte seinen Wünschen Gehör zu geben und sagte nicht bloß im Scherz zu den höchsten Richtern: Fürchtet ihr euch etwa, daß eure Namen auf der Liste derer stehen, die mir die Füllung des Schatzes des Heiligen Vaters mit der Zeit noch unmöglich machen werden? Besonders sah ohne

Zweifel Ceccone den Enthüllungen des Pasqualetto mit unheimlicher Spannung entgegen. Denn bei ihm hing das Räuberwesen noch mit einem andern wunden Fleck zusammen, mit der politischen Falschspielerei. Der Fürst hatte heute ganz den übeln Humor, der jeden Gastgeber am Morgen nach einem Feste, ob es auch noch so schön ausfiel, zu erfüllen pflegt. Er äußerte in aller Offenheit seine Meinung mit den Worten: „Ich glaube, diesen Mord des armen Pasqualetto hat jemand auf dem Gewissen, der sich entweder fürchtete, auf zehn Jahre zurück seinen Champagner versteuern zu sollen oder dem die ‚Einheit Italiens' des Nachts auf der Bettdecke sitzt." Der Kardinal lachte überlaut. Der Räuber war am Tiberstrand mit einigen alten Kameraden aus San Marino, einem bekannten Räubernest im Albanergebirg, in Berührung gekommen und hatte nur noch den Spaß am Feste seines versöhnten Feindes als „Zugabe zum Fleisch" ausführen wollen. Die Verständigung zwischen Pasqualetto und dem Fürsten Rucca war auf brieflichem Wege vor sich gegangen — wenn auch mit der größten Schwierigkeit. Denn der Schmuggler- und Räuberhauptmann konnte natürlich selbst weder lesen noch schreiben. Nun mußte er sich für sein Vorhaben, sämtliche Hehler unter den Kaufleuten und die mit ihnen und den Schmugglern unter einer Decke wirkenden Zollbedienten anzugeben, eines Beistandes, und höchst verschwiegenen, bedienen, der eben schreiben und lesen konnte. Für solche Fälle gibt es in Italien die Mönche, falls auch diese — schreiben können! Aber selbst den Mönchen hatte Pasqualetto nicht mehr getraut. In Ascoli wollte er seine Tage in Ruhe beschließen. Gerüstet, die Rache der von ihm Verratenen zeitlebens gewärtigen zu müssen, hatte er sich für die Schlimmsten unter den Defraudatoren, seine zu erwartenden größten Feinde, Verzeihung erbeten; aber er vertraute sich nicht mehr den Mönchen an. Sie verrieten ihn oder wo fand sich bei ihnen soviel Mut, Vermittler eines Plans zu werden, der nur zur Ausführung gelangen konnte, wenn Pasqualetto durch seine Liste eine ganze Provinz in Furcht und Schrecken versetzte! Die Mönche mehrerer Klöster, bei denen er anklopfte, baten ihn himmelhoch, keine dergleichen Torheiten zu begehen, in solcher Form ja nicht reuig werden zu wollen, jedenfalls sie mit dem Ersuchen ihrer Mitwirkung zu verschonen! Da begab sich Pasqualetto mit seinen nächsten Vertrauten gelegentlich in die Gegend von Loretto. Dort wollte er einen gelehrten Pfarrer überfallen und diesen mit geladener Flinte zwingen, alles niederzuschreiben, was ihm unter dem Siegel der Beichte würde diktiert werden. Hier nun, vor Loretto, fiel ihm ein Haufen Pilger in die Hände. Diese, so arm sie waren, plünderten seine Gefährten aus und entdeckten, daß einer derselben, der von allen der ärmste schien, nur eine Bibel (ein verbotenes und allen Steuerbeamten als zu konfiszieren bezeichnetes Buch) und ein Taschenschreibzeug besaß. Diesen glücklichen Fund hielten Pasqualetto und seine nächsten Komplizen fest. Ein Gefangener, der schreiben

konnte! Ein Bettler, der sich, wenn es sein mußte, leicht aus der Welt schaffen ließ, ohne daß nach ihm viel Nachfrage war! Diesen Unglücklichen schleppten die Räuber mit sich fort und hielten ihn nun schon seit Monden gefangen. Es war ein kranker, hinfälliger Greis, der von den Alpen hergekommen war und nach dem südlichen Italien hatte pilgern wollen. Dieser Gefangene war der Vertraute dieser hochwichtigen Staatsaffäre geworden. Die Räuber zwangen ihn nachts über die wildesten und schroffsten Felsenwände zu klettern und mit ihnen in einsamen Höhlen zu kampieren. In einer verlassenen Zollwächterhütte am Meeresstrande fand sich nach drei Tagen das notwendige Papier und nun begann die Korrespondenz mit Rom, ein Verkehr wie zwischen zwei Kabinetten. Grizzifalcone verhandelte mit dem Finanzministerium des Papstes. Die Beweisstücke des Verrates der Zollbeamten mehrten sich. Jener Pilger mußte Namen und Orte, alle Waren, die seit Jahren nicht versteuert waren, alle Hehler, auch die Schlupfwinkel niederschreiben, wo die Waren geborgen zu werden pflegten, Fischerhütten bei San Benedetto, Leuchttürme am Fosso Bagnolo, Felsenschluchten bei Grotta-di-Mare, Zollwächterhäuser beim Hafen von Monte d'Ardizza — nichts blieb ungenannt. Der unglückliche Pilger, über den der alte Rucca wie eine bloße Schreibmaschine sprach, hatte unter geladenen Gewehren Bogen vollgeschrieben mit Geständnissen, die dem Fürsten Gelegenheit zu einem Strafgericht, dem Ministerium zu einem Generalpardon für die Angeber geben sollten. Und nun entstand die Frage: „War dies hochwichtige, künftig vielleicht eine Million sicherstellende Konvolut mit Pasqualetto mitgekommen? Wo befand es sich?" Man hatte es überall gesucht und es fehlte. Hier fragte Lucinde, warum sich der Fürst diese Papiere nicht schon früher hätte zuschicken lassen. — „Wohl durch die Post? Wer kann sich auf Eure Post verlassen!" lautete die bittre und zugleich zornige Antwort. Der Alte wußte schon, daß er mit jener Liste gerade die Würdenträger der Kirche, die festesten Säulen der Prälatur, die Angehörigen einer Aristokratie, die immer noch in ihm den Nachkommen eines Bäckers sah, hatte treffen wollen. Hubertus und Ambrosi griffen alles, was sie hörten, mit Überraschung auf.

Der Stand der ganzen Frage beruhte jetzt auf dem Leben zweier Gefangenen, eines Bischofs von Macerata, den Grizzifalcone zur Bürgschaftleistung für seine Sicherheit aufgehoben und irgendwo, man wußte nicht wo, versteckt hatte, und jenes Pilgers von Loretto. Der letztere war dem alten Geizhals von Generalpächter wichtiger als der Bischof. Dieser hatte Kenntnis von der Liste! „Wäre nur wenigstens diese Liste gerettet!" seufzte er unablässig. Die Gerichtspersonen hatten ausgesagt, daß sich, als man die Kleider des Erschossenen untersuchte, in den Taschen Amulette, Muttergottesbilder, geweihte Schaumünzen genug vorgefunden hätten, auch sämtliche Briefe eines Kochs des Fürsten, der die Korrespondenz geführt; aber weder in den Taschen,

noch in der Spelunke, wo Pasqualetto abgestiegen war, noch bei den gefangenen Komplizen fand sich die Liste, auf welche die ganze Sehnsucht des Fürsten brannte. Nun bereute er, den schriftlichen Verkehr durch die Post nicht vorgezogen zu haben, bereute seine gestrige Angst, die ihn bestimmte, so eilends zu entfliehen. Wie bitter deutete er dem Kardinal an, daß dieser wahrscheinlich die Liste aus der Tasche des Ermordeten zu sich gesteckt hätte. Der Koller des Zorns ergriff den kleinen Mann bis zum Schlagtreffen. Wenn er den fremden Franziskanerbruder um seine vorschnelle Art, hier in Rom auf Spitzbuben Pistolen abzuschießen, nicht zuletzt persönlich mißhandelte, wenn er sich durch die Ankunft der Donna Lucinda „Suarez" (so hieß ein dem römischen Munde geläufiger spanischer Jesuitengeneral) hindern ließ, die Worte, die er, ehe sie gekommen, gesprochen, zu wiederholen: „Ihr hättet eine Zofe wie diese oder wäre es auch Eure spanische Herzogin gewesen, zehnmal sollen zum Teufel fahren lassen —! Wo in aller Welt ergreifen hier Mönche die Waffen!" so war es, weil er wiederholt von Hubertus verlangte, dieser sollte seine Übereilung durch eine Tat voll Mut, Entschlossenheit, Diskretion wieder gut machen.

Hubertus fand sich allmählich in alles. War er doch auf den Gedanken gekommen, jener Pilger müßte derselbe sein, in dessen lehrreicher, so höchst anregender, wenn auch ab und zu strafender Begleitung er über die Apenninen geklettert und zuerst beim Besuch der „heiligen Orte" des St. Franziskus auf der Penna della Vernia zusammengetroffen war. Das Leben dieses Pilgers, ob es nun der deutsche oder ein anderer war, hing ohne Zweifel an einem Haar. War der Unglückliche noch unter den Räubern geblieben und verbreitete sich unter den Zollbedienten die Kunde seiner Beihilfe zu Pasqualettos beabsichtigtem Verrat, die Kunde seiner vielleicht abschriftlich zurückbehaltenen Liste, ja nur seines ihm vielleicht zur Ergänzung des Geschriebenen dienenden Gedächtnisses, so war er verloren. Hubertus hatte im Kloster schon so viel von diesem Pilger erzählt, daß Lucinde begreifen konnte, warum auch Vincente so überaus lebhaft, ja förmlich verzweifelnd für ihn eingenommen sein konnte und einmal über das andere das Schicksal des armen Gefangenen beklagte. Der schöne Mönch, den seine Heiligkeit schon so jung zum Kardinal reif gemacht haben sollte, war einst vor einem Eremiten, Fra Federigo, der ihn ketzerisch hätte machen können, weil er ihn verehrte, geflohen.

Lucinde übersetzte eine Aufforderung des Fürsten an den schwankend dastehenden Hubertus: „Reiset nach der Gegend von Porto d'Ascoli! Sucht, da Ihr mutig und unerschrocken seid, das Gefängnis des Bischofs von Macerata und des Pilgers von Loretto auf! Alle Briefe, die Pasqualetto seit Monaten schon mit mir wechselt, sind von diesem letzteren frommen Mann geschrieben worden! Gewiß halten ihn die Räuber zu diesem Behuf in den unwegsamen Höhlen

verborgen! Ich will diesem Pilger hier in Rom die glänzendste Wohnung einrichten, will ihn schadlos halten für alles, was der Unglückliche erduldete! Ich werfe mich Eurem Pater Capistrano zu Füßen, um Eure Verzeihung, Eure Freiheit zu erflehen, damit Ihr einen Zweck vollführt, der Euch in jeder Beziehung den Dank der Christenheit erwerben wird —!"

Als der Kardinal sah, es wurde mit dieser ganzen Angelegenheit ernst, fiel er ein: „Gelobt sei unsere gute Mutter die Kirche! Diesem Pasqualetto verdanken wir, wie es scheint, mehr als einen großen Gewinn! Nicht, daß ich die Hoffnung hege, Ew. Hoheit in den Stand gesetzt zu sehen, Ihre Klagen über die Diener der Gerechtigkeit und über unsere Subalternen bestätigt zu erhalten — ich würde nur auf die Aussagen eines Räubers am Fuß des Schafots, nicht auf die Lügen eines Bösewichts etwas geben, der sich mit der lächerlichen Hoffnung schmeichelte, noch als Bürgermeister von Ascoli ein Leben der Achtung führen zu können —; aber darin hat er uns einen großen Gewinn verschafft, wenn er den edlen Söhnen — des heiligen Dominikus Gelegenheit gibt, eine Beweisführung der Milde zu geben, die sie gegen die Ketzer schon so lange ausüben! Signora! Sie fragten mich vor kurzem nach den Streitigkeiten des Bischofs von Robillante? Hören Sie nun, was so überraschend eintreffen muß! Wenn der apostolische Eifer des Herrn von Asselyn sein neues Vaterland beschuldigt, daß hier Ungläubige spurlos in den Kerkern der Inquisition verschwinden können — so erleben wir wahrscheinlich eine Genugtuung! Frommer Bruder, ja, rettet den Bischof von Macerata! Aber wagt Euch auch in die Klüfte, wo diese Räuber hausen, um den Pilger zu retten! Gebt den Beweis, daß dieser Flüchtling, den von uns die sardinische Regierung reklamiert, den die Gesandtschaften Englands, Schwedens, der Niederlande, Preußens in den Händen der Dominikaner vermuten, in keinem heiligen Inquisitionsoffizium, weder irgendwo, noch hier in Rom, festgehalten wird! Er ist gefangen! Das ist die Wahrheit. Aber von den Räubern ist er's! Auf den Tod bedroht, muß er diesen die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt erleichtern, wodurch ihm Verzeihung werden könnte für die viele Mühe und Sorge, die uns bereits die Nachfragen nach dem Verschollenen nicht bloß von Castellungo und Robillante aus, sondern bereits von Turin, London, Berlin, Wien gemacht haben! Kardinal Fesolotti wird mir, so wenig er es sonst um mich verdient hat, dankbar sein, wenn ich ihm den Beweis an die Hand liefere, daß nichts mehr im Wege steht, sich mit seinem feuerköpfigen Nachbar zu versöhnen! Guter Bruder!" wandte er sich vertraulich scherzend an Hubertus. „Ihr seid von einem Blut, das Euch zu leicht in Euern schönen Kopf steigt! Wandert getrost, wandert immerhin, leiht unserm Vorschlag eines Eurer drolligen Ohren! Laßt für Euch in Santa Maria Se. Hoheit den versprochenen Fußfall tun! Euch wird es Segen bringen und einem

so vornehmen, aber sehr sündhaften Mann, wie ihm, kann's auch nicht schaden —!"

Ceccone hatte sich nach dieser anmutig gesprochenen Rede, deren wesentlichen Inhalt Lucinde ihrem alten Freunde Hubertus ins Deutsche übertrug, lächelnd erhoben und schüttelte dem Mönch, dessen Augen von Unternehmungseifer blitzten, die Hand. Dieser küßte sie voll Demut. Pater Vincente stand aufhorchend und feierlich. Lucinde staunte des Zusammenhangs aller dieser seltsamen Unternehmungen. Nur der alte Rucca zwinkerte mit den Augen — Ceccone schien ihm auf alle Fälle ein neues falsches Spiel einzuleiten. Er würde auf den Vorwurf seiner „Sündhaftigkeit" mit einigen Frivolitäten erwidert haben, aber in diesem Augenblick hörte man in der Ferne das Läuten einer kleinen Handglocke. Es war das Glöcklein der Benfratellen, die mit der Tragbahre kamen, den zweiten „unsrer tapfern deutschen Landsknechte des Heilands abzuholen!" wie Ceccone sagte. „Frater Hubertus, gebt ihm vorläufig das Geleite; grüßt Euern Guardian in San Pietro und dann — ans Werk! Ihr seid, bei St. Peter, der rechte Mann für diese Aufgabe, welche ich niemand in Rom so wie Euch anzuvertrauen wüßte. Ihr aber, Pater Vincente," wandte sich Ceccone ehrerbietig zu diesem — „die junge Fürstin Rucca hatte gestern das dringendste Verlangen nach Eurem Segen! Ich hoffe, Euer Kloster wird mit dem Tier nicht unzufrieden sein, das, statt eines Sackes, jetzt deren zwei zu tragen hat, die frisch gefüllt wurden und Euch draußen empfangen sollen! Die Zeiten müssen wiederkehren, wo unsere roten Hüte auf die Stirn von Priestern gedrückt werden, die dem Volk das Schauspiel der Demut geben. Laßt mir die Ehre, den roten Zaum von einem meiner Rosse zu nehmen und den Esel zu schmücken, den Eure Hand durch die Straßen Roms führen wird —!"

Keine jener südländischen Artigkeiten war das, denen zufolge der Spanier sein eigen Haus demjenigen anbietet, der die Lage desselben reizend findet; es versteht sich da von selbst, daß das Anerbieten ebenso höflich abgelehnt wird. Bei Pater Vincente lag die volle Bezüglichkeit des Ernstes nahe. Er durfte die angebotene Auszeichnung annehmen oder ablehnen. „Grüßen Sie die Fürstin," sprach er leise zum Kardinal, „und sagen Sie ihr, daß ich oft für das Heil ihres neuen Bundes beten werde —!" Und er faltete schon jetzt die Hände. Denn das Glöcklein der Benfratellen erklang düster und traurig und verpflichtete alle Anwesende zu einem Gebet für Kranke und Leidende. Vincentes Auge erhob sich, wie von einem sanften Liebesstrahl entzündet. Die beiden so weltlich gesinnten Männer mußten erleben, daß Pater Vincente sie förmlich zum Beten zwang. „Ecce, Domine," sprach er mit dem Psalmisten in einer eigentümlich erhöhten Stimmung „tu cognovisti omnia, novissima et antiqua! Quo ibo a Spiritu tuo? Et quo a facie tua fugiam? Si ascendero in coelum, tu illic es! Si descendero in infernum, ades!

Vide, si via iniquitatis in me est et deduc me in viam aeternam! Amen —!" Die schönen Augen des Sprechers blieben gehoben wie mit der Bitte, ein Strafgericht des Himmels abzuwenden. Der Geist Bartolomeos von Saluzzo, der Geist des Filippo Neri schien über ihn gekommen. Sein schöner Mund hatte scharf die Worte betont: „Via iniquitatis!" Er richtete die Falschheit und Unreinheit dieser Welt und schüttelte den Staub von seinen Füßen, als er Hubertus' Hand ergriff und ihn so fortführte, als würde ihm eine Seele abwendig gemacht, die ihm anvertraut worden.

Die Jesuiten haben einen Popanz für den Stuhl der Apostel gefunden! sagte sich Ceccone und blickte staunend den beiden Mönchen nach, die sich jetzt empfahlen, begleitet von dem alten, sich wie ein Aal bis in die Villa windenden Fürsten Rucca. Das Glöcklein der Benfratellen tönte draußen fort und fort. „Miracolo!" rief Ceccone ironisch Lucinden zu, pries aber mit galantem Ernst die Dienste, die sie geleistet. Lucinde stand gedankenverloren. Sie hatte die Gefahren vernommen, die den Bischof von Castellungo umgaben. Zur Erörterung darüber konnte nichts kommen. Prinzessin Olympia feierte heute ihren „Lendemain" nach italischer Sitte. Vor hunderttausend Zeugen! Zwei Musikchöre sollten die halbe Nacht hindurch am „Pasquino" spielen. Große Feuerbecken beleuchteten dann den Platz. Fässer, mit Holzreifern gefüllt, Pechkränze wurden abgebrannt. Der Volksjubel sollte nicht enden. Der Kardinal fuhr in seinem Wagen mit den weißen, purpurgeschirrten Rossen zur Porta Laterana. Die „Caudatarien" fuhren in einem zweiten Wagen hinterher. In einem dritten mußte Monsignore Camuzzi, Bischof in partibus, der erste Sekretär des Kardinals, folgen.

Lucinde wartete, bis das Glöcklein der Benfratellen verklungen war. Hinter dem verdeckten Korbe, der ebenso eilends dahingetragen wurde, wie Klingsohr in letzter Nacht die Leiche hatte tragen sehen, trottete der vorher erwähnte, von Ceccones Majorduomo geschickte Esel mit den zwei übermächtig, gewiß das Kloster versöhnenden gefüllten Säcken. Pater Vincente schritt mit demütig gesenktem Haupt und hielt den Esel an einem einfachen Zügel. Hubertus hatte einen Jasminblütenzweig am Portal der Villa gebrochen und wehrte damit, gedankenvoll in sich selbst verloren, dem Tier die Fliegen ab. Unter dem weißen ausgespannten Leintuch des Korbes lag Klingsohr, den Lucinde nicht hatte sprechen mögen. Auch hatte sie jetzt Eile. Durfte sie doch nicht fehlen zur Schokolade, die das junge Paar allen Gästen, die ihre Aufwartung machten und die Neuverbundenen nach ihrem Befinden fragten, nach römischer Sitte in goldenen und silbernen Tassen mit eigener Hand zu kredenzen hatte.

5. Fall und Erhebung.

Die Herzogin von Amarillas bewohnte einen dem Kardinal gehörigen, äußerlich dunkeln und unansehnlichen Palast in einer der den Korso durchschneidenden Straßen zwischen Piazza Sciarra und

der Gegend um Fontana Trevi. Aber mit der verschwärzten Außenseite desselben stand, wie das so oft in Rom, das heitere und bequeme Innere im vollkommnen Widerspruch. Durch den geöffneten Torweg sah man wohl erst einen kleinen düstern Hof, umgeben von einem hier und da von Marmorkaryatiden geschmückten viereckigen Arkadengang von Travertinstein, sah in der Mitte ein kleines blumengeschmücktes Bassin, das ein wasserspritzender Tritone aus Bronze dürftig belebte, sah Remise und Stallung kaum von den Arkaden bedeckt; aber die hintern Fenster des einen Flügels gingen in einen kaum vorauszusetzenden kleinen Hausgarten von Rosen, Myrten und Orangen hinaus. Sie hatten ein volles, schönes Licht und gewährten im geräuschvollsten Teil der Stadt ein friedlich beschauliches Daheim. Zudem war in der Einrichtung dieser hohen und geräumigen Zimmer nichts gespart. Es war eine Wohnung, die verlassen zu müssen, großen Schmerz verursachen durfte.

Und doch konnte die Herzogin, jetzt, wo ihre Pflegebefohlene verheiratet war, dies Ende voraussehen! Schon behauptete der Kardinal, ihre Augen nicht mehr ertragen zu können. Sie hörte von diesem ihr zuerkannten „Malocchio" (der Italiener hat vor dem „bösen Blick" eine selbst bei Aufgeklärten nicht überwundene Furcht) und erläuterte dessen Vorhandensein aus Ceccones Gewissen. „Wohl müssen meine Augen einen giftigen Eindruck auf ihn machen," sagte sie zu ihrem alten Diener Marco, der schon früher im Unglück bei ihr ausgehalten hatte und nach Wien nur seines Alters wegen nicht mitgegangen war. „Meine Augen nennen ihn undankbar!" Auch wollte die Herzogin mit dieser Erklärung nicht sagen, daß ihr überhaupt der „böse Blick" eine Fabel erschien. Als echte Italienerin glaubte auch sie an Menschen, die man in Italien „Jettatore" nennt. Diese können Krankheit und Tod „anblicken". Ihre alte Freundin und Gesellschafterin Marietta Zurboni hatte sie schon lange begraben, aber die Fabel- und Traumbücher derselben waren ihr und dem alten Marco als Erbschaft verblieben. Sie glaubte an diese, wie an die mythologischen Sujets, die sie früher gesungen hatte. Konnte sie doch zittern vor Angst, als Olympia, die bei ihrer vernachlässigten Bildung noch abergläubischer als ihre Duenna war, eines Tages sagte: „Sehe ich im Leben diesen Signore d'Asselyno wieder und er verrät, daß ich Wahnwitzige ihm in zwei Tagen meine ganze Seele zum Geschenk gegeben hatte, so lasse ich die Erde aus der Stelle ausschneiden, die sein Fuß berührte, und hänge sie — in den Schornstein —!" — „Um Jesu willen!" hatte die Herzogin erwidert, „du wirst doch solche Sünden unterlassen?" Sie wußte, daß ein Zauber dieser Art einen Abwesenden langsam zu Tode martert.

Nach dem ersten Rausch der Flitterwochen und den voraussichtlich gewesenen Zankszenen mit ihren Schwiegereltern war Olympia ins Sabinergebirg gezogen. Dort und im Albanergebirg besaßen Ceccone und die Ruccas prächtige Villen. Zur Zähmung des wilden Charakters der jungen Fürstin hatte der welt- und menschenkluge Kardinal an-

geraten, sie zu beschäftigen. Er hatte (von der Hand der ihm immer geistig vertrauter gewordenen Lucinde) einige anonyme Briefe an sie schreiben lassen, worin von Unterschleifen in der Verwaltung der Güter die Rede war, von Unterschleifen, die zu bestrafen, Übeltätern, die zu züchtigen waren. Das war dann sofort ein Feld für die erste unruhige Tatenlust der jungen Ehefrau. Einige Wochen hindurch, vielleicht einige Monate, konnte man auf diese Art Hoffnung hegen, daß sie sich in ihrer neuen Stellung als Fürstin und Gattin gefallen würde. Bis dahin hatte sie ohne Zweifel mit den Eltern vollständig gebrochen, hatte das Personal in der Ruccaschen Verwaltung umgewandelt, soviel Szenen des Zanks, angedrohte Dolchstöße, auch Fußfälle und Handküsse erlebt, daß sie damit vollauf beschäftigt war. Lucinde und der Kardinal stimmten mit dem Serloschen Wort überein: „Die Seele des Menschen will gefüttert werden wie der Magen."

Die Herzogin erzürnte den Kardinal immer mehr durch ihre Festigkeit, Lucinden als Mitbewohnerin ihrer Behausung abzulehnen. Lucinde ließ gelegentlich ein Wort fallen von „ihrem Briefwechsel mit Benno" — dem Kardinal und seiner geheimen Polizei blieb ja nichts verborgen. Die Herzogin setzte durch, daß Lucindens Wohnen auch auf Villa Torresani, einem Erbgut der alten Fürstin Rucca, wo jetzt die junge Fürstin wohnte, abgelehnt wurde. Lucinde wohnte bei der alten Fürstin Rucca, am Wasserfall von Tivoli, in einer Ruccaschen Villa, Villa Tibur genannt. Da der Kardinal nicht mehr zur Herzogin kam, verödete ihr Haus. Auch sie selbst kam seltener und seltener heraus. Wie mußte sie bereuen, ein Wesen von so gefährlicher Schmiegsamkeit in die Kreise ihres bisherigen Einflusses gezogen zu haben! Lucinde wurde immer mehr die Seele in dem alten Ruccaschen Kreise und in dem jungen. Sie spüren dir in allem nach! sagte sich die verdrängte frühere Padrona. Ein Briefwechsel zwischen ihr und Benno! Dann fehlte nur noch das eine Wort: Benno von Asselyn ist dein Sohn! Es lag schon längst auf Lucindens Lippen. Wurde es ausgesprochen, so würde Olympia gesagt haben: Nun versteh' ich alles! Du, du warst es, die den Angebeteten von mir entfernt gehalten hat, und ein Opfer meiner Rache habe ich zunächst in dir!

Daß den Kardinal, von welchem sich die junge Fürstin nicht minder wie von der Herzogin von Amarillas zu befreien suchte, eine Leidenschaft für die fremde Abenteuerin ergriffen hatte, wurde immer mehr zum öffentlichen Geheimnis. Und bei alledem konnte doch niemand die demselben deutschen Mädchen dargebrachte Huldigung des Grafen Sarzana begreifen. Hätte es sich um eine Scheinehe gehandelt, durch welche die Schulden eines leichtsinnigen Kavaliers gedeckt werden sollten, so würde man in Rom, in der Stadt der Heiligung des Priesterzölibats, Don Agostinos Benehmen begriffen haben; denn solche Arrangements kommen oft vor und konnten niemandem auffallen — die Kontrakte werden freilich in den Archiven der Kurie nicht

niedergelegt. Aber Don Agostino war keiner der Leichtsinnigsten unter den „Achtzig", er besaß Kenntnisse, liebte diese zu vermehren und galt sogar seinen Kameraden für einen Pedanten. Die Wartung seiner Uniform, seines Pferdes, noch mehr seiner kleinen Häuslichkeit war bis in die minutiösesten Dinge sauber und zierlich. Seine Familie war verwildert, das wußten alle, ihre zerrütteten Umstände hatten aus den Angehörigen des Grafen Kreaturen eines geistlichen Würdenträgers gemacht, über dessen Unregelmäßigkeiten sie den Deckmantel des Saltem caute! zu werfen hatten. Graf Sarzana würde die Hand keiner Dame auch nur zweiten oder dritten Ranges in Rom haben erwerben können. Aber nun auch geradezu eine „Geliebte des Kardinals" zu nehmen, zwang ihn nichts. Noch weniger begriff man seine Leidenschaft, wenn sie eine aufrichtige war. Lucinde konnte die Kaprizen des ermüdeten Alters reizen, aber was war sie einem jungen, noch in Lebensfrische befindlichen Krieger? Sie besaß Geist, Belesenheit, Koketterie. Fesselten ihn vorzugsweise diese Eigenschaften? Seine Kameraden pflegten ihn mit seinem Einsiedlerleben, das der Lektüre gewidmet war, zu necken; sein wärmster Freund sogar, Herzog Pumpeo, hatte ihm den Beinamen des „Küsters vom Regiment" gegeben. Bei alledem ließ es sich im Glauben der Welt immer mehr dazu an, daß die Herzogin den Palast würde zu verlassen und — einem jungen Ehepaar Sarzana einzuräumen haben.

Ihrem Giulio Cesare schrieb die Mutter von allen diesen ihren Leiden und Befürchtungen wenig — und von den Gefahren, die ihr durch Lucinden drohten, nichts. Einesteils wollte sie Bennos bei solcher Mitteilung leicht vorauszusehende Absicht, ihr zu helfen, nicht früher in Tätigkeit setzen als nötig war; andernteils vermochte es ihr Stolz nicht, Befürchtungen auszusprechen, die sie mit dem größten Zorn erfüllten, so oft sie nur daran dachte. Benno hatte ihr die Versicherung gegeben, daß Bonaventura der einzige Vertraute ihres Briefwechsels blieb.

Eines Morgens lag sie noch in ihren Hauskleidern auf der Ottomane und blätterte in den französischen Zeitungen, die in Rom verboten sind, doch vom Kardinal gehalten und nach alter Gewohnheit, wenn sie benutzt waren, an seine alte außer Dienst gesetzte Freundin abgeliefert wurden. Sie las um so lieber darin, als die einheimischen Blätter fast von nichts als von Festen und großen Zeremonien berichteten, zu denen sie nicht mehr geladen wurde. Auch bei einem großen Ereignis, das vier Wochen nach Olympiens Hochzeit stattfand — es war in der Tat die Einkleidung des vielgeprüften Alcantarinermönches Paters Vincente als Kardinal — hatte sie gefehlt (nie hatte sie sonst bei einem solchen Fest, das wiederum ganz Rom in Bewegung setzte, fehlen dürfen) — bei einem Fest, wo Olympia und Lucinde die Honneurs des ersten Kardinalsempfanges machten — bei einem Fest, das eine Woche dauerte und alle Zeitungen erfüllte! Man hatte sie nicht mehr eingeladen.

Unmutig warf sie die einheimischen Blätter zur Seite. Denn einige Tage darauf hatte im Gebirg eine große Kirchenfestlichkeit stattgefunden, wo die junge Fürstin Rucca als erster Stern am Himmel der Gnade und Wohltätigkeit geglänzt haben sollte. Schon ergriff sie die Feder und wollte dem Kardinal schreiben, sie bedürfte der Unterhaltung und bäte ihn um einige Einlaßkarten für den Tag, wo die Räuber guillotiniert würden, die man als Komplizen des Grizzifalcone aufgegriffen hätte. Die Mission des Bruders Hubertus war ihr durch die erfolgte Befreiung des Bischofs von Macerata bekannt geworden. Sie wollte ihrem Schreiben mit südländischer Rachsucht hinzufügen, der Kardinal vergäße ja auch ganz seine — unversteuerten — Weine, die in ihrem Keller lagerten. Sie grübelte allen Intrigen Ceccones nach, allem, was sie von ihm wußte und dessen Erwähnung ihn schrecken konnte. Bennos letzter Brief lag vor ihr, worin dieser auf Anlaß des von Lucinden an Bonaventura eingesandten Briefes der beiden deutschen Flüchtlinge und eines inhaltreichen Kuverts, das sie hinzugefügt, geschrieben hatte: „O, fände sich doch dieser Pilger von Loretto! Gewiß ist es der, den mein Freund schon seit lange sucht! Oder schickten ihn die Dominikaner, die hier ihre anderen Gefangenen haben herausgeben müssen — nach Rom, wo ihre Gefängnisse unzugänglicher sind als hier? Ceccone verweigerte die Genehmigung, die Kerker des heiligen Officiums zu Rom untersuchen und allerdings damit den Dominikanern einen Beweis von Mißtrauen geben zu lassen. Fra Federigo schmachtete vielleicht nicht bei Porto d'Ascoli, sondern wie Galilei, Pignata und soviele andere Opfer religiöser Unduldsamkeit in Rom!" Daß in Rom schreckenvolle Dinge möglich waren, wußte die Herzogin. Daß Ceccone mit dem meisten, was er tat, eine andere Absicht verband, als von der Welt vorausgesetzt wurde, war ihr nicht minder geläufig. Zwischen dem alten Rucca und dem bisher allmächtigen Kardinal war es zu einer Spannung gekommen, seitdem Hubertus durch eine List wohl den Bischof ans Tageslicht gebracht hatte, aber von einer Entdeckung des Pilgers nichts hatte hören oder sehen lassen, ja seit einiger Zeit sogar von sich selbst nichts mehr. Schon war ein Gerücht verbreitet, die Karabinieri der Grenzwache hätten vorgezogen, statt den römischen Abgesandten in seinen Bemühungen zu unterstützen, ihn lieber selbst zu erschlagen.

Überall sieht man unter der Herrschaft der päpstlichen Himmelsschlüssel Gewalt und Intrige. Die so oft im Leben schon gedemütigte Frau kannte Ceccones Ansichten über Zeit und Menschen. Wo durchgreifende Zwecke der Reaktion auf die ewige Herrschaft von Dummheit und Knechtschaft auf dem Spiele standen, kümmerte ihn ein Menschenleben wenig. Durch einen Verwandten Sarzanas, eine der von ihm beförderten Kreaturen, hatte er alle Häfen auch der Nordküste in seiner Obhut. Wer konnte auf diese Art wissen, was aus dem Ruccaschen Sendboten, dem deutschen Mönche Hubertus, geworden war! Jenseits der Apenninen, am Fuß des Monte Sasso, an der Grenze

der Abruzzen war jede Kontrolle abgeschnitten, und dorthin hatten sich die letzten Spuren des kühnen Mönches verloren.

Die Herzogin hatte die Zeitungen satt. Sie konnte jetzt an den Besuch einer Messe denken. Da bemerkte sie, daß im Hause laut gesprochen wurde. Sie wollte klingeln. Marco war nach dem Pantheon auf den Fleisch- und Gemüsemarkt gegangen, um ein Mittagessen einzukaufen; die Dienerinnen waren an der Arbeit. Schon hörte sie Schritte. Sie unterschied eine Stimme. Es schien ihr die Stimme Olympiens zu sein. Dann war wieder alles still. Sie glaubte sich getäuscht zu haben. Schon öfter war ihr geschehen, daß ihre aufgeregte Phantasie Menschen nicht nur hörte, sondern deutlich vor sich stehen und wandeln sah, Menschen, die mit ihr sprachen. Sie brauchte nur ihren geheimen Schrank aufzuschließen, Angiolinens blutiges Haar aus einem großen Pastell-Medaillon des Herzogs von Amarillas herauszunehmen, es eine Weile vor sich hinzulegen — und deutlich sah sie ihre unglückliche, sie vielleicht noch einst vor Gott anklagende Tochter wie sich an ihren Tisch begeben und hörte sie laut sprechen. In dieser Art trat jeden Abend Benno in die Zimmer der vor Überspannung kranken Frau. Nach Benno hatte sie die Sehnsucht, man möchte sagen, einer Braut — eine Sehnsucht voll Eifersucht. Aber kein Madonnenbild mehr konnte sie sehen in dieser madonnenreichen Stadt, ohne voll Zärtlichkeit an Armgart von Hülleshoven zu denken, die ihr die wühlerische und bald Stiche, bald wohltuendes Kitzeln der Neugier gebende Lucinde als ihres Cesare allein geliebtes Ideal bezeichnet hatte.

Die Stimmen kamen wieder näher. Es war wirklich Olympia, die da rief: „Da nicht! Nein, nein! Dort geht der Kamin entlang! Die Hitze ist ja für ein Bett unerträglich!" — Was will — denn nur die Mörderin meiner Tochter? fuhr die Herzogin mit sich selbst sprechend auf. Weiß sie denn in der Tat noch, wo ich wohne? Will sie wieder zu mir ziehen, oder was soll — das Bett — von dem sie spricht? — Nebenan rückte man die Möbel. An einer andern Stelle des Hauses hörte man ein starkes Hämmern, als sollten die Mauern eingeschlagen werden.

Indem öffnete sich die Tür und aus dem Empfangssalon trat die kleine Fürstin, in glänzend outrierter Toilette; Lucinde, nicht minder gewählt gekleidet, begleitete sie; dann kamen die Schwiegermutter, eine noch immer anziehende und gefallsüchtige Frau, Herzog Pumpeo, der für den Liebhaber derselben galt; hinter ihnen zwei junge, elegante, wohlfrisierte Prälaten; zuletzt Graf Sarzana. Alle schienen überrascht zu sein, die Herzogin anzutreffen. Sie wollten sogleich zurück. Aber Olympia hielt sie auf, schritt weiter, achtete nicht auf die am Tisch beim Sofa erstaunt Verharrende, sondern rief beim Durchschreiten des Zimmers: „Hierher würde ich raten, von jetzt an das Eßzimmer zu verlegen. Öffnen wir dann diesen Balkon, so hat man das Beste, was dieser alberne Garten bieten kann, etwas Kühle.

Chrysostomo! Wir nehmen ein Frühstück! Setzen Sie sich doch, Lucinde! Graf, Sie werden hungrig sein! Kommen Sie! Wir sind ja bei uns!" Mit Widerstreben und in offenbar ungekünstelter Verlegenheit war Graf Sarzana gefolgt, hatte sich der Herzogin, die hier als nicht mehr wohnhaft betrachtet wurde, stumm verbeugt und trat in das Balkonzimmer zu den übrigen, die unterdrückt kicherten — Lucinde ausgenommen, die von einem der Prälaten geführt wurde und scheu zur Erde blickte. Sie kannte die prämeditierte Bosheit, die hier ausgeübt wurde.

Die junge Fürstin, wenig bis über den Türdrücker, einen schönen bronzenen Greifenflügel, hinausreichend, warf zornig die Tür zu. Im ersten Augenblick hätte ihr die Herzogin nachspringen und sie zerreißen mögen. Viper, Schlange, Basilisk! lag auf ihren Lippen. Aber die Worte erstickten und sie hatte in diesem Augenblick nichts als ein lautes, gellendes Lachen, das ihr als Waffe gegen die ausgeübte Bosheit dienen konnte. Aber „Hahahaha!" erscholl es sogleich nebenan als Antwort. Olympia erwiderte in gleichem Ton. Dabei klirrten Teller und Gläser. Sie hatte hierher ein Frühstück beordert. Der Mohr Chrysostomo wollte ihr eben durch eine andre Tür folgen und trug bereits ein Plateau voll Gläser und silberner Gefäße. Die Herzogin ergriff den schwarzen Diener und warf ihn zur Türe hinaus. Dann schloß sie alle Türen so hastig zu, als fürchtete sie, ermordet zu werden.

Olympia lachte und sprach nebenan mit gellender Stimme fast allein. Sie tat wie jemand, der hier von früher noch zu Hause war und jetzt nur noch jemand, Lucinden wahrscheinlich, aufnahm. Woher diese Szene, die so aussah, als sollte die Herzogin zum Hause hinausgeworfen werden? Hatte der boshafte undankbare Zwerg erfahren, wer Benno war? Verdankte die Herzogin diese Demütigung Lucinden? War diese in die Details ihres vergangenen Lebens eingedrungen oder woher der plötzliche Angriff, eine Szene ohne jede Vermittelung —? Sie wußte sich nichts zu erklären und verzweifelte. Sie dachte an die Jahre, die sie dahingegeben an dies herzlose Wesen, an die sorgenvollen Stunden, wenn Olympia krank gewesen. Da sie Olympias angeborne Natur entschuldigen, und dafür ihren Vater, Don Tiburzio Ceccone, verantwortlich machen mußte, so hätte sie diesem an den Hals springen und ihn erwürgen mögen. Sogar die Annahme ließ sie gelten, daß Lucinde berechtigt wäre, sie zu hassen; denn sie hatte ja abgelehnt, der Deckmantel eines Verhältnisses der Abenteurerin zum Kardinal zu werden. Aber seltsam, auch Lucinde war ja versöhnt mit Olympia! Hatte Olympia die Erklärung der Herzogin, Lucinden nicht bei sich wohnen zu lassen, nicht früher gebilligt? Olympia war eifersüchtig auf den Einfluß und die Macht, die Lucinde auf ihren „Onkel" gewonnen hatte, und die Herzogin hatte geglaubt, von Olympiens Eifersucht auf Lucinden Vorteil ziehen zu können. Nun sah die selbst nach Intrigen Greifende das Leben solcher

Menschen des Müßiggangs und des Glücks, Zerwürfnisse, Versöhnungen um nichts. Um irgendein auf der Villa Torresani gesprochenes Schmeichelwort Lucindens war vielleicht Olympia imstande gewesen, zu sagen: Was ist denn nur das mit dieser armseligen Herzogin? Ihr Palast soll ja nur Ihnen und Sarzana gehören! Machen wir doch kurzen Prozeß —!

Das ganze Haus hatte sich belebt. Von den Köchen der jungen Fürstin war ein Frühstück gebracht worden. Ein Troß von Dienerschaft war aufgeboten. Dabei arbeitete man im Nebenzimmer zur Linken, klopfte und hämmerte. Es waren die Schreiner und Tapezierer. Die Gardinen wurden abgenommen, die Tapeten abgerissen. Das Ganze kam wie eine Unterhaltung des Übermuts heraus. Denn wer konnte hier wohl so schnell einziehen wollen? Die Deklaration des Grafen Sarzana lag doch wohl noch im weiten Felde. „Megäre," rief die wie aus dem Hause Hinausgeworfene ganz laut, „lade noch deine tolle Mutter zu deinem Gelage, drüben die verrückte Nonne aus den Gräbern der ‚Lebendigbegrabenen'!"

Aus dem Durcheinander einer Konversation, die vorzugsweise von Olympia, ihrer Schwiegermutter und Pumpeo geführt wurde, konnte die Herzogin die Worte des rachsüchtigen Bastardkindes, dem sie ihren Namen, ihre Verwandten als Deckmantel ihres schrecklichen Ursprungs gegeben hatte, vernehmen: „Zieht sonst niemand hier ein, den der Onkel lieb hat, so ist das kleine Haus geeignet, von einem so bescheidenen Priester bewohnt zu werden. Ich mache dem Kardinal Ambrosi seine ganze Einrichtung." — „Kardinal Ambrosi soll hier wohnen? Bennos Nachfolger wieder in deinem — kalten Tigerherzen?" sprach die Herzogin zu sich selbst. Auch drinnen wurde das Gespräch etwas rücksichtsvoller geführt und die Herzogin verstand nichts mehr. Sie besann sich. Sie hatte in den Augen ihrer plötzlichen Feindin den Fehler begangen, daß sie ihr am Hochzeittage die Anwesenheit des schönen Mönches von San Pietro in Montorio verschwieg —!

Allmählich wurde das Gespräch doch wieder lauter. Man hatte gegen den Ausdruck des „heiligen" Kardinals Ambrosi protestiert und damit eine bevorstehende „Seligsprechung" der seit Jahren verstorbenen Nonne Eusebia Recanati bei den „Lebendigbegrabenen" in Verbindung gebracht. Graf Sarzanas Stimme, ein wohlklingender Bariton, wurde mit den Worten vernehmbar: „Kardinal Ambrosi lebt sicher noch vierzig Jahre. Also erst in 140 Jahren ist es möglich, auf seine Kanonisation anzutragen. Aber auch bei ihm wird jemand den Auftrag bekommen, geltend machen zu müssen, welche Rechte der Teufel an ihn hat. Abbate Predari!" rief er, da alle über die Erwähnung der Sitte, bei Heiligsprechungen auch den Teufel zu Worte kommen zu lassen, lachten. „Gesetzt, Sie bekämen diese Aufgabe! Wie würden Sie Ihr Thema anfassen? Halten Sie eine Rede gegen den Kardinal Ambrosi und zum Besten der Hölle!" — „Vergessen Sie dabei nicht die zerbrochenen Beine, als die Tribüne einstürzte, auf

welcher bei seiner ersten Messe im St. Peter Tausende von Menschen standen!" bemerkte die alte Fürstin. — „Und die schlechten Plätze, die der römische Adel gewöhnlich bekommt!" ergänzte der zweite der Prälaten, ein jüngerer Fürst Chigi. — „Lassen Sie mich!" rief sich räuspernd Abbate Predari. „Die Rede halte ich! Ich kann von Ambrosis erster Jugend anfangen, seinen ersten Ketzereien bei den Waldensern. Denn ich war sein Schulkamerad in Robillante!" — „Nun wird nur noch die Stimme des Neides aus Ihnen sprechen!" unterbrach ihn Olympia, die befürchten mußte, selbst in dieser Rede eine Rolle zu spielen. „Genug! Genug!" unterbrach sie aufs neue die Ermunterungen zu einer Rede, die Abbate Predari nicht im mindesten geneigt war, wirklich zu halten — „Graf Sarzana ist sehr verliebt in seine Einfälle!" rief Olympia ärgerlich. „Ich liebte einmal Ihren Grafen, Lucinde, aber nur drei Tage lang. Er war mir zu gelehrt, zu pedantisch, zu spöttisch, zu eingebildet — er las mir zuviel. Viel lesen, das beweist, daß man wenig eignen Geist hat. Hahaha!" lachte sie sich selbst Beifall zu über diesen neuen Gedanken. So ging das Frühstück hin, die Gesellschaft entfernte sich, die Dienerschaft folgte mit den Resten der Mahlzeit.

Endlich war die unglückliche Frau allein im Hause mit ihrer bescheidenen Dienerschaft. Tränen im Auge nahm sie das Beileid derselben entgegen. Der alte Marco erhielt den Auftrag, noch am nämlichen Tage eine Wohnung zu suchen. Er brachte die Nachricht, daß auch Wagen und Pferde auf Befehl der jungen Fürstin Rucca fortgeführt wären. Ein Mietswagen führte sie dann in einige Kirchen. Als sie nach Hause kam, hatte Marco schon Vorschläge für eine neue Wohnung. Sie griff nach der ersten besten und ließ sogleich packen. Sie hatte sich sofort für ein Stockwerk von mehreren gesund gelegenen möblierten Zimmern auf der Höhe des Monte Pincio entschieden. Die dortigen luftreineren Straßen konnte sie vor den Bekannten als Vorwand der Veränderung nehmen. Sie setzte alle ihre Ersparnisse daran, um sich nicht zu sehr als eine Gestürzte darzustellen.

Zu solchen Szenen aus dem geheimen und offnen Leben der großen Prälaten des Kirchenstaats läuteten nun die Glocken der dreihundertfünfundsechzig Kirchen Roms — brausten die Orgeln — schmetterte die Janitscharenmusik der Hochämter — wandelten unter Pfauenfederwedeln und Baldachinen die wohlgenährten Pairs der Kirche — rannten die konvertierten Engländer nach den Katakomben — schwärmten die Deutschen von den Bildern Fiesoles — knieten die Franzosen in Trinità di Monti und küßten die Hände einer Gräfin-Äbtissin der hier eingepfarrten „Soeurs grises" aus den ersten Geschlechtern Frankreichs. Rom spielt seine äußere heilige Rolle mit unbestreitbarer Virtuosität.

An Benno schrieb die vernichtete Frau noch nicht alles, was ihr begegnet war. Sie stand in allem unter dem Einfluß der Reflexion. Zu lange Jahre hindurch hatte sie die Wirkung des Unglücks kennen gelernt, daß Unglück den Umgang verscheucht und den Menschen ver-

einsamen läßt. Aber sie entschädigte sich in einem Briefe an Ceccone. Da hielt sie nichts von ihren Empfindungen zurück. Es konnte sie nicht wundernehmen, daß einige Tage nach dieser Auslassung eine glänzende Equipage an ihrem Hause stand. Sie kam aus Villa Tibur und brachte Lucinden. Mit kalter Ruhe und Sammlung führte sich diese bei ihr mit den Worten ein, der Kardinal hätte sie beauftragt, der Herzogin einen Jahrgehalt anzubieten, den er ihr mit Dank für die geleisteten Dienste ausgesetzt hätte. Sie fügte hinzu, er bedauerte den Einfall der jungen Fürstin von neulich, an welchem er gänzlich schuldlos wäre — wie wir alle — Olympia schwärme, fügte sie hinzu, wieder für den Kardinal Ambrosi und sie wollte wohl auch, sagte sie lächelnd, alle diejenigen strafen, welche dem Bischof von Robillante den Ruf des ersten Priesters der Christenheit gegeben hätten — „Kardinal Ceccone", schloß sie, „würde selbst gekommen sein —" — „Wenn er nicht meine bösen Augen fürchtete!" fiel die Herzogin ein, und in der Tat schien in diesem Moment ihr Blick den Tod androhen zu können. Kaum reichte der ausgesetzte Jahresgehalt für die Wohnung und eine für Italiens Sitten so notwendige Equipage aus.

Lucinde zuckte die Achseln. Für allzuviel Erörterung schien sie nicht aufgelegt zu sein. Sie kam von Santa Maria, dem Mutterkloster der Franziskaner, wo sie bei Klingsohr gewesen. Dort hatte sie den nach glücklich vollendeter Heilung wieder zu Gunst und Gnaden angenommenen Pater Sebastus am Sprachgitter gesprochen. Sie hatte ernste Dinge mit dem vor Schwäche noch an Händen und Füßen Zitternden, aber in ihrem Anblick Überglücklichen verhandelt. Nach dem, was sie von Hubertus schon im Palazzo Rucca, als dieser dort von ihr Abschied genommen, über die zweite Gemahlin des Kronsyndikus erfahren, ließen die jetzt endlich möglich gewordenen Mitteilungen Klingsohrs keinen Zweifel, daß diese zweite Gemahlin eine ehemalige Kasseler Sängerin Fulvia Maldachini, die — Herzogin von Amarillas gewesen sein mußte. In dem lateinischen Bekenntnis Leo Perls hatten diese Namen gefehlt und auch noch jetzt, bei der Verständigung mit Klingsohr, hatte sie sich gehütet, die Fingerzeige allzu grell zu geben; auch mußte sie den kaum Genesenen schonen. Gab ihm das Wiedersehen einen erhöhten Ausdruck der Spannung und Kraft, so forderte sein totblasses Aussehen, seine gekrümmte greisenhafte Haltung zur Schonung auf. Und doch, wie es bei alledem in ihm wogte, verriet das Gedicht, das er ihr zusteckte:

Pallas Athene! Wär' ich immer
Gefolgt nur deinem Schild und Speer —
Ich wäre längst ein Abendschimmer,
Begraben in dem ew'gen Meer!
Was zog mich denn mit Zauberbanden
Hinauf zu Schnee und Alpenhöhn
Und ließ in fernen, heil'gen Landen
Mich Ziele noch und Wünsche sehn?

Krank, totmatt, ausgedörrt die Lunge —
Nahst kaum dem Auge du, dem Ohr,
Raff' ich mich auch mit Löwensprunge
Ein Held zu neuer Tat empor.
Was kommen muß? Du nur gebiete!
Zum Frühling wird des Kerkers Haft.
Maria —? Pallas —? Aphrodite —?
Du gibst die Lebens-, Liebeskraft!

Sie hatte dem Wahnbetörten berichtet, daß ihn Ceccone bei der Congregazione del' Indice für die Beaufsichtigung deutscher Kunst und Wissenschaft verwenden wollte.*) Von Hubertus wußte man auch in Santa Maria noch nichts. Klingsohr versicherte, seines tapfern Freundes Entschlossenheit würde sich in jeder Lage zu helfen wissen.

„Sie wohnen sehr hübsch hier?" fuhr Lucinde, sich im Empfangzimmer der Herzogin umsehend und von ihrer Erschöpfung durch die empfangenen Eindrücke sammelnd, fort. — „Hundert Fuß vom Erdendunst entfernter als an Piazza Sciarra —!" lautete die Antwort — „Wir glaubten neulich alle, die Frau Herzogin wäre bereits ausgezogen." — „Der Kardinal hatte, denk' ich, die Absicht, Ihnen dies Palais — anzubieten?" — „Zu welchem Zweck?" — „Graf Sarzana wird doch wohl seine Stelle bei Sr. Heiligkeit nicht aufgeben? Sie hoffen ein stilles glückliches Leben führen zu können? Vergessen Sie nicht einige Verbesserungen — des Küchenherdes im Palais anzubringen. Sonst ist alles gut imstande." — „Sie sehen weit in die Zukunft, Altezza —!" — „Sind die Verhältnisse noch nicht darnach?" — „Welche? Hoheit kennen die Verhältnisse, in die Sie mich empfohlen haben." — „Sie sind auch für diese Empfehlung recht dankbar gewesen —!" — „Und Sie nicht großmütig, Hoheit. Ich höre, daß Sie mich nicht für würdig halten, die Gräfin Sarzana, was Sie doch wohl meinen, zu werden. Ich bin allerdings keine geborne Marchesina von Montalto wie Sie! Ich bin eine deutsche Bäuerin — das ist wahr! Oder hat man Ihnen aus Robillante etwas anderes geschrieben?" — „Aus Robillante —? Mir?" — „Sie stehen doch im Briefwechsel mit Ihrem Sohne Benno von Wittekind-Neuhof, mein' ich —!" Lucinde warf diese Worte hin wie einen Trumpf, der den Sieg von selbst verbürgt.

Erst wollte die Herzogin auflachen. Dann deutete sie auf Lucindens Stirn, als wäre wohl ihr Verstand nicht recht in Ordnung. Aber Lucinde hielt sich in unbeweglicher Ruhe und wiederholte langsam, was sie soeben gesprochen hatte. Die Herzogin ergriff Lucindens Arm und starrte sie mit aufgerissenen Augen an und schwankte an die Türen, um wenigstens diese fester anzuziehen. Sie litt nicht für sich — was hatte sie zu fürchten! Sie litt nur für Benno, der ihr unter solchen Umständen seines zweideutigen Ursprungs nicht froh werden zu können

*) Die Stelle Augustin Theiners aus Schlesien.

schien. „Sie — sind — wirklich — ein Teufel —!" hauchte sie und setzte sich halb ohnmächtig nieder.

„An diesem ‚Wirklich'", sagte Lucinde, „erkenn' ich die mich betreffenden Stellen Ihres Briefwechsels. Ja, jenseits der Alpen ist man noch immer nicht im reinen, für welchen Ofen der Danteschen Hölle ich passe, aber das soll jetzt auch diesseits der Alpen gelten. Und Ihr Sohn ignorierte mich doch noch mit einer gewissen mitleidigen Toleranz. Übrigens ein trefflicher Mensch, nur mit dem einen Fehler, daß er zu den Männern gehört, die den Verstand andrer und zumal, wenn ihn auch Frauen besitzen, für eine Anmaßung halten." — Eine lange Pause des Triumphes trat ein. Allmählich raffte sich die Herzogin auf und suchte das Fenster, um Luft zu schöpfen. — „Ich spreche eine Vermutung aus, die ich beweisen kann!" fuhr Lucinde fort, indem sie ihr nachblickte. „Der Geistliche, der Sie, Altezza, getraut hat, hieß Leo Perl und war ein Jude. Die Trauung geschah auf Schloß Altenkirchen. Ich kenne manche Folgen dieses abscheulichen Betruges, arme Frau! Benno von Asselyn ist die beste davon. Wie gesagt, ein trefflicher Mensch, ob er gleich zu sehr den — guten Eigenschaften des Kronsyndikus und — den Fehlern seiner Mutter verwandt ist. Madame, Sie wissen, daß ich nur wenig Freunde im Leben gefunden habe! Lassen Sie mir doch die, die ich hier noch gewinnen möchte! Ich versprechе Ihnen, Sie werden von mir unbehelligt bleiben! Vom Kardinal weiß ich, daß nur die Jesuiten und der General der Franziskaner, Olympia höchstens im allgemeinen, Ihr vergangenes Leben kennen. Arme Frau! Da die erste Hochzeit auf einem Betrug beruhte, konnte man Sie nicht der Bigamie anklagen, was lange Zeit in der Absicht Ihrer und der Feinde Ceccones lag. Glorreich wurden Sie gerechtfertigt und neue Gefahren wird es für Sie keine geben. Aber lächeln Sie nicht mehr so spöttisch, wenn mein Name genannt wird —! Übrigens erneuern Sie die Warnungen für den Bischof von Robillante! Schreiben Sie davon Ihrem Sohne! Man erwartet hier Fefelotti. Er bringt die Einleitung eines Prozesses auf Absetzung des Bischofs mit. Jetzt aber muß ich auf Villa Tibur zurück. Der Weg ist weit. Achthundert Skudi nur, Herzogin! Ich finde es ebenfalls erbärmlich! Was kann ich aber tun! Sagen Sie das Ihrem Sohne — dem pedantischen Benno! Wo fanden Sie ihn wieder? Wie erkannten Sie sich? Ja, ja! Sie hatten recht! Zum Spielzeug für Olympia war er doch zu gut." Lucinde war verschwunden, wie sie gekommen. Um die Bedienung in Bereitschaft zu halten, hatte sie selbst die Klingel ergriffen.

Die Herzogin blieb zurück, erstarrt — an Händen und Füßen wie gelähmt. Sie fühlte die Wirkung, die Lucinde beabsichtigt hatte. Mußte sie „diese Schlange an ihrem Busen erwärmt" — sie selbst nach Rom gebracht haben! Unter diesem Damoklesschwert sollte sie nun hinfort leben! Was war aber zu tun? Was um Bennos willen zu unterlassen? Ihre Korrespondenz schien ihr nicht mehr sicher, trotz der Adressen, die hier und in Robillante an die geringsten Leute

gingen. Diese Sprache, diese kurze Eröffnung, diese Schonungslosigkeit des kecken Mädchens! Von Angiolinen hatte sie geschwiegen. Wußte sie nichts von ihr? Sie sah, Lucinde wußte genug, um sie in ewige Fesseln zu schmieden. Und sie mußte das alles in sich selbst verwinden! Trotz des Vorwands, den sie für ihren Umzug in die „bessere Luft des Monte Pincio" gefunden hatte, verließen die Ausgestoßene alle ihre Bekannten. Nicht einmal ein paar alte Prälaten hatten noch das Bedürfnis, bei ihr einige Süßigkeiten zu nehmen. Von Benno erhielt sie keine Andeutung, wie sie sich verhalten sollte. Seine Briefe blieben seit einiger Zeit aus. Sie war in Verzweiflung. Die Nachricht, jene düstern Gemäuer von Coni, die erzbischöfliche Residenz würde ihren Souverän, den grimmen Fefelotti, entsenden und dieser selbst würde neue Schalen angesammelten Zornes mitbringen, um sie über die ihr so werten Menschen auszugießen, war ihr die aufregendste.

Zunächst mußte ihr die Kraft ihres stillen Liebeskultus für den Sohn und die Erinnerung helfen. Es war die Zeit, wo in Rom jeder, der nur irgend kann, auf dem Lande lebt. Die Herzogin mußte sich diesen Schutz gegen die Wirkungen der „Malaria" versagen. Eines Tages war sie in die Nähe des Klosters der „Lebendigbegrabenen" gekommen. Die Nonnen hatten einen schönen, luftreinen Garten. Öfters schon war sie hinübergegangen zu diesen Schwestern der „reformierten" Franziskaner; sie wohnten an Piazza Navona, nahe der Tiber. Sie, die Mitwisserin eines so schweren Geheimnisses, wie doch Olympiens Geburt und Verheimlichung derselben, ja des Kindes selbst war, blieb dort noch immer gut aufgenommen. Hatte sie doch dem Kloster diese schwere Last, das lämmermordende Kind, abgenommen! Nicht alle Gründe hatte sie Benno erzählt, die damals die fromme Genossenschaft bestimmten, eine so gewagte Handlung zu begehen und eine Nonne einzukleiden, die ihnen eine geheime Kommission des peinlichen Tribunals als eines Attentats auf den Inquisitor Ceccone „verdächtig" überwiesen hatte und die schon allein deshalb abzuweisen gewesen wäre, weil sie keine unbescholtene Jungfrau war. Daß den Klöstern Verbrecher zur Bewahrung übergeben werden, ist nichts seltenes; aber eine Braut des „Himmels" gesegneten Leibes — und sogar von einem Monsignore, der unter Umständen, die keine nähere Untersuchung des Frevels wünschen ließen, von ihr einen Mordanfall erlitten hatte —! Das Kind blieb am Leben und wurde aus dem geräumigen Kloster nicht entfernt. Hatte doch diese Seelengrube noch eine andere Ehrenaufgabe als Ziel, auf welche die jungen Prälaten neulich angespielt hatten. In der zu ihm gehörigen Kirche befand sich eine „Mumie" — der Leichnam der Stifterin des Klosters, einer Franziskanerin, die im Jahre 1676 die strengere Regel Peters von Alcantara angenommen hatte. Bei zufälliger Öffnung ihres Sarges im Beginn dieses Jahrhunderts fand man die Schwester Eusebia Recanati nicht verwest. Der Leichnam hatte sich in

seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, während die Gewänder, der braune Rock, der schwarze Schleier, das weiße Kopf- und Halstuch zermürbt zusammenfielen. Ohne Zweifel lag hier ein Wunder vor! Seit dreißig Jahren petitionierte das Kloster um die Anerkennung dieses Wunders, die Heiligsprechung der Eusebia Recanati. Schon jetzt wurde sie an gewissen Tagen in einer Kapelle der Kirche, in einem mit Verglasung versehenen, verschlossenen Schrank in sitzender Stellung dem Volke gezeigt. Seit dreißig Jahren bestand eine Kommission zur Prüfung der Ansprüche, die Eusebia Recanati auf den Schmuck des Heiligenscheins hatte. Dem Kloster wäre die wirklich erfolgte Heiligsprechung und ein unversehrter Heiligenleib eine Quelle des reichsten Gewinnes geworden. Aber die andern Orden regten sich voll Eifersucht. Hin und her rannten die schwarzen Oblaten und Ursulinerinnen, die weißen Kamaldulenserinnen und Karthäuserinnen, die hellbraunen Olivetanerinnen, die schwarzweißen Philippinen, die schwarzbraunen Augustinerinnen, die weißschwarzen Dominikanerinnen, die braunen Karmeliterinnen und Kapuzinerinnen, die blauen Annunziaten, die roten Sakramentsanbeterinnen und hinter ihnen her die entsprechenden Mönchsorden mit ihren sämtlichen Generalen. Man gönnte den Lebendigbegrabenen, die schon an den Pallien so viel verdienten, diese neue Erwerbsquelle nicht. Aber die Lebendigbegrabenen rührten sich. Sie bewiesen, daß diese schreckhaft anzusehende, verschrumpfte, vollkommen braunem Leder gleichkommende Eusebia Recanati, dies mit den glänzendsten Kleidern geschmückte und mit goldenen Spangen befestigte Grauenbild, Wunder verrichtete, Lahme gesund machte, Blinde sehend, Taube hörend. Und doch — doch — dreißig Jahre schmachteten die Nonnen um Entscheidung der Kardinäle. Eine Generation starb darüber hin. Fefelotti und der Jesuitenorden waren Feinde der Nonnen. Sie beschützten die vornehmen neuen Orden, die Salesianerinnen, die Annunziaten, die Sakramentsanbeterinnen, vorzugsweise die Damen vom Herzen Jesu. Die Jesuiten ließen sogar mit jenem Schein von „Aufklärung", der ihnen überall an geeigneter Stelle geläufig ist, alle Wunder, welche diese Mumie vollzogen haben sollte, ärztlich untersuchen und erklärten sie für null und nichtig. Lehrten doch auch Jesuiten auf der Universität Roms, der „Sapienza", Heilkunde und Naturwissenschaften. Die Gutachten, die ihre Kommission gegen die Heiligsprechung der Eusebia Recanati übergab, waren von einer Freimütigkeit, als hätte sie Alexander von Humboldt verfaßt.

In solchen Klöstern, wo ein Industriezweig getrieben wird, z. B. das Blumenmachen, sieht es wie in einer Fabrik aus. Gern läßt man auch noch Zöglinge und Kinder zur Mithilfe hinzu; aber die „Lebendigbegrabenen" repräsentierten ihr kleines „Manchester" für sich. Ihr Fleiß hielt gleichen Schritt mit der Sterblichkeit unter den Bischöfen von 131 Millionen Seelen. Sie schoren und spannen und webten Bischofs-Humeralien, ja einige uralte darunter konnte

die ehemalige Sängerin, die man in die Klausur ließ, und die sich auf Mythologie verstand, nicht anders betrachten, als unter dem Bilde der Parzen Clotho, Lachesis und Atropos. Auch Lucrezia Biancchi spann und sang alte Lieder — Freiheitslieder, die sie von ihren Brüdern gelernt hatte, weniger vom Napoleone, als von Marco und Luigi. Für einen kleinen Schwestersohn von ihr, den schon da die „schöne Wäscherin" vom Tiberstrande erzog, als sie die neue Judith zu spielen begann, hatte der liebevolle Ceccone gesorgt; gesorgt, wie man in Rom versorgt. Als die Oheime des kleinen Achille Speroni, Luigi und Napoleone Biancchi, nur durch die Flucht von den Galeeren freikamen und als sogar Marco zum Tode verurteilt, dann zu den Galeeren begnadigt, schließlich verbannt wurde, war der Knabe erst sieben Jahre alt. Ceccone ließ ihn verschneiden und zum Sopransänger der Sixtina erziehen.

Als die Herzogin am Abend nach der Schreckensszene mit Lucinden den Garten des Klosters besuchte, sah sie die Mutter Olympiens, die ihrem Kinde schon nach dem Empfangen fluchte, die irrsinnige, magere, hohläugige Lucrezia, wie immer spinnen. Die Herzogin erzählte ihr von ihres Bruders Luigi Gefangenschaft in Brünn. Die Spinnerin hielt einen Augenblick inne und zeigte auf die Wolle am Rocken und auf den langen Faden, den sie aufgewickelt hatte. „Das ist recht! Er muß Geduld haben!" sagte sie und feuchtete den Faden an. „Ja," entgegnete die Herzogin, „du meinst die Zeit! Schwester Josepha!" (so war sie beim Einkleiden getauft). „Nicht wahr — der lange Faden ist die Zeit! Auf den müssen wir alles aufreihen —!" Schwester Josepha hatte die fixe Idee von ausbleibenden Briefen — Briefen, die Gott, Jesus, St. Johannes, die Heiligen an sie geschrieben hätten — es waren die Briefe ihrer verbannten Brüder —, die in den Gefängnissen Roms, unter all den Torturen gesessen hatten, die vom Rechtswesen des Mittelalters im Kirchenstaat zurückgeblieben sind.

Aber die Herzogin war über ausbleibende Briefe ebenso trostlos wie Schwester Josepha. War Benno krank? Sie nahm eines jener schöngeformten eisernen Gestelle, in welche man in Italien die Waschschüssel stellt, und stand wie Pythia am Dreifuß, um an den Wellenschwingungen, die ins Wasser geworfene Kiesel hervorbringen, zu erkennen, ob die Ringe, große oder kleine, Glück oder Unglück bedeutende wären. Sie nahm Asche vom Feuer des Herdes, streute sie nachts auf den Sims eines vom Winde bestrichenen Fensters und schrieb mit zitterndem Finger die Frage, ob Benno gesund wäre: „Sano?" hinein. Am Morgen dann las sie mit banger Erwartung, was der prophetische Wind aus den Buchstaben gemacht haben würde. Das Orakel antwortete das erstemal: Santo. Wie, dachte sie den Tag über — er ist doch wohl nicht gar in ein Kloster gegangen? Auch er will Priester werden? Damit quälte sie sich einen ganzen Tag. Kein Brief kam. Am Abend schrieb sie wieder in die

Asche: Sano? Am Morgen las sie in dem verwehten Aschenstaube: Cane. Himmel, dachte sie jetzt und raufte sich das Haar, ein toller Hund hat ihn gebissen —! Am dritten Tage las sie: Caro. Das machte sie ein wenig ruhiger. So war er doch vielleicht nur verliebt und vergaß sie um — wessentwillen? Etwa Armgarts? Am vierten las sie: Sale — Salz oder Verstand — Die Ironie des Zufalls lehrte sie nicht, daß sie ihre Torheiten lassen sollte. Sie grübelte, worin Bennos Schweigen jetzt gerade ein besonderer Beweis von Verstand sein konnte.

Als sie am Tage, wo sie Sale gelesen hatte, von einer Korsofahrt nach Hause kam und wieder im Hause eines Lotteriekollekteurs, unter dessen Adresse die Briefe gingen, nichts für sie Bestimmtes gefunden hatte, schleppte sie sich halb zusammenbrechend die Treppe hinauf. Als sie eben ihre Hauskleider anlegen wollte, hörte sie von der Straße her einen Wagen anrollen und halten. Nach einer Weile klingelte es und mit hochaufgerissenen Augen kam ihr alter Diener Marco und brachte die Wundermär: „Wer ist draußen? Kardinal — — Fefelotti!" Die Herzogin traute ihrem Ohre nicht, die Tür ging auf. In der Tat, der Erzbischof Fefelotti, Kardinal und Großpönitentiar der Christenheit erschien in eigener Person.

Sind die Hunde aus den Wölfen entstanden, so stellte Fefelotti jenen Übergang vor, wo möglicherweise zuerst die Wölfe anfingen sich in den Gewohnheiten eines zahmeren Haustiers zu versuchen. Seine runde Nase, seine buschigen Augenbrauen, sein von Pockennarben zerrissenes Angesicht war wie sonst dasselbe, aber eine heilige, sozusagen gesättigte Ruhe lag gegenwärtig auf seinen Mienen. Konnte er doch wahrlich lächeln über den neuesten Sieg, den er errungen hatte. Man hatte ihn einst dem „besten der Priester" als „schlechtesten" zum Opfer gebracht und verbannt. Jetzt war er wieder in Rom und schwang die Stachelgeißel des geistlichen Kriminalgerichts. „Hahaha! Sie kluge Frau," sagte er, „ich habe Sie immer so gern gehabt! Wie konnten Sie sich einst von meiner Fahne entfernen! Sie haben sechzehn Jahre Ihres Lebens verloren. Wie hoch ist die Pension, die Ihnen mein alter Freund Don Tiburzio zahlt?" — Die Herzogin hatte die Schule der Leiden in einem Grade durchgemacht, daß sie sich weder über Fefelottis Besuch allzu erstaunt zeigte, noch auch Ceccones Undankbarkeit ganz nach dem Schmerz schilderte, den sie darüber empfand. Sie wünschte dem Großpönitentiar Glück zu seiner neuen Erhebung, ließ die von ihr betonte, wahrscheinlich nahe bevorstehende Papstwahl nicht ohne Bezüglichkeit auf die Hoffnungen des ehrgeizigen Priesters — und klagte Ceccone nicht allzu heftig an.

Fefelotti sah sofort die Schlauheit der weltgewandten Frau, die ihn einst an Ceccone verraten hatte. Sich mäßigend schlug er die Augen nieder, beklagte die Leiden Sr. Heiligkeit und gestand offen, daß durch die Wiederherstellung des Jesuitenordens, dessen Affiliierten er sich schon seit lange nennen konnte, endlich etwas Festes und

Dauerndes in die schwankenden und von den Persönlichkeiten der Päpste abhängigen Zustände der Kirche gekommen wäre. Seine eigene Wiederberufung bewiese, daß sich ohne den Rat des Al Gesù nichts mehr in der katholischen Welt unternehmen ließe. Dann mußte ihm die Herzogin von Ceccones „häuslichen" Verhältnissen erzählen, wobei er an dem kleinsten Verdruß, den das Schicksal „seinem guten Freunde" nur bereitet hatte, seine Freude hatte. Und die Herzogin war klug genug, trotz ihrer Abneigung gegen den häßlichen Mann, dessen falsche Zähne nach jedem Satz, den er sprach, ein eigenes Knacken der Kinnlade von sich gaben, und gegen welchen noch jetzt gehalten Ceccone ein Apoll war, doch das Verlangen nach Befriedigung seiner Schadenfreude nicht unerfüllt zu lassen. Marco hatte rasch Sorbett besorgt. Fefelotti schlürfte die Erfrischung. Darüber bekamen seine Zähne einen bessern Duft als gewöhnlich und sie knackten nur noch von der Berührung mit dem Löffel. Von Bonaventuras Kampf gegen Fefelotti sprach sie nichts. Sie fürchtete Benno mit Anzüglichkeit erwähnt zu hören. Sie sprach zunächst von den Erinnerungen der Wiener Reise. „Roms Lage ist schwierig!" sagte Fefelotti. „Wir bilden zu gleicher Zeit das Zentrum der Welt und das Zentrum Italiens. Wir sollen rein geistlich und für die Ewigkeit auf die Gemüter wirken und sind von allen politischen Strudeln des Tages abhängig. Die neue Zeit hat mit ihren Forderungen dem apostolischen Stuhl eine fast unerschwingliche Aufgabe gestellt. Ohne die weltliche Würde kann die geistliche Souveränität des Heiligen Vaters nicht auf die Dauer bestehen. Uns jene zu erhalten, erfordert die äußerste Anstrengung. Ich billige ganz, wenn Ceccone seine kleinen Koketterien mit den sogenannten „Hoffnungen Italiens" zu unterlassen angefangen hat. Erzählen Sie mir doch noch mehr von Wien —!" — Die Herzogin bestätigte, daß Ceccone bedeutend abgekühlt in seinen politischen Neuerungstrieben von Wien zurückgekommen. Der Fürst Staatskanzler hätte ihn belehrt, daß die Tribunen Roms sich immer erst mit dem Entthronen der Päpste und dem Halsabschneiden der Kardinäle beschäftigt hätten. Olympia wäre von „politischen Reformen" kuriert gewesen, als ihr der Oheim gesagt hätte: Politische Reformen bedeuten: Nur einen Bedienten für dich, monatlich nur ein Paar neue Handschuhe und die Notwendigkeit, deine Hemden selbst nähen zu müssen! — Fefelotti hielt sich die Seiten vor Lachen. „Ich bin jetzt mit Ceccones politischer Haltung ganz einverstanden," sagte er. „Sie ist fest, läßt sich auf keine Transaktionen mehr ein. Rom ist unterwühlt von Verschwörungen! Verbannung nur, nur die Galeere können helfen! Das Geringste ist das Verbot aller zweideutigen Schriften — Apropos — Wissen Sie — nichts Näheres über diesen „ermordeten" Grizzifalcone —?" Bei diesen Worten drückte der Kardinal seine kleinen Rattenaugen zusammen und ließ ein bedeutsames Knacken seiner Zähne vernehmen. Der Duft der Orangen verflog. Die Herzogin drängte ihm eine zweite Schale Sorbett auf.

„Glauben Sie," fragte er, „daß Ceccone jene für den Fürsten Rucca bestimmt gewesene Liste an jenem Abend in den Taschen des Räubers vorgefunden und eingesteckt hat? Der alte Rucca behauptet es. Inzwischen sind der Pilger und der Mönch, der jenen suchen sollte, ohne Zweifel von den Zollwächtern, die verraten zu werden fürchteten, erschlagen worden." — Die Herzogin entsetzte sich und eine Weile verzog sich der bisherige heitere Ausdruck der Mienen Fefelottis, seine schwarzen Brauen senkten sich auf die Augen, die ein verderbliches wildes Feuer zu verbergen schienen. Dennoch suchte er wieder die Stimmung des Scherzes festzuhalten, sogar als er von Kardinal Ambrosi zu sprechen begann. „Ich habe ihm eine Amtswohnung verschafft. Er ist Vorstand der „Kongregation der Reliquien und Katakomben" geworden. Vielleicht ist er so galant, Olympien mit der Heiligsprechung der Eusebia Recanati ein Gegengeschenk für seine Ehrung zu machen. Sie wissen doch noch, daß wir einst um die kleine „Wölfin" bei den „Lebendigbegrabenen" auseinandergekommen sind — Sie schlimme Frau, die Sie mir auch in Wien einen noch gottseligeren Priester auf Erden entdeckt hatten, als dieser Vincente sein soll und versteht sich, ich selbst — Ja Sie! Sie! Ich weiß es —Meinen Nachbar bei Coni — den magnetischen Bischof Bonaventura von Asselyn! Den haben Sie zuerst Olympien empfohlen. Der Spott, der dabei auf mich entfallen sollte, kam allerdings wohl nur von dem kleinen Grasaffen her." — Die Herzogin spitzte ihr Ohr. Jedes Wort in diesen leichten Scherzen war bedeutungsvoll. Ihr Palais an Piazza Sciarra stand also noch leer? Kardinal Ambrosi hatte sich dem Verehrungskultus Olympiens entzogen? — „Aber gut," fuhr Fefelotti mit jesuitischem Eifer fort, „daß ich mich an diesem Eindringling auf italienischen Boden habe überzeugen können, wie gefahrvoll die deutsche Kirche wird! Kaum in sein Amt eingeführt, begeht der Freche eine Untat nach der andern! Der Verbündete einer Ketzerin, die auf dem Schlosse Castellungo haust, wahrt er den durch die Milde der Zeiten noch übriggebliebenen Resten einer schismatischen Sekte die Rechte, die sie verbrieft besitzen wollen, bestreitet das ihnen streng eingeschärfte Verbot, Proselyten zu machen, behauptet, die Dominikaner hätten außer diesen gefänglich eingezogenen, dann freigegebenen religiösen Fanatikern einen Eremiten eingekerkert, der die Rolle eines Wohltäters des Volkes spielt und nur ein Verbreiter ruchloser Lehren gewesen ist. Auch dieser Eremit war ein Deutscher! England und Deutschland! Das wird unser Kampfplatz werden! In Deutschland ist es schon wieder wie zur Zeit Luthers. Ein Priester ist aufgestanden, der dem Bischof von Trier die Aussetzung des Heiligen Rocks zum Verbrechen am „Geist der Zeit" macht! Die ketzerischen Bewegungen auf dem Gebiet der Lehre, ja des Kultus nehmen überhand. Erkundigungen, die wir über den Bischof von Robillante eingezogen haben, machen den Toren zur Absetzung reif. Und der blinde Wahn dieses Mannes geht so weit, hieher nicht als ein Angeklagter,

sondern als ein Richter kommen zu wollen." — „Hieher —? Er wird berufen?" fragte die Herzogin erbebend vor Angst und doch wieder vor Freude. — „Der Bischof behauptet, daß die Nachricht, man hätte jenen Eremiten in der Mark Ancona als Pilger gesehen, ein absichtlich ausgesprengter Irrtum wäre; im Gegenteil, derselbe wäre von den Dominikanern nach Rom überführt worden und säße hier in irgendeinem Kerker. Der Pilger von Porto d'Ascoli, das erklärte er noch kürzlich, wäre ohne Zweifel ein anderer. Seit man nun jetzt verbreitet, jener sei ermordet worden, hat sich eine Szene mit ihm, die zu seiner sofortigen Verhaftung hätte führen müssen, zugetragen, wäre nicht die besonnene Vermittelung eines seiner Verwandten dazwischengetreten —"

Es war schon halb elf Uhr, als sich endlich der Kardinal entschloß, aufzubrechen. Er hatte ein paar angenehme Stunden zugebracht, hatte sich schnell wieder in den römischen Dingen orientiert und versprach wiederzukommen. Dann küßte er der Herzogin mit aller Galanterie die Hand, sagte ihr die Tage und die Orte, wo er „zum erstenmale aufträte" — d. h. zum erstenmal die Messe lesen würde. Das waren Schauspiele, wo sich alles, was zur Gesellschaft gehörte, versammeln mußte. Er versprach ihr die „besten Plätze", unter andern zu einem morgenden Gebet von ihm in der Sixtina. „Daß ich," sagte er beim Gehen, „Ceccones Feind nicht mehr sein will, beweise ich dadurch, daß ich den Schein von ihm entferne, als könnte er einer Dame, welcher sich seine Ehre lebenslang verpflichtet fühlen sollte, wie Ihnen, undankbar gewesen sein." Mit dieser artigen Wendung empfahl er sich.

Die „Dienerschaft", die der alte Marco rasch durch einige Hausgenossen vermehrt hatte, stand in den Vorzimmern. Die Umwohner hatten sich den Schlaf versagt, um dem Schauspiel der Abfahrt eines Kardinals beizuwohnen. Fefelottis Pferde trugen am Kopfgestell der Zäume die roten Quasten. Die Kutsche war vergoldet; zwei Lakaien sprangen hinten auf, während ein dritter mit dem Ombrellino an der Haustür wartete und beim Einsteigen den kleinen stämmigen Priester begleitete, der seinerseits nur einfach, mit dem roten dreieckigen Interimshut erschienen war.

Einige Freude empfand die gedemütigte Frau denn doch über diesen Besuch. Sah sie auch Gefahren über den Häuptern der ihr allein noch im Leben werten Menschen sich zusammenziehen, so blitzte doch in solchen Nöten ein Hoffnungsstrahl auf durch die Beziehung zu einem so mächtigen Manne, der glücklicherweise ihren wahren Anteil an den Schicksalen der Bedrohten nicht ahnte. Benno hatte also jener von Fefelotti erwähnten Szene beigewohnt und ihren schlimmen Ausgang gemildert. Sie wollte noch einen Tag warten und dann auf jede Gefahr hin dem Sohn mitteilen, worin sie ihre Sorge auf ihn, seinen Rat und seinen Beistand werfen müßte. Die Vorladung Bonaventuras schien noch nicht entschieden zu sein.

Wieder schrieb sie in die Asche die Frage Sano? Am Morgen hatte der Wind Canto daraus gemacht. — Wie so sicher in ihrem Aberglauben fuhr sie in die sixtinische Kapelle —! Stolz schritt sie die Treppe hinauf an den salutierenden, hanswurstartig gekleideten Schweizern vorüber. Vom vorschriftsmäßig schwarzen Schleier verhüllt blickte sie zur Menschenmenge nicht auf von dem kleinen ihr in der Tat reservierten Plätzchen aus. Die hier von Michelangelos Pinsel in die Hölle geschleuderten Bischöfe und Kardinäle waren ihr heute nicht, wie wohl sonst, Gegenstände der Zerstreuung, wenn sie in ihnen zum Sprechen ähnlich getroffene noch lebende Würdenträger suchte. Das verschrumpfte Antlitz des Achille Speroni auf dem Singchor sah sie ohne Lächeln wieder. Speroni, der Cousin der jungen Fürstin Rucca, stand in seinem violetten Rock mit dem weißen Spitzenüberwurf und der roten Halsbinde anfangs wie ein Mann, sang auch eine Zeitlang wie ein Mann: Maria, ad te clamamus exules filii Evae! Plötzlich, bei den für einen exul filius Evae in der Tat ergreifenden Worten: „Maria, zu dir seufzen wir auf, weinend und flehend, in diesem Tal der Tränen!" ging der Unglückliche in die äußerste Kopfhöhe über, fistulierte eine Weile und war zuletzt bei den für einen Entmannten erschütternden Worten: „Zeig' uns, Maria, die gesegnete Frucht deines Leibes!" ein vollständiges Frauenzimmer. Die Herzogin kannte nicht wörtlich den Inhalt dieser für die Trinitatiszeit normalen abendlichen Horengesänge; sie verstand nicht, wie die Worte in schneidender Ironie zur Verstümmelung des Sängers standen; im Geist aber hörte sie Bennos gelegentliche Äußerung: „Schon um diese krähenden Hühner der sixtinischen Kapelle allein muß die römisch-katholische Kirche, wie sie ist, untergehen!" Mancher lächelnde und ironische Blick haftete an der Herzogin. Er sollte ihrem Sturz gelten. Sie dagegen durfte diesen Monsignores, Ordensgeneralen, Uditores und Adjutantes di Camera nicht minder ironisch lächeln. Wie nur eine Hofdame bei einer großen Cour die Geheimnisse all dieser so steif sich verbeugenden Welt von ihrer Reversseite übersieht, so auch blickte sie auf all diese tonsurierten Häupter, die aus ihrem Leben das Frauentum ausgeschlossen zu haben schienen und die alle, alle gerade vom Frauentum am meisten abhängig waren — nächst der Abhängigkeit von ihrem Ehrgeiz.

Ihren Wagen behielt sie und befahl dem Kutscher, sie heute auf den Korso und in den Park der Villa Borghese zu fahren. Sie kam sich wie wiederhergestellt vor. Wie sie gegen neun Uhr nach Hause kam, hörte sie, daß ein Fremder nach ihr verlangt hätte. Er wollte morgen zeitig wiederkommen — hieß es. Dem beschriebenen Wuchse nach war es Benno. Ein dunkler, voller Bart, der das ganze Gesicht beschattete, ein grauer Kalabreserhut — das stimmte freilich nicht zu ihrer Erinnerung. Aber — wer konnte es anders sein? Zur Nacht speiste sie nicht vor Aufregung. Mit zitternder Hand schrieb sie in ihre Asche: „Sano?" Kaum, daß sie einige Stunden schlief.

Am Morgen las sie die Antwort des Windes: „Salve!“ — Salve! Sei gegrüßt! In der Tat, einige Stunden später lag sie in Bennos Armen.

6. Sei gegrüßt.

Nichts ist so anziehend als ein junger, wohlgebildeter Mann mit Geist, Lebensmut und Sorglosigkeit. Gehört ihm doch die ganze Welt. Alles, was ihm die Gegenwart versagt, muß sich ihm zu Gefallen ändern. Der Tag rauscht dahin, manches Jahr wird bis zum endlich erreichten Ziele vergehen, aber den Reichtum seiner Lebenskraft scheint nichts berühren zu können. Gefühle, Leidenschaften, Gedanken, womit das Alter schon geizt, wovon es nur noch Einzelnes und mit Prüfung Abgegrenztes entgegennimmt, ihm ist noch alles eine in sich systematisch zusammenhängende Welt, die den ganzen Menschen ergreift, alle Sinne zu gleicher Zeit, die Seele und den Leib, den Leib und die Seele befriedigt.

Nachdem die ersten Jubelrufe, Liebkosungen, Erinnerungen, Vorwürfe über sein stetes Entfliehen vorüber waren, verriet Benno die frohe Stimmung, in welche ihn die glückliche Lage versetzen durfte, von seinem Bruder Wittekind anerkannt worden zu sein. Seine Geldmittel flossen nach Bedürfnis. Schon hatte er sich bei Sopra Minerva eine Wohnung gemietet. „Ich Törin!“ wehklagte die Mutter. „Ich mißtraute der Sicherheit unserer Briefe und schrieb dir über nichts.“ Noch wagte nicht die Mutter von Lucinden zu sprechen, erzählte aber Ceccones Benehmen gegen sie. Nach den ersten Aufwallungen über diese der armen Frau widerfahrenen Kränkungen wurde Benno zerstreuter und abwesender. Er schützte für eine vorläufige Entfernung das Suchenmüssen eines Freundes vor. Dieser hatte vor ihm eintreffen wollen. Er erzählte einiges von Bonaventuras schwieriger Stellung, vom Dank, den sich sein Freund durch die Befreiung einiger Opfer der Inquisition erworben, von Bonaventuras Mißtrauen gegen die ihm von Rom durch Lucinde und die Mutter gewordenen Mitteilungen über die Identität jenes Pilgers mit dem Eremiten Fra Federigo, der sich nach einer dort allgemein verbreiteten Meinung in den Kerkern der Inquisition zu Rom befinden müßte, von Fefelottis bedenklicher Feindschaft, die es indessen zu einer förmlichen Anklage durch die Congregazione de Vescovi e Regolari noch nicht hätte kommen lassen.

Die Mutter wagte sich mit einigen ihrer Erfahrungen hervor. Sie erzählte von Fefelotti, erzählte endlich auch — Lucindens Mitwissenschaft um das Geheimnis seines wahren Namens. „Von dieser Seite kann doch nur das Verhängnis kommen!“ erwiderte Benno mit den lebhaftesten Zeichen der Betroffenheit. — „Tat ich recht, mit einem solchen Dämon Frieden zu schließen?“ fragte die Mutter und las voll Angst in seinen Mienen. — „Gewiß! gewiß!“ sagte Benno fast abwesend, wollte dann gehen und den Freund suchen. Offenbar kämpfte sein Inneres noch irgendeinen Kampf durch. Die Mutter sah

das und wollte ihn nicht gehen lassen. Als er dann aber mit dem Versprechen schied, gegen Abend zurückzukehren, als sie in die letzte Umarmung die ganze Empfindung gelegt hatte, die sie vorm Jahr nach ihrem: „Auf Wiedersehen!“ in ihr Herz verschlossen und angesammelt, überfiel sie jenes Bangen, wovon wir selbst nach der mächtigsten Freude und ohne allen Grund erschreckt werden können. Salve! Salve! rief sie ihm zwar nach und ihres Orakels dankbar gedenkend. Aber das wiedereroberte Glück wuchs zu solcher Höhe, daß sie ein Schwindel ergriff. „Ist es denn möglich,“ rief sie aus, „sein Vaterland scheint nicht mehr dieser kalte Norden zu sein! Er spricht nicht bloß so schön in den Lauten unserer Zunge, er spricht im Geist seiner Muttersprache!“ Zwei Stunden war er bei ihr gewesen. Nun erst dachte sie allem nach, was er gesagt. Er hatte politische Äußerungen fallen lassen, hatte nach einigen freisinnigen Namen, nach Lucian Bonaparte gefragt. „Himmel,“ rief sie, „ich sollte erleben, daß ich eine Römerin werde wie die Mutter der Gracchen! Cäsar, Cäsar, ich bin nicht so stark wie Cornelia! Ich zittere vor Gefahren, in welche du dich begibst!“ Wie ernst hatte er das Pastellmedaillon des Herzogs von Amarillas betrachtet! Wie wehmutsvoll umflorte sich sein Auge, als sie ein Andenken ihrer trüben Jugendjahre, jenes Medaillon, geöffnet und daraus Angiolinens immer noch mit den Spuren ihres Blutes behaftetes Haar hervorzog. Zugleich hatte sie ein geheimes Fach ihres Schreibsekretärs aufgezogen und ihm Erinnerungen an Kassel, Neuhof, Altenkirchen gezeigt, die gefälschten Dimissorialien, die Zeugenaussagen der Freunde Wittekinds. Alledem sprach der endlich wiedereroberte Sohn Worte voll Ernst und Charakter. All' ihre Unruhe sammelte sich jetzt in der Sorge um ein würdiges Empfangen des Sohnes für den Abend. Vielleicht kam er dann mit seinem in Aussicht gestellten und vielleicht aufgefundenen Freunde. Dieser letztere hätte schon drei Tage vor ihm in Rom sein sollen, hatte Benno erzählt und seinen Namen mehrmals genannt. Daß sie diesen behielt, war von einer Italienerin nicht zu erwarten.

Das beste Zimmer der Etage bot einen Ausgang auf eine prächtige Altane — das Dach eines vorgebauten niedrigeren Hauses. Hier war die Plattform mit riesigen großen Blumentöpfen besetzt, kleinen Orangen-, großen Oleanderbäumen. Die geöffnete Tür ließ die Wohlgerüche der Pinciogärten in das einfache, heute doppelt sorgfältig geordnete Zimmer einziehen. Noch wurden Teppiche auf die von den Blumenstöcken leer gelassenen Stellen gebreitet. Es war die unschuldigste Nachahmung der „hängenden Gärten der Semiramis“. Ein ungehinderter Fernblick zeigte ein Häusermeer, aus welchem die Kirchen, Säulen und Obelisken, schon von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet und rosig verklärt, emporragten. Die Luft noch wie frühlingsmilde. Die Mutter hätte der ganzen Welt zurufen mögen: Wo ist heute eine größere Festesfreude, als bei mir!

Marco lief hin und her und kaufte ein. Mag er ein wenig

die Ohren spitzen, mag er sogar denken: Das ist wohl gar der Vielbesprochene, um den die Fürstin Rucca so manche Tasse zerbrach und an den Kopf der Diener so manchen Teller warf! So dachte sie sich's. Aber nun: Was wird Olympia sagen! Da stand sie beim Arrangement ihrer Blumen still und flüsterte wieder: Wohl! Wohl! Was wird Olympia sagen! Mehr schon zu fassen und zu denken vermochte sie noch nicht.

Benno kam dann rechtzeitig und noch vor dem Abend. Der Freund war noch nicht angekommen. Er hieß Thiebold de Jonge — „Tebaldo". Nun wurde wenigstens einer der Namen behalten. „Wohl jener —?" fragte die Mutter und erzählte, was sie über Armgarts drei Freier wußte. Lucinde hatte davon mit ihr gesprochen. Benno strich den langen lockigen Bart, der auf die weiße Weste niederglitt, und sagte: „Es ist unwürdig, von Armgart in einem Augenblick zu sprechen, wo ich nur zu sehr verrate, daß — ich bedauere, von Olympien vergessen worden zu sein!" — „Bedauere —?" — Die Mutter begriff diese Äußerung nicht, wollte aber nicht forschen. Nur auf sein Äußres forschte sie. So nimmt er sich aus vor den andern! So gleicht er — dem bösen Vater und so gleicht er ihm auch nicht! Angiolinens Haar unter dem großen Medaillon des mit Orden bedeckten weißlockigen Herzogs von Amarillas hatte er sich wieder betrachten zu dürfen erbeten. Benno sah ebenso voll Wehmut den Inhalt der Kapsel, wie mit Interesse das Bild des greisen Herzogs, der in jedem Zug den Spanier verriet.

Die Politik war in der Tat die Seele von allem, was Benno in längerer und ausführlicherer Erörterung sprach. Er sah sich um, ob sie unbelauscht blieben. Die Mutter führte ihn auf die Altane hinaus, wo nun der Himmel dunkelte. Alles war still. Da saßen sie unter den duftenden Blüten. Ihre Hände ruhten auf dem Schoß der Mutter ineinander. Er erzählte, daß er vorm Jahre mit den Depeschen des Staatskanzlers nach Triest und von dort zu Schiff nach Ancona gereist wäre — den kürzesten Weg, um in Zeit von acht Tagen Rom zu erreichen. Auf dem Dampfboot hätte er eine Bekanntschaft gemacht. Ein hoher stattlicher Mann wäre ihm aufgefallen, ein Greis mit weißen Haaren, doch kräftigen dunkelgebräunten Antlitzes, eine Erscheinung, vor welcher die Bemannung des Schiffes ebensowohl, wie die Passagiere die größte, wenn auch eine etwas scheue Hochachtung bezeugt hätten. Bald hätte er erfahren, daß dieser in einen grauen militärischen Oberrock, sonst in Zivil gekleidete Mann einer der ersten Namen des Kaiserreichs war, Admiral der österreichischen Flotte, Franzesko Bandiera.*) Italiener von Geburt, Venetianer aus den alten Geschlechtern, hatte Bandiera die angeborene Seemannsnatur zugunsten des Staates ausgebildet, dem ihn die Geschicke nach dem Sturz Napoleons zugewiesen. Er hatte die kaiserliche Marine

*) Geboren 1780 in Venedig.

ebenso vervollkommnet, wie ihrer Geschichte Lorbeern errungen — er befehligte die österreichische Fregatte „Bellona", die noch vor kurzem ein englisches Bombardement vor St. Jean d'Acre unterstützte. Er hatte Reisen nach Amerika gemacht und trug, wenn er sich in der ganzen Wiedergabe seiner Würde hätte zeigen wollen, die Brust mit Orden bedeckt.

Des genannten Mannes Lage kannte die Herzogin. Sie wußte, warum sein Blick so traurig und vor ihm die Ehrfurcht so scheu hatte sein müssen. Zwei seiner Söhne, Benno bestätigte ihre Kunde des Verhältnisses, hatten die Loyalität des hochgestellten Vaters auf eine in Österreich mit Indignation, in Italien mit Jubel aufgenommene Weise kompromittiert. Attilio und Amilio Bandiera standen als Marineleutnants unter ihrem Vater.*) Mit dem Pistol in der Hand und im Bund mit einigen Verschworenen hatten sie sich das Kommando der Fregatte „Bellona" erzwingen und nach der Küste der Romagna segeln wollen, wo ein gleichzeitig organisierter Aufstand den Versuch einer Insurrektion erneuern sollte, der schon einmal bei Forli und Rimini gescheitert war. Bandiera selbst, der Admiral, ihr Vater, hatte die Trümmer der bei Rimini und Forli gesprengten Insurrektion zur See vernichtet. Aber der Überfall der Fregatte „Bellona" mißlang. Die beiden dem „Jungen Italien" affiliierten Söhne des Admirals entflohen. Bandiera, vor dem Kaiserstaat durch seine Söhne kompromittiert, riß sich im ersten Anfall seines Schmerzes die Epauletten von den Schultern, band sich die goldene Schärpe ab, legte seine Würde nieder und begab sich nach seinem Landgut Campanede bei Mestre an den Lagunen Venedigs, seiner Stellung sich ferner für unwürdig erklärend.

„Wohl kannst du denken," fuhr Benno fort, „wie mich der Anblick des Greises erschütterte! Die markige Gestalt vom tiefsten Schmerz gebeugt. Man flüsterte, der Alte, der sich abgeschlossen hielt von der ganzen Equipage des Schiffes, wollte nach Korfu, wohin seine Söhne geflohen waren, wollte ihnen zureden, zurückzukehren, sich dem Kriegsgericht zu stellen, das sie ohne Zweifel zum Tode verurteilen würde — er wollte sie ermuntern, sich der Gnade des Kaisers zu empfehlen und eine Gefängnisstrafe zu büßen, die vielleicht keine lebenslängliche war. Auch ihm persönlich konnte dann noch vielleicht möglich bleiben, eine Stellung zu behalten, die ihm trotz seiner Jahre lieb war. Das Blut eines alten Seemanns geht nicht im gleichen Takt mit dem Leben auf dem Lande."

Die Mutter verstand die Schwere eines solchen Schicksals und horchte. „Eine Mutter," sagte sie, „ist die Vorsehung ihres Kindes! Das waren deine Worte, mein Sohn, als wir an Angiolinens Leiche standen! Ein Vater aber, fuhr sie fort, ist noch mehr, ein Vater ist der Sohn selbst! Das ist nur eine Person mit ihm — Vater und Sohn,

*) Wir geben Tatsachen.

beide haben nur eine und dieselbe Ehre —!" Bonaventura hatte kürzlich ebenso gesprochen. Benno erzählte, der Freund hätte erklärt, im Leben keine Ruhe mehr finden zu können, so lange er wüßte, sein Vater schmachtete in einem Kerker der Inquisition. Auch Benno teilte die Überzeugung, daß Fra Federigo der unter dem Schnee der Alpen begraben geglaubte Friedrich von Asselyn war. Er sah Konflikte heraufziehen mit Friedrich von Wittekind. Dieser und seine Gattin mußten unter allen Umständen Bonaventuras Vater für tot annehmen.

„Die Fahrt dauerte zwei Tage und zwei Nächte," erzählte Benno. „Die Küste der Romagna kam und verschwand wieder. Bald sah das Fernrohr die hohen Apenninen, bald verloren sich ihre zackigen, zuweilen schneebedeckten Höhen. Jenseits derselben lag Rom! Auf die Länge war nicht zu vermeiden, daß der alte Seemann mit mir in ein Gespräch verwickelt wurde. Hieß es doch, ich wäre ein österreichischer Kurier. Meine Tasche sah jedermann. Er erkundigte sich nach meiner Heimat, die ihn eines Namens wegen interessierte, den er auf seiner Rückreise von Rio-Janeiro, wohin er die Erzherzogin Leopoldine von Österreich als Kaiserin von Brasilien überführt, in Kanada kennen gelernt hatte, des Obersten Hülleshoven —" „Des Vaters deiner Armgart!" fiel die Mutter mit lächelndem Forschen und trauerndem Ton ein. — „Du erfuhrst wohl aus Lucindens Schilderung, daß diese Liebe mehr ein Gegenstand des Spottes als eines anzubringenden Glückwunsches geworden ist." — „Mein Sohn," sagte die Mutter voll Teilnahme, „es gibt in der Liebe vielerlei Wege. Die gerade Straße führt nicht immer zu dem, was für uns bestimmt ist." — Benno schüttelte seine ihm jetzt fast auf die Schultern reichenden schwarzen Locken mit ablehnender Bewegung und fuhr in seiner Erzählung fort: „Auf diese Mitteilung, die mich außerordentlich überraschte, wurde ich mit Admiral Bandiera vertrauter. Daß der Auftrag, den mir der Staatskanzler gegeben, eine nur zufällig gewesene Veranlassung hatte, schien ihn fast zu erfreuen. Er faßte Vertrauen, als ich ihm sagte: Die Jugend des jetzigen Europa wächst in neuen Anschauungen auf! Zwei Offiziere, die ihren Eid brechen, könnte man nicht entschuldigen; aber wie oft hätten auch die Fürsten in diesen Zeiten ihre Eide gebrochen —! Aber er wallte auf: Ich schieße sie nieder, die Fahnenflüchtlinge, Verräter an ihrem Kaiser, ihrem Schiff, dem sie angehörten, dem Palladium ihrer Ehre! "— „Der Narr!" warf die Mutter dazwischen. Sie nahm schon längst Partei nur für die Söhne des Admirals und machte eine jener verächtlichen Mienen, von denen auch nur, wenn innerliche Abneigung sie ergreift, die Südländerin so ihre Gesichtszüge entstellen läßt. Ihren Pahs! und Ehs! erwiderte Benno: „Ich rechnete zu des Vater Leiden die mir vollkommen ersichtliche Liebe und Teilnahme für seine Söhne. Sie schienen die Augäpfel seines Lebens zu sein. Beide waren der Stolz der Mutter, die nach Mailand geeilt war, um die Gnade des Vizekönigs anzu-

flehen. Was tun solcher Jugend, fuhr der Alte wie ein echter Italiener zu kalkulieren fort, ein paar verlorene Jahre? Bis dahin ändert sich vieles. Amilio, mein jüngerer, ist kräftig; Attilio, der ältere, zarter — erst dreiundzwanzig Jahre alt —" — Das Auge der Herzogin leuchtete hell auf. Ihr Herz schlug nur für die jungen Flüchtlinge, die zu jenem Bunde gehörten, von welchem zwölf Logen auch in Rom wirken sollten — zu jenen Verschwörungen, um derentwillen Fefelotti und Ceccone scheinbar Frieden geschlossen hatten. Nun blieb sie besorglich gespannt. Wie konnte diese Begegnung Veranlassung sein, daß Benno jetzt so plötzlich nach Rom zurückkam und sogar wünschen konnte, Ceccone und wieder Olympien zu begegnen?

„In Ancona nahm ich Abschied von dem greisen Helden," fuhr Benno fort. „Obgleich das Schiff einen Tag rastete, blieb der Admiral auf seinem gewohnten Element. Auch schreckten ihn Anconas Türme. Er hatte auf ihnen die Fahne des „Jungen Italien" gesehen, hier die Flüchtlinge von Forli und Rimini aufgefangen und an die Kerker des Spielbergs ausgeliefert. So lohnte ihm die Nemesis! Er drückte meine Hand, ermahnte mich, wenn ich Eltern hätte, ihnen Freude zu machen, empfahl sich dem Obersten von Hülleshoven und zeigte nach Südost, hinüber zu den Jonischen Inseln. Die Heimat des Ulysses! sagte er und deutete damit an, ihm würde keine Ruhe werden. Er wollte seiner Weinreben in Campanede warten. Der Gedanke an seine Gattin, die Mutter dieser geliebten Söhne, füllte sein Auge mit Tränen." — Die Herzogin machte eine Miene, als wollte sie sagen: Ah bah! Was hilft das uns! Kümmere dich nicht um ihn! — „Ich erlitt in Ancona eine Verzögerung," fuhr Benno fort, „weil grade damals Grizzifalcone den Weg nach Rom unsicher machte. Der Eilwagen fuhr in Begleitung eines Detachements Karabinieri." — Über den Angriff bei Olympiens Hochzeit, über die Gefahr der Mutter, den Tod des Räubers hatte sich der Briefwechsel, der zwischen Mutter und Sohn geführt wurde, genugsam ausgesprochen. Dennoch kam Benno mit neuem Bedauern darauf zurück, tat aber nur ausweichend seines Aufenthalts in Rom, der damals bis zum Karneval und bis zur Ankunft der Mutter gedauert hatte, Erwähnung. — „Da entflohst du wieder!" sagte die Mutter. „Bereitetest meiner Sehnsucht die schmerzlichste Enttäuschung! Nun ich von deiner Liebe zu Armgart weiß, versteh' ich, was in deinem Innern vorging. Du hast es deutsch genannt. O nenn' es nicht so! Deutsch ist euch die Ehrlichkeit —! Haha! Dein Vater war auch ein Deutscher und doch — Aber fahre fort! Ich ahne" — sagte die Mutter mit zagender Stimme — „du lerntest die Brüder Bandiera selbst kennen?" — „Ja," bestätigte der Erzähler, der von Rom nach Neapel gegangen war. „Ich machte die Reise nach Sizilien mit einigen heitern Engländern. In Palermo besuchten wir ein englisches Kriegsschiff, das im Hafen lag, und dinierten an Bord desselben, köstlicher und fröhlicher, als ich seit Jahren auf dem Lande gelebt. Der Wein

floß in Strömen. Meine Engländer waren mit dem Kapitän von der Schule zu Eton her bekannt. Am Tisch saßen zwei junge Männer, Italiener, die bei dieser ausgelassenen Schwelgerei die Zurückhaltung und Mäßigkeit selbst waren. Sie sprachen Deutsch und Englisch, waren bildschön, hatten Augen von einem glühenden und doch wieder milden Feuer —" — „Wie du!" unterbrach die Mutter wie mit dem Ton der Eifersucht, sich weidend an Bennos Anblick, der in Wahrheit in jeder Beziehung ein männlich schöner war. — „Die Söhne Bandieras waren wie Castor und Pollux. Redete man den einen an, so errötete statt seiner der andere. Nach Tisch wurde auf dem freien Element bei einem Sonnenschein, der alle Herzen der Menschen mit Liebe und Versöhnung hätte erfüllen sollen, politisiert. In der Ferne lag das rauschende wilde Palermo mit seinen Kuppeln und Türmen; sein Kauffahrteihafen war mit Hunderten von Masten bedeckt; das englische Kriegsschiff, achtzig Kanonen stark, lag dicht am Kastell und diente zur Unterstützung einer Differenz Englands mit Neapel.*) Ich erzählte den Brüdern meine Begegnung mit ihrem Vater und fragte nach dem Resultat der ihnen gestellten Aufforderung zur Rückkehr. Sie sehen es, sagten beide zu gleicher Zeit und zu gleicher Zeit füllten sich beider Augen mit Tränen. Abwechselnd, wie nach Verabredung und doch nur infolge ihrer guten Erziehung und brüderlichen Eintracht, sprach immer der eine und dann erst der andere. Ihr Gemüt schien ein einziges Uhrwerk zu sein. Was auf dem Zifferblatt der eine zeigte, schlug gleichsam mit dem Glockenhammer der andere. Sie erzählten, daß sie gewußt hätten, welchen Kummer sie dem Vater und der Mutter bereiteten und wie sie die ehrenvolle Laufbahn des erstern unterbrächen. Aber schon lange hätten sie keinen freien Willen mehr. Einmal eingereiht in den Bund des ‚Jungen Italien' müßten sie vollziehen, was ihnen befohlen würde. Die Befehle kämen von London, Malta und Korfu. Nur durch diese blinde Unterwerfung, nur durch die gänzliche Hingebung seiner Person könnte die angestrebte große Zukunft erreicht werden. Italien müßte frei von den Fremden, frei von seinen eigenen Unterdrückern, in sich selbst einig werden und eine große unteilbare Republik. Ich mochte diesen Wahn, weil er mir zu eingewurzelt erschien, nicht bekämpfen." — „Wahn?" unterbrach die Mutter. „Glaubst du, daß diese Ceccones, diese Fefelottis so zittern würden, wenn sie solche Hoffnungen für Wahn hielten? O nein, alle Kabinette Italiens fürchten sich vor diesen beiden mädchenhaften Jünglingen." — Benno aber bestritt die Möglichkeit der Republik für Völker, die nicht in dieser Staatsform eine Erleichterung für ihre tägliche Sorge, für eine vom Gewinn oder von der Furcht gestachelte einzelne Haupttätigkeit ihres geselligen Verbandes finden, wie sich z. B. die Republiken Griechenlands immer hätten verteidigen müssen, wie die

*) In der bekannten Schwefelfrage.

Schweiz sich genügen könnte, ihre ganze Aufgabe im Erwerb zu finden. In den Niederlanden, in Amerika überwiege der Handel. Jede Nation aber, die sich Zeit zum Träumen läßt, die Idealitäten erzielen will, Nationen, wie Spanien, Italien, Frankreich, selbst Deutschland vielleicht, wären unfähig zur Republik. — Die Herzogin erwiderte: „Der Italiener liebt den Gewinn mehr, als einer." — „Italien sind nicht die Gastwirte!" entgegnete Benno und wollte dem Thema ausweichen. Aber die Mutter hielt es fest und sah in Italien die Republik unter dem Schutz eines verbesserten Papsttums wieder aufblühen. „Rom beherrscht noch einmal die Welt! Ich meine, das erhöhte, zur wahren Kapitale der Christenheit erhobene Rom!" — „Mit oder ohne Jesuiten?" fragte Benno ironisch. — „Ein spanischer Jesuit lehrte, es sei erlaubt, Tyrannen zu morden!" — „Ketzerische Tyrannen!" sagte Benno.

Marco hatte sein Souper beendigt, hatte sich in seinen schwarzen Frack geworfen und ging lächelnd und schmunzelnd wie ein alter Hausfreund im Salon auf und nieder. Mutter und Sohn mußten schweigen, weil der Alte näher kam, durch die halbgeöffnete Tür auf die Blumenterrasse blickte und fragte: „Altezza werden nicht mehr auf den Korso fahren —?" — Marco tat, als wäre es in der Ordnung, wenn man hier nach der Promenade jeden Abend ein Souper fand. — „Hier ist unser Korso —!" sagte die Mutter. — „So will ich die Pferde ausspannen lassen —," blinzelte Marco und ging. — Die Pferde waren gar nicht angespannt gewesen. Ein Mietkutscher in der Nähe lieferte sie auf Bestellung. Wurden sie nicht bestellt, so war es eine kleine Ersparnis.

Benno, der diese kleinen Manöver, die Marco machte, um die Armut seiner Gebieterin zu verbergen, mit Rührung bemerkt hatte, lenkte wieder auf seine Erzählung ein, nachdem die Herzogin Marco nachgerufen hatte, sie wollte den Nachtimbiß noch etwas verschieben. Er schilderte den Eindruck, den ihm die Brüder Bandiera gemacht hätten, als einen so nachhaltigen, daß er seit jenem Besuch des Kriegsschiffs in den Interessen dieser jungen Männer wie in denen seiner ältesten Freunde lebte. „Ich habe," sagte er, „an jungen Bekannten in Deutschland die gleichen Stimmungen und Überzeugungen oft bespöttelt und ihnen keine Lebensfähigkeit zugestanden; aber selten auch fand ich einen idealen Sinn in solcher Reinheit, eine dem Unmöglichen zugewandte Überzeugung so fest und als selbstverständlich aufrecht erhalten. Diese Brüder hatten sich ebenso zu Kriegern wie zu Gelehrten gebildet. Sie sprachen von den Wurfgeschossen bei Belagerungen mit derselben Sachkenntnis wie von Giobertis Philosophie. Sie hatten Ugo Foscolo, Leopardi, Silvio Pellico, alles, was die Zensur in Österreich verbietet, in ihr Lebensblut aufgenommen, und bei alledem blieben sie Jünglinge, die wie aus der Märchenwelt gekommen schienen. Daß sie sich unter den Eindrücken der See, der rohen Matrosen, des zügellosen Hafenlebens

so rein hatten erhalten können, sprach für die Mutter, die sie gebildet, für die strenge Mannszucht, die der Vater geübt. Den Eltern, sagten sie, hätten sie Lebewohl sagen müssen für diese Erde. Der Vater hätte sie anfangs begrüßt wie Schurken. Geschieden wäre er von ihnen wie ihr Bundsgenosse. Er wohnte jetzt zu Campanede wie ein Sklave, der sich nur schon zu alt fühlte, um noch seine Fesseln zu brechen. Die Mutter würde ihm die Freude an seinen im Leben wenig genossenen Blumen und Früchten versüßen und ihn von seinen jungen Tagen erzählen lassen, da sie fünfundzwanzig Jahre mit ihm verheiratet gewesen und ihn im Grunde nicht fünf Jahre besessen hätte. Mögen Venedigs Gondeln, sprach Attilio, mit ihren geputzten Sonntagsgästen, ihren Stutzern und Damen unter leuchtenden Sonnenschirmen, an Mestre vorüberfahren und auf Campanedes kleine Häuser deuten, wo ihr Vater wohne — sie würden nicht lachen, sie würden ihm — um ihretwillen stille Evvivas bringen." — „Ha ragione!" rief die Mutter fest und bestimmt. Sie hatte keine Teilnahme für den Vater, sondern nur für die Mutter und die Söhne. Doch wollte sie diese nicht als Märtyrer, sondern als Sieger sehen. Die Rosse sollten ihnen vom Schicksal gezäumt werden, wie den olympischen, die sich auf dem Monte Cavallo drüben aus des Praxiteles Hand bäumten. „Diese Evvivas," sagte sie, „werden bald laut werden und Sieg bedeuten!" — Benno zuckte die Achseln. In seinen Mienen lag der Ausdruck des Zweifels. Es lag aber auch der Ausdruck der Kämpfe in ihnen, die schon lange in seinem Innern vor sich gingen. Er war nie ein Ghibelline im Sinn der Bureaukratie Deutschlands, wie sein Bruder, der Präsident, gewesen — aber ein Welfe zu werden, wie etwa Klingsohr, Lucinde, andere Abtrünnige, das widerstand ihm ebenso. Der Mutter konnte er seine Gedankengänge nicht mitteilen. Er erzählte nur.

Zunächst berichtete er, wie er die Brüder auf dem Kriegsschiff täglich besucht und mit ihnen politisiert und philosophiert hätte, bis das Schiff die Anker lichtete und nach Malta segelte. Später, als die Hitze in Sizilien und bei seinen Wanderungen auf den Ätna unerträglich geworden, wäre auch er ihnen nach Malta gefolgt; er hätte sie auf dem felsigen Eiland wiedergefunden wie zwei Engel des Lichtes mitten unter den politischen Verbannten, von denen ihm manche zweideutig erschienen wären. „Schreckhaft," fuhr er in seiner Darstellung fort, „war die Seefahrt an sich. Nach Tagen der drückendsten Hitze sprang das Wetter um und ich erlebte einen Sturm. Die Küste Siziliens verwandelte sich in einen einzigen Nebelball. Das dunkelgraue, überall mit einem weißen Gischt überzogene Meer wälzte sich wie von einem unterirdischen Erdbeben gehoben. Wie von geheimen Schlünden ergriffen, sank und stieg das Schiff, bald von ihnen hinuntergezogen, bald wieder ausgespien. Jeder Balken ächzte. Der Regen floß in Strömen. Das Arbeiten der Maschine mehrte unsere Beklemmung, die den Untergang vor Augen sah.

Schrecklich, wenn die Räder der Maschine hochauf ins Leere schaufelten — man fühlte dann die furchtbare Gewalt des Dampfes, der keinen Gegenstand fand und uns vorkam, als müßte er die Esse sprengen. In diesem Toben und Rasen des Sturms und des Wassers erkennt man die allgemeine Menschenohnmacht. Man ergibt sich zuletzt — fast wie der Träger einer Schuld, die unser ganzer menschlicher Vorwitz schon seit Jahrtausenden gegen die Natur auf dem Gewissen hat. Hingestreckt auf dem engen Lager der Kajüte erfüllte mich zuletzt Seelenruhe. Es war mir gleichgültig, ob das Schiff auf ein Riff oder ein ihm begegnendes Fahrzeug geschleudert wurde. Wenn man Zeit findet sich an den Tod, den man infolge einer Naturnotwendigkeit zu erleiden hat, zu gewöhnen, so hat er nichts Schreckhaftes mehr. Ich erzähle das alles, weil Amilio Bandiera die nämliche Auffassung vom Segeln auf den Wogen der Zeit aussprach." — Die Mutter machte alle möglichen Zeichen der Abwehr und des Protestes gegen eine solche Ergebung in das Unglück. Mitgefühl und Aberglaube lagen auf den gespannten Zügen ihres Antlitzes, das jedesmal, wenn es eine edle Leidenschaft erregte, einen lichtverklärten Anhauch ehemaliger Schönheit erhielt.

Benno erzählte von seinen Verständigungen mit den jungen Schwärmern über die Zukunft Italiens. Neu war ihm die Auffassung über die kleinen „Putsche", die ihren Nichterfolg in sich selbst trugen. „Immer ist dabei wenigstens ein heroischer Zug, ein überraschender kleiner momentaner Erfolg vorgekommen," hatte Attilio Bandiera gesagt, „der für den nächsten Versuch ermunternd wirkt. Man hatte ein Schiff, einen Turm erobert, es waren doch einige der Gegner gefallen. Wenn Sie recht haben sollten, daß die Freiheit immer nur die Folge eines andern historischen großen Impulses ist — wie Graf Cesare Balbi meint, der für Italien erst den Untergang des osmanischen Reichs als wahrhaft erlösend betrachtet — so muß für eine solche möglicherweise eintretende Krisis die Gesinnung vorbereitet sein. Wir müssen diese Aufstände, so nutzlos sie scheinen, nur allein der Anregung wegen machen. Sie werden lange Jahre hindurch scheitern, manche Kugel wird noch die Besiegten mit verbundenen Augen in den Festungswällen niederstrecken, manches Haupt wird auf dem Henkerblock fallen. Das tut aber nichts; alles das hält nur die Frage wach und bereitet vor für ihre endliche Entscheidung." — „Lehrt durch Schriften und Gedanken —!" hatte Benno erwidert. Da lachten beide und erwiderten: „Italien ist ein Kind und ein Kind begreift nur durch Beispiele! Dank der langen Beschränkung des Buchstabens kommt der Buchstabe dem Verständnis unseres ungebildeten, wenn auch geistesregen Volks nicht bei. Bei uns will man sehen, mit Händen greifen und die Wundenmale wirklich berühren! Von den Jesuiten erzogen, wurden die Italiener gelehrt, die Patrioten lächerlich und schwach zu finden. Aber das Beispiel eines Aufstands in Genua oder Sizilien oder in der Romagna beweisen dann auf

einige Zeit das Gegenteil. Und solche Beispiele imponieren! Bewundert doch Italien die Räuber um ihres Mutes willen! Was ist denn auch der Tod! Schreckhaft ist er nur, wenn man im Leben Dinge verfolgt, die sich ausschließlich an unsere eigene Person knüpfen. Gewöhnt man sich aber, Dingen zu leben, die außerhalb unsrer Person liegen, so ist der Sprung ins Dunkel der Nacht leicht. Das macht den Krieger mutig. Die Erde ist ein Atom im Weltgebäude; diese Luft, diese Gestirne, diese atmenden Wesen, diese Bäume, Menschen sind nur Schatten eines andern wahren Seins, das mit unzerstörbarer Göttlichkeit über dieser Welt der flüchtigen Erscheinung thront!" So hatten die Brüder Bandiera gesprochen, berichtete Benno und regte damit die Mutter so auf, daß diese sich erhob, laut gegen den Tod als die Palme, die jetzt zu erstreben wäre, protestierte und den Sieg feierte. „Der Tod sei nur für die Feigen, für die Tyrannen!" rief sie. Benno bekannte, daß er sich in Malta den dort zahlreich versammelten Flüchtlingen vertraulich angeschlossen hätte, obgleich ihn der Verdacht verfolgte, er wäre ein österreichischer Spion. „Ha!" rief die Mutter entsetzt aus. Eine solche Ansicht über ihren Cesare konnte dessen Todesurteil bedeuten. — Benno suchte sie zu beruhigen. „Meine Kurierreise sprach gegen mich. Leider fing ich an, mich verteidigen zu wollen. Wie in solchen Fällen geschieht, verwickelte ich mich nur noch mehr. Ich fürchtete Konzessionen zu machen, die über mein noch nicht reifes Nachdenken über diese Fragen hinausgingen. Die Mischung der Charaktere, die ich antraf, war abenteuerlich genug. Kaum waren reine und konsequente Gesinnungen unter Menschen vorauszusetzen, unter denen ein wankelmütiger, schwacher, aus Furcht vor seiner Schwäche manchmal tückisch gewaltsamer Mensch wie Wenzel von Terschka eine Hauptrolle zu spielen scheint —" — „Wie?" wallte die Mutter erschreckend auf. „Pater Stanislaus, der Protestant geworden, war zugegen?!" — „Nicht in Person — er dirigiert von London aus!" — „Wo er dein Nebenbuhler ist —!" — „Lucinde hat dich gut unterrichtet! Da sprach sie sicher auch von Thiebold de Jonge?" — „Auch von ihm —" — „Nun, dieser ist die Ursache, daß ich endlich von Malta und den immer bedenklicher gewordenen Verpflichtungen aufbrach. Mein Freund war nach Italien gekommen. Er wartete auf mich in dem schönen Robillante, dem uns prophetisch schon geschenkten Zauberorte Castellungo! Wenn ich dir die Versicherung gebe, daß Thiebold zwar das närrischste Italienisch spricht, das je an dein Ohr gedrungen sein mag, aber das beste Herz von der Welt und eine Freundschaft für mich hat, wie sie nur die Brüder Bandiera gegeneinander hegen, so wirst du mir vergeben, wenn ich ihn zum Vertrauten — meiner ganzen Lebenslage gemacht habe, nur der schrecklichen Angst und Spannung nicht, weswegen ich jetzt nach Rom eilte —" — „Was ist?" — „Die Stunden der armen Unglücklichen sind gezählt —" „Warum?" — „In wenig Wochen vielleicht schon —"

flüsterte Benno. — „Ein Aufstand?!" fuhr die Mutter empor und hielt Bennos Hand mit ihrer eigenen krampfhaft ausgestreckten Rechten. — „Ein umfassend vorbereiteter!" sprach Benno leise. „Es gilt Rom selbst! Die Herrschaft Ceccones will man stürzen! Den freiheitsfeindlichen Papst! Mazzini wird in Genua erwartet, Romarino in Sardinien. In Sizilien bricht es los. Die Bandiera sind von Malta aufgebrochen. Sie ließen zweifelhaft, wohin. Einige ihrer Freunde waren weniger gewissenhaft. Sie dirigierten Flüchtlinge, die über die Alpen aus der Schweiz kamen, nach Robillante. Unter mancherlei Gestalten, als Pilger, als Mönche reisen sie nach der adriatischen Küste der Romagna. Dort bei Porto d'Ascoli, wo seltsamer Weise jener Pilger und ein deutscher Mönch, der ihn aufzusuchen ging, spurlos verschwunden sind, soll alles vorbereitet sein zu einem Handstreich. Die Bandiera werden eine Landung befehligen. Ancona, Ravenna, Bologna werden von den Verschworenen an einem und demselben Tage überfallen. Der Erfolg kann nach meiner Überzeugung nur der unglücklichste sein." — „Ha, warum?" rief die Mutter und hob die Arme, als schwänge sie ein Schwert. „Endlich! Endlich! Sie müssen nieder! Nieder! Diese geistliche Herrschaft ist die der Schurken!" — Marco ließ sich eben hören. Benno flüsterte: „O Mutter, glaube mir, sie alle werden das Schafott besteigen —! Sie werden, das ist die gemeinschaftliche Verabredung der beteiligten Kabinette, auch des Kabinetts der gekreuzten Himmelsschlüssel, den Tod durch Henkershand sterben." — „Jesus Maria!" — „Auch diese edeln Jünglinge sehe ich das Schafott besteigen —! Das ist die Angst, die mich nach Rom geführt hat!" — Nun sah die Mutter die Ursache, warum Benno wünschte, sie wäre noch bei Olympien und — Olympia begrüßte ihn noch mit ihrer früheren Neigung! Benno hatte gehofft, so den Brüdern Bandiera das Leben retten zu können.

Eine Totenstille trat ein. Die Mutter lauschte den Schritten Marcos. Sie schloß die Glastür ab, die auf die Altane führte. Dann trat sie auf Benno zu und flüsterte: „Ja! Ja! Ein Kuß von deinem Munde, eine Aussöhnung mit Olympia und sie zerreißt alle Todesurteile!" — Benno strich sich sein Haar in wildester Erregung. Seine Augen glühten. Seine Brust hob sich. Der Raum der Altane war zu eng für das mächtige Ausschreiten seines Fußes. „Ist es denn aber auch gewiß," fragte die Mutter leise, „daß die Invasion bevorsteht?" — „Die Küste der Adria ist reif zum Aufstand! Die Zollbedrückungen Ruccas sollen unerträglich sein. Die achtbarsten Kaufleute arbeiten der Insurrektion in die Hände. Und hier in Rom —" — „Zwölf Logen gibt es hier!" fiel die Mutter ein. „Das weiß ich." — Benno schwieg. Er schien es anders zu wissen. Doch ließ er die Mutter reden, die ihm mit feuriger Beredsamkeit die Aussöhnung mit Olympien, ihre Liebe zu ihm, ja ihre Liebenswürdigkeit schilderte. „Geh morgen zu dem Gimpel, dem jungen Rucca, den du

— in Wien vom Tode durch einen Elefanten gerettet hast! Schon dein Name, dann dein Anblick wird Wunder wirken. Ich kenne Olympiens verzehrende Sehnsucht nach dir, die sich nur, wie bei allen leidenschaftlichen Naturen, aus getäuschter Hoffnung auf endliche Erfüllung in Zorn und Haß verwandelte —!"

Nach den Begriffen des italienischen Volks ist Größe der Empfindung mit List vollkommen vereinbar. Wie ihr mir, so ich euch! lautet die Moral des Südens. Die Herzogin schilderte die Lächerlichkeit des jungen Ercolano Rucca, sein Prahlen mit jenem Angriff eines Elefanten auf ihn, die Sehnsucht, die er noch immer nach dem Bestätiger seines Mutes ausspräche, seine Sorglosigkeit Olympien gegenüber, die bald über sie gekommene Langweile, die sie vorläufig im Gebirge mit Reformen der Ackerwirtschaft austobe. Sie wäre zwar jetzt auf die Grille gekommen, den ehemaligen Pater Vincente zum Kardinal zu erheben und ihn wie eine Puppe zu behandeln, die sie schmückt. Aber Bennos erster Gruß würde alle diese Flammen auslöschen. Im Lauf der sich überstürzenden Schmeichel- und Ermutigungsreden der Mutter bemerkte Benno: „Von diesem Vincente Ambrosi habe ich ja in Robillante seltsame Dinge gehört. Jener Eremit von Castellungo bekannte sich zu den Lehren der Waldenser, die das apostolische Christentum besitzen wollen. Eine zahlreiche Gemeinde bildete sich um ihn her. Zu ihr gehörte ein junger Zögling des Kollegiums von Robillante, der sich zum Priester bilden wollte. Die Lehren des Eremiten zogen ihn an. Oft soll er Tage und Nächte bei ihm im Walde zugebracht haben. Die Gesetze verbieten aufs strengste den Übertritt zu den Waldensern. Eines Tages verschwand der junge Ambrosi. Man erfuhr, daß er Franziskaner geworden und zu seiner weitern Ausbildung nach Rom gegangen wäre. Seine dortigen Schicksale erzähltest du. Überraschend ist es, daß mancher in Robillante glaubt, er hätte sich durch sein Buß- und Leidensleben nur einem von jenem Eremiten ihm erteilten Auftrag unterzogen und stünde noch jetzt mit ihm in naher Verbindung."

Auf solche mit dem Glauben, mit Religionssachen überhaupt zusammenhängende Dinge hörte die von ihrem Temperament beherrschte Frau nicht. Sie blieb nur bei ihrem: „Du bleibst der Sieger! Du lebst glückliche Stunden mit Olympia! Armgart muß dir diese vergeben! Die Sache Italiens will die List —!" Und in dem Schwung und Feuer, worin sich die Herzogin erging, klingelte es jetzt draußen. „Wer stört uns?" rief die Hausfrau, stand auf und wollte den Befehl geben, daß sie für niemand anwesend wäre. Schon klingelte es zum zweitenmal. „Mutter," sagte Benno, „das kann nur mein stürmischer Freund sein! An dieser kurzen Pause zwischen dem ersten und zweiten Klingeln erkenne ich meinen Thiebold de Jonge. Gegen alle Verabredung hat er sich verspätet. Ich ging zu Land, er den kurzen Weg über Genua zu Wasser —" Man hörte die laute Stimme eines radebrechenden Fremden, der nach

„Ihrer Hoheit der Herzogin von Amarillas" verlangte. — „Er ist es!" sagte Benno. „Ich bin wenigstens froh, daß er noch am Leben ist!" Die Mutter wußte, daß der alte Marco die Gewohnheit hatte, vertraute Gespräche seiner Gebieterin nicht zu unterbrechen. Sie wußte, daß er solche Störungen mit völlig unklarem Bewußtsein, ob Altezza zu Hause wäre oder nicht, zu beantworten pflegte. So kam er auch jetzt mit einer fragenden Miene. Aber kaum sah er: Willkommen! im Antlitz seiner Gebieterin, so war er auch schon draußen und wurde mit den heitersten Scherzen vernehmbar. Die gute Laune kam wieder, da er sah, es fing um seine Gebieterin an, wieder lebendiger zu werden.

7. Der Angriffsplan.

Thiebold de Jonge sah aus wie ein Räuberhauptmann im Inkognito. Seine Gesichtsfarbe war nach seinem eigenen Ausdruck braun „wie ein kupferner Kessel". Sein Bart war die Mähne eines Löwen. Das Kopfhaar wild „wie für eine Malerstudie". Im übrigen machte der Räuberhauptmann gleichsam eine Badereise. Er trug sich vom Kopf bis zu Fuß in eleganten Nankingstoffen. Auf dem weit ausgelegten Hemd von Bielefelder Leinwand blitzte eine Brustnadel von Diamanten, jedem „Kollegen" eine Aufforderung zu einem kühnen Griff. Weste, Pantalons, gefirnißte Stiefel, alles war von einer Fashion, die dem Modejournal und den heimatlichen Gewohnheiten entsprach. Mindestens glich er einem „Schiffskapitän, der zweimal die Linie passierte" und nun „Hamburg genießt" — „obschon im Sommer". Mit einem Gemisch von romanisch klingenden Worten, das wahrscheinlich bedeutete: „Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, Frau Herzogin!" kam er über die Schwelle des Salons gestolpert. Noch taumele, sagte er, das kaum verlassene Schiff mit ihm. An seinem Strohhut, den er, wie er Benno zuraunte, „in erster Verlegenheit" zerdrückte, flatterten zwei rote Bänder, wie am Hut eines Matrosen. Seine Korpulenz hatte sehr zugenommen. Bei alledem war er anziehend und für Italien als Blondin doppelt interessant.

Seinen Freund Benno noch ignorierend, radebrechte er, immer zur Herzogin gewendet, daß er eben angekommen wäre und seinen Freund aufgesucht und dessen Spur bei Piazza Sciarra und endlich auf dem Monte Pincio gefunden hätte. „Bitte, Hoheit, ich bin nur da, um ihm meine Adresse, die auf ein vis-a-vis seiner Wohnung lautet, zu bringen, oder etwa eine Verabredung für morgen zu treffen oder falls Hoheit heute abend noch Befehle hätten, sie auszuführen. Ich werde überhaupt in Rom lieber Ew. Hoheit, als einem Menschen folgen, der mir den Weg über Genua angeraten hat, ohne zu wissen, daß die Dampfschiffe von Genua nicht auf die Passagiere warten, die sich von den wunderbaren Kaffeehäusern und Hotels in Nizza und Genua nicht gut zu trennen vermögen. So bin ich

aus Zerstreuung in Genua sitzen geblieben und wider Verabredung um fünf Tage zu spät gekommen, hoffe indessen, daß der von meinem Freunde beabsichtigte Feldzug auch ohne die Trancheen, die ich —" — „Hol' Sie hier in Rom sogleich der Teufel mit Ihrem Kauderwelsch, das kein Mensch, geschweige ein Italiener, verstehen kann!" unterbrach im heimischen Idiom Benno eine Rede, die noch dazu offenbar präpariert und auswendig gelernt schien. Die Ehren, die der Ankömmling der Herzogin ließ, waren ungefähr die, die man in Deutschland einer regierenden Landesmutter erwiesen hätte.

Die Herzogin reichte dem närrischen Signore Tebaldo die Hand und bat ihn, sogleich zum Souper zu bleiben. Sie klingelte, ließ ihr kleines Mahl anrichten, trat am Arm Tebaldos in ein Eßzimmer, wo die kleine Tafel vorgerichtet war, und fand sich in ihm so gut zurecht, als hätte sie ihn seit Jahren gekannt. Das Gefühl, in ihm einen Mitwisser des Geheimnisses zwischen ihr und Benno zu sehen, durfte sie nicht stören; Signore Tebaldo war nur durch die ihm so wenig geläufige fremde Sprache und die Anwesenheit der Diener verhindert, sofort jeden „Zwang als bei ihm völlig überflüssig" zu bezeichnen und die „Sachlage" und die „vollendete Tatsache" und überhaupt alles auf „seine natürlichen Voraussetzungen zurückzuführen". Sein Sprachgemisch, wozu sich als letzte Aushilfe Französisch gesellte, sein Benehmen gegen Benno, die Art, wie er die Terrasse „himmlisch" und „stellenweise die drei Treppen allerdings belohnend" fand, die Kritik des „kühlen Speisesaals", die Leichtigkeit, womit er seinen Stuhl ergriff und die entzückende Natur Italiens, selbst mit „radikaler Unerträglichkeit" solcher Strecken wie von Civita-Vecchia bis hierher, die Einfachheit der Sitten, die Frugalität der Soupers, „mit Ausnahmen" — anerkannte, Roms Trümmerwelt als einen „das Auge mehr oder weniger beleidigenden polizeilichen Skandal der Jahrhunderte" bezeichnete, alles das hatte etwas so Vertrauenerweckendes und über jede Schwierigkeit sogleich Hinwegsetzendes, daß die Herzogin nicht die mindeste Scheu vor ihm empfand. Zwischen eine Erzählung über seine Reiseabenteuer von Robillante bis hierher und die ersten Erfahrungen in einem römischen Hotel, wo er sofort auszog, weil sich der „erste Cameriere das Benehmen eines Ministers gegen ihn erlaubt hatte", ließ er bei Abwesenheit der beiden Diener die kühn stilisierten Worte fallen: Altezza, anch' io suon un' filio perduto, ma ritrovato! — Als die Herzogin aufhorchte, umschrieb er: „Auch ich hab' 'nmal eine Mutter gehabt, die in einem Zeitalter gestorben ist, wovon ich nur noch eine dunkle Erinnerung bewahrt habe! Jedoch an jedem Sterbetag der frühvollendeten Dulderin habe ich mit dem alten Mann, meinem Vater, eine Messe für sie lesen lassen und ging in die Kirche, was sonst weniger meine Gewohnheit ist. Gott, das sind jetzt zwanzig Jahre her, und wie oft hat mich schlechten Menschen diese Gewohnheit geniert! Aber ich tat's um meines Vaters willen. So lang' ich lebe und es noch

Kirchen gibt, setze ich diese Gewohnheit fort an jedem vierzehnten Oktober, Tag des heiligen Burkard, vorausgesetzt, daß unsere Kalender stimmen. Hoheit! Ich bin nicht ganz so aufgeklärt, wie mein Freund da — Asselyn. Ich kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, Herzogin, auf jede Hostie — selbst eine wundertätige — beschwören, daß ich mir die Ehre, Mitwisser Ihres, ‚übrigens längstgeahnten' Geheimnisses zu sein, durch eine Diskretion verdienen werde, die Ihnen möglicherweise selbst auf die Länge peinlich werden dürfte! Unglaublich! Wirklich — der Kronsyndikus —! Na, wissen Sie, Benno, wie wir damals bei dem Leichenbegängnis — Doch kein Wort weiter! In der Kunst, sich dumm zu stellen, habe ich die Vorteile voraus, die auch einem gemeinschaftlichen Freunde von uns zugute kamen, der eines Tages die Entdeckung machte, daß sich durch systematisches Ignorieren am besten alle Ignoranz verdecken läßt!" Marcos Kommen unterbrach einen, wie es schien, auf Haarsträubendes berechneten feierlichen Schwur.

Die Herzogin verstand aus seiner überwiegend französisch gehaltenen Rede, was er andeuten wollte, und Benno küßte die Hand der Mutter — Thiebold bat um die gleiche Gunst. Die Glückliche saß, wie sie sagte, wie die Perle im Golde. Marco schien ihr alles das von Herzen zu gönnen. Zunächst sah er nur auf die Leistungen seiner Kochkunst. Selbst die trauervollste, ernsteste Stimmung mußte durch Thiebold de Jonge gemildert werden. Er erzählte, bald italienisch, bald deutsch, bald französisch und noch öfter Benno zum Übersetzen veranlassend, von einem aus Paris von Pitern vorgefundenen Brief. Schon damit allein verbreitete er über die Züge der Herzogin den Ausdruck einer Heiterkeit, die sie seit Jahren nicht gekannt hatte. Thiebolds Humor hatte die seltene Eigenschaft, beim Scherz dem etwaigen Ernst, der um gewisse Ursachen willen eingehalten werden mußte, keinen Abbruch zu tun. Jede Pause, die vom ab- und zugehenden Marco und seinem Genossen, der eine stattliche Livree trug, gelassen wurde, benutzte er, die Saiten zu berühren, die in Bennos Innern zu mächtig nachbebten. Thiebold äußerte in noch verstärkterem Grade die Besorgnis, die Benno über das Schicksal der beiden Männer hatte, die ihm so wert geworden. Er teilte „unbekannterweise" ganz diese Sympathie für die „Gebrüder Bandiera" — und noch dazu „ohne allen Neid". Er sah eine Sorge im Gemüt des Freundes und suchte derselben abzuhelfen; das war ihm Aufgabe genug. Ohne selbst Politik zu treiben, konnte er sich „dergleichen Wahngebilde von einem fremden Standpunkt aus vollständig erklären". Es war der immer gleiche Trieb der Gefälligkeit, der in Thiebolds Herzen so freundliche Wirkungen hervorbrachte. Nur mußte beklagt werden, daß die Herzogin der „neuerfundenen Mischsprache" Thiebolds nicht immer folgen und so recht die Gegensätze und Natürlichkeiten genießen konnte, die in dieser empfänglichen Seele zu gleicher Zeit Platz hatten.

Die Nacht war herniedergestiegen. Millionen Sterne funkelten am dunkeln Himmel. Auf der Altane, auf die man nach dem Souper zurückkehrte, brannte eine Lampe. Drei so traulich Verbundene saßen unter dem Duft der Blumen, umwoben vom Zauber südlicher Natur, der sich selbst beim nächtlichen Gewirr der Städte nicht verliert. Glocken läuteten; die Luft, die nach dem Untergang der Sonne anfangs kühl geweht, hatte wieder ihre alte Weiche gewonnen; die Lampe warf geheimnisvolle Reflexe in das tiefdunkle Grün der hohen Zierpflanzen und zog schwirrende kleine Käfer an, die in ihr eine lichtere Schlummerstätte zu finden glaubten, als die Orangen- und Granatenblüten waren, in deren Kelchen sie schon gebettet gelegen. Die Armen! Sie erliegen, wie wir selbst, den Ausstrahlungen der höhern Ziele, die uns ein Gesetz unserer schwachen, dem Irrtum unterworfenen Natur rastlos auch dann noch suchen läßt, wenn wir uns schon längst genügt haben sollten.

Benno und die Mutter knüpften an die frühere, von Thiebold unterbrochene Stimmung an. Nun konnte Thiebold wiederholen, was eben Benno als die von ihm bei einer möglicherweise verhängnisvollen Wiederbegegnung mit Olympien in Aussicht gestellte Hilfe hatte berichten wollen. „Ja — Armgart —!" hatte Thiebold geseufzt. „Wir lieben ein und dasselbe Mädchen, Hoheit, und längst hab' ich entsagt zugunsten meines Freundes. Ich beanspruche nur noch bei ihm Patenstelle. Seine Großmut lehnt nun freilich mein Opfer ab, und darin hat er recht: Der Gegenstand unserer Liebe neckte einen mit dem andern! Diese Zigarrentasche, die von ihr ist — sehen Sie, Hoheit, diese so — höchst mangelhafte Arbeit! — deutet auf eine Berechtigung, das Andenken der Geliebten gleichsam zur Lebensgefährtin machen zu dürfen, während mein Freund einen Aschenbecher erhielt, ein Mobilar, das sich nur innerhalb der vier Wände benutzen läßt. Er vergaß es in Robillante — ich habe es mitgebracht, alter Freund! Oder sollte eben damit das Prinzip der Häuslichkeit angedeutet sein? Genug — „sei dem, wie ihm wolle" und wie sehr wir besorgen müssen, daß eine raffinierte Natur wie die des Ex-Paters Stanislaus mit Hilfe so fanatisch lichtfreundlicher Eltern uns beide aus dem Felde schlägt, ich habe meinem Freund als einzigen Ausweg aus dem Labyrinth seiner möglichen Verirrungen mit Fürstin Rucca den Ariadnefaden meiner eigenen Liebe zu ihr vorgeschlagen." — Die Herzogin begriff immer noch nicht. — „Altezza! Ich kenne überraschende Wirkungen der blonden Haare in Italien!" unterbrach Thiebold Benno, der eine genauere Auskunft geben wollte. „Bereits habe ich haarsträubende Erfolge erlebt! Ich werde deren noch mehr gewinnen, wenn ich Fortschritte in dieser verdammten — wollte ich sagen, göttlichen Sprache mache, die mich beschämend genug an mein altes Latein — Secunda — erinnert. Ich liebe die Fürstin Rucca bereits bis zur Narrheit! Ich werde Bennos Erfolge zu paralysieren suchen." — Die Herzogin fragte nach dem Sinn dieser Worte

und fixierte den Sohn, den jedoch Thiebold nicht aufkommen ließ. „Ja, ich, ich," rief er, „ich liebe die Gräfin Olympia bereits aus dem Garten von Schönbrunn, schon aus der Menagerie im Prater! Nämlich die Erzählungen über sie. Diese wirkten dermaßen auf meine Phantasie, daß ihr die Wahl zwischen mir und Benno unmöglich gemacht werden soll. Schon vor fünf Tagen sollt' ich im Palazzo Rucca meine Karte und einen Empfehlungsbrief von Benno an den jungen Elefantenkämpfer abgegeben haben. Nun ist es leider später geworden und der Fürst ist auf dem Lande. Aber ich reise morgen in erster Frühe ins Gebirg nach Villa Torresani, auch nach Villa Tibur, wo ein gewisses Fräulein Lucinde Suarez wohnt, eine Person, ein Wesen, das bekanntlich im Widerspruch mit allen, die sie verdammen, ebenfalls eine leidenschaftliche Neigung von mir ist. Scherz bei Seite, Hoheit, die Schilderung der Persönlichkeit der Fürstin Olympia hat mehr, als meine Neugier erregt. Grüner Teint, blaue Haare, Wuchs bis Bennos Taille — ich werde Lucinden sofort Erklärungen machen und um die Vermittlung meiner Wünsche bitten." — Schon schlug es elf Uhr. Thiebold mahnte zum Aufbruch. Benno blieb traurig und schien keinen Willen zu haben. Der Mutter, die er aufgeklärt hatte, mußte er versprechen, morgen nach Ercolano zu fragen und seine Karte abzugeben. Der närrische Thiebold sollte inzwischen ins Gebirge und auf Villa Torresani reisen. „Rom ist die Tragikomödie der Welt!" sagte Benno und gab der Mutter in allem, was sie vorläufig begehrte, nach.

Beim Nachhausegehen war Thiebold entzückt von dieser „seltenen Frau". Er verwünschte seine mangelhaften Kenntnisse im Italienischen, schwur, täglich sechs Stunden Unterricht zu nehmen und erstaunte dann nicht wenig, als ihm Benno beim Herabsteigen von jener großen Treppe, die auf den Spanischen Platz führt, erzählte, daß sich die Stellung seiner Mutter zu Ceccone und Olympia vollständig verändert hätte. Nun erst begriff Thiebold die kalte Aufnahme, die er an Piazza Sciarra erfahren hatte, als er dort nach der Herzogin von Amarillas gefragt. Er verwünschte die römische Welt nicht wenig und verglich „Rom bei Nacht" mit seiner Vaterstadt bei Nacht. Die Beleuchtung war hier wie dort „mangelhaft". Die geistige aber „unter der Würde" — Die Freunde verabredeten sich, morgen nach alter Weise gemeinschaftlich zu frühstücken und dann ernstlich alles weitere zu beraten.

Und in der Tat, die Wirkung einer am Nachmittag des folgenden Tages auf Villa Torresani abgegebenen Karte, worauf zu lesen stand: „Monsieur Thiebold de Jonge, recommandé par le Baron Benno d'Asselyn" war außerordentlich. Es war vier Uhr, vor dem Diner, Siestenstunde. Die junge Fürstin lag bei herabgelassenen Jalousien auf schwellenden Polstern ausgestreckt und träumte vielleicht vom schönen Kardinal Ambrosi. Sie lag halbentkleidet. Gegen die bösen, stechenden „Zanzari" war ihr Ruhesofa rings von Musselin-

vorhängen umgeben. Mit halbschlafendem Brüten hatte sie ein Deckenbild des Bettes, eine Albanische Amorettenszene, angestarrt.

Villa Torresani war der Mittelpunkt einer durch Kunst und Natur zum reizendsten Aufenthalt erhobenen Schöpfung. Auf Bergabhängen hingehaucht wie im tändelnden Musenspiel, war alles an ihr leicht, zierlich, gleichsam ohne Mühe geschaffen. Die Terrassenaufgänge waren mit zierlichster Symmetrie angelegt, die Wangen der Marmortreppen mit Statuen, Aloe- und Kaktustöpfen geschmückt. Wo sich bei jeder neuen Etage der Aufgang teilte, plätscherten Springbrunnen oder muschelblasende Tritonen. Angelangt auf der gekieselten Plattform sah man einen Bau voll Pracht und Schönheit, in zwei Stockwerken, verschwenderisch geziert von Säulen, Nischen, Statuen, abgeschlossen hoch oben von einer Attika, deren vier Ecken freischwebende Marmorbilder begrenzten. Silberweiß leuchtete das Ganze aus einem dunkeln Hain von Lorbeerhecken und urmächtigen Eichen hervor. Hier rauschten Wasser, dort sangen Vögel, summten Käfer. Weit hinaus zur Ebene verfolgte das Auge die gelblichen Fernsichten herbstlicher Stoppelfelder, deren Monotonie sich wieder durch die quer hindurchlaufenden Weingehänge und die breitastigen, nicht ängstlich beschnittenen Pappeln unterbrach. In der Ferne Rom, die Petruskuppel, dieser immer hocherhobene Finger, der die Welt aus dem Erdendunst gen Himmel weisen will. Wer schweift jedoch hinaus bei so beglückender Nähe —! Hier, wo die Kunst und die in ihren Weihemomenten überraschte Natur waltete. Und überall die Spuren behaglichsten Komforts. Durch die zur Erde gehenden Fenster des Palastes sah man die an den Kapitälen bronzierten schwarzen Marmorsäulen eines großen Speisesaals mit weißschwarzem Marmorgetäfel des Fußbodens. Nach hinten empfingen die Schlaf- und Siestenzimmer die Kühle einer angrenzenden Zypressengruppe, den Duft des bis zur Berglehne reichenden Blumengartens, wo die Pflanzen eines noch tieferen Südens im Winter durch Glasdächer geschützt wurden. Dort reiften Bananen. Dicht am Fenster, wo Olympia schlief, hauchte eine Gruppe Gardenien aus ihren weißen, mächtigen Blütentrichtern einen Duft aus, gegen den der Duft der Rose verschwand.

Kaum hatte die Fürstin die Karte gelesen, gehört, daß der im Nebenzimmer schnarchende Ercolano sogar einen Brief von Signor d'Asselyno durch den draußen harrenden mit Extrapost vorgefahrenen Monsieur Thiebold de Jonge empfangen sollte, so weckte sie den schlaftrunkenen Gatten und bedeutete ihn, er sollte den Fremdling so lange unterhalten, bis sie sich in Toilette geworfen hätte. Den Brief nahm sie natürlich selbst und erbrach ihn sofort. Benno von Asselyn beklagte darin sein bisheriges Los, das ihn in der Welt hin und her zu reisen gezwungen hätte und erst jetzt nach Rom zurückführte. In acht Tagen spätestens würde er dem Fürsten seine Glückwünsche und der Fürstin selbst zu Füßen legen! Olympia horchte auf. So schallen zuweilen auf der Insel Ceylon plötzlich wunderbare Klänge

aus der Luft. So stürzt ein milder Regen auf die verschmachtende Blumenwelt. Olympia flog in ihre Garderobe wie eine Mänade.

Indessen hatte Thiebold de Jonge Muße, in einer Empfangsrotunde Geschichte der alten Kunst zu studieren. Neun Marmorstatuen, geschmackvoll in Nischen angebracht, fesselten seine Aufmerksamkeit. Sie gehörten ebensowohl wie der Mosaikfußboden dem „wirklichen Altertum" an. Hier war das alte Rom noch nicht untergegangen.

Benno hat es Thiebold später oft erzählt, wie bei ihm der erste Anblick der „kleinen Heuschrecke", die nach einer halben Stunde in gelbnaturseidenen, mit grünen Blättern und bunten Blüten bedruckten Gewändern hereinrauschte, Lexikon, Grammatik, Albertis Komplimentierbuch in vollständige Verwirrung brachte. Die „gelbe Hexe" wäre anziehender gewesen, als er erwartet. Vorher hatte ihn der Prinzipe Rucca „unerlaubt ennüyiert". Doch ging alles vortrefflich. Thiebold beschäftigte den Fürsten und die Fürstin schon am ersten Tage seiner Einführung mit all den Erfolgen, die eine gewöhnliche Belohnung seiner geselligen Talente war. Sogar ein Begrüßen der Villa Tibur wurde am ersten Tage noch nicht von der eifersüchtigen Prinzessin geduldet. Das Französische unterstützte die Verständigung. Da sich Thiebold verspätet hatte, so mußte Benno schon am Tage nach der gestörten Siesta erscheinen. Ercolano holte ihn selbst aus Rom ab. Der junge Römer hatte den Mann, der es möglich machte, überall die an einen bekannten Vorfall mit König Pyrrhus von Epirus erinnernde Geschichte von seinem „Kampf mit einem Elefanten" zu wiederholen. „Dies ist der Herr, der mich damals in Wien —" Ercolano erdrückte Benno mit seinen Umarmungen. Und merkwürdig, als Benno auf Villa Torresani ankam, hatten sich Thiebold und Olympia bereits bei einem Ausflug in die Gebirge — verspätet. Olympia, das war der Plan, sollte fortfahren, Benno zu lieben, Thiebold aber wollte sich mit seiner „eignen Leidenschaft so ausdehnen", daß Benno nicht in die „Lage zu Verpflichtungen" kam.

Daß Thiebold und Benno gleich zusammen auf Villa Torresani wohnten, konnte kein Wunder nehmen. Sie wurden in einem der Pavillons einquartiert, deren es im Garten mehrere gab, mit den reizendsten Aussichten. „Diese allerliebsten kleinen Häuschen mit den grünen Jalousien!" hatte Thiebold seltsam kokettierend zur Fürstin gesagt und sogleich wurde ihm eines dieser Häuschen aufgeschlossen. Es war die Zeit, wo alles auf dem Lande lebte. „Was wollen Sie in Rom, was in Tivoli!" — wo die Freunde sich eingerichtet hatten im Gasthof zur Sibylle — „Sie wohnen bei uns!" jubelte Ercolano. Lucinde wohnte tausend Schritte weiter an den Wasserstürzen Tivolis. Noch hatten sie weder Benno noch Thiebold begrüßt und schon wohnten sie in dem Pavillon der Villa Torresani. Sonst sind die Italiener nicht gastfrei. Hier aber traten Gründe ein, bestimmend genug, um diese beiden jungen Fremdlinge nicht wieder frei zu lassen. Schon das erste Zusammentreffen des Besuchs mit einer Visite der Schwieger-

mutter, das Hinzukommen anderer Nachbarschaften entschied dafür. Denn alle sagten: Diese beiden Deutschen werden die Lions der römischen Gesellschaft!

Thiebolds Kunst, die Menschen und Verhältnisse durcheinander zu wirren, ohne die erstern übermäßig zu reizen und die letztern zu unglücklich ausgehen zu lassen, bewährte sich für seine Umgebungen auf bestrickende Art. Benno konnte in der Tat einige Tage zweifelhaft sein, ob nicht Thiebold in Wahrheit den Sieg davon getragen hätte. Des Abends wurde der blonde Matador sentimental. Beim Anblick der Wirkungen, die er damit auf die junge Fürstin hervorbrachte, erleichterte sich Bennos anfangs beklommene Brust. Es erheiterte sich sein Rundblick auf die Verhältnisse, in die ihn die Sorge um zwei Freunde, die dem Tode bestimmt waren, wider alle Neigung gezwängt hatten.

„Nun haben wir's," sagte Thiebold, als Benno das reizende Gartenhaus mit seiner Aussicht auf das vom Kaiser Hadrian „Tempe" genannte glückselige Tal mit ihm bezogen hatte und voll Verdruß die glänzende Einrichtung, die bronzierten Sessel, die Sammetkissen, die Verschwendung an Marmor und Kristall sah, „nun werden Sie eifersüchtig auf mich!" — „Wir streiten uns," erwiderte Benno, „wie zwei Fechter, die doch einmal zum Tode bestimmt sind! Auf dem Programm der Niedermetzelungen geschieht dem einen weniger Ehre, als dem andern! —" Als Olympia zum ersten Male mit Benno allein gewesen und er von Wien zu reden begonnen hatte, war sie erblaßt und hatte zitternd, keines Wortes mächtig, das Zimmer verlassen, und gab sie sich auch, um Fassung zu gewinnen, den Schein mit ihm zu schmollen, so war dies nur Schein und Täuschung. Bald glaubte sie wieder auf dem Gipfel alles Erdenglücks zu stehen. Sie ritt, sie fuhr, wie in ihrer fröhlichsten Zeit. Machte sich nun auch noch Thiebold zu ihrem dienenden Kavalier, so ließ sie sich's mit beiden gefallen. Thiebold plauderte amüsant, war immer lebhaft und gefällig — immer „präsent" — wie die Frauen es wollen. Sie konnte vollkommen mit zwei solchen jungen Männern zu gleicher Zeit fertig werden. Thiebold sagte: „Ihr Embarras de richesses verassekuriert unsre Tugend!"

An lange Einsamkeit, an ein ungestörtes Begegnen war wenig zu denken. Die Fürstin war eine Neuvermählte. Ercolano rauchte nicht eine Zigarre ohne sie und trank nicht ein Glas deutscher „Birra" ohne Benno. Und sein Leben bestand aus Trinken und Rauchen. Reiter und Fuhrwerke belagerten die Tore der Villa Torresani. Zankte auch wohl der alte Fürst, der ab und zu aus der Stadt kam, über einen Landaufenthalt, der so gänzlich seinen Zweck verfehlte, (der Zweck war, zu sparen,) so war nun einmal Olympia die Nichte des regierenden Kardinals und hatte als solche den Zustrom der Fremden und Einheimischen. Da gab es Monsignori, die Karriere machen wollten; Äbte, Bischöfe kamen von nah und fern; ja sogar Fesolotti ordnete sich Ceccones gesellschaftlicher Stellung unter. Russen kamen,

die aus Kunstinteresse, Franzosen, die aus — Frömmigkeit nach dem ewigen Rom wallfahrteten. Das Prinzip der römischen Aristokratie, so unzugänglich als möglich zu sein, ließ sich hier nicht durchführen. Olympia wollte nicht aufhören, die Beherrscherin Roms zu bleiben.

Und wie war die Zeit so bewegt! Kuriere kamen und gingen. Es gab Botschafter von Neapel, Florenz und Modena zu empfangen. Schon hörte man von Verhaftungen in Rom; von Aufhebung einzelner „Logen". Die Gefängnisse der Engelsburg und des Carcere nuovo füllten sich. Schon mußten die Gefangenen nachts, mit starken Eskorten, nach Civita-Vecchia und Terracina geschickt werden. Von ungewöhnlichen Streifkolonnen hörte man, die durch die Gebirge zogen. Die Marine Neapels, Sardiniens, Österreichs kreuzte in den Gewässern von Genua, um Sizilien herum und im Adriatischen Meere. Schon wurden allgemein die Brüder Bandiera als Anführer von Trupps genannt, die demnächst an verschiedenen Stellen Italiens landen würden.

Ceccone, der Benno artig begrüßt und dem devoteren Gefährten Thiebold die Hand zum Kusse dargereicht hatte, war, beide beobachteten es, in äußerster Aufregung. Seine Kutsche fuhr hin und her, regelmäßig von zwölf Berittenen der Nobelgarde begleitet. In Castel Gandolfo lebte der Heilige Vater eingeschlossen und mißmutig über sein Körperleiden und unterschrieb die Bullen, Breves und Allokutionen, die man ihm aus den verschiedenen Kollegien seiner Weltregierung überbrachte. Bücher wurden verboten, Exkommunikationen ausgesprochen. Wächter der Kircheninteressen gab es genug, wenn auch der Hohepriester selbst nichts las, als medizinische Schriften über den Gesichtskrebs, nichts hören wollte, als ärztliche Konsultationen. Seine ganze Hoffnung war damals, wie bekannt, auf einen rheinländischen deutschen Arzt gerichtet.

Olympia hatte in der Tat jetzt keine geringe Abneigung gegen die „Erhebung Italiens". Sie räderte und köpfte — „Ein paar Handschuhe monatlich — Ein einziger Bedienter nur — Und deine Hemden selbst flicken —?" wie der Onkel gesagt hatte. Nein, da erwartete Mazzini, Guerazzi, Wenzeln von Terschka — jeden, wenn man seiner habhaft werden konnte, sein eigener Galgen. Bekanntlich unterschreibt der Heilige Vater die Todesurteile nie; man überreicht sie ihm und wenn er nichts dagegen einwendet und sie auf dem Tisch liegen läßt, so werden sie vollzogen — gleichsam aus Versehen. „Man kann die Religion der Milde nicht milder betrügen!" meinte Benno.

Benno dinierte mit Ceccone beim jungen Rucca. Er bedurfte der ganzen Erinnerung an die erlaubte Verstellungskunst des Hamlet — der ihm schon einmal als Abbild seiner eigenen Lebenslage erschienen war. Der geschmeidige Priester wünschte über manches Auskunft zu hören. Der von ihm oft seiner Anrede Gewürdigte berichtigte keines der so sichern Urteile, die an dieser Stelle gefällt wurden. „Wir wissen alles von diesem ‚jungen Italien!' Wir sind unterrichtet

über die Personen! Wir kennen die Orte —! Wir wissen, wo die Fackel der Empörung zuerst auflodern soll! Zwanzig Mitglieder der ‚Junta der Wissenden' haben auf die Hostie geschworen, mich binnen einem Jahre zu töten —! Ich weiß, daß darum gelost worden ist, und weiß, daß in Rom in meiner unmittelbaren Nähe ein Mann leben soll, der die Aufgabe hat, mich zu ermorden! Nun wohlan! Ich will es aufgeben zu forschen — sonst mißtraue ich jedem, der mich grüßt, jedem, der in die Nähe meines Atems kommt!" So sprach Ceccone, als nach Tisch die Zeitungen von einigen Königsmördern berichteten, die in Frankreich guillotiniert worden waren. Benno, bangen Atems, horchte, ob bei diesen Schilderungen ein gewisser Advokat Clemente Bertinazzi würde genannt werden, der ihm als Mittelpunkt der Verschwörer in Rom bezeichnet worden war und der ihn sogar selbst erwartete. Cola Rienzi wurde verlacht, das Haus des Tribunen am Tiberstrand geschildert — aber von Bertinazzi, der dicht in der Nähe wohnte, sprach doch niemand.

Benno bedurfte der neuen Anmahnung seiner Mutter, um in dieser peinlichen Lage unbefangen zu bleiben. Und endlich zu Lucinden zu gehen, beschwor sie ihn. Immer noch war er nicht bis auf Villa Tibur gekommen. Die Schwiegermutter Olympiens war mit ihrer Tochter in Streit — Lucinde sollte „Farbe halten" und nicht auf Villa Torresani erscheinen. Das verlangte die alte Fürstin. Und die junge verlangte von ihren Hausgenossen das Gleiche. Ceccone emanzipierte sich. Das sahen Benno und Thiebold mit Erstaunen — Nach den Diners fuhr Ceccone auf Villa Tibur. Die Voraussetzung, daß Graf Sarzana dieser Donna Lucinda den Hof machte, hörte auch Benno. Die Art, wie in Italien die Ehe geschlossen wird und sich um ihrer Unauflöslichkeit willen mit allen Verirrungen der Leidenschaft verträgt, hatte er schon beobachtet. Lucinde, „die Geliebte eines Kardinals", und „unter dem Deckmantel einer Verheiratung als Gräfin Sarzana —?" War das bei ihrem Charakter, bei ihrer so grell zur Schau getragenen Liebe zu dem Bischof von Robillante möglich —? Nun, Thiebold hatte den Anfang gemacht, die „von aller Welt unterschätzte Person" zu besuchen. Er hatte sie „erstaunlich vornehmgeworden" gefunden. Sie gäbe Audienzen wie eine Fürstin. Bitter hätte sie sich über Benno beklagt, der sie nicht zu begrüßen käme. Nur die Nähe eines „Konklaves von Prälaten", darunter Fefelotti, hätte verhindert, daß er sich darüber mit seiner „alten Freundin" des weitern ausgesprochen — mit ihr, die ihm den Streit über die Kreuzessplitter als Ursache ihrer gegenwärtigen Anwesenheit in Rom ausdrücklich gedankt hätte. „Benissimo!" fiel Olympia, die diesen Bericht gehört hatte, voll Neid ein. „Die Kammerzofe meiner Schwiegermutter! Und Sie werden sie nicht sehen! Ich verbiete es Ihnen..." wandte sie sich zu Benno. — Benno brauchte sich nicht zu verstellen, wenn er seine Geringschätzung Lucindens andeutete. Aber zuletzt mahnte sogar der Kardinal um

den Besuch der Villa Tibur. Olympia wollte aufs neue widersprechen. Benno warf ihr einen einzigen Blick zu und sagte: „Ich reite morgen hinüber, Eminenz!“ — Die junge Fürstin sah empor zu ihm, wollte bitter schmähen, dann aber schlich sie still davon. Welch ein Glück von dem beherrscht zu werden, den man liebt! Wie gerne hätte sie so ihr ganzes Leben diesem wie magisch auf sie wirkenden Fremdling zu eigen gegeben —!

Der Kardinal sah alles das und verstand es. Er lachte dieser demütig niedergeschlagenen Augen und darüber, wie sich sein Kind, erst zornig aufwallend, beherrschte und hinter den Säulen des Eßsaals verschwand. Sie fuhr aber doch am folgenden Tage mit Thiebold und ihrem Manne nach Rom — eines Modeartikels wegen, sagte sie — in Wahrheit, weil sie nicht ertragen konnte, daß nun endlich Benno doch Villa Tibur besuchte, von welcher sie sogar gehört hatte, daß die alte Fürstin daselbst nicht anwesend, sondern in Rom war, wo sie — Pumpeos wegen — öfter verweilte als auf dem Lande. Seine erste Aufwartung hatte Benno der koketten Dame in Rom gemacht.

Lucinde, die dem Vetter ihres angebeteten Idols schon in so vielen sich widersprechenden Situationen, in Demut und in Glück, in Verzweiflung und in Übermut, schön und häßlich, fromm und heuchlerisch, verführerisch und abstoßend begegnet war, die nur mit Mühe und äußerster Anstrengung der am Brande von Westerhof beteiligten Adelsfamilie, die ihre eigenen Angehörigen nicht kompromittiert sehen wollte, der Teilnahme an einem Verbrechen unverdächtig geblieben war (sein Beichtwissen durfte Bonaventura nicht verraten), sie, die Bonaventura in Männerkleidern nach Wien gefolgt, ein Kind der Armut, in ihrer ersten Jugend eine Magd — jetzt stand sie in einer seltsamen Stellung auf der Höhe scheinbaren Glückes. „Herr von Asselyn!“ stellte sie Benno dem Grafen Sarzana vor. Sie hatte den Ankommenden schon beim Absteigen vom Pferde gesehen und ihrem Blute längst Ruhe geboten. Graf Sarzana hatte sich eben entfernen wollen. Sie begegneten sich in einem zauberhaft schönen Garten unter Myrten und Oleandern. Benno betrachtete Lucinden, die so ruhig tat, als hätte sie ihn erst gestern zum letztenmal gesehen. Er betrachtete den Kavalier, der in so seltsamer Umstrickung lebte. Graf Sarzana war ein Mann zwischen den Dreißigen und Vierzigen. Seine Augen ruhten auf Benno mehr finster, als freundlich. Ein Brautpaar konnte Benno kaum zu sehen glauben. Die Kälte und Ruhe der noch immer anziehenden, in einen roten Schal gehüllten Abenteurerin war der Ausdruck der Abspannung. Dagegen schien Graf Sarzana aufgeregter, wenigstens stand ein unausgesetztes Streicheln der Haare seines schönen silbernen Helmes mit seiner scheinbaren Ruhe im Widerspruch. Unwillkürlich bot sich für Benno die Vergleichung mit dem Gegenbild: Paula und Graf Hugo.

Das Abschiednehmen des Grafen verzögerte sich. Bennos scharfes

Auge glaubte auf Lucindens Lippen eine Miene von Verachtung vor dem sich Empfehlenden, die gemacht und kokett auf Benno berechnet war, zu sehen; sie wollte gewiß an ihre Liebe für Bonaventura erinnert haben. Aber auch der Graf schien nur eine eingelernte Rolle zu spielen. Er blieb zwar artig und plauderte noch einige Dinge, die einen Fremden interessieren durften. Da die Stunden, wo der Heilige Vater seine Segnungen erteilt, jedem Fremden in Rom von besonderer Wichtigkeit sind — anderswo merkt man sich, wenn so die Wachtparaden und Manöver stattfinden — da einige Paläste, einige Sammlungen schwierig für den Zutritt sind, so erbot sich Graf Sarzana zur Vermittelung. Er schien auch unterrichtet und behauptete Sammler zu sein. Ganz unverstellt und aufrichtig schien seine Verwunderung, wie sich diese beiden Deutschen in die italienische Art gefunden hätten, rühmte die deutschen Schulen und schien vorauszusetzen, daß Lucinde eine Erziehung genossen hätte, die ihr die Kenntnis des Lateinischen schon durch die Fürsorge des Staats verschafft hätte. Doch lag in allem, was er sprach, ein Anflug von Ironie. — „Der Graf tut, als wenn ich so frisch weg die Gedichte lesen könnte, die drüben auf den Wasserfall da Catull gemacht hat! Ich verstehe das Breviarium — Das ist alles!" sagte Lucinde und entzog dem Grafen die Hand, die er küssen wollte. Endlich ging er und bald hörte man nur noch das Klirren seiner Sporen, den Hufschlag seines fortsprengenden Rosses.

„Nun, endlich! Kommen Sie!" sagte Lucinde. „Wir haben dort einen bequemeren Platz und ich bin ermüdet —!" Sie deutete an, daß sie den Grafen nicht im mindesten liebte und nur von seinen Bewerbungen belästigt wäre. Wenig Schritte und man befand sich in einem ringsgeschlossenen traulichen und völlig einsamen Boskett, wo mehrere gußeiserne Sessel standen. „So finden wir uns wieder! Und ich sehe schon — Sie kommen voll Zorn über mich! Natürlich hat mich die Herzogin verklagt." — „Im Gegenteil," erwiderte Benno, des Mädchens, ihrer Umgebung, ihrer Haltung staunend; „meine Mutter riet mir, mit Ihnen Frieden zu schließen! Sie wissen, ich habe das immer als das beste Mittel erkannt — mit Ihnen auszukommen. Daß die Herzogin meine Mutter ist, wissen Sie ja. Ich staune, wie Sie das Geheimnis erkannt, noch mehr, daß Sie es bewahrt haben."

„Staunen Sie sich nur", begann Lucinde, „erst über wichtigere Entdeckungen aus! Sehen Sie, das ist Rom, dies drüben die Villa des Mäzenas! Nicht wahr, wer das alles von Ihrem und unserm Leben geahnt hätte, als ich unreifes Kind auf Schloß Neuhof lebte, unter Männern voll Grausamkeit und Tücke, von denen der allerärgste Ihr Vater war! Der beste von allen — war mein guter, närrischer Jérôme, Ihr — Bruder also! Gott im Himmel, ich hatte dort schon Träume, die mir alles zeigten, was seither eingetroffen ist. Ich sah Ihre Mutter — wie oft! — in den Kellern des Schlosses.

Ich sah die alte Hauptmännin Buschbeck mit der Giftschale in der Hand. Ich sah das Dasein Ihrer Mutter in den Visionen ihres Vaters. Wie ich Ihnen dann zum erstenmal an der Maximinuskapelle begegnete! Wissen Sie noch? Sie trugen den roten Militärkragen jener blonden, hellblauäugigen, norddeutschen Sandlandsklugheit, der Sie Gott sei Dank! auch Valet gesagt haben. O wie ich das rotblonde Deutschland hasse —! Freund Thiebold ausgenommen. Frau von Gülpen ahnte schon meine Mitwissenschaft an so manchem und wies mich deshalb aus der Dechanei. Als ich diese stille Stätte des Friedens und der Hoffnung verlassen mußte, brach mir das Herz! Ihr Onkel war so gut. Und Ihnen ist er der Retter Ihres Lebens geworden! Nun, ich liebe, im Vertrauen gesagt, die Reue nicht, ganz wie die Spinozisten — alle Magdalenenbilder sind mir verhaßt — aber schön und ein ganzes Leben verklärend war Ihres Pflegevaters Reue über einen schlimmen Anteil, den er doch wohl auch an Ihrem Dasein hatte — denn der Kronsyndikus war sein intimster Freund! Wie geht es dem Dechanten?" — „Er freut sich jeder frohen Botschaft aus Italien." — „Grüßen Sie ihn von mir! „Frohe Botschaft aus Italien!" Kämen ihrer nur mehr! Ich fürchte, ihr, ihr gerade siedet und kocht ihm nichts, was den Onkel laben wird. Euer Bischof bringt ein Ungestüm von jenseits der Berge in Anwendung, das diesseits nicht am Platze ist. Wer ist denn jener Eremit, um den er sich noch ins Verderben stürzen wird? Ein Deutscher! Erinnern Sie sich Ihrer Scherze mit dem Gipsfigurenhändler, als wir über den St. Wolfgangsberg keuchten? Halt!" unterbrach sie sich plötzlich. „Ich vergaß die Papiere, wo wir standen. Holen wir sie!" Benno folgte, wie von einem mächtigen Willen regiert. Er hörte nur. Über den Eremiten hatte sie harmlos, so zu sagen waffenlos gesprochen. Nach wenigen Schritten war Benno, der vorauseilte, zurückgekehrt und gab Lucinden ein Pack sauberer Velinpapierbogen, die deutsche Skripturen enthielten. Bei seiner ersten Begrüßung waren sie in ihrer Hand gewesen.

Sie kehrten in die grüne Rotunde zurück. „Sie ahnen wohl nicht, was diese Papiere enthalten!" — sprach sie, das Konvolut neben sich legend. Sie verwies ihn auf den nächsten Stuhl. — „Ich höre, Sie und Klingsohr sind die Referenten der Kurie in deutschen Angelegenheiten geworden! Wir haben jetzt, Sie wissen es wohl, eine neue Reformation in Deutschland. Sind das die betreffenden Aktenstücke?" — Sie schüttelte den Kopf, ließ den mit Bitterkeit angeregten Gegenstand fallen und fixierte nur Benno mit prüfenden Blicken. „Seltsam! Ihr Haar ist von der Mutter! Die Augen haben Sie vom Vater! Ihr Blut scheint von Natur langsam zu fließen, wie — durch Kunst bei Ihrer Mutter. Ihr Verstand ist hitzig, wie beim Kronsyndikus — und wissen Sie, ich hätte Sie schon in St. Wolfgang mit ruhigem Blut in allerlei Unglück sehen können — Nicht dafür, weil Sie kein Interesse für mich hatten — Armgart hatte es Ihnen schon damals angetan — Nein, Sie

trugen den Kopf so unbändig hoch — um Ihrer Klugheit willen! Das haben Sie von Ihrem Vater. Der konnte jedem einen Taler schenken, wenn er ihn klug nannte. Ich lästere ihn nicht. Mir war er gütig. Nur zuletzt nicht mehr. Hätte er mich da noch aufrecht gehalten, ich würde nicht so elend in die Welt hinausgestoßen worden sein. Es — ist — nun eben nicht anders —!" — „Dafür machen Sie jetzt Ihren Weg! Wann werden Sie Gräfin Sarzana sein?" — Sie hörte auf die Frage nicht, sondern sagte träumerisch: „Wenn ich rachsüchtig wäre —" — „Manche bezweifeln Ihre Großmut —" — „Und wenn ich sie nun nicht hätte, habt Ihr es alle um mich verdient?" — „Ist etwa auch meine arme Mutter Ihnen verschuldet?" — „Nein, der Herzogin war ich zu Dank verpflichtet. Aber später war sie nicht gut gegen mich. Wir Frauen wissen es doch, daß wir Ursache haben, uns im Leben an eine starke Hand zu halten. Nun finde ich hier vielleicht eine solche. Konnte ich da dulden, daß die erbitterte Frau über mich lachte und ihrem Briefwechsel mit Ihnen, den ich voraussetzen durfte, Ihre und des Bischofs Urteile über mich entnahm und weiter verbreitete? Ich leugne nicht meine Herkunft und meine ehemalige Lage. Ich weiß auch, daß mich im Leben noch niemand gern gesehen hat und habe mir längst darüber mein System gemacht. Ich ahne sogar — im Vertrauen — daß auch hier diese Herrlichkeit bald mit mir zu Ende sein wird. Aber was ich mir an Unglücksfällen ersparen kann, das will ich doch nicht unterlassen haben. Ihrer Mutter, einer gefährlichen, völlig in sich unklaren, halb ehrlichen, halb listigen Frau —" — „Hören Sie auf!" — „Ja, einer echten Italienerin, mußt' ich einen Vergleich anbieten. Ich will wünschen, daß sie die Bedingungen ebenso hält, wie ich sie halte. Sie sind mit der jungen Fürstin Rucca intim, fragen Sie sie in einer Schäferstunde, ob ich je geplaudert! Selbst über Armgart werden Sie Ihre kolossale Eroberung — aber nutzen Sie sie nur recht aus, die Kleine! — nicht unterrichtet finden. — Aber noch eines! Hüten Sie sich vor den politischen Grillen Ihrer Mutter —!" — „Treibt meine Mutter Politik —?" — „Sieh, sieh, wie Sie sich verstellen können! Ja, das lernt man in Italien! Rom hat seine Lügen, seine Schlechtigkeiten — aber dieses Übermaß von schwatzhafter Tugend, eitler Sittsamkeit, biederer Langenweile, wie in Deutschland, gibt es hier nicht. Läßt mir der Bischof, Ihr Vetter, nichts, gar nichts durch Sie sagen?"

In diesem Augenblick läutete es von Tivoli herüber. Lucinde senkte den Blick und sprach für sich den englischen Gruß. Benno durfte sich der frommen Sitte nicht entziehen. Die Dämmerung war hereingebrochen. Über die Höhen des Gebirges sah man Streifen des Mondes schimmern, die bald ihr mildes Licht über die dunkelnde Schlucht verbreiteten.

„Läßt mir der Bischof nichts, gar nichts sagen?" begann Lucinde aufs neue — „Ich wüßte nicht —!" — „O, so war es ja immer. Lieblos entzogt ihr mir die rettende Hand! Hinweggeschleudert habt ihr mich wie ein Wesen ohne Bildung, ohne Herz! Wie habe ich gerungen

nach eurer Schonung nur! Kalt, grausam habt ihr mich zurückgestoßen! Nun mußte ich mir freilich selbst helfen. Das ist die größte Feigheit der Männer: Ein Weib um ihrer Torheit willen, wenn sie liebt, leiden sehen und sie auf Vernunft und Besinnung verweisen —! Vernunft und Besinnung haben wir nicht. Nur in der Tat, sei's der Tat der Liebe oder des Wahns oder der Enttäuschung, nur in Handlungen und Zuständen sind wir, was wir sind. Vernunft und Besinnung! Dem Bischof vergebe ich wohl nie, was er an mir verbrochen hat —!" — Benno wußte kaum, was er einem weiblichen Wesen erwidern sollte, das von der Voraussetzung ausging, man könnte gradezu auf einen katholischen Priester Rechte der Liebe geltend machen. „Sie haben nie das Gemüt dieses edelsten der Menschen verstanden!" sagte er — „Ein Gemüt, wie das dieser Bildsäule!" rief Lucinde zornentbrannt. „Als wenn ein Priester von seinen Gelübden einem weiblichen Wesen gegenüber sprechen könnte, der sie einem andern gegenüber nicht hält! An jenem Abend auf dem Friedhof von St. Wolfgang schon, wo wir unter den Gräbern wandelten, funkelten die Sterne herab, als wollten sie sagen: Halte sie doch fest, die Stunde der Versöhnung! Sieh, sprachen die Sterne, dies wahnsinnige Weib hat zwei Jahre geschmachtet nach Wiedervereinigung mit dir! Nun kommt sie und pocht voll Hoffnung an deine Hütte! Da opferst du sie schon der alten Magd, die dich bedient! Lachen Sie nicht —! Die Sterne sprachen noch mehr. Du schmähst ihre Verehrung, die so ganz ohne Interesse, nur ein reines Opfer der Liebe ist, sagten die Sterne! Ich bin um diesen Mann katholisch geworden — ich wäre glücklich gewesen, nur dann und wann mit ihm sprechen zu dürfen. Daß ich seine Magd hätte sein können, mich wirklich als Bäuerin bei Renaten verdingen, davon will ich nicht reden. Ich war heimisch in ihm, als ich ihn das erste Mal sah. Denn ich fand in ihm einen Menschen wieder, einen Abgeschiedenen, der mir in ihm sein Testament zurückgelassen hatte. Schon damals, als Ihr Vetter geweiht wurde, kannte ich seine Zukunft; ich kannte die kommende Zerrissenheit seines Gemüts; wußte, daß er dort enden würde, wo er jetzt steht — an einem furchtbaren Abgrund, den nur noch seine äußere Würde deckt. Ich kannte alles, was ihm über die Leiden dieses Daseins hinweggeholfen hätte. Er verschmähte meine Hilfe! Damals folgte ich dem Ruf in die Dechanei, erlebte die Demütigung, dort wie zum Hause hinausgeworfen zu werden; ich klammerte mich an den Saum seines Kleides, den Teppich der Altäre, die sein Fuß berührt; ich wagte mich in die schwierigsten, demütigendsten Lebensverhältnisse, nur um eine Erhörung meines — um Güte und Vertrauen — ich sage nicht einmal um Liebe — verschmachtenden Herzens zu finden. Keine Berücksichtigung! Nichts als die kalte Sprache der Lehre und Ermahnung. Es kam dann eine Zeit, wo ich hätte furchtbar erscheinen können. Diese Drohung tat ich dann auch —! Als ich mich aber bei alledem bekämpfte, bei alledem mich von dem beweinenswerten, rasenden, wahnsinnigen Gefühl für diesen Mann beherrschen ließ, alle meine Waffen

strecke, finde ich noch immer keine Regung der Versöhnung, kein Wort der Güte, keines des Vertrauens! Noch in Wien stößt er den Nachen zurück, auf dem ich mich zu ihm geflüchtet. Das ist wahr — er nahm mir in Wien eine Bürde ab, die mich auf den Tod niederdrückte — aber kaum fließen vor Erleichterung meine Tränen, so läßt er mich auch schon wieder hinaus auf die stürmende See in ein Leben, das bisher nur Not und Demütigung mir gebracht. Jetzt hab' ich einen kurzen Augenblick des Glücks! Er macht — euch alle schwindeln! Mich nicht! Ich weiß, was ich tue! Ja! Wie eine Bettlerin will ich nicht wieder vor euern Türen stehen —!" Benno erbebte vor dem Blick, der diese Worte begleitete. Er fürchtete für Bonaventuras schwierig gewordene Stellung. „Sie sind bei alledem dem Bischof wert!" — sagte er und mit voller Überzeugung. Lucinde erwog diese Äußerung, fuhr aber fort: „Weil er mich fürchtet! Weil ihr alle mich fürchtet! Freilich, freilich habe ich mich rüsten müssen gegen euch! Gesucht habe ich nichts — ich fand alles von selbst. Auf dem Schlosse Ihrer Väter habe ich schon als Mädchen von sechzehn Jahren die sibyllinischen Bücher aufgeschlagen und verstand nur noch nicht die Zeichen, die in ihnen wie durchstochene blutige Herzen funkelten. Jetzt liegt mir jeder Traum der Kindheit offen. Ich verstehe das Wimmern und Seufzen unter den Ulmen des Schloßparks von Neuhof, ich sehe die Verwirrung eurer ganzen Familie und euer — tragisches Ende! Mit dem Bischof habe ich Mitleid. Ein umgekehrter Jupiter, liebt er statt eines Weibes eine Wolke. Erzählen Sie mir aber von Paula! Lassen wir alles! Ich denke, ich verdiene schon, daß Sie sich's etwas kosten lassen, mich ein wenig zu unterhalten." Diese Worte schienen freundlich. Benno mußte ihr den vorangegangenen Ton des übermütigen Emporkömmlings vergeben, und angezogen hatte sie ihn niemals so wie heute. Die Leidenschaft verjüngte Lucinden zu ihrer ersten Jugendschönheit. Ja, sie fiel sogar in ihren naiven „Hessenmädchen"-Ton. „Also — Paula! Bitte, bitte! Erzählen Sie!"

„Ich kann Ihnen nur erzählen," begann Benno, „was alle wissen! Ich ehre den Bischof zu sehr, als daß ich ihm durch unberufene Fragen Gelegenheit geben sollte, sich über Gefühle auszusprechen, die ihm schmerzlich sind —" — „Die Wunde nicht berühren, heilt sie euch!" schaltete Lucinde bitter ein. — „Und macht sich's nicht in den meisten Fällen so? Ob auch beim Bischof und bei Paula — das weiß ich freilich nicht. Ich kann nur berichten, daß dieser Ihnen so undankbar erscheinende Bonaventura an Verklärung und Hoheit der Gesinnung von Tag zu Tag wächst. Er entschwebt dem Irdischen. Ich mag ihn durch Fragen nicht niederziehen aus seinen reinen Höhen. Aber soviel weiß ich, daß er es doch war, der Sie vor allen mißlichen Folgen Ihrer Verbindung mit Rück geschützt hat. Graf Hugo gab seine Absicht, die Urkunde anzuzweifeln, erst nach einer langen Unterredung mit dem Bischof auf." — Lucinde zweifelte — „Sagen Sie selbst," fuhr Benno fort, „was hätte den Bischof verhindern können, dem Grafen zu raten:

Handeln Sie getrost nach allem, was Ihnen Terschka mitgeteilt hat! Zu offen lagen aller Welt die rätselhaften Vorgänge des Brandes in Westerhof —! War ich doch selbst Zeuge derselben. Dieser Bruder Hubertus — der — leider — rätselhaft — wieder verschollen ist — als wenn er in der Tat von den Räubern und Mördern, von denen er abstammen soll, reklamiert worden wäre! Man wird sein in Witoborn stehendes Vermögen, die Ersparnisse ihrer alten Freundin Buschbeck, nehmen müssen, um ihn auszulösen." — Lucinde hörte aus diesen Worten nur die Anspielung auf ihren Magddienst, den man also in Erfahrung gebracht hatte. Wie aus einem Traum auffahrend, sagte sie: „Der Graf wird wohl katholisch werden müssen? Halten Sie nicht unsre Religion für die beste?" — „Die beste Religion, die wir haben könnten, wäre eine auf die Erkenntnis der tiefsten und edelsten Möglichkeiten und Fähigkeiten unserer Menschenbrust begründete! Liebe, Freundschaft, Vertrauen, alles Edle im Menschenherzen — ich dächte, das wäre Bürgschaft genug für wahre Gottesnähe!" Bennos Blick war wieder auf die Papiere gefallen, die ihm Lucinde dann und wann absichtlich zu entziehen schien. Seine Neugier mußte sich steigern, als sie selbst auf diese Papiere blickend, fortfuhr: „Auch Sie sollten nun für immer in Rom bleiben und sich hier nützlich machen für die Partei, der Gott den Sieg geschenkt hat! Fürchten Sie sich doch nicht vor einem Roman mit Olympia Rucca! Die Zeiten sind vorüber, wo böse Frauen ihre ausgenutzten Liebhaber vom Turm zu Nesle stürzten. Jetzt geben sie ihnen Anstellungen und manchmal sogar noch ein hübsches junges Mädchen dazu." — Benno wendete sich verletzt ab. Seine Gedanken verweilten bei jener Partei, der „ohne Zweifel Gott den Sieg geschenkt" hätte. Galt die Partei des „jungen Italien" schon wieder für eine verlorene? — „Ich will Ihnen von Ihrer Armgart erzählen," begann Lucinde. „Von den englischen Kardinälen, jenen beklagenswerten, die sich alle drei Jahre dem Martyrium auszusetzen haben, sich in England von den Roheiten John Bulls beschimpfen zu lassen, hat Kardinal Talbot Armgart in London gesehen. Bei guter Laune verglich er sie dem Heiland, als dieser als Kind im Tempel lehrte. Sie gefällt sich im Bibelauslegen wie ihre Mutter. Eine englische Krankheit das — nur findet Armgart bis jetzt noch immer das in der Bibel, was die Engländer erst sehen, wenn sie in den Katakomben gewesen. Wenn sie nicht auf die andern Torheiten der Engländer einginge, würde man sie kaum dulden; so sagte Kardinal Talbot. Glücklicherweise reitet sie nicht nur und schießt, sie schwimmt und angelt auch. Sie könnte schon eine Herzogin von Norfolk geworden sein, höre ich, wenn die Auswahl unter ihren Bewerbern nicht zu groß wäre. Ob sie für die beiden jungen Männer, die ihr einmal eine Flucht aus der Pension erleichterten, noch die alte Pietät bewahrt hat, möchte ich fast bezweifeln. Im Bericht des Kardinals figurierten beide. Aber mit dem Baron Terschka steht sie wieder gut. Die Gefühle junger Mädchen wollen Nahrung haben. Tut man nichts, lieber Herr, um sie an sich zu erinnern, so

unterhält solche kleine Koketten mehr noch der Haß, den sie auf manche Menschen werfen, als eine bald verklingende Liebe aus der Pension." Benno lächelte bitter, vermied jedoch, auf den Gegenstand einzugehen und fragte nun: „Sind die Papiere da Gesandtschaftsberichte, denen Sie dergleichen entnehmen?" — „Es sind Paulas Visionen! Gesammelt seit einer Reihe von Jahren und fortgeführt bis in die neueste Zeit —! Ich erwarte schon morgen aus Witoborn eine neue Sendung früher dort aufgenommener Protokolle. Wer sie niedergeschrieben, weiß ich nicht. Frau von Sicking — oder Norbert Müllenhoff im Auftrag dieser Frau — gar nicht unmöglich. Sie wissen vielleicht nicht, daß Fesolotti die Aufgabe hat, zu entscheiden, ob das magnetische Leben innerhalb des Christentums anzuerkennen sei. Ich glaube, man wird den Magnetismus verwerfen. Die Konzilien sprechen nichts davon. Mich ängstigen die Gefahren des Bischofs, wenn ich auch oft beim Lesen dieser Blätter lachen muß — freilich mich auch über vieles ärgern. Ich sehe die Zipfelmütze des alten Onkels Levinus und seine gelehrten Forschungen — ich sehe die Tante Benigna und ihre Schweinemast. Aber auch vieles andere. Und merkwürdig! Die wahren Verhältnisse der Asselyns und Wittekinds, wie ich sie kenne, sind Paula trotz ihrer Allwissenheit unbekannt. Doch —" richtete sie den Blick empor — „man ruft Sie ab!" Benno wurde eben von einem der näher gekommenen Diener mit einem Blick befragt, ob sein Pferd in Bereitschaft gehalten werden sollte. Im Wandeln waren sie schon dicht am Pfortentor angekommen. „Reiten Sie jetzt zurück! In Italien ist die Nacht unheimlich!" sagte Lucinde. — „Und Sie, Sie übersetzen diese Visionen ins Italienische?" fragte Benno erstaunt. — „Im Auftrag Fesolottis!" bestätigte Lucinde. „Fesolotti ist es, der die Kirche regiert." — „Und glauben Sie nicht, daß man dem Bischof hier die Kerker der Inquisition öffnet und jenen greisen Bewohner des Tals von Castellungo herausgibt?" — „Das ist nicht möglich — und zwar deshalb nicht, weil man ihn nicht in Gewahrsam hat!" — „Das glaubt der Bischof nicht!" — „Es ist aber so. Als es hieß, Pasqualetto hätte den Vielbesprochenen in Gestalt eines Pilgers von Loretto gefangen genommen, freuten wir uns des Beweises, den jetzt die Dominikaner nicht mehr zu geben brauchten, indem sie ihre Gefängnisse öffneten. Letzteres tun sie ohnehin nicht. In Rom gewiß nicht, verlassen Sie sich darauf! Hubertus wurde entsendet, den Pilger aufzusuchen. Leider sind seither beide verschwunden. Warnen Sie den Bischof, diesen Streit nicht wieder aufzunehmen! Fordert man ihn vor die Schranken eines geistlichen Gerichts und schlägt man hier in den Archiven nach, wo über Tausende von Seelen der katholischen Welt — Geständnisse und Aufklärungen liegen —" — Lucinde hielt inne. Sie konnte nicht wissen, ob nicht in der Tat die Kurie von Witoborn von Leo Perls Geständnissen damals nach Rom den von dem reuigen Juden gewünschten Bericht gemacht hatte.

Die Wasser des Anio rauschten so mächtig, daß das Gespräch durch

den Sturz der Wellen übertönt wurde. Beide in der Dämmerung Lustwandelnde hatten die Eingangspforte mehrmals umkreist. Das Roß scharrte ungeduldig im Kieselsande. „Es wird zu spät!“ mahnte sie. „Ich lade Sie nicht ein, bei mir zu einem Nachtimbiß zu bleiben. Auch ist die Fürstin Ihnen gram. Sie hat ihrem Sohn Vorstellungen gemacht über die Aufführung seiner jungen Frau. Sie verlangt — hören Sie's nur — daß Sie und Thiebold von Villa Torresani wegziehen. Das alles findet sich — besonders wenn Sie der guten Dame selbst ein wenig den Hof machen. Ach, wir haben soviel gemeinschaftliche Sorgen! Warum denn nicht auch einmal gemeinschaftliche Freuden! Glückauf in Rom! Geben Sie mir die Hand! Lassen Sie uns verbunden bleiben!“ — Benno reichte die erstarrte kalte Hand und schied von Lucinden, die eine Miene der Protektion bis zu den Worten beibehielt: „Versprechen Sie mir, daß Sie auf Villa Torresani nie anders von mir reden als so, daß ich Männern noch in einer einsamen Abendstunde gefährlich werden könnte — Sie kalter Mensch!“ — Damit schlug sie nach ihm mit einer Päonienblüte, die sie am Wege abgebrochen hatte und in ihrer gewohnten Weise zu zerzupfen anfing. Der Diener hatte den Rücken gewendet. Die deutsche Unterredung schützte beide vor dem verfänglichen Inhalt der letzten Worte. Benno schwang sich in den Sattel. Lucindens „Auf Wiedersehen“ war wie ein Gruß zu einer Reihe der unterhaltendsten und vertraulichsten Beziehungen auf lange, lange Zeit.

Der Weg war dunkel und abschüssig. Benno mußte langsam reiten. Hinter der finstern, scheinbar vom Silber des Wasserfturzes mehr als vom Mond erleuchteten Schlucht unterhalb Tivolis, wurde der Weg breiter. Die Krümmungen des Anio hatten hier Anbau. Zur Linken ragten die Trümmer der Villa des Mäcenas, die eine Schmiede geworden, mit dem Schimmer der Kaskatellen, die aus ihren Fenstern gleiten, und mit Feuereffenglut auf. Ringsum war es still, doch nicht einsam. Einzelne Wanderer hielten am Wege inne. Da und dort erhob sich aus den hohen, noch nicht abgeernteten Maisfeldern ein spitzer Hut.

Benno ritt tief in Gedanken verloren. Paula, Bonaventura, alles, was ihm teuer war, umschwebte ihn. Welche Welt gestaltete sich in seiner Brust! Welches Chaos rang zum Lichte! Es waren nichts als glühende Tropfen, die Lucinde auf seines Herzens geheimste Stätten hatte fallen lassen.

Allmählich belästigte es Benno, von drei Reitern, die in der Tracht römischer Landbesitzer, mit hohen Flinten auf dem Rücken, ledernem Gürtel, Gamaschen bis weit übers Knie, auf unruhigen, ohrspitzenden Maultieren saßen, fast in die Mitte genommen zu werden. Eben wollte er seinem Roß die Sporen geben, um sich dieser unfreiwilligen Begleitung zu entziehen, als die Reiter innehielten, wie der Blitz abschwenkten und zur Schlucht zurückritten. Hatten sie sich in seiner Person geirrt? Wenige Sekunden und Benno begriff, daß ihr Auge und Ohr schärfer als das seinige gewesen. Er hörte den gleichmäßigen

Trab bewaffneter Reiter. Bald sah er einen Trupp Karabinieri, denen in einiger Entfernung eine Kutsche folgte, die Kutsche des Kardinals Ceccone, wie er von dem Nachtrab erfuhr.

Benno gab seinem Pferde die Sporen. Windschnell suchte er vorüberzufliegen. In die unheimlichsten Gespenster schienen sich ihm die Bäume und Felsen zu verwandeln. Wie von einem Höhnen der Natur verfolgt, sprengte er dahin. So schuldlos ihm sein eigenes Innere erscheinen durfte, immer mehr Schrecken begehrten Einlaß in seiner Brust. Ist das denn Rom, das gelobte Zauberland der Christen —? Ceccone fuhr soeben zu Lucinden, die der Mann im Purpur ohne Zweifel in der Villa allein wußte. Die Unterredung mit ihr hatte Bennos ganzes Interesse gewonnen. Er hatte erkannt, daß Lucinde in der Tat, wenn der Trieb ihrer Liebe zu Bonaventura der Trieb zum Guten gewesen wäre, auf Wegen wandeln konnte, wo man ihr die Anerkennung nicht hätte versagen dürfen. Nun aber stürzte wieder alles zusammen. Er sah nur noch das Zweideutige und war froh, als er endlich die hohen spitzen Aloes und Statuen erreichte, die Zierden der Treppengeländer der Villa Torresani, und noch froher, als er sich sofort überzeugte, daß in den Sälen kein Licht war. So war doch Olympia noch nicht von Rom zurück. Sie blieb dort über Nacht. Er sprang vom Pferde und flüchtete sich in die Einsamkeit seines Pavillons.

Wer waren aber die drei Reiter gewesen? Doch wohl schwerlich Räuber. Man kennt dich in den geheimverbundenen Kreisen als einen Freund der Bandiera — du hast die Begrüßungsformeln des „Jungen Italien" und dennoch weilst du in der Nähe eines Mannes, den — Mord und Verrat umschleichen —! In seiner gewagten Doppelstellung glaubte Benno sich nicht länger halten zu können. Es mußte zu Entscheidungen, zu Entschlüssen fürs Leben kommen.

Endlich suchte er die Nachtruhe, von der er wußte, daß er sie nicht finden würde. Man brachte ihm noch einen Brief, der während seiner Abwesenheit angekommen war. Die verstellte Handschrift war die seiner Mutter. Die Mutter schrieb ihm, daß sich in seiner Wohnung, dann bei ihr selbst der berühmte Advokat Clemente Bertinazzi hatte erkundigen lassen, ob Herr von Asselyn nicht bald aus dem Gebirge zurückkehrte. Das war dann eine Mahnung, der er sich entschließen mußte, Folge zu leisten. Sie konnte, wenn er nicht darauf hörte, gefährliche Folgen nach sich ziehen.

8. Am Hause Rienzis.

Menschen wie Thiebold können für den Umgang unentbehrlich werden; doch erfüllen sie nicht die Phantasie. Sie lassen sich als Freunde, als Gatten denken, nicht lange als Liebhaber. Benno erhielt wieder seinen vollen Platz in Olympiens Herzen und die Stunde rückte näher, wo die zunehmende Vertraulichkeit um so mehr eine schwindelnde Höhe erreichen mußte, als sein „bester Freund" Ercolano plötzlich schüchtern und verlegen zu werden anfing. Die Mutter hatte

seine Eifersucht mächtig geschürt. Das Wohnen auf seiner Villa hatte sie ihm als einen lächerlichen Beweis von Schwäche geschildert. Olympia trotzte der Zumutung, die deutschen Freunde aus ihrer Nähe entfernen zu sollen. Nun ging Ercolano wie in der Irre, und zog sich selbst von dem ihm sonst unentbehrlichen Billardspiel zurück. Aber auch für Olympien wurde Thiebold nichts als eine „schöne Eigenschaft" seines Freundes mehr. Thiebold übernahm die Kommissionen ihrer Launen. Er mußte „das Verhältnis zum Kardinal Ambrosi lösen", d. h. die letzten Aufmerksamkeiten und Geschenke überbringen, die noch für dessen Einrichtungen bestimmt waren. Sonst aber ärgerte sie sich schon lange über Thiebolds Allgegenwart. Bald hatte der Unbequeme gerade an derselben Stelle, wo von ihr niemand anders als Benno erwartet wurde, seine Brillantnadel, bald sein Portefeuille verloren; er suchte dann darnach und immer an einer Stelle, wo sie mit Benno allein zu sein gehofft. Wenn sie geneigt wurde, beide aus dem Pavillon der Villa Torresani nach einer ihr noch bequemeren Besitzung des Kardinals umzulogieren, so war es, weil Thiebold in Wahrheit Bennos Schatten blieb.

In Rom spielte selbst im Sommer eine Operntruppe. Olympia besuchte diese Vorstellungen. Das Sitzenkönnen in den Logen bot Zerstreuung, Gelegenheit zur Unterhaltung, zu neckendem Fächerspiel, Hin- und Herfahren, Abholen, Sichbegleitenlassen, Verfehlen des Gatten usw. Da die Freunde trotz der Schönheiten des Landlebens von den Merkwürdigkeiten Roms gefesselt sein mußten und manchen Tag in der Stadt blieben, so wollte die junge Fürstin zu gleicher Zeit mit Villa Torresani auch die „Brezel" an der Porta Laterana bewohnen. Man nannte so die Villa Rucca ihrer Form wegen und mit einer Anspielung auf den Ursprung der Ruccas vom Backtrog. Die Eltern waren dagegen und beriefen sich auf die Ehepakten, die jeden Punkt der Vergünstigungen bezeichneten. Sie verlangten, daß ihre Schwiegertochter die Villa Torresani bis zu einem bestimmten Tage nicht verließ.

„Manchen Menschen," sagte Lucinde zu Thiebold, der diesen Streit vermitteln sollte, „ist es Bedürfnis, sich zu ärgern. Wenn die Fürstin ihre Tochter in ihrer Nähe entbehren sollte, entgeht ihr ein Motiv der Aufregung. Die Mutter ist so gut gewachsen, daß sie sich gern ihrer Schwiegertochter als Folie bedient. Wir Frauen heben ja nicht den Arm auf, ohne zu berechnen, wie unser herabströmendes Blut ihn weißer machen muß! Bester Herr de Jonge, heiraten Sie doch niemals! Werden Sie wie ich eine alte Jungfer! Es ist der ehrwürdigste Stand der Menschheit!"

Vierzehn Tage — drei Wochen gingen in dieser Weise hin. Zum Glück hatte man Anzeichen, daß die Nachricht von einer Insurrektion jeden Augenblick von der Küste des Adriatischen Meeres kommen mußte. Kuriere gingen und kamen; die bewaffnete Macht war aufgeboten, vervollständigt, marschbereit. Die Consulta hielt täglich Sitzungen. Der Verkehr mit den auswärtigen Gesandten nahm Cec-

cones ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. In der Tat sah er von Angst und Sorgen niedergedrückt aus.

Wie beim herannahenden Sturm jede Hand ihr Haus verschließt und den Gefahren der Zerstörung vorzubeugen sucht, so zeigte sich auch jetzt in den Umgebungen dieser Machthaber mehr politisches Leben als sonst. Mancher Mund sprach sogar beredt und frei. Manche geheime Hoffnung sah eine Erfüllung voraus und verriet vorschnell ihre Freude. Jene große Mehrheit von Menschen, die als Ballast nur den ruhigeren Gang der Fahrt entscheidet, gleichviel unter welcher Flagge ihr Fahrzeug segelt, warf sich hin und her. Vorahnend machte sie gleichsam nur ihr Gepäck leichter, um bequemer von einem Lager ins andere überlaufen zu können. Wie richtig hatten diese Bandiera die Italiener beurteilt! sagte sich Benno. Der Erfolg ist hier alles! Der Mut zu einer Tat entscheidet ihnen die sittliche Berechtigung derselben!

Nur in der Priesterssphäre waltete unerschütterliche Zuversicht. Dort stand es fest, daß ein Kampf mit dem Interesse „Gottes" jeden zerschmettern müßte — „Selbst die Pforten der Hölle werden dich nicht überwinden!" lautete der tägliche, seit dreihundert Jahren im Mund der Katholiken übliche Refrain, der auch hier über das Antlitz der jungen und alten Prälatur einen lächelnden Sonnenschein verbreitete. Den „bösen Mächten" gehörte ja die Welt, dem Zufall, der Intrige, der Selbstverstrickung alles Guten — Wie kann — gesetzt die Revolution wäre das Gute — „in dieser Welt das Gute siegen!" Das pflegte auch Lucinde ganz im Geiste der Jesuiten zu sagen.

Unter den Freigesinnten gab es zwei Richtungen, die sich mit Schärfe bekämpften. Für die ausführlichere Begründung ihrer Ansichten fanden sich in England, in Frankreich, in der Schweiz und auf den Inseln um Italien, Gelegenheiten zum Druckenlassen von Flugschriften. Die eine Partei wollte ein einiges Italien, an dessen Spitze der Heilige Vater als wahrer Friedensfürst und Verbreiter all der Segnungen stehen sollte, welche durch die Christuslehre dem Menschen verbürgt und lange noch nicht genugsam anerkannt wären. Die sozialistische Richtung fand auf dieser Seite ihren Eingang. Die andere Partei sah im apostolischen Stuhl die gefährlichste Anlehnung der Despotie, verwies den Papst aus den Reihen der Souveräne, ließ ihm nur allein noch die Bedeutung, Pfarrer einer Metropolitankirche der Christenheit, der Peterskirche, zu heißen und nahm seinen irdischen Besitz in die allgemeine Verwaltung eines republikanisch regierten Italiens hinüber. Freiheit von Österreich wollten beide Parteien. Die Souveräne und Würdenträger der Hierarchie waren auf die Hilfe dieses Staats angewiesen; die Väter der Gesellschaft Jesu machten die Vermittler zwischen Wien und allen denen, deren Besitz in Italien bedroht war. Da die Jesuiten dem Staatskanzler zu wesentliche, auch diesem wichtige Dinge überwachten, da sie ihm die Dämonen der Weltverwirrung mit gebundenen Händen überlieferten, so hatte er sich mit abgeneigtem Herzen doch gewöhnen müssen, sie zu schonen und

ihnen über seine eigene Macht hinaus den Paß zu gewähren, den sie gewinnen wollten für die ganze Welt. Das übrige Deutschland, selbst im Norden, gehörte schon den Jesuiten. Der Kirchenfürst war von einem neuen Regiment in der Heimat freigegeben worden. Seit dem letzten Thronwechsel schien der Protestantismus allen Ernstes zur Unterwerfung wieder unter Rom durch die Innere Mission und die Wiederaufnahme der Romantik vorbereitet zu werden.

Das Wunderlichste war der Kontrast, in welchem die Rücksichten der Geselligkeit zu den Zerwürfnissen in der Ruccaschen Familie standen. Selbst wenn Ceccone keinen Fremden zu bewirten hatte, keine Prälaten aus der Provinz, keine Gesandten und hohen Reisenden, so fehlten doch auf Villa Torresani Ercolanos Freunde nicht, die jeunesse dorée Roms, Aristokraten, deren Leben nur von Liebesabenteuern und den neuesten Moden erfüllt wurde. Der Baron d'Asselyno und der Markese de Jonge wurden in alle Geheimnisse dieser Gesellschaftssphäre eingeweiht. Niemand verbreitete mehr Geräusch von seinem Dasein als die jungen Prälaten. Diese geistlichen Stutzer machten das Glück der Familien zweifelhaft. Der eine nahm dabei die Miene eines Tartüffe, der andere die stolze Zuversicht eines künftigen Papstes an. Ehrgeiz und Selbstgefühl drückte jede ihrer Lebensäußerungen aus. Einige Jahre hatten diese jungen Leute in der Gefangenschaft der Jesuiten gelebt, nachdem diese wieder die Leitung der Studien an sich gerissen hatten; dann traten sie in die Welt mit all den Ansprüchen, die unter einem Volk voll Ignoranz eine geringe Bildung geben darf. Diese Abbates standen spät des Morgens auf, machten wie Frauen ihre Toiletten, ließen sich stutzerhaft frisieren, schlugen in ihren Listen nach, wo sie seit lange in diesem oder jenem Hause nicht zum Besuch gewesen, den Tag über rannten sie müßiggängerisch durch Rom und seine Kirchen. Manche ihrer Liebesabenteuer nahmen sie ernst und führten duftende, nicht selten versifizierte Korrespondenzen. Alles das verband sich auf das leichteste mit einer ununterbrochenen Ehrfurcht vor diesem Altar, vor jenem Kruzifix oder einer geweihten Stelle, welche zu küssen die Sitte verlangte, selbst wenn damit kein besonderer Ablaß verbunden war. Religionsübung ist in Rom ein Gesetz der Höflichkeit und guten Sitten, wie bei uns das Hutabnehmen und Grüßen vor Hochgestellten oder guten Bekannten.

Nach einer heftigen Szene mit seiner Mutter hatte Ercolano vorgezogen, dem Baron d'Asselyno als Ehrenkavalier seiner Gattin eine vollkommen legitime Stellung zu geben. Das ist in Italien eine soziale Position wie die jedes geschäftlichen Kompagnons. Ercolano wollte keinen Bruch. Er war imstande, außer sich in den Gartenpavillon zu rennen und Benno zu beschwören, „besser" mit seiner Frau zu sein, nachgiebiger, aufmerksamer. Sie drohte, krank zu werden, wenn Benno Zerstreuung, Abwesenheit, Melancholie verriet und sie vernachlässigte.

Zwei Tage vor einem glänzenden Fest im Braccio nuovo des Vatikan, das der Papst den Neuvermählten geben ließ, war eine große

Gesellschaft auf Villa Torresani. Olympia saß in den Reihen ihrer Geladenen und lebte nur für Benno. Ihre Augen sogen sich den seinigen mit dem zärtlichsten Verlangen ein. Voll Verdruß über diesen Anblick verließ die Mutter Ercolanos gleich nach Tisch die Villa Torresani. Herzog Pumpeo eilte ihr nach, um sie zu beruhigen. Sogar Thiebold wollte folgen, zugleich in der Absicht, nach Lucindens Rat die feindselige Stimmung der alten Fürstin durch ein neues „Opfer seiner Tugend" zu paralysieren. Lucinde hielt ihn zurück. Der Augenblick war nicht günstig; Herzog Pumpeo galt für einen Raufer. Sarzana war ebenfalls anwesend und führte Lucinden zu Tisch. Sein Benehmen war lebhafter denn je. Ausgelassenheit stand ihm nicht. Lucinde mußte sagen: Benno überragt in der Tat alle!

Nach der Tafel besuchte die Gesellschaft eine der großartigsten Trümmerstätten, die in jener Gegend das Altertum zurückgelassen hat, die nahe Villa des Kaisers Hadrian. Weitverzweigt ist dieser großartige Bau, den Benno mit elegischer Reflexion das Sanssouci jenes alten Kaisers genannt hatte. Thiebold begann, diesen Gedanken seines Freundes in die entsprechenden Einzelheiten zu zerlegen. Er sah die Zimmer, wo Kaiser Hadrian nach Tisch Kaffee getrunken und junge hoffnungsvolle Dichter und Künstler ermuntert hätte, in ihren Studien fortzufahren. „Hier blies Hadrian die Flöte!" sagte er. „Hier lagen seine Lieblingshunde begraben! Dort spielte er wahrscheinlich Billard!" In der Tat war hier das Leben eines Kaisers jener Universalmonarchie in allen Momenten beisammen. Rats- und Erholungssaal, Bäder, sogar die Kasernen fehlten nicht, in denen die zur Bewachung kommandierten Legionen untergebracht wurden. Für allzuheiße Tage schien gesorgt durch einen halbunterirdischen, bedeckten Gang, den einst die kostbarsten Mosaikfußböden, die schönsten Freskobilder und jene Statuen geziert hatten, die sich jetzt im Braccio nuovo des Vatikan versammelt finden.

Hier nun war es, wo sich plötzlich die Gesellschaft in den Gängen verirrte und beim Lachen über die Vergleichungen des Markese de Jonge, der eine ganz neue Art von Altertumskunde lehrte, auseinander kam. In einem Seitenraum dieser Gänge blieb Benno mit Olympia allein zurück. Thiebolds Stimme klang in weiter Ferne; kein Fußtritt wurde hörbar. Der Augenblick, den Benno immer noch verstanden hatte, durchaus flüchtig andauern zu lassen, der entscheidende, den seine eigene Selbstbeherrschung immer noch vermieden und Thiebolds List durchkreuzt hatte, schien gekommen zu sein. Jetzt, wo es vielleicht nur noch acht Tage währte, daß die siegreiche oder gescheiterte Unternehmung der Brüder Bandiera dieser falschen Position des Herzens und der Gesinnung ein Ende machte.

Olympia hielt Benno zurück und sagte mit einer einzigen Gebärde, die einem Strom begeisterter Worte gleichkam: „Wir — sind — allein —!" Und ihr Flammenblick schien diese Trümmerwelt zu beleben. Die verwitterten Moose und die Schnecken an den feuchten Wänden

verschwanden. Die hier und da noch erkennbaren Farben der alten Wandgemälde glühten zu Bildern der Mythenwelt auf. Amor und Psyche, Venus und Adonis schwebten hernieder. Selbst der Fußboden belebte sich zum kunstvollsten Mosaik. Wohl konnten der beglückten Phantasie noch die goldenen Armsessel vor Augen stehen, vor denen hier einst die schöngefleckten Felle der Leoparden und Tiger gebreitet lagen.

Benno mußte seinen Arm um die luftige Gestalt winden, mußte ihre Linke, eine Kinderhand, weich wie Flaum, an sich ziehen und diese küssen. Die junge Frau blickte zu ihm auf mit jenem Ausdruck der Liebe, der in der Tat ihre Züge verschönte. Ihr Mund zitterte; ihre Augen waren von einem so hellen Glanz, als spiegelten sich die Bilder, die sie aufnahmen, in einer reineren Seele. Mit weicher, zitternder Stimme, die ihre Worte wie aus einem ganz an ihr für die Welt fremden Register der Stimme ertönen ließ, hauchte sie: „Ja, ich sollte dich hassen, du Treuloser! Wüßtest du — was ich alles um dich gelitten habe — um dich für Torheiten begangen! Rom, Rom, die Welt hätt' ich zerstören mögen und am meisten mich selbst!" — Benno hatte schon so oft zu seiner Entschuldigung gesprochen. Auch wollte sie jetzt nichts mehr vom Vergangenen hören. Ihre Lippen wollten nur die Berührung der seinigen. Die blendend weißen Zahnreihen blieben wie bei einer Erstarrten geöffnet. Liebe verklärte jede Fiber ihres Körpers, Liebe wurde das Atmen der Brust, das ersterbende Wort ihres Mundes — Das Geheimnis der Welt ist Liebe, Religion ist Liebe, Leben ist Liebe. Die junge Frau, Tigerin und Taube zugleich, senkte die langen Wimpern über die in träumerisches Vergessen verschwimmenden, ihren Stern ganz innenwärts und hoch hinauf einziehenden Augen. Leicht lag sie ihm im Arm wie eine Feder.

Da zuckte Benno, kaum noch seiner Sinne mächtig, absichtlich auf, wie über eine Störung. Die Fürstin, nur in den Bewegungen des Geliebten lebend, machte die gleiche Gebärde. Jeder Zug der Schönheit verschwand auf eine Sekunde. Das Ohr spitzte sich. Das Auge blitzte groß und starr. Doch blieb alles still. Nur über die feuchten Mauertrümmer sickerte draußen das Wasser. Und im Nu, wie von unsichtbarer Musik regiert, verwandelten sich wieder die Züge der Glücklichen zur seligsten Harmonie. Ihr Sein schien nur eine Hingebung, eine Hoffnung. Die zartesten Sylphenglieder schwebten in Bennos Armen. Er hätte die ganze Gestalt wie eine Ballerine aufheben können; wie ein Kind würde sie sich mit den Armen um seinen Nacken festgehalten haben. Auf diesen ihren entblößten Armen schimmerte ein großmächtiges goldenes Armband — eine einzige Spange nur, von unverhältnismäßiger Größe. Das Gold blitzte in Bennos Augen. Er küßte den Arm um dieses goldenen Glanzes willen, der wie ein Zauber auf ihn wirkte. Seine Knie wankten. Erst jetzt war er in gleicher Höhe mit ihr und verlor die Besinnung, als Olympia sein glühendes Antlitz mit Küssen bedeckte und ihn

Verräter! Treuloser! Geliebter! nannte, versichernd, ihn nicht mehr lassen zu können, ihn bis in den Tod lieben zu müssen. „Im Braccio nuovo bin ich auf dem Fest des Heiligen Vaters! Ich bin von Frauen nur die einzige dort! Nur bis elf Uhr darf der Fuß eines Weibes im Vatikan verweilen! Die Männer werden sich so zeitig nicht vom Bacchanal Sr. Heiligkeit trennen wollen! Geliebter, mein Auge sieht dich auf dem Fest in allem, was die Statuen Schönes bieten. Antinous, Apollo, das bist du! Das genügt — gehe du selbst nicht auf das Fest! Sei aber um die elfte Stunde in Villa Rucca, wo ich übernachten will! Dort, an der Stelle, wo Pasqualetto Lucinden und die Herzogin entführen wollte, ist ein leicht zu gewinnender Eingang in die Villa. Ersteige die Mauer! Du kennst die Stelle an der Veranda. Dorthin begebe ich mich, wenn ich vom Fest zurückgekommen bin. Ich werde vorschützen, im Garten noch frische Luft schöpfen zu wollen und finde ich dich dann — so bleibst du in meinen Armen— Schwöre mir's, daß du kommst! Zwei Nächte noch bis dahin — Aber schwöre!"

So hatte einst Armgart an Bennos Brust gelegen — Sie, „das Vögelchen" in seiner Hand, wie er die Berührung damals genannt —

Aber warum war sie grausam gegen ihn? So treulos mit ihrem Benehmen gegen Terschka? Herzogin von Norfolk hätte sie sein können —? Was ist sie vielleicht schon? Im grübelnden Rückblick sprach Benno gedankenlos: „Ich komme!" Nur Olympias Lippen hinderten ihn, es zweimal zu sagen. Da aber zuckte sie nun selbst auf. Diesmal war es nicht der sickernde Tropfenfall am moosbewachsenen Gestein, der sie störte. Es war der Fuß eines eilend Dahinschreitenden. Ich komme! war kaum ausgesprochen, da fuhr das junge Paar auseinander und gab sich die Miene, als wär' es hier nur aufgehalten worden von gleichgültiger Absicht. Benno ließ die Fürstin frei, trat seitwärts, suchte etwas Blinkendes unter den Steintrümmern an der Bogenlichtung des Gemäuers. Die Fürstin tat, als wartete sie nur auf ihn, um weiter vorwärts zu schreiten.

Der Zeuge, der sie überraschte, war Lucinde. Da ihr Antlitz glühte, so war sie rasch gegangen. Als sie sah, daß sie das Paar zu stören fürchten mußte, kam sie mit dem Schein, als wenn sie sich auf einer harmlosen Promenade befände. Aber rauh fuhr sie die Fürstin an: „Was ist?" — „Ich suchte Sie, Herr von Asselyn," sagte jetzt Lucinde notgedrungen. „Ich bekam eben vom Kardinal, der sich empfohlen hat, Mitteilungen, die nicht gut sind — Die Gefahren Ihres Vetters, des Bischofs, ziehen immer drohender herauf. In der Tat ist er förmlich nach Rom beordert und zur Verantwortung befohlen worden." — „Was kann ihm geschehen?" fragte Olympia, sich an Bennos Arm pressend. — „Ich kann nicht sagen, ob er wegen Prüfung des Magnetismus vor die Pönitentiarie oder wegen seiner Vorwürfe gegen die Gerechtsame der Inquisition vor die Dominikaner kommen soll —". — „Was tut das ihm und uns!" sagte Olympia

leicht und obenhin. „Tod seinen Feinden! Fefelotti soll ihm sein eigenes Erzbistum abtreten müssen! Das will ich! Ich! Ich! Der Hut des Kardinals soll ihn hier für jede Kränkung entschädigen. Das will ich! Ich schütze ihn — und seine Freunde!" Dabei blickte sie voll Zärtlichkeit auf Benno.

Lucinde hielt ein Papier in Händen, das sie halb in ihrer Brust verborgen getragen und zaghaft halb hervorgezogen hatte. Es war ein in lateinischer Sprache gedruckter kleiner Zettel. „Die an alle Kardinäle verteilte Anfrage des Domkapitels von Witoborn über den Magnetismus!" erklärte Lucinde, als ihr Olympia dieses Papier abgenommen hatte. Benno nahm das Blatt, versprach, es Bonaventura zu senden und fragte, ob es nicht möglich wäre, den Freund zu einer schriftlichen Verteidigung zu veranlassen. Aber Olympia rief: „Nein! Nein! Er soll persönlich kommen! Er soll seine neuen Würden selbst mit nach Hause tragen! Ein Asselyn und hier Kampf? Wohl gar eine Niederlage? Divertimento! Wer sind seine Gegner?" Und nach einem Augenblick des Nachdenkens sagte sie lachend: „Ha, ich besinne mich, die Dominikaner! Wohlan, reisen wir selbst nach Porto d'Ascoli, um den deutschen Mönch und den Pilger zu suchen! Ich weiß, worauf hier alles ankommt." Olympia kannte die geheimnisvollen Umstände, unter denen Pasqualetto nach Rom gekommen war. Sie kannte das Interesse, das ihr Schwiegervater an dem Vermittler dieses Wagnisses, am Pilger von Loretto hatte. Sie kannte die Botschaft und die Aufträge, welche der deutsche Mönch Hubertus übernommen, kannte die mannigfachen Deutungen, die man jetzt dem spurlosen Verschwinden sowohl des Suchenden wie des zu Findenden geben wollte. „Mein Oheim soll alle seine Zweifel lösen! Noch ist, denke ich, Kardinal Ceccone, was er war. Man sagt, eine Revolution sei im Anzuge. Nun wohl! Sie wird kommen und mit dem Schafott endigen! Wer will uns hindern, die Gesetze zu handhaben! Ich danke Ihnen, Signora, für Ihre Teilnahme zum Besten der Asselyns. Niemand soll diesem Heiligsten der Priester, der unter meinem Schutze steht, ein Haar krümmen. Nicht das erstemal, daß ich von den Fußzehen des Heiligen Vaters nicht früher aufgestanden bin, bis ich die Gewährung meiner Bitten erhielt — und die Zahl derer, die noch nach mir knien wollten, — war nicht klein! Haha! Da wurde er ungeduldig und gewährte." Das alles, mit dem Ton des größten Übermutes gesprochen, klang für Benno wie beruhigende Musik. Auch Lucinde fühlte die Erquickung, die ihr diese Worte geben durften. Olympia weidete sich an den Wirkungen der Vorstellung von ihrer Macht.

Schon war inzwischen der nachgebliebene Rest der Gesellschaft sichtbar geworden. Graf Sarzana kam auf Lucinde schmollend zu und erklärte, sie überall gesucht zu haben. Er bot ihr den Arm und entführte sie wie mit Eifersucht. Thiebold, den Mittelpunkt der Lustwandelnden bildend, stritt mit dem alten Rucca über Holzkultur und

zeigte sich als „Markese“ nicht im mindesten befangen, Fachkenntnisse zu verraten. Sah er doch nach allen Seiten hin diesen römischen Adel mit Spekulationen beschäftigt.

An ein ungestörtes Alleinsein für den Ablauf des Tages mit Olympien war für Benno, und glücklicherweise, nicht mehr zu denken. Der unheimliche, Benno zuweilen mit zweideutigem Blick fixierende Sarzana war zwar mit Lucinden auf Villa Tibur gefahren, andere fuhren nach Rom, die Nachbarn zerstreuten sich in ihre Villen, aber noch genug blieben zurück, um Olympien in Anspruch zu nehmen, genug, die unbefangen darüber plaudern konnten, daß Donna Lucinda und Graf Sarzana in kurzer Zeit durch das Band der Ehe verknüpft sein würden. Schon im Herbst würden sie das kleine Palais bei Piazza Sciarra beziehen, hieß es. Olympia hörte wenig darauf — Sie ließ allen ihr Glück; hatte sie doch ihr eigenes. Jeder Blick aus ihren Augen verwies auf die elfte Stunde nach — noch zwei Sonnenuntergängen. Für Benno waren es die ausgelöschten Fackeln seines Lebens, denen, wenn nicht zuvor Erlösung kam, eine ewige Nacht folgen mußte.

Einen Punkt in sich zu wissen, wo es nicht hell und rein im Gemüt ist, wird edlen Menschen zur Qual. Jeder unbelauschte Gedanke sagt: Wie kannst du diesen Flecken von dir tilgen! Wie kannst du je im Leben wieder Ruhe und Zufriedenheit mit dir selbst gewinnen! Dann aber auch können Jünglinge, Männer in die Lage kommen, an Frauen Empfindungen zu verraten, die nur ganz formelle Erwiderungen einer ihnen entgegenkommenden, sich aufdrängenden Neigung, ohne wahre Beteiligung des Herzens sind. Da gilt es irgendeine Schonung fremder Schwäche, ein mildes Entgegenkommen gegen einen Wahn, der sich so schnell, wie gern die Wahrheitsliebe die Aufgabe ergreifen möchte, im verirrten Frauengemüt nicht heilen läßt. Dann verstrickt zu sein in die Folgen einer solchen Unwahrheit, die sich das Herz, um seiner törichten Schwäche willen, vorwerfen muß, leiden zu müssen um etwas, was man in dieser Weise gar nie empfunden, in dieser Weise gar nie gewollt hatte, das sind Qualen der Seele, die an ihr brennen können wie das Kleid des Nessus.

Nach dieser Szene in den dunkeln Gängen der Villa Hadrians saß Benno am Whisttisch bei den geöffneten Fenstern des schönen Gesellschaftssaals der Villa Torresani. In einem Seitenflügel waren die Zimmer zur nächtlichen Herberge der Verwandten und Gäste bestimmt; eine große Gesellschaft saß im Saal noch bis zur neunten, zehnten Stunde zusammen. Die milden Düfte der Orangenbäume zogen in die Fenster ein. Phalänen mit durchsichtigen Flügeln schwirrten um die Glasglocken zweier hoher bronzener Lampen, die, aus dem Boden zwischen den Säulen sich erhebend, hier einen Atlas vorstellten, der die Weltkugel trägt, dort eine schwebende Eos, die zwei Leuchtgläser auf ihren Fingerspitzen balanciert. Auf schwellenden Ottomanen rings an den Wänden des Saals entlang streckten sich

die ermüdeten Schönen, die sich, halb schon schlafend, keinen Zwang mehr anlegten. Andere schlürften Sorbet und wehten sich mit ihren Fächern Kühlung zu, hingegossen an den offenen Fenstern auf niedrigen Sesseln, die sich kaum einen Fuß hoch über dem Marmorboden erhoben. Weich und linde zog die Nachtluft herein. Bis in die Fenster wuchsen die üppigen Beete ausgewählter Pflanzen mit ihren seltsamgestalteten Blütenkelchen, die allein schon Symbole des allbindenden, allentfesselnden Liebestriebs erschienen — denn wer kann Blüten von Orchideen, Lilien, Nymphäen, Gardenien betrachten, ohne mit süßem Schauer an die Mysterien alles Lebens erinnert zu werden —! Ein fernes leises Rauschen konnte vom Sturz des Anio kommen — es konnte auch der Sang der Zikade sein.

Trenta due! schnarrten die Methusalems der Rucca-Familie beim Spiel. Der Alte selbst war bei seinem Sohn geblieben und nicht nach Villa Tibur gefahren, wo er überhaupt selten nur verweilte, weil er dort nicht morgens zum Auszanken all seine Arbeiter beisammen hatte. Aber auch letztere genossen abendlich ihren Lebenstraum. Einige sangen in schmelzenden Tenortönen: „Amore rè del mondo!“ Andere spielten bei Laternenschimmer Morra — leidenschaftlich und wild und wie alles in Italien gleich auf Tod und Leben. Felicissima notte! sprach endlich gegen halb elf Uhr Olympia zu Benno, als sie Ercolanos Arm entführte. Es klang wie der letzte Gruß — einer Braut vor dem Hochzeitstage.

Thiebold fand sich aus seinen römischen Verwickelungen mit Schwierigkeit in die eigentliche Aufgabe der Freunde zurück. Er erfuhr von Benno des Bischofs Gefahr. Die von Lucinde mitgeteilte, aus Thiebolds Vaterstadt gekommene, an sich wohlwollende, sogar die Anschuldigungen der Frau von Sicking und des Cajetan Rother zurückweisende Anfrage enthielt Stellen, die in deutscher Übertragung lauteten*): „Ist die Person, über welche die Magnetisierte gefragt wird, abwesend, so ist dazu eine Haarlocke von deren Haupte vollkommen hinreichend. Sobald die Haarlocke in ihrer Handfläche ruht, sieht sie schlafend und mit geschlossenen Augen, wo diese Person verweilt und was sie tut —“ Und an einer andern Stelle: „O so wolle eine hohe Kurie nach deren Weisheit, zur größern Ehre des Allmächtigen, zur größern Wohlfahrt der Seelen, die unser Heiland so teuer erlöst hat, entscheiden, ob alles das eine göttliche oder nur satanische Einwirkung ist.“ Die Versicherung Thiebolds, daß Olympia sie alle schützen würde, mußte vorläufig Trost gewähren.

Am folgenden Morgen kam wieder ein Brief der Mutter. Das Kuvert war mit verstellter Handschrift geschrieben. Sie machte die kurze Anzeige, daß sich Advokat Clemente Bertinazzi aufs neue nach Signore d'Asselyno hatte erkundigen lassen. Benno kleidete sich an, ließ im Stall des Fürsten ein ihm immer zu Gebote gestelltes Roß

*) Dieser Anfrage wörtlich entlehnt.

satteln, verbarg sich vor jedermann, selbst vor Thiebold, und sprengte sofort und in höchster Eile nach Rom. Leider sollte er unterwegs einen Unfall erleiden. Sein Pferd verstauchte sich den Fuß. Mitten auf der Heide, in einer Schäferhütte der Kampagna, mußte er dem hinkenden Tiere einige Stunden Ruhe gönnen.

So war es spät Nachmittags, fast Abend geworden, als er in Rom ankam. Im Palazzo Rucca übergab er das kranke Pferd den Leuten des alten Fürsten. Dann eilte er in seine Wohnung. Im Grunde war sein Zustand der der Verzweiflung. Für morgen erwartete ihn die junge Fürstin auf Villa Rucca. Zu gleicher Zeit mahnten ihn die Freunde der Brüder Bandiera —! Nicht umsonst war er in die Kreise der Revolution eingetreten. Unsichtbare Geister nicht nur, nicht nur die Stimmen seines Innern, sondern Personen, die ihn beobachteten, ihn vielleicht richteten, verlangten von ihm eine Entscheidung.

Tot blickte ihn heute die „Stadt der Städte" an. Nur überall Opfer des geistigen Despotismus sah er. Jeder Abbate, der an ihm vorüberhuschte, lächelte ihm wie mit geheimem Hohn. Die Menschen gingen und kamen gedankenlos. Die Trümmer des Altertums waren ihm mehr denn je nur Gräberstätten. Was aber war — die lebendige Gegenwart? Aus den Gebetbüchern an den Schaufenstern der Buchläden sprach sie ihm genugsam: Es ist ein Leben nur des Scheins —!

Es war fast Abend. Er fürchtete sich, zur Mutter zu gehen. Die Scham, eingestehen zu sollen, wie weit er mit Olympien gekommen, hielt ihn zurück. Dennoch, dennoch mußte er nach einer Trennung von mehreren Tagen sie begrüßen, mußte um die so auffallenden Mahnungen Bertinazzis nähere Erkundigung einziehen.

Er hatte ein leichtes Mahl in der Nähe des Korso genommen. Im Winter besuchte er, um den Kaffee zu trinken, öfters das Café Greco. Sonst setzte er sich gern zu den deutschen Malern, die hier zu hausen pflegen. Aber auch hier war es ihm unheimlich geworden. Die Monotonie der klappernden Dominosteine, das harte Rascheln der Tassen auf den schmutzigen Marmorplatten der Tische, die rauhen Kellnerstimmen, die in den lächerlichsten Tonschwingungen Erfrischungen, die aus der Küche heraufgebracht werden sollen, ausschrien, die phantastisch aufgeputzten Bettler an der Schwelle, die sich als Modelle vermieten zu jener unwahren Welt, die noch immer die Romantik der Maler in ihren Ateliers mit südlichen Staffagen umpinselt, während Italien diese Trachten und Sitten nur noch an wenig Stellen bewahrt hat — vollends die Künstler selbst in ihrer Beschränktheit und meist freiheitfeindlichen Borniertheit konnte Benno schon lange nicht mehr sehen, ohne auch sie der Fortpflanzung jener falschen Zauber anzuklagen, womit Rom die Welt gefangen hält. Selten, daß sich eine Urkraft gegen die Tradition erhebt und von Rom nicht bloß Lehren, sondern auch Warnungen annimmt. „Eine phrasenhafte Welt, in der ich alle diese Künstler verstrickt gefunden habe! Klingsohr —

das wäre recht ihr Mann! Klingsohr müßte auch hier mit der Zigarre sitzen und orakeln! Der würde ihnen allen das Mundgerechte sprechen!"

Benno begab sich in ein Café am spanischen Platz, wo ringsum Buchhandlungen und Lesekabinette an Deutschland erinnerten, Deutschland im Sinne Klingsohrs, geknechtet von Rom, verkauft von Adligen, Geistlichen, Fürsten an die Jesuiten. Ach! Er dachte an Monika, Ulrich von Hülleshoven, Hedemann — Gräfin Erdmuthe und — die apokalyptischen Bilder derselben über Rom, deren Erfüllung auch ihm immer näher gekommen schien.

Es gibt Naturen, die vom Zweifel und von einer überwiegend ironischen Weltauffassung mit überraschender Plötzlichkeit zu Leidenschaftlichkeiten überspringen können, die an ihnen unvermittelt erscheinen; Naturen, die jede Voraussetzung, die von ihrer Besonnenheit gehegt werden durfte, sogar durch törichte Handlungen Lügen strafen. Die Umstände hatten diesen jungen Halbitaliener aus der Bahn des deutschen Lebens und Denkens hinausgeworfen. Jene Kurierreise, so harmlos von äußern Umständen dargeboten, wurde ihm wider Willen zu einem Moment seiner ganzen Lebensstellung. Schon auf dem Kapitol, wo der Gesandte seines engern Vaterlandes wohnte, war er damals mit Befremden empfangen worden. Sein dem Kaiserstaate geleisteter Dienst war dort bekannt geworden. Aber auch auf dem Venetianer Platz holte er sich vom Gesandten Österreichs keine Genugtuung. Durch ein zufälliges Begegnis, durch einen Anteil seines Herzens, genährt durch die Erinnerung an seine Mutter, genährt durch die Mahnung, es flösse in seinen Adern römisches Blut, hatte er sich den hervorragenden Erscheinungen des „Jungen Italien" genähert. Schon hatte man ihm mehr Vertrauen geschenkt, als er begehrte und als vielleicht von andern gutgeheißen wurde. Und doch, darüber nagte tiefster Schmerz an ihm, lebte er in vertraulicher Beziehung zu Menschen, die er haßte und die er aus Grund der Seele hätte meiden sollen. Diese Gegensätze unterwühlten seine Ruhe und brachen seinen Mut. Auf seinem Antlitz fühlte er die brennende Röte der Scham. Sein Glaubensbekenntnis des Sichergebenmüssens in Lagen, in die uns die Laune des Zufalls gestellt hätte, war dahin. Nimm Partei! riefen ihm geheimnisvolle innere Stimmen schon seit jener Stunde, als sich ihm die Mutter in Wien in der ganzen Einseitigkeit ihrer Nationalität offenbart hatte. Als er dann Italien selbst gesehen und auch Bonaventura in so wunderbarer Schnelligkeit auf den gleichen Boden verpflanzt gefunden hatte, da führten die gemeinschaftlichen Anschauungen und die übereinstimmenden Ergebnisse des Nachdenkens beide auf die feste Überzeugung, daß nur in Italien und vorzugsweise aus der römischen Frage heraus die Entscheidung der weltgeschichtlichen Schicksale Europas zu suchen wäre.

„Die Zeit deiner großen Revolutionen," hatte Benno noch vor kurzem an den Onkel Dechanten geschrieben, „ist näher, als Du in

Deinem friedlichen Asyl geahnt hast! Die Frage, um die sich Beda Hunnius so erhitzt, die Frage eines Bruchs der deutschen Kirche mit Rom ist nur erst ein Symptom. Rom und die große Sache der Geistesfreiheit können zu ihrem Abschluß nur durch die politischen Schicksale Italiens gelangen. Wird dem Stellvertreter Christi sein Schemel irdischer Macht unter den Füßen weggezogen, dann kann ihm nichts mehr von seinen alten, den geistigen Druck der Welt unterstützenden Machtansprüchen bleiben. Eine Weile wird er sich noch Patriarch von Rom nennen dürfen; aber jede neue Phase der Geschichte nimmt ihm eine Würde nach der andern. Damit bricht der Bau der Hierarchie und allmählich das schon halbvollendete Werk der Jesuiten zusammen." Ob auch der Katholizismus —? Benno hatte seinen zwischen Katholizismus und Protestantismus in der Mitte liegenden Standpunkt offen dargelegt. Er hatte dem Onkel geschrieben: „Ich glaube nicht an die propagandistische Kraft des protestantischen Geistes; ich zweifle sogar an dem entscheidenden Ausschlag, den überhaupt noch die Völker der germanischen Zunge für die Geschichte geben werden. Das germanische Mutterland ist in zwei Hälften gespalten. Österreich hat die Gedankengänge der romanischen Welt annehmen müssen; Preußen hat die kühne Neugestaltung Friedrichs des Großen nicht zu verfolgen gewagt. Die germanische Welt wäre nur insofern kraftvoll, wenn ausschließlich mit ihr der Protestantismus ginge. Eine durch Österreich vertretene germanische Welt ist keine, oder der Name Deutschland wird zum Schrecken jeder Nation, die ihre Freiheit anstrebt. Nun aber liebe ich Deutschland, liebe seine Bildung, anerkenne seinen Beruf. Deutschland muß ein andres werden! Ich sehe keine Hilfe, die ihm geboten werden könnte, als den Untergang Roms, die Zertrümmerung derjenigen Bestandteile der katholischen Kirche, die uns Katholiken von einer engern Gemeinschaft mit den Protestanten trennen. Ein gestürztes Papsttum wird Deutschland einigen; ein frei gewordenes Italien wird Österreich daran erinnern, wo Kaiser Joseph die Kraft des Kaiserstaates gesucht hat — in der Fortsetzung des Friderizianischen Zeitalters der Preußen. Gibt es einen Katholizismus ohne den Papst? Das ist die große Frage der Befreiung der Gewissen. Und wird sie bejaht in dem Sinne, daß Rom aufhört, die Metropole der katholischen Kirche zu sein, was kann, das ist die zweite Frage, vom katholischen Glauben zurückbleiben, um endlich die Schranken zwischen ihm und dem Protestantismus einzureißen? Bonaventura will die Bibel und eine geläuterte Messe. Das sind seine täglichen Gedanken — sie erfüllen ihn ganz. Ich selbst besitze zu wenig das Bedürfnis des Kultus, um darüber ein Urteil zu haben."

Als Benno auf den Pincio gelangte, fand er die Mutter nicht daheim. Marco, der ihn bei jedem Besuch mit größerm Befremden musterte, versicherte, er würde sie beim Kloster der „Lebendigbegrabenen" oder vielleicht jenseits der Tiber finden. Sie hätte Santa Ceci-

lia, der heiligen Sangesmuse, ihrer alten Schutzpatronin, „der sie so vieles Gute verdankte", ihre Verehrung bezeugen wollen. Von bedenklichen Vorfällen meldete Marco nichts. Der Advokat Bertinazzi hatte in der Tat zweimal anfragen lassen.

Was ist Religion! sagte sich Benno — als er sich auf den Weg machte zu den „Lebendigbegrabenen". Bei diesen Opfern des Wahns war heute die Mumie ausgestellt. Noch standen die Menschen bis auf die Straße hinaus und jeder hatte dem gläsernen Kasten ein Leiden vorzutragen. Starr hing das braune Schreckbild der Eusebia Recanati an seinen vergoldeten Klammern. Die Menschen berührten den Glasschrank und erwarteten Hilfe. Selbst aus der Zahl der Falten ihrer Kleider suchten sie sich die Nummern heraus — die sie für die nächste Tombola setzen wollten! Die Masse ist unverbesserlich! sagte sich Benno. Die Eingeweide der Vögel oder die Gewänder einer Mumie oder die Verse eines Gesangbuchs — gleichviel! Auch in der protestantischen Kirche läßt die Hebamme manchmal noch unter dem Kissen des Täuflings die Nabelschnur der Gebärerin mittaufen —! Nur auf die Verteilung der Herrschaft wird es ankommen, nur darauf, was im Gesetz den Vorzug hat, die Vernunft oder die getaufte Nabelschnur — alles andere macht die Strömung der Luft, der Wind, das ansteckende Beispiel —! Ohne den Widerstand der Priester und der Doktrinäre könnte der Deutschkatholizismus sogar den Rationalismus zu einer Art von Mystik erheben. Das Mystische, so scheint es wenigstens, kann die Menschheit nicht entbehren.

Weder in der Kirche noch im Kloster bei Olympiens Mutter fand sich die Herzogin. Equipagen gab es genug; keine mit dem Wappen des Marquis Don Albufera de Hennares, Herzogs von Amarillas, ein Wappen, das der Mietskutscher auf seine Wagen zu setzen gestattet hatte. Benno wollte nach Santa Cecilia, zu welcher Kirche gleichfalls ein Kloster gehörte. Darüber war es in den Straßen dunkler geworden, obschon die Abendröte schimmerte. Das Volksgewühl begann in dieser Gegend wie beim Untergang der Sonne täglich. Da wogten die Menschen durcheinander und erscholl jener Lärm des Südens — um ein Nichts, um ein Paar alte Schuhe, ein Bund Schwefelfaden, etwas Wasser mit einem Stückchen Eis! Immer glaubt man im italienischen Volksgewühl, eben wäre ein Kauffahrteischiff angekommen und lüde die Schätze beider Indien aus, und alles dreht sich um Bagatellen. Schon dampften Makkaroni in den auf offener Straße errichteten Küchen. Fische wurden gesotten in Pfannen, über welchen — wende dich ab, deutscher Geschmack! — der aufgekrämpte rotnackte Arm der Volksköchin die große Ölflasche leert. So mancher Arbeiter hält erst jetzt sein Mittagsmahl auf Piazza Navona. Die Fleischerbuden bieten feil. Seltsam geformt und fast an die alten Arenen erinnernd, sind die zerteilten Stücke, an denen die Knochen mehr als bei uns zurückbleiben. „Unsere Sitten das und

unsere Sitten sind gut!" — liegt auf den Mienen dieser schreienden, singenden, schmausenden — dann auch dazwischen wieder betenden Welt. Die Türen der erleuchteten Kirche Santa Agnese stehen weit offen. Auf ihren Stufen im herausströmenden Weihrauchduft lagert sich in bequemster Behaglichkeit das südliche Abendleben.

Vorüber schritt Benno am Pasquino — am Palazzo Rucca — am Ufficio delle SS. Reliquie e dei Catacombe, wo Kardinal Ambrosi wohnte. Benno hatte schon zu mehreren Malen an dem grauen spanischen Gebäude mit den vergitterten Fenstern gestanden und gedacht: Da hinten im düstern Hofe wohnt ein Mensch, der doch auch ein Geheimnis ist! Er floh vor einem Sektierer — und doch soll er mit Fra Federigo noch jetzt im Einverständnis leben! Wie reimt sich das? Aber so bilden sich die Mythen durch die Verknüpfungen des Volksglaubens. Das Volk kann sich das geistig Seltene nicht denken, ohne ihm eine unmittelbare Beziehung zu Gott zu geben und das Edle kann ihm nie ohne Wunder bleiben; zwei große nebeneinanderlebende Menschen können ihm nicht ohne das Band des Einverständnisses gewesen sein. Dieser einfache, asketische Mönch erhielt eine Geschichte, wovon er schwerlich selbst eine Ahnung hatte. Benno mußte auf den Beistand dieses Kardinals rechnen für den Fall, daß sich Bonaventura in Rom dem Gericht zu stellen hatte.

Und Fra Federigo selbst! Bennos eigene Erinnerungen trugen von Friedrich von Asselyn kein Bild. Nur aus Bonaventuras Charakter, aus dem Bestreben seines Vaters, seinem Weibe zuliebe für die Welt tot sein zu wollen, konnte er sich die Züge erklären, die von jenem Einsiedler unter dem Laubdach eines waldensischen Eichenhains erzählt wurden. Von Gräfin Erdmuthe erfuhr er, daß sie vor längeren Jahren eines Tages aus einem waldensischen Gottesdienst zu Fuß nach Hause gekommen war und gerade mit einem ihrer Diener auf dem Heimweg Deutsch sprach. Darüber wurde sie von einem Mann angeredet, der hinter ihr herging, sich ebenfalls als Deutschen zu erkennen gab, auf einer Fußwanderung nach den Seealpen begriffen zu sein erklärte und durch Zufall jener Predigt beigewohnt haben wollte, die ein Geistlicher gehalten, der keinen katholischen Ornat trug. Der Fremdling konnte diese fast altapostolischen Sitten des Gottesdienstes nicht unterbringen, nahm die Belehrungen an, die ihm die hohe Dame gab, und erstaunte, in ihr einer geborenen Freiin Hardenberg, aus altem norddeutschen Geschlecht, zu begegnen. Ihm selbst, hätte er gesagt, wären die Gedichte eines Hardenberg (Novalis) von Anregung gewesen. Dann — bei einer Kapelle — zur „besten Maria", wo sie vorüber mußten — bekannte er sich der über die Anerkennung eines Verwandten freudigerregten Frau zwar als Katholiken, sagte aber: „Was hat wohl Ihr vollendeter Vetter, der Dichter, unter jener Maria verstanden, die er zum Anstoß der Seinigen so oft besungen hat! Doch wohl nur Fräulein Sophia von Kühn, die er liebte und die ihm starb, noch ehe sie die Seine geworden! So wird unser eigenes

Leben zuletzt die lauterste Quelle unserer Religion! Die Religion muß unser eigenes persöhnliches Verhältnis zu Gott werden. Die Kirche soll nur so viel mittun und mithelfen, wie ein Wächter, der ein Stelldichein der Liebe hütet! Alles andere, jede andere Einmischung in unsere innere Welt ist vom Übel!" Benno kannte die Folgen dieser ersten Begegnung. Die Gräfin, die ihren herrnhuterischen Glauben annähernd richtig gedeutet sah, bat den Fremdling, auf Castellungo einige Tage Rast zu halten. Anfangs zögerte er, folgte aber doch, da er ermüdet und offenbar im Beginn einer Krankheit war. Diese überfiel ihn, als er das stolze Schloß beschritten und die erste freundliche Bewirtung der Gräfin erfahren hatte. Sein überreizter Zustand gab sich in einem heftigen Strom von Tränen kund, dem ein Fieberfrost und eine lange Nervenkranheit folgten. Die Gräfin widmete ihm alle Sorgfalt und erfüllte zugleich die Bitte, die sich in einzelnen lichten Momenten von seinen Lippen stahl, daß sie über seinen Namen und seine Herkunft keine Nachforschungen anstellen möchte. Er hätte keine Verwandte mehr, wollte tot sein und bäte, ihn nicht anders zu nennen als Friedrich — „Das Reich des Friedens," wiederholte die Gräfin öfters die Worte des Unglücklichen, „finde ich nicht mehr auf dieser Erde, ich zöge gern hinüber; mir selbst aber den Tod zu geben, würde ich für vermessen halten müssen; unsichtbare Fesseln schmieden mich noch ans Leben — doch bin ich nicht mehr, was ich war — ich bin ein Toter!" Die Gräfin hatte erzählt, daß der Fremdling damals wenig über vierzig Jahre gezählt haben mochte, eine seltene Bildung besaß und mit den Lehrsätzen seiner Kirche um persönlicher Erlebnisse willen auf gespanntem Fuße stand. Oft hätte sie ihn für einen flüchtigen Priester gehalten. In ihn zu drängen und von ihm die Angabe seines Namens und Standes zu begehren, widersprach ihrer Sinnesart, ja die Verehrung vor dem „Signor Federigo", wie ihn sogleich die Schloßbewohner nannten, wuchs bei ihr zu einer so innigen Freundschaft, daß die schon gereifte Frau, damals Witwe, sein Scheiden nur mit größter Betrübnis würde gesehen haben. Und seinerseits faßte auch er die gleiche Neigung für die edle Dame, deren religiöse Denkweise zwar nicht ganz mit der seinigen übereinstimmte, doch Verbindungsglieder gemeinschaftlicher Ansichten und Stimmungen bot. So knüpfte sich zwischen beiden ein seelisches Band, das aus dem Inhalt ihrer Erzählungen mehr, als die Worte der Gräfin schilderten, geahnt werden konnte. Sie ließ die auf Friedrich von Affelyn passende Äußerung fallen, der Fremdling hätte die Wappen und Farben ihres Hauses von der ältern Linie her gekannt und sie oft mit Rührung betrachtet und wohl selbst geäußert, daß auch er dem Adel angehörte. Fast wie aus Furcht vor Begegnungen, die gerade auf diesem Schlosse nicht unmöglich waren, hätte der Fremde weder den langen Bart, der ihm in seiner Krankheit gewachsen, entfernen, noch auf dem Schlosse länger wohnen mögen. Unter dem Schutz der Gesetze, die aus aufgeklärteren

Zeiten, als die unsrigen, stammten, und einem Anhalt, den sich die Gräfin so mutig zurückerobert hatte, verweilte er eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt in einem Hause, das er sich im Walde aus Baumstämmen selbst gezimmert hatte. Die Menschen der Umgegend nannten ihn „Fra Federigo".

Im Tal von Castellungo hatte sich Benno des näheren nach dem Fremdling erkundigt und seine Kenntnisse in der Heilkunde, in Sachen des Ackerbaus und der Güterbewirtschaftung rühmen hören. Der Eremit kannte das Recht, die Geschichte, die Lehnsverhältnisse in allen europäischen Gesetzgebungen. Anfangs ließ er sich von den Umwohnenden nur mit Widerstreben besuchen. Zuletzt, wenn die Gräfin auf längere Zeit nach Wien mußte, war allen und niemand mehr als ihren eigenen Verwaltern sein Rat unentbehrlich. Unter seiner Eiche hielt er eine Bienenzucht und nahm noch eine Ziege und einen Hund als Gesellschafter hinzu, indem er sich immer mehr die Weise eines Eremiten aneignete, der, geschieden von der Welt, auch sein Äußeres nicht mehr nach den Gesetzen der Welt einrichtet. Briefe empfing er nicht; ebenso las er anfangs keine Zeitungen; später jedoch desto teilnehmender, bis er sich zuletzt auch diese Lektüre wieder versagte, um sich nicht, wie er erklärte, den Reiz der Rückkehr in die Welt zu mehren.

Benno wußte, daß es an Anfechtungen durch die Geistlichen und Behörden nicht gefehlt hatte. Die Anspruchslosigkeit des Fremdlings und der Schutz der Gräfin bewahrten ihn vor größern Unbilden. Bis dann freilich die Jesuiten immer mächtiger wurden und die Eifersucht der Dominikaner reizten. Hof und Kabinett lagen schon in den Händen der Jesuiten. Nun begannen Verfolgungen, von zwei Seiten Einkerkerungen. Bald nach Fefelottis Erscheinen verschwand der inzwischen zum Greis gewordene gütige und allgeliebte Waldbewohner. Eines Morgens fand man seine Siedelei leer; seine Ziege hatte noch ihr Futter für einige Tage, ebenso sein Hund, der angebunden zurückgeblieben war. Als man den letzteren, der kläglich winselte, losgeschnitten hatte, rannte er schnurstracks nach Coni bis an das dortige erzbischöfliche Ordinariat, wo die übrigen Gefangenen saßen. Dort wurde er festgehalten und eingesperrt. Als man ihn eines Tages losgerissen und aus seiner Haft entflohen fand, behauptete man, das treue Tier in Robillante gesehen zu haben, wie es trauernd mit eingeklemmten Schweif, herabhängenden Ohren, hinter einer düstern und verschlossenen Kutsche herlief, die von zwei Gendarmen begleitet wurde. Die Kutsche kam aus dem Offizium der Dominikaner zu San Onofrio und fuhr der großen Straße gen Osten zu. Da hatte Benno der Gräfin zugestanden, das Tier hätte die Witterung seines Herrn gehabt, der in der verschlossenen Kutsche saß. Selbst als man später vom Auftauchen Federigos bei Loretto und unter den Räubern der Mark Ancona gehört hatte, ließ sich die Gräfin nicht nehmen, daß jene noch an einigen andern Orten auf ihrer geheimnisvollen Fahrt

gesehene Kutsche ihren Freund nach Rom abgeführt hätte — eine Ansicht, die niemand mehr als Bonaventura teilte — er, der den ganzen Bericht über das Leben des Sonderlings mit einem Schmerz nachfühlte, dem Benno in Gegenwart der Gräfin nur eine unvollkommene Erklärung geben konnte. Bennos Ansicht: Dein Vater erfuhr deine wunderbare Ernennung zum Bischof von Robillante und floh aus eigenem Antrieb, floh vor einem möglichen Wiedersehen deiner Mutter und Friedrichs von Wittekind! — ließ Bonaventura in einem Augenblick gelten, aber im andern trat ihm wieder das Bild des verschlossenen, von Gendarmen nach Rom geführten Wagens wie eine Mahnung entgegen, nicht eher zu ruhen, bis sein greiser Vater gefunden war.

Von all diesen Rätseln wurde Benno besonders lebhaft ergriffen, als er auf San Pietro in Montorio zusteuerte, wo Bruder Hubertus gewohnt hatte. Er erstieg den Hügel, wo sich die paolinischen Wasserleitungen sammeln, klopfte an das Kloster, das neben einer Kirche liegt, für welche einst Rafael seine Transfiguration gemalt. Von den beim Nachtimbiß sitzenden Alcantarinern kam einer an das Sprachgitter und erwiderte auf Bennos Fragen: „Wir wissen von dem deutschen Bruder nur, daß man ihn in Ascoli sah. Die Leiden des Bischofs von Macerata sind im Druck erschienen und Ihr werdet sie gelesen haben. Seine Befreiung ist dem wundertätigen Marienbild von Macerata beizuschreiben, das eines Tages spurlos verschwand. Das Volk geriet in Aufregung und beschuldigte das Kapitel von Macerata, das Bild weggeschafft zu haben, um auf diese Art die Räuber zu zwingen, den Bischof freizulassen. Um das fehlende wundertätige Marienbild bemächtigte sich in der Tat eine solche Unruhe der ganzen Gegend, daß die Genossen des Grizzifalcone Angst bekamen und sich herbeiließen, lieber den Bischof auf freien Fuß zu stellen. Der Heilige hatte viel dulden müssen. Das Marienbild ist dann wieder erschienen." — „Und das war der Hauptspaß," erzählte dann noch der Bruder Pförtner, „daß es unser Hubertus gewesen ist, der dem Domkapitel die Hilfe angeraten hatte und so ohne alle Mühe den Bischof rettete. Ein Franziskanerbruder sprach vor einigen Tagen bei uns vor und hat ausgesagt, man hätte den Mönch mit dem Totenkopf und mit ihm zugleich den Pilger weit jenseits der Grenze in den Abruzzen gesehen —!"

Die volle Nacht war hereingebrochen, als Benno von San Pietro niederstieg. Die Einsamkeit des Weges beflügelte seine Schritte. Schon im zweifelhaften Abendlicht sind die nächsten Trümmerhaufen und Gartenmauern Roms unheimlich. Sein Auge haftete an der Peterskuppel, am Vatikan. Er kannte den Braccio nuovo! Morgen um diese Stunde werden dort die marmornen Bilder lebendig! Hundert lachende Priester werden in festlichen Gewändern, bei Fackel- und Kerzenschein, durch die mit den Marmorsärgen der ersten Christen geschmückten Korridore schreiten —! Die Statuen der römischen

Kaiser werden lebendig werden und sich ihnen anschließen —! Im Saal des Braccio nuovo sah er im Geist, wie die Bankettische schimmerten, Vasen voll Blumen, silberne Urnen voll Eis mit dem „Bier der Franzosen", wie Pumpeo den Champagner nannte; alles im glänzenden, von zahllosen Kerzen ausgeströmten Lichte —! Die Julien, die Livien und Agrippinen der Imperatorenzeit kamen mit ihren faltenreichen Gewändern in den Saal und setzten sich zu den Zechenden —! Da thront Ceccone, mit dem Rücken gelehnt an die berühmte Gruppe des Nil —! Sechzehn kleine Genien kugeln sich übermütig auf dem kolossalen Sinnbild der Üppigkeit und Fruchtbarkeit —! Der lachende Silen blickt auf den neugeborenen Bacchus dicht vielleicht neben dem Bischof Camuzzi —! Fefelotti liebäugelt mit der berühmten Statue des Demosthenes, die soviel zierliche Fältchen wirft, mehr, als ein Redner voll Natürlichkeit seiner Toga sichern kann, wenn er gegen Philipp von Mazedonien donnert —! Nun trommelt die Schweizergarde —! Immer neue Gäste kommen im Purpur und die Meduſenhäupter nicken ihnen den Gruß; die diskuswerfenden Athleten erheben sich, die Isispriesterinnen verneigen sich —! Olympia — läßt lachend vor Erwartung den Arm auf dem Sockel ihres Apollin ruhen —! Oder blickt sie finster wie die „verwundete Amazone" —? Doch wohin verirrte sich seine Phantasie —! Der Wanderer war der Tiber näher gekommen. Die Brücken, welche in die innere Stadt führten, waren entlegen. Hier und da ging eine Treppe niederwärts an den Fluß, wo sich dann in einem angebundenen Kahn ein Schiffer streckte und auf Verdienst wartete. Benno wollte sich übersetzen lassen. Da sich die Spitäler hier in der Nähe befinden, so konnte es ihn nicht befremden, jene gespenstischen Gestalten der Totenbruderschaft da und dort in ihren bald weißen, bald schwarzen Kutten auf dem gelblichen Tiberwasser und in Kähnen zu sehen.

Die Via Lungaretta schien ihm heute endlos. Benno hatte übersehen, daß er die Abbiegung zur Bartholomäusbrücke schon hinter sich hatte und sich am Ponte Rotto befand, einer Gegend, wo kaum noch Fiaker hielten. Sollte er heute den Besuch der Mutter aufgeben und sich jetzt bei Bertinazzi melden?

Da schreitet wieder vor ihm her ein schwarzer Totenbruder. Aus dem engen Winkelwerk der Häuser heraustretend, stieg auch dieser eine an den Fluß führende Treppe nieder. Hell glänzte die Tiber auf. Im Abenddunkel boten die Lichter am Ufer und die in den Strom hineingebauten Mühlen einen besonders lebhaften Anblick. Eine Schar von Bettlern und Straßenjungen zeigte Benno hinter einem Gebäude den Kahn, den auch der Totenbruder gesucht. Die stolze Haltung des Vermummten fiel ihm auf. Oft bargen sich unter diesem Kleide die angesehensten Nobili, wenn diese die Reihe des Dienstes in der Bruderschaft ihres Viertels traf. Der Schiffer wurde angewiesen, ihn noch mitzunehmen. Benno stieg die Stufen nieder. Der schwarze Leichenbruder, eine hohe, schlanke Gestalt, hatte

eben zum Abfahren winken wollen. Jetzt erst, da er noch einen Passagier nachkommen sah, setzte er sich.

Auf dem trüben, ungleichen, strudelreichen Bett der Tiber glitt der leichte Kahn dahin, geführt von einem jungen halbnackten Burschen, der den vom Kopf bis zu Fuß verhüllten Totenbruder scheu betrachtete und vor Freude über die glückliche Eroberung zweier Passagiere eine Weile sprachlos blieb. Rings funkelten immer heller und zahlreicher die Lichter von den Ufern auf. Auch bei den Benfratellen wurde es hell. Dort mochte mancher Leidende eben seinen letzten Seufzer aushauchen, mancher Genesende die Hände zum Dankgebet erheben. Die hier und da auftauchenden Sterne spiegelten sich nur matt in den trüben Wogen, auf deren Grunde unentdeckt die Reste der Jahrhunderte schlummern, so mancher Fund, der das Entzücken des Forschers sein könnte. Auf der Quattro-Capi-Brücke war's noch so lebhaft wie auf Piazza Navona. Verspätete Fuhrleute stachelten ihre riesigen weißen Ochsen an, deren stolzgewundene Hörner nur eines Kranzes bedurften, um den Opfertieren Griechenlands zu gleichen. Noch zankten Treiber mit ihren wildschreienden, in Italien heißblütigen Eseln. Die Glocken läuteten. Ein solcher Abend scheint im Süden erst das Erwachen zum Leben zu sein. Kähne glitten dahin mit aufgehäuften Gemüsen und Früchten schon für den morgenden Markt. Die Ruderer mußten acht haben; von den Tausenden von Trümmersteinen, die in dem Bett des geschichtlichsten aller Ströme ruhen, ist die Fahrt auf ihm keine ebenmäßige.

Benno, tiefermüdet, redete den Totenbruder, von dem er nur die Augen sehen konnte, mit den Worten an: „Dieser Dienst in der Nacht hat sicher seine Beschwerlichkeit —" — Der Totenbruder antwortete nicht. Die Römer sind sonst höflicher. Benno glaubte, nicht verstanden worden zu sein, wiederholte seine Worte und setzte hinzu: „Aber Sie lösen sich häufig ab?" — Statt der Antwort zog der Totenbruder jetzt sogar seine schwarze Kopfbedeckung so, daß selbst seine feurigen Augen verdeckt blieben. Seltsam! dachte Benno. Der Mann ist doch schwerlich taub. Er trägt vielleicht ein Leid wie du —? Nun schwieg er und hörte auf den Schiffer, der in italienischer Gewohnheit schon für jede andere Gelegenheit sich empfahl, wo die Herrschaften wieder die Tiber befahren wollten. Er nannte sich Felice und beschrieb seinen Vater, der den Stand drüben an Quattro-Capi hätte und der beste Schiffer von der Welt wäre. Benno kannte, was man bei solchen Gelegenheiten in Italien alles zu hören bekommt; jede neue Kundschaft wird vom Arbeiter sogleich fürs Leben festgehalten. Doch war er nicht in der Stimmung, die Unterhaltung mit Felice fortzuführen. Er sah auf den Totenbruder, der vielleicht das Gelübde des Schweigens abgelegt hatte. Vielleicht war es ein Vornehmer, den sein nächtliches Amt verdroß.

Wieder glitt eine Barke mit zwei Benfratellen, die von der Bartholomäusinsel kamen, vorüber. Auch diese hatten ihre Ka-

puzen über den Kopf gezogen. Sie wurden von einer dritten Barke gekreuzt, die gleichfalls ein Mitglied der Totenbruderschaft führte — in weißer Verhüllung. Der Gedanke lag nahe, eine große Sterblichkeit vorauszusetzen, die über Rom gekommen wäre. Im Herbst pflegte sich seit einigen Jahren die Cholera einzustellen. Eine durchschnittene Melone, die neben dem Mantel Felices lag, betrachtete Benno mit einem Blick, der bei so vielen Todeserinnerungen keinen Appetit danach ausdrückte, und Felice las sogleich die Gedanken in der Seele seines zweiten Passagiers, denn er sagte: „Eh! Sie kommt dies Jahr nicht wieder!" — Benno wußte, was der kluge Bursche meinte, mochte aber die Konversation nicht fortführen.

Felice aber war im Gegenteil auf nichts begieriger als Konversation. „Signore," flüsterte er, als handelte sich's um einen Gegenstand der größten Diskretion, „ich stehe drüben bei Capo di Bocca — dicht an der Apotheke. Da, wo meine Mutter die Melonen verkauft. Saftige, Herr! Sehen Sie, versuchen Sie! Signore! Nein, sie kommt dies Jahr nicht wieder. Die Krankheit meine ich, Signore! Der Padrone der Apotheke hat es selbst an unsre Leute gesagt. Signore, bei Capo di Bocca — Rufen Sie nur immer: Felice!" — „Woher weiß der Padrone der Apotheke, daß die Cholera diesmal nicht wiederkommt?" fragte Benno, um dem Redestrom ein Ende zu machen. — „Signore! Weil sie kein Gift mehr verkaufen dürfen. Er sagte es gestern erst dem Wirt der Navicella. Signore, das ist das Kaffeehaus drüben, wo mich jeder findet, der nur am Ufer nach Felice —" — „Gift verkaufen? Wozu Gift —" — „Haha!" lachte Felice und stieß sein Ruder auf ein hartes Gestein, das vielleicht der Torso einer Statue des Praxiteles war — was kümmert die Kurie die Untersuchung! — „Die Brunnen vergiften sie nicht mehr. Das glauben die dummen Leute ... Eh —! Die Brunnen! Haha! Signore! ... Aber machen Sie eine Partie, Herr — Nach Ceri, Herr — Ceri ist die älteste Stadt der Welt — Ich nehme meinen Bruder mit. Morgen? Meinen Bruder Beppo!" — „Warum sagt ihr: He? und lacht — Was glauben die klugen Leute über die Cholera —?" — Felice machte eine Miene, als durchschaute er alle Geheimnisse der Welt. — „Was ist's, wenn die Apotheken kein Gift mehr verkaufen dürfen?" — „Gift? Nicht verkaufen? Die Apotheker sagen's und die armen Leute glauben's —! Aber die Reichen — die bekommen Gift, soviel sie wollen. Und die Ärzte — die brauchen's gar nicht aus der Farmacia zu kaufen, die haben selbst genug —!" — „Die Armen? Die Reichen? Die Ärzte —? Wie hängt das alles zusammen?" — Felice machte Mienen, die Benno allmählich verstand. Der Bursch ließ nur einfach die eine Hand vom Ruder los und fuhr damit hinters Ohr mit ausgespreizten Fingern. Eine Miene, die etwa sagte: Wir sind nicht so dumm, wie wir aussehen — die Ärzte vergiften zur Zeit der Cholera auf Befehl der Reichen die Armen —! „Signore — nach Ceri!" fuhr Felice fort,

als Benno verstanden zu haben schien und seinerseits gleichfalls eine Gebärde machte, die mit südländischer Offenheit etwa soviel sagte, als: Felice, du bist ein Esel —!

Benno hatte noch einmal geglaubt den Versuch machen zu sollen, den stummen Passagier zu einer Antwort zu bringen. Er sagte: „Vergiftet sollen sich wirklich in jener Zeit die Römer haben! Wer einen Feind hatte, entledigte sich seiner in dieser Zeit durch Arsenik." — Der Totenbruder sprach jetzt ein leises und hohles: „Man — sagt — es —" — Benno horchte der Stimme und fuhr fort: „Eine entsetzliche Vorstellung, sich Mörder denken zu müssen, die in solchem Grade feige sind, daß sie eine Zeit der allgemeinen Auflösung des Vertrauens, eine Zeit der Trauer benutzen, um mit geborgenem Rücken einen dann vor Entdeckung sichern Mord auszuführen —!" — Wieder schien der Totenbruder von diesen Worten eigentümlich berührt. Er schwieg, fiel nicht zustimmend ein, drückte keine Verachtung eines so feigen Mordes aus, sondern wandte sich nur ab, um durch seine kleinen Augenöffnungen hindurch auf die nunmehr bald erreichte Brücke der „Vier-Häupter" zu sehen.

Als sich auch Benno erhob, geriet der Kahn ins Schwanken. Felice spreitete die Beine aus und hielt das Gleichgewicht. Um seine ohnehin wie auf der Flucht vor dem Schmerzlichsten befindlichen Gedanken nicht zu sehr aufzuregen, fragte Benno: „Kennst du das Haus des Rienzi, Felice —?" — Im selben Augenblick brachte jedoch der Totenbruder noch eine Antwort auf Bennos Äußerung von vorhin. „O gewiß — es gibt — genug der Falschheit — in der Welt —!" Diese Worte klangen seltsam. Wie von einem Ergrimmten. „Es gibt —? sagten Sie? —" — „Genug der Falschheit in der Welt!" wiederholte der Totenbruder scharf und gereizt. — Benno horchte auf. Diesen Ton der Stimme glaubte er zu kennen. Noch kürzlich, vielleicht erst gestern hatte er diese Stimme gehört. Was ist denn das —? fragte er sich staunend und haftete auf einer Erinnerung an einen der bei Olympien gesehenen Gäste — Zunächst mußte er an den Fürsten Corsini denken — der in der Tat seinen Palast jenseits der Tiber hatte. Der Totenbruder kehrte ihm den Rücken. Sie fuhren unter der Brücke Quattro-Capi hinweg. — „Wo liegt das Haus des Rienzi?" wiederholte Benno noch einmal, sich zu Felice wendend. Noch immer mußte er dem Klange der Stimme grübeln. — „Signore, das Haus des Rienzi kenne ich nicht," erwiderte Felice eiligst, „aber ich versichere Sie, nach Civita-Castellana ist es die schönste Reise von der Welt —! Auch Cicero hat da gewohnt. Es geht gegen den Strom, aber wir nehmen noch meinen dritten Bruder —" Jetzt glaubte Benno für bestimmt annehmen zu dürfen, daß der schwarze Leichenbruder unter seiner Kapuze gelacht hatte. Er würde noch mehr Fragen an ihn gerichtet haben, wäre der Unholde nicht unter dem ersten Hermenkopf der „Vier-Häupterbrücke" ausgestiegen — er schien voll Ungeduld die

Steintreppe erwartet zu haben. Beim Abschied bot er Benno auch nicht den leisesten Gruß. Seinen kupfernen Obolus warf er dem Schiffer in die Mitte des Kahns wie ein Almosen zu.

Auch Benno verließ weiter aufwärts den Nachen und ging am Kai entlang. Das Benehmen des Totenbruders, sein stolzes, festes Dahinschreiten am Kai, das Benno noch hatte beobachten können, sein höhnisches Lachen, die scharfe Betonung über die Falschheit der Welt veranlaßte Benno, dem Unfreundlichen einige Schritte weiter als nötig zu folgen. Er hatte Worte gehört, die sein Innerstes erschütterten. Wandelte er denn auf Wegen, die offene und gerade waren —? Aber in wenig Augenblicken schon war die gespenstische Erscheinung verschwunden, wie Benno schien, durch ein offenes Tor.

Hier gibt es kleine Gärten, kleine Pavillons. Die Dunkelheit verbarg den unschönen Anblick italienischer Hinterfronten mit ihren schmutzigen Galerien, ihren ausgehängten alten Teppichen, ihrer aufgehängten zerrissenen Wäsche, ihren schmutzigen Gerätschaften und jenem Kolorit der Wände, dessen vorherrschender Ton ein verfängliches Gelb ist. Alles das vergißt man in Italien um einer einzigen Palme willen, die aus irgendeinem kleinen Hausgärtchen über solches Gewirr emporwächst. Auch hinter jener Pforte, wo der Totenbruder verschwunden war, lag, wie Benno bemerkte, ein solches Gärtchen. „Wer wohnt hier?" fragte er einen am Wasser mit dem Ausladen eines verspätet angekommenen Kahns Beschäftigten. „In diesem Palazzo —?" erwiderte der Angeredete und bot statt der Antwort, auf die er sich die Miene gab, sich gründlich besinnen zu wollen, erst von seinen Waren an, die der Herr gerade hier am zweckmäßigsten angetroffen hätte. Walzbretter zur Bereitung von Nudeln, hölzerne Löffel, einen Steinkrug zur Aufbewahrung seines Öls. Wer in Italien handelt, glaubt, daß man sich zu jeder Zeit aus dem Gebiet gerade seiner Branche assortieren könnte; in die Eilwagen hinein reicht man zinnerne und blecherne Küchengegenstände, „die man jetzt gerade wohlfeil haben könnte". Auch dieser Mann wahrte erst seinen Vorteil und zeigte auf hundert Schritte weiter seinen Laden. Aber den Besitzer des „Palazzo" konnte er nicht nennen. Es war viel für den Egoismus eines Italieners, daß er, als Benno keinen Steinkrug für sein Öl mitnahm, einen andern Mann anrief und diesen fragte: „Wer wohnt in dem Palazzo?" „Ein Advokat . . . Ein reicher Mann —" hieß es im Munde des Angerufenen, der inzwischen schon Miene machte, auch seinen Vorteil zu wahren. Aber andre berichteten schon, daß dieser Hausbesitzer, dieser reiche Mann und Advokat — Signore Clemente Bertinazzi war. Als Benno wieder auf die Pforte blickte, trat dort ein Mönch mit heraufgezogener Kapuze ein. — Das sind Verschworene! sagte sich Benno sofort. Rasch hintereinander, bemerkte er, kamen noch zwei weiße Totenbrüder, die in dem offenen Torweg des Hauses verschwanden. Bertinazzi hält eben seine Loge —! Sollte er folgen? Er hatte das Losungswort, trug in seinem Portefeuille ein Zeichen von Silberblech mit einem aus

den Flammen sich erhebenden Phönix. Beides hatten ihm die Brüder Bandiera für den Fall mitgegeben, daß er in Rom die Bekanntschaft des Advokaten Bertinazzi machen wollte, dem sie aufs wärmste über ihn geschrieben zu haben behaupteten. Wie am Scheidewege seines Lebens stehend, sann Benno eine Weile. Aber unser Wille steht unter dämonischen Gesetzen. Der eine Flügel des offenstehenden Haustors war soeben von einer nicht sichtbaren Hand von innen geschlossen worden. Und eben bewegte sich der andere Flügel, um gleichfalls zuzufallen. Der Anblick dieser kleinen, noch eine Sekunde offen gelassenen Spalte bestimmte den wie vom Schwindel Ergriffenen und halb Besinnungslosen rasch hinzuzutreten und die beiden Worte zu sprechen: „Con permesa!“ — Eine Stimme antwortete: „Que commande?“ — „Die Schlange wechselt ihr altes Kleid!“ — „Entrate!“

Es war im Grunde kein freier Wille gewesen, der diese verhängnisvollen Worte von Bennos Lippen gebracht hatte. Es war ein fremder Geist, der aus ihm gesprochen, ja — der ihn sogar diese Losung ganz deutlich und fest hatte aussprechen lassen. Wozu auch die kurze Pause der nur noch einen Moment offenstehenden Pforte? Worin lag der Reiz, den Moment zu benutzen —? Er trat in den wiedergeöffneten Flügel und befand sich in einem dunkeln Gange. Die Torpforte fiel hinter ihm zu.

9. Der Totenbruder.

„Kommen Sie aus der Schweiz?“ fragte aus dem Dunkel heraus eine heisere rauhe Stimme, und das menschliche Wesen, dem die Stimme angehörte, entwickelte sich erst allmählich seinem Auge als eine Frau. „Ich will Sie dem Herrn anmelden,“ lautete die seinem Schweigen folgende fernere Rede. — Ein Schlorren, ein asthmatisches Keuchen, ein langes Verhallen der Schritte. Diese Räume schienen endlos zu sein. Es ist geschehen! sprach Benno zu sich selbst und sagte fast hörbar: Also nur die aus der Schweiz Kommenden erkennt man an diesem Losungswort, das ich von den Bandiera weiß! Mit pochendem Herzen zog er sein Portefeuille, um das Zeichen des Phönix zur Hand zu haben. Auch ihm hatten die Flüchtlinge, die sich in Robillante in allerlei Verkleidungen an ihn wandten, um Hilfsmittel zum Weiterkommen zu erlangen, ein solches Zeichen entgegengehalten.

Beim Suchen nach dem Portefeuille fand Benno ein Mittel, sich Licht zu verschaffen. Nach italienischer Sitte führte er ein Streichfeuerzeug bei sich. In den finstern großen Häusern Italiens hilft man sich auf diese Art gegen den fast überall stattfindenden Mangel an Beleuchtung. Kleine brennende Wachsenden reichen für jeden zu erkletternden vierten Stock aus. Nun sah er eine Halle, die in einen gedeckten und überbauten Hof führte. Hier hingen alte Bilder an den feuchten Wänden. Sollte hier die Tiber zuweilen so weit austreten, um die Häuser überschwemmen zu können? Er unterschied die mit einer Lampe zurückkehrende Alte. Sie war gekrümmt und

schien aus dem Reich der Nacht zu kommen. Mit der Lampe den Fremdling beleuchtend, sagte sie: „Der Herr soll wiederkommen —!“ Wie? Wiederkommen? War dein Losungswort eine Beschwörung, die nicht kräftig genug wirkte? sagte sich Benno und überreichte sein zweites Kreditiv, das Zeichen von Silberblech und eine Karte mit seinem Namen. Die Alte nahm beides, betrachtete es flüchtig und entfernte sich.

Inzwischen ging Benno in den Hof, der überbaut war. Wieder sah er einen langen Gang. Sessel standen in diesem an den Wänden; ohne Zweifel waren sie für die Klienten vom Lande bestimmt, die an jedem Markttag die Schreibstuben der Advokaten belagern. Rück und Bertinazzi —! Jener der leidenschaftliche Freund der Jesuiten und allen Umtrieben derselben zugetan, selbst wie ein geheimer Verschwörer; dieser ein Angehöriger der Familie jenes Ganganelli, der als Papst die Jesuiten aufgehoben hatte, fortwirkend im Geist seines Ahnen —! Das System der Menschen- und Lebensverachtung mußte freilich bei beiden ein gleiches sein.

Die Alte kam zurück und winkte schweigend. Sie zeigte nach hinten, kehrte noch einmal in den Hof und zur Pforte um, die sie mit einem eisernen Querbalken schloß, und bedeutete Benno, der bei einer Stiege angekommen war, diese nicht zu betreten, sondern auf eine Tür zuzugehen, die sie öffnete. Die Führerin war eine jener südlichen Matronen, an denen Balthasar Denner, der Runzelnmaler, seine Freude gehabt hätte.

Clemente Bertinazzi trat seinem Besuch mit erzwungenem Lächeln entgegen. Benno fand einen langen, hagern Mann, mit dem Ausdruck jener fanatischen und träumerischen Beharrlichkeit im Antlitz, die sich oft als mathematische, pedantische Strenge zu geben pflegt. Ebenso verband sich bei Luigi Bianchi, dem armen Gefangenen von Brünn, Pedanterie mit Schwärmerei, ebenso leidenschaftlich war in seiner träumerischen Welt der trockene Püttmeyer. Diese Menschen wußte Benno unterzubringen. Sie hatten nicht die Schönheit der Willensäußerung, die Grazie der Lebensformen Bonaventuras; doch fest und beharrlich ist ihr Sinn. „Endlich, endlich, Signore d'Asselyno!“ sagte der Advokat und streckte dem Ankömmling die Hand entgegen zum traulichen Gruß und zugleich den Eindruck prüfend, den ihm der junge Mann machte. — „Benno d'Asselyn!“ erwiderte dieser bestätigend und legte seine Hand in die des Advokaten. — „Warum kommen Sie erst jetzt? Ich weiß von Ihren uns günstigen Ansichten schon seit lange über Malta her, wo sich die Bandiera für Sie verbürgt haben! Man hat Sie dort verdächtigen wollen. Allerdings kann man Ihre Beziehungen zu unsern Tyrannen zweideutig finden. Ich hörte aber, Sie lernten unsere Machthaber in Wien nur durch Zufall, ja wider Willen kennen, und da dachte ich: Um so besser, wenn Sie diese Menschen beobachten. Ich vertraue jeder Bürgschaft, die uns von den Bandiera kommt! Haben Sie noch

ein drittes Erkennungszeichen außer dem Gruß und dem Phönix?" — Benno verneinte. — „So gehören Sie den Vertrauten an, nicht den Wissenden!" — Die Zahl dieser Vertrauten, wußte Benno, war in Italien so groß, wie bei uns die der Freimaurer. — „Sind die Wissenden die oberste Spitze?" fragte er. — „Die oberste noch nicht! Sie haben durch den Phönix den zweiten Grad — den vorbereitenden — Sie haben ihn vielleicht gar ohne Schwur. Die Wissenden sind erst der dritte. Der vierte sind die Leitenden. Erst der fünfte ist der höchste Grad. Das ist der der Namenlosen. Zu diesem gehöre ich nicht einmal selbst, ja ich weiß nicht, ob überhaupt in Rom ein „Namenloser" existiert."

Auf Bennos Zweifel, ob sich eine solche Organisation halten könnte ohne Verrat, erklärte der Advokat, daß ein Verrat nur immer partiell wirkte. Derjenige, der wie er selbst den Grad der „Leitenden" hätte, kennt wieder nur zwölf Wissende. Diese, die eine Loge bilden, sind sich wieder untereinander völlig unbekannt. Endlich brach das Eis einer noch immer beobachteten Zurückhaltung des Verschwörers. „Sie bringen nichts, was mit Ceccone — Fefelotti — Rucca oder irgendeinem unserer Tyrannen zusammenhängt —?" Benno schwieg, ahnend, daß man ihm wohl gar die Befähigung zutraute, bei einem Mord mitzuwirken — „Treten Sie in den dritten Grad! Sie schwören, die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens mit jedem Mittel zu fördern, das Ihnen von den Führern vorgeschrieben wird!" — „Mit jedem Mittel? Auch mit dem Stilett? — „Das ist der vierte Grad!" — „Zu dem Sie selbst gehören?" wallte Benno auf. — „Der vierte Grad anerkennt nur zuweilen die Notwendigkeit des Todes für Verräter und Tyrannen. Erst der fünfte Grad vollzieht ihn. Ich sagte schon, ein „Namenloser" befindet sich vielleicht in diesem Augenblick weder in Rom noch in Italien." — „Und doch weiß Ceccone, daß ihn ein Verschworener töten soll!" fiel Benno ein. — „Das hat er gesagt? Ha, das redete die Furcht aus ihm! Nein, sein Tod ist, wie ich zu wissen glaube, noch von niemand beschlossen."

Die Welt, in welche Benno hier eintrat, war so fremdartig, ja für seine eigne Bildung, die auf sittlichen Grundlagen beruhte, so befremdend, daß er auf die erneuerte Aufforderung, in den Grad der „Wissenden" zu treten, zögerte. Erst die Erinnerung an seine Geburt, die Überzeugung von einer für Italien notwendigen Reform, vor allem der persönliche Anteil, den er am Schicksal seiner Freunde, der Bandiera, nehmen mußte, die ihre Unternehmung vielleicht schon begonnen hatten, bestimmten ihn, der Andeutung, es würde Zeit sein, sich zu entfernen, immer noch nicht zu folgen. Ja, als er offen ausgesprochen, die Bandiera gedächten mit ihren Genossen in Porto d'Ascoli zu landen, und sich in den Mienen Bertinazzis über diese Nachricht Staunen und höchste Entrüstung malte, bedrängte er den nach links und rechts auf neue Ankömmlinge Horchenden ihn seines

Vertrauens für wert zu halten. Zuletzt entschloß er sich, den Schwur auf den dritten Grad zu leisten. Wenn Bertinazzi über diese Erklärung lachte, so war es ein Lachen ohne Falsch. Es war das Lachen der Befriedigung über einen Erfolg, den man vorausgesehen. Er hob von der Wand über seinem Schreibtisch einen Spiegel und stellte diesen auf die Erde. Dann drückte er auf die scheinbar leere Wand. Diese öffnete sich. Benno sah einen Schrank mit verschiedenen Schubfächern. „Das sind die Akten meiner Loge!" sagte Bertinazzi und ließ Benno in Papiere einblicken, die mit allerhand mystischen Zeichen beschrieben waren, einer Chiffreschrift, deren Schlüssel man haben mußte. Diesen behauptete Bertinazzi nur in seinem eignen Kopf zu tragen — nur mit diesem allein würde man seine Geheimnisse entziffern. Die Handbewegung auf seinen Kopf als Preis der Eroberung seiner Geheimnisse war der Ausdruck höchster Entschlossenheit. Dann schrieb der immer ruhig bleibende Fanatiker verschiedene ihm von Benno gegebene Adressen auf und wieder andere, die er letzterem selbst angab, wenn er ihm Mitteilungen machen wollte. Hierauf verbrannte er vor Bennos Augen alles, was dieser selbst geschrieben hatte, sogar seine Visitenkarte. Dann gab er ihm als Erkennungszeichen des dritten Grades einen gußeisernen Ring, den er auf den kleinen Finger der linken Hand Bennos anpaßte mit den Worten: „Ein Stück der gebrochenen Sklavenkette der Welt! Ich werde Sie den Versammelten unter dem Namen Spartakus vorstellen —! Auch Spartakus, der zuerst in Italien das Wort: Freiheit! ausgesprochen hat, war ein Fremder. Den Eid müssen Sie in der Loge leisten. Lesen Sie ihn aber zuvor für sich!"

Benno nahm ein Papier, das ein Gelöbnis enthielt, dem „Jungen Italien" als ein „Wissender" zu dienen — mit Leib und Seele, Wort und Tat, mit der Spitze des Schwerts im offenen Kampf, dem Beistand bürgerlicher Hilfsmittel bis zum Betrag des vierten Teils seines eigenen Vermögens — endlich mit steter Werbung zur Mehrung des Bundes. Alles das auf die Unabhängigkeit Italiens von fremder Herrschaft, politische Einheit im allgemeinen und Freiheit im besondern. Ob republikanische oder monarchische Form, blieb unerwähnt. Der Eid wurde auf christliche Symbole geleistet. Zuletzt schloß Bertinazzi noch einen andern Schrank auf und nahm ein Hemd der Totenbruderschaft heraus, ein weißes, dazu eine gleichfarbige Kopfverhüllung — nur mit zwei Öffnungen für die Augen und einer für den Mund. „Nehmen Sie diese Kleidung!" sprach er. „Legen Sie sie inzwischen an! Wenn Sie eine Klingel hören, treten Sie in diese Tür, durch welche ich Sie jetzt verlasse, um in die Loge zu gehen. Sie haben Zeit genug, sich umzukleiden. Niemand wird Sie erkennen. Ich führe Sie lediglich unter dem Namen „Spartakus" ein und bin für Sie verantwortlich."

Bertinazzi ging und ließ Benno allein. Der unheimliche Begleiter auf der Tiber schien ihm nun erklärt. Nachdem er sich um-

gezogen, betrachtete er seine völlig unerkennbare Gestalt im Spiegel. Aber zu Betrachtungen blieb keine Zeit. Schon erscholl die Klingel. Benno öffnete die Tür. Anfangs nahm ihn ein Gemach auf, das des Advokaten Schlafzimmer schien. Ein grünseidener Vorhang trennte den kleinen Raum in zwei Teile. Eine Lampe zeigte ihm die Tür, die er noch zu durchschreiten hatte. Vor seinem gespenstischen Bilde, das ihm ein anderer Spiegel zurückwarf, erschrak er selbst. Endlich aber betrat er einen hellerleuchteten Saal, wo um einen Tisch, auf welchem sich ein Kruzifix, ein Totenkopf und ein Rosenkranz befanden, auf Stühlen und im Kreise eine Anzahl der wunderlichsten Gestalten saß. Alle, denen Benno nacheinander sich erinnerte in der Umgebung des Hauses begegnet zu sein, Totenbrüder, Mönche in Kutten, einige als Bettler, andere als Kohlenbrenner, die Unverhüllten mit schwarzen Masken, die Mehrzahl Totenbrüder. Bertinazzi war allen erkennbar in seiner gewöhnlichen Haustracht. Die Mitglieder der Loge kannten sich nicht. Schwarzgekleidete Totenbrüder gab es zwei. Benno konnte aber den, mit welchem er über die Tiber gefahren war, nicht von dem andern unterscheiden.

Bertinazzi begann, man möchte das böse Omen entschuldigen, daß die Zahl der Anwesenden dreizehn wäre. Der vierzehnte fehlte einer Reise wegen. „Doch auch unser Spartakus" — also wandte er sich zu Benno — „ist vorurteilslos genug, einen Aberglauben zu verachten, der nur die Toren schrecken kann." Wie diese Voraussetzung von den Genossen des nächtlichen Rates aufgenommen wurde, konnte Benno nicht sehen. Ihre Mienen blieben ihm verborgen.

Inzwischen hatte er sich gerade einem Sessel gegenübergesetzt, auf welchem er die äußere Gestalt des Totenbruders zu erkennen glaubte, mit welchem er über die Tiber gefahren war. Dieser selbst konnte nicht im mindesten annehmen, daß ihm gegenüber sein Mitpassagier saß. Bertinazzi hatte sicher niemand gesagt, wer Spartakus war. Benno leistete den Schwur, indem er sich an den Tisch stellte und die ihm schon bekannten Worte, die ihm jetzt noch einmal von Bertinazzi vorgesagt wurden, mit einem Ja! bekräftigte. Das Kreuz war ein Symbol der Leiden, die man für seine Überzeugung nicht abzulehnen gelobte; der Totenkopf drückte die Verachtung jedes Erdenloses aus, falls die gemeinschaftlichen Hoffnungen scheitern sollten; der Rosenkranz bezeichnete all die Freuden, die im Siege der Freiheit lägen. Auch die Bewillkommnung durch die übrigen sprach Bertinazzi selbst dem Neugewonnenen vor und überließ den Anwesenden nur die Bekräftigung durch ein Ja!

Die nächste Verhandlung knüpfte sich an die während Bertinazzis Abwesenheit behandelten Gegenstände. Man schien über die Brüder Bandiera gesprochen zu haben. Benno glaubte von einer Änderung der Pläne der Brüder zu hören. Mehrfach wurden die Jesuiten genannt. Ein wie ein Kohlenbrenner Gekleideter und demnach wohl noch einer von den alten Karbonaris stieß einen Stab auf den

Fußboden und sagte, die Maske nur lose mit der Hand haltend: „Und noch gibt es Stimmen, die das Heil Italiens, ja der Welt von Rom erwarten? Diese dreifache Tiara soll der Friedens- und Freiheitshut der Völker werden? Die Schlüssel Petri sollen die Zukunft der Menschheit erschließen? Ehe nicht der letzte Beichtstuhl der Peterskirche verbrannt ist, kann über die Erde nimmermehr Friede kommen —!" — „Wie immer schüttet Ihr das Kind mit dem Bade aus!" hieß es unter einer der mehreren, diese Meinung abwehrenden Kapuzen. — „Und Ihr könnt Euch nicht trennen von dem Blendzauber Eurer Theorien und der Verliebtheit in Euer teuflisches Rom!" fuhr der Kohlenbrenner fort. — „Sagt vielmehr, nicht von den Beweisen der Geschichte!" erwiderte sein Gegner. — „Ha, immer das Vergangene!" sprach der Kohlenbrenner erregter. „Gewiß, die Abendröte ist schön; zuweilen verklärt sie noch einen stürmischen Regentag; aber sie ist die Vorgängerin der Nacht. Wo Ihr hinseht, leidet die Menschheit an der Macht und an dem Einfluß, den sie immer noch dem römischen Zauberwesen gestattet! Von dem Tage an, wo sich ein einziger Bischof über die Rechte der andern erheben konnte, gestützt auf das alte Ansehen Roms und auf so manche Fälschung, welche schon damals der Übermut wagte, hat das Christentum seine Segnungen für die Menschheit verloren. Was die Christuslehre der Menschheit brachte, ist allmählich für unsere Zeit wie Lesen, Schreiben, Rechnen, ein Erfordernis der allgemeinen Bildung geworden; die Institutionen, die uns die Herkunft dieser Bildung, ewig ihre erste Geburt gegenwärtig erhalten wollen, sind jetzt das Verderben der Jahrhunderte. Einen Hirten empfehlt Ihr mit Wölfen statt treuer Hunde? Einen Hohenpriester mit Scheiterhaufen und Schafotten? Wir Römer, wir gerade müssen die Welt zum drittenmal erobern! Wir können es durch die Vernichtung der Hierarchie! Durch einen einzigen Messerschnitt müssen wir vollbringen, was Europa durch Tausende von Büchern, Kathedern, Kanzeln nicht hervorbringen kann! Uns ist das Papsttum eine weltliche Behörde; als solche muß sie fallen; mit ihr fallen werden die Kardinäle, die Generale der Orden, die höchsten und mittelsten und untersten Spitzen dieser Anstalten der Verdunkelung — denn erst aus der politischen Macht schrieb sich die geistliche her. Ist jene hin, so wird diese zum Schatten. Dann ist die christliche Welt erlöst! Kommt uns diese Losung nicht von unsern Obern, so ist alle Mühe vergebens! Ihr seht es an der ruchlosen Intrige von Porto d'Ascoli —" Benno konnte die leidenschaftliche Rede nicht mit der ihm auf der Lippe schwebenden Frage unterbrechen, was in Porto d'Ascoli geschehen wäre. Mehrere Stimmen riefen durcheinander: „Sie wird kommen!"

„Sie wird kommen und ihr Erfolg wird dennoch ausbleiben!" sprach jetzt zur Widerlegung des Kohlenbrenners mit einer feinen, eleganten Betonung seiner Worte eine andere Maske, deren äußere Tracht einen Kapuziner vorstellte. „Ist nicht der Sitz des Papsttums

schon einmal in Avignon gewesen? War nicht Napoleon der Schöpfer eines weltlichen Königtums von Rom? Mit je größerer Demütigung die dreifache Krone getragen wird, mit desto hellerem Heiligenschein umgibt sich die Theokratie. Die Menschheit sieht nun einmal im Papsttum einen zum ersten Königsrang Erwählten aus dem Volke und kehrt immer wieder darauf zurück. Sie sieht einen Monarchen, den nur seine Tugenden auf den Thron beriefen und der deshalb alle andern Monarchen beschämt. Sie hat an ihm einen Beistand gegen die Mächtigen der Erde. Napoleon raste gegen Pius. Pius sprach ruhig: Du Komödienspieler! Als dann Napoleon noch heftiger wurde und mit dem Äußersten drohte, sprach Pius mit noch verächtlicherem Ausdruck der Stimme, wenn auch mit gesteigertem Schmerz: Du Tragödienspieler! Wenn den Papst der Despotismus tötet, so bietet er ruhig die offene Brust; der Begriff lebt wieder auf in seinem Nachfolger. Ändert die Gesetze Roms, bessert die Sitten, laßt den apostolischen Stuhl teilnehmen an allen Fortschritten der Zeit, macht unmöglich, daß die Greuel von Porto d'Ascoli die Kunst des Regiments in Italien heißen, und wieder ein Segen kann der Menschheit werden, was man jetzt nur zu voreilig ihren Fluch nennen will!" — Benno staunte der Dinge, die in Porto d'Ascoli vorgefallen sein mußten. Wenn er nun auch zu fragen gewagt hätte — so war die Aufregung der Streitenden ein Hindernis. Sie war zu groß geworden. — „Ich höre die träumerische Weisheit eures gemäßigten Fortschritts!" rief der Kohlenbrenner von vorhin. Und von den beiden schwarzverhüllten Leichenbrüdern fiel jetzt der eine ihn unterstützend ein: „So habt ihr seit dreißig Jahren für die Freiheit Italiens deklamiert, geschrieben, gedichtet, gewinselt, gebetet, die Frömmelei der Engländer, die bigotte Einfalt der Deutschen zu gewinnen geglaubt! Das sind die frommen Wünsche eurer freisinnigen Barone, eurer aufgeklärten Bischöfe! Da soll das Weihwasser nur von unreinen Bestandteilen gesäubert, der Katholizismus nur wahrhaft zu einem Liebesbund der Menschheit erhoben werden. Und in dieser Gestalt, für welche sogar hier und da die Jesuiten einen Ausdruck zu geben verstehen, behaltet ihr alles, was zum Fluch der Menschheit geworden ist, behaltet die Gebundenheit der Gewissen, die Gelübde, die Unfreiheit des menschlichen Willens — alles, wovon eine kurze Weile die Praxis einen milden Sonnenschein verbreiten kann, aber auf die Länge wird alles wieder wie die schwarze dunkle Nacht werden! Ihr wollt die Hierarchie, Rom und die Kardinäle — nur nicht die Jesuiten mehr? Werdet ihr die allein ausrotten können? Wodurch? Durch ein Verbot? Wenn alles übrige bleibt? Hat sie denn das Zeitalter der Aufklärung, hat sie Voltaire ausrotten können? Ich spreche nicht von dem Gift, woran Ganganelli starb; ich spreche von jener List, die aus Wölfen Schafe machte, von jener List, die sich der Menschheit so unentbehrlich zu geben wußte, daß sogar die aufgeklärtesten Staaten, Borussia unter Friedrich, Russia unter Katha-

rina, die Jesuiten als Lehrer berufen! Sie sind unvertilgbar durch das Prinzip der Wissenschaft, dessen Lüge sie als Fahne aufstecken. Ob sie nun diesen oder jenen Namen tragen, sie bleiben unvertilgbar, so lange überhaupt unsere Kirche besteht! Diese katholische Kirche, unter deren heiligster Oriflamme Menschen wie Grizzisalcone für den Bestand des apostolischen Stuhls wirken durften!" — Der Sprecher war nicht der Mitpassagier von der Tiber gewesen. Im Gegenteil war es derjenige, der fortdauernd schwieg. Brütend sah der unfreundliche Begleiter vor sich hin, blieb unbeweglich und zog nur zuweilen seinen Fuß in die schwarze weite Umhüllung zurück und streckte ihn dann wieder vor. Letztere Gebärde wiederholte sich, je lebhafter der Streit wurde.

„Wollt ihr deshalb die katholische Kirche zerstören?" riefen mehrere Stimmen auf einmal. — Eine andere setzte hinzu: „Sie ist wenigstens dem Italiener nicht zu nehmen. Schreibt das nach London, wo man glaubt, uns protestantisch machen zu können!" — „Wer will denn das?" riefen andere Stimmen und unter ihnen aufs heftigste der Kohlenbrenner. — „Der Italiener," fuhr der letzte Sprecher für die Kirche fort, „ist und bleibt Katholik. Ich sage nicht: Geht und seht das Volk sich beugen vor einer Mumie, die es anbetet! Geht und seht den Aberglauben, der die Stufen der heiligen Treppe mit den Knien hinaufrutscht! Seht, sag' ich nur, den Schmerz, der sich einer ganzen Stadt bemächtigen konnte, als ihm ein geliebtes Marienbild abhanden kam! Ich finde den Aberglauben überall, selbst bei Sokrates, der an seinen Dämon, selbst bei Voltaire, der an sich selbst glaubte. Nicht an sich selbst zu glauben, das ist der Katholizismus, der unausrottbar ist, solange das Christentum die Lehre von einem Mittler zwischen Gott und dem Menschen aufstellt. Hat Italien irgendeinen politischen Reformator gehabt, den ihr euch ohne Verehrung vor dem Mysterium der Messe denken könnt? Selbst Savonarola war kein Huß und kein Luther. Der frostige Gedanke des Zweifels konnte nie die Oberherrschaft über Gemüter gewinnen, die nur Phantasie und Leidenschaft sind. Und wo sich also der Katholizismus nicht ausrotten läßt, da —" — „Da ließe sich nicht die Hierarchie ausrotten?" riefen andere Stimmen. „Das bestreiten wir!" — „Rom ist das reine Priestertum —" fuhr der Verteidiger der Hierarchie fort und ließ sich nicht irremachen. „Rom kann der Duft, der höchste Auszug des katholischen Priestertums bleiben. Alles, was für die schweren Pflichten des katholischen Priesters seine Belohnung, seine Erquickung, sein Entzücken ist, ist der Blick auf die Würden, die er erklimmen kann — auf das letzte Ziel, das ihm vom Tabernakel der Peterskirche in Rom leuchtet. Die Theokratie ist kein Gedanke der Macht, der Herrschaft, kein Gedanke der reinen Äußerlichkeit und Weltlichkeit — sie ist —" — „Ein Wahngebilde der Phantasten! Ein Schlupfwinkel der Räuber und Mörder!" donnerte der Kohlenbrenner. „Wie könnt ihr von einem geläuterten Papst-

tum sprechen, einem Unding, einem weißgewaschenen Mohren! Wie könnt ihr den Papst an die Spitze unserer Reform stellen! Das wird vielleicht die Frauen gewinnen, weichmütige Seelen, aber nie entsteht daraus ein festes Fundament für die Hoffnungen Italiens. Ein Menschenalter verrinnt und wieder tauchen Ceccones und Fefelottis auf — Sie, die beiden Arme des Papsttums, die sich verschränken konnten in Taten, wie dieser teuflische Plan gegen die Brüder Bandiera war —" — „Die Bandiera?" sprach jetzt Benno laut und vernehmlich dazwischen. „Was bedroht sie?" Alle wandten sich, und Bennos Gegenüber, der zweite der schwarzen Leichenbrüder, schien noch unruhiger zu werden, als er sich bisher gezeigt hatte. Aber die stürmende Rede des Kohlenbrenners übertönte alles — auch Antworten, die man auf Bennos Frage geben wollte. — „Rom bleibt solange das Verderben der Welt, als seine Gewalt nicht eine rein weltliche, der geistliche Hof für immer daselbst aufgehoben wird. Ich bin im Prinzip für die Republik. Doch ich werde gegen sie sein müssen, weil leider sie es ist, die, auf die Massen und deren geringe Bildung gebaut, uns immer und immer wieder in Rom die Macht der Päpste zurückgeführt hat. Ich muß aus praktischen Gründen gegen die Republik sein. Wir müssen nach Rom ein weltliches Königtum in den Formen der Neuzeit verpflanzen. Ha, die Könige! Die ich so liebe, und besonders die, die mit der Lüge der konstitutionellen Formen gekräftigt sind, die wissen sich auszudehnen und zu befestigen —! Das sind Schmarotzerpflanzen, die Boden und Luft brauchen und beides nur zu bald gewinnen werden —! Die pflanzen an die Stelle der geistlichen Legitimität am schnellsten ihre weltliche; die sorgen für ihr Geschlecht, für die, welche ihm dienen —! Wir müssen Rom einem Könige schenken, selbst wenn keiner die Hand darnach ausstreckt! Wir müssen ihm den Köder unserer eigenen Freiheit bieten, die wir ihm eine Weile opfern! Ich gebe Rom an den, der das Meiste bietet und das Wenigste verlangt. Dem Türken, wenn er es begehrt! Nur nicht einem Volkstribunen. Die Volkstribunen haben sich bis jetzt nur durch den Aberglauben der Masse halten können. Sie haben zuletzt so regiert, wie die Ceccones regierten — durch die Räuber. In hundert Jahren hat der Italiener eine Bildung und Erziehung gewonnen, dann —" — Zwei Anhänger der Republik sprangen auf. Einer darunter hatte deutlich die Stimme eines Bonaparte, den noch vor kurzem Benno an Ruccas Tafel gesehen. Diese stellten die retrogade Wendung, die auch noch jetzt die Republik nehmen würde, in Abrede.

Aber die Mehrzahl widersprach diesen Anschauungen. Sie blieb bei dem Satz, den Gioberti gegen Mazzini durchführen wollte, Italien würde durch Rom und die Reform der Herrschaft des Papstes allein emporkommen. Die Frauen waren in diesem Sinne für die „Freimaurerei" der Männer gewonnen. Die Fürsten, hieß es, böten keine dauernde Bürgschaft. Die Läuterung des Papsttums von seinen un-

reinen Bestandteilen, die Sicherung einer bessern Wahl der Umgebungen des Heiligen Vaters, die Auflösung des Jesuitenordens schien der Mehrzahl sogleich die sicherste Aussicht für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen. Nur über die notwendige Abwehr der Fremden waren dann alle einig. Diejenigen, die der Hierarchie überhaupt, dem Priesterwesen und der katholischen Kirche abgeneigt waren, blieben in der Minderzahl. Darüber aber mußten doch alle lachen, daß in Italien besonders erhebliche Wirkungen durch Volksunterricht, Verbesserung der Schulen, die Verbreitung nützlicher Schriften zu erreichen wären, wie die Giobertiner versicherten.

Benno sah, daß er sich unter Männern der höheren Gesellschaft befand, die sich in der Mehrzahl vor äußersten Schritten hüteten. Die Idee des Papsttums möglichst von weltlichem Einflusse zu reinigen, die nächst bevorstehende Wahl auf einen Italiener voll Nationalgefühl und politischer Aufklärung zu lenken, die Kardinäle, die jetzt den meisten Einfluß hätten, unschädlich zu machen und den Volksgeist so zu beleben, daß er an allem, was zur Erhebung Italiens geschähe, ein Interesse nähme — das blieb die Losung der Majorität. Unter den Hoffnungen für die Papstwahl wurde auch Kardinal Ambrosi genannt, den wieder andere eine Kreatur der Intriganten und Tyrannen nannten. La morte a Ceccone! La morte a Fefelotti! war die Schlußbekräftigung. Dieser Ausruf kam einstimmig. „Tod" drückte hier eine moralische Verurteilung, wie unser Pereat! — keine Losung zum Morde aus. Dennoch folgte Totenstille, denn alle schienen zu wissen, daß von London Befehl gekommen war, Ceccone zu töten.

Inzwischen kam man auf die Bandieras zurück. Bertinazzi, der Bennos Wunsch, sich zu orientieren, nicht überhört hatte, gab ihm die Mitteilung, daß die Bandiera nicht in den Kirchenstaat, sondern in Neapel einfallen würden. Das war ein erschreckendes Wort für sein Ohr. Scheiterte, wie vorauszusehen, ihre Unternehmung, so würden sie, wenn sie nicht selbst fielen, von der neapolitanischen Regierung zum Tode verurteilt werden und Ceccone, Olympia konnten nicht mehr helfen! Wie zu Boden geschmettert, erhielt er einen an Bertinazzi gerichteten Brief Attilios dargereicht, aus welchem er, verbunden mit mündlichen Erläuterungen, welche die Mitglieder der Loge gaben, erfuhr, daß die Lenker des Kirchenstaats gemeinschaftlich mit den Jesuiten einen Plan angezettelt hatten, demzufolge die „Verjüngung Italiens" als der Wunsch — nur der Räuber und Mörder erscheinen sollte! Grizzifalcone war ausersehen worden, dies Werk in Ausführung zu bringen.*) Bis nach London hin verzweigte sich eine falsche Fährte, durch welche die Verschwörer in die Lage kommen sollten, nur Bundesgenossen der Schmuggler und Räuber gewesen zu sein. Vom Vatikan aus hatte man eine falsche Korrespondenz mit Korfu angezettelt, um das dortige Komitee glauben zu

*) Beglaubigte Tatsache.

lassen, daß an der Küste des Adriatischen Meeres, in Porto d'Ascoli, alles reif wäre, eine Invasion der Patrioten zu unterstützen. Während der alte Prinzipe Rucca immer nur seine Zölle im Auge hatte, richtete Ceccone seine Blicke weiter. Auch ihm war das Erscheinen des Räubers in der Hauptstadt der Christenheit willkommen gewesen. Auch seine Verhandlungen mit ihm, die gleichfalls jener Pilger geleitet, hatten eine große Anerkennung des Reuigen bezweckt. Die Liste, deren wesentlichen Inhalt er schon lange vor dem alten Rucca gekannt hatte, sollte den Schrecken, den Grizzifalcones Verrat unter den Zollbedienten und Schmugglern verbreiten mußte, zum Verderben der Revolution ausbeuten. Ceccone ließ die Ortschaften, wo, wie ihm durch Londoner Verrat bekannt geworden, die Brüder Bandiera landen sollten, durch die Anzeigen, die dem Fürsten Rucca gemacht wurden, so einschüchtern, daß die Räuber, die Schmuggler, die Zollbedienten die Fahne des Aufstands als Hilfe und Rettung begrüßen mußten. Wie dann diese Elemente die Revolution verstanden haben würden, das lag auf der Hand. Mord, Brand, Plünderung waren die Erscheinungen, die vor ganz Europa als die Begleiter der aufgesteckten dreifarbigen Fahne gingen. Die Zwecke der Revolution sollten von Brandschatzung, lodernden Flammen, Zerstörung der Wohnstätten des Friedens begleitet sein. Dies Mittel, die Revolution zu entstellen, hatte man in Europa überall anzuwenden begonnen. Es bezeichnete Metternichs letzte Zeit. Die Bauern Galiziens, entlassene Sträflinge hatten Mord und Brand über Paläste und Hütten verbreitet. Was später Szela, der Schreckliche, in den Eichen und Graswäldern des östlichen Österreich wurde, sollte Grizzifalcone in der Romagna sein. Den Kommunismus schürten die Jesuiten. Alle Extreme der freien Ideen wurden gefördert, nur um die öffentliche Meinung über die Neuerungen zu erschrecken. Im Kirchenstaat sollten alle Städte, Fermo, Ascoli, Macerata in Feuer aufgehen. Italien sollte sich mit Schaudern von Freiheitsbewegungen abwenden, die für die Welt solche Schrecken bereiteten. Aus dem ergreifenden Gemälde dieser von den Kardinälen der Christenheit, von den Ratgebern des Heiligsten der Heiligen angezettelten Intrige erhob sich der Protest Attilios Bandiera, wie die Taube weiß und rein am dunkeln Gewitterhimmel aufsteigt — Attilio erklärte, noch zeitig genug gewarnt worden zu sein.

Wie Benno mit bebenden Lippen diesen Protest gelesen und gesehen hatte, daß sich die Losung verändert hatte — wie er gelesen, daß eine Schar von entschlossenen Männern den Versuch machen würde, von Kalabrien aus nach Neapel vorzudringen — wie der Silaswald genannt wurde — ja, wie sich ihm ein Flor vors Auge legte — als die Namen Fra Hubertus — Fra Federigo sogar auf dem Papier wie Irrlichter am nächtlich dunkeln Wiesenrain tanzten — wie er ein Wort von einem „abgesandten Franziskanerbruder" mit den Stunden, die er oben in San Pietro in Montorio zugebracht, in Verbindung bringen konnte und — ihn die Aufklärung, die er erhielt, über alles zu be-

lehren schien, was Bonaventuras nächste und peinlichste Sorge war, da hörte er plötzlich ein dumpfes Murmeln um sich her. Er blickte auf. Die Männer waren schon vorher aufgestanden. Jetzt befanden sie sich in einer Gruppe. Der schwarze Totenbruder stand mitten unter ihnen in heftiger Gestikulation. Bertinazzi bat um Ruhe. Vergebens. Das Durcheinanderflüstern mehrte sich. „Timoleon!" rief Bertinazzi. „Nehmen wir unsere Plätze ein!" — „Nein, nein!" riefen andere. „Laßt Timoleon reden!" — Der schwarze Totenbruder, der Unheimliche, war Timoleon. Er schien ungern lauter zu sprechen. Doch nunmehr mußte er es tun. Alles stand erwartungsvoll. — „Ich hatte nur die Absicht — — eine neue Loge zu stiften . . ." sagte er dumpf und hohl. Benno hörte die Stimme von dem Nachen. Die Augen des Sprechers funkelten unheimlich durch die beiden Lücken seiner Kapuze. Sie waren auf Bertinazzi gerichtet, der mit diesem Wunsch einer neuen Logenbildung nicht einverstanden schien und beschwichtigend rief: „Laßt das! Laßt das!"

In diesem Augenblick streifte ein Rockärmel Bennos Wange. Der Freund der Päpste, der Kapuziner war es, der seine Hand ausgestreckt hatte, Attilios Brief ergriff und das Papier in die Flamme eines der Lichter hielt. Benno, betäubt noch von dem nicht vollständig überlesenen Inhalt, erbebend vor dem Anblick der Namen, die sein Innerstes erfüllten — dem Namen des Silaswaldes, in dessen Nähe jetzt, an Punta dell' Allice, die Invasion stattfinden sollte — zu gleicher Zeit mit einer Erhebung in ganz Sizilien und in Genua — Benno wollte dies Beginnen, ein Zeichen wohl gar des Mißtrauens gegen ihn, verhindern und sprach: „Soll ich diesen Brief nicht so gut kennen wie ihr?" Da hatte die Flamme schon den Brief ergriffen und rasch verzehrt. Benno ersah, daß das Flüstern vorhin, das Entziehen des Briefes aus dem Erkennen seiner Stimme durch den schwarzen Totenbruder entstanden war. Vor Aufregung zitternd, richtete er seine Augen so zu Bertinazzi hinüber, daß sie diesem wie Flammen entgegenglühen mußten. Denn auch ihm war der Ton seines Anklägers immer bekannter geworden. Es fehlte nur noch ein einziges Mal, daß jener gesprochen, und ein unglaublicher Name, der Name eines offenbaren Verräters, brannte ihm auf der Zunge.

Bertinazzi hatte sich in der Tat zu seinem Beistand erhoben. Wieder drangen die Stimmen in den Leichenbruder, zu reden. Dumpf sprach er: „Wir sind in diesem Augenblick dreizehn. Der vierzehnte, unser Franziskaner, fehlt. Wir dürfen eine neue Loge bilden. Und das will ich auch. Ich tue es. Die dazu notwendigen Zwölf werde ich finden —" Benno starrte den Sprecher an. Er wußte jetzt, wer gesprochen — — „Dann ist Bertinazzis Loge verpflichtet, Euch eine Hilfe zu geben!" sprach der Kapuziner. — „Einer von uns trete zu Timoleons neuer Loge über!" riefen mehrere. — „Los! Los!" erscholl es von anderer Seite. — „Warum losen!" erwiderte Timoleon. „Ich nehme jeden von euch, der sich freiwillig dazu erbietet — nur —

nicht — euern Spartakus da!" Nun sprangen alle von ihren Sitzen auf. Was vorhin nur einzelnen angedeutet worden zu sein schien, erscholl vor aller Ohr. Die Verschwornen zogen dichter ihre Hüllen vor die Augen und traten auf Benno zu; schon streckten sich einige Hände nach seiner Kopfverhüllung.

„Zurück!" rief Bertinazzi mit einer Stimme, die an den Wänden widerhallte. „Ich bürge für Spartakus!" — „Für einen Verräter?! Einen Deutschen?! Einen Spion Österreichs?!" rief Timoleon. — „Verräter du selbst! Ein Graf Sarzana hier in der Loge! Ist da der Verrat nicht offenbar?" erwiderte Spartakus. — „Sarzana!" rief die ganze Loge voll Entsetzen. Ein Augenblick und vier, fünf Dolche blitzten auf. Sie blitzten nicht nur Spartakus, sondern auch Timoleon entgegen. Der Name „Sarzana" hieß: Eine Kreatur Ceccones! Aber auch Spartakus hatte den großen Fehler begangen, jemand zu nennen. Kaum hatte er noch den Beistand des Meisters der Loge für sich. Einen Namen zu nennen, war der Bruch der Statuten. Doch trat Bertinazzi den gezückten Dolchen entgegen und rief: „Die Loge ist aufgelöst! Friede! Friede! Friede!" — Die Lichter wurden schon ausgelöscht. Eine kraftvolle Hand drängte Benno aus dem wilden Tumult hinaus. Eine Tür sprang auf. Mit dem Ausruf: „Unglücklicher!" stieß ihn sein Retter — der Kohlenbrenner, wie Benno zu erkennen glaubte — in das Dunkel eines engen Korridors. Ein Augenblick der Besinnung folgte. Benno griff nach einer der kleinen Wachskerzen, die er in der Tasche trug. Damit tastete er vorwärts, um eine Mauer zu finden, wo er sich durch Anstreifen derselben Licht machen konnte.

Er fand eine Stelle und hatte Licht und blickte um sich.

Aber am Ende des langen Korridors stand — ein Trupp Gendarmen, der sich mit angeschlagenen Karabinern lautlos auf die sich Benno nachdrängende Versammlung zu in Bewegung setzte. Während man sich oben gestritten, hatte die Polizei das Haus umzingelt und sprengte die Loge.

Achtes Buch.

1. Über die Höhen.

Ein mit fünf Rossen bespannter Reisewagen windet sich die Höhen eines kahlen Gebirges hinauf. Es ist die Straße, die von Nizza über den Col de Tende nach Piemont führt. Kreidige Felsen, Reste vulkanischer Zerstörungen, heben sich schimmerndhell vom tiefblauen Himmel ab. Je näher man dem höchsten Kamm der Seealpen kommt, die sich vom mächtigen Rückgrat der Schweizer und Savoyer Alpen abzweigen, desto lebloser wird die Vegetation, ja noch jetzt, am Ende des Juni, liegt Schnee in einzelnen versteckten Spalten, die ein schneidend scharfer Wind bestreicht.

Von Sospello aus waren die Passagiere zeitig aufgebrochen. Sie hatten Vorspann nehmen müssen. Um den Pferden die Last zu erleichtern, verließen sie den Wagen. Drei rüstig zuschreitende Frauen schienen an Anstrengungen gewöhnt. Ein Kind, das bald ermüdete, ließ man im Wagen wieder einsitzen. Die beiden Männer schritten anfangs mit wetteifender Ausdauer.

Bald aber ermüdete auch von ihnen der eine. Ein heftiger Husten zwang ihn, öfters still zu stehen. Die übrigen machten ihm Vorwürfe über die Anstrengungen, die er sich zumutete. Eine Weile lächelte er, schüttelte den Kopf, deutete an, es würde gehen, aber zuletzt zwang man ihn doch, in den Wagen zu steigen. In einen grauen Leibrock mit Metallknöpfen gekleidet, schien er ein Diener zu sein — ein darüber gezogenes weißes Staubhemd flatterte im Winde.

Im Wagen nahm er das etwa dreijährige Kind, ein heiteres, schwarzäugiges Mädchen, auf den Schoß. Eine der Frauen — man hätte sie für die Zofe der beiden andern Damen halten sollen — ging im ärgsten Staube neben dem Schlage des Wagens einher und reichte zuweilen die Hand hinauf, die der Kranke mit Liebe drückte, während ein gleichzeitig auf die Frauen gerichteter sanfter Blick seines Auges Andeutung zu geben schien, daß seine Begleiterin jene nicht aus dem Auge verlöre, die sich der kürzeren Wege bedienten, gleich den Ziegen, die in Scharen auf den kahlen Höhen die wenigen Stellen suchten, wo die Vegetation von ihren üppigsten Entfaltungen, von denen die Reisenden noch gestern begleitet gewesen, in letzten Kräutern und Grashalmen erstarb. Gestern noch hatte man Oliven, Gärten voll Orangen,

Gebüsche von Myrten, hier und da die einsam träumende Dattelpalme, in Sospello noch die nächsten Anhöhen von Kastanien bewaldet gehabt — jetzt aber schon seit einer Wanderung von zwei Stunden sah man nichts mehr als niedriges Buschwerk und selbst die Alpenflora durch die große Trockenheit des Bodens gehindert. Nur hier und da leuchtete das schöne Himmelblau der Genzianen auf.

Die beiden Frauen in breitrandigen, am Kinn befestigten sogenannten „Nizzahüten", deren Strohgeflecht fest genug ist, von den jeweiligen Windstößen nicht bald diese, bald jene Gestalt zu gewinnen, sammeln dem Kinde, der kleinen Erdmuthe, was sie allenfalls an blauen, hier und da auch noch weißen und rosenroten Blumen entdecken können. „Die Alpenrose findet sich hier nicht," sagte die ältere und kleinere Dame; „die muß mehr Schnee und Eis haben, um fortzukommen." — „Vielleicht jenseits — auf dem niedergehenden Abhang —" entgegnete die jüngere und nickte vertröstend der Kleinen zu, die verlangend von der Straße her aus dem Wagen ihre Händchen streckte, an ihrem hastigen Begehren durch den zum Fahren Gezwungenen gehindert, der sie auf seinem Schoße schaukelte.

Die Ältere, die wir an ihren grauen Locken als Monika von Hülleshoven erkennen, war an sich schon vor Erwartung des Ziels dieser Wanderung tiefbewegt. Noch heute konnte sie hoffen, endlich nach langer, langer Trennung die greise, dem Tode nahe Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen auf Castellungo zu sehen, die Pate da der kleinen Erdmuthe Hedemann. Mehr als zehn Jahre waren verflossen, seitdem die Gräfin nach den Tagen damals in der Residenz des nun auch schon zu seinen Vätern hinübergegangenen Kirchenfürsten so fest darauf gerechnet hatte, ihre geliebte Monika würde schon den nächsten Frühling in Castellungo zubringen —! Was war nicht alles dazwischengekommen, bis sie die edle Greisin endlich auf ihrem schönen italienischen Schlosse wiedersah —! Die jüngere war die jetzt — achtundzwanzigjährige — unvermählte Armgart. Die schönen Augen der Tochter waren ernst und fast ein wenig starr geworden. Sie schien eine Jungfrau, die mit ihren Hoffnungen abgeschlossen hatte, und die Ruhe und Ergebung selbst geworden. Doch war auch sie um ihre liebe alte Greisin, ihr ketzerisches „Großmütterchen", die auch sie seit zehn Jahren nicht gesehen hatte und dort — jenseits der kahlen Höhe morgen, eine Sterbende, finden sollte —! nicht wenig aufgeregt. Und nun Paula —! Sogar von ihrer geliebtesten Freundin hatte das Leben und die bewegte Zeit sie verdrängen können; selbst im Geiste verdrängen! Zu den bittern Kämpfen, die sie alle und zumal ihre Familie seit zehn Jahren durchgemacht, gehörte ein wehmütiger, wenn auch unausgesprochener Zwiespalt Armgarts mit Paula, hervorgerufen durch die so mannigfache Verschiedenheit der Meinungen und Überzeugungen. Nächster Anlaß dieser Reise war keineswegs allein das dringende Bedürfnis, sich endlich wiederzusehen, sondern mehr noch der zufällige Umstand, daß Hedemann, der sich in einer bewegten Zeit dem Wohl des

Obersten von Hülleshoven geopfert hatte, heftig brustkrank geworden war, Genf, wo der Oberst mit den Seinigen seit den letzten Jahren gewohnt hatte, erst mit Nizza vertauschte und dann in der Heimat seiner Porzia für immer zurückbleiben — und dort wohl ebenfalls sterben wollte. Die Ärzte hatten ihn aufgegeben. Die Auflösung eines so kraftvoll gebauten Körpers ließ einen langen letzten Kampf erwarten.

Ulrich von Hülleshoven, dessen Locken ergraut sind, schreitet wacker voran. Seit Jahren begleitete ihn auf solchen und ähnlichen Wanderungen derselbe mächtige Alpenstock. Er kehrte diesen jetzt um, hielt das Ende mit der eisernen Spitze oben und streckte den Griff seiner Frau und Tochter entgegen mit der scherzenden Aufforderung, sich festzuklammern, er wollte sie hinaufziehen. Doch Armgart stemmte im Gegenteil beide Hände an seinen Rücken, um ihm hinaufzuhelfen. „Vorwärts! Vorwärts!" rief sie. Die Kraft, die sie entwickelte, gab ihr noch das Zeugnis nicht entschwundener Jugend.

Porzia unterhielt sich mit dem Postillon über ihre endlich wieder begrüßte Heimat, wo sie die Eltern nicht, die in Deutschland waren, nicht die alten Seidenwürmerkammern ihrer mütterlichen Hütte fand, die Patin aber ihres Kindes, die edle Gräfin, die sie einst mit nach England genommen hatte. Die kleine Erdmuthe plauderte bald deutsch, bald italienisch. Da diese soviel vom Sterben hörte, fragte sie, ob es von hier in den Himmel ginge.

Inzwischen wurde in einem Wirtshause ein kleiner Imbiß bestellt. Es lag öde und einsam. Weinfuhrleute, die über den Col von jenseits kamen, richteten an den abgestiegenen und sich ganz, als wäre er gesund und nur ein Diener benehmenden Hedemann die Frage, ob sie Neuigkeiten aus der Welt mitbrächten, vor allem Entscheidendes über Rom, dessen Belagerung damals durch die Franzosen betrieben wurde. Armgart trat beiseite. Monika wußte, warum sie es tat. Auch der Oberst seufzte und unterbrach Hedemann, der den Fuhrleuten in gebrochenem Italienisch kurz zu erzählen angefangen hatte, mit dem Bedeuten, er sollte sich dem scharfen Winde nicht aussetzen und ins Zimmer treten. Mit einer Stimme, die seine alte Kraft und Männlichkeit nicht wiedererkennen ließ, erwiderte Hedemann, daß ihm wohl wäre. Und so konnten denn die Gefährten, neugestärkt, die Spitze des nun immer noch kahler gewordenen Passes erklimmen. Wie glich ihr mühsames Aufwärtsschreiten den Kämpfen ihres eigenen Lebens selbst, denen erst jetzt eine etwas glücklichere Ruhe gefolgt war! Mut! leuchtete es aus dem Auge Monikas, Hoffnung! aus dem Auge Armgarts. Des Vaters kräftige Hand half den Klimmenden nach und mancher Scherz über die Possierlichkeiten der Kleinen erheiterte die Stimmung, trotz Porzias Trauer, trotz Hedemanns wiederholtem: Die Gräfin ruht wohl schon in Gottes Schoß! trotz aller Mischungen von Freude und Schmerz, die ihnen die Nennung der Namen Paulas, des Grafen Hugo und des vom Bischof zu Robillante zum Erzbischof des benachbarten Coni aufgestiegenen Bonaventura von Asselyn, bereiten

durften. Waren es doch jene mutigen Menschen, die einige Jahre hindurch, schon vor Paulas Vermählung, mit einer Stadt wie Witoborn, mit einer Landschaft wie die um Kloster Himmelpfort her und weit hinaus in die Ebene hin, einen geistigen Kampf zu beginnen gewagt hatten, wo sie auf alle Fälle unterliegen mußten. Sie waren Sieger nur über sich selbst geworden oder wie Hedemann sich ausdrückte, sie trugen am eigenen Leibe das Sterben des Herrn, auf daß auch an ihnen das Leben des Herrn offenbar würde.

Der Oberst hatte sein kleines Vermögen, auch Darlehne, die man ihm vorgestreckt, auf die Anlage einer Papierfabrik verwandt. Gerade deshalb, weil diese Industrie in jener Gegend brach lag, hatte er geglaubt, die Wasserkraft der Witobach und die schon vorhandenen Mühlenwerke für eine solche Unternehmung nützen zu können. Die Kapitalien wurden vom Onkel Dechanten, sogar zuletzt vom Onkel Levinus dargeboten, letztere allerdings nur von Paula entlehnt — vor dem mächtigen Blick und der bündigen Rede Monikas verstummte auf Schloß Westerhof jeder Widerspruch. Lenkte doch auch sie die so wünschenswert gewordene friedliche Ausgleichung mit der jüngeren Linie der Camphausen in so entschiedener Weise, daß die nächsten äußerlichen Sorgen überall schwanden. Endlich hatte auch der Oberst immer noch seine alte magnetische Gewalt über Paula, die in ihm die Parteilichkeit Armgarts für den Vater — nachliebte. Unentbehrlich war ihr der gutmütige, nur zuweilen trotzig aufbrausende, von seiner Frau verkannt gewesene Mann geworden in jenen Zeiten, wo sich in Paulas Herzen die schmerzlichsten Kämpfe vollzogen, Kämpfe, die ihren Körper zu zerstören drohten. Paulas Wachschlummer, ihre Visionen, die sonst lindernd auf sie gewirkt hatten, traten nach und nach zurück.

Der Oberst mußte dann seiner Pensionsansprüche wegen auf kurze Zeit eine Reise nach England machen. Um Paulas Leiden kehrte er zeitiger heim, als er im Interesse Armgarts hätte wünschen sollen. Diese hatte er mitgenommen, da sie trotz der Aussöhnung ihrer Eltern, trotz der Befreiung von Terschkas Werbungen ein tief in sich verschüchtertes Leben darbot und sich in ihrem Stift Heiligenkreuz um so weniger heimisch fühlen konnte, als sie, wie Lucinde, zu jenen Naturen gehörte, die von Frauen selten Anerkennung gewinnen. Was sie tat, wurde wenigstens in ihrer Heimat abenteuerlich gefunden: was sich an ihren Namen knüpfte, wurde ihr zuungunsten gedeutet. Sie hatte, sagte man, Benno von Asselyn, Thiebold de Jonge, vielleicht selbst Terschka „auf dem Gewissen". Die Scheu der katholischen Rechtgläubigkeit vor allem, was den Nimbus ihrer Kirche gefährden konnte, verhinderte, daß man um Witoborn offen von Terschka, als von einem „Jesuiten der kurzen Robe", dann von einem Proselyten sprach, der „schmachvollerweise" in London Glauben und Gelübde gewechselt hatte. Die Aufregung der Gegend um die Vorgänge auf Westerhof, um den Brand, die Urkunde, den vielleicht erneuerten Prozeß, ein mögliches

Auftreten und Erstarken lutherischer Elemente in dortiger Gegend, wurde so groß, daß Armgart den Vater ganz gern nach England begleitete. Er ließ sie daselbst zurück bei Gräfin Erdmuthe, die ihrerseits wieder bei einer fanatischen Bibelverbreiterin, Lady Elliot, teils in der Stadt, teils auf dem Lande wohnte.

Armgart wurde allmählich den Töchtern jener Lady unentbehrlich; sie hatte in der Gesellschaft Erfolge, welche die Eltern nicht stören mochten. Selbst die Nähe Terschkas beunruhigte sie nicht. Ihr Vater hatte ihn in London wiedergesehen, hatte seinen Mut, mit den Jesuiten zu brechen, bewundert und vermittelte eine Verständigung mit dem Grafen Hugo. Letztere gelang äußerlich, zumal da der Graf durch Terschka die Aufforderung erhalten hatte, der beim Brand von Westerhof gefundenen Urkunde zu mißtrauen und unerschrocken den Prozeß fortzusetzen. Als man von Terschkas Einfluß auf diese von Wien verlautenden Drohungen, seine rein kriminelle Auffassung einer „empörenden Voraussetzung über die Umtriebe rechtgläubiger Seelen" erfuhr, wollten ihn zwar auf Schloß Westerhof Tante Benigna und Onkel Levinus als einen unverbesserlichen Sohn der Hölle darstellen, Monika fand jedoch sein Benehmen in der Ordnung und erklärte, daß sie an des Grafen und Terschkas Stelle ebenso handeln, vor allem Lucinden in Wien, den Mönch Hubertus in Rom, den Doktor Rück in der Residenz des Kirchenfürsten verhaften lassen würde. Wo wäre jener Diener hingekommen, der so spurlos nach dem Brande verschwand? Die Polizei hätte einen berüchtigten Verbrecher in ihm erkannt, ja sie wähnte, daß der Oberprokurator Rück — Weiter aber konnte selbst Monika nie mit ihrem Freimut heraus. Wenn etwas nicht in der Ordnung war, hieß es, so ist die böse Absicht mißlungen, der Schloßflügel wird wieder aufgebaut, der Herr Pastor will ohnehin eine Änderung in der Kapelle, die Familie hält es für standesgemäß, sich in Güte mit den Österreichern zu vertragen! Der Domherr hat es gebilligt! Und als dann Bonaventura, nach Lucindens Beichte zu Maria-Schnee in Wien, ein großes Ärgernis von einer der ersten Familien Deutschlands abgewandt hatte, Graf Hugo plötzlich auf Westerhof erschien und Paula nach dem ausdrücklich und wunderbarerweise von Robillante gekommenen Zeugnis Bonaventuras: Dieser Mann darf dir gehören und du ihm! jetzt willenlos geworden, ja durch Bonaventuras plötzliche Verpflanzung auf einen Boden, auf welchen sie ihm gebührenderweise — als Gattin des Grafen — sogar folgen durfte, überwältigt, ja wie berauscht davon, nachgegeben hatte, gewannen der Oberst und Monika eine mächtige Anlehnung auch an den Grafen, den sie ja ohnehin immer empfohlen hatten. Dieser schätzte und verehrte schon lange die ehemalige Bewohnerin des Klosters der Hospitaliterinnen in Wien. Paula selbst fand der Graf unter dem magnetischen Rapport des Obersten. Sein eigenes beklommenes, verdüstertes, erst durch jenen mit Bonaventura auf Schloß Salem verbrachten „einen Tag" dem Leben wiedergewonnenes Gemüt schloß sich zuletzt besonders innig dem fri-

schen, lebendigen Sinn der Bewohner Witoborns, den „Papiermüllers“ an, wie Hülleshoven und die Seinen von der ganzen Provinz und den adeligen Genossen spottweise genannt wurden.

Und anfangs machten sich die Verhältnisse auch ganz nach Wunsch. Monikas Rat war für die irrend hin- und hertastende Schwester Benigna, für den vom Erscheinen des Grafen Hugo um alle Fassung gebrachten Levin unerläßlich. Paulas erste Aufregung mußte alle Freunde und Verwandten mit Schrecken erfüllen. Sie schlief zwei Wochen lang nicht eine Nacht und sprach und tat dabei doch alles, was man verlangte, ordnete ihre Ausstattung, wobei sie selbst wie eine Magd angriff und als wäre ihr ein höheres Geheiß geworden. Wenn alles erstaunte: „Der Domkapitular ist Bischof in Italien!“ — wenn man hinzufügte: „Bischof in dem Sprengel, wo die Güter der künftigen jungen Gräfin Camphausen liegen!“, so hörte und sah Paula von alledem fast nichts. Dabei wurde ihr Graf Hugo in der Tat noch der vertrauteste von all den Menschen, die es außer Bonaventura, Armgart und deren Vater in der Welt gab. War er nicht der Bote, der Bevollmächtigte Bonaventuras? War er nicht zart und rücksichtsvoll in seinem Benehmen —? Paula war scheinbar so lebensmutig geworden, daß sie selbst dem Trostworte Monikas nachdenken konnte: „Un mariage de raison! Le comte renoncera à tout droit de possession —!“ Freilich hörte sie nicht, was Monika zu Schwester Benigna hinzusetzte: Man muß französisch sagen, was uns nicht erröten lassen soll —! Sie hörte das Schmählen nicht über die Unnatur des katholischen Priesterstandes, über die Unnatur des Lebens der höhern Stände überhaupt. Doch allerdings erklärte Monika, hier keinen andern Weg zu wissen als den „eurer üblichen Konvenienz“ — Die Familienzweige durften nicht auseinandergehen.

Niemand unterstützte diese Wendungen mehr als Bonaventuras Mutter, die Präsidentin von Wittekind-Neuhof. Dieser geborenen Diplomatin war es fast, als könnten nur so die düstern Schleier gewahrt bleiben, die sich schon inzwischen teilweise von Angiolinen, Benno, der Herzogin von Amarillas gelüftet hatten. Wenn Graf Hugo fand, daß gerade „er es nicht um Benno und Bonaventura von Asselyn verdient“ hätte, daß man ihn auf Schloß Neuhof so besonders scheu empfing, so gab seine „lutherische Religion“ einen Entschuldigungsgrund. Aber in Wahrheit lag die Scheu in dem ehemaligen Verhältnis des Grafen zu Angiolinen. Durfte man doch die Besorgnis hegen, ihn wohl gar von dem flüchtig gewordenen Terschka über alles unterrichtet zu wissen, was in jener damals von Löb Seligmann belauschten Verhandlung zur Sprache gekommen war. Die kluge Präsidentin wollte ihren Gatten, den „Bureaukraten“, wie er um Witoborn hieß, mit dem Geist der Provinz versöhnen und nahm sogar an den Exerzitien der ab- und zugehenden Frau von Sicking teil, die seltsamerweise dem Schloß Westerhof entschieden feindlich gesinnt blieb.

Schon war Paula, opferfreudig und nunmehr in ihrem katholi-

schen Sinn heilig überzeugt, daß sie gerade durch ihre Heirat dem Abgott ihrer Seele, einem Priester, noch eine Glorie des Himmels mehr gegeben hätte — ihrem Gatten nach Wien gefolgt, als man immer anregendere und überraschendere Mitteilungen aus England erhielt. Terschka spielte in London eine besonders auffallende Rolle. Er war der eingestandene „Ex-Jesuit", das Wunder des Tages. Auch in England standen ihm seine geselligen Talente zur Seite. Sein Bruch mit dem katholischen Glauben, seine gegen jedermann betonte Furcht vor den Jesuiten, sein Anschluß an Giuseppe Mazzini, den italienischen Agitator, und dessen Freunde, alles das gab ihm selbst in den Kreisen der englischen Aristokratie einen Nimbus. In den hohen Zirkeln, in welchen sie lebte, begegnete ihm Armgart. Freilich sah sie ihrerseits in ihm nur die Erinnerung an jene düstern, wahnverblendeten Tage, wo sie geglaubt hatte, sie müßte sich dem ungewissesten Schicksal opfern, um ihre Mutter vor einer Verirrung zu bewahren, welche die Aussöhnung mit dem Vater unmöglich machte. Aber ihre ganze Verachtung vor einem, wie es ihr erschien, innerlich hohlen, nur gesellschaftlich verwendbaren Manne durfte sie ihm nicht ausdrücken, da die Eltern selbst zuviel auf seine gegenwärtige Gesinnungsänderung hielten, die Gräfin Erdmuthe ihm verziehen hatte, Lady Elliot sogar ihm eine Stellung über allen Makel gab.

Die Briefe, die in Witoborn bei dem „Obersten Papiermüller" ankamen, brachten immer überraschendere Mitteilungen. Um Terschka fingen sich an Gerüchte zu verbreiten, als spielte er eine doppelte Rolle. Er hätte nicht aufgehört, das zu sein, was er war —! Ganz übereinstimmend mit jener vom alten Zickeles in Wien zu Benno getanen Äußerung: „Die Jesuiten lassen ihn auch sein Protestant!" Schon verlautete mancher Zweifel an seiner fanatisch zur Schau getragenen lutherischen Kirchlichkeit und italienischen Freiheitssympathie. Armgart sprach von ihm wie von einem „ewig Gezeichneten". Sie lehnte seine Begleitungen ab, schlug die Huldigungen aus, die ihr seine immer noch lebhafte Galanterie und unbeugsame Elastizität im geselligen Verkehr brachte. Manche behaupteten, schrieb sie, Terschka spielte leidenschaftlich und wäre stets in Verlegenheiten. Letzteres mußte wohl der Fall sein; denn man bemerkte, daß ihm der Präsident von Wittekind Geld schickte.

Armgart selbst befand sich im Punkt der Religion immer noch da, wo sie gleich anfangs mit ihrem, inzwischen nach Westerhof, Wien und Italien gegangenen „ketzerischen Großmütterchen" Gräfin Erdmuthe gestanden. Lady Elliot besaß denselben Bekehrungseifer wie Gräfin Erdmuthe — hätte sie nicht genug Gegner gefunden, sie würde deren gesucht haben. Da kam denn ihrer dogmatischen Streitsucht ganz nach Wunsch dieses geistesfrische Mädchen, das von den Entdeckungen, die Armgart am Glauben ihrer Eltern zu machen angefangen hatte, in einer beständigen, ja oft, zumal wenn Witoborner Briefe und Nachrichten gekommen waren, fieberhaft kampflustigen Beunruhigung lebte.

Man konnte ihr um die Geltendmachung ihrer noch ungebrochenen katholischen Gesinnung nicht zürnen; auch blieb sie in ihrem Wesen für eine weniger engherzige Beurteilung, als sie in Stift Heiligenkreuz gefunden, die Anmut selbst. Ebenso bestrickend war aber auch die eigentümliche Art ihres Wahrheitstriebes, der aus freien Stücken nichts schonte, was ihr am katholischen Leben die flüchtige und äußere Erscheinung war. Sie behauptete, nur den Kern festzuhalten, und rechnete dann freilich zum Kern auch das Martyrium, ihren Umgebungen so beschränkt und lächerlich als möglich zu erscheinen. Am Freitag aß sie kein Fleisch, machte ihre Kreuze, täglich ging sie in die Messe. Sie sagte: „Das ist meine Religion, euch lächerlich zu erscheinen!“ Wenn man ihrer spottete und sie fragte: Wieviel Jahre Ablaß und Milderung für die Läuterung im Fegfeuer sie schon gewonnen hätte? zeigte sie ihr Büchelchen und gab die Addition von einigen Millionen Jahren an mit den Worten: „Die Ewigkeit ist lang!“

Im Grunde der Seele wurde sie aber doch über dies und manches andere ernster und bekümmerter. Aus ihrer sichern, ja trotzigen Lebens- und Denkweise, die von einigen großartigen Huldigungen, die bis zum Anbieten glänzender Heiratspartien gingen, unterbrochen wurde, weckten sie, nachdem sie, trotz ihres Protestes dagegen, zur halben Engländerin geworden war, mehrere der erschütterndsten Botschaften, die fast zu gleicher Zeit in England eintrafen. Die eine war die Nachricht von jener Bewegung um den „Trierschen Rock“, welcher sich die Eltern, Hedemann und einige Gleichgestimmte, selbst in dem urkatholischen Witoborn, gleichgestimmt mit den aus der Kirche Austretenden, angeschlossen hatten. Schon hatten auch die Eltern mit der Kirche gebrochen. Sie hatten eine deutschkatholische Gemeinde gestiftet. Auch Protestanten hatten sich angeschlossen. Den Gottesdienst leiteten abwechselnd durchreisende, von ihren Pfarreien oder Vikarien gewichene Kaplane. Statt der Orgel spielte die Tochter des Pfarrers Huber die Harmonika. Sogar Doktor Püttmeyer wurde seinen vielen Gönnern und geistigen Gefängniswärtern rebellisch und ließ sich einigemal bei jenen Erbauungen betreffen. Die Adeligen gerieten außer sich. Sie verschrieben aus Wien Angelika Müller, damit diese die Rechte einer zwanzigjährigen Verlobung geltend machte und den großen Mann in die Kirche und die Beichtstühle von Eschede zurückschmeichelte. Manche in gemischten Ehen lebende Gatten oder Brautpaare entschlossen sich, um aus allerlei konfessionellen Bedrängnissen herauszukommen, diesen Ausweg einer neuen Kirche zu ergreifen. Wenn auch der damals überwiegend jesuitisch inspirierte protestantische Staat die Bildung auch dieser Witoborner Gemeinde erschwerte, so konnte sie die Gründung derselben doch nicht verhindern.

Für Witoborn und Umgegend war hiermit ein Ärgernis ohnegleichen gegeben. Norbert Müllenhoff beteuerte auf der Kanzel der Liborikirche: Die Familie des Obersten von Hülleshoven und sein Anhang müßte aus dieser rechtgläubigen Gegend, wo bisher nur Gottes

allbekannter und lediglich nach Weihrauch aus römischen Meßopferschalen verlangender Atem geweht hätte, weichen, es kostete, was es wollte. Stutzig wurde man zwar, als die alte Hebamme, auch der bucklige Stammer und sogar die Finkenhof-Lene der neuen Religion sich anschlossen. Das ist das Schmerzliche an den besten Prinzipien der Freiheit, daß sie gleich anfangs die umirrenden und moralisch heimatlosen Naturen anziehen. Aber Müllenhoffs Wort verhallte nicht, und da die Familie Hülleshoven nicht Miene machte zu weichen, da sich die Gemeinde durch achtbare Elemente vergrößerte, so kam es zu Aufläufen, Beschädigungen der Fabrik, zum Einschreiten der bewaffneten Macht. Allen diesen Prüfungen setzte die kleine Gemeinde, die ihre schlechten Elemente bald ausschied, Mut und Entschlossenheit entgegen. Sie vergrößerte sich durch die Arbeiter der Fabrik, die aus fernen Gegenden genommen werden mußten, weil auf Priestervorschrift heimische nicht mehr in sie eintreten durften. Damals holte sich Hedemann die Keime seiner Krankheit. Der Vielgeprüfte, der an seinen verkümmerten, inzwischen gestorbenen Eltern erlebt hatte, wohin getäuschtes Vertrauen auf Priesterwürde führen kann, wollte nach beiden Richtungen hin auf dem Platze bleiben, wollte ebenso den Betrieb des Geschäfts abwarten, wie den Ausbau einer von Rom abgefallenen, doch apostolisch richtigen Kirche. So gewaltig seine Körperkraft gewesen, sie erlag, nachdem schon frühere Anstrengungen den Keim des Verderbens gelegt hatten, diesen Mühen, Beunruhigungen, Nachtwachen, Kämpfen, die bis zum Handgemenge kamen. In einer kalten Winternacht, als Hedemann im Mühlenwerk spät noch allein gearbeitet hatte, ging er, über und über in Schweiß gebadet, in seine nahegelegene Wohnung, wo ihm ein Haufen Fanatiker auflauerte und in die Witobach warf. Mit Stangen hatten sie den Unglücklichen verhindert, aus dem ihm bis an die Brust gehenden Strom herauszukommen. Sein Hilferuf, der Hilferuf Porzias, die schon im Bette lag und durch die lärmende Szene ans Fenster getrieben wurde, verjagte die böse Rotte und endlich konnte der Mißhandelte ans Ufer. Fieberfrost durchschauerte ihn; eine lange Krankheit warf ihn aufs Lager.

Noch aber würde vielleicht Armgart auf solche Schreckenskunden nicht aus England zurückgekehrt sein, hätte sich nicht auch um dieselbe Zeit auf ihre stillverschwiegene, niemals wahrhaft ausgerottet gewesene Neigung für Benno und Thiebold — die seltsame Einigkeit beider Namen dauerte in ihrem dankbaren Herzen fort — der trübste Schatten gesenkt. Die Nachricht, daß sich Benno in die Verschwörung der Bandiera eingelassen hätte, gefänglich eingezogen und auf die Engelsburg gebracht worden war, hatte nur vorübergehend erschütternd gewirkt; denn wenige Wochen darauf kam schon wieder die frohe Botschaft seiner Befreiung. In diesen Wochen aber fühlte Armgart in der Tat, daß es ihr wie Fürstin Olympia Rucca ging und Thiebold de Jonge nur „eine schöne Eigenschaft an Benno mehr" war. Sie hatte Benno sonst nur, wie sie selbst sich zu glauben beredete,

schwesterlich lieben können. Sie mußte die Torheit büßen, der sich alle schuldig machen, die da glauben, in der Liebe, der echten, wahren, gäbe es Stufen. Gott, Weib, Kind lieben — sogar diese durch so verschiedene Gegenstände bestimmten Neigungen gehören derselben Flamme an; es ist dasselbe allzündende Feuer, entglommen demselben Altar, entlodert derselben Sonne.

Armgart hatte ihre Heiligen, von denen sie sprach; sie hatte andere, von denen sie schwieg. Paula gehörte schon lange zu den letztern. Sie war ihr gewissermaßen der Sphäre des Irdischen entrückt. Sie billigte ihre Ehe, aber sie trauerte darum. „Katholisch sein heißt einen geheiligten Willen haben," hatte sie zu Lucinden gesagt — diese Lehre war denn doch in ihrer Anwendung ein einziger Schmerz. Sie mußte sich ihm entwinden. Sie mußte Lebensfreude gewinnen. Nun diese Nachrichten über Benno, in dessen Schicksalen sie fortwährend lebte —! Ein alter Herzog, der sie, so arm sie war, und für so papistisch sie galt, zu seinem Range erheben wollte, kümmerte sie nicht. In ihrer Angst um Benno hätte sie sogar Terschkas Rat und Beistand angehen können. Aber gerade jetzt fehlte dieser sonst so Zudringliche, jetzt verbarg er sich. Wo und warum, das wußte niemand. Aber sie erhielt einen Brief von Schloß Neuhof, in welchem sich eine Einlage des Präsidenten für Terschka befand. Sie konnte nirgends den empfangenen Auftrag ausrichten. Allgemein hieß es, Terschka wäre verreist — und einige, es waren Italiener, behaupteten für bestimmt, die Abwesenheit hänge mit dem Aufstand der Bandiera zusammen, die von Korfu nach Kalabrien eingebrochen waren, mit ihrer kleinen Schar geschlagen wurden, im Silaswalde lange umherirrten, dann von einigen ihrer Gefährten verraten und in Cosenza standrechtlich erschossen wurden. Die Rolle, die Terschka bei diesen traurigen Vorgängen gespielt haben sollte, blieb im Dunkeln. Man setzte eine böse Wirksamkeit desselben in die Ferne voraus. Unter Flüchtlingen und Geschlagenen ist ja immer das dritte Wort, das da fällt: „Spion".

Den Zusammenhang des Geschicks dieser damals allgemein bemitleideten beiden Jünglinge mit Benno kannte Armgart nicht. Sie hörte nur überall den Schrei der Entrüstung über die Grausamkeit der Regierung Neapels. Damals durfte sie das Äußerste auch für Benno fürchten. Im Begleitschreiben der Einlage an Terschka las sie, daß der Präsident sofort die Vermittelung der Regierung zugunsten Bennos in Anspruch genommen hatte. Doch war der traurige Bescheid gekommen, daß diese den ehemaligen Landwehrleutnant Benno von Asselyn schon lange als fahnenflüchtig, zum mindesten als aus dem Untertanenverband ausgeschieden betrachten und ihn seinem Schicksal überlassen müßte. Mit bitterer Betonung hatte es geheißen, man sollte sich an Österreich wenden, in dessen Diplomatie er ja eingetreten schiene seit seiner „Kurierreise nach Rom". Bald aber auch hieß es, Benno wäre befreit und von der Engelsburg ent-

wichen. Es war Terschka, der die Botschaft brachte. Von ihrer noch für Benno in ihr waltenden Liebe konnte sich der plötzlich wie von den Toten Erstandene an Armgarts Jubel überzeugen. Benno wurde mit dem Advokaten Bertinazzi und einigen angesehenen Männern zugleich eines Abends, als man Loge hielt, gefangen genommen. Andern, die anwesend gewesen (jedenfalls dem päpstlichen Nobelgardenoffizier Sarzana), wäre es durch eine Falltür und einen geheimen Ausgang möglich geworden, aus dem Hause des Advokaten zu entkommen. Nun aber wäre Benno frei, hätte sich nach Marseille begeben und müßte in diesem Augenblick in Paris sein. Der Stachel, den Terschka mit den Worten: „Man sagt, die allmächtige Nichte des Kardinals Ceccone hätte ihn befreit —!" unfehlbar in ihr Herz zu drücken gesucht hatte, haftete nicht allzu lange; denn Terschka führte den Stich nur zögernd; er schien vollauf mit dem Brief des Präsidenten beschäftigt — mit welchem er schon lange über die von ihm noch zurückgehaltene vollere „Orientierung des Grafen Hugo in betreff Angiolinens und der Herzogin von Amarillas" korrespondierte — und, wie es bei seinen zerrütteten Finanzen den Anschein hatte, rechnete.

Während nun Armgart von Tag zu Tag auf Nachrichten aus Marseille oder Paris geharrt hatte oder wenigstens aus Witoborn oder Kocher am Fall — auch mit dem Onkel Dechanten korrespondierte sie — erfuhr sie eine überraschende Anwesenheit ihrer inzwischen, nach dem Vorbilde der heiligen Hedwig, verheirateten Paula und des nunmehrigen Gatten derselben auf Schloß Westerhof. Paula hätte sich in Wien nicht heimisch fühlen können und wäre in ihre magnetischen Zustände zurückverfallen. Der Oberst stand mit ihr im Rapport — und Graf Hugo wünschte, daß dieser sie magnetisierte. Er sah seiner Gattin jeden Wunsch am Auge ab. Aber was erfuhr Armgart? Ganz Witoborn, die Provinz, der Adel gerieten in Aufruhr über die Nachricht, daß hier die „Religion" erleben sollte, daß der deutschkatholische Oberst von Hülleshoven die weiland „Seherin von Westerhof" magnetisierte! Als es dem Grafen Hugo mit den Einsprüchen der Geistlichkeit zuviel wurde, sagte er: „Nun, dann reisen wir nach Castellungo! Dort wird meine Gattin die Hand finden, die ihr Frieden bringt!" Es war gerade in jenen Tagen, als Bonaventura in Rom war, um sich wegen seines Schutzes waldensischer Sektierer und wegen seines Rufs, Magnetiseur zu sein, zu verteidigen, eine Abwesenheit mit glänzenden Resultaten — der Angeschuldigte kehrte nach dem Tal von Castellungo als Erzbischof von Coni zurück! An die Stelle seines grimmen Feindes Fesolotti! Wieder war es, wenigstens nach Terschkas Darstellung, die Fürstin Olympia Rucca gewesen, die sich als die Retterin und Vorsehung auch dieses Asselyn bewährte. Schon setzte Terschka mit zweideutigem Lächeln hinzu, der Fürst Ercolano Rucca hätte sich zum Attaché der Nuntiatur in Paris ernennen lassen und seine Frau

wäre ihm vorausgeeilt, um in Paris — eine Wohnung zu bestellen. In Paris war Benno. Aber von Armgarts reiner Seele glitt noch aller Verdacht ab. Nur das eine begriff sie nicht, warum von Thiebold nichts verlautete, warum Benno nicht nach London gekommen war, wo sich doch die Freunde Italiens gesammelt hatten, auch die Trümmer jener so unglücklich gescheiterten Bandieraschen Expedition. Terschka konnte keine Antwort geben und war auch für einige Zeit wieder vom Schauplatz der Gesellschaft Londons verschwunden.

Da denn Bonaventura in der Tat mit glänzender Genugtuung Erzbischof von Coni geworden war, hörte Armgart von Westerhof eine Weile nur Frohes und Gutes. Noch war Paula in Westerhof. Armgart schrieb ihr, sie möchte alles aufbieten, die Eltern von dem Äußersten in ihren Unternehmungen zurückzuhalten. Als sie Briefe erhielt, kämpfte sie mit sich, ob sie nicht sofort abreisen sollte. Ihre Aufregung wuchs, als ihr der Onkel Dechant schrieb: „Zu den Mißlichkeiten des Kampfes deiner Eltern gehört vorzugsweise die ausbleibende Unterstützung durch den Staat —! So tiefe Wurzeln hat die durch die katholische Reaktion geschürte Reue über den Abfall von Rom bereits bei den maßgebenden Protestanten geschlagen, daß sich niemand findet, der diese große Bewegung einer Reform des römischen Glaubens würdig unterstützt. Wie die Jesuiten zum Staatskanzler gesagt haben sollen: Wir sind Konservatoren! so fühlen es auch die protestantischen Regierungen. Die Fürsten Deutschlands suchen die kleinste Änderung des Gegebenen zu hindern, im Vorgefühl, daß ein einziges in Bewegung gekommenes Sandkorn zur stürzenden Lawine anwachsen könnte. So muß diese denkwürdige Regung, ohne den Beistand tieferer Geister, in sich ersterben, ja sie wird zum Gewöhnlichen herabgezogen und, ganz nach den Anweisungen der Jesuiten, zu einer Sache mehr oder minder des Pöbels gemacht werden!"

Die kindliche Liebe, die Bewunderung, die Armgart vor der treuverbundenen Zärtlichkeit ihrer Eltern erfüllte, entwaffnete ihren Widerspruch gegen alles, was von den Eltern unternommen wurde. Wie es verzweifelte Aufgaben mit sich zu bringen pflegen, die Wahl der Hilfsmittel, welche die Eltern ergriffen, unmöglich konnte sie alle billigen. Selbst der ruhige, kaltblütige Vater ließ sich vom trotzenden Sinn der Mutter zu Unbedachtsamkeiten fortreißen. Allen Adelsgenossen der Gegend bot er das Schauspiel eines mit Absicht den Nimbus seiner Geburt Zerstörenden. An seiner Fabrik beteiligte er sich wie ein Arbeiter. Er ließ sich wie ein Schreiber in seinem Wohnhause mit der Feder hinterm Ohr erblicken, unterschrieb die kleinsten geschäftlichen Veröffentlichungen mit seinem vollen Namen und löste auf diese Art jeden Zusammenhang mit seinen Standesgenossen. Und doch rührte es Armgart, daß die Mutter bei allen diesen Dingen gleichsam nachholte, was sie in zwölfjähriger Trennung ihrem Manne zu sein unterlassen hatte.

Als es dann plötzlich hieß, Paula ist wirklich nach Italien gereist — es mußte mit schnellem Entschluß geschehen sein, da Armgart nicht einmal von Paula selbst darüber benachrichtigt wurde — erlebte letztere den Schrecken, daß Thiebold in London war und sie nicht besuchte. Terschka war seit einiger Zeit ihren Blicken entschwunden, sie konnte von ihm über diese betrübende Erfahrung keine Aufklärung erhalten. Allmählich hörte sie, daß Thiebold in jener traurigen Gendarmenzeit seinerseits in der Heimat sich auch nur mit Mühe von politischem Verdacht über seinen Aufenthalt in Rom hatte reinigen können. Über Benno hörte sie, daß der Präsident für diesen die freie Rückkehr zu erwirken gesucht hätte, aber ebensowenig damit durchdrang. Die Mutter schrieb ihr nach allerlei seltsamen Andeutungen über Bennos jetzt immer mehr sich lüftende Herkunft, daß ihr alter Freund undankbar genug gegen diese Verwendungen protestierte; Benno wollte, so hätte er aus Paris geschrieben, einstweilen Italiener sein. „Man weiß ja," schrieb die Mutter, „wer alles seine Flucht ermöglicht hat! Die dir wohl noch bekannte Lucinde Schwarz hat das römische Staatsruder in Händen! Ist die Abenteurerin vielleicht einer Regung von Dankbarkeit für die Familie gefolgt, die ihr und dem „Doktor Abaddon", dem Oberprokurator Rück, das Zuchthaus ersparte? Wie solche und ähnliche Menschen Rom nach Gutdünken regieren, das ersieht man ja aus Bonaventuras Laufbahn. Trotz des Staatsverbrechens seines Anverwandten Benno, trotz der gegen ihn erhobenen Anklage über seine Antezedentien als „Magnetiseur", trotz seiner an und für sich ja achtbaren Unterstützung der waldensischen Bewegung Italiens ist er nach einem kurzen Aufenthalt in der „ewigen Stadt" als Erzbischof in die Täler seiner neuen Heimat zurückgekehrt, nachdem er vorher Lucinden in der Kirche der Heiligen Apostel in Rom mit einem päpstlichen Gardisten getraut hat. Die in Paris verweilende Fürstin Olympia Rucca, die Beherrscherin des Kirchenstaats, soll alles das und was nicht sonst noch möglich gemacht haben — —"

Hier brach der Brief mit rätselhaften Gedankenstrichen ab. Zentnerschwer wälzten sich diese auf Armgarts vereinsamtes Herz. In dem verbitterten, im Ton höchster Reizbarkeit geschriebenen Briefe folgten dann Scherze über den Onkel Levinus, der in allen Bibliotheken nachschlüge, um eine klare Vorstellung über das alte Cuneum jetzt Cuneo oder Coni zu gewinnen — Tante Benigna vergliche die Ehrfurcht, die hierzulande vor dem entthronten Kirchenfürsten geherrscht hätte, die Trauer über seinen nach seiner Freisprechung bald erfolgten Tod, die Festlichkeiten der Inthronisation seines Nachfolgers mit dem Bilde der Festlichkeiten in Coni, zu denen nun wohl Paula persönlich erschienen sein würde — Paulas Gatte hätte vor seiner Abreise seine Besitzantretung vollständig geordnet, hätte die Verträge mit den Agnaten abgeschlossen, das voraussichtliche Erlöschen seines Stammes mit dem Präsidenten von Wittekind,

dem nächsten Erben, zum Gegenstand gerichtlicher Punktationen gemacht — und da dann auch der Präsident ohne Kinder wäre, so wäre manche geheimnisvolle Seite aus dem Lebensbuch des verstorbenen Kronsyndikus, des Tyrannen, jetzt zur offenen Kunde gelangt. Noch läge ihr zwar nicht offen, warum in letzter Instanz das ausschließliche Erbrecht Bonaventuras durch eine anderweitige Beziehung gemodelt werden könnte — aber man spräche jetzt allgemein, durch Hilfe des kanonischen Rechts könnte selbst Benno noch vor Bonaventura die Vorhand gewinnen. „Nicht unmöglich," schrieb die Mutter, „daß eine in Rom, jetzt in Paris lebende Herzogin von Amarillas, eine ehemalige Sängerin aus Kassels westfälischer Zeit, die mit dem Kronsyndikus eine geheime Ehe geschlossen hatte, Benno ihren Sohn nennen darf —!" Benno, ein Sohn des Kronsyndikus! Über alle diese so rätselhaften und ganz nur abgerissen mitgeteilten und mit religiösen Betrachtungen unterbrochenen Dunkelheiten durfte wohl Armgart in eine Aufregung geraten, die sie der Mutter kaum zu schildern vermochte.

Im Geist sah sie Benno in Rom und in Paris. Sie sah ihn in den Armen einer Mutter, die eine Herzogin war, und eine „Fürstin" hatte ihn gerettet —! Lucinde war eine Gräfin Sarzana geworden —! Allen diesen Vorstellungen und was sich damit verknüpfte flossen nicht etwa Tränen; sie glaubte an den Sieg des Guten und Edeln; vor ihren Augen standen nur lichtverklärte Bilder. War nicht das Höchste möglich gewesen —: Graf Hugo führte Paula nach Coni, führte sie dem Freunde ihrer Seele selbst zu! Noch sah sie ihre magische seraphische Welt, ihre in den Wolken schwebenden Rosenkränze, ihre großen Taten der Entsagung und der aufopfernden Liebe. Die Vorstellung: Benno ist ein Sohn des Kronsyndikus! — das war ein Schnörkelstrich des Teufels, der also denn doch die Freiheit hätte, seine Fratzen im Laufe der Weltregierung mitzumachen.

Den Onkel Dechanten schienen Armgarts reife und inhaltreiche Briefe besonders zu erfreuen. Er schrieb ihr: „Nun hat sogar deine sonst so vortreffliche Mutter den Standpunkt einer bloßen Vernunftopposition gegen den Katholizismus verlassen! Der dem Deutschkatholizismus gemachte Vorwurf, es läge ihm kein Bedürfnis nach Religion, am wenigsten nach dem Christentum, zum Grunde, bestimmt sie, sich dem Einfluß unterzuordnen, den Hedemann um so mehr auf sie ausübt, als die freudige Geduld und werktätige Liebe, mit welcher dieser Treueste sich seinem Berufe widmet, allerdings jeden, der sein Leiden und seinen schmerzlichen Hinblick auf die junge Frau sieht, die sich so innig ihm anschloß, ergreifen muß. Aber eine Monika verirrt sich in die trübe Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben! Ich mußte deiner Mutter schreiben: „Durch den Grundverderb unserer Kirche, den auch ich in unsern Ehegesetzen finde, sind Sie aus dem Denken und Fühlen Ihrer Jugend hinaus-

gedrängt worden — aber daß Sie, Sie einen Teufel jetzt durch den andern austreiben wollen, das ist beklagenswert! Sie herrliche, klare, geistesfrische Frau, wie kommen Sie zu Hedemanns Bibelgefangenschaft? So oft ich unserm in Amerika angesteckten Quäker beim Obersten begegnete, erkannte ich die unwürdigste Abhängigkeit des Menschen, die vom Buchstaben. Unsere Zeit ist nicht zu neuen Religionsschöpfungen gemacht. Die einzige Religionsstiftung, die unsrer Zeit entspricht, ist die des Bruchs mit aller Religion. Was wir von Verbesserung unserer kirchlichen Zustände gewinnen können, wird immer nur die Folge gelegentlicher Veranlassung sein. Selbst zu Luthers Zeit war es nicht anders. Deutschland hatte sich damals in seiner Reichsverfassung überlebt, die Fürsten waren zu mächtig geworden, sie suchten sich zu kräftigen durch alles, was schwach und leicht zu erobern war. Da rissen sie die geistlichen Güter an sich und so zerfiel der Zusammenhang mit Rom von selbst. Ähnliche Umwälzungen werden auch wir wieder erleben. Aus Bennos Verirrungen erkenne ich eine schöne und große Hoffnung. Was er von Italien schreibt, der arme Verlorene, ist herrlich. In der Geschichte straucheln die Bewegungen der Massen und Interessen über einen Strohhalm. Ich juble im Geist dem neuen Tag, wenn Italien selbst dem Papsttum den Schemel unter den Füßen wegzieht!" — Wie erschrak Armgart über die in diesem Briefe gebrauchten Ausdrücke: „Traurige Verirrungen?" „Der arme Verlorene"? Jetzt flossen ihre Tränen. Sie schrieb an Bekannte in Paris und gab ihnen den Auftrag, ihr von einer gewissen Herzogin von Amarillas zu berichten.

Am Tage darauf kam wieder ein Brief aus Kocher am Fall. Der Dechant, wie aus Reue, die Mutter bei Armgart verklagt zu haben, schickte ihr eine eben erhaltene Antwort der Mutter auf seinen Brief. Die Mutter hatte dem Dechanten geschrieben, daß auch sie sonst so gedacht hätte, wie er, daß auch sie mit Hedemann und Erdmuthe in gleicher Weise gestritten hätte. Indessen wäre der Vorwurf, daß die Gegner Roms ohne alles religiöse Bedürfnis wären, zu empfindlich für die Sache der geistigen Freiheit geworden und deshalb hätten ihre Angehörigen den Beweis liefern müssen, daß sie dem gemeinschaftlichen Urquell des Lichtes näher stünden, als ihre Feinde. „Ich erkannte," las Armgart, „daß das bloße stete Verneinen nur auf der Schärfe eines Messers geht und keinen Schritt vor dem Ausgleiten sicher ist. Das erkannte ich, als ich in unserer kleinen Gemeinde, die eines Tages ohne Lehrer war, reden wollte. Reden kann man nicht, wenn man nicht aus der Fülle des Stoffes schöpft. Jede andere Belebung zum Sprechen ist tot, ist hilflos. Man will fortreißen, zünden. Da einen Satz zugeben, hier einen wegnehmen, hier halb, dort beinahe halb dies oder das wollen oder sagen, das erzeugt vielleicht Witz, Dialektik, das Feuerwerk eines feinen und ironischen Kopfes, aber es leuchtet eine Weile und

verpufft. Unser herrlicher Hedemann kann immer und immer sprechen. Einfach ist seine Rede, aber sie hat die Fülle der Beredsamkeit und erwärmt. Warum? Ich mußte mir sagen: Dir fehlt ein Ganzes. Dir fehlt ein Vorratshaus, ein Arsenal, ein Magazin voll Tatsachen! Halte dich ans Evangelium! Das Evangelium ist ein Souffleur, der dich nie im Stich läßt! So versenkte ich mich in die Schrift und in die beiden Hauptgegenstände ihrer Verherrlichung, in Gott und seinen Sohn. Mehr braucht die Religion der Menschheit nicht. Diese beiden großen Bilder haben so tausendfache zarte Pinselstriche, daß sie jede andere Weisheit überflüssig machen. Nicht daß ich Wissenschaft und Kunst zurückweisen und wie Omar alle Bücher verbrennen wollte, wenn uns nur die Bibel bliebe; nein, ich sage nur, ein volles Leben und ein Leben der Gemeinsamkeit zwischen vornehm und gering, gelehrt und an Geist arm ist nur durch die Schrift möglich. Und dieses gemeinsame Feld ist nicht etwa eng und das Ergehen auf ihm bald ermüdend; im Gegenteil, ich habe einen Schatz nach dem andern entdeckt, als ich die Bücher noch einmal zu lesen begann, die ich früher als eine Quelle der Verdunkelung des Verstandes floh. Ich finde die höchste Weisheit in dem, was uns belohnt für das Gebot des Apostels: Forschet in der Schrift! Das menschliche Herz will Liebe und Liebe muß fühlen und Gebet ist Erhöhung des Gefühls, Sammlung zum Aufblick. Wo hinauf? Zum Bessern, auf die Besseren. Die große Zahl von Besseren, welche die Katholiken als Heilige verehren, sind eine zu üppige Erweiterung eines Gefühls, das an und für sich richtig ist. Die Liebe gestaltet alles persönlich, und das ist denn der persönliche Gott, der lebendige, der unmittelbar auf uns wirkende, der Gott der Offenbarung. Mein Glaube sieht im persönlichen Gott keine irdische Gestalt, sie zieht das Unaussprechliche und Unbegreifliche nicht in die Sprache der Dichter und Propheten herab; für mich und für die, welche fühlen wie ich, ist der persönliche Gott bloß die Wirkung seines Vorhandenseins in uns; seine größte Offenbarung war die in jenem, der den Mut hatte, sich deshalb geradezu Gottes Sohn zu nennen. Nehmen Sie nur einmal wieder die Evangelien in die Hand, mein teurer Freund, und nicht immer Ihren Horaz und Virgil! Wischen Sie mal weg, was auf diese Tafeln, die Evangelien, der Witz, der menschliche Spott und die gelehrte Kritik geschrieben haben, und sehen Sie, was immer noch übrig bleibt. Von dem Tage an, wo ich priesterlich fühlte — und jeder Religionsstifter muß priesterlich fühlen, keine Religion macht sich am Teetisch — von dem Tage an ist mir die Erscheinung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi aufgegangen wie die meines besten Freundes. Ich wandle jetzt mit Jesu am See Tiberias, ich spreche mit ihm bei seinem Freunde Lazarus vor, ich sehe die Fußtapfen, die er hinterlassen hat und die überall gesegnete sind. Sein Leiden ist persönlich das meinige; seinen Todeskampf ringe ich mit; er lehrt mich, noch am Kreuz

lieben und vergeben. Auf Liebe, Glaube, Hoffnung, begründet durch Jesus Christus und hindeutend auf einen persönlichen Gott, müssen wir unsere Kirche erbauen —" Darunter hatte denn der Onkel mit seiner alten zitternden Hand und in seinem friedlichen Sinn geschrieben: „Im Grunde ganz unverfänglicher Glaube des Petrus Waldus, auch in Ruhe gestorben um 1200, aber in seinen Anhängern, den Waldensern, gekreuzigt, gerädert, geviertteilt, verbrannt bis auf den heutigen Tag. Fiat lux in perpetuis!"

Das Unkatholischste, was sich denken läßt, ist eine in der Kirche das Wort ergreifende Frau. Armgart, ohnehin schon in einem geknickten Zustande, fühlte sich durch diesen Brief der Mutter vollständig niedergebeugt. Weniger Rührung empfand sie um das Bekenntnis der Mutter, als um den tiefinnern, schon so weit gekommenen Schmerz, der dem Bekenntnis zugrunde lag und den Bruch der Seele in dieser stolzen Frau zu erkennen gab. Sie sah die erbangende Liebe für den Vater, die Freundschaft für den von seiner Krankheit gebeugten Hedemann. Ein schlichter, wissenschaftlich ungebildeter Mann hatte hier durch die immer gleiche Gediegenheit seines Charakters und die unerschütterliche Konsequenz seiner Denkweise die Oberherrschaft über alle seine Umgebungen gewonnen. Die Mutter wollte, rein um Hedemanns willen, nichts mehr wissen von der Herrlichkeit und Einbildung dieser Welt — sie wollte fühlen wie der geringsten einer. Ihr Gatte folgte dem Beispiel, das sie gab und das sie mit so beredten und feurigen Worten zu erklären wußte. Bei alledem durfte sich Armgart wenigstens sagen: Du allein hast die Eltern so verbunden! Voll Rührung schrieb sie der Mutter, sie wollte zu ihnen zurückkommen.

Die Mutter, ihr selbst sich nicht im mindesten ebenso weich offenbarend wie dem Onkel Dechanten, entgegnete ihr: „Kind, du weißt, daß Paula, dein einziger hiesiger Anhalt, den ich dir gestatten würde, in Italien ist. Daß du deine Stelle im Stift einnimmst, wieder mit Benigna, die dich mir einst schon raubte, in Westerhof lebst, das ist nicht mehr möglich. Es wäre ein Bruch mit allem, was unser Stolz, unsere Erhebung geworden ist. Diese Menschen hier sind wahnsinnig! Gott der Herr wird an ihnen gute Gründe finden, warum er sie nicht ganz verwirft; ich aber verwerfe sie. Im Stift Heiligenkreuz würdest du deine Stelle nur zu unserer und deiner Kränkung wieder einnehmen. Glücklicherweise ist dir jetzt gestattet, deine Pension auch auswärts zu verzehren. Wir sehen aber ein, daß unsere eigenen Wege für deine Jugend noch zu rauh sind! Bleibe also noch getrost bei deiner vortrefflichen Lady!" Dann folgte eine Antwort auf die Frage nach den rätselhaften Andeutungen über Bennos Ursprung in dem letzten Briefe der Mutter, die Versicherung, daß es sich ganz so verhielte, Benno wäre der Bruder des Präsidenten von Wittekind, und hätte noch eine Schwester gehabt, die einst Graf Hugo geliebt, bis sie ein trauriges Ende genommen.

Nun kamen auch noch von Paris Aufklärungen. Die Herzogin von Amarillas hatte, hieß es, aus erster Ehe einen Sohn, der sich Cäsar von Montalto nennt und sie mit wahrhaft schwärmerischer Liebe verehrt. Dieser „Herr von Montalto" ließ sich in Konspirationen ein und wurde auf die Engelsburg gesetzt. „Seine Retterin, sagt man, war die Nichte des Kardinals Ceccone selbst, die ihm hierher nachgereist ist, die Fürstin Olympia Rucca. Herr von Montalto soll anfangs nur an die Hilfe seiner Mutter, der Herzogin von Amarillas, geglaubt haben, aber wohl jede Hand wird ihm willkommen gewesen sein, die ihm die Mittel bot, aus einer so verzweifelten Lage zu entkommen. Schon die Untersuchung, schon die bis zur Tortur gehenden Fragen nach den übrigen Mitgliedern der Loge, die bei ihrer Aufhebung nicht ganz gesprengt wurde, die Fragen nach dem Zusammenhang seiner Verhältnisse mit denen der in eine Falle gelockten Brüder Bandiera, erzählte man uns, hätten jahrelang dauern können. Herr von Montalto erkannte erst durch die Bequemlichkeit der ihm gebotenen Hilfsmittel, durch das Vorfinden eines geregelten Passes, die sichere Einschiffung in Civita-Vecchia auf einem nach Marseille bestimmten Handelsschiff die mächtige Hand, die ihn beschützte. Wenige Wochen und die Pariser apostolische Nuntiatur erhielt einen neuen Attaché im Fürsten Ercolano Rucca. Die Gattin dieses Cretins ist eine allerliebste kleine Person, wenn ihr Teint auch fast grünlich ist und ihr Wuchs einem Däumling gleicht, aber mit Augen wie funkelnde Diamanten und mit einem wahrhaft märchenhaft blauschwarzen langen Haar, das sie in reizenden Flechten trägt. Sie und die Herzogin von Amarillas wohnen gemeinschaftlich in einem und demselben Palais der Rue St. Honoré. Beide stehen im Vordergrund der Pariser Gesellschaft. Cäsar von Montalto wird mit jener wilden Italienerin gesehen, beide machen Furore. Aber die französische Regierung soll von Metternich ersucht worden sein, alle italienischen Flüchtlinge auszuweisen. Herr von Montalto wird wahrscheinlich mit seiner Mutter und der Fürstin Rucca nach London gehen." So schrieb eine Bekannte, die in der großen Welt lebte und unterrichtet sein konnte.

Was waren das für Enthüllungen —! Düstere Nacht legte sich auf Armgarts Auge. Nach London wollten die Frevelnden kommen —! Bleiben konnte sie da nicht. Lebte sie doch in der großen Welt und mußte den Ankömmlingen begegnen. Sie floh nach Deutschland zurück. Mit Fieberhast überraschte sie die Eltern, die ihr Kommen nicht geahnt hatten. Sie fand den Vater — mit Pistolen bewaffnet! Das Besitztum — das schon nächtlich bedroht worden war, war verkauft. Vom Vater war für sich und Hedemann ein Anerbieten, sich an einer Fabrik im Magdeburgischen zu beteiligen, angenommen. Eben wollten sie reisen. Hedemann, durch Krankheit ein Schatten gegen sonst, doch von einer wunderbaren Durchgeistigung, gab sich ganz so, daß man die Unterordnung der Mutter unter ihn

verstehen konnte —! Welche Verwirrung —! Und sie sollte noch Fragen, die ihr das Herz durchbohrten, beantworten. So z. B. in Eschede, wo sie der seltsamsten Hochzeit beiwohnte, die je geschlossen wurde. Püttmeyer heiratete Angelika Müller. Zwei in sich vertrocknete Menschen, die noch alle Stadien der Aufregung, sogar der Eifersucht durchgemacht hatten! Frau von Sicking, Gräfin Münnich, Präsidentin von Wittekind, Benigna von Ubbelohde, alle hatten auf die Ehe Püttmeyers, die erst durch das Erringen des Hegelschen Lehrstuhls hatte möglich werden sollen, gedrungen; denn Püttmeyer war durch die harmonikaspielende Tochter des Pfarrers Huber in eine bedenkliche Entgleisung aus seinen bisherigen Bahnen geraten.

Armgart sollte nicht mit nach Magdeburg, sondern nach Kocher am Fall zum Dechanten. Hier wurde sie denn des mit dem freudigsten Willkomm sie begrüßenden „Onkels" letzte und würdigste „Nichte". Tante Gülpen hatte sie nicht aus dem Wochenblatt verschrieben, hatte sie nicht auf fremde Empfehlung in die Dechanei eingeschmuggelt. Sie war in der Tat eine nahe Verwandte und gab für die schroffer gewordene Beurteilung des Dechanten keinen Anstoß. Franz von Asselyn erklärte, sich auf seine letzten Tage keiner solchen „Erorberung" mehr gewärtig gewesen zu sein. In dieser holden äußern Anmut besaß er alles, was seinem Auge, in Armgarts innerm Wesen, was seinem Herzen wohltat. Da waren einige gute Elemente der Feuernatur Lucindens ohne die verheerenden Wirkungen derselben; da war die ewig dienende Natur Angelika Müllers ohne deren trockene Regelmäßigkeit; da hatte er eine der Seelen, von denen er sagte: Die gehen einmal in die kleinen Vögel über, die unter meinem Baum am Fenster nisten! Von Armgarts Seelenwanderung versprach er sich vorzugsweise den Besuch seines Grabes, von welchem er jetzt oft und gern sprach. Er wäre gerüstet, täglich in den „Orkus" zu steigen. Die Aufregungen der letzten Jahre waren zu groß gewesen. Seine heitere Laune kam immer seltener und währte nicht lange.

Während der Oberst unter den mannigfachsten Bedrängnissen in Deutschland umirrte — in Magdeburg lösten sich bald die angeknüpften Verbindungen — und sich zuletzt, ermüdet durch die schandbarerweise vom Protestantismus selbst zerstörte Hoffnung auf eine große geschichtliche Bewegung der Geister, nach der Schweiz begeben hatte, verlebte Armgart noch einige Jahre in Kocher am Fall. Nicht immer waren die Eindrücke, die sie hier empfing, erhebend. Frau von Gülpen war unverträglich, der Dechant zu schwach, ihren Wunderlichkeiten zu steuern. Das Erfreulichste blieb die lebhafte Verbindung der Dechanei mit so vielen ihr werten und teuern Menschen, aber meist erfolgten Mitteilungen, die keine wahre Freude verbreiten konnten. Die für sie schmerzlichsten betrafen Benno. Diese waren so trübe, daß selbst Thiebold nur einmal nach Kocher zum Besuch kam. Er hatte italienische Anekdoten, Reiseabenteuer zum besten

gegeben, auch von dem in Italien, „nach andern Lesarten" im Orient verschollenen Rück berichtet, hatte von Schnuphase, der eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe mit Stephan Lengenich und mehreren andern Erleuchteten bezweckte, erzählt — aber die Art, wie dann Bennos italienischer „Nationalisierung" Erwähnung geschah, der Erlebnisse in Rom, des gegenwärtigen Londoner Wirkens und Treibens Bennos als eines „mit Gott und der Welt zerfallenen" Sonderlings und Grillenfängers, überhaupt als eines Menschen, den man „nach dem allerdings bedauernswerten Ende der Gebrüder Bandiera" nicht mehr wiedererkannte — alles das sagte genug, um sein einziges vertrauliches — das dann „etwas deutlicher gegebene" Wort zu verstehen: „Als wir ja damals für immer Abschied nahmen in der Westerhofer Kapelle!" Armgart nickte wie lächelnd. Thiebold war gleich nach dem Kocherer Besuch nach London gegangen, wo ihn Benno bei alledem monatelang fesselte. Von den Extravaganzen Olympiens konnte sein Bericht nicht genug erzählen. Drei Briefe von Olympien wurden ihm nach Kocher mit einem Carissimo nach dem andern nachgeschickt.

Der Onkel wollte noch einmal vor seinem Ende nach seinem geliebten Wien, wohin ihn die Kuratverhältnisse des Doms von St. Zeno riefen — da starb an einer Erkältung Windhack. Und als für das alte treue, gelehrte Faktotum der Versuch mit einem neuen Diener gemacht werden sollte und der Dechant dabei blieb, reisen zu wollen, kam aus Wien die Nachricht, sein alter würdiger Gastfreund, Chorherr Grödner, wäre dem österreichischen Landesspleen erlegen und hätte sich — erhängt. Die Schrecken mehrten sich dem tieferschütterten Greise. Frau von Gülpen tat des Nachts, wo sie schon sonst um jedes kleine Geräusch aufstehen konnte und nun nicht mehr den Lolo als Führer hatte und sie überall ihre Schwester, die Hauptmännin und deren Mörder, den Hammaker, sah und doch das nächtliche Rumoren und Wandeln und Pochen an alle Türen, ob sie auch verschlossen wären, nicht lassen konnte, einen unglücklichen Fall — woran sie starb. Wenige Monate darauf legte sich auch der Dechant und hauchte seine edle Seele in Armgarts Armen aus. Das alles mußte sie allein, ohne Unterstützung durchmachen —! Hatte auch Franz von Asselyn sein Testament nach dem Tode der Gülpen geändert und sein ansehnliches Vermögen in drei Teile zerlegt, für Bonaventura, Benno und Armgart, und Benno, in einem Briefe Thiebolds, und Bonaventura in direkter Zuschrift an Armgart, zu Armgarts Gunsten verzichtet, so daß sie nun ein vierundzwanzigjähriges wohlhabendes und mit einer auch von Heiligenkreuz sich mehrenden Rente ausgestattetes Stiftsfräulein war, ihr Herz blieb doch gedrückt und kummervoll. Was sollte sie damit, daß mancher Offizier mit dem flatternden Husarendolman im Park der Dechanei täglich die Schule ritt, um nur von ihren Fenstern aus beobachtet werden zu können? Was sollte sie mit andern Huldigungen und

Bewerbungen, die ihr reichlich dargebracht wurden? Sie blieb zwar jugendlich wie ihre Mutter, sagte aber, „im Geist hätte sie schon eisgraue Haare".

Kurz vor seinen letzten Stunden hatte der Dechant noch den Rest seiner Kraft zusammengenommen und sich über mancherlei in einem langen Briefe an den Erzbischof von Coni ausgelassen. Aber er mußte diesen Brief teilweise schon diktieren. An gewissen Stellen nahm er dann wieder selbst die Feder und ließ Armgart nicht lesen, was seine Hand geschrieben. Er verbreitete sich in diesem Briefe über alles, was noch in Bonaventuras Leben, nach seinem Wissen, unaufgelöst und zu verklingen übrigblieb. Auch die Losung: Fiat lux in perpetuis! wiederholte sein schon im Entschweben begriffener Geist still vor sich hinmurmelnd. Armgart schrieb mit Erstaunen und schon an Irrereden glaubend: Nun würde er diese Worte nicht mehr unter den Eichen von Castellungo, sondern im Vorhof der Seligen hören; sein Huß- und Savonarola-Scheiterhaufen würde die läuternde Flamme des gelösten Welträtsels sein! Sollte Bonaventura noch einst, diktierte er, den Eremiten im Silaswalde sehen, so möge er ihm sagen: Im Leichenhause des großen St. Bernhard hätte auch er eine neue Offenbarung über Gott und die Welt gefunden — — Da hatte sich der Greis wie erst besonnen und gestockt. Er ließ sich die Feder in die Hand geben und versuchte selbst weiter zu schreiben. Die Hand versagte den Dienst. Armgart mußte noch den Brief vor seinen Augen schließen und sorgfältig versiegeln.

Man hatte den Greis unter die kalten Steine des Kreuzganges von St. Zeno versenkt. Armgart pflanzte um die Öffnung des Bogens, der in den Friedhof führte, Rosen und Vergißmeinnicht. Beda Hunnius, wieder zu Ehren gekommen, auf dem nun ganz von den Jesuiten, auch jenseits der Elbe eroberten Terrain, wurde sein Nachfolger. Zu seinem Kaplan machte sich dieser den in Lüttich erzogenen Schifferknaben von Lindenwert, den Thuriferar von Drusenheim, Antonius Hilgers. Dieser Armste hatte die ganze Erziehung und Abrichtung erhalten, wie sie Rom für seine Priester beansprucht. Er wurde ein noch ärgerer Zelot als Müllenhoff. In dem schweren Amt der Bestattung und der Übernahme der Hinterlassenschaft fand Armgart Beistand und überwand alles voll mutiger Entschlossenheit, noch ehe ihr Vater zu ihrer Hilfe aus der Schweiz herbeigeeilt kam. Armgart hatte in Kocher alles zu Freunden. Ihre Maxime war, bei jedem, der „ihr etwas gegen sie zu haben schien", still zu stehen und zu fragen: Ist etwas zwischen uns? Das konnte sie selbst dem hämischen Hunnius gegenüber, der mit ihr wie mit jeder „Nichte" der Dechanei zu konspirieren versuchte gegen die Bewohner der Dechanei. Sie erfreute ihn durch ihre Empfänglichkeit für seine geistliche Poesie. Die „Dichterapotheke" von Weihrauch, Myrrhen, Narden, Aloë und ähnlichen Spezereien, die so stark aus seinen Versen „stank", wie der Onkel sagte, erinnerte sie doch an die Zeit ihrer ersten Jugend,

wo sie den Rosenkranz mit seinen fünf schmerzhaften, fünf freuden- und fünf glorreichen Geheimnissen in alle Himmel ausgebreitet sah, die Sonne als Monstranz und die Seelen als beflügelte Kreuze dem großen Herzen Gottes mit der lodernd über ihm thronenden Flamme zufliegend. Die Zeiten dieser Anschauungen waren freilich bei ihr vorüber. Nur hielt sie an ihrer allgemeinen Stimmung fest und diese blieb eine gebundene, nach ihrer Deutung katholische — schon um Paulas willen, die ihr in der Ferne wie eine leuchtende Glorie, ein Ziel der Sehnsucht und heißesten Wünsche blieb.

Unter den Beileidbezeugenden erschien auch Löb Seligmann. War er doch so engverbunden der Dechanei, so engverbunden den Geheimnissen von Westerhof, Kloster Himmelpfort und Schloß Neuhof. Seitdem man allgemein wußte, daß Benno von Asselyn der Sproß einer ruchlos geschlossenen Ehe des Kronsyndikus war, hatte auch Löb seine Miene vertraulicher Protektion gegen den Dechanten gemildert. Er hatte sich diesem eines Tages offenbart, als er gerade von Reisen zurückkehrte und Veilchen Igelsheimer auf den Friedhof hatte tragen helfen. Sein Auge war feucht. Die sanfte Zimmerblume war an ihrer Hektik dahingegangen und hatte den rauhen Nathan von ihrem Husten befreit, den ihre zarte Schonung, sagte Löb, sich nur des Nachts gestattete! Am Tag, da hielt sie jeder unter den lachenden Masken und bunten Schellenkappen für wohlauf und gesund. Bis zum letzten Augenblick hatte Veilchen zum „Karneval des Lebens" gescherzt — selbst noch im Tode waren ihre langen Locken so schwarz geblieben wie in ihrer Jugend, wo sie in eben diesem Park der Dechanei den Spinoza kennen gelernt hatte. Der Dechant, nicht wenig erschreckend über Seligmanns befremdlichen Bericht, sagte: „Auch daran trag' ich mit die Schuld, daß Perl diese bescheidenen Mädchenträume nicht erfüllte!" Löb, durch und durch „Trauermarsch" aus „Montecchi und Capuletti", erzählte dem Dechanten mehrere Male, in mannigfachen Variationen, was ihn das Schicksal in Schloß Neuhof hatte belauschen lassen. Doch gab er die Bürgschaften der Diskretion für sein ganzes Leben. Er hatte gleich alles doppelt erzählt, sogleich auch für die, vor denen er zu schweigen gelobte. Armgart wurde Löbs besondere Flamme. Wie oft auch besuchte sie die noch lebende „Hasen-Jette" und hörte die Neuigkeiten — über ein seidenes Kleid, das Frau Treudchen Piter Kattendyk ihr geschickt, über die in Rom eine Gräfin gewordene „damalige Lucinde Schwarz", von welcher auch Veilchen noch oft gesprochen, über die Barone von Fuld, die den Seligmann zuweilen noch in Druſenheim sahen, aber nicht mehr zum „Speisen" einluden, ohnehin nicht, seitdem sie „die Rothschilds stürzen" wollten; vor allem aber die Entzückungen der glücklichen Mutter über David, ihren Sohn. David Lippschütz war auf die Beine gekommen und das ordentlich. Er hatte Schulen, schon die Universität besucht und war ein berühmter Dichter. David Lippschütz und Perzival Zickeles in Wien vertraten diejenige

neueste lyrische Schule, der es besonders „die Loreley angetan" hat. Allerdings kostete diese Liebe zur Nixe des Rheines dem Onkel Seligmann viel Geld. Monat für Monat gingen seine mit einem frommen „Jehovah" beschriebenen Zehntalerscheine (ein bekannter jüdischer Heck-, Vermehrungs- und Verlustabwendungs-Segen) in die Ferne und suchten den David unter den nordischen Tannen und südlichen Palmen, tiefunten im Kyffhäuser beim schlummernden Rotbart oder auch „dort oben auf luft'gen Höh'n, wo Adler die Nester sich bau'n", und ähnlichen halsbrechenden Adressen seiner geliebten Heinischen Poesie auf. David Lippschütz war mit Perzival Zickeles der Fortsetzer der maßgebenden Literatur. Mächtig bliesen sie des Knaben Wunderhorn und sorgten dafür, daß dem deutschen Volk seine Nixen, Zwerge, Held Siegfried, Ritter Tannhäuser, vor allem die Anerkennung der desfallsigen Bestrebungen, bei denen das Abgeschriebene und Abgelernte übertüncht wurde, nicht abhanden kam. Ja Beda Hunnius sogar blieb zuweilen auf dem Markt in Kocher am Fall stehen und fragte die ihm begegnende Hasen-Jette: „Ja aber, liebe Frau, ist denn das Euer — nun folgte ein höchst intolerantes und liebloses auf Reinlichkeit gehendes Eigenschaftswort, etwa ‚dreckiger' — David, der jetzt soviel die Nixe belauscht und ihr Goldhaar strählt mit dem silbernen Kamm?" Die Mutter, allerdings gedenkend, wie ungern ihr David sich sonst kämmen ließ, bestätigte mit leuchtendem Auge die volle Identität. Sie erzählte: Die reiche Frau Piter Kattendyk, weiland Treudchen Ley, hätte den David auch in Wien — Piter, immer noch im Bruch mit seiner Familie, lebte meist auf Reisen — „zur Tafel gehabt". Eine solche Hunniussche Anrede, so grob und unwohlwollend sie an sich war, so eingegeben von Wut und Ärger über die letzte Mitteilung seines Verlegers, daß sich die neue Auflage der „Saronrosen" nur langsam verkaufte, wirkte doch unten im Ghetto von Kocher am Fall als belohnender Ersatz für all die Summen, die der Onkel auf die Länge nicht mehr ganz mit dem Humor in die Fluten warf, wie er sonst beim Rasieren die Barcarole sang: „Werft aus das Netz gar fein und leise!"

Der brave Grützmacher war nach der Gegend von Jüterbog zurückversetzt worden als wohlbestallter Schleusenmeister an einem jener Kanäle, die Elbe und Oder verbinden. Und Major Schulzendorf hatte das eigentümliche Los gezogen, eine große Strafanstalt für sittliche Verwahrlosung dirigieren zu müssen. Sie gehörte zu den Werken der „Innern Mission", jener bekannten, hier offen, dort geheim wirkenden Bundesgenossenschaft der Jesuiten. Einer seiner Söhne, der die Rechte studiert hatte, war bereits bis zum Präsidenten eines Regierungsbezirks avanciert. Dieser kluge Mann hatte die Gewohnheit, auf Reisen, selbst an offener Table d'hote, vor der Suppe die Hände zu falten und zu beten. Die wunderliche Gewohnheit wurde in den maßgebenden Kreisen bekannt und bei dem neuen

Hofe, der den Jesuiten in die Hände arbeitete, so wohl aufgenommen, daß man den Mann in seiner Karriere einige Zwischenstufen überspringen ließ.

Oberst Hülleshoven nahm nach des Dechanten Tode seine Tochter mit nach der Schweiz, wo er selbst und Hedemann, soweit letzterer noch über seine physischen Kräfte gebieten konnte, sich in industriellen Unternehmungen zu bewähren suchten, Monika aber jede Aufforderung ergriff, teilzunehmen an irgendeinem Werk der Gesinnung und der auch den Frauen gestatteten öffentlichen Bewährung. Sie hatten abwechselnd in Basel-Landschaft, dann im Aargau, zuletzt am Genfersee gelebt. Der Oberst leitete Ingenieurarbeiten für die schweizerische Armee; Hedemann bebaute mit Porzias Hilfe das Feld; Monika reiste hin und her; sie hatte eine große Vorliebe für Genf und calvinistische Anschauungen. Daß sie sich das Denken durch eine immer weiter gehende Vertiefung in Christus vereinfachen zu müssen erklärte, war teils die Rückwirkung Hedemanns, teils der auch jetzt noch nicht nachlassende Trotz gegen die katholisch bleibende und sich „frommer" und „christlicher" als sie „dünkende" Armgart.

Der unruhige Sinn der Eltern ging glücklicherweise im gleichen Takt; uneins mit der Welt und der Zeit, waren sie einig unter sich. Sie kauften jetzt — in jener Hast, die Monika eigen war — mit Armgarts bedeutendem Gelde sofort eine herrliche Besitzung, die Armgart gehörte, dicht am Genfersee. Es war das Schloß Bex, das einem Patrizier Berns gehört hatte — dicht in der Nähe jenes Waldes, wo sich im Jahr 1689 von den aus ihren Tälern in Italien mit Feuer und Schwert vertriebenen Waldensern 900 derselben gesammelt hatten und unter Heinrich Arnauds tapferer Führung jenen Heldenzug über den Genfersee, durch Savoyen hindurch und zurück in ihre heimatlichen Täler unternahmen, ein Wagnis, das, trotz des Aufgebots zweier Truppenkorps gegen sie, Ludwig XIV. und Viktor Amadeus reichten sich zu diesem bösen Werke die Hände, doch vollständig vom Siege gekrönt wurde.

Als sie das Schloß bezogen hatten, entdeckte man hundert Fehler und hätte es gern wieder verkauft. Armgart aber sagte: „Ihr reißt euch gleich das Bein ab, wenn euch der Schuh drückt!" Sie drang darauf, das Schloß, den Park, die schönen Weinberge mit allem, was daran schadhaft war, zu behalten und an Verbesserungen zu gehen. Eigentümlich streng grenzte sie ihr Leben von dem der Eltern ab. Sie hatte ihre eigenen Zimmer, Freitags ihre eigene Mahlzeit, manchen Abend in ihrem Flügel Gesellschaft für sich, während die Eltern eine andere in dem ihrigen hatten. Dabei blieb der Ton zwischen ihnen doch mild, oft innig. Die Eltern wußten, was im Innern ihres Kindes zu schonen war und woher sie den Anlaß nahm zu ihrem jetzt schon eigentümlichen, allmählich spröden und ablehnenden Wesen. Benno von Asselyn, überall anerkannt als Halbbruder Friedrichs von Wittekind und demgemäß mit Lebensgütern reich gesegnet, verweilte nach

wie vor als Cäsar von Montalto in London — in seiner Nähe lebten die Mutter und die Fürstin.

Diese Existenz währte einige Jahre, bis eine unerwartete Wiederbegegnung den schon mächtig hereinbrechenden Stillstand und Abschluß in Armgarts jungfräulichem Leben unterbrach und überhaupt die Lebensgeschicke der kleinen Kolonie wieder in neue Bewegung brachte.

2. Der Abtrünnige.

Es war an einem Winterabend, als man auf dem Schloß Bex eine ungewöhnliche Aufregung bemerken konnte. Diese war durch eine Karte hervorgerufen, welche die Schloßbewohner, heimkehrend von einer Talfahrt an den See, auf dem großen, mit grüner Decke belegten, von einer brennenden Ampel beschienenen Tische des Eintrittsvestibüls vorgefunden hatten, wo regelmäßig die Karten der Besucher niedergelegt wurden, die inzwischen vorgesprochen hatten. „Der Baron Wenzel von Terschka" lautete die Aufschrift. Dazu hatte sein Wappen auf der Karte gestanden. Die mit „p. f. v." bezeichnete Ecke war eingebogen.

„Terschka!" rief Monika erstaunt und reichte Armgart die Karte. „Der lebt noch!" Seit lange hatte man von ihm nur gehört, daß er nach Amerika gegangen war. Armgart, die nun schon über die Mitte der Zwanzig gerückte schlanke, stattliche Herrin von Schloß Bex, schlug ihren Schleier zurück, der sie beim Heimfahren im offenen Wagen gegen die rauhe Winterluft geschützt hatte, und reichte dem Vater die Karte, die in ihren Händen zitterte. Erregt ergriff diese der Oberst. Düster drückte er die Augenbrauen zusammen und wiederholte mehrmals ein: „Ist der aus Amerika zurück?"

Armgart hatte den Abend für sich allein sein wollen. War es doch gerade der 28. Januar, der Tag der heiligen Paula. Schon hatte sie sich auf die Wärme ihres Zimmers gefreut. Am Kamin wollte sie ganz allein sitzen, ihren Tee für sich nehmen, ihre alten Andenken hervorsuchen und über die Alpen, über den Montblanc hinweg so stark und so lebhaft nach Castellungo und Coni, wo Paula mit ihrem Gatten in Bonaventuras unmittelbarer Nähe lebten, hinüberdenken, daß Paula, so dachte sie sich's, sie leibhaft vor sich sehen müßte. Schon hatte sie sich ausgemalt, wie Paula zu gleicher Zeit, während die Uhr über ihrem Sofa tickte, den Brief las, den sie ihr zu ihrem Namenstage geschrieben, mit Versprechungen, daß sie nun bald den endlichen Besuch des Tals von Castellungo wahr machen würden. Nun war mit dem Namen Terschka Beunruhigung ins ganze Haus gezogen, Schrecken vorzugsweise in ihre eigene Seele. Vater und Mutter, die sich mit politischen Dingen um deshalb nicht befaßten, weil ihrer religiösen Richtung der Vorwurf gemacht wurde, daß sie nur die maskierte Revolution wäre, hatten nichts mehr über Terschkas Leben und Treiben vernommen. Nur das eine war ihnen

zu Ohr gekommen, daß Terschka in irgendeiner Weise, welcher, wußten sie nicht, mit dem Untergang der Brüder Bandiera in Verbindung gebracht wurde, einem Ereignis, woran der Oberst wahren Anteil nahm, da ihm in Amerika der Vater dieser Jünglinge bekannt geworden war. Noch hatte man vernommen, daß Terschka in dem Augenblick London verließ, als Benno dort ankam. Eine große Geldsumme, die ihm später, als er wieder zurückgekehrt war, von Wittoborn aus zugekommen sein sollte, mußte, so glaubte man im engern Kreise des Obersten, vom Präsidenten auf Neuhof herrühren, der mit ihm über die Enthüllungen der zweiten Heirat seines Vaters längere Zeit schon in näherer Verbindung stand. Dann war er nach Amerika gegangen.

Monika konnte nie wieder ganz das Bild jener Wiener Zeit verwischen, wo Graf Hugo und Terschka so heiter und sorglos verkehrten, die alte Gräfin, trotz erster Abneigung gegen Terschka, doch für ihn schwärmte, ja sie selbst von ihm mit einer Leidenschaft verehrt wurde, die ihr Herz in Unruhe, ihre Entschlüsse in Schwankungen versetzte. Daß Terschka, der schon immer und immer, wie Monika selbst, mit dem Übertritt umging, die Hoffnungen auf ihre Gegenliebe da aufgab, als er Armgart sah und deren förmliches Sichihmanbieten erkannte, schien ihr natürlich zu sein; eine alte Teilnahme löscht sich im Frauengemüt nicht so bald aus; wo ein weibliches Herz einmal Partei genommen hat, ist es in Entschuldigungen unerschöpflich. Armgart dagegen sagte: „Er hat irgendeine Schuld auf seinem Gewissen! Diese jagt und verfolgt ihn, treibt ihn vom Guten auf, wenn er das Schlechte eben verlassen hatte und gern das Gute lieben möchte! Sie macht ihn zum Werkzeug jedes energischen Willens, der ihm imponiert!"

In ängstlicher Spannung saßen alle drei beim Tee; der Sturm mehrte sich, Zweige brachen an den ächzenden Pappeln, die in nächster Nähe des Schlosses standen. Jeden Augenblick, glaubte man, müßte die Glocke an der Eingangspforte gezogen und Terschkas Rückkehr gemeldet werden. Es wurde neun, zehn Uhr. Schon wollte man zur Ruhe gehen, als es an der Glocke zog. Es war eine weibliche Stimme, die sich vernehmen ließ. Porzia kam noch so spät aus ihrem Häuschen, das dem See näher lag. Sie hatte sich nicht überwinden können, nicht noch ihren teuern Gönnern und Beschützern von einem Besuch des Barons von Terschka zu erzählen. Freude strahlte aus ihrem Auge und ergänzte ihre gebrochene deutsche Rede. Terschka hatte sogleich in gewohnter Weise die Spuren seines Erscheinens angenehm bezeichnet und von Mitteln gesprochen, die Hedemanns kranke Brust unfehlbar heilen müßten. Als dann gar der Oberst einräumte, die Indianer besäßen in der Tat Heilmittel, von denen sich die Weisheit unserer Ärzte nichts träumen ließe, schwebte Terschka schon wieder im gewohnten Nimbus seiner „Liebenswürdigkeit".

Am folgenden Tage erschien er. Er kam von Genf in einem Einspänner, den er selbst führte; in seinem schnurbesetzten Pelzrock, von Wetter und Sturm gerötet, sah er trotz seiner fünfzig Jahre immer noch stattlich aus. Sein Auge hatte das alte lebhafte Feuer; sein kurzgeschnittenes Haar war nur von einem leichten Hauch der Verwandlung in Grau überflogen. Mit einer Unbefangenheit, als setzte die Gegenwart die nur kurze Zeit unterbrochen gewesene und völlig ungestört gebliebene Vergangenheit fort, begrüßte er die alten Freunde und sprach mit Begeisterung von Amerika. Monika sah in jeder Freude ihres Gatten ihre eigene. Vom frühern Jesuiten, von der Umwandlung in einen Protestanten, vom Freunde der italienischen Emigranten konnte um Armgarts willen nicht viel die Rede sein. Diese noch unverheiratet zu finden, sagte Terschka, überraschte ihn nicht, denn er hätte sie und ihre Familie auch jenseits des Ozeans nicht aus dem Auge verloren. Sein Wesen blieb harmlos; nicht eine Miene verriet: Du liebtest einst diese Mutter, deren Locken nun immer silberner geworden sind! Und wie nahe warst du, auch die Tochter, diese immer noch blühende, schöne, reiche Herrin von Schloß Bex, die deine zu nennen —! Man rief Hedemann. Trotz seines „Sterbenwollens in Christo" kam er wie neubelebt. Porzia war in der Hoffnung, und der Gedanke des Todes, vor seiner Verheiratung ihm lieb und vertraut, mußte ihn jetzt doppelt mit Trauer erfüllen. Terschka versprach, ihn seines Mittels wegen zu besuchen. Er verriet eine noch auffallend genaue Kenntnis aller Verhältnisse und Personen, mit denen er sonst gelebt. Ohne besondere Schärfe und nur ganz wie zufällig ließ er eine Anspielung auf den natürlichen Sohn des Kronsyndikus, Cäsar von Montalto, oder auf die Fürstin Rucca fallen. Auch von Rom wurde gesprochen. Kardinal Ceccone war eines von seltsamen Umständen begleiteten Todes gestorben. Über seine religiösen Überzeugungen ließen gewisse Äußerungen keinen Zweifel.

„Hatten wir im Al Gesù," sagte er, „nicht einen ganzen Tag Disputation über die Frage: Ist man verpflichtet, einem Mörder, der sich für hundert Zechinen erbot, einen Mord zu begehen, sie auch auszuzahlen? Der erste Satz war natürlich der: So lange der Mord nicht vollzogen ist, kann auch von Zahlung keine Rede sein." Man lachte. „War aber halt der Mord vollzogen, wie dann, wenn der Anstifter in den Beichtstuhl kommt und, nachdem sein Vorteil bereits gewahrt ist, jetzt keine rechte Lust mehr bezeugt, die hundert Zechinen zu bezahlen? Darüber waren die Meinungen der Theologen geteilt. Einige glaubten, daß das Geld, ob vor oder nach der Tat, wenn auch versprochen, unter keinerlei Umständen bezahlt zu werden brauchte." — „Schändlich!" rief Monika. „Selbst dem Mörder muß man Treue halten!" — „Sie urteilen, meine Gnädigste, grad' wie der heilige Liguori, der Stifter der Liguorianer, unser Schutzpatron. Rund und fest hat Liguori erklärt: Die hundert Zechinen müssen dem Mörder

unter allen Umständen bezahlt werden." — „Das beste Wort, das ich je von einem Jesuiten gehört habe!" fiel die Mutter ein und setzte die Entwicklung einer Moral der Hochherzigkeit und des Edelmutes fort, die sich über die Frage: Inwieweit der Mensch dankbar sein müsse? angesponnen hatte, bis der Oberst von der Dankbarkeit hinzufügte, daß er Beispiele aus seinem eigenen Leben wüßte, wo die Dankbarkeit manche Charaktere vollständig aus ihrer Bahn gelenkt hätte, und Menschen, einmal verpflichtet durch die Regungen des Gemüts, nie wieder ihren freien Willen bekommen hätten, Offiziere z. B., die das Opfer eines unbedacht geschlossenen Verhältnisses sogar mit ältern Damen geworden und elend untergegangen wären. Jetzt verstanden Monika und Hedemann die wechselnde Gesichtsfarbe Armgarts und setzten das Gespräch, dessen Bezüglichkeiten sie sich auf Benno deuten konnten, nicht fort. Aber von Lucinden und einem seltsamen Zusammenhang des überraschenden Todes ihres Gönners, des Kardinals Ceccone, wußte Terschka Dinge zu erzählen, die, wenn sie auch fragmentarisch bleiben mußten, weil sie für Armgarts Ohr nicht zu passen schienen, doch die ganze Behaglichkeit verbreiteten, durch Terschka wieder in einen Zusammenhang mit der Welt zu kommen. Armgart hörte nur, daß auch Graf Sarzana als Flüchtling in London lebte. Gleich in den ersten Wochen seiner Vermählung hatte sich seine Frau von ihm getrennt.

Acht Tage verflossen und Terschka war in dieser und ähnlicher Art auf Schloß Bex die Hauptperson geworden. Die Mutter konnte schon sagen: „Was sollte denn nun auch werden, wenn jedem Menschen, der einmal strauchelte, immer und ewig ein Kainsmal auf der Stirn gezeichnet bliebe! Ich weiß es, warum es keine großen Männer mehr gibt. Die Keime dazu blühen in unserer Zivilisation falsch auf und reifen leider zuweilen eher den Zuchthäusern als den Walhallen zu! Verpflanzt einmal unsern Herrn und Heiland in unser Zeitalter der Gendarmen! Würde Jesus von Nazareth drei Jahre haben lehren und hin- und herwandeln können unter einer Polizei wie der unsrigen? Nicht drei Tage hätte sein hochheiliges Lehramt gedauert." Terschka brachte Gesellschaft mit, Franzosen, Engländer, Italiener. Man hörte Kunden aus den Kabinetten, Tatsachen, die nicht in den Blättern standen. So noch Näheres über den Tod Ceccones. Kaum sollte das Sarzanasche Paar jenen Palast bezogen haben, wo früher die Herzogin von Amarillas gewohnt, so verbreitete sich, erzählte man, ein Gerücht, der Kardinal hätte bei einem Abendbesuch in diesem Palast einen unglücklichen Fall getan. Blutend wurde der Hausfreund des neuen Ehebündnisses, das alle Welt überrascht hatte, nach Hause gebracht. Wohl ein Jahr hätte sich Ceccone noch elend herumgeschleppt, er hätte sehen müssen, wie Fesolotti ihn vollständig begrub; zuletzt wäre er still vom Schauplatz verschwunden und beinahe heilig gestorben. Bald aber nach jener Nachricht von dem „unglücklichen Fall" wäre Graf Sarzana heimlich aus Rom entwichen, seine Gemahlin in ein

Kloster, das der „Lebendigbegrabenen", gegangen, wohin schon einmal ein dunkler Vorfall aus dem Leben des Kardinals sich der Welt entzogen hätte — Jetzt, erzählte Terschka dann später, wisse es alle Welt, Graf Sarzana hätte seine Gemahlin in einer „Szene" mit dem Kardinal überrascht, die Tür gesprengt und auf frischer Tat auf ihn den Degen gezückt. Der Stoß war nicht tödlich, und erst nach einem Jahr erlag Ceccone den Folgen der Wunde. Gräfin Sarzana wäre seitdem noch nicht lange wieder aus dem Kloster ans Tageslicht gekommen. Armgart erfuhr später aus Briefen, die aus dem Tal von Castellungo kamen, daß Gräfin Sarzana schon seit zwei Jahren in Genua lebte, ja sogar in Coni erwartet wurde. Eingedenk ihrer kurzen Begegnungen mit Lucinden und mit der Annahme, diese wäre auch die rechte, die sich täuschen und überlisten ließe, sagte sie: „Alles das wird sich wohl noch anders verhalten!"

An den in jener Gegend üblichen Erbauungsstunden und religiösen Versammlungen, an den Streitigkeiten über die Erbsünde und die Gnade nahm Terschka teil, aber ohne besonderes Interesse. Geistige Bedürfnisse lagen ihm, wenn sie Ernst voraussetzten, fern. War von Paris, London oder Wien die Rede, so seufzte er sehnsuchtsvoll. Anfangs, wenn er Schloß Bex besucht hatte, kehrte er immer wieder nach Genf zurück. Später blieb er zuweilen auf dem Schlosse, obschon Armgart gegen den zu Gnaden Angenommenen kalt blieb und ihn vermied, wo sie nur konnte. Im Grunde waren der Oberst und Monika Gemütsmenschen und entbehrten, ungeachtet ihrer steten Berufung auf den Verstand, eines scharfen psychologischen Blicks. Sie übersahen, daß es eine Verkommenheit im Menschen gibt, die dem Kenner selbst durch den äußern Schein des größten Behagens hindurchschimmert, wie sich eine nur scheinbar gepflegte Toilette durch eine zerrissene Naht verrät. Eine solche im Sinken begriffene Natur lacht dann und scherzt, und schon am Übermaß müßte man erkennen, wie innerlich alles so hohl ist. Armgart hatte dies Gefühl. Während der Unheimliche den Vater durch seine Ställe fesselte, die Mutter durch hundert Aufträge, die er für Genf übernahm, Hedemann und Porzia durch Heiltränke, die manchmal vorübergehende Linderungen verschafften, sah Armgart allein und mit Schrecken, wie Terschka bereits so im Zuge des Eingreifens in alle Verhältnisse auf Schloß Bex war, daß ihr die Geldsummen verloren schienen, die ihm anvertraut wurden. Sie sah eine Lebendigkeit um sich her, die sie im höchsten Grade beunruhigte. Terschkas Genossen, in der Mehrzahl Franzosen von unheimlichen Manieren, gingen ab und zu. Schon wurden Jagdpartien arrangiert. Oft war die Tafel, ohne irgendeine Einladung, zwanzig Personen stark. Der Oberst liebte die Jagd, und Monika unterstützte diese Neigung, weil sie wieder gutmachen wollte, sagte sie im Scherz, daß der Anfang ihres früheren Zerwürfnisses ein Lachen über die Fehlschüsse des eben Erheirateten war. So ging es hinauf in die Schluchten der Berge, gerade wie um Witoborn in die Wälder. Monika, der es an Gründen nie-

mals fehlte, wenn Inkonsequenzen durch die Gesetze der Notwendigkeit entschuldigt werden sollten, fand diese Bewegungen dem Gatten zuträglich und sorgte nur, daß Armgart von Zumutungen, daran teilzunehmen, verschont blieb. So verstrich der Winter. Armgart, die nicht immer mit ihren Büchern im Zimmer saß, unterstützte Hedemann und Porzia im Reinigen und Schwingen der Sämereien, stieg in die Keller und wahrte die Wurzelgewächse gegen die üble Wirkung einer dumpfen und feuchten Luft, benutzte jeden sonnigen Tag, wo sich der Boden der großen Gemüsegärten auflockerte, um die Aussaat solcher Pflanzen zu leiten, denen ein längeres Verweilen des Samens im Schoß der Erde nützt, ließ die Obstspaliere und manche freischwebende junge Pflanzung mit Stroh umhüllen, unterstützte gegen den Sturm, der oft aus dem Walliserland und vom großen St. Bernhard her ungestüm wehte, die jungen Obstbäume mit kräftigen Stecken, ließ die Weinstöcke niederlegen und säete, gerade wenn ihr Blumengarten dicht voll Schnee lag, die ersten Boten des Frühlings, Primeln und Aurikeln — der Same derselben darf die Erde nur berühren, nicht in sie eindringen. Bei allen diesen Beschäftigungen, auch bei der Pflege der Hyazinthen, die in ihren Zimmern, wie ehemals bei Paula, die grünen Keime ansetzten, trug sie ihr Lebenslos und gab, wie in einem spanischen Gedicht, das einst Bonaventura ihr und Paula auf Westerhof vorgelesen, „des Gärtners Lohn" — auf die Frage: „Herr, unter Steinen und Moosen, was schöpfst du soviel aus dem Born?" durch Blick, Rede und Haltung die Antwort: „Dir will ich benetzen die Rosen, mir will ich benetzen den Dorn!"

Dann war endlich der Frühling gekommen, die Hollunderbüsche blühten, die Kastanienbäume setzten ihre braunen Knospen an, der Leman braute jene durchsichtigen, sonnigen Nebel, die nicht mehr zerrissen wurden von der wild aus den Bergen stürmenden „Bise". Terschka wohnte nun schon oft wochenlang auf Bex, das sich mit allen Reizen der Natur schmückte. Zu andern Zeiten wieder überredete er den Obersten, mit ihm nach dem fremdenüberfüllten Genf zu gehen. Wer das Gefühl hat, mit gegebenen Zuständen im Bruch zu leben, ergreift jede Gelegenheit, aus seiner Isolierung herauszutreten und sich da anzuschließen, wo von unbefangener Urteilenden die langentbehrte Zustimmung zuweilen nicht ausbleibt. Diese reichen Patrizierfamilien Genfs mit ihren strengen calvinistischen, in andern Dingen wieder republikanisch unbefangenen Formen wurden eine Welt, wo sich der Oberst und Monika sorglos bewegen durften. Sie sprachen gut französisch, konnten mit den Professoren der Universität Streitigkeiten führen, die für jeden Zuhörer genußreich waren, der Rat des Obersten wurde in mancher technologischen und Ingenieurfrage begehrt, Terschka war die Seele der auch in Genf vorhandenen aristokratischen Gesellschaft. Von den Flüchtlingen, den Polen, Italienern, Deutschen, hielt sich der Exjesuit, Konvertit und „Freund Mazzinis" entfernt.

Aber gerade von dieser Seite aus gab es scharfe Augen, und der

geschmeidige, lebensschlaue Böhme, der überall nach Macht, Einfluß, Stellung trachtete, mußte erleben, daß ihm schon mancherlei fehlzuschlagen anfing. Bald hieß es auch hier: Er spielt eine falsche Rolle! Er hat sie schon in London gespielt! Sein Gewerbe kann nur das eines Spions sein! Er korrespondiert mit Wien und mit Rom! War dem nun so oder nicht, so blieb Terschka insofern ein echter Jesuitenzögling, als er mit scheuer Vorsicht seinen Weg Schritt vor Schritt nehmen wollte, immer rechts und links sah und nicht aus sich selbst heraus, sondern aus den Interessen der andern die Situationen seines Lebens zu entwickeln suchte. Da wurde er nie recht der Herr, sondern immer nur der Diener. Nun kann man sich durch Dienen wohl die Menschen verpflichten, und zuweilen sind sie edel und belohnen den, der uns dient, durch Erhebung desselben aus seiner Sphäre, wie einst Graf Hugo getan; jetzt aber hatte Terschka zuletzt doch nur noch den Obersten und Monika für sich, gegen sich schon hundert Zerwürfnisse und Streitigkeiten mit andern. Schon hieß es beim Obersten und bei Monika: „Am Ende müssen wir aus dieser Gegend fort! Schon wegen Hedemanns sollte man in eine mildere Gegend ziehen! Verkaufen wir Bex, so schön es ist!"

Die Herrin von Schloß Bex hatte auch hier, trotz ihrer Schroffheit, Verehrer und Bewerber gefunden. Angesehene Namen aus Genfs Patrizierfamilien, umwohnende Grundbesitzer, Reisende, wiederum auch mancher Engländer, huldigten Armgart; oft mit maßlosem Eifer. Die Mutter wünschte die endliche Verheiratung; auch der Vater; schon deshalb, um den Schein aufzuheben, als bestimmten sie die Tochter ihres Vermögens halber, unvermählt zu bleiben. Alledem gebärdete sich Terschka trotz seiner fünfzig Jahre eifersüchtig. Er tat, als scheute er keinen Wettkampf mit den Jüngeren. Nicht daß er seine eigene Liebe zur Schau trug — wenigstens rief er ein: „Ich werde so lächerlich nicht sein!" nach dem andern aus — immer aber hatte er Gründe, die Bewerber zu verdächtigen und suchte Szenen herbeizuführen, die zuweilen so ausarteten, daß die Frauen, zumeist Armgart, darunter litten. Fortwährend gab es Konflikte. Man mußte erstaunen, wie da ein einziger Mensch, dem der wahre Halt des Charakters fehlte, einen ganzen Lebenskreis verwirren und beschäftigen konnte. Zuletzt stand dann auch die Familie mit Terschka so allein, daß sich ein Entweder-Oder als unabweisbar aufdrängen mußte. Man wollte fort. Nun aber kam es heraus, Terschka hatte Schulden. Seither hatte der Oberst ihm ausgeholfen. Als aber Terschka einmal, nur wie zum Scherz, die Äußerung hatte fallen lassen, er würde, wenn es Armgart beföhle, in den Schoß der römischen Kirche zurückkehren, verbot die Mutter im größten Zorn, ihm länger zu borgen. Armgart besuchte zuweilen die Messe in einem zwei Meilen höher hinauf gelegenen katholischen Dorfe. Terschka fing an, sie dorthin zu begleiten. Dann wartete er an der Kirchentür, bis sie zurückkam. Er wurde ihr wie die Schlange, deren Atem den Vogel besinnungslos macht. Sie stand hier mit ihrem

katholischen Gefühl so allein, und nun gesellte sich diesem, wie sympathisch ergriffen, Terschka —! Monika sagte ihm seitdem, so oft er sich auf dem Schlosse sehen ließ, mit dem Ton des gebietendsten Ernstes: „Terschka, verlassen Sie uns endlich!" Der Oberst erklärte in Güte: „Ihre Rolle ist hier ausgespielt! Reisen Sie mit Gott!" Mit leisem, gemütlichem Ton konnte er dann seufzen: „Ich gehe schon!" Er ging und kam wieder. Nur einen Augenblick blieb er dann, schwieg und warf beim Gehen einen Blick des Schmerzes auf Armgart. Nicht lange währte es, so kniete er hinter ihr in der Messe des kleinen Kirchleins im Gebirge. Armgart erhob sich, sprach beim Verlassen des Gottesdienstes kein Wort mit ihm und wich ihm auch für den Heimweg aus, aber sie sammelte dazu nur mühsam die Kraft, wankte, wenn er sich ihr näherte, suchte zu entfliehen und konnte nicht von der Stelle. Alles, als wenn er eben durch sie und um ihretwillen im Begriff wäre, wieder Katholik zu werden, ja, als wäre er es schon längst geworden, wenn er nur sicher gewesen wäre, ob er in diesem Falle auch wieder an sein Priestergelübde gebunden wäre. Er behauptete, in Genf alle Bibliotheken über diese Frage zu studieren.

So überraschte er Armgart einst auf ihrem Zimmer. Seine Jahre verwünschend, nannte er die Empfindungen, die ihn beherrschten, die eines Jünglings. Er würde, drohte er, gewisse Namen, die gerade damals als Armgarts Bewerber genannt wurden, töten oder sich eine Kugel durch den Kopf schießen, wenn Armgart jene Bewerber erhörte. In wilder Hast ergriff er ein an der Wand hängendes Kruzifix, küßte es mit leidenschaftlicher Inbrunst und bat dem „heiligen Holze", wie er es nannte, mit lauter Stimme ab, was seither von ihm ruchlos am katholischen Glauben verbrochen worden. Seinen Priesterstand würde er nicht zu erneuern brauchen, sagte er jetzt — weil er ihn geschändet hätte. Alles das kam mit einer Wahrheit von seinen Lippen, als machte er im Al Gesù eine jener rhetorischen Übungen durch, wo sich der Sprecher in eine von ihm zu schildernde Situation förmlich wie ein Schauspieler verlieren muß. Armgart zitterte. Terschka sprach, als wäre sie nicht anwesend. Laut rezitierte er eine Litanei an die allerseligste Jungfrau. Er kniete nieder, um sein Gelübde auszusprechen, in den Schoß der von ihm verlassenen Kirche zurückzukehren, auch wenn ihm, dem Leviten, nie wieder Vergebung zuteil werden würde. Engel würden dann für ihn die Hände erheben und vielleicht eine begnadete Seele ihn aus dem Fegfeuer erretten. Ohne Zweifel erwartete er, daß ihn Armgart emporziehen, mit ihm irgendeinen Ausweg aus dem Labyrinth seiner Verhältnisse bereden würde. Aber so sehr sich in ihr die alten Stimmungen des Selbstopfers, die Seligkeiten des gebundenen Willens regten, die Jugendzeit mit ihren Schwärmereien war vorüber. Mit einem verachtenden Ausdruck ihrer Augen, der den unverkennbarsten ewigen Bruch zwischen ihr und ihm verriet, rief sie: „Nein! Nein!" ließ ihn auf dem Teppich vor ihrem kleinen Hausaltar liegen und entfloh aus dem Zimmer. Sie begegnete ihrem Vater.

Dieser sah ihre Aufregung, traf Terschka noch mit dem Kruzifix, das er unaufhörlich küßte, schleuderte ihm den Namen Schurke! zu und wies ihm die Tür. Auch noch die Tür, die aus dem Garten ins Freie führte.

Terschka erhob sich von der Erde, wo er gekniet hatte, schwankte eine Weile, taumelte unentschlossen, maß den Obersten halb als ob er sich an seinem Hals ausweinen, halb — als ob er ihn töten sollte. Und als dieser wiederholt rief: „Sie sind ein unverbesserlicher Abenteurer! Man weiß alles von Ihnen! Sie sind unter Räubern erzogen, sind ein Kunstreiter — noch haben Sie nicht aufgehört, den Jesuiten zu dienen! Die Brüder Bandiera sind durch Sie verraten worden — durch einen gewissen Jean Picard —! Kennen Sie den Namen —?" — da erblaßte Terschka, erhob sich lautlos und verschwand. Allgemein glaubte man, er säße in Genf im Schuldgefängnis. Seine Sucht, sich in den vornehmen Kreisen zu bewegen, Kavalier zu sein, Matador der Gesellschaft, hatte ihn in nicht endende Verlegenheiten gestürzt. Nach und nach aber verbreiteten sich Gerüchte, er wäre in den Kanton Freiburg gegangen und hätte sich dort reuig in das dortige, damals allgewaltige Kollegium der Jesuiten zurückbegeben. Die Strafen, die ihn in diesem Fall dort erwarteten, mußten, wenn er nicht schon früher Verzeihung erhalten, furchtbare sein — deshalb wurde von andern die Möglichkeit eines so gewagten Entschlusses bezweifelt.

3. Pio Nono.

Auf Schloß Bex stellte sich der Friede wieder her und die Gegensätze versöhnten sich in der einstimmigen Verwerfung eines sittlich Haltlosen, an welchen man Milde, Langmut, Wohltaten vergebens verschwendet hätte. Die Schulden, die Terschka beim Obersten gemacht, konnten als Vorwand dienen, in Freiburg Erkundigungen nach ihm einzuziehen. Man gab dort eine kaltausweichende Antwort. Der Übermut der klerikalen Partei hatte gerade damals in der Schweiz den höchsten Grad erreicht.

Aber nur noch eine kurze Weile und es schlug die Stunde einer großen Bewegung. Jener dreifachgekrönte arme leidende Mann mit dem tücherumwundenen Antlitz hatte auf dem apostolischen Stuhl seinen letzten Seufzer ausgehaucht, wie ihn die Stellvertreter Christi aushauchen — einsam, verlassen, ein dem Reiz nach dem Neuen in den schauerlich öden Marmorsälen des Vatikans allzulang verweilender Gast! Draußen steht eine unruhige, großer Umänderungen harrende Bevölkerung, die das beginnende Konklave und den Namen und die Person eines neuen Trägers der Himmelsschlüssel fieberhaft erwartet. Der Sterbende ist nur noch eine leere Hülse. Nur noch einige geringe Würdenträger bleiben bei ihm, die auf den Augenblick harren, wo ihnen gewisse Funktionen für den Todesfall der Päpste vorgeschrieben sind: das Zerbrechen der Siegel, das Aufbewahren des Fischerrings, das Läutenlassen einer kleinen silbernen Glocke der Peterskirche. Ertönt diese geheimnisvolle Glocke, dann müssen alle

Gerichte aufhören, alle Glocken Roms fallen mit schauerlichem Geläute ein; auf allen Tribunalen wird die Feder ausgespritzt und nicht die Trauer, sondern — die Freude beginnt! Armer Stellvertreter des Gottessohns! Nun verlassen dich die Deinigen, die sonst vor dir knieten! Nun eilen sie sich, ihre gesammelten Schätze in Sicherheit zu bringen! Nun schleichen sie schon von deinem Sterbebett hinweg, noch ehe du kalt geworden bist! Noch einmal tastet dein Arm nach einem Glockenzug, du jammerst um einen Labetrank Wassers und niemand will kommen, dir deine verschmachtenden Lippen zu benetzen! Wo sind sie nun, die Köche, die Haushofmeister, die Frauen deines Barbiers, des Allmächtigen, den du zum Camerlengo erhoben hattest? Ha, sie sind beim Packen ihrer Papiere, beim Bergen ihres Goldes, ihres Silbers. Sowie das Auge ihres Herrn gebrochen ist, verweist sie die jahrtausendjährige Regel sofort aus dem Bereich der dann neu zu lüftenden und frisch zu reinigenden Gemächer des Nachfolgers. Das ist der Brauch, der von Rom nach Byzanz herübergekommen zu sein scheint — im Orient ist so der Tod das Gesetz, das sich auf die Umgebungen eines sterbenden Sultans erstreckt. Sogar seinen Arzt sieht der sterbende Herr der Kirche an, daß ihn der Unmut drückt um den Verlust seiner Stelle — diese alten Kardinäle haben seit Jahren ihr Leben auf eigene Art eingerichtet und nichts verpflichtet sie, wenn man einen unter ihnen zum Papst erwählt, das Privatleben ihres Vorgängers fortzusetzen oder zu ehren. Nicht die jugendliche Sorglosigkeit eines gebornen Erben nimmt Besitz vom Throne, nicht die Pietät eines Verwandten, eines Bruders für einen Bruder, eines Neffen für seinen Onkel, sondern ein fremder Greis folgt einem fremden Greise, die langjährige Verwöhnung eines Hagestolzen und die vollkommen schon hartnäckig eingewurzelte Lebensart eines Kardinals den Gewohnheiten und Launen eines dahingegangenen andern.

Neun Tage währt dann äußerlich Klage und Trauer, aber im Stillen läuft und flüstert die Neugier und Intrige von Haus zu Haus. Wer wird der Nachfolger sein? Kuriere kommen und gehen, die Diplomatie hält Besprechungen, Parteien bilden sich, Stimmen werden gezählt, die Frauen werben und stiften Versöhnungen, alte Kardinäle vergessen, daß sie die Ärzte längst aufgegeben haben, sie werden wieder jung, haben keine Gicht und keine Wassersucht mehr, die Frivolen werden fromm, die Frommen weltlich. Welche Gedanken würden sichtbar werden, wenn diesen Kardinälen (siebzig sollen es sein — nach der Zahl der Ältesten der Stämme Israels), die in St. Peter die Messe um Erlangung des Heiligen Geistes für die neue Wahl hören, die Decke der demütig gesenkten Häupter gelüftet würde! Nun ziehen sie feierlich in den Quirinal und finden da die wunderlichsten Holzverschläge für sich hergerichtet. Schon haben tagelang die Maurer alle Tore des Palastes außer einem einzigen vermauert, schon sind mindestens zweihundert Fenster mit Brettern vernagelt und in ihren Fugen mit Kalk und Mörtel verstrichen. Die vierzig oder fünfzig anwesenden

Wähler leben ohne frische Luft, wie ebensoviel Mönche, und von der Welt solange abgesperrt, bis der Geist der Erleuchtung zum Siege, zur richtigen Stimmenzahl verholfen hat. Sie leben in schnell gezimmerten, auf die langen Korridore verpflanzten Zellen, die aussehen wie Meßbuden. Jede derselben hat ein kleines Fenster, das auf den Korridor geht. Die unbequeme Lage ist peinlich und unterstützt die Neigung, einig zu werden. Haß und Abneigung schwinden mit dem Druck der Entbehrungen. Fefelottis Pracht- und Bequemlichkeitsliebe, eingesperrt in einen solchen weihnachtlichen Hirtenstall! Fefelotti ohne die Hilfsmittel — nur allein seiner Toilette! Der einzige Kardinal Vincente Ambrosi und einige Ordensgenerale mochten wenig den Unterschied von ihrer gewohnten Lebensweise spüren.

An dem Haupttor, gegenüber den Rossen des Monte Cavallo, sind vier Öffnungen mit Drehrädern angebracht, durch welche die Speisen eingeschoben werden. Die Massen des Tag und Nacht rings lagernden Volkes sehen es — Fefelotti entbehrt kein einziges seiner Leibgerichte; die verdeckte Tragbahre mit Schüsseln verbreitet den köstlichsten Duft. Aber der seither Allmächtige muß sich gefallen lassen, daß ein mit der polizeilichen Kontrolle des Konklaves seit Jahrhunderten betrauter Fürst Chigi jede Pastete mit eigner Hand aufschneidet und sich überzeugt, ob sie im Füllsel nichts Geschriebenes enthält, keinen Brief vom Staatskanzler des Kaisers von Österreich, keine Mahnung aus Frankreich oder Spanien, kein Billett einer Verehrerin, die auf dem Corso Francesco angstklopfenden Herzens wohnt und Mittel und Wege sucht, mit den heiligen Holzverschlägen in Verbindung zu bleiben und die Stimmen zu addieren, ja, von außen her den Kardinalbischof von Ostia mit dem Kardinalgeneral der Kapuziner, den Kardinaldiakon der Santa Maria in Via Lata mit dem Kardinalpriester von Santa Maria della Pace zu versöhnen. Hilfe, Hilfe — durch die fremden, noch nicht angekommenen Kardinäle! schrieb Fefelotti in einer mit Gräfin Sarzana verabredeten Chiffreschrift, die aus Kompottkirschkernen, Geflügelknöchelchen und andern Resten seiner Mahlzeit bestand. Die Antworten erteilte ihm die Gräfin und manche andere seiner Angehörigen unter der Etikette jener Weine, die ihm nicht vorenthalten werden durften. Fürst Chigi betrachtete jede Flasche am Lichte, ob sich nicht im Burgunder unterm Kork ein verdächtiges Telegramm befand — die Etiketten abzureißen, unterließ sein Mitleid mit einem Manne, dem man doch nicht zumuten konnte, nur einerlei Wein zu genießen, und der ohne die Anleitung der Etikette leicht die Sorten verwechselt haben würde.

Anfänglich hatte der gottselige, heiligstrenge Sinn des Hüters der Katakomben und Reliquien, des Kardinals Vincente Ambrosi, des geheimnisvollen Flüchtlings vor dem Eremiten von Castellungo, des Beichtvaters der kleinen Olympia Maldachini, des Gefangenen im Kerker des heiligen Bartholomäus von Saluzzo und des dem Erzbischof von Coni seit sieben Jahren innigstverbundenen Freundes, die

allermeisten Hoffnungen. Aber eigentümlich, wie selbst die Frommsten und Trefflichsten unter den heiligen Wählern nicht durchaus der Meinung leben, daß der zu Wählende ein durchgreifender Reformator sein müßte. Man wollte denen, die nur einen politischen Kopf, einen Lenker des Kirchenstaats, einen Politiker im Geist der Kabinette Neapels und Modenas begehrten, ebensowenig das Feld räumen wie einer kleinen Anzahl, die überzeugt war, es müßte ein Freund der neuen politischen Ideen, der Hoffnungen Italiens gewählt werden. Die Verwirrung wurde die größte. Darin aber waren alle, jetzt wie immer einig, daß der Stellvertreter Christi ein Mittelwesen zwischen hart und weich, zwischen Strenge und Milde sein müßte — Nicht zu heilig und nicht zu weltlich —! Nil humani a me alienum! war die Losung. Fefelotti täuschte sich indessen gründlich. Bei jedem Skrutinium schmolz seine Stimmenzahl. Selbst auf die besten Freunde war kein Verlaß. Fefelotti legte sich ins Bett, um durch Abwesenheit von den Messen und Gebeten zu schrecken; dann, als auch dies Mittel fehlschlug, erklärt er sich für in Wahrheit krank, so krank, daß man ihn nach Hause tragen sollte — nach der Praxis früherer Wahlen war dies eine erwägenswertere Empfehlung — denn um so schneller machte er einem Nachfolger Platz. Vergebens — Die Kardinäle lachten — Fefelotti regierte bisher draußen die katholische Christenheit, aber im Konklave nicht mehr fünf Stimmen und er bedurfte, um Papst zu werden, zwei Drittel aller Stimmen!

Seit sieben Jahren war Kardinal Vincente Ambrosi aus seiner früher im Mönchsgewand so passiven Rolle mit überraschender Energie herausgetreten. Er hatte die Hoffnungen aller seiner Protektoren getäuscht. Schon vor sieben Jahren hatte der junge Kardinal mit Entschiedenheit Bonaventuras Partei genommen und diesem kurz vor Lucindens Einsegnung in der Apostelkirche mit unverhohlener Freude die Botschaft einer Genugtuung gebracht, die ihm der Heilige Vater mit Einsetzung auf Fefelottis verlassenen Hirtensitz geschenkt. Ambrosi, nun schon graulockig, aber immer noch der „Ganymed unter den Kardinälen" genannt, trat bei allen Gelegenheiten hervor, wo irgendein Mißbrauch abgestellt oder wenigstens gerügt wurde. Er sowohl wie der Erzbischof von Coni, dann ein neuer General der Dominikaner, auch der General der Theatiner und mehrere erste Pfarrer Roms, galten für mutige Kämpfer gegen die Herrschaft der Jesuiten. Nachdem dann noch selbst Kardinal Ceccone, soviel als möglich, gegen sie gestritten hatte, war mit Fefelotti Schule, Haus, Kirche, diesseitiges und jenseitiges Leben dem Al Gesù gebunden in die Hände gegeben. Man trug das Joch ruhig, man beugte sich dem Machtwort Fefelottis, das schwerer noch drückte als das Ceccones; im Konklave aber hörte plötzlich alle Verstellung auf. Da zitterten die Mächtigen, da erhoben sich die Schwachen. Nehmt Ambrosi — oder mich! donnerte der lange weißbärtige, kahlköpfige General der Kapuziner, ein mit kaustischem Witz begabter Greis. Nämlich — sich selbst zu empfehlen, seine eigenen

Tugenden zu rühmen, ist im Konklave erlaubt. Nachts dann wispert das auf den langen Korridoren. Da schleichen die schlaflosen Greise von Tür zu Tür; da wird geflüstert und hoch und teuer geschworen und Vorteile werden versprochen und die Stimmen ver- und erkauft für künftige Ämter und Einnahmen. Ambrosi hatte bereits zwanzig Stimmen und bot sie dem General der Kapuziner an. Darüber geriet das Konklave in Entsetzen. Der? hieß es. Ein neuer Sixtus V., der Rädern und Köpfen zur Tagesordnung machen würde? Nimmermehr! scholl es durch die Bretterwände und verdrießlich legte sich nun auch dieser Alte ins Bett und brummte: „Wählt zum Teufel, wen ihr wollt!"

Aber siehe! als er sich in sein Schicksal gefunden, pochte der General der Dominikaner, der naturgemäß die Jesuiten über alles haßte, an seine Tür und bat: „Bruder, wollt Ihr denn das Feld verlassen? Wählen wir doch wenigstens einen, der uns vom Al Gesù befreit!" Der alte Kapuziner erwiderte: „Ihr seht ja, wie sie ihm alle verkauft sind! Aber Ihr habt recht! Wollen wir nicht ganz erliegen, so schlagt eine Tabula rasa vor, einen Menschen, von welchem bisher nichts gesprochen wurde! Einen Menschen, der unter uns ist und den niemand kennt! Geht alle Namen durch und von wem Ihr nicht wißt, ob er Jesuit oder Karbonaro oder Theologe oder Heide ist, den ruft durch Inspiration aus!" Durch Inspiration ausrufen ist eine eigentümliche Wahlmethode, die an die Shakers, die Inspirierten und Spiritisten in Amerika erinnert. Mitten im Debattieren, Beten, Singen springt plötzlich einer wie rasend auf und schreit: N. N. soll es sein! Diese an Luft, Bewegung, ihre häusliche Ordnung gewöhnten Greise sind durch ihr gefangenes Beisammenleben und die stete Spannung dann so nervenschwach, daß solche Rufe zuweilen Erfolg haben und unter Szenen krankhafter Verzückung, Krämpfen, Ohnmachten, solche Wahlen durch Akklamation zustande kommen.

Der Kapuziner kannte selbst keine solche Tabula rasa. Der Ordensgeneral Lanfranco kannte eine. Es gab einen der jüngern Kardinäle, der während aller dieser nun schon mehrtägigen Kämpfe der eingesperrten Priester wenig gesprochen hatte und als Erzbischof aus der Provinz den meisten unbekannt geblieben war. Jeder dieser Gepurpurten hatte schon eine lange Chronik seines Lebens, der heilige Kardinal der Katakomben die allbekannteste. Von jenem aber wußte man nur, daß er einem Grafengeschlecht in einer kleinen Stadt an der nördlichen Meeresküste, dem Schauplatz der Taten Grizzifalcones, angehörte, in seiner Jugend an einem traurigen Übel, der fallenden Sucht, gelitten hatte, darum auch sowohl vom Eintritt bei der päpstlichen Nobelgarde, wie anfangs vom Priesterstande abgewiesen wurde. Dann aber war er in die besondere Pflege vornehmer Frauen geraten und durch deren Betrieb endlich auch zum Priesteramte zugelassen worden. Durch das Gebet der Fürstin Colonna verlor er jene Krankheit. Vollends verlor er sie durch eine Seereise, eine Reise nach Ame-

rika. Zurückgekehrt, erklomm er eine Würde nach der andern und um Rom sollte er sich als Erzbischof von Spoleto das besondere Verdienst erworben haben, daß er einen Revolutionshaufen unter Anführung Louis Napoleons durch Zahlung von 6000 Skudi an den Freund desselben, Sebregondi, von seinem Marsch auf Rom zurückgehalten.

Der Erwählte fiel in Ohnmacht, als auf begeisterte Empfehlung Ambrosis und der beiden Generale aus dem Skrutinium mit der vollen Stimmenzahl sein Name hervorging. Beinahe hätte sie gezeigt, daß das Gebet der Fürstin Colonna und die Seereise noch nicht die volle Wirkung erlangt hatten. Alle mußte es rühren, daß, nachdem man sich zugeflüstert hatte, in der ewigen Stadt wäre einst ein Jüngling verzweifelnd am Strande der Tiber auf- und niedergegangen in der Absicht, sich in die Wogen zu stürzen (Militär und Klerus hatten ihn um sein bemitleidenswertes Körperleiden abgewiesen), diesem nun das Schicksal in dieser selben Stadt die dreifache Krone aufs Haupt setzte! Der Erwählte erholte sich von seinen Krämpfen in den Armen Ambrosis und der Ordensgenerale; man legte ihm die Kleider seiner neuen Würde an und nannte ihn der Welt und zeigte ihn den Völkern.

Dem Stuhl Petri, sagt man, nahe sein Verhängnis. Diesmal hatte ihn erst ein Anhänger jener Partei bestiegen, welche damals in Bertinazzis Loge von dem Kohlenbrenner — der kein anderer als der berühmte Pater Ventura war — die der Phantasten genannt wurde. Durch den Patriarchen von Rom sollte vorerst nur Italien erlöst und die katholische Christenheit über das allen Völkern ihre Freiheit raubende Wirken der Jesuiten beruhigt werden. Liebenswürdig ist der Eindruck jedes guten und gläubigen Willens. Wie im rosigen Lichte schwimmt da noch jede auf ihn gesetzte Hoffnung. Will sie scheitern, so müht sich die edle Absicht, ihr den Sieg zu erleichtern, wirft aus dem zu schweren Fahrzeug der Tatsachen Ballast über Ballast, will nur das Glück, nur den Erfolg, nur den Sieg, nur den ewigen Sonnenschein sehen. Umrauscht vom jauchzenden Zuruf der Völker erhebt sich die Brust und wagt und wagt und wofür sonst jeder Wille gefehlt haben würde, es wird vollzogen; Vertrauen heißt die Hand, welche den Zagenden weiter und weiter führt; schon kann er das Läuten der Glocken, die Freudenfeuer, die donnernden Salven der Geschütze, das tausendstimmige Hoch der Liebe nicht mehr entbehren. Der neue Zauberer vollzog das Verhängnis eines Wundertäters von größerer Macht, des Weltgeistes, der über den Geschicken der Menschen thront. In der Tat brachte nach Italien die erste Botschaft vom Evangelium der Freiheit — ein Papst, Pius der Neunte!

Doch es war und blieb mit ihm — eine phantastische Wahl! Ein junger Student, ein Graf, ein neugekleideter Priester hatte einst auf dem Marktplatz zu Sinigaglia nachts seine Predigten gehalten, unter freiem Sternenhimmel, umgeben von erleuchteten, mit Tausenden von Menschen geschmückten Fenstern, an einem improvisierten Altar, auf welchem man im Augenblick, wo in poetischen Bildern von seinem

beredten Munde das Fegfeuer geschildert wurde, eine große Schale von Spiritus anzündete, worauf die blaue Flamme hoch aufschlug und den Platz, die Fenster, das Antlitz aller Hörer geisterhaft beleuchtete.*) Nun wieder schlugen solche Flammen auf! Es wurden die Kerker geöffnet, die Verbannten zurückgerufen. Bertinazzi hatte bis dahin auf der Engelsburg geschmachtet; er wurde befreit und im Triumph durch die Straßen gezogen. Die wenigen, die sich damals, als Benno gefangen genommen wurde, durch eine Versenkung retteten — Graf Sarzana hatte zu ihnen gehört, Benno hatte sich in dem Leichenbruder nicht geirrt — waren größtenteils nach England geflüchtet und kehrten zurück. Auch Sarzana, der, wie man sagte, „aus Mißverständnis" der Mörder Ceccones geworden, kehrte heim — Benno dachte oft an sein stilles Tibergespräch mit dem Unheimlichen „über die mißverständlichen Morde zur Cholerazeit"! Die Herzogin von Amarillas, die Fürstin Rucca, auch Cäsar Montalto kamen von London. Rom war überfüllt mit Fremden, Flüchtlingen, Enthusiasten. Die Freudenbezeigungen, die Feste, die Ovationen nahmen kein Ende. Waren es die Theaterflammen vom Markte zu Sinigaglia —?

Anfangs machten sich die Ereignisse von selbst. Es gibt Zeiten, die ohne Hinzutun von Menschenwitz nur die großartigen Additionen der Vergangenheit sind. Das Anathem, das bisher über so vieles geschleudert worden, wurde den Verfluchten jetzt zum Segen. Nicht bloß die Eisenbahnen wurden vom Bann der Gottlosigkeit, der auf ihnen ruhen sollte, befreit, nicht bloß die von Rom als Teufelswerk verworfene Gasbeleuchtung, nicht bloß die „materiellen Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts", wie Thiebold mit Satisfaktion sagte, wurden anerkannt, Pater Ventura — General der Theatiner — predigte und entflammte das Volk auf offener Straße noch mit viel weiter greifenden Aufklärungen über die neue Zeit. Im Kolosseum, wie Klingsohr einst verlangt hatte, sprach Venturas flammende Beredsamkeit und erläuterte den Römern das, was ihrer geringen Bildung zu begreifen versagt war. Ein Fuhrmann aus Trastevere, Brunetti, schwang sich auf seinen zweiräderigen Karren und wurde ein so beliebter Volksredner, daß sein Ruf als „kleiner Cicero" (Ciceruacchio) durch die Welt erscholl. Freisinnige innere Reformen wurden versucht. Der alte Rucca, ohnehin bestürzt über die Rückkehr seiner Schwiegertochter aus London, wo sie beinahe das ganze Vermögen ihres „Onkels", des Kardinals, vergeudet hatte, verlor die Pacht der Zölle, die ihm Fesolotti bereits für den ganzen Kirchenstaat verschafft hatte. Der Schrecken und der Widerspruch der Kardinäle, die Besorgnis der Gesandten wurde durch vorsichtige Allokutionen niedergehalten. Die Amnestie fand ihre unbeschränkte Ausführung. Aus Beethovens „Fidelio" kennt ihr jene rührenden Züge von Staatsgefangenen — zerlumpt, verhungert, hohläugig, gingen

*) Préliminaires de la Question Romaine. London 1860.

so aus den überfüllten Kerkern ganze Scharen hervor! Das Volk holte sie im Triumph ein, hob sie auf Wagen, schmückte und bekränzte diese. Bürgerwachen wurden gebildet. Ja eine Aussicht auf eine Repräsentativverfassung zeigte sich, als eines Morgens ein Dekret die Vorstände der Provinzen aufforderte, Männer des öffentlichen Vertrauens zu bezeichnen, die in den notwendigen Reformen des Kirchenstaats durch Rat und Tat die Regierung unterstützen sollten. Die Bewegung griff weiter und weiter. In der Tat bewährte sich, wie noch die Welt durch Rom getragen und regiert werden kann.

Mit dem Zauber Roms, der sich wie sonst im Schlechten, so hier im Guten gleichblieb, griff die Bewegung über Italien hinaus, stürzte den französischen Julithron, rief wieder die Republik ins Leben, brach die Knechtschaft Deutschlands, warf den zur Mumie erstarrten Staatskanzler ins Grab, entfesselte die Völker, die mit Aufgebung ihrer eigenen Nationalität in unnatürlicher Zusammenkoppelung zu dynastischen Zwecken um so weniger länger leben mochten, als gerade die zunehmende Förderung der Volksbildung an nichts anderes zunächst angeknüpft hatte, als an die Erhebung des Sinns für Sprache, Geschichte, eigentümliche Volkslebensart. Auch Dalschefski und der nunmehr ganz zusammengegangene, vertrocknete Luigi Biancchi kamen vom Spielberg herunter und Resi Kuchelmeister weinte in ihren Armen. Auch sie gingen nach Rom, wo aus London Marco Biancchi eintraf — Napoleone blieb bei seinen Gipsfiguren, bei seiner Giuseppina, seinen Kindern und seinen Ersparnissen in Deutschland und ohnehin war er mit seiner Tochter Porzia Hedemann gespannt. Diese hatte sich nicht bereit finden lassen, in Witoborn ein Depot für seine Heiligen zu übernehmen.

Da aber fing dem nächtlichen Schwärmer vom Marktplatz zu Sinigaglia zu bangen an. Die blaue Theaterflamme war ihm wider Willen zu einem Fegefeuer schon hienieden für Gut und Böse geworden. Größer und größer wurde der Druck der Mahnungen von Fürsten und Staatsmännern auf den Träger der dreifachen Krone. Immer weiter griff der Zwiespalt im geheimen Konsistorium. Fefelotti, das Al Gesù, dessen Bewohner sich beim ersten Ausbruch der großen Veränderungen geflüchtet hatten (die jesuitischen Rundhüte sind seitdem in Italien abgeschafft und eckige geworden, wie die Hüte aller andern Priester), alle Vertreter des geistigen und weltlichen Despotismus suchten den dreifach gekrönten Schwärmer zur Besinnung zu bringen. In der Tat stutzte dieser. Seine Wonne war zu sehr die äußere Akklamation gewesen. Diese blieb schon zuweilen aus; zuweilen schwieg schon der tausendstimmige Mund des Volks bei seinen Segnungen. Solche Kränkungen wurzeln dann tief im Gemüt eines Mannes, der, wie alle Italiener, den Beifall liebt. Schon schmollte er zuweilen und fand Freunde und Freundinnen, die sein Schmollen gerecht nannten. Noch erschienen ihm seine Erfahrungen die gewöhnlichen Belohnungen des Undanks. Mit der Zeit ver-

größerte sich die Zahl derjenigen, die mit ihm nicht länger in der Minorität stehen wollten. Endlich sollte gar sein kleines Heer zu den Kämpfern stoßen, welche Österreich gegenüber mit den Waffen behaupten wollten, was bisher nur in Liedern gesungen, nur in Deklamationen gesprochen worden. Da fing die Hand, die die Fahnen zum Unabhängigkeitskriege segnen sollte, zu zittern an. Die Zeit der Diktatoren, der Konsuln und Tribunen Roms mit dem ganzen Gefolge der Demütigungen des geistlichen Primats schien dem Heiligen Vater im Anzuge. Da rief er vom Balkon des Quirinal herab: „Gewisse Rufe, die nicht vom Volke, sondern von wenigen herrühren, kann ich, darf ich, will ich nicht hören!"

Da sanken denn die Fahnen der Erhebung Italiens gegen Österreich; die von Sardinien erhobenen Banner mit dem weißen Malteserkreuz zersplitterten; das „Schwert Italiens" brach in Stücke. Das hatte ich nimmermehr gewollt! erklärte der Zauberer aller dieser Stürme. Prospero, der Beherrscher der Winde, ging zum Sieger über. Noch dachte er vielleicht nicht an Fefelotti, den er haßte; noch bot eine starke Hand, die den Nachen Petri retten sollte, ein Rechtsprofessor namens Pellegrino Rossi. Als aber auch der vom Dolch eines Mörders durchbohrt wurde, den Vatikan eine Revolution belagerte, Kugeln in die Gemächer des Stellvertreters Christi flogen — da verkleidete sich der Überwundene in den Diener eines deutschen Grafen, täuschte seine Wächter und überließ die ewige Stadt ihrem Verhängnis, den Siegern, den Bertinazzis, Venturas, Sarzanas, allen denen, welche einst auf Kruzifix, Totenkopf und Rosenkranz den Eid geleistet hatten für eine Sache, der sie jetzt auf dem Kapitol als Rächer sitzen konnten in Hoffnung auf den Beistand der Republik Frankreich — Sarzana, das wußte jetzt alle Welt, hatte an Ceccone die geheiligte Rache eines Italieners genommen. Doch zwang die Bigotterie der Franzosen und Französinnen die französische Republik, gegen die Republik Rom eine Armee zu senden. Die Familie Hülleshoven hatte Ber verkauft und sah von Nizzas Molo aus die leuchtenden Segel ihrer Flotte vorüber ziehen! Nizzas mildes Klima war für den Winter dem leidenden Hedemann von Nutzen gewesen. Der Oberst und Monika verschlangen dort die Zeitungen. Armgart hatte sich in einer reizend gelegenen „Pension" dem Zeichnen und Malen ergeben und hörte aus der Welt nur das Allernotwendigste. Sie wohnten in einem Gartenhause, nicht weit vom Ufer des Meeres. Tag und Nacht vernahmen sie den gleichmäßigen Schlag der Wogen an das Gemäuer der Meerterrasse. Hier gab es keinen Winter. Selbst im Januar konnte Armgart im Freien, unter dem immergrünen Laub von Lebensbäumen und Kirschlorbeer, ihre Landschaftsskizzen ausführen, während die kleine Erdmuthe, Porzias Kind, auf den mit zerbröckeltem Marmorkalk bestreuten Wegen, zwischen den buchsbaumumfriedigten Beeten des kleinen Ziergartens sich um sie her tummelte. Armgart hörte, daß in Rom drei Männer das Heft in

Händen hielten, Terschkas früherer Beschützer, doch nach dem Untergang der Bandiera sein entschiedenster Gegner Giuseppe Mazzini, mit ihm Saffi und Armellini. Graf Sarzana befehligte einen Teil des Heers. Oft auch wurde Cäsar Montalto genannt — einmal als Befehlshaber einer Truppenabteilung, die in den Umgebungen Porto d'Ascolis eine Gegenrevolution unterdrückte; die Räuberelemente wurden noch immer benutzt, um den gestürzten Machthabern als Anhalt zu dienen, und an andern Orten wurde, eine Veranstaltung derselben Intrige, der Fanatismus bis zur Schreckensherrschaft gesteigert — Opfer über Opfer fielen unter den Dolchen dieser durch die Priester Wahnsinniggemachten oder Erkauften! Alles das waren bekannte Stratageme aus dem geheimen, allerdings nicht geschriebenen, aber praktisch vorhandenen Kodex der Monita secreta Loyolas.

In diese Schrecken der aufgeregten Leidenschaft donnerten die Kanonen der Belagerung Roms hinein. Die Höhe, bis zu welcher die Bewegung durch Rom gekommen war, beunruhigte selbst die französische Republik, die sich schon für den Übergang zum Kaiserreich rüstete. Wir kommen als Freunde! riefen die Abgeordneten der Franzosen — aber Rom antwortete durch eine Rüstung zum Kampf auf Leben und Tod. Avezzana, Garibaldi, Sarzana befehligten. Der Kampf entbrannte an der Porta San-Pancrazio. Die Römer siegten. Die Franzosen, ohne Enthusiasmus für ihre Aufgabe, zogen sich zurück. Da aber kamen schon vom Norden die Heeressäulen Österreichs und vom Süden die des Königs von Neapel. Spanier sogar landeten und die Franzosen erhielten Verstärkung. Vergebens rief das römische Triumvirat dem Aufgebot der Pfafferei gegenüber: „Ein fester Zug waltet im Herzen des römischen Volkes: der Haß gegen die Priesterschaft, unter welcher Form sie auch auftrete; der Widerwille gegen die weltliche Herrschaft der Päpste!" (Note an Lesseps vom 16. Mai 1849.) Der Kampf entbrannte aufs neue. Die Franzosen nahmen die Villa Pamfili, die Villa Korsini. Garibaldi stürzte sich mit seiner italienischen Legion auf die letztere und ließ sie im Sturm wieder angreifen. Drei Stunden der äußersten Anstrengung und es gelang, die Franzosen von den Wällen zu vertreiben, zwölfhundert Tote bedeckten das Feld; wieder war der Sieg den Belagerten geblieben. Aber die Übermacht war zu groß; nicht endender Kanonendonner verwirrte die Gemüter; glühende Bomben flogen bei Tag und bei Nacht und die Luft war ein Feuermeer. Unter Schrecken, die dem entsetzten, abergläubischen Volke dem Weltuntergang gleichzukommen schienen, ließen sich über Rauch und Trümmern die ersten Franzosen in der Stadt sehen. Am 2. Juli empfing Oudinot die Kapitulation.

Noch vor diesem Tage, während sich das blutige Schauspiel des untergehenden republikanischen Roms vollzog, hatte sich die Aufregung der Gemüter nicht länger in Nizza beruhigen können. Ohnehin war daselbst der Aufenthalt im Sommer zu widerraten. Dann

wehen trockene scharfe Winde von den Alpen her, die Luft wird heiß, die Erquickung durch Schatten ist spärlich, der kreidige Boden setzt einen Staub ab, der dem Atem beschwerlich wird — die kleine Kolonie suchte sich durch Ausflüge in die Berge zu helfen, suchte die kühleren, von einer üppigen Vegetation geschmückten Schluchten der „Cimiés" auf — aber das Steigen ermüdete Hedemann. Blieb er auch meist daheim und atmete die Blumendüfte zahlloser Gärten ein, wo allabendlich Tausende von frisch gebrochenen Orangenblüten in die Fabriken künstlicher Duftgewässer getragen werden — alles das, was man sich als Grund zum Bleiben einredete, half zuletzt nichts, um die große Vereinsamung der Gemüter zu verbergen. Da schrieben denn Paula und ihr Gatte von Gräfin Erdmuthens zunehmender Schwäche, einer bedenklichen Erkrankung, wahrscheinlich der bevorstehenden Auflösung, vom dringendsten Verlangen der Gräfin, die Hülleshovens alle noch einmal in diesem Leben zu sehen — und so wurde beschlossen, die bisher aufrecht erhaltenen Überzeugungen über die Schwierigkeit dieser Begegnungen, die Motivierungen dieses langen gegenseitigen Vermeidens fallen zu lassen und die Reise zu wagen. Paula wäre von ihrem magnetischen Leben geheilt, hieß es. Was die Nähe des Erzbischofs nicht mehr hervorrief, konnte schwerlich noch der Oberst wecken. So machte man sich denn auf den Weg und erklomm den Col de Tende. Sie alle trugen über die Felsen hinweg eine Welt voll Trauer im Gemüt und doch schienen sie am Nächsten beteiligt. An Steinen, Blumen, am Plaudern des Kindes —! Weiß man denn auch, was von den Fähigkeiten unserer Menschennatur mehr zu bewundern oder mehr zu hassen, mehr zu fürchten ist, als die schnelle Gewöhnung an Glück oder — die schnelle Gewöhnung an Unglück?

4. Castellungo.

Als man gegen Mitternacht im Städtchen Limone anlangte, überraschte die Reisenden Graf Hugo, der die Aufmerksamkeit hatte, ihnen entgegenzukommen. Er kam ohne Paula. Der alte freundliche, herzliche Ton der Bewillkommnung half sogleich über die lange Reihe von Jahren hinweg, wo man sich nicht gesehen hatte. Armgart und der Graf sahen sich sogar zum ersten Male — und staunten einander an. Das ist das Große an uns Menschen — zwei erdgeborne hilflose Wesen können sich betrachten, wie ein nur einmal in der Welt vorhandenes Schauspiel der Natur und eine wundervolle Begebenheit, die so, wie sie gerade in dieser Erscheinung vorhanden ist, nie und nirgends wiederkehrt. Nach einer Versicherung des Grafen, daß die Mutter noch einige Tage leben würde, überließen sich die Ermüdeten dem aufgetürmten Maisstroh in einem Wirtshause, das — in dem Neste Limone! — den stolzen Namen führte „Grand Hotel de l'Europe"!

Am Morgen darauf ersah man erst, der Graf hatte gealtert.

Sein braunes Lockenhaar war lichter geworden und an vielen Stellen ergraut. Die stattliche Haltung, die sich nicht verloren hatte, war nur der zurückgebliebenen Gewohnheit seines militärischen Standes zuzuschreiben; seiner Stimmung entsprach sie nicht. An seinen Antworten auf Monikas Bewunderung der entzückenden Gegend sah man, daß Schloß Castellungo ein Ort der Trauer war. Auch Paula war, das erfuhren sie, von Coni, wo sie wohnte, heraufgekommen und harrte ihrer in Castellungo.

Der italienischen Sitte gemäß, wo Rang und Reichtum ihren äußern Ausdruck finden müssen, war mit dem Reisewagen des Obersten auch ein Staatswagen gekommen, ein Viergespann prächtiger Rosse. So war eine Teilung der Gesellschaft bedingt. Obgleich sich Armgart zum Grafen hingezogen fühlte, blieb sie doch bei Hedemanns. Monika, der Oberst, Graf Hugo nahmen die Plätze der offenen großen Equipage ein, die von einem buntgekleideten Kutscher vom Sattel aus geführt wurde. Zwei Bediente leuchteten in neuen Livreen mit den Dorfteschen Farben. Man konnte sich nach Westerhof versetzt glauben, hätten die schöne Natur und der blaue Himmel nicht zu sehr an die Glückseligkeit Italiens erinnert.

Die Gespräche ringsum, schon im Gasthof und im Städtchen, mußten natürlich auch die Weltbegebenheiten berühren. Armgart hatte gehört, daß zwar die Kämpfe um Rom noch fortdauerten, daß sie aber für die Republik hoffnungslos waren. An einem geheimen Blick der Eltern sah sie, daß von Benno gesprochen wurde. Zitternd stand sie; sie mochte hören und mochte auch nicht — jetzt saß sie abwesend, fast fiebernd, auch infolge der gestrigen Anstrengung und einer nur kurzen Nachtruhe. Neben ihr suchte sich Porzia, in den Wonneschauern des Wiedersehens ihrer Heimat, durch ein Durcheinandersprechen von diesem und jenem zu helfen; sie erklärte jedes Haus, jede Mühle und grüßte jeden Vorübergehenden, als müßte sie von ihm gekannt sein. Die kleine Erdmuthe langte nach den Früchten, die aus den Gärten blinkten — Armgart nahm das Kind auf den Schoß, um es zu beruhigen. Dabei schwankte sie selbst vor Freude und Bangen in ihrer hochgespannten Brust.

Nach zweistündiger Fahrt, die unter Kastanien- und Nußbäumen, oft wie unter dem Laubdach eines Parkes dahinging, hielt plötzlich des Grafen vorausfahrender Wagen. Noch verhinderte eine Biegung des zuweilen von rauschenden Bergwassern unterbrochenen Weges, die Ursache des Haltens zu entdecken. Als Armgarts Wagen näher gekommen war, sah sie unter einer Pflanzung von Eichen, die am Wege auf einer grünen Böschung standen, eine Gruppe sich herzlich Bewillkommnender. Die Dame, die sich vom blauen Sonnenäther abhob, hingegeben bald in den Armen des Vaters, bald der Mutter lag und doch zugleich mit einem weißen Tuch in die Ferne winkte, um die noch Zurückgebliebenen zu begrüßen, konnte doch nur Paula sein.

Im ersten Augenblick hätte Armgart laut rufen und all ihre krampfhaft zusammengedrängten Empfindungen in einem Schrei lösen mögen. Ihr Wagen flog dahin und hielt jetzt. Der Schlag wurde geöffnet; sie schwebte, sie wußte nicht wie. Paula lag überwältigt in ihren Armen und senkte ihr Haupt auf die Schultern der atemlosen Freundin. Wenn trotz der Freude beide weinten — so lag es vielleicht allein im Hinblick auf die Sterbende in Castellungo. Angenommen wurde es so. Aber ihr krankhaftes, in kurzen Sätzen erfolgendes Schluchzen, das beiden ihre Empfindungen erleichterte, sagte ohne Zweifel mehr.

Ein dritter Wagen, der, mit welchem Paula gekommen, nahm diese und Armgart allein auf. Sie wollten für sich und hinter allen zurückbleiben. Die andern, dabei eine Italienerin, Paulas Begleiterin, fuhren voraus. Nun erst begrüßten sich die Freundinnen ganz so, wie sie es für sich allein bedurften; nun erst sahen sie, was sie inzwischen geworden — sie spiegelten sich in ihren tränenblinkenden Augen. Paula trug keine Locken mehr. Sie bot vollkommen das Bild einer Dreißigjährigen. Sie war noch nicht verblüht, hatte aber Linien des Grams auf ihrer Stirn und um den Mund jene Einschnitte, die nicht mehr weichen. Ein leichter, mit blauen Florentinerblumen geschmückter Strohhut umrahmte ihr edles Antlitz. Die Freundinnen prüften sich fort und fort, Auge in Auge. Wer beide beobachtete, konnte zweifelnd bleiben: Sind es zwei Jungfrauen oder zwei Witwen?

„Das also das Land deiner Verheißungen! Das das Land — deiner Träume —!" begann Armgart sich nun erst findend und sich umblickend in der immer paradiesischer werdenden Gegend. Der Bediente war auf die andern Wagen geschickt worden. Der Kutscher hatte mit seinen Rossen zu tun. Die Freundinnen konnten annehmen, daß sie allein waren — „Seit ich hier bin, träum' ich schon lange nicht mehr", erwiderte Paula. „Ich sehe irdisch wie alle! Die Luft dieser Berge ist gesund! Du und die Eltern, alle müßt ihr nun bei uns bleiben. Mein Gatte — sagte er es nicht schon? — sehnt sich freilich in die Welt zurück. Der Kriegslärm lockt ihn schon lange, um wieder in die Armee zu treten. Aber — ihr bleibt —?" — „Die Beziehung zu dem Lande hier war im Kriegssturm gewiß die bitterste und schwerste?" unterbrach Armgart. — „Die Mutter glich alles aus —" erwiderte Paula. „Sie war — so hochverehrt. War! Oh, daß ihr zu solcher Trauer kommt!" — „Und auch wir bringen Leid. Der arme Hedemann!" — Paula war voll herzlichen Anteils. Die Freundinnen sprachen wehmutbewegt von Westerhof, Witoborn, Stift Heiligenkreuz. Neuigkeiten gab es genug. Vom Erzbischof von Coni war noch nicht die Rede — nur von Coni selbst, wo Paula wohnte. — „Coni ist zwölf Miglien von hier", sagte sie und bediente sich der italienischen Bezeichnung für eine Entfernung, die Armgart auf drei deutsche Meilen zu deuten wußte.

So weit lag etwa Schloß Neuhof von Heiligenkreuz entfernt. Jedes Wort, das die Freundinnen wechselten, weckte Erinnerungen. Paula deutete auf einen sich zur Linken erhebenden grünen Hügel, wo sich terrassenförmig hinauf ein Stationsweg schlängelte und oben sich eine Kirche malerisch vom blauen Hintergrunde abhob. — „Das ist die Kapelle der ‚besten Maria!'" erklärte Paula der den landschaftlichen Reizen schon als Künstlerin lauschenden Freundin. Diese konnte in einem Augenblick, wo sie schon soviel trübe mit dem Religionszwiespalt zusammenhängende Verhältnisse teurer Angehörigen besprochen hatten, in dieser Hindeutung auf die „beste Maria" nur einen Anlaß finden, an das unsichtbare und ohne Bild verehrte Prinzip der schmerzverklärten weiblichen Liebe überhaupt zu denken. Sie faltete die Hände und sagte: „Der Altar, wo die Kokons gesegnet wurden, die dein Brautkleid werden sollten!" — Paula errötete. Aber Armgart hielt eine Lobrede auf den Grafen, rühmte den Eindruck, den er machte, seine Natürlichkeit, seine Trauer um die Mutter. „Er ist gut!" bezeugte ihm Paula. — „Das ist der beste Schmuck eines Mannes!" entgegnete Armgart mit Andeutung ihrer eigenen trüben Lebenserfahrung. Nun schwiegen die Freundinnen. Was sie fühlten, verstanden sie. Ihr Briefwechsel hatte nichts von ihren tiefern Lebenslagen verschleiert, wenn sie auch nicht in allem gleicher Meinung waren.

Die Zahl der Wegwanderer, der Fahrenden, Reiter mehrte sich inzwischen. Obgleich die Embleme des katholischen Kultus nicht fehlten, bemerkte doch Armgart Landleute, die einen eigenen Ausdruck der Mienen hatten, der ihr aus Lausanne und Genf bekannt war. Sie forschte für sich nach Waldensern, nach der ganzen Sehnsucht Hedemanns und ihrer Eltern. Ein Städtchen kam mit einer mächtigen, dem Ort kaum angemessenen Kathedrale. Eine hochgewölbte Kuppel ragte weit über das ganze Städtchen hinweg. „Das ist Robillante!" sagte Paula. Armgarts Augen fanden schon von selbst vor dem Tor der Stadt das bischöfliche Kapitel. Ein mächtiges Gebäude im Jesuitenstil, die Kirche daneben mit Kuppel und schnörkelhafter Fassade. Die Kirche hatte ein Glockenspiel und intonierte soeben mit kurzem Ansatz den Schlag der zehnten Stunde, dem ein Musikstück, wie eine Galoppade, folgte. „Das ist nun in Italien nicht anders. Bonaventura hatte hier als Bischof", erzählte Paula, „die Melodie geändert. Sein Nachfolger hat wieder die Tänze zurückgeführt." Mit dieser kurzen Erwähnung waren jene Kämpfe angedeutet, die der fremde Eindringling, der durch eine Laune des Geschicks und einflußreicher Menschen hierher versetzt war, auf diesem Boden zu bestehen hatte. Im letzten Revolutionssturm hatten sie etwas nachgelassen. Jetzt aber, nach Piemonts Demütigung, begannen sie wieder. Auch gegen die neue, in Turin im Bau begriffene Waldenserkirche hatte der neue Bischof von Robillante Protest eingelegt.

Armgarts Phantasie hatte inzwischen Spielraum, sich auszumalen, wie in dem von ehrerbietig grüßenden Priestern umstandenen, nicht endenden Palaste Bonaventura gewohnt und wie auch einst Benno und Thiebold hinter jenen stattlichen Fenstern mit den Balkonen und grünen Jalousien von ihm aufgenommen worden. Die Stadt selbst wurde umfahren. Wieder glänzte im Sonnenschein Berg und Flur. Nur die vielen, um der Seidenwürmer willen entlaubten Maulbeerbäume störten den malerischen Eindruck. Wieder folgten die Grüße von Landleuten, die auf Armgart einen schweizerischen Eindruck machten. „Waldenser!" bestätigte denn auch Paula. „Wohlhabende Leute darunter —! Dank der Fürsorge der Mutter. Unsere Gemeinde hier ist nur klein. Die Mehrzahl wohnt dort oben. In den Tälern um Pignerol sind ihrer Tausende." — Schon suchte Armgarts Auge nach Castellungo. Viele Schlösser gab es, die auf den grünen Hügeln, den Vorbergen hinterwärts aufstarrender schrofferer Felswände, leuchteten. Paula deutete auf einen schimmernden Punkt in weiter Ferne — eine unter einem tiefdunkeln Waldkranz hervorragende Flagge. „So krank die Mutter ist", sagte sie, „hat sie zu eurem Empfang doch das Aufziehen aller Flaggen befohlen. Auch Eure Farben und die der Hardenbergs werdet Ihr finden! Bei hohen Festen sind alle Zinnen damit geschmückt. Bald aber wird die schwarze Trauerfahne wehen —"

Das Gespräch kam auf die Waldenser zurück, und Paula sprach von ihnen ohne das mindeste Zeichen von Abneigung. Alle diese Verhältnisse umschlang schon lange das gemeinsame Band der Schonung und Familienrücksicht. Eine Frage wie die: Wird Graf Hugo nach dem Tode seiner Mutter katholisch werden? kam nicht von Armgarts Lippen; edle Bildung fürchtet sich vor nichts mehr, als vor dem Aussprechen des Namenlosen; sie läßt das Mißliche an sich kommen, ohne es zu rufen. Wie Paula, ihr Gatte und der priesterliche Freund als Dritter im Bunde in Coni zusammenlebten, das wußte ja Armgart seit Jahren aus dem Briefwechsel mit der Freundin. Sie kannte, was hier im Herzen edler Menschen möglich, freilich auch nach der Anschauung ihrer Mutter und der Mutter des Grafen ein sprechender Beweis war für die Verwerflichkeit der katholischen Kirche.

Um dieser Schonung ihres Verhältnisses zu Bonaventura willen berührte Paula auch noch nichts von dem, was zum Unaussprechbaren in Armgarts Seele gehörte. Seitdem Benno „ein Opfer der Dankbarkeit" für Olympia geworden, hatte er aufgehört, für diese ohnehin im Politischen nicht mit dem herrschenden Zeitgeist gehenden Kreise anders, als in Bildern alter Zeit zu existieren. Der Graf hatte schon in Limone seine alte Anhänglichkeit an Österreich zu erkennen gegeben und gesagt, in diesen anarchischen Tagen würde man ihn hier mit dem feindseligsten Mißtrauen betrachtet haben, wäre nicht die Mutter so hochverehrt. Paula verschwieg nicht, daß sie alle dem

Ruf des Erzbischofs geschadet hatten. Armgart erkannte an allem, was sie so abgebrochen vernahm, daß hier nach dem Tode der Gräfin irgendeine große Entschließung im Werke sein mußte. Graf Sarzana, der den Kardinal Ceccone aus Eifersucht niedergestochen, sollte in den römischen Kämpfen gefallen sein. Von Lucinden, von Cäsar Montalto hatte man keine Nachricht.

Im Austausch der durch alle diese Namen und Verhältnisse hervorgerufenen Empfindungen entdeckte man endlich die deutlichen Umrisse des sich allmählich als Beherrscher eines dichtbevölkerten Tales und einer kleinen Ortschaft erhebenden, aber mehr den Bergen zugelegenen Schlosses. Wohl konnte Armgart begreifen, wie sich Graf Hugos Vater mit diesem Prachtgebäude hatte in Schulden stürzen müssen. Castellungo gehörte der Gräfin, aber ihr Gatte hatte beigetragen, es weit über ihre Mittel zu einem leuchtenden Mittelpunkt der reizenden Landschaft zu erheben — es war der einzige Adelssitz, der hier noch an die Zeiten der gebrochenen Burgen der Tenda und Saluzzo erinnern konnte. Türme erhoben sich mit gezackten Zinnen, Altanen, freischwebenden luftigen Brücken — alles hätte, ohne den düstern Flor, der jetzt auf dem Ganzen lag, einen um so anziehenderen Aufenthalt verheißen können, als sich rings um den mächtigen Bau die Reize der Natur lehnten, wie ihm schmeichelnd. Eine üppige Fruchtbarkeit, gute, freundliche Menschen, die bis weit hinauf über die Berggelände ihre Wohnungen hatten, alles machte den wohltuendsten Eindruck.

Wie schmerzlich, daß die Diener, die den auf dem bequemsten Schlängelpfade bis zum Schloß anfahrenden Wagen entgegeneilten, schon in ihren Mienen die angebrochene letzte Stunde der Gräfin berichteten. Hedemann, den noch einmal zu sehen die Sterbende ein besonderes Verlangen trug, stand schon an der Eingangspforte unter den mächtigen Wappenschildern von Marmor und sah sich mit einem Blick in der weiten schönen Gegend und in den blumengeschmückten Höfen des Schlosses um, als wollte er sagen: Hier wirst auch du dein letztes Lager finden!

Eilends stiegen alle aus. Bangklopfenden Herzens folgte man dem Grafen, der Monika seinen Arm geboten. Paula wurde vom Obersten geführt, der sich noch scheute, sich ihr zu sehr zu nähern. Aber Paulas gen Himmel erhobener Blick schien den Dank aussprechen zu wollen, daß sich ihr Leben schon lange unter die allgemeinen Bedingungen der Natur gestellt hatte. Fest klammerte sie sich an den ihr so sympathischen Mann — den Vater ihrer geliebten, so lange entbehrten Armgart. Auch der Mutter warf sie Blicke der Liebe und Versöhnung zu. Der Aufgang, das Treppenhaus, alles gab sich in hohem Grade würdig. Decken lagen ausgebreitet über Marmor und Granit. Die Diener gingen leise auf und ab in auffallender Zahl. Die alte Gräfin hielt auf den Glanz ihres Hauses; zumal, seitdem die frühere Entbehrung geschwunden. Ordnung und Sauber-

keit waltete auf allen Gängen. Die steigende Mittagshitze verlor sich in Schatten und Kühle. Im Schmuck der hohen, luftigen und hellen Zimmer, die man hierauf betrat, herrschte ein gewählter Geschmack. Graf Hugos Liebhaberei waren schon in Salem kunstvolle Möbel und gediegene Einrichtungen. In Limone deutete er dem Obersten an, daß ihn Langeweile hier nie beschlichen hätte — zu tun gäb' es bei großem Besitztum immer und oft fehlte ihm die Zeit, alles allein zu besorgen. Schloß Salem war unverkauft geblieben und seit diesen zehn Jahren jährlich von ihm auf einige Wochen besucht worden. Für die Ankömmlinge war ein ganzer Flügel des Schlosses eingerichtet. Der Graf hätte sie gern für immer gefesselt.

In einem helleuchtenden, säulengeschmückten Saale stand dann eine von Silber und Kristall glänzende, gedeckte Tafel. Hier fanden sich alle Schloßbewohner zusammen. Und wohl sah man, daß der Todesengel in der Nähe war. An einer hohen, schwarzen, reich mit Holzschnittarbeit gezierten Tür standen weinende Frauen. Einige davon erkannten Porzia von alten Zeiten her und begrüßten sie. Auch Monika und Armgart fanden Bekannte, jene aus Wien, diese aus London. Inzwischen öffnete der Graf jene schwarze Tür und bedeutete die Freunde, ihm zu folgen. Alle sollten so lange in einem Vorgemach verweilen, bis er die Mutter auf die endliche Ankunft der so dringend von ihr Erwarteten vorbereitet hätte.

Von einem würdigen Manne in schwarzer Kleidung, der ein Geistlicher schien, wurden zuerst der Oberst und Monika allein hereingerufen. Paula schloß sich ihnen an. Nach einer Weile rief Paula auch Armgart herein. Dann durften Hedemann und Porzia und mit ihnen das kleine Patenkind folgen. In einem grünverhangenen Eckzimmer lag auf einem Rollsessel ausgestreckt die Mutter des Grafen, schon einem ausgelebten Körper ähnlich. Ihre knöchernen Hände lagen auf der gepolsterten Lehne des Sessels. Sie mochte wohl kaum noch die Küsse fühlen, die ihr von den um sie her Stehenden und Knienden auf die kalten Finger gedrückt wurden. Porzia schluchzte laut — die andern schwiegen ehrfurchtsvoll, obschon auch ihnen die Augen voll Tränen standen.

Gräfin Erdmuthe winkte, daß niemand wieder hinausgehen sollte; sie wollte sie alle in ihrer Nähe behalten. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Doch erkannte sie jeden. Lichtstrahlen der Freude, die sie empfand, daß sie Menschen, die ihr zu allen Zeiten so wert gewesen, im Leben noch einmal sehen konnte, brachen unverkennbar aus ihren schon halb erstarrten Zügen.

„Wo gehst du denn hin?" redete sie die kleine Erdmuthe an, da die Gräfin ihre Rede mit einem mehrmaligen: „Ich gehe —" begonnen und nicht beendigt hatte. — „In einen schönen — Garten —!" antwortete die Sterbende mühsam, jede Silbe betonend. — „Wohl in den, in den auch der Vater gehen will?" fragte das Kind und wurde um dieser Fragen willen leise von Porzia weggezogen. Aber

die Gräfin langte nach ihrem Patchen und wehrte allen, ihm sein zutraulich Fragen zu verbieten. Hedemann stand hinter dem Stuhl der Sterbenden und verriet sein Leiden durch seinen Husten. Die Gräfin hatte ihn mit besonderer Teilnahme begrüßt. Da sie ihm nun, sich nach ihm wendend, zuflüsterte: „Ei — du — frommer — — und — getreuer Knecht!“ fiel er, das Wort des Kindes bestätigend, ein: „Gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Eine Pause trat ein, unterbrochen vom Weinen Porzias, jetzt auch vom Weinen des Kindes. Letzteres war mit Nachdruck bedeutet worden, etwas nicht recht gemacht zu haben. Als es stiller geworden, winkte die Matrone dem Obersten, der ihr immer in Witoborn und Westerhof einen so vorteilhaften Eindruck gemacht hatte und dem sie schon aus Reue über ihre Absicht, Monika mit Terschka zu vermählen, besonders ergeben war, und sprach mit ihm. Es währte lange, bis der Oberst verstand, was sie wollte. „Wie ist es — mit — Rom?“ verstand er endlich. Er nannte ihr mit scharfbetonten Worten, die ihrem schwachen Gehör eingänglicher sein sollten, die gegenwärtige Lage des Kampfes. Der Sieg der Franzosen wäre, sagte er, so gut wie entschieden. Lange überlegte sie, was gesprochen worden. Monika erriet ihre Gedankengänge und half dem Aussprechen derselben nach. „Dieser Sieg,“ sagte sie dicht am Ohr der Gräfin, „wird noch einmal die Herrschaft des Papstes wieder zurückführen — bis — dereinst — eine andre Zeit —“ — Die Gräfin verfiel in einen röchelnden Husten, ergänzte aber, als der krampfhafte Anfall vorüber war, mit einer überraschenden Kraft: „Bis einst die wahren Streiter kommen! Das ist das Lamm auf dem Berge — und mit ihm hundert — und vierzigtausend ohne andere — Waffen — als —“ — Nun versagte der Gräfin die Stimme und Hedemann und Monika fielen ergänzend ein: „Als — den Namen des Herrn!“ — Den Namen des Herrn aus Monikas Munde zu vernehmen schien der Gräfin innig wohlzutun. Hatte sie doch früher an ihr den „rechten Grund“ vermißt. Aber aus Briefen wußte sie auch schon seit lange, um wieviel die jüngere Freundin ihr näher gerückt war.

Der Sohn trat heran, um die Erregung der Mutter zu beschwichtigen. Sie hielt seine Hand fest und sah ihm mit weitgeöffneten Augen ins Antlitz. „Warum läuten die Glocken?“ fragte sie ihn feierlich. Doch klangen keine Glocken. Nur im Nebenzimmer regte sich der Arzt, ein hochberühmter Doktor Savelli aus Coni, der mit einem Glase, woran nur so der silberne Löffel erklang, näher trat. Wahrscheinlich hatte die Mutter diesen Klang gehört und deutete ihn auf das Läuten von Glocken und starrte darüber ins Leere.

„Nimm, Mutter!“ sprach der Graf mit liebevoller Bitte und reichte ihr selbst das Glas dar, das kräftig und würzig duftete. Es war die letzte Stärkung eines von seinen Lebensgeistern immer mehr Verlassenen, edler Tokayerwein. Die Mutter betrachtete das Glas und erkannte, daß das dargereichte Getränk Tokayer war. In

ihrem Ideengang unterbrochen, sah sie den Sohn mit einem schmelzenden Liebesblick an. Nun zog sie ihn näher und heftete die Augen auf ein dicht vor ihr befindliches lebensgroßes Bild, das den Vater Hugos in Generalsuniform darstellte. Der Sohn verstand ihre Empfindungen. In Ungarn hatten ja er und der Vater gestanden. Er trocknete den Schweiß vom kalten Antlitz der immer mehr sich Aufregenden.

Hinter dem Arzt trat der andre hervor, der alle anfangs empfangen hatte. Es war der Geistliche, der „Barbe" eines jenseits des Waldes, der sich hinter dem Schloßgarten erhob, gelegenen Waldensferdorfes, ein Herr Baldasseroni. Er hatte bisher für sich in Diodatis italienischer Bibel gelesen. Die Mutter sah zu ihm hinüber, langte nach dieser Bibel, ließ sich das Buch auf den Schoß legen und setzte mit zitternden Händen das Glas mit Tokayerwein darauf. An seinem Inhalt, so deutete sie an, wollte sie sich nach und nach erquicken. So sitzend hielt sie lange des Sohnes Hand, wiederholte aber, daß sie Glocken hörte, und murmelte, das Ohr gegen das Fenster richtend: „Glocken haben die Armen ja nicht — und keine Türme. Nimm auch nicht die Glocke — von Federigos Hütte . . . hörst du, mein Sohn?" Der Graf nickte mit einer Miene, die fast eine vorwurfsvolle war. Als traute ihm die Mutter etwas Unwürdiges zu. Dann winkte die Gräfin Monika und Armgart, daß auch sie näher treten sollten. Beide nannte sie Du und langte nach Monikas Locken, streichelte ihr die tränenfeuchte Wange und legte ihre und Armgarts Hände ineinander. Dabei sprach sie langsam ihren Lieblingsvers, der sie einst mit dem deutschen Fremdling verbunden hatte: Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu, daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei —! Wieder trat eine Pause ein, — jene Stille, die man den Engel nennt, der durchs Zimmer geht. Die Kleine verscheuchte ihn und störte überhaupt den Ernst der Szene. Die Leidende duldete jetzt, daß Armgart und Porzia das Kind den Dienern im Nebenzimmer zuführten. War sie doch auch wie tief innenwärts beschäftigt. Man konnte sanft das Glas mit der Bibel von ihrem Schoße fortnehmen, ohne daß sie es bemerkte. „Ein großes Wasser —" sprach sie dann wieder in abgerissenen Sätzen, „wird gehen und ein Donner wird ertönen — laß — die Glocke unberührt —! Zum Gericht — des Herrn —! Schwöre mir's, mein Sohn, auch — wenn — du dem Tiere folgst —!" — „Mutter —!" rief der Graf voll äußersten Schmerzes — und vielleicht weniger voll Schmerz über den Verdacht, daß er seinen Glauben ändern könnte, als über die Sorgen, von denen sich die Mutter noch in ihrer letzten Stunde beunruhigen ließ. — Die Hochaufgerichtete fühlte den Stachel ihrer Worte in — Paulas Herzen nach. Diese stand bescheiden hinter ihrem Sessel und beugte trauernd ihr lichtblondes Haupt auf die hohe schwarze Sammetlehne. Jetzt zog ihr Gatte sie näher und Paula kniete nieder. Die Mutter gab ihr ein Zeichen versöhnlicher Gesinnung durch eine Äußerung, die

nur der Graf und die näher Eingeweihten als eine solche verstehen konnten. Sie tastete nach dem Buche, das man weggenommen. Als es ihr Baldasseroni wiedergeben wollte, sagte sie: „No! No! Signore! La Nobla — Leyçon!“ — Der „Barbe“ ging in das dunklere Nebengemach und brachte ein altes kleines Pergamentbändchen, in welchem er blätterte. „Sie —!“ sprach die Gräfin und deutete auf ihre Schwiegertochter. Mit erstickter Stimme, vor der Sterbenden knieend, las Paula in einer seltsamen Sprache aus diesem Buche. Es war kein Italienisch und kein Französisch, aber eine Sprache voll Wohllaut. Man hörte auch Reime. Monika, Armgart und der Oberst glaubten das Patois von Nizza zu erkennen. Paula las mit Begeisterung. Sie nur und Graf Hugo begriffen, wie die Mutter gerade in dieser Zumutung, ihr aus dem Buch Nobla Leyçon vorzulesen, eine Versöhnung mit — Bonaventura aussprach. Die Mutter verfolgte den Erzbischof mit unausrottbaren Gefühlen des Mißtrauens trotz der damals alles für seine Stellung aufs Spiel setzenden Verwendung desselben für den in Neapel verschollenen Federigo, trotz seines zehnjährigen Kampfes gegen Lug und Trug im hierarchischen Leben um ihn her — sie konnte eben nur die ihrem Sohn abgewendete Seele seiner Gattin festhalten, deren Kinderlosigkeit, die unmoralischen Konsequenzen im römischen Priesterleben überhaupt, endlich die mögliche Gefahr, daß nach ihrem Tode der Sohn übertrat und den mystischen Bund, der hier zwischen drei Personen waltete, immer noch enger und enger schließen half. Nun aber verstand einst die provenzalische Sprache niemand so vollkommen und wußte den umwohnenden Waldensern ihre alten, sämtlich in der Sprache der Troubadours geschriebenen Werke so zu übersetzen und zu erläutern wie Federigo, der diese Sprache, noch ehe er von der Sekte der Waldenser etwas wußte, in seiner romantisch-bedingten Jugend gelernt hatte. Auch Bonaventura, immer von den Erinnerungen und Sorgen um seinen Vater geleitet, zugleich in seinem Interesse für die Blüten der alten Kirchenpoesie, kannte diese alte Mundart, und Paula erlernte sie ihm zuliebe in Coni. Daß nun die Mutter imstande war, sich von ihr noch zum letztenmal aus diesem Buche, einem für Paula ketzerischen, vorlesen zu lassen, war ein Akt der Liebe und der Versöhnung, ein letzter Gruß auch an den Erzbischof. Und ihre Aufforderung dazu gab denn auch Paula wahrhaft Schwingen. Sie las so laut die schönen wohlklingenden Verse, als wollte sie sagen: Im Geist rufst du ja auch noch Bonaventura an dein Lager und versöhnst dich mit dem edelsten der Menschen!

Als Paula bis zu den Worten gekommen war: „Intrate in la sancta maison!“ blickte sie auf. Die Mutter schien entschlummert. Paula erhob sich. Aber auch die Sterbende hob die Augen, sah, als wäre sie abwesend, eine Weile starr um sich und sprach: „Ich bin — der Weg — die Wahrheit und das Leben — niemand kommt — zum Vater, denn durch mich!“ — Das sahen alle, sie verweilte in den Erinnerungen an die Hütte jenes Einsiedlers, den sie so wahrhaft

verehrt und lieb gehabt und von welchem sie seit seiner Entweichung nichts mehr vernommen, als, in einem einzigen „Abschiedsbriefe für dies Leben", die Bitte an jeden, der ihm Gutes erwiesen und noch erweisen wollte, daß er nie, aber auch nie mehr nach ihm forschte. — „Intrate in la sancta maison!" wiederholte sie mit einem Aufblick gen Himmel. Monika und Armgart, die das noch im Nebenzimmer plaudernde Kind nun ganz entfernt hatten, gingen hin und wieder. Immer stiller wurde es — still wie schon unter den Gräbern. Jeder hielt den Atem zurück. Da noch einmal streckte die Sterbende die Hände aus und flüsterte mit dem Hohenliede, sicher in Anregung ihres Gedächtnisses durch Armgarts Abbildung der im Herzen Gottes als befiederte Kreuze aufsteigenden Seelen: „Hätt' — ich — Taubenflügel!"

Mit diesen Worten sank sie, von Schmerzen überwältigt und nach Erlösung ringend, zurück. Lange noch wehrte sie Bilder ab, die sie zu beängstigen schienen. Ihre Stimme blieb erstickt. Ihre Hände sanken erstarrt. An ihrem geöffnet stehenbleibenden Munde traten kleine Schaumbläschen hervor. Sie war noch nicht ganz tot, aber schon zeigte ihr Antlitz jene herbe Strenge, die unsern Gesichtszügen der Tod verleiht.

Der Arzt, der Geistliche traten eilends näher. Leise begab sich alles aus dem Zimmer und trat in den Saal zurück, während die Sterbende auf ihrem Lehnsessel von Dienern unter Hugos Leitung sanft zurückgerollt wurde in die dunklern Nebenzimmer. — „Ach, hätt' ich Taubenflügel!" wiederholte Hedemann. Auch ihm erklang dies letzte Scheidewort der edlen Frau wie der Ruf nach Erlösung von den Schmerzen, die auf seiner kranken Brust lasteten. Im Saale, wohin alle zurückkehrten, brach die Teilnahme in ihrer ganzen bisher zurückgehaltenen Macht aus. Die Frauen schluchzten. Auch die Männer traten beiseite. Monika trat bald zum Gatten, bald zu Hedemann, der am Fenster saß und Weib und Kind liebevoll an sich gezogen hatte. Dann war es recht ein Trauermahl, das in dem schönen Raum genommen wurde. Unsere menschliche Natur erscheint uns nie geringer und wird nie von uns unlieber befriedigt, als wenn unsere himmelentstammte Seele aufjammern möchte vor Schmerz und unser Leben und Sein doch unter dem Druck des physischen Erdenverhängnisses bleiben — essen und trinken muß!

Noch ehe das Mahl, dessen stärkender Wirkung alle bedurften, zu Ende war, wurde dem Grafen heimlich eine Botschaft überbracht, die ihn bestimmte, sofort aufzuspringen und sich zu entfernen. Alle folgten ihm erschreckt. Der Bote sagte, die Gräfin hätte geendet. Bebend folgte man dem Grafen. Paula vor allen, deren Brust von so vielen Schmerzen durchwühlt wurde, deren Gründe sich von den andern wohl ahnen ließen. In ernsten Krisen erkannte sie, wie sehr der Graf ein Mann zum Lieben war. Der Arzt und der Geistliche lüfteten die Vorhänge des Schlafzimmers. Der schöne sonnenhelle Tag schien herein und beleuchtete die Züge der Entschlafenen. Sie

hatte noch, so hörte man, versucht, die Worte nachzusprechen, die über ihrem Bett unter ein Bild des ihr verwandten Dichters Novalis-Hardenberg geschrieben waren: „Und wenn du Ihm dein Herz gegeben, so ist auch Seines ewig dein!" Da stockte die Zunge wie gelähmt. Sie hatte ausgehaucht. Nun läuteten in der Tat fernher die Glocken. Es waren die ehernen Zungen eines andern Bekenntnisses. Auch Gesänge mischten sich ein, diese dicht in der Nähe und mit Bezug auf die Entschlafene. Ein Chor von Kindern stimmte ein geistliches Lied unter ihren Fenstern an. Regelmäßig an jedem Nachmittag hatte sich die Gräfin von den Kindern der Waldensergemeinde, die deshalb vom Gebirg herunterkamen, diese Erquickung erbeten — das erklärte der Pfarrer den Hörern. Auch ein Herr Giorgio kam, der sogenannte Moderatore oder Kirchenvorstand der kleinen Kolonie, und brachte zu aller Erstaunen eine Schrift, die in seine Hand die Gräfin mit dem Bedeuten übergeben hatte, sie ihrem Sohn erst zu zeigen, unmittelbar wenn sie die Augen geschlossen hätte.

Der Graf erbrach das unversehrte Siegel, las und teilte den Umstehenden die Wünsche der Mutter mit. Sie hatte befohlen, erst in der kleinen Schloßkirche ausgestellt, dann in der Kirche der Waldenser und nicht in der Schloßkirche begraben zu werden. Der Graf erkannte, daß dieser Bitte die Voraussetzung zum Grunde lag, er würde Castellungo nicht behalten. Aufregungen, wie sie mit dem Aussprechen und Erörtern dieser Voraussetzung verbunden sein konnten, hatten sie jedenfalls bestimmt, ihm ihr Verlangen nur schriftlich auszusprechen.

Porzia ließ sich nicht nehmen, die Leiche zu entkleiden, Hedemann nicht, den Katafalk zu ordnen. Noch für denselben Abend konnte diesem Aufbau im Betsaal des Schlosses sich jeder nahen, der der Abgeschiedenen seine letzte Ehrfurcht bezeugen wollte. Es kamen ihrer von nah und fern. Dieser Betsaal drückte die Geschichte und Richtung der Gräfin aus — an den Bildern, die rings an den Wänden hingen: Der tapfere Heinrich Arnaud in kriegerischer Tracht; der Bischof Scipione Ricci, der die Souveränität der Konzilien gelehrt hat und vom römischen Stuhl als Lutheraner verdammt wurde; der Graf Guicciardini, der kürzlich in Florenz Protestant geworden war; der Engländer Oberst Beckwith, der sein ganzes Vermögen den Waldensern geschenkt. Den ersten Platz unter den Porträts hatte der mächtigste Beistand der Gräfin, Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Inzwischen hatten sich auch die Reisenden in den für sie vorbereiteten Zimmern eingerichtet. Mit einer eigentümlich bedingten Teilnahme beobachteten sie, wie eifrig Graf Hugo bemüht war, den Erzbischof in Coni noch vor Anbruch des Abends über das Ableben seiner Mutter mit Angabe aller Einzelheiten in Kenntnis zu setzen. Ja er zeigte noch Paula den Brief zuvor und diese fügte die mehrmalige Äußerung um die Glocke jenes Eremiten hinzu, um welchen

sich Bonaventura so verdient gemacht hatte. Über Paulas Lesen aus der Nobla Leyçon hatte bereits Graf Hugo geschrieben.

Paula schien in der Tat erkräftigt und gesund. Sie ertrug den lange und voll Rührung auf ihr ruhenden Blick und die unmittelbare Nähe des Obersten, ohne die Befürchtungen zu bestätigen, die man so lange Jahre über diese Wiederbegegnung gehegt hatte. Monika sagte: „Fast scheint es, als wäre eine Kraft über sie gekommen, die sie früher nicht gekannt hat — die Kraft des Willens!"

Armgart trauerte. Ob darüber, daß unter denen, auf deren Leben hier ein letzter Segen und eine letzte versöhnte Erinnerung zurückgeblieben war, ein einziger ausgestoßen und unberücksichtigt blieb — Benno von Asselyn? Oder über ein unausgesprochenes, ersichtlich vorhandenes Leid der Freundin, ihres Gatten und des hohen Geistlichen in Coni — ein Leid, das schon mit gesteigerter Offenheit von ihrer Mutter als ein unerlaubt unnatürliches verworfen wurde? Oder endlich über den Heimgang ihres „Großmütterchens" allein?

Jedenfalls hatte der Aufenthalt in Castellungo bedeutungsvoll begonnen.

5. Der Unvermeidliche.

Nach Beisetzung der Gräfin in der von ihr selbst erbauten, oberhalb Castellungos in den Bergen liegenden Kirche der Waldenser, nach einer Feierlichkeit, zu welcher auch aus den Bergen und aus der Tiefe des Tals die Rechtgläubigen, Jung und Alt, herbeiströmten, aus den Tälern von Saluzzo und Pignerol, wo die Waldenser in Masse wohnen, von allen Gemeinden die „Barben", „Evangelisten", „Moderatoren" — nach diesem Tage hätten nun ruhigere Stunden eintreten können, wenn nicht die politische Welt die Aufregung wach erhalten und sich auch Hedemanns Abschied vom Leben genähert hätte. Die Freude am Tod war bereits wieder bei ihm eine solche, daß er sich in seinen Gebeten Vorwürfe machte, ihn so eifrig zu wünschen.

Rom war inzwischen gefallen. Die letzten Spuren der Revolution wurden in ganz Italien getilgt. Die ersten Vorzeichen jener Zeit brachen an, die in drei Jahren wieder die Kerker des Kirchenstaats mit sechstausend Menschen füllen sollte. Fefelotti ergriff das weltliche Ruder außer dem geistlichen. Staat und Kirche gehörten den zurückkehrenden triumphierenden Jesuiten.

Auch im kirchlichen Leben der Umgegend zeigte sich so manche Wiederkehr des Alten. Die Jesuiten hatten in Coni ein von Fefelotti begünstigtes Kollegium besessen, das sie zwar nicht wieder beziehen durften, da Sardiniens Verfassung sie verbannte, aber nichtsdestoweniger war in Schule, Staat und Kirche ihr geheimwirkender Einfluß ersichtlich. Robillante und Pignerol waren zwei Bischofssitze, die ausdrücklich schon lange durch Männer besetzt wurden, die dem deutschen Eindringling, dem Erzbischof von Coni, wo sie nur konnten, wehren sollten. Monsignore Charvaz, Bischof von Pignerol, warf sich Karl Albert

von Sardinien zu Füßen, um ihn von seinen Begünstigungen der Waldenser zurückzuhalten.

Inzwischen konnten der Oberst und Monika dem Grafen im Ordnen des Nachlasses seiner Mutter, im Auszahlen einer Menge von Legaten an die Gemeinden der Täler hier und drüben am Fuße des Monte Viso behilflich sein. Der Graf war es, der am meisten darauf drängte, daß Paula nach ihrem Wohnhause in Coni zurück sollte. Armgart wollte sie dorthin begleiten. Auch sprach sie ihr dringendstes Bedürfnis aus, den Erzbischof zu begrüßen, der sich, seiner Stellung gemäß, vom Leichenbegängnis der Gräfin hatte entfernt halten müssen.

Monika, die zwar zu Paulas Heirat dringend geraten hatte, empfand und tadelte doch, daß der Graf zu „schwach und duldsam" wäre. Hatte sie schon sonst die Partei des Grafen genommen und ihn über das meiste entschuldigt, was sich seinen jungen Jahren hatte vorwerfen lassen, so erklärte sie vollends mit ihm Mitleid zu haben, seitdem sich jenes mystische Dreiblatt gebildet hatte, welchem durchaus fernbleiben zu wollen sie sich auf Schloß Vex gelobt hatte. Nun sah sie dies Verhältnis einer „Standesehe", die nur ein halbes Glück bringen kann, in der Nähe. Und das sei denn die rechte Höhe, sprach sie schon eines Tages in Paulas Gegenwart, Opfer über Opfer anzunehmen, nur deshalb, weil man wisse, sie würden von schwachen Menschen ohne Murren gebracht —! Ja sie sagte schon zu ihrem Gatten: „Der Graf leidet, weil er Paula wirklich liebt —" und zu Armgart: „Auch Paula, scheint es, ringt mit ihrem Herzen, weil sie den Grafen denn doch mehr als achten muß —!"

Daß Paula und Armgart zum nächstbevorstehenden Bonaventura-Tage in Coni sein und der Zelebration der Messe durch den Erzbischof an diesem Tage beiwohnen wollten, konnte Monika nicht verhindern. Aber Armgart bekam es bitter zu hören, warum sie gerade diesen Tag gewählt. Die Mutter sagte spitz, sie könnte den Doktor Seraphicus, wie in der Vätergeschichte St. Bonaventura genannt wird, nicht im mindesten zu jenen Bekennern und Märtyrern zählen, die auch allenfalls die Freude eines rein evangelischen Sinnes sein dürften, was man doch mit Sankt Augustin und manchem andern „Kalenderheiligen" tun könnte. „Ich schätze den heiligen Bonaventura noch höher," entgegnete jedoch Armgart, „als die andern Märtyrer, die nur zufällig in den Tod gingen und der Nachwelt nichts von ihrem Leben hinterlassen haben." — „Nichts von ihrem Leben?" entgegnete aufwallend die Mutter. „Dieser Johannes von Fidanza, so hieß ja wohl der heilige Bonaventura, ist das Prototyp aller unvernünftigen katholischen Schwärmer! Mit seinem sogenannten Gemüt hat er alles erklären, alles verschönern wollen, woran wir noch heute leiden. Was nur immer Gregor und Innocenz aus weltlichen Rücksichten für die Kirche erfunden haben, das umgab dieser Narr mit dem Schein beinahe der Philosophie! Mariendienst, Zölibat, Entziehung des Kelches — alles, alles was das Tridentinische Konzil später in

seine todesstarren Formeln gezwängt hat, hat dieser heilige Bonaventura als Gemütssehnsucht in Kurs gebracht, gerade wie auch jetzt wieder mit dem Dogma der ohne Sünde geboren sein sollenden Mutter Gottes geschieht. Mir ein Rätsel, wie euer Bischof zu den Freisinnigen zählen kann, schon in Deutschland unter den Anfechtungen der Fanatiker leiden mußte und immer noch seine Krone, immer noch seinen Krummstab trägt —! Wären *solche* Männer vor einigen Jahren *wahr* gewesen und in den Zeiten der Bedrängnis zu uns übergetreten, wie anders stünde es mit der Sache des wahren Lichts und des reinen Evangeliums!" Hedemann und der Vater dachten ebenso und sprachen es ebenso aus.

Armgart stritt schon lange nicht mehr gegen diese stete Verurteilung, seitdem sie für ihre frühere Behauptung, daß Bonaventura seine Erhöhung weder Lucinden noch Olympien, sondern sich selbst verdankte, noch nicht ganz gerechtfertigt war. „Ihr richtet und richtet, wie ihr's eben versteht!" sprach sie damals und verwies auf die bessere Erkenntnis der wahren Sachlagen. Hier in Castellungo wurde für bestimmt eine schon früher von Paula brieflich ausgesprochene Versicherung wiederholt, daß der aus Robillante gebürtige Kardinal Vincente Ambrosi vor zehn Jahren in Rom der eigentliche Freund und alleinige Fürsprecher Bonaventuras gewesen. Armgart verwies die Ankläger auf die Siege, deren sie sich ja täglich rühmten. War nicht vor kurzem (1847) der vom greisen General der Kapuziner als Dekan der Studien über die römischen Theologen als Examinator gesetzte de Sanctis, Professor der Theologie, Parochus an Maddalena, Beichtvater in den Gefängnissen der römischen Inquisition, von den Jesuiten in seinen wahren Gesinnungen erkannt, gefangen gesetzt worden, entflohen und in Malta zum Protestantismus übergetreten —? „Wisset ihr," sagte sie mit Ironie, „was in Bonaventuras Innern vorgeht und was euch vielleicht von ihm noch alles kommen kann?"

Die hinterlassene Bibliothek der Gräfin war eine Fundgrube der interessantesten Anregungen für Monika, den Obersten und Hedemann. Auch Baldasseroni und Giorgio waren Männer, die auf Kosten der Gräfin in Genf, Tübingen und Berlin studiert hatten. Ihr Ton gab sich milde und rücksichtsvoll — sie wußten, was bei ihrer jetzigen Schloßherrschaft zu schonen und zu achten war. Auch sie gaben dem Erzbischof das Zeugnis, daß lediglich schon sein persönliches Erscheinen in Rom alle Intrigen hätte entwaffnen müssen und daß er noch täglich diese Macht der Beschämung über seine Gegner ausübte. Ein Glück, daß Armgarts Vater die Schroffheiten der Mutter milderte. „Eine Rechtfertigung der amerikanischen Weise, sich zur Religion zu verhalten," sagte er beim Durchmustern eines Schranks voll Altertümer und beim Anblick einer kleinen Schale, die wie eine Tasse aussah — Huß sollte einst daraus den Wein beim Abendmahl gereicht haben — „finde ich in dem Schicksal des Kelches.

Das Trinken aus einem und demselben Gefäß ist vielleicht in der Tat nur einer Gemeinde möglich, wo sich alles so persönlich nahe steht, wie zur Zeit der Apostel und der ersten Bekenner. Wo noch der Liebeskuß als Gruß der Verbundenen möglich war, blieb auch die Erteilung des Kelches möglich. Als aber die christliche Lehre Staatskirche wurde, als ganze Völker im nächsten besten Flusse getauft werden mußten, mußte vieles von den ersten Satzungen des Glaubens verloren gehen. Welcher Reiche gab noch gern seine Reichtümer hin und warf sie, statt in die Kasse einer ihm befreundeten Gemeinde, in das weite, wüste Meer des Proletariats! Wer setzte noch gern die Lippe an ein Gefäß, aus welchem Hunderte und noch dazu zur Zeit der einst so allgemein verbreiteten Pest und des Aussatzes eben getrunken hatten! Man hat das Christentum eine Weltreligion genannt; sie ist es auch dem Geiste nach, nicht nach dem Buchstaben. Wer den apostolischen Anfängen nachgehen will, muß die Freiheit Amerikas wünschen, wo sich jede Form, Gott zu dienen, auf eigne Art befestigen kann. Geschieht das dort allerdings würdelos, so ist nur der Mangel an Bildung schuld. Unsere Gotteshäuser und die Priester, die in ihnen lehren und Zeremonien abhalten, sollten, wie ich von Ihnen höre — er wandte sich an Baldasseroni — nach dem Ausdruck des Bruders Federigo, nur noch Hüter und Wächter des Christentums sein, gleichsam die Sänger, die Dichter, die Historiker der Kirche — ohne sich den mindesten Eingriff in die Lebens- und Gesellschaftsformen gestatten zu dürfen —!" — Solcher Streitigkeiten gab es dann viele. Sie konnten zu tagelangen Verstimmungen führen — namentlich, wenn Armgart sagte: „Ein einzelner gewonnen ist nichts — selbst Könige, die ohne ihre Krone kommen, sind nichts; sie müssen ihre Reiche mitbringen!"

Wieder den heutigen Streit unterbrach Paulas Eintreten. Schon hatte Armgart, musternd unter den waldensischen Schwertern, hussitischen Kelchen, den alten Bibeln, Luther- und Zinzendorf-Ringen gesagt: „Ihr habt doch auch eure Reliquien!" Zu einer Erwiderung kam es nicht, da Paula allerlei Geschäfte mitbrachte, die sich auf die sittlichen Zustände der Gegend bezogen. Seit dieser langen Reihe von Jahren hatte Graf Hugo für sich und Paula den Weg der Zerstreuung eingeschlagen. Nicht nur beschäftigte er sich selbst und Paula mit einer umsichtigen Pflege der hier so reizenden und reichen Natur, sondern auch mit den Aufgaben der Wohltätigkeit. Der gute Wille, nützlich sein zu wollen, ist bei gebildeten und gutgearteten Vornehmen immer rege, und hier kam ein fast ängstliches Verlangen hinzu, durch solche äußere Werktätigkeit aus dem Versinken in zu große Innerlichkeit entfliehen zu können. Freilich Monikas strenge Kritik sah auch hier nur das Unzulängliche. Momentane Hilfe würde gebracht, aber selten, nach Monikas Meinung, der rechte Rat und die rechte Warnung. „Paula weiß selbst nicht," sagte sie, „wie sie sich mit ihrer Krone am Giebel der Eingangstür in solche

Hütten der Armut den Kopf stößt, vollends, wie sie zuletzt bei solchen Leuten mehr Aufsehen und Schrecken, als Freude, wenn nicht gar Schlimmeres, zuweilen Spott, zurückläßt! Sie spricht mit diesen Menschen wie ein Buch. Sie werden sie alle zu Gevatter bitten — Das pflegt noch die nützlichste Folge solcher vornehmen Herablassungen zu sein."

Da nach dem Wunsche des Grafen, dem solche Herbigkeiten gleichfalls nicht erspart wurden und der dann oft träumerisch von Wien als von einem Ausweg aus allen diesen Labyrinthen sprach, der Oberst fürs erste hier als Verwalter wohnen bleiben sollte — auch gegen die winterlichen Verheerungen der Berggewässer sollten Brücken und Wehre gebaut werden — so sammelte auf dem Schlosse allabendlich Monika die hervorragenderen Persönlichkeiten der Umgegend zu einem behaglichen Kreise und hatte für diese sichere und feste Einwohnung ganz den Beifall sowohl des Grafen wie der gütigen Paula, deren weicher Sinn keiner Schroffheit Monikas aufbieten und trotzen konnte. Die italienische Sitte kennt nicht die deutsche scharfe Unterscheidung der Stände. Der größte Teil des umwohnenden Adels war nach deutschem Gesichtspunkt eine wohlhabende Bauernschaft — die Contes und Marqueses ritten mit hohen Ledergamaschen über ihre Felder und sprangen nicht selten ab, um bei den Arbeiten mit anzugreifen. Ältere Diener gehörten mit zur Familie. Gemeindevorsteher, Forstwarte, Recheneibeamte sammelten sich allabendlich in den untern Räumen des Schlosses und der Graf und der Oberst setzten sich zu ihnen und verschmähten nicht den Trunk aus dem gemeinschaftlichen Kruge. Einige reiche Seidenweber, die zu den Waldensern gehörten, hatten sich sonst allabendlich auf dem Schlosse im engern Kreise der verstorbenen Gräfin eingefunden; sie blieben auch jetzt nicht aus; umsoweniger, als in der Tat das Benehmen des Grafen die Besorgnis erwecken durfte, die Mutter hätte in seiner Seele recht gelesen. Man sah ihm eine große Unruhe an; man fürchtete allgemein, er würde Castellungo verkaufen und dann seine Religion wechseln. Wenigstens schiene ihm, sagte man, daran zu liegen, nicht allein nach Österreich zurückzukehren, sondern nur mit Paula, für welche es dann, so offen lag allen das bekannte Verhältnis mit Coni, eine letzte große Entscheidung geben müßte.

Des österreichischen Grafen vertrauliche Stellung zum Erzbischof hätte dem letztern in den Augen der Italiener schaden müssen, wenn nicht die alte Gräfin so beliebt gewesen wäre und seinerseits auch Bonaventura ein Anhalt der Freigesinnten. Schon mit dem Hirtenstab des Bistums Robillante hatte er gewagt, den Neuerungen Fesolottis den Kampf anzubieten. Als er dann zur Verantwortung für die Vorwürfe, die er den Dominikanern wegen Fra Federigo zu machen gewagt hatte, nach Rom vorgefordert wurde und, statt daselbst verurteilt zu werden, im Gegenteil von dort als Nachfolger Fesolottis heimkehrte, hatte er den mutigsten Kampf begonnen, den

ein Fremdling auf diesem gefahrvollen Boden nur wagen konnte. Dem Kollegium San Ignaz zu Coni entzog er sogleich eine Kirche, auf welche die damals noch nicht verbannten Jesuiten Ansprüche machten — er setzte bei den Stadtbehörden durch, daß diese ihn in seiner Weigerung unterstützten. Ein gewöhnliches Hilfsmittel der Jesuiten, das sie bei neuen Niederlassungen, um sich die Herzen der Umwohner zu gewinnen, anwenden, besteht in dem Schein der bittersten Armut, den sie sich geben. Plötzlich erschallt dann durch die Stadt die ängstliche Kunde, die unglücklichen Väter verhungerten hinter ihren Mauern. Nun rennen fanatische Sammler durch die Häuser und rufen um Hilfe. Mit dem gesammelten Gelde, den Speisen, den Kleidungsstücken bricht man fast gewaltsam in das Kolleg ein und findet in der Tat die armen Väter beim Gebet — verschmachtet, abgezehrt, vom gezwungenen Fasten wie leblos.*) Bonaventura bewies jedoch dem Rektor Pater Speziano, der dieselbe Komödie aufführte, und dem Magistrat der Stadt, daß das Kolleg aus dem Profeßhause in Genua eine regelmäßige Einnahme bezog, die weit über die Einkünfte der sämtlichen andern Klöster der Stadt zusammengenommen ging. Den Bischof von Pignerol zwang er, ein gehässiges Institut zu schließen; man entzog unter allerlei Vorwänden den Waldensern ihre Armenkinder, besonders ihre Waisen, taufte diese schnell nach römischem Ritus und gab sie nicht wieder heraus. Jedes uneheliche Kind der Waldenser gehörte schon ohnehin diesem „Ospizio dei Catecumeni". Als vorgekommen war, daß eine Gefallene, um ihr Kind zu behalten, sich auf die höchsten Spitzen des Monte Viso vor den Gendarmen geflüchtet hatte und Kind und Mutter im Schnee elend umgekommen waren, wallte Bonaventuras Zorn so auf, daß er nicht eher ruhte, bis jenes Ospizio geschlossen wurde. Das Verkommen im Schnee gehörte ja ohnehin zu den erschütterndsten Vorstellungen seines Gemüts; zumal, da seines Freundes, des Kardinals Vincente Ambrosi, Vater, ein Professor der Mathematik in Robillante (er erfuhr dies zu seiner höchsten Überraschung in Rom), seinerseits in der Tat eines solchen Todes im Alpenschnee verstorben war.

Von Genua aus (wohin sich Gräfin Sarzana begeben hatte, als sie wagte, wieder von den „Lebendigbegrabenen", in deren Kloster sie sich geflüchtet nach dem Attentat ihres Mannes auf Ceccone, ans Tageslicht zu kommen) wurde der Kampf mit den freisinnigen Richtungen Italiens erbittert geführt; Genua galt für die Pforte der Mazzinischen Einflüsse und des englischen Ketzertums. Fesolotti bot alles auf, die weibliche Bundesgenossenschaft der Jesuiten gerade in Genua zu mehren und zu kräftigen. Ein Orden, der sich offenheraus „Jesuitessen" nannte, „Töchter Loyolas", gestiftet vor zwei Jahrhunderten, hatte sich nicht erhalten können; Papst Urban VIII.

*) Vor einiger Zeit so zu Münster in Westfalen geschehen.

schaffte ihn schon 1631 ab. Aber unsere Zeit hat diesen Orden erneuert — vorzugsweise in den Damen vom Heiligen Herzen Jesu (Sacré Coeur). Diese leiten, scharenweise von Frankreich kommend, die Erziehung der vornehmen Stände und halten auch außerhalb ihrer Klöster Schulen für die ärmere Klasse; sie sind in weiblicher Sphäre das, was die Väter der Gesellschaft Jesu für die Erziehung in männlicher sind. Wo diese heiligen Schwestern vorangehen, folgen ihnen in noch nicht einer Generation ihre Brüder, die Jesuiten, nach. Sie bereiten ihnen den Weg; sie wecken in den Familien, bei allen Müttern, Vätern, Kindern, eine solche Sehnsucht nach diesen Ratgebern nicht nur der Seele für ihre jenseitige Bestimmung, sondern des ganzen auch diesseitigen Lebens, daß die Berufung der Väter nicht lange ausbleibt. Hierauf folgen in der Regel Umwälzungen in den Familien, in der Gesellschaft. Der süße Ton der Andacht, verbunden mit den feineren Rücksichten der Geselligkeit und Eleganz, führt dieser Kongregation des Sacré Coeur besonders alle jungen weiblichen Herzen zu. Mütter, oft die Sünden selbst bereuend, die sie begangen haben, glauben in ihren Töchtern durch zeitige Fürsorge alles nachholen zu können, was an ihnen selbst versäumt worden wäre. So strömte auch in Genua und Turin die weibliche Jugend den Herz-Jesu-Damen zu. Zweigvereine bildeten sich unter dem Namen der „Dorotheïnerinnen" bei den Frauen, der „Raffaëliner" bei den Männern, der „Leonhardiner" unter den Klerikern. Die obere Leitung aller dieser weitverzweigten und auf ein System gegenseitiger Überwachung (in den lieblichsten Ausdrücken, als: „Bewahre dir den Duft der geistlichen Blume zur einstigen festlichen Ausstellung am Altare!" d. h.: Lebe so, daß es dich nie verdrießen wird, in den Konduitenlisten von andern nach deiner geistlichen Aufführung beurteilt zu werden!) begründeten Genossenschaften hatten die Superioren der Jesuitenklöster. Denen gehörte das Beichtbedürfnis, Tod und Leben dieser Seelen und aller ihrer Angehörigen.

Die Stadt, das Land wußten, wie nahe der Erzbischof von Coni wiederum bei den äußersten Gefahren für seine Stellung angekommen war, als die neue Ära der Hoffnungen Italiens anbrach. Schon vorher war eines Tages Lucinde — sie zählte damals dreißig Jahre — in Coni erschienen und hatte, man sprach wenigstens so, dem Erzbischof aus Rom die ernstesten Warnungen gebracht. Die Leiden, die ihm dieser fast ein Vierteljahr dauernde Aufenthalt Lucindens in Coni zugezogen, gehörten seinem Innenleben an und konnten nur von wenigen verstanden werden. Graf Hugo war es, der die Gräfin Sarzana endlich aus der Gegend vertrieb; er erinnerte sie an Rück und den Mordbrenner Picard. Hier erst erfuhr die kleine Genfer Kolonie, daß Lucinde von hier nach einem Abend verschwunden war, wo auf Castellungo im Kreise der alten Gräfin, die eine Konvertitin nur widerstrebend empfangen hatte, die Rede

auf Hubertus gekommen, der noch im Silaswalde beim Eremiten Federigo leben sollte. Man hatte erfahren, daß Hubertus einen der Verräter der Bandiera entdeckt und in seinem wilden Zornesmut gerichtet haben sollte — einen Belgier oder Franzosen, den die Emigration aus London abgesandt hatte, um von Korfu aus die Bandiera zu unterstützen. Viele behaupteten — erst jetzt erfuhren dies die alten Bewohner Witoborns — daß dieser Genosse Boccheciampos kein andrer als jener Jean Picard gewesen, der ohne Zweifel den Schloßbrand in Westerhof angelegt hatte und damals spurlos verschwunden war.

Als auch jetzt wieder diese alten Dinge zur Sprache kamen, schien dem Obersten, Monika und Hedemann Lucindens Zusammenhang mit diesen Vorgängen erwiesen zu sein. Graf Hugo lehnte die Aufklärungen ab, die von ihm gegeben werden konnten. Man drängte in ihn. Erst als sogar Terschkas Name als dessen, der jenen Picard der Emigration empfohlen und später vom Scheitern der Expedition Vorteile gezogen haben sollte, mitgenannt wurde, brach man von den dunkeln, Monika, den Obersten und Armgart erschreckenden Vorgängen ab. Über Gräfin Sarzana erfuhr man, daß ihr Mut, ja ihre Keckheit, auf Castellungo zu erscheinen, ihr teuer zu stehen gekommen war. Paula hatte sie mit Artigkeit behandelt, der Graf aber nur als eine Störerin der Ruhe seines Freundes Bonaventura, und vollends wandte die alte Gräfin einer Apostatin den Rücken. Statt ihrer erschien dann die rechte Hand Fesolottis selbst, der Abbate Sturla aus Genua. Die Welt erzählte sich, daß Sturlas erster Besuch beim deutschen Erzbischof einige Stunden gedauert hatte, und daß er bei diesem eine Aufregung hinterließ, die den in so seltsam fremdartige Lebensverhältnisse Geschleuderten mehrere Wochen aufs Krankenlager warf.

Bald nach Sturlas Abreise gingen dunkle Gerüchte von einer neuen Reise des Erzbischofs nach Rom, ja von baldiger Niederlegung seiner hohen Kirchenwürde, von seinem bevorstehenden Eintritt in den Benediktinerorden und seinem Übergang in ein deutsches Kloster. Da brach die neue Ära an. Abbate Sturla, der inzwischen in Turin und Mailand gewesen — auch in dieser letztern alten Stadt war der Erzbischof ein Deutscher*) — und über Coni nach Genua zurückkehren wollte, predigte in Robillante. Am Schluß seiner Rede erlaubte er sich über das in wenig Wochen umgewandelte Rom zu sagen: „Laßt uns beten für das Seelenheil des Heiligen Vaters! Laßt uns beten, daß Gott ihn vor dem Schicksal, ein Atheist zu werden, bewahren möge!“ Da verlangte Bonaventura, daß der Bischof von Robillante dem Abbate die Kanzel verbot und zeigte den Obern desselben in Genua an, Sturla schiene ihm wahnsinnig zu sein und müßte angehalten werden, sich Geistesübungen zu unterwerfen. Der

*) Gaisruck.

Jesuit floh mit der wachsenden Bewegung nach Frankreich und Spanien.*)

Nach einer wilden, an Hoffnungen und ebenso vielen Täuschungen reichen Zeit, wo namentlich Graf Hugo in der größten Aufregung lebte und unter dem Druck seines politischen Doppelverhältnisses bis zu sichtlicher Verzweiflung litt, war Sturla der erste, der wieder in Genua die alten Umtriebe begann. Noch ehe die Franzosen im Kirchenstaat landeten, erhob die Reaktion ihr Haupt. Was sich zwei Jahre lang wie die Schwalben im Sumpf versteckt gehalten hatte, flog jetzt auf. Die Dorotheïnerinnen hatten sich in Pisa, in der Nähe von Florenz, niedergelassen. Die Leonhardiner suchten die Priester für das Gelübde der „Ignoranz" zu gewinnen. Die Raffaeliner waren jene süßliche Bruderschaft, die dem Rosenbunde Schnuphases entsprach, sich und andere als Blume pflegte und begoß und die kleinen Insekten der Fehler und Sünden, die etwa dem Wuchs der Nachbarblüte gefährlich werden konnten, in Form von Angebereien, letztere in kleine beschriebene Zettel gewickelt, in eine monatlich am Altar aufgestellte Büchse warf. Diesen Bündnissen gehörte der mächtigste Einfluß auf die politischen Wahlen für Staats- und Gemeindeleben. Nach Toskana kehrte eine Dynastie zurück, die sich gelobte, nur die Jesuiten walten zu lassen. Jede Bibel, die in eines Katholiken Hand gefunden wurde, wurde verbrannt. Pater Speziano wagte aus der Schweiz nach Coni zu schreiben, er würde mit acht Priestern, fünf Scholaren und sieben Laienbrüdern zu San Ignazio wieder einziehen und getrost das Martyrium des Kerkers erdulden. Auch in diesem freisinnigen Staate sollten Beichtstuhl, Schule, Pensionat, Universität, Oberaufsicht der Nonnenklöster, Missionspredigt, alles zu einem äußersten Kampf den Fehdehandschuh hingeworfen erhalten. Nun war Rom gefallen und die Einnahme der ewigen Stadt das Signal für die Rückkehr aller alten Positionen Fesselottis.

Das Interesse an Ruhe und Ordnung blieb allerdings bei den Possidenti das überwiegende; selbst bei den Waldensern, größtenteils fleißigen und wohlhabenden Bauern. Verwünschungen genug wurden gegen Garibaldi ausgesprochen, der einen Widerstand, der unnütz gewesen, durch das Sprengen der Tiberbrücken um einige Tage hatte verlängern wollen. Allabendlich las man die Schilderungen im „Monitore Romano", wie die einrückenden Soldaten zwar mit dem Zischen und dem Ruf: „Nieder mit den Pfaffen! Nieder mit den Fremden!" empfangen worden wären, aber das Drama der Befreiung Italiens von äußern und innern Feinden hatte doch fürs erste ausgespielt. Die Verteidiger Roms hatten den Versuch gemacht, sich nordwärts durchzuschlagen. Dort kamen ihnen die Kolonnen der Österreicher entgegen. Man erstaunte, wie Garibaldi die Trüm-

*) Tatsachen.

mer seines kleinen Heeres noch bis nach San Marino hatte führen können, wo sich dann alles auflöste und jeder wohin irgendmöglich zu entkommen suchte.

Die ersten Akte der wiederhergestellten Priesterherrschaft wurden oft besprochen. Die flüchtigen Jesuiten, so hörte man, waren im Al Gesù wieder eingezogen. Statt des „Monitore" erschien wieder das alte zensurierte „Diario". Auch Gräfin Sarzana, las man, war nach Rom zurückgekehrt. In den Totenlisten, die allmählich bekannt wurden, befand sich in der Tat ihr Gatte als Gefallener. Und eines Abends wurde unter den Verwundeten auch Cäsar von Montalto genannt.

Die Gesellschaft befand sich gerade am Vorabend des Bonaventuratages, wo in erster Morgenfrühe der Graf, Armgart und Paula nach Coni reisen wollten, im großen Speisesaal, als aus den Zeitungen diese Nachricht vorgelesen wurde. Das Gespräch war bunt durcheinandergegangen. Einigen Gutsbesitzern der Umgegend, die von Monikas Stellung zur Kirche keine Vorstellung hatten und von Hoffnungen sprachen, die man noch auf Se. Heiligkeit und dessen persönlichen guten Willen setzen dürfte, hatte diese geradezu erwidert: „Solche Menschen sollen erst noch geboren werden, die, wenn sie von Natur eitel sind, ertragen, daß man ihnen auch nur eine einzige ihrer gewohnten Huldigungen entzieht —! Solche Naturen schmollen ewig. Sie sind wie die Koketten, die uns ein Wort über ihren Teint nicht vergeben können, wie die alten Sängerinnen, denen man den Rat gibt, nicht mehr im Salon zu singen. Von dem erwarten Sie nichts mehr!" — Paula war wegen Bennos aufgestanden. Armgart erblaßte sogleich und saß still in sich versunken. Graf Hugo nahm die Zeitungen, aus denen Baldasseroni vorgelesen hatte und wiederholte voll Schmerz: „Also — Cäsar Montalto — verwundet!" — Der Vater, die Mutter sahen auf Armgart. Man konnte zum Glück hinter der Teilnahme für eine Störung, die dem Grafen wurde, die Betroffenheit verbergen.

Diesem hatte man eben einen Brief überbracht, mit dem Hinzufügen, auf der Terrasse draußen harrte der betreffende Herr, der ihn abgegeben, und wünschte, den Grafen selbst zu sprechen. Graf Hugo hatte die wenigen Zeilen des Billetts wieder und wieder überflogen und stand halb auf dem Sprunge, zu gehen, halb kämpfte er mit sich, zu bleiben — ob aus Teilnahme für Benno, ob aus Interesse für Armgart oder vor Erstaunen über den Brief, ließ sich nicht unterscheiden. Erst auf Paulas an ihn gerichtete Frage, wer ihn so spät noch zu sprechen käme, faßte er einen Entschluß. Der sonst so Aufmerksame erwiderte nicht einmal seiner Gattin. Wie abwesend verließ er den Saal.

Die übrige Gesellschaft fand in alledem kein Arg und blieb noch beisammen. Angeregt plauderte man durcheinander, auch nachdem Paula und Armgart sich entfernt hatten. Stumm, doch innig teil-

nehmend hatten ihnen die Eltern nachgeblickt, blieben aber um so mehr im Saale, als jetzt auch der Graf fehlte.

Nur durch einige Zimmer brauchten die Freundinnen zu gehen, um auf eine Altane zu treten, von wo sich in den Garten blicken ließ. Es war ein milder Juliabend, der nach der brennenden Hitze des Tags die sanfteste Kühlung brachte. Der Mond, dessen vollen Strahlenerguß Paula immer noch vermied, war im abnehmenden Licht. Nur die Sterne erhellten die stille Nacht und weckten, wie sie so dicht auf der Höhe der Seealpen lagen, Sehnsucht in die Ferne, Sehnsucht nach dem großen jenseitsliegenden Meer. Die Terrasse, auf die Graf Hugo hinausgerufen worden, lag unter der Altane zur Seite und stieß an ein offenes Gewächshaus, in das man eintreten konnte, um sich, wenn man wollte, dort auf Ruhebänken behaglich niederzulassen.

„Benno verwundet —!" sprach jetzt Paula und zog liebevoll die tiefergriffene Freundin an die Brust. — „Alles geht hin —! Was bleibt übrig!" hauchte Armgart leise und schien gefaßt. — „Wird er denn auch gleich sterben?" lehnte Paula ab. — „Ich begrub ihn längst —" erwiderte Armgart und kämpfte mit sich, nicht, wie sie sagte — „töricht" zu erscheinen. Eine Träne aber perlte aus ihrem Auge. Die Freundin küßte ihre Stirn. So lagen sie eine Zeitlang aneinandergelehnt.

Vom Saale herüber erscholl wieder die lebhafte Unterhaltung der Gesellschaft. Armgart, um mit Gewalt die Gedanken an Benno zu verscheuchen, begann: „Wie wird dir's wohl tun, wenn du wieder in deinem Hause in Coni bist! Ich glaube nicht, daß dir für immer die hiesige Welt behagen könnte." — „Der Graf und ich," erwiderte Paula, „wären dennoch im Gegenteil lieber hier. Aber müssen auch wir nicht in Coni um den Freund bange sein? Oft ist uns, als könnte sein Lebenslicht in einer Nacht erlöschen." — „Nenne sie nicht beide zusammen!" fiel Armgart ein. Dann schwieg sie lange und sagte entschuldigend: „Benno liebte fast zu sehr seine Mutter. In ihr liebte er Italien. Italien ist aber wie ein Gift —! O diese Mutter! Sie trägt die Schuld an allem. Sie wird ihn jetzt getötet haben." — Paula hörte, was schon so oft von den Freundinnen besprochen worden. Sie kannte die Mutter Bennos nur aus den Schilderungen, die Bonaventura und Lucinde von ihr gegeben. Die aus dem Munde der letztern gekommenen waren wenig vorteilhaft für die Herzogin von Amarillas — auch Angiolinens, ihres Kindes Schicksal hinderte den Grafen, mit besonderer Anerkennung von ihr zu sprechen. Alles das waren schmerzliche Erinnerungen, wehmütige Vorstellungen für beide.

Armgart bekämpfte sich, schwieg und setzte sich, ihr Haupt aufstützend, auf einen der gußeisernen Sessel, die unter einem zeltartigen Dach von gestreiftem Zeuge standen. Nach einer Weile fragte sie: „Wer mag denn den Grafen so spät noch abgerufen haben?" —

Man entdeckte den Grafen nicht. Vielleicht war er weiter hinaus in den Garten gegangen, der offen, in nächtlicher Stille und mit seinem berauschenden Dufte vor ihnen lag. Paula sagte, sie brauchten über das Verbleiben des Grafen keine Besorgnis zu hegen; sie setzte sich zu Armgart, die es beklagte, dem Erzbischof zu morgen kein würdiges Geschenk bringen zu können. Wohl mochte sie inzwischen an den Aschenbecher gedacht haben, den sie einst Benno verehrt —! „Dich selbst wiederzusehen, wird ihm die liebste Gabe sein!" sagte Paula. — „Wie fürchte ich seine Begegnung mit meinen Eltern!" fuhr Armgart fort. — Paula bestätigte die Begründung dieser Furcht, wenn sie sagte: „Oft spricht der Freund: Auch wenn zwei dasselbe sagen, ist es darum doch noch nicht dasselbe!" Sie deutete damit den verschiedenen Grund an, auf welchem von beiden Parteien das Wesen der Kirche verbessert werden sollte, setzte aber begütigend hinzu: „Aber auch mein Glaube ist schon längst, daß alles, was wir zu sehen und zu begreifen wähnen, eine Täuschung ist. Ist das ein Haus? Sind das Berge? Wir nennen es so." — „Das meine ich nicht!" widersprach Armgart. „Die Sinne, die uns nun einmal gegeben sind, sind unsere sichersten Wegweiser. Wir haben gar kein Recht, ihnen zu mißtrauen. Was sie sagen, ist für uns wahr! Gibt es eine andere Wahrheit, so kommt sie uns nicht zu." — „Waren es die gewöhnlichen Sinne, die mich einst bei wachem Auge schlafen und wachen ließen bei geschlossenem?" entgegnete Paula. „Damals als dem heiligen Stuhl meine Angelegenheit vorgelegt und mein Zustand verurteilt wurde, glücklicherweise ohne Nachteil für Bonaventura, habe ich ein Heft in die Hand bekommen, wo vieles verzeichnet stand, was ich gesprochen haben soll. Als ich das alles las, war mir's wie einem Menschen, der sich an den Glauben gewöhnen soll, schon einmal vor seiner Geburt gelebt zu haben. Das glauben auch freilich viele und trauen dem Schöpfer die Armut zu, mit dem Stoff, woraus er Menschen bildet, so sparsam umgehen zu müssen." Armgart gedachte lächelnd des Dechanten, dem sie Gleiches gesagt, als er sie einst in einen Vogel verwandelt prophezeite. — „Ich las damals," fuhr Paula fort, „daß aus mir heraus eine Macht gesprochen hat, die Frau von Sicking die des Teufels nannte. Meine angebliche Wunderkraft, die Kraft des Gebets, verlor sich in der Tat; schlimme Sagen wurden über mich verbreitet wegen Herrn von Asselyns, und als ich gar den lutherischen Grafen ins Land zog, erlosch der Glaube an mich ganz. Nun sah ich, was mein Traumreden war; es war die stille Ansammlung von tausend unausgesprochen in mir lebenden Urteilen und die für sich selbst fortarbeitende Unruhe des Geistes, der seine Eindrücke wider Willen freigab. Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Warum? Weil ich eine Welt haben wollte für mich und für Bonaventura. Ich sah die Kirchenväter; sie schlugen andere Bücher auf, als die wir kennen, lesen und in ihren Weisungen befolgen sollen. Zumal aus der Seele deines

Vaters sprach ich Dinge, die ich glaube jetzt auch ohne Hellschlaf verkünden zu können — freilich fehlt mir dazu jetzt der Trieb. Die Sprache, die deine Mutter redet, ist die nicht, die ich dann wählen möchte. Doch glaube mir, Armgart, auch der Erzbischof denkt wie deine Eltern; oft verheißt er Zeiten der größten Umgestaltung — nur müßte die Kraft, die sich dann bewähren würde, eine gesammelte und vorbereitete sein. Rüste dich, manches an ihm zu entdecken, was dich überraschen wird —!" — „Dem Gedanken, meine Eltern zu versöhnen," sagte Armgart, „habe ich meine Jugend geopfert und es scheint, mein ganzes Leben wird noch diesem Opfer nachfolgen müssen. Trennen kann ich mich nicht mehr von dem milden und gütigen Sinn des Vaters und dieser wieder besitzt in der Mutter alles, was ihm sein Leben noch zur Freude macht. Was ihn sonst an ihr verletzte, gerade das ist jetzt seine Erhebung geworden. Beide sehe ich treuverbunden und darum trage ich alles und murre nicht und durch Schmeicheln helfe ich mir oft mehr, als durch Worte. So hoffe ich, komme ich auch mit dem Erzbischof aus, der mir ohnehin zu allen Zeiten mehr streng als nachsichtig war." Diese Voraussetzung suchte Paula der Freundin liebevoll auszureden und umarmte sie. Beide standen schön und schlank im Abendlicht. Paula schien kleiner — doch war die Höhe der Freundinnen gleich. Paula küßte Armgarts Stirn. „Wie vieles von dem, was ich in meiner Krankheit sah, ist doch eingetroffen," sagte sie, „und nur das eine — ein Bild, wo ich dich und Benno immer nur verbunden erblickte, traf nicht zu —!" — „Du sahst mich mit ihm auf Felsen," entgegnete Armgart, „sahst mich mit ihm am Ufer des Meeres. In jeder Gefahr war ich ihm zur Seite. Ist das nicht alles eingetroffen? Jetzt — bin ich wieder bei ihm und bald — — bald —" — „Armgart —!" unterbrach Paula die düstere Erwartung und zog die Freundin an sich, der ein Strom von Tränen entquoll. Dann entwand sich Armgart mit stürmischer Gebärde und trat an den Rand der Altane, um ihr Haupt auf die hohen Vasen der Blumen zu legen.

Eine Weile dauerte Paulas beruhigendes Streicheln der Stirn, der Wangen und der Hände der Freundin. Ein leichter Abendwind erhob sich und brachte noch würziger die Düfte der Rosen und Orangen näher. Nun wandte sich Armgart und erinnerte, daß sie schon in aller Frühe aufbrechen müßten. Sie wollten zur Ruhe gehen. „Da ist der Graf —!" unterbrach sich Paula im Gehen und deutete auf den Garten. Armgart entdeckte unter den dunkeln Schatten des Schlosses, heraustretend aus einem Boskett von Lorbeerbüschen, die mit hochstämmigen Kamelien durchzogen waren, den Grafen mit einem Begleiter. Kaum hatte sie hingeblickt, so stieß sie einen unterdrückten Schreckensruf aus und sagte: „Das ist ja — Terschka!" — Paula hatte Terschkas Bild im Gedächtnis fast verloren und lehnte die Richtigkeit der Erkennung ab. Aber Armgart versicherte: „Er ist es! Verlaß dich! Das ist sein Gang! Das

seine Art, mit den Händen zu fechten!" — „Der Dämon seines Lebens —!" sprach Paula dumpf und mit einer Teilnahme für den Grafen, wodurch sich die Macht verriet, welche inzwischen die Gewöhnung über ihr Herz gewonnen hatte. Sie konnte nicht liebevoller von einer Gefahr für Bonaventura sprechen, als jetzt von einer für den Gatten.

Der nächste Gedanke an eine für den Grafen zu befürchtende persönliche nächste Gefahr konnte nicht anhalten. Der Graf ging ja ruhig. Nur der dunkle kleine Schatten neben ihm schwankte — Jetzt standen die Wandelnden still. Armgart fuhr von einigen hohen Kaktustöpfen der Balustrade zurück, die sie verbargen — sie erbebte vor dem Blick, den Terschka durch das Dunkel der Nacht herüberwarf. „Was kann er wollen?" fragte Paula ängstlich erregt. Die Freundschaft, die sie für ihren Gatten empfand, ließ sie mit einem Blick die moralischen Gefahren übersehen, die im Gefolg einer solchen Wiederbegegnung eintreten konnten. Daß Terschka zu den Jesuiten zurückgekehrt war und vielleicht in Freiburg, wo noch vor kurzem Hunderte der vornehmsten Adeligen erzogen wurden, streng, doch mit offenen Armen, vorläufig — als Lehrer der Reitkunst aufgenommen wurde, hatte Graf Hugo selbst gesagt. Aber unmittelbar nach Terschkas vorausgesetzter Rückkehr zum Orden brachen die Ereignisse an, in deren Folge die Jesuiten von Freiburg wieder verjagt wurden. Paula kannte jetzt alles, was einst Pater Stanislaus im Auftrag des Al Gesù bei ihrem Gatten hatte sein sollen; gerade diese Gedankengänge hatten so oft Veranlassung gegeben, im kirchlichen Glauben das Echte vom Falschen zu unterscheiden und Bonaventuras Entrüstung über die seelenmörderische Tätigkeit der Jesuiten zu teilen. Paula wußte, daß jetzt die verführerischen Pläne des Paters an ihres Gatten gesundkräftiger Natur und an Terschkas mangelnder Selbständigkeit scheiterten. Was er wäre, hatte der Graf oft zu Paula gesagt, verdankte er dem Leben und dem Tode Angiolinens, dann freilich vorzugsweise dem einen Tage, den Bonaventura mit ihm auf Schloß Salem zugebracht. Verließ sich auch Paula auf die Wahrheit dieser Worte, so war doch schon lange ein trüber Stillstand in des Grafen Leben eingetreten. Nun kam Terschka wieder —! Paula geriet in die heftigste Erregung. „Sieh, wie friedlich beide nebeneinander gehen! Ausgesöhnt! Und dem Walde zu!" sagte sie voll Bangen. Armgart machte sie darauf aufmerksam, daß eben auch der Barbe Baldasseroni und der Älteste der Waldenser denselben Weg zum Walde gingen. Im untern Schloß wurde es überhaupt lebendig; die Gesellschaft trennte sich, die Dienerschaft war nach allen Richtungen hin in Bewegung.

Armgart, die für ihren Teil nicht weniger Ursache hatte, vor Terschkas Wiederkehr zu erschrecken, hatte anfangs das Bedürfnis, sofort die Eltern in Kenntnis zu setzen, dann unterließ sie es aus Besorgnis, die Nachricht könnte diesen die Nachtruhe rauben. Aber

zu Paulas Beruhigung zog sie zwei Diener ins Vertrauen, die sie beauftragte, in einiger Entfernung dem Herrn und seinem Gast zu folgen. Der Abendwind wurde frischer; sie sollten dem Grafen und seinem Besuch zur Verhütung einer Erkältung Mäntel nachtragen. Armgart zog die Freundin in ihr Schlafgemach, dessen Türen auf die Altane hinausgingen. So lange wollte sie bei ihr bleiben, bis der Graf zurück wäre. Schon allein das Bedürfnis, sich über die gebundenen Stimmungen ihrer Seelen auszusprechen, mußte beide wach erhalten.

6. An der Hütte des Eremiten.

Es war Terschka in leichtem, unpriesterlichem Reisekleide, der den Grafen um einen unbemerkten Empfang gebeten und ihn draußen auf der Terrasse begrüßt hatte.

Die Ruhe, welche die Frauen am Grafen beobachtet hatten, kam von dem innersten Erkaltetsein her, womit dieser dem enthusiastischen Gruß und der beredsamen Darstellung eines abenteuerlichen Irrgangs durchs Leben vom Tage seiner Abreise nach Amerika an bis zum gegenwärtigen Augenblick gefolgt war. „Damals als ich Ihnen riet: Greifen Sie die Urkunde an! Sie ist falsch! Lassen Sie jene Lucinde verhaften! konnte alles noch anders werden; aber Sie folgten mir nicht!“ — Statt aller Antwort auf diese Bemerkung entgegnete der Graf nach einer längeren Pause: „Es geht Ihnen also schlecht, Terschka! Wenn ich Ihnen dienen kann, so sagen Sie es nur! Ich bin reich. Vor kurzem starb auch Mama. Verfügen Sie über mich!“

Terschka kannte diese Manier eines vornehmen Ausweichens und Ablehnens näherer Beziehungen, fürchtete sie und erwiderte nach einer Weile: „Graf, das ist alles zu spät! Was ich brauche, brauchen darf, das habe ich ja. Ich muß arm bleiben, wie mein unseliges Gelübde befiehlt. Ich kann nicht mehr zurück — ich muß bleiben, was ich war und — wieder geworden bin!“ — „Also wieder Katholik, Priester, Jesuit — und haben in dieser wilden Zeit — wo? — gelebt?“ — „In Tirol!“ — „Ich hörte so etwas!“ — „Unter fremdem Namen leitete ich die Erziehung der Söhne eines Grafen von Wallis.“ — „Versteckten sich bei den Gemsen und auf den Eisfeldern der Tauern! Hören Sie, da taten Sie recht. Man sagte mir, daß Ihre alten Freunde in London einige Dolche für Sie geschliffen hatten, die Ihnen den Tod der Brüder Bandiera heimzahlen sollten.“ — „Sprechen auch Sie diese Verleumdung nach?“ wallte Terschka auf und begleitete seine Rede mit den heftigsten Gestikulationen, die für einen Kenner der menschlichen Seele nicht zu seinen Gunsten sprachen. — „Durch wen sollte die Erhebung von Porto d'Ascoli zu einer Espèce Räuberfeldzug gemacht werden?“ entgegnete der Graf mit Schärfe und wiederholte, was ihm durch Bonaventura und Bennos frühere Briefe erinnerlich geblieben. „Durch einen gewissen Bocheciampo und Ihren Jean Picard, den Mann

von Witoborn und Schloß Westerhof! Von London hatte man dies Subjekt nach Korfu geschickt, um an jener Expedition teilzunehmen! Aber das Experiment mißlang. Der Einfall fand in Kalabrien statt. Dennoch ereilte die Nemesis einen Ihrer Abgeordneten durch den Bruder Hubertus, der Ihnen, so höre ich, schon in Westerhof eine so unheimliche Erinnerung an die Ursprünge Ihres Daseins gewesen sein soll. Was hatten Sie denn schon in Westerhof gegen den Mönch mit dem Totenkopf, den ‚Bruder Abtöter', dem Sie überall auswichen? Nun, Ihren Sendling soll er wie den Grizzifalcone in Rom bedient haben. Daß doch noch die Italiener manchmal vor uns Deutschen Respekt bekommen!" Der Graf hatte die Anklage ausgesprochen, wie sie Terschka seit einigen Jahren verfolgte; die Anklage, die ihn nach Amerika getrieben; die ihn zuletzt, aus Furcht vor den Flüchtlingen in Genf, die Pforten des Asyls von Freiburg wieder aufsuchen, ja in den Zeiten der entfesselten Revolution sich vor aller Welt verbergen ließ.

„Man verlangte damals für die Bandiera," begann Terschka seine Verteidigung, „entschlossene und verzweifelte Männer. Ich schickte einen solchen. Es war ein Mensch, der mir in London, ich gestehe es, unbequem geworden war. Ich habe Ihnen nie daraus ein Hehl gemacht, daß, ohne meine Schuld, meine erste Jugend abenteuerlich gewesen. Jetzt führte mich eine zufällige Begegnung mit einem Menschen zusammen, der sich an mich klettete, mich auspreßte, belästigte in jeder Weise. Ich wußte ihm nichts zu bieten, als das Handgeld der Verschwörer. Noch mehr, ich suchte diesen Picard zuerst in Londons Tavernen aus freien Stücken auf; ich war ihm als dem Brandstifter von Westerhof auf der Spur. Zwar leugnete er seine ruchlose Tat, vermaß sich seiner Unschuld hoch und teuer — doch setzte ich ihm — in Ihrem Interesse, Graf — so lange zu, bis ich ohne Zweifel der Wahrheit über den Schloßbrand auf den Grund gekommen wäre, wenn Sie mir nicht die dringende Aufforderung geschrieben hätten, den Gegenstand fallen zu lassen —!" — „Hm! Sie wußten, daß es ein Gauner war," entgegnete der Graf, „und empfahlen ihn dennoch jenen Flüchtlingen, deren Partei ich nicht nehme, die aber, meine ich, in ihren Reihen einige brave Menschen zählen. Empfahlen ihnen einen Kerl, der ganz gewiß jener Diener auf Westerhof war, Dionysius Schneid, für welchen eigentlich Hubertus hätte verantwortlich gemacht werden müssen. Aber dieser Ihr alter und zuweilen nicht recht zurechnungsfähiger Protektor Ihrer Jugend, einer unter Räubern zugebrachten Jugend —" „Graf —!" unterbrach Terschka mit verdrossener Gebärde und hielt, vorauseilend, beide Hände an die Schläfe, als könnte er Dinge nicht hören, die — das Mal auf seinem Arm erglühen machten. — „Nun, nun, beruhigen Sie sich!" rief ihm der Graf nach und folgte langsam. „Mein Vorwurf trifft nur die Möglichkeit, wie Sie Ihren Freunden in London einen notorischen Bösewicht haben empfehlen können!" — „Meinen

Freunden!" wiederholte Terschka und lachte laut auf. „Was ist denn mir, was war denn mir diese Freiheit Italiens! Was sind mir diese Aufstände und Bewegungen! Ich bin halt an meinem Bedürfnis, andere froh und glücklich zu machen, zugrunde gegangen. Mein Ehrgeiz war ja schon befriedigt, wenn ich nur unter dem Schein der Freundschaft so viele Jahre Ihr Bedienter war! Protestieren Sie nicht dagegen, Graf! Ich liebte die Geselligkeit, habe die Rechte, die sie gab, nie mißbraucht, ich lebte ihren oft sehr schweren Pflichten. Sie haben es gesagt, das unglückliche Gespenst meiner geringen Herkunft ist es, das mich überall verfolgt. Sie haben sich gut erinnern —; ich gestand es Ihnen ja selbst — damals, als Sie sich von dem lieblichen — Kinde in Zara nicht trennen konnten!" Terschka sah den Eindruck seiner an dieser Stelle in Weichheit übergehenden Stimme. Der Graf stand still. Ein stürzendes Bergwasser begrenzte den Garten. Eine Erlenbrücke führte hinüber. Sinnend beugte sich der Graf über die weißen Stämme der Brücke und blickte in die rauschende Flut.

Terschka verstand seinen Vorteil. Er fuhr mit melancholischem Tone fort: „Oh, Angiolina, wenn du, du noch lebtest! Dein fröhlicher Sinn verbannte alle Kopfhängerei! Nie würde dein alter, verwitterter, lebensmüder Freund Terschka so tief in Elend geraten sein! Ach, Graf, oft höre ich noch Angiolinen weinen — aber öfter noch lachen. Wie das Mädchen lachen konnte — die Angiolina — wie sie halt immer wieder gut machte, was ihre Wildheit zerstört hatte! O Graf, um Angiolina schone ich ihren Bruder — noch vor drei Tagen sah ich ihr Bild wie zum Verwechseln vor mir — in einem wunderschönen Mädchen in Genua — nein, in den Zügen dieses — mir immer so impertinent gewesenen Bruders —!" — „Sie sahen — Montalto?" erhob sich der Graf, anfangs entrüstet über die Möglichkeit, ihm wieder Verführungsbilder vorführen zu wollen, dann sich bekämpfend, vom Geländer der Brücke. „Wo? Er soll ja verwundet sein —" — „Sie wissen nicht, daß er in Coni beim Erzbischof ist?" — „Benno von Asselyn? — in —?" — „In Coni! Auf meiner Fahrt von Genua hierher begegnete ich ihm. Vor wenig Tagen. Damals glaubte ich nicht, daß er den nächsten Tag erleben würde. Er ist schwer verwundet, verlassen Sie sich, in Coni —" Der Graf geriet in die höchste Aufregung. Dachte er auch nur allein an die morgende Fahrt nach Coni, so war Grund genug vorhanden, sich sofort zur Umkehr zu wenden und wegen Armgarts noch mit Paula und mit Armgarts Eltern zu sprechen.

„Aber bitte!" rief Terschka und ergriff die Hand des Grafen. „Lassen Sie mir diese letzte Stunde ungeteilt! Es ist die letzte — meiner Freiheit! Graf, lassen Sie uns so nicht scheiden! Ich bin eine elende Ruine, zugrunde gerichtet, für ewig verloren. Sehen Sie wohl, das ist mein Unglück, ich kann ohne die Vorsehung anderer Menschen, ohne eine Kette nicht leben. Eine Kette — ach wie ist

die meine so unendlich lang — und — wie schwer, wie schwer ist sie geworden —! Erst als ich in Genua Angiolinen wiederzusehen glaubte —" — „Schweigen Sie —! Also Sie sind in der Tat Pater Stanislaus wieder geworden!" sagte der Graf trotz seiner Aufwallung nicht ohne die Absicht, die Empfindung des Mitleids zu verraten. — „Die Fessel der Jesuiten ist dehnbar, aber sie reißt — nie! Das sagte mir damals mein General, als er mich entließ —" — „Um mich, mich zu bekehren —!" fiel der Graf ein. „Und Sie fangen in Ihrer Art schon wieder an —!"

Eine dumpfe Pause folgte, eine öde Stille. Nur die Blätter der Bäume fingen mächtiger zu rauschen an. „Sie Armster gehen also wieder nach Rom!" begann endlich der Graf. — „Zum Gericht!" fiel Terschka ein. — „Und kommen jetzt?" — „Von Genua —" — „Da sahen Sie — Benno von Asselyn!" — „Auf dem Wege nach Coni. Ich sprach ihn nicht. War er in Witoborn doch schon mein Todfeind. Eben sah ich ja Armgart — oben auf der Altane. Graf, es wird kühl. Schließen Sie Ihr Kleid. Armgart wird erstaunen — ‚ihren Benno' wiederzusehen —!" — Die nächtlichen Wanderer standen am Eingang zu einem sich mächtig ausdehnenden Eichenwald, wo sich die noch unzerstörte Einsiedelei des Eremiten befand. Eben schritten in die sich mehrende Dunkelheit der Pfarrer und der Gemeindeälteste hinein. Mit einem Salute! — Buon viaggio! erwiderte der Graf ihren ehrerbietigen Gruß. Die Wanderer hatten bis zu ihrem Gebirgstal eine weite Strecke.

Terschka hatte sich abseits gewendet, um nicht erkannt zu werden. Denn in früheren Jahren war er ja hier oft gewesen, und geredet wurde von ihm noch immer. „Werden Sie denn auch für diese Schwärmer," fragte er den Vorausgehenden nachblickend, „ebenso ein Protektor sein, wie Ihre Mutter?" — „Die Gesetze protegieren sie," entgegnete der Graf und sah, immer nur Bennos gedenkend, nach der Uhr. — „Man sagt, daß Ihre Freundschaft für den Erzbischof von Coni — Ihre Zärtlichkeit für — Ihre Gemahlin jetzt vielleicht — nach dem Tode — Ihrer Mutter —" Der Graf hörte nicht auf diese Indiskretionen. — „Warum bin ich nur so feige und töte mich nicht selbst!" unterbrach sich Terschka mit wilder Gebärde und wollte ohne Zweifel gewaltsam den Grafen aus seinem fortgesetzten Brüten wecken.

„Es erwartet Sie also wirklich in Rom die ganze Strenge Ihres Ordens für Ihre Flucht?" fragte der Graf, mit zerstreuter Teilnahme auf diese heftigen Worte hörend. „Werden Sie wohl in einer dunklen Zelle zubringen müssen mit einem Totenkopf auf Ihrem Betpult, oder mit dem Bild einer — verwesenden Leiche in Ihrem Bett —?" Terschka schwieg zur Wiederholung von Tatsachen, die er selbst erzählt hatte. „Das sind doch in der Tat kindische Dinge. Auch habe ich gehört, daß Sie Ihren Übertritt, Ihren Verrat am Orden, wenn Sie wollen, als eine wohlberechnete Strategie darstellen dürfen,

ein Mittel, desto besser zu Ihrem Ziel zu gelangen —" — „Was war — denn mein Ziel?" fiel Terschka mit zustimmendem Aufhorchen ein. Der Graf ahnte, was in dem unverbesserlichen Intriganten, der nur eine kurze Zeit der Besserung gehabt, als er Monika kennen lernte, vorging. Er bereute schon diese Andeutung gegeben zu haben. Aber Terschka, anfangs lebhaft beginnend, dann seine Stimme dämpfend, als könnten die Blätter der immer bewegter werdenden Bäume seine Worte weiter tragen, sagte: „Sie werden in diesem Tal, in diesen öden Wäldern nicht ewig bleiben wollen! Ihre Liebe — zu den Waffen wird sich wieder regen, zumal wenn Sie sehen, daß eine Zeit kommt, wo nur noch die Waffen die Welt regieren. Oft schon sind Ihnen glänzende Anerbietungen zum Rücktritt in die Armee gemacht worden. Ihre Lage, zweien Staaten angehören zu sollen, zweien zumal, die sich unausgesetzt befehden werden, wird Sie zuletzt zu einem Entschluß treiben müssen. Ich weiß nicht, wohin Sie Ihre Überzeugung zieht. Katholisch sein! Selbst in jenen lächerlichen Exerzitien des Ignatius liegt ein fataler Ernst —! Mache nur einer durch, was ich in Freiburg habe erleiden müssen! Die Revolution machte dem schrecklichen „Kinderspiel", das man mit mir getrieben, ein Ende." — „Was in Freiburg unterbrochen wurde, wird in Rom wieder seinen Anfang nehmen —?" — „Wenn ich nicht — ja, Graf, gesetzt, Sie nähmen wieder bei Ihren alten Waffengefährten Dienste, Sie lebten in Wien, wofür sich doch zuletzt die Sehnsucht Ihres Herzens entscheiden wird. Gesetzt — Sie brauchten ja Castellungo darum nicht zu verkaufen — die Notwendigkeit für Ihre Gemahlin, in des Erzbischofs Nähe leben zu müssen —" — „Was reden — Sie!" unterbrach der Graf mit zorniger Aufwallung. — „Vergebung!" schmiegte sich Terschka in demütiger Gebärde. „Sie mißverstehen mich — Ich meine, der Oberst von Hülleshoven ist doch einmal ein Projektenmacher und sein Eigensinn geht ganz gleichen Schritt mit dem seiner Frau. Hedemann wäre für die Verwaltung Castellungos zu brauchen gewesen — Aber er ist — ja wohl schon tot?" — „Sie sind — ein schneller — Reiter!" entgegnete Graf Hugo voll Zorn. Noch nie hatte jemand gewagt, ihm so ins Gesicht hinein die Notwendigkeit auszusprechen, daß Paula in des Erzbischofs Nähe bleiben müßte. Dem Grafen war Bonaventura notwendig, nur der Graf blieb in „seines" Freundes Nähe —! So nur und nie anders hatte sich seit Jahren im Munde seiner Umgebungen das mißliche Verhältnis gestalten dürfen. „Wollen Sie diese herrliche Besitzung zugrunde gehen lassen? Konnten Sie über meine Art, in Westerhof zu Geld für Sie zu kommen, klagen? Behalten Sie mich doch hier!" wehklagte Terschka — „Ich verstehe Sie nicht — Wie wäre das möglich?" — „Ich fürchte mich vor Rom. Man wird von mir Dinge verlangen, die über meine Kräfte gehen. Die einzige Möglichkeit der Rettung für mich wäre, daß ich draußen in der Welt eine Aufgabe, die den Zwecken des Ordens entspricht, fortsetzte. Was ich Ihnen früher im Geheimen war, Graf, nun wohlan, wenn ich

es Ihnen offen würde — und — sagen könnte —". Der Graf horchte auf. — „Treten Sie über! Lassen Sie mein jahrelanges Werk jetzt endlich von Erfolg gekrönt sein! Tun Sie es als eine Sache der Privatgefälligkeit für mich in Erinnerung an unsre vielen zusammenverlebten schönen Stunden! Wenn Sie vollends vorerst den Schritt geheim tun können, so würde ich bei Ihnen bleiben dürfen, gleichsam als Ihr Gewissensfreund, Ihr Wächter. Wir könnten ganz so fortleben, wie bisher. Alles was mich belastet, ist dann entsühnt, vergeben! Ich beweise, daß ich meinen Auftrag nicht anders lösen konnte. Werden Sie jetzt katholisch! Was kommt darauf an?"

Und Graf Hugo brauste nicht auf und entsetzte sich nicht —. Es gab in seinem Innern eine Stelle, die von Terschkas Vorschlägen elektrisch berührt wurde. Religion nannte er von je die übliche Sitte, die Landesart. Der geselligen Spaltungen, die für ihn als Akatholiken in seiner frühern militärischen Stellung lagen, erinnerte er sich ungern. Den stolzen Mut seiner Mutter, gerade im Widerspruch mit weltlichen Rücksichten zu leben, besaß er nicht. Mehr noch, ihn fing die Liebe zu Paula zu bestimmen an. Um sich selbst, um die Mutter aus bedrängten Verhältnissen herauszureißen, hatte er eine Standesehe geschlossen, ohne Paula die Zumutungen einer Gattin zu machen — die ersten Jahre war es ein Verhältnis, wie nur je eine Vernunftehe unter hochgestellten Personen geschlossen wird. Als aber Paula in Italien, in Bonaventuras unmittelbarer Nähe lebte, als sich die hochgespannte Leidenschaftlichkeit dieser Beziehung milderte, die bescheidene Unterordnung des Grafen unter den Erzbischof diesen nicht minder, wie Paula rührte (die Jahre und die Reife des Geistes bringen allem menschlichen sein Maß und lehren uns die Güter des Lebens in Höherem suchen, als im persönlichen Glück), da hegte Graf Hugo Hoffnungen auf sein Weib wie mit der Werbung eines Liebenden. Das Aussterben seines Stamms bekümmerte ihn immer mehr. Wollte er noch einen Erben gewinnen, so waren die Stunden gezählt. Hier galt es ein Entweder-Oder. Um die Entscheidung zu seinen Gunsten zu wenden, diente vielleicht sein Übertritt. Den kirchlichen Beziehungen seiner Mutter war er entrückt; die fortzusetzende Verbindung mit den Waldensern setzte eine größere geistliche Neigung voraus, als er überhaupt besaß.

Da erhob sich der Abendwind mehr und mehr. Wolken legten sich über die Sterne. Graf Hugo ließ Terschka reden — ließ sich von ihm den Rock zuknöpfen, gerade wie einst — wie weich wienerisch klang die Besorgnis, der Graf möchte sich „verkühlen" — Bald an dieser, bald an jener Stelle seines Gemütes wurde der Graf berührt. Auch das Glück schilderte Terschka, das er hier sonst bei des Grafen Mutter gefunden hätte. „Die Herrliche, Gütige!" sprach er. „In London — lag ich zerknirscht zu ihren Füßen. Sie schickte mir einen Geistlichen, dem ich meinen Glauben abschwören sollte. Nie habe ich es öffentlich getan — ich ging nur zum Abendmahl

und nahm es in beiderlei Gestalt. Das war mein ganzer Übertritt, von dem so viel Wesens gemacht wurde." — Graf Hugo verabscheute, was er hörte, aber er dachte an Paula und an die Zukunft seines Namens. Schon lange lag der Zauber des „gebundenen Willens" auf ihm. Was jeder verworfen hätte, was Monika Unmoralität genannt haben würde, es vertrug sich bei ihm mit geheimnisvollen Stimmungen der Seele, die wir nur andeuten können. Es gab keinen andern Ausdruck für sein Gefühl, als den, daß hier die reinere Natur des Katholizismus, eine Natur, die selbst ein Terschka nicht entweihen konnte, geheime und mystische Dinge verklärte. Gräfin Sarzana hatte hier vor einem Jahre gesagt: „Der erste Beichtstuhl wurde aus dem Baum der Erkenntnis gezimmert."

Terschka sah seinen Einfluß wiederkehren, sah, wie sich Graf Hugo an seinen Ton, seine alte Weise gewöhnte. Er blickte um sich. Sie waren tief im Waldesdunkel vorgedrungen, und Zeit hätte es werden müssen, an die Rückkehr zu denken. Immer mehr und mehr verstärkte sich der Wind, der von den Bergen wehte. Die schwanken Wipfel der Bäume ließen Raum hier und da zu Durchsichten wie in einem kunstvoll angelegten Park. Die Wanderer gingen einen Bach entlang, der behend unter den jetzt hin- und hergepeitschten Blütenbüschen dahinschoß. Nur allmählich erhob sich die grüne Bergwand. Schon war die Einsiedelei Federigos in der Nähe. Eine Gruppe der mächtigsten Eichen stand auf der Höhe so dicht beieinander, daß ihre Baumkronen zu einem Dache verwachsen schienen, das jetzt gleichsam im Winde den Einsturz drohte.

Des Brausens und Rauschens um sie her nicht achtend, erzählte Terschka: „Ich war vor drei Tagen noch in Genua, wo eben Sturla aus Barcelona angekommen war. Dort schon hörte ich, daß sich Cäsar von Montalto, schwer verwundet, unter den Trümmern der römischen Aufstandsarmee befand und auf dem Wege nach Coni war, ohne Zweifel zum Erzbischof. Auf der steilen Riviera di Ponente begegneten wir ihm dann." — „Wir? Wer noch sonst?" wiederholte der Graf. — „Pater Speziano und ich —" — „Pater Speziano! Weiß er nicht, daß ihm das Land verboten ist? Doch erzählen Sie!" — „Wir stiegen in Robillante aus — wohin ich bis morgen früh wieder zurückgekehrt sein muß. Durch Vintimiglia fuhren wir im Postwagen und hielten eine Weile, ohne auszusteigen, an. Vor einem Kaffeehause, wo unsere Pferde gewechselt wurden, stand ein halboffner Wagen. Sehen Sie da! rief Speziano und deutete auf den Wagen. Ein Kranker lag in ihm zurückgelehnt. Ich blicke näher — die Jalousien des Postwagens schützten mich — und erkenne den Bruder Angiolinens. Ich überlegte, ob ich es wagen sollte, auszusteigen und ihn anzureden. Sein Zustand sah dem eines Sterbenden ähnlich. Speziano hielt mich zurück."

Sollte somit alles dem Verhängnis verfallen sein, überall der Tod sein Opfer suchen! Der Graf geriet in eine Stimmung des un-

sagbaren Schmerzes. — „Wo sind Sie abgestiegen?" fragte er noch einmal, ehe sie sich zur Rückkehr wendeten. — „In Robillante — Aber für diese Nacht unten in San Medardo beim Pfarrer . . ." — „Und die Herzogin — Asselyns Mutter —?" — „Ist mit Fürstin Olympia eilends von London abgereist. Die letzten Nachrichten von diesen Frauen hatte man aus der Schweiz. Erfuhren sie von Montaltos Verwundung und Gefahr und seiner Reiseroute, so kommen sie ohne Zweifel hierher." — „Olympia hierher —! Das ist unmöglich!" rief der Graf und dachte an eine durchaus notwendig werdende Vorbereitung Armgarts auf so erschreckende Möglichkeiten. Vielleicht klopfte er noch jetzt den Obersten heraus und zog diesen ins Vertrauen.

Terschka sah, daß sein alter Freund von den Gedankenreihen abkam, die er allein in ihm aufgezogen wünschte. „Werden Sie katholisch!" unterbrach er alles Grübeln des Grafen. „Es ist die Religion der reinen Menschlichkeit. Krönen Sie mein Werk, dem ich dann achtzehn Jahre meines Lebens geopfert habe —! So läßt es sich darstellen. Die Mittel, die ich angewandt habe, sind dann natürliche gewesen und ich bin gerettet — Sie erlösen mich von Strafen, die alles überschreiten werden, was meine Natur ertragen kann." Terschka versicherte, daß ihn Pater Speziano nach Rom führen müßte wie einen Gefangenen.

Beide Wanderer standen jetzt in dem Hain des Eremiten unter dem majestätischen Dach der alten „Eichen von Castellungo". Noch glänzte die von Birkenzweigen und verwittertem Moos erbaute Hütte Fra Federigos. Noch lag wie sonst der Verschlag für jenen treuen Hund, den „Sultan", der die Abführung des Eremiten nach Rom entdeckt haben sollte. Noch stand die Hütte für eine Ziege; beide Tiere einst die einzige lebendige Gesellschaft des Freundes seiner Mutter. Eine mächtige runde Steinplatte, verwittert und mit gelblichen Moosflechten überzogen — sie pflegte als Altar zu dienen — stand in der Mitte des Rundes, über welchem sich im zunehmenden Sturm die Baumkronen schüttelten. Noch hing in den ächzenden Zweigen des stärksten dieser Bäume die Glocke, deren Ruf den Einsiedler in einiger Verbindung mit der Welt erhalten hatte. „Nimm auch nicht die Glocke von Federigos Hütte!" hatte die Mutter gesprochen und der Wind bewegte durch die Zweige die Glocke und zuweilen schlug sie an — leise, geheimnisvoll, geisterhaft — Graf Hugo sah, wie ihn hier ein ganzes Leben mit stiller Bitte ermahnte; er hörte den Ruf der Mutter — um die Erhaltung Castellungos und des Glaubens seiner Väter.

Da kamen die Diener und brachten die Mäntel, die ihnen die Frauen schickten. Mechanisch nahm der Graf den einen und bot Terschka den andern. Dieser nahm ihn rasch, nur um die Diener zu entfernen. Lebhafter und lebhafter drängte er um Entscheidung. „Aber lassen Sie, Terschka!" schnitt der Graf jetzt, wie aus Träumen

erwachend, alle Vorstellungen ab. „Dort hinaus führen Sie meine Diener auf kürzerm Weg nach San Medardo zurück. Was die Zukunft bringen wird, weiß ich noch nicht. So aber, wie Sie es begehren, Terschka, wird und kann es jetzt auf der Stelle nicht sein." — „Graf!" flehte Terschka. „Ist das Ihr letztes Wort?" — Die heftigen Windstöße erhielten die Glocke, die Ungleichmäßigkeit der Klänge in Bewegung. Der ungleiche Klang war wie die unregelmäßigen Atemzüge einer von Angst bedrängten Seele. Das Bild der sterbenden Mutter stand dem Sohn vor Augen. Ihr Wort: „Du wirst dem Tiere folgen!" ihre Bitte für diese Glocke, ihre Bitte für den jetzt schon in so wilder Störung begriffenen Frieden dieses einsamen Ortes sprach ihm aus dem Wehen jedes zitternden Blattes. „Es ist mein letztes, Terschka! Mein Inneres — Sie haben es erraten — es ist zerrissen und unglücklich und noch weiß ich nicht, was werden soll und ob ich länger so mein Los ertrage. — Aber Ihr Auskunftsmittel — — Weiß ich doch auch kaum, ob die Gräfin gerade dies noch begehren würde —!" — „Ha, das ist es!" rief Terschka mit verzerrtem Antlitz. „Das wird Euer aller Unglück werden! Allbekannt ist die Gesinnung des Erzbischofs. Auch die Gräfin, sie, die einst eine Seherin gewesen, erkaltete in ihrer Glut und Andacht für den Glauben. Es ziehen Gefahren für Euch alle hier herauf, denen Ihr erliegen dürftet, da sich jetzt die Richtung der Zeit geändert hat. Verachten Sie meinen Beistand nicht —! Ich lenke alles, was Ihr Herz, Ihre Natur, das Glück Ihrer Freunde verlangt. Besuchen Sie die Messe in Coni, in Robillante — wo Sie wollen — man liest sie Ihnen geheim. Dann gehen wir zuletzt alle nach Wien — Ihre Gattin folgt — Ihr erstes Kind wird auf einen Heiligen getauft — Das ist die Sprache der Welt, der gesunden Vernunft, der Verhältnisse, in denen Sie leben, die Sprache des Trostes, der Erhebung für Ihre Gemahlin selbst —!"

Die Glocke schlug unausgesetzt. Die Bäume rauschten im Sturm. Der Graf ging wie auf der Flucht. In französischer Sprache rief ihm Terschka nach: „Graf! Ich beschwöre Sie! Sie werden es einst aus eigenem Antriebe tun. Tun Sie's jetzt um mich, um Ihren alten — treuen unglücklichen Freund!" Aber die Glocke tönte. Mit hellen, klagenden, mit stärkeren, mit schwächeren Klängen. Der Graf sagte: „Unsere Wege sind getrennt! Erde und Himmel können vielleicht für mich bürgen und für das, was ich tue oder lasse, Sie aber nicht mehr. Das sage ich ohne allen Groll, Terschka, ohne Sie kränken oder verurteilen zu wollen; ich urteile, Sie wissen es, über Menschen überhaupt nicht; ich nehme jeden so, wie er mich — nicht stört. Lassen Sie wie es ist. Beschütze Sie jetzt der Himmel, Terschka! Sans adieu! wenn Sie wollen oder noch können."

Terschka stand allein. Ein Ungewitter, das gedroht, brach jetzt aufs mächtigste aus. Er mußte den kürzesten Weg suchen, um sich in Sicherheit zu bringen vor dem Regen, der zu strömen begann. Einer

der Diener folgte ihm. Als er diesen bemerkte, rief er ihn näher, und ließ sich im eilenden Gehen erzählen von den Bewohnern des Schlosses, vom Tod der Gräfin, vom morgenden Fest in Coni, von den Überraschungen für den Erzbischof, den Reiseplänen des Grafen, von der dem Obersten hier schon gegebenen Stellung, von Monikas Reformen und von Armgart. Auch von Federigo ließ er den Diener plaudern, vom Einsiedler, der noch im Silaswalde leben sollte, nachdem er in die Hand der Räuber gefallen, aus der ihn Fra Hubertus — wie alle Welt erzählte, mit Hilfe seines treuen Hundes, des Sultan — errettet haben sollte. Terschka forschte mit kurzen Fragen diesen ihm unheimlichen, aber wichtigen Dingen nach, forschte allem, was von Franz Bosbeck, seinem ehemaligen Retter, den die Nemesis schon zum Richter über seinen Jean Picard gemacht, hier im Volksmunde bekannt war. Auch Fra Hubertus mit dem Totenkopf sollte noch leben. Frost durchschüttelte seine Glieder — Jetzt erst warf er des Dieners Mantel um, den er bisher überm Arm getragen hatte. Er bat um die Angabe eines kürzern Weges, um ins Tal und dort zum Pfarrer zu gelangen. Da umging man das geheimnisvoll nächtlich schlummernde Schloß. Terschka sah es mit dem Blick verzweifelnden Neides an. Noch fragte er den Diener, ob er sich auch der Gräfin Sarzana erinnern könnte. Auch von dieser ließ er sich erzählen. Den im spottenden Ton gemachten Bericht über den Besuch derselben unterbrach er mit den dumpf vor sich hingesprochenen Worten: „Auch sie — ist in Rom!“ Endlich befahl er dem Diener zu gehen. Den Mantel sollte er morgen vom Pfarrer im Tal wieder abholen. Es war über die elfte Stunde und rings stichdunkel. Durch ein labyrinthisches Gewinde von Gärten, über schwellend brausende, neuentstandene Bäche — endlich an einem malerisch gelegenen Friedhof mit unheimlich blitzenden Kreuzen vorüber erreichte er das Pfarrhaus von San Medardo. Aus einem geöffneten Fenster, wo noch Licht brannte, begrüßten den so spät Heimkehrenden die heisern Worte: Ecco! Al fine venuto! Sie klangen wie die Beruhigung eines angsterfüllten Kerkermeisters, dem ein verspätet ausbleibender, auf Ehrenwort beurlaubter Gefangener endlich heimkehrt, und kamen aus dem Munde des berühmten Paters Speziano.

7. Der Namenstag.

Coni ist eine ganz ansehnliche Stadt. Aber die schlechtgepflasterten Straßen mußten einem Reisenden, der ausgestreckt im Innern einer Halbchaise lag, empfindlich werden. Dem Kutscher wurde bedeutet, er sollte langsamer fahren. Zugleich wurde nach dem Palast des Erzbischofs geforscht, und von einem Dutzend Stimmen der Bevölkerung, die dem kleinen, staubbedeckten Gefährt folgte, wurde der Weg angedeutet. Man begleitete den Wagen. Dieser führte einen Kranken mit todbleichem Antlitz, voll wilden, hier und da ergrauten

Barts. Benno, der in diesem Zustande von Rom kam, war damals ein Mann von nahezu vierzig Jahren.

Die Straßenjugend folgte dem Wagen, der auf einen großen Platz einbog, wie es schien, einen Exerzierplatz; rings war das mächtige Karree mit duftenden Lindenbäumen besetzt. Nicht zu entfernt von einer stattlichen Kirche lag hinter einem gegitterten Vorhof ein großartiges Gebäude, vor welchem der Kutscher in seinem weißen Hute, seiner braunen Jacke, seiner roten Halsbinde ebenso sicher anfuhr, wie der Führer einer sechsspännigen Karosse. Er wußte ja, daß er dem Erzbischof einen teuern Verwandten brachte.

Ein Karabinier mit gezogenem Säbel hielt vor der hohen Eingangspforte des Palastes Wache und deutete auf die Klingel, die der Kutscher, der schon abgesprungen war, anziehen sollte. Ein Diener erschien. In einer Art Livree von schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen. Schon hatte der Kutscher eine Karte in Bereitschaft, die dem Diener zur Anmeldung des Besuches übergeben werden sollte. Zugleich bat er um Hilfe, den Kranken aus dem Wagen zu schaffen. So wie er da läge, il povero, brächte er ihn dritto aus Genua. Miracolo! setzte er mit beredsamen Blick hinzu — er brächte einen Mann, der nur noch durch ein Wunder lebte.

Benno, bleich, mit blassen Lippen, starren Gliedern, auf einer halb zum Sitzen, halb zum Liegen eingerichteten Matratze, hörte und sah alles, was sein Führer trieb, schwieg aber dazu. Wahrscheinlich, weil er an dem äußersten Grad der Erschöpfung angekommen war. Noch manches Jugendliche hatte sich in seinen Zügen erhalten. Schmächtig und mager schien er geblieben, aber sein Haupthaar war fast ganz ergraut, wie der mächtige Bart. Geronimo, der Kutscher, erzählte den sich schon mehrenden Dienern, zu denen sich Priester gesellten, der Kranke hätte in Rom einen Schuß in die Brust bekommen und die Kugel säße noch; die Ärzte hätten behauptet, der Verwundete würde, nachdem ihn schon die Anstrengungen der Flucht von Rom nach Genua dem Tode nahe gebracht, eine weitere Reise schwerlich überstehen; nichts aber hätte ihn abbringen können, seinen Transport bis nach den Tälern von Piemont zu verlangen. Ihn selbst zwar hätte das Hospital gemietet und ihm als Ziel seiner Reise nur Nizza genannt. Daß es dann Coni und dort das erzbischöfliche Palais werden sollte, hätte Geronimo erst vom Verwundeten selbst in Vintimiglia erfahren. Der Verwundete konnte die Arme nicht bewegen, keine Briefe schreiben. Diese aber von andern schreiben zu lassen, hätte er abgelehnt. Niemand sollte erfahren, wohin seine Reise ging. Selbst im Spital hätte man sein wahres Ziel nicht wissen sollen. Wenn der Verwundete jedem die Fährte der Nachfrage nach ihm abschneiden wollte, so war dies die natürliche Lage eines politischen Flüchtlings.

Schon wurde Benno emporgehoben, und auch die Schildwacht

griff mit an. Der Leidende überwand die Schmerzen, die ihm diese Bewegungen zu verursachen schienen. War doch die Sehnsucht seines Herzens erfüllt, die letzte Freude seines Lebens gewährt. Geronimo hatte recht berichtet — Benno wollte allen denen, die noch an seinem Leben Interesse haben konnten, selbst seiner Mutter, verborgen bleiben. Deshalb vertraute er selbst dem Spital in Genua nichts über seine Absichten, am wenigsten der Post. Die Feder selbst zu führen, verbot ihm sein trauriger Körperzustand. Still in Bonaventuras Armen zu sterben, das war alles, was er noch vom Leben begehrte. Den treuen, so hocherhobenen Freund hoffte er zu finden, auch ohne sich ihm angekündigt zu haben. So kam es, daß ihn hier niemand erwartete. Die Diener jedoch, auch wenn sie den Namen „Cäsar Montalto", der auf der Karte stand, nicht zu deuten gewußt hätten, taten darum nicht befremdet. Wie sollte nicht einmal bei ihrem Herrn auch ein Sterbender seine letzte Zuflucht suchen können —!

Noch war der Fremde nicht bis an die große Marmortreppe getragen worden, als auch schon von oben her, gefolgt von Priestern und Dienern, der Erzbischof in seinem wallenden Hauskleide, einem priesterlichen Rock mit violettem Überwurf und goldener Kette, in atemloser Hast erschien, sich über den unglücklichen Freund niederwarf, ihn in beide Arme schloß und unter Tränen an sein Herz drückte. „Mein Bruder —!" rief er unausgesetzt. Mehr konnte nicht von seinen Lippen kommen — „Mein Bruder! Mein Bruder!" hatte er schon auf der Stiege, abwechselnd in deutscher und italienischer Sprache, gerufen. Italienisch, um seine Umgebungen über den Anlaß eines so außergewöhnlich großen Schmerzes und sein Verlassen aller Formen der Etikette, die in diesem Hause waltete, gebührend aufzuklären und sie aufzufordern, in seine Trauer mit einzustimmen.

Das Bedürfnis, zu helfen, drängte nun sofort jede andere Empfindung zurück. Schon wurden die ersten Ärzte der Stadt gerufen. Schon hörte man oben Türen schlagen, ein emsiges Rennen, Klopfen, Hämmern, um Zurüstungen für ein Lager zu treffen. Das ganze, nur von Priestern bewohnte Haus war in Bewegung. Die Worte: „Wie konntest du in diesem Zustande eine solche Reise unternehmen!" kamen nur halb von Bonaventuras Lippen. „Laßt!" bat der Majorduomo, ein stattlicher Herr mit einer silbernen Kette auf der Brust, und wehrte der Überzahl der helfenden Hände. Nach Bennos Wunsch leitete dann dieser allein den Transport.

Nun war für den Erzbischof nicht minder Sorge zu tragen. Der ohnehin nervenkranke Mann hielt sich am eisernen Geländer der mächtigen Treppe kaum aufrecht; anfangs vermochte er vor physischer Schwäche den Männern nicht zu folgen, die Benno hinauftrugen. „In meine Schlafkammer!" hatte er sie bedeutet. Nun sollte er noch so vielem sein Ohr und Auge leihen, auch dem Kutscher, der auf die Anrede des Majorduomo, woher sein Gefährt stammte, vor dem Erzbischof sein Knie beugte, Segen — und das reichlichste Trink-

geld erwartete. Ohne den Auseinandersetzungen Geronimos, so wichtig ihm diese waren, länger zuzuhören, riß der Erzbischof unter seinem Überwurf sein Almosenbeutelchen hervor und gab dem Knienden den ganzen Inhalt.

In den hohen weiten Sälen des ersten Stockwerks standen die Türen geöffnet. Die letzten Abendsonnenstrahlen beleuchteten die kostbaren Tapeten von Seide, die sich Bonaventuras Vorgänger Fesolotti für die kurze Zeit seines Verweilens in diesen Räumen hatte anfertigen lassen. Die Fußböden waren parkettiert. Die Wände starrten von Bronze und Kristall. Man glaubte in der Wohnung eines Fürsten zu sein. Erst in dem mit grünen Vorhängen von einem Bibliothekzimmer getrennten Schlafgemach des Erzbischofs sah es einfacher aus. War auch nicht die rauhe Kasteiung sichtbar, die einst Bonaventura beim Kirchenfürsten am großen vaterländischen Strome beobachtet hatte und die ihren Grund in dem dem Schönen überhaupt abgeneigten Sinn desselben eher gehabt haben mochte, als im asketischen Bedürfnis, so hatte doch Bonaventura hier sowohl wie in seinen nächsten Zimmern die Spuren der Üppigkeit seines Vorgängers so weit getilgt, als das dem Palast erblich angehörende Mobiliar von ihm verändert oder entfernt werden durfte. Da lag nun Benno schon auf seinem einfachen Lager, verlangte von allem, was ihm zur Erfrischung angeboten wurde, nur kühlendes Zitronenwasser, vor allem Ruhe und — allein zu sein mit dem geliebten Freunde, der an sein Bett niederkniete und Bennos glühheiße Hand küßte. Alle Umgebungen waren in Bestürzung über den Schmerz des Erzbischofs. Noch dazu dies Erlebnis am Vorabend seines Namenstages! Der Majorduomo sorgte dafür, daß die beiden Landsleute und seine nahen Verwandten allein blieben und nur noch die Ärzte zugelassen wurden. Auch zu einem Kloster der Barmherzigen Brüder wurde geschickt, um einen erfahrenen Krankenwärter zu holen. Mit den von Fesolotti eingeführten Töchtern des heiligen Vinzenz von Paula hätte man dem Erzbischof in diesem Falle nicht kommen dürfen.

Endlich waren die Freunde allein — allein mit dem letzten Strahl der Sonne, der sich durch die herabgelassenen Vorhänge stahl — allein mit dem Todesengel, dessen dunkler Fittich seit einiger Zeit von Bonaventuras Lieben nicht mehr weichen zu wollen schien — allein mit den Rückblicken auf ein so tief verfehltes Leben, wie es Benno geführt, auf ein so tief vereinsamtes, wie es Bonaventura führte, mitten im rauschenden Gewühl der Zeit und der Welt. Wie brachen die schönen freundlichen Sterne der Jugend wieder aus den Wolken, die diese so lange verschleiert gehalten hatten —! Wie klang ein Ton so wehmütig und klagend durch die bangen Seelen der Freunde und sprach: Das wollten wir — und ach! das haben wir gefunden —! Sollten nicht Bonaventuras bebende Lippen fragen: Weißt du denn auch, wie dein irrend Leben hier angekommen ist bei seinen ersten Anfängen — und daß in unserer Nähe Armgart verweilt? Weißt du

denn auch, daß ich aus Deutschland den Besuch meiner erkrankten Mutter, den Besuch Friedrichs von Wittekind, deines Bruders, gemeldet erhalte? Wird dich, ohne ihre letzten Küsse, deine, wie man sagt, in der Schweiz befindliche Mutter sterben lassen wollen? Wird jene Verirrung, die für immer die Flügel deines Lebens geknickt hat, die Fürstin Olympia Rucca, deinen Tod ertragen können, jene Circe, die deine Sinne verwirrte mit Zaubertränken — wer kennt nur den Inhalt der Mischungskünste, die eine Frauenhand bieten kann! Oder — nun kehrten ihm Klänge des längst abgebrochenen Briefwechsels zurück — war es nur deine eigne Seele, die dich berauschte, deine eigene Natur, die sich des Höchsten vermaß und sich doch besiegen ließ von dem, was dir die Menschen und du dir selbst immer als dein ärmstes gedeutet — deinem Gemüt! Dankbar wolltest du sein! Das war es! Dankbar deiner Retterin aus der Engelsburg! Deutscher wolltest du nicht mehr bleiben — seit du eine von Deutschen gemißhandelte Mutter gefunden hattest — und, fast möchte ich nach deinen Briefen sagen, mehr noch — seit die Bandiera deine Freunde geworden, die Bandiera, die der Henkertod traf von Neapels gemieteten deutschen Kriegerhänden — Benno, welche Dämonen haben dich fortgeschmeichelt vom Herzen deines Vaterlandes und hinüber in so viel Irrgänge deines Lebens und in dies ersichtliche Ende —!

„Zehn Jahre —!" sprach endlich Benno mit einer dumpfen, heisern Stimme, die sich mühsam von seiner keuchenden Brust losrang. — „Rege dich nicht auf!" entgegnete Bonaventura und setzte sich auf den Rand des Betts. „Schlummre! Du bedarfst nur der Ruhe!" — Benno winkte, daß Bonaventura die Vorhänge am Fenster lüften sollte. Er wollte den Erzbischof sehen, wollte vergleichen, wie auch ihn das Leben nach so langer Trennung gezeichnet hätte. Bonaventura erfüllte sein Verlangen und sah Bennos noch volles, aber ergrautes Haar. Sein eigenes war längst ebenso gefärbt. Die Magerkeit des Erzbischofs hatte zugenommen. Die glanzvollen Augen lagen in ihren Höhlen. Furchen umgaben den Mund. Aber die edle Bildung des Kopfes, die Gestalt konnte durch die Spuren der Jahre nicht verändert werden und bei alledem blieb er nächst Vincente Ambrosi in Rom vielleicht der jüngste und immer noch jugendlichste Kirchenfürst in Roms Hierarchie.

Der angstvoll besorgte Freund sprach von der Kunst der hiesigen Ärzte. Von dem Doktor Savelli, der das Ende der Gräfin Erdmuthe so lange hingehalten hatte. Von dem Arzt der Garnison, der sich auf den letzten Schlachtfeldern bewährte. Benno schüttelte das Haupt und erwiderte: „Die Kerze ist — herunter —!" — Solcher Todesgewißheit gegenüber konnte Bonaventura nichts entgegnen. Er reichte dem Verschmachtenden den Erquickungstrank, den man gebracht hatte. Als dieser davon getrunken, winkte er selbst, daß das Fenster wieder verhangen würde. Fieber durchschauerte ihn. Sogar auf die grünen Vorhänge des Bibliothekzimmers deutete er, durch

welche ihm zu viel Licht kam. Sie wurden zurückgeschlagen und dafür die Türflügel ganz geschlossen. Die Erschöpfung schien durch den Lichtreiz gemehrt zu werden.

Bonaventura bat ihn vor allem, zu schweigen. Reden und Denken griffe ihn ersichtlich an. Nur fühlen, träumen sollte er — glücklich sein — so weit hier noch ein Glück vorhanden. „Du bist — bei mir!" sprach er mit der ihm eignen Innigkeit liebevollster Sorge, und fast schon hätte er sich mit dem Wort verraten: „Bei uns —!"

In Bennos Auge, das von Armgart weit-, weitab irrte, traten Tränen. Er schwieg und lehnte das Haupt zur Seite, jetzt in der Tat, wie um zu schlummern. Nun störte es fast, daß die Ärzte kamen. Sie nahten sich dem Lager, streiften die Decke auf und rieten, trotzdem daß sich der Kranke nicht bewegen konnte oder mochte, ihn ganz von seinen Kleidern zu entblößen. Die entzündete, den Lungen nahe Stelle, wo die Kugel sitzen mußte, wurde gefunden. Als sie berührt wurde, zuckte der Kranke mit einem kurzen Schrei auf. Die Kugel herauszunehmen, hätte sicher den sofortigen Tod veranlaßt.

Im Blick der Ärzte lag die Andeutung, daß auch so die Auflösung nicht ausbleiben würde. Die Ruhe, ja die starre, krampfartige Erschöpfung, in welcher sie den Kranken fanden, verordneten sie durch nichts zu stören. Inzwischen waren zwei Barmherzige Brüder gekommen. Diese wußten, was sie die Nacht über zu beobachten hatten. Den von der Untersuchung seiner Wunde Ohnmächtigen allein zu lassen, war zunächst das Dringendste.

Bonaventura kehrte, die Hände gen Himmel erhebend, in seine hohen, prachtvollen, durch die eigentümlichen Anordnungen, die er ihnen gegeben, wohnlich umgestalteten Zimmer zurück. Sein einfacher Abendimbiß, der inzwischen aufgetragen wurde, konnte ihn zum Niedersitzen nicht bewegen. Nur wie schwebend schritt er dahin, faltete die Hände und sah wie ein Verzweifelnder aus. Ein einziger Augenblick — wie hatte dieser so ganz den Frieden um ihn her verwandeln können! O, den Frieden —! Hatte denn seine Seele den Frieden? Erlosch um ihn her nicht ein Auge nach dem andern? Das tragische Geschick, das über sein Haus und über sämtliche Angehörige desselben hereingebrochen schien, hatte er erst heute wieder erkannt, als er vom Präsidenten die Nachricht bekam, daß für dessen Gattin, des Erzbischofs Mutter, die Ärzte den Aufenthalt im Süden vorschrieben. Sie würden nach Neapel gehen, hatte der Präsident geschrieben. „So nahe dem Silaswalde!" rief Bonaventura für sich aus. — Die Mutter hatte ihn inständigst gebeten, noch vorher mit ihr in Rom zusammenzutreffen.

Eben noch hatte Bonaventura an seinen ihm ganz vertraut gewordenen Freund, den Kardinal Ambrosi, geschrieben und sich ihm auf Besuch angemeldet. Eben noch hatte er ihm die Nachricht mitgeteilt, daß Pater Speziano wagte, sich heimlich eine Nacht in Robillante aufzuhalten, in Begleitung des Doppel-Apostaten Terschka. Wie mußte bei solchen Bildern die Erinnerung an die alten Tage des Glücks

und der Hoffnung über ihn hereingebrochen sein! Im Lehnsessel, am Schreibtisch, an seinem hohen Fenster hatte er gesessen und beim Abendläuten in die rosige Glut des Himmels geschaut. Morgen war sein Namenstag —! Ach, der Namenstag eines Landpfarrers, gefeiert von seiner Gemeinde —! An den schönen Strom der Heimat hatte er denken müssen, an sein kleines erstes Pfarrdorf St. Wolfgang. Noch hörte er die Frühglocke seiner Kirche; von seinem Gärtchen aus zählte er die Reihe der Kirchgänger; fühlte seine Pfarrersangst, ob ihrer auch genug kämen, um ihm die Beruhigung zu geben, daß sie ihn liebten. Wieder sah er sich auf dem engen, kaum zum Umwenden ausreichenden Platz vor seinem Hochaltar, hörte seinen eigenen Gesang, seine Predigt in der edeln markigen Sprache der Heimat, die er nun schon so lange auf immer abgeschworen. Wie sah er auch nur gerade heute den alten Mevissen so ernst und feierlich in seinem Lehnstuhl sitzen, den Hüter der Geheimnisse, die so ganz, ganz anders, als vielleicht sein Vater gewollt, in sein Leben eingriffen —! Auch seines Kainsmals gedachte er, jener noch immer unenthüllten Beichte Leo Perls, eines Spuks, der ihn schon seit lange nicht mehr so wie sonst schreckte. Denn allmählich hatten ihn die Jahre und die innern Revolutionen seiner Überzeugung bewahrt, über die Torheit eines wahnwitzigen Priesters sich so viel Sorge zu machen wie anfangs. Das erzbischöfliche Pallium trug er nicht wie eine gleißnerische Hülle der inneren Wahrheit, vielmehr hatte er sich mit sicherm Vertrauen auf seine zähe Lebenskraft ein Ziel gesteckt, dem er nachlebte, ein Ziel, das nur durch den Hirtenstab eines mächtigen Bischofs erreicht werden konnte. Mit Lucinden, die mit dem Grafen Sarzana getraut worden war, hatte er Frieden geschlossen. Sie schickte ihm an jedem Namenstage, anfangs aus dem Kloster der Lebendigbegrabenen, später aus Genua, dann aus Rom, das letztemal aus Venedig, für diesen Tag ein Angedenken — ihr diesjähriges war bereits wieder von Venedig eingetroffen. Von ihrer alten Drohung, „ihn vernichten zu wollen", war nichts zurückgeblieben, als eine Art Superiorität, die ihr wenigstens in des Erzbischofs Nähe, so damals, als sie Coni besucht hatte, eine Stellung sicherte, auch wenn sie andere eine Jesuitin oder gar eine Brandstifterin nannten. Ihr diesjähriges Geschenk war ein Kelch von Kristall, umsponnen mit silberner Filigranarbeit, eine Arbeit aus den Werkstätten Venedigs, von wo sie noch ihre Begleitzeilen datiert hatte. Sie wäre aber auf dem Wege nach Rom, hatte sie hinzugefügt, „um auf den Leichenfeldern den Raben ihren Gatten zu entziehen und anständig begraben zu lassen". Wie hatte sich das alles mit den Jahren umgewandelt! So weilten Bonaventuras Gedanken in fernen — doch glücklichern Zeiten — da kam die neue trübe Mahnung an die Gegenwart!

Der in sich zerfallene, nur durch die Philosophie gehobene Priester hatte den steten Anblick und den Umgang Paulas, hatte die seltenste Freundschaft des Grafen, die unermüdliche Sorgfalt aller für sein

Wohl, die edelsten Freuden der Geselligkeit, jede nur erdenkliche Fürsorge und Überraschung, die sonst nur einem Gatten von seinem Weibe, einem Vater von seinen Kindern kommen kann — und doch fehlte das rechte Glück. Der Kampf mit Roms Hierarchie erwarb ihm Freunde — er hatte hier und da offene und geheime Bundesgenossen — aber Inneres und Äußeres in ihm war dabei lange noch nicht ausgeglichen. Er brauchte ja nur das nächste zu betrachten. Im Grafen sah er Krisen entstehen, die zu neuen Kämpfen der Seele führen mußten. Blickte er in die Ferne, war denn das Rätsel des Eremiten, seines Vaters, gelöst? Friedrich von Asselyn, sein Vater, war vor seinem Sohn aus Castellungo entflohen. Er hatte tot sein wollen und das Schicksal sendete ihm in seine Verborgenheit gerade den eigenen Sohn! Nun, nach den gefährlichsten Abenteuern, nach einer Gefangenschaft in den Raubhöhlen des Grizzifalcone, lebte der Unglückliche im Silaswalde. Erst vor kurzem hatte Ambrosi geschrieben, daß sein Jugendlehrer ihn fort und fort beschwöre, bis zu einer bestimmten Stunde seiner Lebensspur nicht zu folgen, ja daß er ihm das heilige Versprechen abnehme, ihn bis dahin nicht unter den Lebenden zu suchen. Fiat lux in perpetuis! hatte auch diese erneute Bitte des Eremiten geschlossen. Da hatte man das Losungswort der Briefe, die dem Onkel Dechanten und dem Pfarrer von St. Wolfgang einst aus Italien gekommen waren. Der zu einer Versammlung unter den Eichen von Castellungo an einem St. Bernhardstage bezeichnete Termin lag noch um Jahre hinaus. Der Sohn fügte sich um seiner lebenden Mutter willen. Zu seiner Beruhigung diente, daß dem Vater ein treuer Wächter im Silaswalde geblieben war, der kühne Laienbruder Hubertus. Wie die Reise der Mutter nach Neapel in diese Rätsel eingreifen konnte, hatte sich der Sohn mit banger Spannung eben vergegenwärtigt. Kardinal Ambrosi war inzwischen der innigste Vertraute seines Lebens geworden — doch wußte derselbe nicht, daß Federigo des deutschen Freundes Vater war. Vincente Ambrosi und Bonaventura hatten sich so gefunden, daß in den Zeilen, die dieser eben jenem schrieb, die geheimsten Saiten seines Innern, jene Beziehung ausgenommen, widertönen durften.

Ein Bischof oder Erzbischof kann, wie ein Fürst, nicht frei gehen und wandeln; er ist geradezu der Gefangene seiner Würde. Im Speisezimmer wurde Licht angezündet und der Haushofmeister kam mit der Bitte, Exzellenza möchte sich dem Mahl nicht entziehen, sondern eine notwendige Stärkung zu sich nehmen. Der Erzbischof aß nicht allein. Eine Anzahl Hausbewohner, Hilfspriester, Sekretäre, Schüler, waren seine regelmäßigen Tischgenossen. Der hohe Geistliche gab gelassen den Bitten nach, setzte sich zur Tafel auf seinen Ehrensessel und sah voll Wehmut auf ein neben ihm liegendes Buch, das er heute abend neben ihm hinzulegen befohlen hatte. Es war ein Teil der Werke des heiligen Bonaventura, denen er sich seines Namenstages wegen hatte widmen wollen. „Lesen Sie," wandte er sich er-

schöpft zu einem jungen Vikar, der bei ihm den Freitisch genoß — „eine jede Stelle wird auf unser Leben passen!" — „O wär' ich doch jener Baum des Kreuzes," las der junge Mann, „und wären die Hände und Füße des Gekreuzigten an mich geheftet gewesen, so hätte ich zu jenen Menschen gesprochen, die ihn vom Kreuze nahmen: Nimmermehr lasse ich mich trennen von meinem Herrn; begrabt mich mit ihm! Doch da ich das dem Leibe nach nicht tun kann, so tue ich es der Seele nach. Drei Stätten will ich mir im Gekreuzigten erwählen; die eine in den Füßen, die andere in den Händen, die dritte in seiner Brust! Dort will ich atmen und ruhen! Dort wohnen, trinken aus dem Quell ihrer unaussprechlichen Liebe! Oft wandelt mich Furcht an, ich möchte herausfallen aus diesem Aufenthalt! Glückselige Lanze, glückselige Nägel, die ihr diesen Weg des Lebens uns öffnet! O wäre es mir vergönnt gewesen, jene Lanze zu sein, nimmermehr wäre ich dann aus dieser göttlichen Brust zurückgekehrt —!" — „Lästerung! Lästerung!" unterbrach der Erzbischof und nahm das Buch an sich. Diese Kritik war nicht befremdlich bei einem Oberhirten, der die Wärme der Religion nur beim Lichte suchte. „Wohin verirrt sich nicht der spielende Witz einer Andacht, die mit der Feder in der Hand betet! Wahrheit! Wahrheit!" rief er. „Und vor wem denn mehr, als vor dem Herrn der Welten, vor dem Gedanken: Was ist die Ewigkeit?" Er erzählte Bennos Leben — bis seine Tränen ihn am Weitersprechen verhinderten.

Der Haushofmeister, der am untern Ende der Tafel vorlegte, kannte Benno noch von dessen Aufenthalt in Robillante her. Es war ein schlichter Mann, der dem Erzbischof von dort gefolgt war und in Fesolottis Hinterlassenschaft Ordnung und Sparsamkeit gebracht hatte. Daß der sich jetzt Cäsar von Montalto nennende, verwundete Vetter des Erzbischofs vom Kriegsschauplatz in Rom kam, war kein Geheimnis und mehrte das Interesse; in Piemont war das Urteil über Italiens Angelegenheiten freigegeben. Allgemein nahm man die Möglichkeit, in so krankem Zustande von Rom bis hierherreisen zu können, für einen Hoffnungsgrund. Bonaventura dachte anders.

Das bescheidene Mahl war zu Ende, als das lebhafte Gehen der Türen nach dem Schlafzimmer zu auf ein Vorkommnis im Zustand des Kranken schließen ließ. Der Erzbischof erhob sich und eilte in die anstoßenden Zimmer. Alle folgten. Einer der Brüder kam ihnen mit einem Gefäß voll Schnee entgegen, den man anwenden wollte, um den Blutandrang zum Kopf des Kranken zu mildern. Bonaventura hörte den Unglücklichen laut phantasieren. Es schien, als befehligte er noch auf den Breschen der Mauern Roms — als riefe er die Wankenden zusammen. Mit erhöhter Stimme sprach er bald italienisch, bald deutsch, bald englisch. Er redete Personen an, die er leibhaft vor sich sah. „Sarzana!" rief er und lachte sogar. „Da haben Sie's denn nun! Sie Leichenbruder! Auch Hamlet hatte erst Mut, als eine Ratte hinter der Wand raschelte! War's nicht so auch

mit Ihnen und Ihrer neuen Loge damals —? Stehen Sie jetzt auf, Sarzana! Ich bitte Ihnen ab, daß ich Sie für einen Verräter hielt. Ein tollerer Hamlet waren Sie freilich noch als ich. Achtung aber der Dame, die da kommt und die eine Krone zu tragen würdig ist — Nein — es ist — nur die Kammerjungfer —" — Aus Bennos wilden und lachenden Mienen las Bonaventura die Erinnerungen, die den Freund quälten. Die letztern schienen Lucinden gegolten zu haben. Er redete dem Freunde zu, sich zu fassen. Seine Hand strich ihm das Haar aus der Stirn. Endlich schien sich der Fiebernde zu beruhigen.

Inzwischen war im Nebenzimmer ein Bett aufgeschlagen worden. Bonaventura hatte angeordnet, daß sein Nachtlager hier, in seiner Bibliothek, sein sollte. Man beschwor ihn, seiner selbst zu schonen, eingedenk zu bleiben, daß seines Namenstages wegen die ganze Stadt auf ihn rechnete, auf sein Erscheinen in der Kirche, sein Lesen der Messe. Er erwiderte, Nachtwachen sei er gewohnt. Dann trat er ans Fenster und deutete an, daß ein Unwetter heraufzöge; man möchte die Fenster schließen und sich zur Ruhe begeben. In der Tat brauste ein Unwetter heran. Man entfernte sich und ging scheinbar zur Ruhe. In Wahrheit schmückte man den Palast zum morgenden Feste.

„Nachtwachen bin ich gewohnt." Bonaventura war es schon in seinen glücklichern Tagen. Wie viel mehr in denen, die seiner Reise in Wien folgten —! Seinen Brief an Ambrosi holte er hervor. Benno schlief. Bonaventura fand einige Muße, sich in die Fortsetzung seines Briefes zu vertiefen. Ambrosi hatte dem Heiligen Vater auf seiner Flucht folgen müssen. Nun zog er wohl wieder mit ihm in Rom ein, dieser Seltsame, den er damals in Rom, wo ihm Freisprechung von allen Anschuldigungen, ja Erhöhung zuteil wurde, seines Vaters wegen besuchte. Denn er hatte gehört, Vincente Ambrosi wäre einst vor dem Eremiten von Castellungo geflohen. Es hatte ihn damals gedrängt, zu erfahren, ob sein Vater wirklich als Lehrer oder Verführer zu ketzerischen Gesinnungen mit ihm in näherer Verbindung gestanden hatte. Noch lag ein Reiz des Interesses in dem eigentümlichen Zufall, daß Ambrosis Vater, ein Mathematiker, bei Alpenvermessungen jenen traurigen Tod in Wahrheit gefunden hatte, den Friedrich von Asselyn nur fingierte.

Im frühern germanischen Kollegium liegt die „Custodia der Reliquien und Katakomben". In dem untern Geschoß des düstern Palastes befinden sich lange, an den Festern vergitterte Säle, in denen die alten Steinsärge ihres Inhalts entleert, die vermoderten Knochen gesäubert und in grünangestrichenen Kisten gesammelt werden. Nach den Inschriften der Särge werden die Namen der Bekenner festgestellt. Findet man kleine Phiolen mit einer eingetrockneten Flüssigkeit, die vielleicht Blut gewesen, so hat man die Überzeugung, die Knochen eines Märtyrers gewonnen zu haben. Überall liegen Glassplitter, zerbrochene tönerne Lampen, selbst Kleiderreste einer uralten Vergangenheit.

Soeben war damals Kardinal Ambrosi beschäftigt gewesen, ein Skelett, das von einem Professor des Kollegiums, einem Jesuiten, als heiliger „Xystus" getauft worden war, nach Amerika zu versenden, wo man in Mexiko das dringendste Bedürfnis ausgesprochen und darum viel Geld nach Rom gesendet hatte, für eine neugebaute Kathedrale den kostbarsten Schmuck in einem heiligen Reliquienleib zu besitzen. Bonaventura hatte in einem Nebenzimmer gewartet, gedenkend an das Wort: „Ich ziehe in die Katakomben!" ein Wort, das Fra Federigo gesprochen haben sollte unter jenen Pilgern, die auf Loretto zogen. Klingsohr hatte ihm das berichtet, Klingsohr, den er mehrmals im Archiv des Vatikan besuchte, wo Pater Sebastus die deutschen Schriften exzerpierte, die Rom auf den Index setzt — eine Tätigkeit, die Bonaventura geradezu wieder einen Vatermord nennen konnte. Bonaventura hatte damals den für ihn bestimmt gewesenen Brief der beiden Alcantariner empfangen und an einflußreiche Adressen befördert. Nun konnte Dr. Klingsohr mit einer Zigarre in der Nähe der Loggien des Raffael stehen und erklären, daß er mit Schiller, Goethe und Kant gebrochen hätte. Von seinem alten Gefährten, Lebens- und Geistesretter, dem Bruder „Abtöter", behauptete er nichts weiter zu wissen, als daß er im Silaswalde in Kalabrien ein Einsiedler geworden.

Es hatte eine halbe Stunde gewährt, bis sich ihm damals Ambrosi, den Bonaventura für Nachforschungen im Silaswalde zu interessieren hoffte, widmen konnte. Er sah sich die auch in seinem Wartezimmer befindlichen alten Marmorsärge an. Auf allen Verzierungen derselben fanden sich die Embleme des Glaubens an Auferstehung. In roher Darstellung, ohne Zweifel von Fabrikhänden gefertigt, waren die Verstorbenen als Jonas im Bauch des Walfisches dargestellt, ein Mythus, der den Formgebungen des Schönen wenig entgegenkommt — ebensowenig wie der Fisch, der auf allen Särgen wiederkehrte, weil derselbe in seinem griechischen Namen die Anfangsbuchstaben für Jesus und seine Erlöserwürde gibt.

Endlich erschien der Kardinal. Bonaventura fand eine kleine Gestalt von weiblichweichen Formen und von einer noch ebenmäßigeren Schönheit, als sie ihm oft geschildert worden war. Ambrosis Lächeln war fein, sarkastisch, seine Sprache sanft und melodisch. Was er Bonaventura zur ersten Begrüßung sagte, schien ein Herzensbedürfnis auszudrücken, das schon lange von ihm genährt gewesen wäre und in dem Wunsch nach inniger Bekanntschaft mit einem Manne bestanden hätte, der einen Bischofssitz einnahm, der damals vor einem Jahre ihm bestimmt gewesen. Dann, nach Entschuldigungen für die Eile, welche die Verpackung des heiligen Xystus hätte, den ein Segelschiff von Civita-Vecchia nach Mexiko mitnehmen sollte, nach den erstern schärferen Forschungen in der Natur der beiden sich in ihrem innern Grund bereits bekannten Männer, sagte Bonaventura beziehungsvoll: „Es weht mich aus diesen Symbolen, so unschön

die Formen sind und so — man kann wohl sagen, roh, einem Bauer gleich, die Gestalt Jesu immer abgebildet wird, doch eine seltsame Weihe an. Man sieht den nächtlichen Gottesdienst einer geheimnisvollen Verbrüderung in unterirdischen Krypten." — „Die nahe Erwartung des Heils liegt in diesen mystischen Zeichen!" sprach Ambrosi und führte seinen Besuch an den Steinsärgen entlang, auch an noch uneröffneten. — „In der Tat — als wenn man eine orphische Nachtreligion mit geheimnisvollen Wunderzeichen dargestellt sähe!" sprach Bonaventura, staunend über die an den Särgen angebrachten Reliefs. Der Kardinal unterrichtete seinen Besuch über die neuesten Forschungen in den Katakomben. Dann sagte er: „Die Gleichheit aller Särge und die gemeinsame Begräbnisstätte erweckt die Vorstellung von einer sozusagen familienartig zusammenhängenden Gemeinde." Inzwischen wurden dem Kardinal eine Kerze und Siegelwachs gebracht. Er zog ein großes Petschaft aus seinen Kleidern und versah mit dem Wappen der gekreuzten Schlüssel und der dreifachen Krone die Stricke und die Nähte der Emballage. Nachdem wollte der Kardinal seinen Besuch in die obern Zimmern führen; wieder fand sich eine Störung. Gleichsam als käme alles zusammen, was den Gedanken wecken mußte: „Sind denn das nicht Heuchler, die einen gottseligen Sinn haben wollen und solchem Aberglauben frönen?" — traten ihm die Superiorin, die Vikarin und die Sakristanin der „Lebendigbegrabenen" in ihren braunen Röcken und weißen Schleiern als Abgeordnete ihres Klosters entgegen, um das Fürwort des jüngsten der Kardinäle für die Heiligsprechung ihrer Mumie zu gewinnen. Sie verneigten sich. Ambrosi nahm ein Verzeichnis der Wunder entgegen, welche Eusebia Recanati schon vollbracht haben sollte. Und Bonaventura sah, daß jener nicht lächelte, sondern die Blätter überflog, sie zu sich steckte, die Angelegenheit der Nonnen zu prüfen versprach. Beide begegneten sich als katholische Priester. Beide waren erzogen und emporgekommen in ihrem Beruf. Zu solchen Konsequenzen führt dieser Beruf —! All diesen Greueln für die gesunde Vernunft heißt es beim katholischen Priester vom ersten Unterricht im Seminar an: Halte stille —! Das war an sich unter ihnen nichts Auffallendes.

Als sich die Nonnen entfernt hatten, saßen sich zwei Menschen, Heilige, wie sie oft genannt wurden, gegenüber und forschend ruhten ihre Blicke aufeinander. Jener ein kontemplativer Charakter, dieser zum Handeln und zur praktischen Bewährung geneigt. Die Ruhe des Gemüts schien bei beiden gleich; beim einen war sie ein Wachen wie über einem Schatz von schönen Hoffnungen, die alles Leiden endlich belohnen würden, beim andern wie über einen Schatz der Ergebung, dem ein neues Leiden keine Überraschung mehr bieten kann.

Ambrosi lobte Bonaventuras Eifer für die Waldenser, nicht weil er die Lehre derselben billigte, sondern weil die Waldenser bestimmte Rechte hätten. Voll Teilnahme und beruhigend sprach er über den Eremiten, den er einen Landsmann des neuen Erzbischofs nannte

und im Silaswalde wußte. Die Berichte, die er in allgemeinen Zügen gab, bestätigten, was inzwischen Bonaventura zu seiner Beruhigung schon in Erfahrung gebracht hatte.

Als dieser dann über Fra Federigo nähere Kunde einzuziehen wünschte, wich allerdings sein jugendlicher Gönner aus und rühmte nur — die Gegend um Robillante. „Auf langen Wanderungen", sagte er, „hab' ich die großen Begebenheiten kennen lernen, die dem Einsamen Stoff zur Betrachtung geben. Mein erstes Evangelium war die tagelange Betrachtung eines Vogels oder einer Wolke." — „Warum suchten Sie Fra Federigo auf?" fragte Bonaventura. — „Ich wollte deutsch von ihm lernen, um in die Schweiz zu reisen. Ich brachte es darin nicht besonders weit. Ihre Heimatsprache ist dem Italiener zu schwer. Wir plauderten auch wenig über die Grammatik, dafür desto mehr über Gott und die Welt." — „Sie wußten aber, daß Sie mit einem Ketzer sprachen?" — „Das wußt' ich! Ich ging auch mit großer Angst zu ihm. War ich aber bei ihm, und es wurde Nacht und ich ging wieder heim, so erschien ich mir wie Jakob, der auf dem Felde einem Engel begegnete und mit ihm im Nebel rang. Ich kämpfte oft einen Riesenkampf gegen diese mächtige Erscheinung und doch suchte ich meinen Gegner immer wieder auf, gerade weil ich bei ihm die Kraft fand, mit dem Engel im Nebel, mit Gott zu ringen. Jeder Schlag, den ich von Gottes Geist empfing, verbreitete Kraft durch meine Glieder. Sie hatten recht, mein teurer Bruder, sich für diesen edlen Landsmann zu verwenden. Ich denke, Sie sind jetzt über ihn beruhigt?" — Bonaventuras Brust hob sich mit dem Gefühl der Beseligung und zugleich der Spannung auf die Möglichkeit, daß Ambrosi seine nähere Beziehung zum Eremiten kannte. „Ist es wahr," begann er nach einigem Schweigen, währenddessen seine Augen umirrten, „daß Sie doch zuletzt vor seinen Lehren geflohen sind?" — Der Kardinal errötete, wie öfters, so auch jetzt, einem Mädchen gleich. Dann wiegte er den schönen Kopf wie über die Seltsamkeit aller solcher Gerüchte, und über sein Antlitz verbreitete sich ein mildes Lächeln. Er hatte geschwiegen, aber seine Gebärden sagten ein Ja! und ein Nein! Nur ein Italiener oder ein Orientale besitzt die Fähigkeit eines so ausdrucksvollen Mienenspiels. — „Ein Mönch zu sein! Konnte — Sie das so reizen — so zu den staunenswertesten Entbehrungen —?" fuhr Bonaventura beobachtend fort. — „Ein Mönch in alten Tagen," unterbrach der Kardinal die ihm dargebrachte Huldigung mit lächelnder Miene, „war ein lebensmüder Einsiedler. In den unsern bedeutet er entweder weniger oder mehr. Ich stellte mir mit meinem Verlangen nach Gott eine Aufgabe. Ist es nicht mit unserm ganzen Glauben so, daß wir damit unsere Schultern nur zum Tragen göttlicher und unsichtbarer Dinge stärker machen wollen? Diese Reliquien, diese Seligsprechung, von welcher Sie soeben hörten — ich rechne das zu den Stützpfeilern des Glaubens an die Offenbarung, während man baut! Sie können

später weggenommen werden. Oder es sind die Stangen des Baldachins! Vielleicht wenn einst der Baldachin eine Wolke sein wird —" Da fuhr der Wagen mit dem heiligen Xystus vom Hause ab. Eine Pause trat ein. Bonaventura saß in Gedanken verloren. — „Sie sind befremdet," sprach der Kardinal, „wenn ich Ihnen gestehe, daß ich diesem Ihnen vielleicht verdrießlich erscheinenden Amte sogar mit Liebe obliege? Es erinnert gewiß an eines — an den Tod, der unser allersicherstes Los ist." — „Aber diese Reste der Vergangenheit verehren?" entgegnete Bonaventura mit ihm wiederkehrendem freien Mut. „Sogar Wunder verlangen von diesen — toten Knochen? Ich habe in meinem Wirken als Pfarrer und Bischof die Reliquienanbetung niemals unterstützt." — „Der Aufgeklärte und Denkende," sprach der Kardinal, „wird immer trauern, wenn er sieht, daß diesen toten Resten der Vergangenheit eine göttliche Ehre erwiesen wird. Aber kann man nicht einstweilen denken, man trägt auch den Ring einer Geliebten, das Haar einer teuern Mutter, und treten Sie nicht mit feierlichem Gefühl in die Gruft der Scipionen, die Sie auf der Via Appia finden? Ist nicht der Besuch der Gräber die heiligste Gelegenheit, unsere irdischen Gedanken zu läutern und von uns so vieles abzustreifen, dem wir allzu töricht nachjagen? So möchte ich auch diese Gebeine, die man tausend Jahre lang heilig gehalten, nicht sofort, wie die Sanskulotten mit den Gräbern der französischen Könige in St. Denis getan, auf die Straße werfen. Aber den wahren Sinn des Sicherinnerns im Kirchenleben wünschte ich besser gedeutet und die Verehrung vor den Reliquien nur zu einer Sache der Dankbarkeit gemacht. Bewundert doch, möchte ich sagen, den Zusammenhang der Zeiten! Diese von uns fortgeführte Melodie alter Hoffnungen und schon einmal dagewesener Tröstungen! Wer vermag die Heiligen mit einem Federstrich zu tilgen! Sie haben gelebt und gelitten wie Christus. Aber auch hier: Die Heiligen können immer mehr dem äußern Rahmen ihrer Bilder entschweben, immer mehr in ihren irdischen Farben erbleichen und vergeistigt in die Herzen der Menschen einziehen — das soll und muß und wird kommen —! Wie aber soll unsere Kirche diese Formen so schnell zertrümmern ohne Gefahr, auch das Gute zu verlieren, das sich an sie anknüpft? Zumal in südlichen Landen, wo Jahrtausende hindurch die Religion nur auf dem Wege der Phantasie in die Herzen zog?" — Bonaventura sah die Richtung seiner eigenen Stimmungen. Auch ihn band die Pietät. Doch hatte sein Glaube angefangen, alles auf die Bibel zu geben. Und er sagte dies. — „Sorgen Sie nur, daß sie alle lesen können!" erwiderte der Kardinal mit einem Seufzer.

Das Bild des Aberglaubens im Volke, der Unbildung der Massen lag damals aufgedeckt vor beiden freigesinnten Männern. Ambrosi hörte die beredte Schilderung des Bischofs, wie Deutschland so weit voraus wäre. Wie dagegen Italien zurückstand, zeigte ja die Erinnerung an die Gefangenschaft Federigos unter den Räubern — all

ihre Qualen verdankte der Unglückliche allein seiner Kenntnis und Übung der Schreibekunst!

So hatten beide lange noch fortgesprochen und Bonaventura ahnte die Erfüllung seiner kühnsten Träume in den Gedanken einer gleichgestimmten Seele. Die Formen der katholischen Kirche aufzugeben und so zu denken, wie Luther dachte, war ihnen nicht möglich — sie wollten diese Formen zurückgelenkt sehen in die Bedürfnisse des Gemüts, diese geläutert durch einen Geist, dessen allgemeiner Ausdruck die Anerkennung der bisher im katholischen Kirchenleben verpönten Bibel war. Im Haß gegen die Gesellschaft Jesu waren sich beide gleich; beide gelobten, sie mit allen Mitteln bekämpfen zu wollen. „Das läßt mich meinen Krummstab lieben, daß er in diesem Feldzuge ein Kommandostab ist, keine schwache Waffe eines einzelnen Kriegers —!" sagte Bonaventura. Bald verriet Ambrosis leuchtendes Auge, daß auch ihm der Protest eines einzelnen Pfarrers oder Mönches nur ein Tropfen auf einen glühenden Stein war. „Das zischt auf und hinterläßt nichts, als ein wenig Rauch." In der Frage, die er dann an den Bischof richtete, ob er schon diesen oder jenen Namen der Hierarchie kannte, lag die Andeutung, wie die Zahl der Gegner Ceccones und Fesolottis im Wachsen war.

Bonaventura versprach, sich den genannten Empfohlenen zu nähern. Die hohe Wonne, die dem Menschen das Gefühl, Übereinstimmung zu finden, gewährt, verklärte sein Antlitz. Noch mehr, selten ist das Glück gewährt, noch in späteren Lebensjahren, in Stellungen, die den Anschluß der Herzen nicht mehr erleichtern, eine Freundesbrust zu gewinnen. Das hob ihm die seinige, denn das Gespräch wurde lebhafter und zutraulicher. Ambrosi lachte zu dem Worte Bonaventuras, Filippo Neri wäre der „heilige Scheinheilige" gewesen. „So vieles in unserm Glauben," wagte sich der deutsche „Eindringling", wie ihn die Jesuiten nannten, zu äußern, „ist wie die Beichte. Auch dieser liegt eine Erfahrung des Gemüts zum Grunde, die ohne höhere Einbuße niemandem entzogen werden kann. Aber wie sie jetzt besteht, ist sie der unwürdigste Zwang. Eine Zeit wird kommen, wo man erkennt, daß sie dem Priester das Unmögliche zumutet." Bonaventura brach ab, weil ein Geräusch vernehmbar wurde. Einer der „Kaudatarien" trat ein und erinnerte an die vorgerückte Stunde. Den Kardinal rief eine Sitzung des Konsistoriums ab. „Es handelt sich um Ihre Ernennung zum Erzbischof von Coni —" sprach Ambrosi tiefbewegt. „Sie sollen an die Stelle Fesolottis kommen." — Bonaventuras Mienen drückten einen Schmerz aus, als trüge er zu schwer und wie an einem Kleide des Nessus schon an seiner gegenwärtigen Würde. Der Kardinal winkte ihm zu schweigen — Die Zahl der Diener, die draußen harrte, mehrte sich. „Denken Sie an Ihren Kommandostab!" sprach er. „Es muß ein Feldherrnstab sein — den wir in unsern Händen haben! Was ist ein — einzelnes Kriegerschwert —!" Der Ton dieser Worte war so bedeutungsvoll

— daß Bonaventura eine Vermutung bestätigt zu sehen glaubte. Ambrosi hatte sich jahrelang selbst getötet, um eine Auferstehung zur Tat zu feiern —! Und nun hätte er weiter forschen, von seinem Vater beginnen, fragen mögen, ob über Federigos Herkunft, dessen frühere Verhältnisse nie von diesem gesprochen worden — Sie mußten sich trennen. „Wir sehen uns leider so bald nicht wieder!" sprach Ambrosi mit Trauer. „Ich muß einige Tage von Rom verreisen und auch Sie werden Eile haben, in Turin die Wünsche des Konsistoriums früher geltend zu machen, als dort die Intrigen Fefelottis ankommen. Lassen Sie sich's nicht verdrießen, daß es Ceccone ist, der Ihre Erhöhung fördern muß! „Die Gottlosen richten ihre Schemel auf und erheben die Gerechten" — Dann verlassen Sie sich, daß ich mich durch unsre beste Polizei, durch die Klöster, über Federigo und seinen mutigen Retter Pater Hubertus unterrichten lassen werde." Der edle, in so vieler Hinsicht rätselhafte Mann mußte Abschied nehmen.

Bonaventura wurde vom apostolischen Stuhl zum Erzbischof von Coni vorgeschlagen. Auch Ceccone verlangte, daß er, um Intrigen vorzubeugen, sofort nach Turin eilte. Den Kardinal Ambrosi hatte Bonaventura seitdem nicht wiedergesehen. Aber ihr Briefwechsel blieb der lebhafteste. Er wurde die Fortsetzung ihrer ersten Begegnung. Bonaventura sah das Wachsen des Lichts, die Zunahme der Aufklärung auch in Italien. Ambrosi gestand in aller Offenheit, daß schon lange und noch immer eine fortgesetzte Beziehung zwischen ihm und Fra Federigo bestand. Aber das Wort desselben: Er beschwöre den Erzbischof von Coni, bis zu einer bestimmten Zeit seiner Spur nicht zu folgen! wurde von ihm ohne die mindeste Ahnung der Verwandtschaft des deutschen „Eindringlings" mit dem deutschen Sonderling im Silaswalde überhaupt wiederholt; es wurde nur auf die Lage des Erzbischofs, seine Teilnahme für einen Deutschen bezogen. „Ich nehme dein Ehrenwort, Bona — nicht vom Priester nehme ich es, sondern von einem Asselyn, daß du vor dem Tode deiner Mutter den Eremiten vom Silaswalde nie aufsuchst — nie als deinen Vater kennst —" Das hatte Bonaventura dem Domdechanten geloben sollen. Seine Zustimmung zu diesem Wort kam zwar in Kocher am Fall zu spät an, das Gelöbnis blieb aber dem Toten gegeben.

Mit Freuden riß sich damals der so mannigfach gebundene und durch seinen Beruf, durch das ihm auch in Rom geschenkte Vertrauen so mannigfach willensunfrei gewordene Priester von der ewigen Stadt los. Er sah die volle, ungezügelte Leidenschaft Olympiens für Benno — er sah die Aussöhnung der ihm schon in Wien nur wenig sympathischen Mutter mit ihren ärgsten Feindinnen. Er sah die Zurüstungen der Reise, durch welche Ercolano Rucca „an die Brust seines besten Freundes wieder zu gelangen" wünschte. Er ahnte alles, was kommen mußte, las es aus den Mienen Lucindens, die sogar behauptete: „Lieben! Ach was, Benno liebt Olympien! Mit Leidenschaft liebt man nur das, was man unter andern Umständen

versucht sein könnte zu hassen! Die Fehler, die er an ihr sieht, wird er sich überreden, verbessern zu können. Ist es denn auch unmöglich? Wir Frauen sind die Erzeugnisse unseres Glücks oder Unglücks!" In ihrer sarkastischen, alles nach kalten Vernunftsprinzipien zergliedernden Weise hatte sie ihm gerade heute geschrieben: „Dieser Sarzana! So hat er denn die Glorie seines Lebens gefunden, der tückische Schurke, den sie in die Grube geworfen haben ordentlich wie mit Ehren! Von Rechts wegen gehörte er an den Galgen — wenn ich auch die Posse mitmachen werde, ihm durch Beisetzung eine anständige Entsühnung zu geben. Ich beschwöre Sie, mein hochverehrter Freund, lassen Sie doch von nun an Ihre kleinen Fehden gegen den Geist der Zeit! Mit unversöhnlicher Macht ergreift jetzt Rom die Zügel, und ich weiß, es wird niemand mehr geschont werden! Der Schrecken wird die Welt regieren — und es ist gut so, denn die sogenannten Tyrannen habe ich immer noch menschlicher gefunden, als die Philosophen, die Humanitätsschwärmer, die Tugendhelden, die Volksfreunde, die Aufklärer, die Pietisten, die Gendarmen, die Vertreter der süffisanten Ordnung und Richtigkeit des Lebens. Letztere fand ich immer grausam, immer herzlos und doch da, wo sie einmal tüchtig Widerstand fanden, kläglich feige und erzdumm. Denken Sie nur allein an die Intrige, die mich damals zur Gräfin Sarzana machte — muß man nicht das italienische Volk gehen lassen, wie es geht? Es ist eine Bestie und nur zum Gehorchen bestimmt. Und, mein Freund — die Kirche! Ich begreife ihr Reformieren nicht! Die katholische Kirche ist darum so schön und rührend, weil sie ganz und gar Antiquität ist. Mir ist sie auf die Art eine alte wurmstichige Kommode geworden, in der ich meine liebsten Siebensachen, meine alten verblaßten Bänder, meine alten zerknitterten Ballblumen liegen habe. Aus meinem im Herzen noch manchmal wiederkehrenden Frühling lege ich dann und wann eine Rose, bald die letzte, in die alten Schubläden, und deren Duft durchzieht dann die alte beweinenswerte Herrlichkeit. Nun ja, ein bißchen moderig bleibt's! Aber der Duft der Rose dringt in das alte, wurmstichige Holz mit den messingnen Ringen und schnörkligen Schildern dran — schon manche Träne ist mir in den alten Rumpelkasten gefallen. Lassen Sie Ihre Prinzipien, hochverehrter Freund, in den alten staubigen Büchern! Der alte Gott sorgt schon von selbst für seine Anerkennung! Der Vernünftigste, den ich seit lange beobachtet habe, war Ihr Vetter Benno, von dessen Hochmut ich gar nicht einen solchen Cäsar Montalto erwartet hätte — den dummen Rückfall ausgenommen, der ihn nach Rom unter die Narren von 1847 trieb! Glauben Sie mir, er hat in Paris und London glückliche Stunden erlebt; er nahm, was sich ihm anbot, die tolle Liebe Olympiens, einen einzigen Rausch der Beglückung, und reflektierte nicht. Kommen Sie nun auch endlich einmal ordentlich nach Rom? Sie müssen Kardinal werden, und noch mehr! Nur beschwöre ich Sie, machen Sie es einst, wenn Sie die dreifache Krone tragen werden, wie es alle machten,

nicht etwa wie unser jetziger Phantast, der sich auf den Vatikan, die Hochwarte des wenigstens mir handgreiflich bekannten Universums, wie ein Kind hinstellen und aus einem tönernen Pfeifenstummel Seifenblasen pusten konnte! Wie leben Sie denn, mein hochverehrter Freund? Ist die alte Gräfin auf Castellungo entschlafen in ihrem „HErrn HErrn", bei dem sie nur allein courfähig sein wollte? O, des Hochmuts dieser protestantischen Frommen! Finden Sie nicht, mein hochverehrter Freund, daß Jesus in den Evangelien nur bei denen steht, die sich gegen Gesetz und Ordnung auflehnen, in der Irre gehen, mit den respektabeln andern Leuten auf gespanntem Fuße leben? Rauft einer am Sonntag Ähren aus, gleich entschuldigt er ihn; wäscht ihm eine Frau die Füße mit kostbaren Narden, gleich sagt er: Laßt die gute Närrin! Alles, was Jesus tat, war, wie's die andern Leute nicht tun; und nun kommen diese Geheimerätinnen und Offiziersfrauen aus Mecklenburg und wollen Jesus Christus zu einem Freund der wohlanständigen, vornehmen Seelen machen, deren Sünden höchstens Neid und Hochmut seien? Nimmermehr! Auch das hat mich katholisch gemacht, daß mein allersüßester Jesus ganz mein aparter Freund ist, der Freund meiner Armut und Ungezogenheit von Kindesbeinen an. Im Dunkel einer Kapelle, da gehört er, der selbst ein Gekennzeichneter war, ein polizeilich Verfolgter, ein vom vornehmen Pharisäervolk Gesteinigter, ausschließlich unsereins an, denen, die ihr haßt und verfolgt! Vor dem dunkelsten Altar, da, wo von einem Kruzifix, von einem schlechten Tüncher geklext, die Tropfen Blutes am Haupt und in der Seite, zum Greifen dick, herunterfließen, da habe ich den Liebling meiner Seele und höre, daß er spricht: Alte Lucinde, wie geht's dir? Bist du noch immer in der Irre, immer noch unverstanden und ohne Herzen, die dich lieben? Das ist wahr, vor der allerseligsten Jungfrau, zu welcher Sie mir vor langen Jahren so dringend Posto zu fassen rieten, entzündet sich noch immer nicht so ganz mein Herz, wie ich möchte. Die Königin des Himmels hat einen Sohn verloren, hat den gelästert gesehen — das sind gewiß, gewiß große Leiden — aber sie selbst litt nicht unter Lästerungen. Maria ist meine Feindin, wie alle Frauen. Grüßen Sie Paula, die ich mehr liebe, als sie glaubt. Hindern Sie beileibe den Grafen nicht, katholisch zu werden —! Es wird sich dann alles zwischen Ihnen leichter machen. Die katholische Religion ist die der menschlichen Schwäche — und eben in seiner Schwäche liegt just das, was am Menschengeschlecht groß ist —!"

Lucinde hatte für die Geliebte des Kardinals Ceccone gegolten. Graf Sarzana heiratete sie, um durch eine Szene fingierter Eifersucht den Bundesgenossen des deutschen Staatskanzlers töten zu können. Der stolze Italiener wollte sein Vaterland und seine gedemütigte Familie rächen. Lucinde wollte eine Gräfin werden. Bald nach dem auch diesmal der Untersuchung entzogenen Vorfall trennten sich die Gatten, die sich abstießen.

Vor einigen Jahren hatte Bonaventura das Geheimnis der Leo Perlschen Schrift erfahren. Lucinde war die einzige, sie versicherte ihn dessen in einer wiederholten leidenschaftlichen Szene, als sie ihn in Coni zu besuchen gewagt hatte, die des Geheimnisses Mitwisserin war. Leo Perl war Christ und Priester mit Widerstreben geworden. Doch hatte er nicht wieder zurückkonvertieren wollen. Sein zu mystischen Dingen geneigter Sinn gefiel sich in einer subtilen Rache. Er taufte, traute, konfirmierte, absolvierte, jedesmal, wenn es sich um Beziehungen des Adels um Witoborn handelte, „ohne Intention". Das heißt, er sagte sich insgeheim: Das, was ich jetzt eben tue, soll keine Gültigkeit haben! So hatte er Bonaventura von Asselyn getauft, so Monika von Ubbelohde getraut und viele andre in einen, der katholischen Kirche gegenüber in solchen Fällen bestehenden förmlichen Heidenzustand versetzt. Denn die rechte Richtung des Willens im Priester ist ihr bei dem übernatürlichen Zauber, der im Priestertum liegen soll, alles.

Unrichtig getauft zu sein hatte Bonaventura nur damals schrecken können, als er es zuerst erfuhr und das Bekenntnis eines verbitterten Hypochonders in den Händen einer rachsüchtigen Feindin wußte. Diese Feindschaft hatte sich durch Paulas Heirat, durch Lucindens notwendig gewordene Beichte zu Maria-Schnee in Wien gemildert, ja sie hatte wieder der alten Hoffnung und dem alten Werben um Bonaventuras Liebe das Feld geräumt. In Bonaventuras Innern gingen soviel Veränderungen vor, daß ihm an ein Verhältnis, das er nur zum größten Triumph derjenigen Richtungen hätte aufklären können, die er bekämpfte, die Gewöhnung kam. Einen Augenblick, der in den immer höher gesteigerten Wirren der Zeit ihm einst noch kommen müßte, einen Augenblick großer Entscheidungen sah er als ihm beschieden voraus. Dann wollte er sich zur Widerlegung des tridentinischen Konzils erheben und sagen: „Priester oder Gott — das ist die Frage! Hat Christus seine Vertretung in der Gemeinde oder nur im geweihten Vorstande derselben? Kann der Wille eines schwachen Menschen deshalb, weil er gesalbt wurde, die Menschenseele zu seinem Spielball wählen? Seht, ich bin getauft nach allen Regeln der apostolischen Einsetzung der Taufe! Und dennoch, dennoch bin ich ein Heide, falls unsere Seele von Priestern abhängt! Unsere Kirche steht und fällt mit der Entscheidung über mein Lebensschicksal —!"

Er hatte Leo Perls Beispiel befolgt und eine Urkunde aufgesetzt, die nach seinem Tode erbrochen werden sollte. In dieser hatte er seinen Fall weiter ausgeführt. Noch wußte er nicht und kämpfte mit sich, ob er dies Bekenntnis in die Hände des römischen Stuhls selbst oder nur in die seiner näher verbundenen Freunde legen sollte. Innerlich war er mit sich im Reinen — er verachtete den Spuk des Zufalls. Hatte doch auch Lucinde damals, als er, um Abschied von ihr zu nehmen, sie im Kloster der Herz-Jesu-Damen in Coni besuchte, auf das Kästchen gedeutet, das sie behauptete bei sich zu führen, und versöhnt

gesagt: „Dort liegt mein Testament! Sie überleben mich und ich vermache Ihnen alles, was ich hinterlasse — cum beneficio inventarii — auch meine Schulden! Sie finden Serlos Denkwürdigkeiten, die, wie ich Ihnen schon vor Jahren sagte, die Schule meiner Kunst wurden, Leiden zu ertragen. Glauben Sie mir, Thomas a Kempis war nichts als der geistliche Serlo, Thomas a Kempis hat die nämliche Philosophie, nur daß der Mönch seine Verachtung der Welt und Menschen in religiöse Vorschriften kleidete. Wenn Thomas a Kempis anrät, Gott zu lieben, so wollte er nur wie der Schauspieler Serlo sagen: Verachtet die Welt und die Menschen! Dann finden Sie — noch —" hatte sie stockend und leise hinzugesetzt: „die Hilfsmittel jener — Rache, die ich Ihnen einst in einem Wahnsinnanfall geschworen hatte —" — „Und die Sie noch immer nicht Ceccone oder Fesolotti auslieferten?" hatte Bonaventura eingeworfen. Da hatte sich Lucinde erhoben, einen Schlüssel genommen, der an dem immer auf ihrer Brust blinkenden goldenen Kreuze hing, war an ihr Kästchen gegangen und hatte es aufgeschlossen. „Nehmen Sie!" hatte sie gesagt und auf ein gelbes, vielfach gebrochenes großes Schreiben mit zerbröckeltem Siegel gedeutet. Es war ein Moment gewesen, an den Bonaventura oft zurückdenken mußte. Damals hatte sich alles zusammengedrängt, was so oft zentnerschwer auf seiner Brust lag und nun — ein Augenblick der seligsten Erleichterung —? Aber wie ein Blitzstrahl fuhr es auch zu gleicher Zeit durch sein Inneres: War und ist dein Leben und Ringen wirklich nicht mehr, als die Furcht vor diesem zufälligen Verhängnis? Bist du nicht Herr deines Willens, Schöpfer deiner Freuden und deiner Leiden? Wie kannst du erbangen vor einer Anklage, die du verachtest, weil sie eine teuflische Verhöhnung der christlichen Idee ist? Bonaventura hatte sich damals gewendet und gesagt: „Behalten Sie!" Lucinde hatte diese Weigerung im Sinn eines ihr geschenkten Vertrauens verstanden und war davon so überwältigt, daß sie eine Weile hocherglühend und in zitternder Unentschlossenheit stand, ihre Knie beugte und sich vor Bonaventura zur Erde niederlassen wollte, woran sie nur durch das Erscheinen der Äbtissin der Herz-Jesu-Damen verhindert wurde, die nicht verfehlen wollte, dem ihr wenig gewogenen Erzbischof bei seinem überraschenden Klosterbesuch die schuldige Ehrfurcht zu bezeugen.

Die platonische Freundschaft zwischen Paula und dem, der sich längst überwunden hatte, bot so manche Freude. Paula wohnte nicht in Castellungo, sondern in Coni. Jeden Abend war der Erzbischof auf dem Schloß des Grafen, das mitten in der Stadt lag. An diesen Palast schloß sich ein Garten, altmodischen Geschmacks, wie die Gärten auf den Borromäischen Inseln. Der Graf hatte eine Aufgabe gefunden, diesen Garten der freien Natur zurückzugeben. Ein geselliger Kreis wurde vor dem Kriege durch nichts gestört. Später freilich blieben nur noch einige, die sich durch die Empfindungen des Grafen nicht stören ließen. Dieser wäre gewiß, als die Revolutionen aus-

brachen, nach Deutschland zurückgekehrt, wenn nicht auch dort die Verwirrung für seine Denkweise das Maß überschritten hätte. Seit lange hat Österreich gesiegt — er mäßigte den Ausdruck seiner Freude und konnte infolgedessen bleiben. Bonaventura kannte seine Sehnsucht nach Tätigkeit, ja auch die Sehnsucht nach einem Erben. Es mußte ja so kommen, daß dies nun zehnjährige Zusammenleben hier in Coni endlich aufhörte. Und doch, doch kannte er den Grafen dafür, daß dieser imstande war, die Nachricht von seiner Berufung zur Mutter nach Rom mit den Worten aufzunehmen: „Die Frau Präsidentin ist krank und Herr von Wittekind in Rom? Das wird Ihre Kraft übersteigen, teurer Freund, wir müssen Sie begleiten; wir gehen mit nach Rom!"

In solchen, sein Inneres zerreißenden Stimmungen, zu denen sich an jedem der ihm besonders wichtigen Gedenktage seines Lebens noch der Hinblick auf den mit jedem Tag sich dem Abscheiden vom Leben nähernden Vater gesellte, verweilte Bonaventura heute unter seinen Büchern. Hier, wo ihn so oft die nächtliche Stille geheimnisvoll umfing — wo sein Gemüt der Muttersprache noch zuweilen opferte, wie in den Versen —:

Du wunderbare Stille,
Wer deutete dich schon,
Im Erd- und Himmelschweigen
Den Weltposaunenton!
Die namenlose Sehnsucht
In stiller Welle Gang,
In stiller Brunnen Plätschern
Den mächt'gen Redebrang!

Wenn Mondenglanz die Rose
Sanft zu entschlummern ruft
Und Nachtviole trinket
Den Tau der Abendluft,
Wenn frei die Sterne treten
Aus ihrem blauen Zelt,
Worin das Licht der Sonne
Sie Tags gefangen hält —

Wie predigt da die Rose!
Viole singt im Chor;
Das kleinste Blatt hält Tafeln
Der Offenbarung vor!
Es rauschet und es klinget
Ein jeder tote Stein;
Der Stäubchen allgeringstes
Will nur verstanden sein!

Nur in die dunklen Schatten
Hat Gott das Licht gestellt
Nur in die öde Wüste
Die Herrlichkeit der Welt;
Nur brechend nimmt ein Auge
Den rechten Lebenslauf!
O, schließet euch, ihr Zauber
Der ew'gen Stille, auf!

In dieser Nacht hatte sich aber ein wilder Sturm, wie er in Berggegenden oft ohne die mindeste Vorbereitung entsteht, erhoben und die Stille der Nacht gestört. Während die Fensterläden des Palastes gerüttelt wurden, der Wind in den rauschenden Wipfeln der Bäume des großen Platzes tobte, konnte kein Schlaf über Bonaventuras Auge kommen. Und doch nahm der morgende Tag seine ganze Kraft in Anspruch. Er wußte, daß sich Stadt und Umgegend nicht nehmen ließen, den Namenstag ihres Oberhirten zu feiern. Schon nach fünf Uhr wollte er die Messe lesen. Nie ergriffen ihn die An-

fangsworte der Messe: „Der du meine Jugend erfreust, o Herr!“ mächtiger, als an diesem Tage der Jugenderinnerung.

Wo das Gehör einen Dienst der Liebe verrichtet, versagt die Natur den Schlaf. Bonaventura mochte sich zuletzt auf seinem Lager noch so ermüdet strecken, sein Ohr lauschte jeder Bewegung im Nebenzimmer. Sturm und Regen hatten aufgehört, der Morgen graute schon und noch hatte Bonaventura kein Auge geschlossen.

Eben mochte sich vielleicht für einige Minuten die ermüdete Wimper gesenkt haben, als sie sich sofort wieder erhob. Bonaventura hatte das schnelle Auftreten der dienenden Brüder gehört. Erschreckend über eine mögliche Verschlimmerung im Befinden des Kranken sprang er, wie er war, halbentkleidet, vom Lager. Als er die Tür geöffnet hatte, fand er, von einem Licht beschienen, den Leidenden aufgerichtet. Die dienenden Brüder reichten ihm eben von der Arznei. Benno lehnte das Glas ab. Als er Bonaventura erkannte, sagte er, er hätte lange und fest geschlafen. In der Tat blickte sein Auge weniger fieberhaft. Seine Hand, die er in der Hand Bonaventuras ruhen ließ, hatte die feuchte Wärme, die fast auf eine Krisis schließen ließ. „Welche Zeit ist's?“ fragte er. Man sah auf die Uhr und nannte die vierte Stunde. „So geh zur Ruhe!“ bedeutete er den Freund. Doch dieser nahm an seinem Lager Platz und sagte, daß er keiner Ruhe mehr bedürfte. Auf dies beharrlich wiederholte Wort der Liebe wandte der Kranke sein Haupt nach den beiden Mönchen und gab seinen Wunsch zu erkennen, mit dem Erzbischof allein zu sein. Ein Wink desselben und die Mönche traten in ein Nebenkabinett, das nach Osten lag. Beim Öffnen der Tür sah man schon den ersten Frührotschimmer der aufgehenden Sonne.

8. Was unmöglich geschienen.

„Ehe ich vom Leben scheide —“ begann Benno. — „Mein teurer Freund,“ unterbrach ihn Bonaventura, „du wirst leben!“ — „In deinem Gedächtnis — im Gedächtnis derer, die auf meine Zukunft Hoffnungen setzten, die ich leider nicht erfüllte. Die Minuten sind gezählt. Noch deinen Namenstag feiere ich, dann ist das Liebste da — was ich — vom Weltgeist begehre, Auflösung —“ — „Freund!“ unterbrach Bonaventura voll äußersten Schmerzes. Aber Bennos Worte waren so zuversichtlich, wurden so fest gesprochen, daß sie keine Widerlegung zuließen. „Ich will nicht sterben,“ fuhr Benno fort, „ohne mit den letzten Segnungen unserer Kirche versehen zu sein. Sorge dafür! Die Rücksicht deines Hauses und auf dich selbst erfordert dies.“

Einen Kranken erquickt nichts mehr, als von seinen Umgebungen die Anerkennung zu hören, daß er krank sei; einen Sterbenden nichts mehr, als die Anerkennung, daß er sterbe. So kam es, daß Benno mit jener Kraft der Stimme sprach, die in den letzten Augenblicken des Lebens oft so wunderbar wiederkehrt. „Ich erfüllte,“ sagte er,

„das Geschick unseres Hauses — wie mir einst in Rom der feindliche Dämon deines Lebens verheißen hat — als Lucinde jene Klagen ausstieß, die ich dir vor Jahren — von London berichtet! Vor — fast zehn Jahren! Deinen letzten Brief habe ich in meinem Portefeuille — und heute erst beantwortete ich ihn durch mein Testament. Was konnte ich dir sagen, nachdem ich mit allem gebrochen, was andere von mir voraussetzten? Skeptiker, Indifferentist — das gibt imposante Lebensstellungen, wenn man in die Lage kommt, nur reflektieren zu brauchen, sich die Zähne zu stochern, im Salon die Beine übereinanderzuschlagen. Stelle einen jener Weisen, die im Chor den Heroen der Tragödie so gute Lehren geben, selbst auf die Bretter, er macht die Tragödie zur Burleske!" — Benno hielt inne, sammelte neue Kraft und lehnte Bonaventuras Entgegnungen mit einem Zeichen der Hand ab. „Ich saß auf der Engelsburg," fuhr er fort, „mit Räubern, deren Ungeziefer mich schon allein die Freiheit ersehnen ließ. An sich ist die Freiheit zu verlieren kein so großes Unglück. Ich hätte Steine klopfen können, um ungestört über mich und die Dinge, wenn du willst, über Gott nachzudenken. Nur der Schmutz des Gefängnisses entsetzte mich." — Wieder hielt der Kranke inne. Wieder fuhr er, um des Freundes Nachsicht bittend, nach einer Weile fort: „Eines Tages stand die Tür meines Kerkers offen und es war eine Mutter, die ich glücklich machte durch meine Flucht. Selbst Lucinde nahm es ernst mit meinem Schicksal, sie war ganz bei der Sache, ohne meiner Verkleidung zu spotten. Der arme Bertinazzi erhielt die Galeere auf Lebenszeit. Als ich die Hinrichtung der Bandiera erfuhr, brach mein Lebensmut — die Mutter — konnte mich damals gängeln wie ein Kind —" — Bonaventura folgte aufmerksam allen diesen schmerzlichen Erinnerungen. — „Man soll sich seine nächsten Angehörigen nicht analysieren," fuhr Benno fort in offenbarer Aufwallung gegen seine Mutter. „Das aber muß ich doch sagen: Wo im Verkehr der Herzen das Übermaß waltet — da welkt nur zu bald die Blüte." — Bonaventura wußte, daß sich Benno später von London im tiefsten Bruch von seiner Mutter und von Olympien losgerissen hatte und nach Rom sozusagen entflohen war.

„Meine Retterin," fuhr Benno mit einer Erregung, die sein Freund zu beschwichtigen suchte, fort, „war natürlich Olympia. Schon oft hat es Seelen gegeben, die plötzlich den Teufel in seiner Rechnung betrogen — die Heiligengeschichte erzählt ja genug von ihnen. Eine Heilige ist Olympia allerdings nicht geworden; aber aus einer Tyrannin wurde sie doch eine Sklavin. Ich habe niemals so dienen sehen, wie Olympia ein Jahr lang dienen konnte. Ich habe sie an einem Tigerkäfig kennen lernen; sie war nun selbst gezähmt, gezähmt bis zu einem der jungen Lämmer, die sie — als Kind erwürgt haben soll — aus purer — Zärtlichkeit! Das ist mein Fall. Solche Frauen gibt es nicht — in — deiner germanischen Welt!" — „Meiner?" wallte Bonaventura auf mit leisem Vorwurf. „Bist du kein Deut-

scher mehr?" — „Nein!" sagte Benno. „Als ich mein Lebensrätsel erfuhr, als ich meine Schwester sah, als ich an ihrer Leiche meine Mutter kennen lernte und mir überall die Folgen des deutschen Junkertums entgegentraten, da ergriff mich Haß gegen alles, wofür ich bisher und worin ich gelebt hatte. Ich brach mit einem Vater, der lügen und morden konnte; ich brach mit einem Staat, der keine freien Bürger duldete; ich brach mit einem Volke, das der Tyrann andrer Völker sein konnte; ich folgte in allem meiner Mutter, deren Namen ich annahm." — Bonaventura kannte diese Umwandlung, die nicht der seinigen glich. — „Nicht lange war ich in Paris," fuhr der Abtrünnige fort, „so erscheint Olympia, ausgesöhnt, engverbunden mit meiner Mutter, die mich anbetete. Du mußt wissen, als ich Olympien zum letztenmal gesehen hatte, da war mir in der Villa Hadrians durch eine seltsame Szene — durch die Umgebungen, die Umstände, die meine Sorge um das Schicksal der Bandiera heraufbeschworen, ein Stelldichein von ihr aufgedrungen worden. Es war ein Zwang, der sich nur mit Grausamkeit ablehnen ließ. Was dem Mann ein Bettelpfennig ist, wird dem Weibe zum Krösusschatz — kann ein Mann mit Bettelpfennigen geizen! — Ich fühlte eine mächtige Hand, die mich zurückhalten wollte — ich hätte lieber den Tod gewünscht, als dies Wiedersehen auf Villa Rucca. Aber Olympia und das Schicksal hielten sich an mein erzwungenes Ja! und mein Ehrenwort. Dann traf mich die Strafe, daß ich zur „Loge" gehört hatte. Für die Rettung nahm sich das wilde Weib — in Paris, in einem eleganten Salon — der Rue Rivoli — den Dank so, wie sie ihn begehrte." — Wieder trat eine Pause ein. In Bonaventuras Blick lag die Anerkennung alles dessen, was hier möglich gewesen. Und saß er nicht an einem Leichenstein, an jener Grenze, wo sich alles versöhnt —?

„Frankreich, England, das Land der schönsten Frauen," fuhr Benno fort, „konnte an sich kein Schauplatz für die an Triumphe gewöhnte Nichte Ceccones sein. Der Kardinal wurde ein Opfer der dir bekannten Italienerrache. Olympia geriet in Bedrängnisse. Die Reihe ihr zu helfen war nun an mir. Einander nützlich sein — veredelt und bindet. In Olympia kehrten Regungen der bessern Natur, die sie schon dem Mönch Ambrosi bewiesen hatte, zurück. Sie ertrug die ihr folgende Verringerung ihrer Hilfsmittel. Einige Jahre fand sie in mir die Fülle ihres Glücks wie ein Kind. Sie abzuwehren war unmöglich. Wie die Schlange nicht ihr Opfer läßt, so fand ich bei jeder Pforte, wo ich hätte entfliehen wollen, meine Bestimmung, die mir den Weg vertrat. Ich war an zwei Frauen zugleich verloren." — „So dachte auch die Welt und entschuldigte dich," warf Bonaventura mit mildem Ton ein.

„Ein Zustand des Elends blieb es bei alledem," fuhr Benno fort, während seine Züge einen Ausdruck des höchsten Schmerzes annahmen. „Jedes einzelne Leid fühlte ich wie das natürliche Ketten-

glied der Folgen, welche ich damals, als ich dem südlichen Blut in meinen Adern zu folgen beschloß, über mein Leben heraufbeschworen hatte. Ich wollte Partei nehmen für die betrogene Hälfte meines Erdenlebens — und von Wahn zu Wahn, von Traumbild zu Traumbild lockte mich die mütterliche Welt, die mir zuletzt ein Gift wurde, das mich — langsam getötet hat —" — „O mein Freund —!" Das war alles, was Bonaventura aus der Tiefe seines Herzens entgegnen konnte. Rang doch auch in ihm das Gefühl der Beschämung, dem deutschen Namen untreu geworden zu sein, nach Ausdruck. Oft hatte er gesagt: Der Katholizismus macht vaterlandslos!

„Beklage mich nicht," sprach Benno. „Ich hatte zahllose Stunden des Glücks; ich trotzte der Sehnsucht meines Gemüts. O nur zu reich ist der menschliche Geist an Vorstellungen, die den Kampf gegen die innern Vorwürfe des Gewissens unterstützen, ja ihn auf Augenblicke siegen und triumphieren lassen —! Ich durfte mir ein — künstliches Pflichtenleben schaffen — die brüderliche Freigebigkeit des Präsidenten entzog mich den Sorgen für meine Erhaltung. Ich las, studierte, schrieb. Da ich für einen Italiener gelten wollte, hatte ich Mühe und Verdruß genug durch die Vorbereitung zu dem, was nun gescheitert ist. Welche Menschen! Verunreinigend durch ihre Schwächen und Laster die heiligen Dinge, die sie im Munde führen —! Freilich — die Gegner aber auch —! Sind diese nicht ebenso verächtlich? Ich kannte sie alle, die Diplomaten von Paris und London. Nur in den Formen liegt der Unterschied. Oft genug gab es Stürme im Glase Wasser — doch konnten sie mit dem Schiffbruch der zunächst Beteiligten endigen. Terschka — wo mag — dieser — Schwächling, der zuletzt ein Schurke wurde — hingeraten sein —!" Drängte es Bonaventura auch, von Terschkas eigentümlicher, noch immer dunkel gebliebener Beziehung zum Verrat der Bandiera zu erfahren, so gab er es doch auf, darnach zu fragen. Denn die Kraft des Freundes drohte zu versiegen. Eine Weile schloß Benno die Augen. Dann erhob er sie wieder und ließ die irrenden Sterne derselben wie ausruhen an der Decke des immer mehr sich erhellenden Zimmers. Unbeweglich starrten die Augen wie in eine unergründliche Tiefe. — „Es gab auch Edle unter diesen Kampfgenossen!" begann er aufs neue wie mit feierlicher Andacht. „Ja, ihr Brüder, ihr leuchtet mir voran wie die Dioskuren am Himmelszelt auf weißen Rossen! Sich die Welt zu erschaffen aus seinem eignen freien Willen, das ist edler Mannestrotz!" Dann folgten bittere, abgebrochene Reden.

Die Ärzte kamen. Schon läutete draußen von den Türmen das Angelus. Es war fünf Uhr. Der helle Tag lag hinter den Vorhängen der Fenster. Benno hatte sich eine zu große Anstrengung zugemutet; er war erschöpft in die Kissen gesunken. Seine Zunge war gelähmt. Die Ärzte sagten, die letzte Stunde ließe sich nicht vorausbestimmen. Vor allem baten sie den Erzbischof, sich selbst

zu schonen. Den Mönchen und den Ärzten wurde von dem letztern die Sorge für den von so heftigen Qualen der Seele Zerrissenen überlassen. Zur Frühmette wollte er nun in den Dom, wo an diesem Tage seit Jahren die Stadt gewohnt war, ihn zu erwarten.

Bonaventuras Aufmerksamkeit, in den Mitteilungen Bennos verloren, hatte nichts vernommen von den Zurüstungen der Überraschungen, welche ihm die Verehrung und Liebe bereitet. In sein Wohnzimmer getreten, fand er die Wände mit Blumen geschmückt. Kostbare neue Teppiche lagen über die Stühle gebreitet. Geschenke von Gold und Silber standen auf den Tischen. Alte Werke, seltene Drucke und Holzschnitte hatte ihm Graf Hugo hinlegen lassen. Der Haushofmeister, die Kaudatarien, auch ihre Glückwünsche erteilend, nannten die Namen der Geber, unter denen Paulas Name obenan stand.

Es lag nun in seinem Berufe, daß sich Bonaventura in seine goldstarrenden Gewänder werfen mußte. Die Bischofskrone prangte auf seinem Haupte. Schon spiegelte sich die nach der allmählich wieder ruhiger gewordenen Nacht goldig aufgegangene Sonne in den kostbaren Edelsteinen ihrer Verzierung. Unter einem von sechs Knaben getragenen Baldachin, begleitet von allen im Treppenhause versammelten Abgeordneten der Kirchen und Klöster der Stadt, den Zivilbehörden, den Oberoffizieren des Militärs, trat der Erzbischof, gebeugt und trauernd, aus dem Eingang des Portals, das mit Girlanden geschmückt war. Der Vorhof innerhalb des Gitters war leer, die Menschenmenge wogte draußen. Die halbe Stadt war in Bewegung. Selbst einer vom Erzbischof sonst bekämpften Unsitte, der rauschenden Musik des Militärs bei Kirchenfesten, konnte heute, auf Anlaß eines solchen Freudentages, nicht gewehrt werden. Jung und alt schloß sich der glänzenden Prozession an, die in den Dom zog. Bonaventura hatte schon sonst diese Überraschungen an seinem Namenstag unmöglich machen wollen und kurz vorher Reisen angetreten oder war ein andermal in ein Kloster gegangen. Allmählich aber hatte er auch darin der Landessitte nachgegeben und dem Onkel Dechanten beigestimmt, der ihm geschrieben: „Nimm doch Liebe, wo sie geboten wird! Ist diese Zeit angetan, sich der Ernte seiner Saaten zu entziehen! —?“ Angeregt von solchem Zuspruch hatte er ihm damals selbst geantwortet:

Nimm an der Welt dein ganzes Teil,
Nimm es mit vollen Händen!
Was du verschmähst, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Gewinn sich wenden!

Der Blüten nur im Lenz gedenk',
Die rings den Rasen decken,
Vom Apfelbaume ein Geschenk
Den Winden, die ihn necken!

Und doch im Herbst — der reiche Baum
Was er noch Früchte spendet!
Erinnern kann er sich noch kaum
Der Blüten, die verschwendet!

Zur Erde blicke nicht hinab,
Wenn Götter dich umschweben!
Für jeden ist das kühle Grab,
Für jeden erst das Leben!

Für jeden dreifach der Genuß
Und einmal nur Beschwerde!
Es wogt ein sel'ger Überfluß
Der Freude durch die Erde!

Heute freilich trug er im Herzen „Marias achtes Schwert". So nannte er jene Leiden, die jedem nur allein verständliche sind, ihm nur allein von Gott zu tröstende und zu heilende. Die große, mit drei Kuppeln erbaute, dem siebzehnten Jahrhundert angehörige Kirche war überfüllt. Seine Ministranten waren heute nicht Meßdiener oder Kinder, sondern seine nächsten Würdenträger. Den geheimnisvollen Ritus der Messe aus der Kirche zu verbannen wollte sich Bonaventura nicht verstehen. In einem gelegentlichen Streit mit Gräfin Erdmuthe sagte er darüber: „Allerdings sollte die Messe in der Landessprache gelesen werden! Aber ich gebe auf die stummen Augenblicke in der Messe mehr, als auf die gesprochenen. Ein Gottesdienst muß mehr als nur eine Predigt sein. Von unserer Messe ist lediglich der Schein zu nehmen, daß sie ein Opfer sei. Sonst ist ihr mystisches Wesen dem Herzen wohltuend. Kirchen, die nur um der Predigt willen da sind, müssen mit der Zeit leer stehen. Denn wer verbürgt dem Preise Gottes allzeit würdige Sprecher, Zungen, die nicht anstoßen, Kehlen, die nicht heiser und rauh erklingen? Was macht die Gotteshäuser der Protestanten so öde? Die alleinige Herrschaft der Kanzel und die Nichtsbedeutung des Altars. „Gott wohne nicht in Häusern, von Menschenhänden gemacht?" O gewiß ist das wahr! Aber der gewölbte Raum der Kirche sagt Ihnen, daß Gott nicht ihr Gott allein ist, nicht der, den Sie sich in Ihrem „Kämmerlein" zurecht gemacht haben, sondern der Gott des Universums. Gerade da muß ihr Eifer, ihn persönlich für sich aus der Masse der um seine Gunst Werbenden herauszugewinnen, um so lebendiger angefacht werden; die Entschließungen Ihrer Brust können erst in der Kirche erkennen, wie schwer es ist, unter so vielen, die seine Liebe zu gewinnen suchen, gleichfalls mit Würde zu bestehen. Dann still zu sein in einer Kirche mit tausend andern Stillen — das ist, denke ich, die feierlichste Aufforderung zur Einkehr in sich selbst. Oder — soll die Religion ohne alle Formeln sein? Nun, dann ist sie Philosophie. Daß aber die Philosophie zur Wahrheit des Lebens werde, das zwingt sie, sich in Religion zu verwandeln. Der protestantische Gottesdienst sagt nur: Wir

sind nicht katholisch! Das ist gewiß wahr und historisch richtig — Soll aber diese Zeit des Protestes dauern? Kann ein Gottesdienst der ewigen Negation bei den Protestanten Sinn haben, wenn sich die katholische Kirche läutert? Eure Predigt wird sich unsere Messe zu Hilfe rufen müssen, um schon allein die Herrsch- und Streitsucht eurer Parteien zum Schweigen zu bringen! Dann werden die Protestanten nicht mehr Nichtkatholiken, die Katholiken nicht mehr Nichtprotestanten, sondern beide erst wahre Christen sein —!" Mit solchen und ähnlichen Kontroversen wurden oft die Abende auf Castellungo bei der seligen Gräfin hingebracht.

Unter den Anwesenden befanden sich Paula und Armgart. Beide eben von Castellungo gekommen — beide eben unterrichtet von der schmerzlichen Überraschung, die ihrer hier zu Coni harrte. Der Graf hatte ihnen Bennos Anwesenheit und Lebensgefahr erst gemeldet, als sie sich trennten, er, der Protestant, zu Bennos Lager eilte, die Frauen in die Messe schwankten. Erkundigungen, welche Graf Hugo auf der Herfahrt eingezogen, hatten ihm bestätigt, daß Benno in Coni war. Mit diesem Stich im Herzen sank Armgart unter die tausend Beter nieder, die am Fuß des Hochaltars knieten. Sollte sie weniger vermögen als jener Priester dort, den die gleiche Nachricht nicht hinderte, seine Psalmenstellen zu singen?

Als die Feierlichkeit vorüber, Bonaventura auf einem kürzeren Wege, unbemerkt und in einfacher Kleidung, in seine Wohnung zurückgeeilt war, fand er den Grafen schon lange mit Benno beschäftigt. Die beiden Frauen harrten in einem Gemach, wo des Kirchenfürsten Audienzen gegeben wurden, vom Schmerz überwältigt und in Tränen gebadet. Man hatte die Veranstaltung getroffen, daß heute der Erzbischof nur noch seinen nächsten Freunden gehörte. Die Namen der Glückwünschenden wurden aufgeschrieben und am Haustor entlassen.

Graf Hugo hatte dem Sterbenden Armgarts Anwesenheit angezeigt und den Frauen nicht verschwiegen, wie Benno von dieser Nachricht erschüttert worden. Bonaventura richtete sein Auge auf Armgart. Seit so vielen Jahren hatte er sie nicht gesehen. Doch war sie ihm wie eine erst gestern Geschiedene. Ihr gemeinsames Leid verband sie sofort.

Ein Gesang der christlichen Dichtkunst spricht aus, was edle Herzen bei höchstem Leid erfüllt, das „Stabat mater" in seiner unnachahmlichen Magniloquenz. Jacopone da Todi war der Dichter dieser Threnodie der verlassenen Liebe, der zurückgebliebenen am letzten Rest ihres Daseins, am toten Leib des Geopferten. Die Erde ist verfinstert; die Menschen, von Furcht und Zagen erfüllt, sind geflohen; Gott hat seine größte Offenbarung gegeben, und dennoch leiden und weinen gerade diejenigen, denen seine große Wohltat zuerst zugute gekommen war. Wer kennt, was uns frommt —! Jacopone hatte sein Stabat mater aus eigenen Erfahrungen gedichtet. Er war ein Zeitgenosse Dantes, ein berühmter Rechtsgelehrter und ein Liebhaber der Weltfreuden. Bei einem Fest eines vornehmen Hauses sah er die Decke des Tanzsaals

einstürzen. Die edelsten Frauen wurden erschlagen oder verwundet — sein eignes Weib, eine blühende Schönheit, wurde verwundet aus den Trümmern davongetragen. Man entkleidete die Sterbende. Bei diesem Vorgang entdeckte der Gatte, der die Veranlassung ihres Anteils an diesem Ballvergnügen gewesen, daß sie unter ihren Prachtgewändern ein grobes Büßergewand getragen hatte. Jacopone, von Beschämung und Schmerz überwältigt, verlor den Verstand. Die Verwirrung seiner Gedanken hellte sich erst allmählich wieder auf; doch beherrschte ihn ein rätselhafter Zustand, den er nicht bewältigen konnte; er redete in der Irre, wußte auch, daß er so redete, wußte die Weise der Welt, aber er konnte sich nicht mehr in ihr ausdrücken. Endlich meldete er sich am Tor eines Klosters, um als Mönch aufgenommen zu werden. Die eben neugegründete Regel des Franz von Assisi wies ihn ab, wenn er nicht Beweise seines Verstandes gäbe. Da zwang er den sich jagenden, fiebernden Gedanken seiner Seele gewaltsam einen Halt auf und dichtete. Wie einst zu gleichem Zweck Sophokles den Chor „Im roßprangenden Land" seinen Anklägern und habgierigen Söhnen vorlas, so Jacopone da Todi sein „Stabat mater". Nun erhielt er die Aufnahme. Beweise seines wiedergekehrten Geistes hat er dann noch genug gegeben. Über die Sophisten von Paris schwang er die Geißel der Satire. Dem aus den Felsschluchten der Abruzzen auf den apostolischen Stuhl berufenen Einsiedler Petrus von Morrone, der als Cöleſtin V. dem verwilderten Rom die Zügel halten sollte, rief er zu: „Jetzo kommt an Tageshelle, was du sannst in dunkler Zelle! Ob du Gold, ob Kupfer, Eisen, muß sich jetzt der Welt beweisen!" Lucinde hatte einst eine Anekdote, die Bonaventura, schon als Erzbischof, von Jacopone da Todi erzählt, eigentümlich kommentiert. Der große Dichter Dante ging einst zu einem Turnier und blieb unterwegs im festlichen Gewande an einer Goldschmiedbude stehen, um noch eine Spange zu kaufen, die seinem Kleide fehlte. Da sah er ein Buch auf der Lade des Goldschmieds liegen. Während die Wagen und Reiter an ihm vorübersausten und der Goldschmied die passende Spange suchte, fing er zu lesen an. Es waren die Gedichte Jacopones, die Dante noch nicht kannte. Immer mehr vertiefte er sich in die Ergüsse einer verwandten Seele, überhörte die Mahnungen des Goldschmieds, sich zu beeilen, und versäumte das ganze Turnier. Als schon die Kämpen mit zersplitterten Lanzen nach Hause ritten, stand Dante immer noch in die Pergamentblätter versunken, die ihm der Goldschmied nicht verkaufen wollte. Lucinde, die den Dante nicht leiden konnte, sagte bei Erzählung dieser Geschichte: „Da sieht man recht, wie die Dichter einander lesen! Mit einem Neide und mit einem Suchen nach Fehlern, wobei ihnen Hören und Sehen vergeht!"

Paula und Armgart wurden an Bennos Lager gerufen. Armgart beugte sich über den todblassen Mann. Die ihr sonst versagenden Tränen rannen in Strömen. Benno mit seinen grauen Locken lag starr und drückte die Augen zu. Seine Lippen sogen die Tropfen ein, die über seine Wange aus Armgarts Augen rieselten. Daß es Armgart war, die

da weinte, wußte er. Er wußte auch, daß in ihrer Nähe Paula stand. Allmählich trat eine Totenstille ein. Des Sterbenden Stimme erhob sich wieder, aber die Worte, die sich noch verstehen ließen, gaben dem Entfernterstehenden keinen Zusammenhang. Nur Armgart, die sich dicht über den Sterbenden beugte, verstand allmählich die Worte: „Armgart — nordische — kalte Maid!“ — „Lebe! Lebe!“ rief Armgart und küßte Bennos graue Locken. Es war, als hätte sie beweisen wollen, daß sie bei den Torheiten, die sie einst aus katholischer Überspannung beging, nicht aus Herzenskälte gehandelt. Der Graf trat näher. Paula wandte sich erschüttert zum Vorzimmer hin. Man hatte eben Bonaventura abgerufen. Auch Armgart wollte sich erheben und zurücktreten. Der Sterbende ließ ihre Hand nicht los. Armgart starrte alledem mit Blicken, die dem Grafen um die Tieferschütterte selbst Sorge einflößen mußten. In ihrem Antlitz lag eine ihrer ganzen Natur fremde, fast wilde Gebärde. „Unser — guter — Thiebold!“ sprach Benno. „Schreib's — unserm besten — Freunde —!“ Armgart versprach, jeden seiner Aufträge zu erfüllen und hätte gern hinzugesetzt: Stummes Rätsel der Frauenbrust! Starrer Mund, der nicht reden konnte, wenn doch ein Mädchenherz überquellen mochte vom Drang nach helfenden Worten! Lieber erstirbt das eigene Leben in uns, als daß die Lippe zu brechen wäre, die der Starrsinn verschließt! Ach nur dir, nur dir habe ich jeden Gedanken meiner Brust geweiht! Nur dir jeden Schlag des Herzens — dir hab' ich gesprochen in öden, sternenlosen Nächten —! Aber sie sagte jetzt nur: „Lebe! Lebe!“ — Benno sah Armgart mit dem zärtlichsten Blick der Liebe an, sank in sein Kissen zurück, hielt aber Armgarts Hand krampfhaft fest.

Inzwischen kam Bonaventura, durch irgendeine neue Störung sichtlich aufgeregt. Das Geflüster der Ärzte, die sich im Nebenzimmer befanden, wurde vernehmbarer. Auch verbreitete sich Weihrauchduft. Der Priester, den Benno begehrt hatte, war in der Nähe mit dem Sterbesakrament. Doch noch eine andere Ursache schien der wahre Anlaß der Erregung des Erzbischofs zu sein. Er hatte den Grafen beiseite genommen und mit diesem geflüstert. „Es muß sein!“ rief plötzlich laut der letztere. Alles blickte zu ihm hinüber. Bonaventura berichtete zögernd die eben gemeldete Ankunft eines sechsspännigen Reisewagens, der, mit einigen Damen besetzt, sofort am Portal seines Hauses angefahren wäre. Die eine der Damen, die ältere wäre schon in den Vorzimmern — während die andere noch im Wagen verweilte. Armgart erhob sich. Auf Bonaventuras Lippen lag die Ergänzung des Berichtes: Die Fürstin Olympia — und die Herzogin von Amarillas —!

Alle blickten auf Benno, ob er gehört hätte. „Das — Sakrament —“ sagte er leise. Er hatte nicht gehört. „Ihre Mutter ist da! Bereiten Sie sich, sie zu empfangen! Sie läßt sich nicht abweisen,“ wiederholte der Graf mehrmals und dicht an des Sterbenden Ohr. Und in der Tat vernahm man schon in der Nähe eine wehklagende Stimme, der sich die Stimmen der Mönche gesellten, die nach vorn ge-

gangen waren und die plötzliche Bestürmung des Kranken hindern wollten. Paula und der Oberst gingen schleunigst, um ihre Bitte zu unterstützen. Bonaventura hielt in seinen Armen den Freund, der ihn plötzlich mit Gebärden, die denen eines flehenden, fiebergeängsteten Kindes glichen, ansah und sprach: „Die besten Jahre — meines Lebens habe ich ihnen — geschenkt — Der Tod — sei wenigstens mein und — euer —! Laßt mich — frei von ihnen —! Fort! Fort! Beide! — Beide!" Darauf sprang der Graf eiligst an die Tür, die in die Bibliothek führte und verriegelte diese. Benno sah es, dankte mit zitternd ausgestreckten Händen, sah flehentlich in Bonaventuras Augen und krampfte sich um dessen Hals fest wie ein Schutzsuchender, ein Verfolgter. „Ich riß mich — von meinen — Fesseln los und gelobte, sie — nie wieder — anzulegen! Ich mag diese Selbstanklagen, diese wilden Worte nicht — hören! O, mein Gefühl für diese Mutter — es war wie der angesammelte Schatz meiner unerwiderten Liebe zu allen Menschen der Erde! Was habe ich ihr — nicht alles hingegeben! Aber Asche — Asche — wurden alle Flammen — Die südliche Luft schnürt mir den Atem zu —" — Bonaventura und Armgart erbebten über diesen Ausbruch des Schmerzes über zehn Jahre der Qual, eines Lebens ohne Willen, eines Lebens der Gebundenheit, einer furchtbar ausbrechenden Reue über den Bruch — auch mit dem Wesen Germaniens. Aber man hörte das Schluchzen und laute Reden italienischer Frauenstimmen. Benno tastete in die Luft, deutete, die Tür nicht zu öffnen. Die Kraft seines Blicks stand in wunderbarem Kontrast mit dem ersichtlichen Zunehmen seiner Schwäche. — „Ich will gehen, Freund!" sprach Armgart atemlos. „Laß' sie ein, sie, denen du jahrelang ihr Glück gewesen bist —!" — Doch hielt Benno krampfhaft ihre Hand fest und ebenso die des Erzbischofs. — „Laßt mich — an — den Rhein —!" — Im Hinblick auf Drusenheim und Lindenwert schien sein Bewußtsein zu schwinden. Erschöpft sank der jetzt fiebrisch Abwesende in die Kissen zurück.

Bonaventura fragte Armgart, ob sie die Kraft besitzen würde, eine Weile allein beim Freunde auszuharren, solange bis er den Vikar geschickt haben würde. Armgart verneigte bejahend das Haupt. Dann verließ er durch die eine Seitentür das Zimmer, machte einen Umweg durch mehrere der Gemächer und kam in den Empfangssaal zu den Ärzten und den Brüdern, die er glücklicherweise allein fand. Er bedeutete sie, leise und unbemerkt mit dem Priester und mit dem Sakrament zum Lager des Kranken zu treten. Dann ging er ins Nebenzimmer, wo die wilden Weherufe der Frauen erscholen.

9. Die Abrechnung.

Bonaventura traf vier Personen beisammen, deren Charakter und äußere Erscheinung wohl den größten Gegensatz bildeten, der sich innerhalb verwandtschaftlicher Beziehungen denken läßt. Die Herzogin von Amarillas, eine weißhaarige Matrone, gebärdete sich mit der

ganzen entfesselten Leidenschaft einer Südländerin und ehemaligen Künstlerin. Sie kratzte mit den Nägeln an der verschlossenen Tür und redete diese wie ein lebendes Wesen an. Olympia, die jetzt Dreißigjährige, in Reisekleidern, ging im Käfig wie eine Löwin auf und ab. Schmerz, Verzweiflung, Reue, beleidigter Stolz kämpften in ihren Mienen. Reue — denn sie hatte seit einigen Jahren mit Benno in Streit gelebt und ihm, als er ohne sie nach Rom gegangen war, für immer Lebewohl gesagt. Der Graf mußte sich mit Paula beschäftigen, die keine Kraft hatte, diesen wilden Leidenschaften die Spitze zu bieten. Die Frauen wußten, daß sich Armgart von Hülleshoven am Krankenlager befand. Olympia kannte diesen Namen als Bennos Jugendliebe. Ihre Mienen glichen dem elektrischen Leuchten eines dunkeln Gewölks, das ein Ungewitter birgt.

Als die Herzogin und die Fürstin Bonaventura eintreten sahen, stürzten sie auf ihn zu, warfen sich ihm an die Brust, umklammerten seine Knie und beschworen ihn, sie wissen zu lassen, wie es ihrem Cesare erginge. Sie wollten den Geliebtesten sehen. „Meine Damen!“ antwortete der Erschütterte in italienischer Sprache nach den vorherigen, konventionelleren Vorstellungen. Graf Hugo hatte noch nicht die Herzogin von Amarillas als Mutter Bennos gesehen. Paula war ihnen ganz fremd. „Welches traurige Wiedersehen! Tröste Sie wenigstens die Gewißheit, daß mein edler Freund in den Armen von Menschen weilt, die ihn lieben!“ sagte der Hausherr — „Mehr, mehr, als wir ihn lieben?! — als wir —?! Lassen Sie uns zu ihm!“ riefen beide Frauen zu gleicher Zeit und wie im Ton der wildesten Eifersucht. — „Erfüllen Sie mir eine Bitte! Die Augenblicke des Geliebten sind gezählt.“ — „Er stirbt?“ riefen beide wiederum zugleich, und die Mutter brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. — „In wenig Stunden ist seine Seele hinüber. Lassen Sie ihm die Ruhe — die jetzt um ihn waltet! Eben versieht ihn — die Hand des Priesters.“ — „Ohne mich, ohne sein Weib —?“ schrie die Fürstin. Doch konnte sie ihre wilde Rede nicht vollenden. Ein strafender Blick traf sie sowohl aus dem Auge des Erzbischofs, wie aus dem des Grafen, der die Tür zuzog. Paula war ins Nebenzimmer getreten. Jetzt mußte der Graf auch sie beruhigen. Aber Angiolinens Tod, der Ritt Olympiens durch den Park von Schloß Salem trat vor seine Augen. Damals war im Kasino die Herzogin seinem Schmerz teilnehmend verbunden gewesen — die Zeit aber, die Überlegung, die Verurteilung des Preisgebenkönnens ihrer Kinder hatte die freundliche Stimmung des Grafen geändert. Er stand wie auf dem Sprunge, zu sagen: Sie haben Ihres Gatten Schwester gemordet! Ja, die eigne Mutter hat es getan!

„Beruhigen Sie sich beide,“ sprach der Erzbischof, „ich achte die Ansprüche, die Sie auf den letzten Handdruck des Freundes haben —!“ — „Meines Sohnes!“ verbesserte die Herzogin und richtete ihr Auge auf die Tür, die zu den Zimmern offen stand, welche auf anderm Wege nach Bennos Lager führten. Aber auch diese wurden von Bonaventura

geschlossen, indem er sprach: „Nehmen Sie an, Sie hätten schon für immer von Ihrem Sohne Abschied genommen!“ — „Für immer —?“ riefen beide Frauen, und Olympia fügte mit gellender Betonung hinzu: „Er will uns wohl nicht sehen —?“ — Bonaventura schwieg. Die Mutter blickte wie geistesabwesend um sich. Dann schien sie nachzudenken, welche Empfindungen ihren Sohn zu dieser Erklärung hätten bestimmen können. Endlich raffte sie sich mit leidenschaftlichem Entschluß auf und wollte an die Tür des Bibliothekzimmers. Der Erzbischof vertrat ihr den Weg und wollte jedes störende Geräusch verhindern. „Herzogin —!“ sprach er fest und bestimmt. Dann seine Stimme mildernd und auf die sich der Herzogin anschließende Olympia blickend, begann er: „Geben Sie diese Beweisführung Ihrer Liebe auf! Niemand zweifelt ja daran! Aber der letzte Augenblick eines Sterbenden, sein letzter Wille sei Ihnen heilig! Vereinigen Sie Ihre Klagen mit den unsrigen, weinen Sie mit uns —! An seinem Bett wacht die Liebe seiner Freunde. Lassen Sie ihm die stille Ruhe des Abschieds vom Leben! Er entschläft — in Gott. Er bat um eines — um — Ruhe — ja, auch vor Ihnen!“ — „Meinen Gatten will ich sehen — denn das ist er —!“ rief Olympia und rasselte an der Tür, bis Graf Hugo auf sie zutrat und ihr nicht endendes Mia anima! Mio cuore! nachdrücklich zu beschwichtigen suchte. Bonaventura stand regungslos. „Wir stören die heilige Handlung des Abbate Orsini,“ sagte er. „Beten können wir auch hier.“

Olympiens Augen wurden vor Zorn völlig weiß. Ihre Gestalt schien jetzt wie aus Luft gewoben. Sie schwebte hin und her und murmelte eine Reihe zusammenhangloser Worte, die dem Erzbischof als Erinnerung an sein Emporkommen und als Verurteilung seiner Undankbarkeit verständlich wurden. Nichtsdestoweniger wiederholte er: „Beten wir —!“ Drüben hörte man die Klingel des Ministranten. Weihrauchduft drang in die Zimmer. Die Herzogin hatte sich beruhigt und weinte nur noch. Einen Blick auf den Grafen — und sie fühlte, hier kam ja alles zusammen, was sie vernichtete. — „Die Seele unseres Freundes“, sprach mit weicher Stimme der Erzbischof, „war ebenso krank wie sein Körper. Lassen Sie ihm den letzten Frieden, um den er gebeten! Mich, einen Priester, bat er, die Mutter und die ehemalige Freundin selbst dann noch fernzuhalten, wenn sein Auge gebrochen ist! Es muß ihm ein heiliger Ernst mit diesen Wünschen sein. Kann ich etwas dagegen tun? In jener Zeit, wo der Freund nur noch Ihnen und Italien gehörte, muß er Schweres gelitten haben.“ — „Wahnsinn! Wahnsinn!“ unterbrach Olympia. — „Sagen Sie: Verklärung und Erhebung vom Irdischen!“ entgegnete Bonaventura. „Nicht über Sie hat er ein Gericht halten wollen, sondern über sich selbst. Was ihn schmerzt, können Sie nicht — fassen. Sie können nicht begreifen, wie sein Leben von Deutschlands heiligen Eichen ausging, wie die Wipfel der Tannen, unter denen Sie einst betrogen wurden, Herzogin — wir alle wissen es mit Be-

schämung — ihm die süßesten Märchenträume sangen. Anfangs wand er sich künstlich vom Zauber seiner Heimat, seines deutschen Vaterlandes, los und verbitterte sein Gemüt gegen die Welt, in der er lebte. Da fand er dann Sie und der künstliche Haß wurde ein scheinbar natürlicher. Ihnen und dem Lande seiner Mutter, Ihren Interessen, Ihren Hoffnungen widmete er sich ganz. Das wurde zum Fieberbrand, der ihn zuletzt verzehrte. Der nordischen Sehnsucht zum Süden ging es ja immer so! Nun aber, nun weht ihn noch einmal die Kühle aus den deutschen Wäldern an — umgaukeln ihn die Bilder aus den grünen Tannengründen der Heimat des Mannes, der ihn erzog, seines wahren Vaters, des Dechanten — lassen Sie ihm diese letzte Erquickung des Verlorenseins in seine deutsche Jugend nach dem heißen Sonnenbrand, während Sie drei ja einst — genug zusammen glücklich gewesen sind!" — „Die Zauberei eines Mädchens seh' ich, das ihn in seinen letzten Augenblicken bestrickt!" unterbrach Olympia und ihre Zähne glänzten, wie sie beim Anblick seiner Beute der Wolf wetzt. — „Lästern Sie nicht, Fürstin!" sprach Bonaventura voll Unwillen, doch kehrte er zur Milde zurück und sagte zur Mutter: „Reisen Sie mit Gott, Herzogin! Sie haben lange ein Herz besessen, das sich Ihnen opferte. Wenn dies Herz im letzten Augenblick nur umfangen sein will von jener Einsamkeit, die einst den armen verstoßenen Knaben, der sich selbst oft einen Zigeuner im Leben nannte, umfing, wenn er an die grünen Wälder zurückdenkt, die Sie verfluchten, weil Ihr Ehrgeiz dort betrogen wurde, lassen Sie ihm diese Erinnerungen! Armgart von Hülleshoven schloß ebenso die Augen seines zweiten Vaters, des Dechanten. Ich vermochte nichts gegen einen Wunsch des Freundes, der so fest, so unwiderruflich ausgesprochen wurde —" Die Herzogin schien sich zu ergeben. Sie erinnerte sich der letzten Jahre in London, die unausgesetzt für Benno nur Qualen geboten hatten — Olympia hatte angefangen, ihre tyrannische Natur, ihre Eifersucht und jede ihrem Naturell entstammte Plage geltend zu machen. Die Mutter verstand, was Benno getan, als er der Meduse entfloh, und was er eben jetzt tat — sie verstand, warum sein schroff gewordener, verdüsterter Sinn so und nicht anders aus dem Leben scheiden wollte.

Olympia fühlte die gleiche Berechtigung so harter Strafe, aber sie ergab sich nicht. Starr blickte sie zur Erde. Sie hatte sich allmählich setzen müssen. Ihre Brust kochte vor Rache und Eifersucht. Die Tränen der Herzogin rührten den Erzbischof. „Wollen Sie mir versprechen, sich ruhig zu verhalten?" fragte Bonaventura. „Ich will noch einmal an Ihres Sohnes Lager treten." Die Frauen hoben flehend die Hände, selbst Olympia. Da aber trat Paula, die sich inzwischen durch die andere Verbindung der Zimmer leise in die Nähe der Sakramentserteilung begeben hatte, entgegen und sank weinend in die einzigen Arme, die sich ihr hier entgegenstrecken durften — die ihres Gatten. Sie sagte mit erstickter Stimme: „Er ist hinüber —!"

Der Ausdruck des Schmerzes bei den beiden Italienerinnen war unverstellt. Sie schwiegen eine Weile, wie vom Strahl des Himmels getroffen — und in der Tat wie für all die Qual bestraft, welche Frauen, unter dem Vorwande der Liebe, über die Freiheit des männlichen Willens und ein dem Manne notwendiges Sichbewußtbleibenmüssen seiner männlichen Kraft verhängen können. Benno war nicht mit der Frau eines andern verheiratet gewesen, aber er hatte alle Leiden einer Ehe durchmachen müssen. Sie drängten, Benno sehen zu wollen — die Mutter tat es wie eine Irrsinnige. Aber Bonaventura erinnerte sie, der Freund hätte gesagt, die Toten verließen die Erde langsamer als wir glaubten. Und eben noch hatte der Freund in diesem Sinn um die Stille seines Sterbelagers gebeten. Bonaventura bat die Frauen, zurückzubleiben. „Selbst Klagen, selbst Tränen nicht in seiner Nähe!" sprach er. Er hätte dies dem Freunde geloben müssen. Und eben ging Abbate Orsini mit den Sterbesakramenten vorüber an der offen gebliebenen Tür. Der Anblick der Monstranz gebot den verzweifelnden Frauen Ruhe und Selbstbeherrschung. Bonaventura benutzte diesen Moment, um sich zu entfernen. Graf Hugo begleitete ihn. Es drängte beide an das Lager des toten Freundes. Beide durften es Paula überlassen, den zurückbleibenden Frauen Worte des Trostes zu spenden mit der ihr eigenen Güte des Tons, mit der ihr im bittersten Leid noch eigenen Hoheit.

Die Fürstin sah, daß die Herzogin dieser edeln Erscheinung gegenüber schon lange die Fassung verloren hatte, obschon sie wußte, daß diese blonde Deutsche die Ursache des Bruchs zwischen dem Grafen und Angiolinen gewesen. Oft, wenn von ihrem Ritt durch den Park von Schloß Salem als Ursache des Todes Angiolinens gesprochen wurde, hatte Olympia die Schuld auf diese Gräfin und auf deren Geld geworfen. Jetzt sah denn auch Olympia allmählich verächtlich zu ihr empor und sprach zur Herzogin ein Andiamo! nach dem andern; ja als diese mit den Nägeln in ihrem Antlitz wühlte, hauchte sie die Worte: „Keine Schwäche!"

Die Nähe des nun wirklich eingetretenen Todes beängstigte im Grunde niemanden mehr als Olympien. Sie hätte den ehemals heißgeliebten Freund vielleicht nicht einmal im Tode mit Entschlossenheit betrachten können. „Nichts ist schöner, als der Tod!" hatte die Mutter Bennos gesagt, als sie zu Angiolinens Leiche trat. Sie wiederholte dies Wort. Sie wollte es wiederum wahr machen. Doch kannte sie Olympiens abergläubische Furcht, ergab sich und sagte dann, daß sie auch ihrerseits besorgte, dem Anblick zu erliegen. Die aufgeregt hin und her eilenden Bewohner und Diener des Hauses konnten es zuletzt natürlich finden, daß die greise Dame, die zum allgemeinen Staunen die Mutter des Hingeschiedenen war, langsam die Treppe niederstieg und am Portal vernichtet und willenlos in ihren Wagen sank. Die Fürstin ging der Schluchzenden zur Linken. Paula begleitete sie zur Rechten.

Schon waren sie auf der Mitte der Stiege, als ihnen noch der Erzbischof und der Graf nachkamen und sie bis zum Portal begleiteten. Noch einmal bat Bonaventura um Verzeihung und lud die Frauen ein, in einigen Stunden wiederzukommen. Graf Hugo träfe Anstalten, dem Geschiedenen einen militärischen Katafalk zu errichten mit kriegerischen Reliquien, die sich noch in Bennos Gepäck vorgefunden hätten. Ohne Zweifel strömte die Stadt herbei, den römischen Republikaner zu feiern. Die Herzogin versprach, in einigen Stunden zu kommen. Aber Olympia schwieg. Sie sah sich mit Verachtung und mit einer vor Zorn bitterlächelnden Miene um. Ihre Gedanken schienen abwesend. Fast war es, als wollte sie die Menschen messen, die sie hier sah, und wahrnehmen, bis wie weit sie an ihnen das Bedürfnis nach Rache befriedigen könnte.

Der Graf bot den beiden Scheidenden eine Wohnung in seinem Palais an, ja er traf in ihrer Gegenwart Anordnungen, sie bis zum Begräbnis und, wenn sie wünschten, noch auf längere Zeit bei sich zu beherbergen. Die Herzogin sah gerührt und bittend auf Olympien. Diese nickte gelassen und ließ sich zum Gasthofe fahren. Doch hatte sie anders beschlossen. Von den flehentlichsten, ja fußfälligen Bitten der Herzogin, daß sie beide wenigstens bis zum Begräbnis bleiben möchten, ungerührt, gab die Fürstin nur die Antwort, ob sie etwa Verlangen trüge, Armgart von Hülleshoven kennen zu lernen —? Sie bestellte Postpferde. Diese kamen ihr nicht schnell genug und schon machte sie dem Wirt eine Szene. Ihr Reisewagen fuhr an, sie bezahlte den Aufenthalt dieser wenigen Stunden und schritt die Treppe des Hotels nieder an den geöffneten, rings von Menschen umstandenen Schlag ihres Reisewagens. Die Herzogin kam nicht sogleich. Olympia ließ den Postillon eine Mahnung blasen. Einige Minuten, die Herzogin erschien und der Wagen rollte von dannen. Die Herzogin war wieder „Duenna" geworden.

Wären die Frauen noch einen Tag länger geblieben, so hätte sich vielleicht ein Zwiespalt, der, wie sämtliche über diese Abreise erstaunten Freunde fürchten mußten, nicht ohne Folgen bleiben konnte, durch eine glückliche Vermittelung gelöst. Am Morgen nach dem erschütternden Heimgang Bennos traf Thiebold de Jonge ein und bot allen trauererfüllten Herzen, die er hier vorfand, Trost und wahrhafte Erquickung. Zwar trat er an den ausgestellten Leichnam mit dem äußersten Schmerz und weinte wie ein Kind, ordnete aber sogleich des Freundes graue Locken mit seiner Linken, während er mit der Rechten Armgarts Hand drückte, die ihn bei der bessern Anordnung der „Todestoilette" gewähren ließ. Fand der treue Freund von allen gebeugten Herzen den Ton der natürlichen Ergebung zuerst und konnte, den teuern, mit seinem Leben so innig verwachsenen Dahingeschiedenen betrachtend, mit liebevollster Prosa ohne Tränen sagen: „Merkwürdig; eigentlich hat er sich nicht verändert!" während er die Worte: „Er hat mich erzogen!" mit einem Schluchzen sprach, wie eine

mit vierzig Jahren „mutterlos dastehende Waise". Seine Verbindung mit Benno war ungetrübt geblieben; ja seine von einem unermüdlichen Hin- und Herreisen begleitete Vermittlerschaft, „verfehlte diplomatische Karriere", wie er's nannte, hatte in den stürmischen letzten Lebensjahren des Freundes die äußersten Katastrophen zu verhindern gewußt.

Die Veränderung des tiefbetrübten Lebenskreises wurde die mächtigste, als Bonaventura unmittelbar nach Bennos Bestattung zu seiner inzwischen in Rom angekommenen Mutter gerufen wurde und der Graf, trotz aller Gärungen seines Innern, in der Tat erklärte, das Bedürfnis zu fühlen, auch seinerseits den Präsidenten zu begrüßen und deshalb mit Paula den Erzbischof zu begleiten. Über diese Ausrede, die einer ganz andern Rücksichtsnahme galt, wallte Monika, auch ahnungsvoll an Terschkas nächtliches Erscheinen erinnert, mit einer Entrüstung auf, die sie sich nur gerade jetzt in dieser allgemeinen Trauerstimmung scheute umständlicher auszusprechen.

Ein Glück, daß Thiebolds rege Fürsorge für alle und über alles wachte. Das Begräbnis des Freundes, die Ausschmückung des Grabes, das Errichten eines Denksteins, alles fiel auf seinen Teil, auch ließ er sich von dem, „was sich von selbst verstand", ohnehin nichts nehmen. „Auf unserm gegenseitigen Kontokorrent hat Benno noch so viel Saldi und Überträge zugute, daß ich sie in diesem Leben nicht tilgen kann!" war seine mit Wehmut gegebene Erklärung.

Armgart, wie die Sonne am herbstlichen Tag, dankte ihm voll wehmütiger Freude — so für sein Kommen wie für sein längeres Bleiben und — zuletzt — für sein Gehen. Seine erneuerte Liebeswerbung konnte sie nicht erhören.

10. Im Silaswald.

Zwischen dem Jonischen und dem Mittelmeere erstreckt sich die eine Hufeisenhälfte des südlichen Italien und berührt in ihrer Spitze beinahe Sizilien, das alte Trinacria. Die Scheide zwischen beiden Meeren bilden die Ausläufe der Apenninen mit den hohen Bergspitzen des Monte Januario und Monte Calabrese. Zwischen beiden erhebt sich eine bewaldete, hier in schroffe Felsklüfte zerspaltene, dort in grüne, weidenreiche, doch engeingeschlossene Täler sich absenkende Gebirgskette, der Silaswald.

Wer es weiß, daß man auf dem Ätna, während unten die Dattelpalme und die Feige grünen, auf der Höhe von Schneestürmen überfallen werden kann, der wird begreifen, daß zwar auch der benachbarte Silaswald an seinen Füßen und an beiden Meeren entlang die ganze Pracht südlicher Vegetation entfaltet, aber auf seinen Höhen und in seinen Schluchten den Alpencharakter der Schweiz trägt — schmale, an reißenden Berggewässern hingehende Wege, Täler, die von hohen Felsen umgeben sind, auf denen Adler horsten, Wälder, an die sich seit Jahrhunderten keine Axt legte, vorzugsweise weil die Mittel

und die Kräfte fehlen, die Stämme in die Ebene zu führen. Oft wirft die Sonne ihre südlichen Strahlen senkrecht in die feuchten Felsritzen und läßt dann in ihnen eine tropische Luft entstehen wie in einem Treibhause. An andern Stellen pfeift wieder die „Bora" durch die offenen Lücken zwischen den zwergeichenumkränzten Spitzen des Hochgebirgs so eisig, daß die Hirten ihre ungegerbten Schaffelle, womit sie den nackten Körper bekleiden, über und über zusammenbinden müssen, wie die Grönländer tun, um sich zu erwärmen. Weiße spitze Hüte decken die schwarzbraunen, scharfgeschnittenen Köpfe mit ihren dunkelbraunen Augen, deren lange schwarze Wimpern manchen Physiognomien einen sanften, gutmütigen Ausdruck geben. Andere blicken dafür desto wilder. Die Schaffelle sind am Leibe nach innen, an den Füßen nach außen gekehrt und bis zum groben Holzschuh hinunter durch Schnüre befestigt. Ein braunroter Mantel dient als Decke für die Nacht oder gegen die zuweilen urschnell ausbrechenden Gewitter. Die Tätigkeit der Silaswaldbewohner ist größtenteils Viehzucht. Die Ziegen Kalabriens, die zu Tausenden an den schroffen Felsabhängen ihre Nahrung suchen, während die Hirten den Dudelsack blasen oder auf der alten Pansflöte ein vielstimmiges Echo wecken, liefern die eleganten Handschuhe von Paris und Mailand.

Wer im Silaswald nicht Ziegen treibt oder für Schafe und Rinder die fettern Weideplätze sucht oder Kohlen brennt, verlegt sich auf das einträgliche Gewerbe des Schmuggels, seit uralten Tagen für dies buchtenreiche Land ein überliefertes ebenso wie der Raub. Weht doch hier noch ganz die altklassische Luft, die uns umfängt, wenn wir von des Herkules Taten, der die Landstraßen säuberte, von denen des Theseus und den strengen Gesetzen der Republiken des alten Griechenland lesen. Von Osten her weht hellenische Luft, vom Süden sarazenische. Flibustiertum ist die eigentliche Lebensbewährung aller dieser am Meer wohnenden Völker, die auch schon deshalb nicht das Leben so ruhig, wie andere, nehmen, weil unter ihnen der Boden vulkanisch wankt und zu sagen scheint: Was du dir nicht heute genommen hast vom allgemeinen Überfluß der Erde, das verschlingt schon morgen der alte Neid der Götter auf alles Menschenglück und liegt unter einem Ausbruch des Vesuv und andrer Feuerberge begraben —!

Wenn sich auf einem zweirädrigen, menschenüberfüllten, von einem Pferd und einem Maultier zugleich gezogenen Karren, der in Kalkstaub gehüllt sich die Felsenstraße von Cosenza hinaufwindet, die Furcht ausspricht, daß auf dem Wege bis Spezzano der Abend hereinbrechen würde und dann mancher seine kleine Barschaft an ein mit Flintenläufen unterstütztes: Grüß Gott! hingeben könnte, so hatte das seine vollkommene Begründung. Nur dürfen ebenso die acht Personen, die an dem zweirädrigen Karren wie die Bienen an einem Baumast hängen, dem Impresario der Gebirgsdiligenza, Meister Scagnarello, recht geben, der die unausgesetzten, bald liebkosenden, bald drohenden Anstachelungen seiner Tiere in dem Augenblick mit einem

lauten Lachen unterbrach, wo ein Handschuhmacher aus Messina und noch dazu in seinem sizilianischen Dialekt von dem furchtbaren Räuber Giosafat Talarico zu meckern anfing und vom Scagnarello hören mußte: „Das wißt ihr also noch drüben nicht, wer euer vornehmer Nachbar geworden ist? Auf Lipari, dicht vor eurer Nase, könnt ihr ja den Vater Giosafat und seine ganze Familie wie einen Prätore leben sehen —! Se. Exzellenz der Minister waren selbst von Neapel nach Cosenza gekommen, sprachen ein ernstes Wort mit dem tapfern Mann, und für achtzehn Dukati monatlich vergnügt er sich jetzt auf der Jagd am Strand der See. Sie klagen in Cosenza, daß ihnen seitdem mit dem Südwest so wenig wilde Gänse zufliegen."

Die Gesellschaft, die auf dem Karren, trotz eines Umfangs desselben von nur acht Fuß Länge und sechs Fuß Breite, doch in mehreren Stockwerken saß und ordentlich, dem Preise nach, ein Kupee, ein Interieur und eine Imperiale hatte, ja noch Körbe, Säcke und Felleisen in einer wahren Laokoonverschlingung unterzubringen wußte, mußte bestätigen, daß Meister Scagnarello richtig gesprochen. Nachdem die neapolitanische Regierung damals in Cosenza an einem Tage zwanzig Insurgenten, die Brüder Bandiera an der Spitze, hatte erschießen lassen, mußte sie des Blutes für einige Zeit genug haben. Minister Del Caretto, gewöhnlich der „Henker Neapels" genannt, kam nach Cosenza, nahm die Fürbitte des Erzbischofs für die durch einen glücklichen Zufall gefangene Bande des Giosafat Talarico, der an Morden und unzähligen Räubereien mit dem Pasquale Grizzifalcone in der Mark Ankona wetteiferte, in ernste Erwägung und vollzog dasjenige in Wirklichkeit, was der alte Prinzipe Rucca in Rom und der selige Ceccone nur für eine erwägenswerte Möglichkeit gehalten hatten. Lipari erhielt den Giosafat zwar nicht als Bürgermeister, wie sich Grizzifalcone von Ascoli geträumt hatte vor dem Schuß des deutschen Mönches Hubertus, aber er lebte daselbst freier und vergnüglicher, als Napoleon auf St. Helena. Mit den achtzehn Dukati hatte es seine vollkommene Richtigkeit.*) Darum war es aber im Silaswalde noch nicht eben viel geheurer geworden. In Cosenza sah man hinter den Gittern eines Turmes dieser alten Stadt, wo am Busento einst Alarich, der Gotenkönig, sein geheimnisvolles Grab gefunden, halbnackte Gefangene genug um Almosen betteln und, wenn sie keines erhielten, hinterher höhnische Fratzen schneiden und Flüche aussprechen.

Bis die Diligenza Signore Scagnarellos in der Notwendigkeit war, um der engen Wege willen die Tiere so zu spannen, daß sein Maultier voran, sein Rößlein hinterher ging, war die Zahl seiner Passagiere zusammengeschmolzen. Der Handschuhmacher traf die Ziegen, die er handeln wollte, schon in Pedaco, dann wollte er sich um den unheimlichen Silaswald herum nach Rossano auf die

*) Gregorovius' „Siciliana".

große Ledermesse schleichen — ein Männlein war's, wie dort die feinen Leute gehen, in dunkelgrüner Jacke, kurzen braunen Strümpfen und schwarzen Gamaschen, mit einem braunen Mantel und einem weißen Hut, spitz wie ein Zuckerhut, eine rote Feder darauf, als gehörte auch er zur Bande des Talarico. Hinter ihm her wurde vielfach gelacht, auch von zwei Priestern, die hier in vergnüglichster Weise ganz zum Volke gehören und oft mit den Räubern vertrauter sind, als mit ihren Verfolgern. Zuletzt blieb dem Scagnarello von Männern nur noch ein Soldat getreu, der den Weg von Cosenza zu Wagen machte, obgleich er zu den berittenen Scharfschützen gehörte — aber sein Roß lag hüftenlahm, erzählte er, in Spezzano, einem Örtchen, das sonst keine Besatzung hatte, aber heute mit Soldaten überfüllt war — eine Erscheinung, wovon die Passagiere nicht zu sehr überrascht wurden, denn wo waren jetzt nicht die Truppen nötig, um heute die Verhaftnahme eines noch aus den kaum beschwichtigten Stürmen der letzten Jahre zurückgebliebenen versteckten Kompromittierten vorzunehmen, morgen eine wiederum drohende neue Konspiration zu ersticken —! Sizilien und Kalabrien hatten auch für ihre politischen Vulkane, wie für die der Gebirge, geheimen Zusammenhang.

Außer dem Soldaten blieb auf dem Karren noch eine Frau zurück mit einem Kinde. Sie wollte noch weiter als bis Spezzano und stand schon seit Cosenza mit dem Fuhrmann über die Frage in Unterhandlung, was sie wohl zu zahlen haben würde, wenn sie die Diligenza noch bis in die letzte fahrbare Gegend des Gebirges hinauf benutzen sollte, nämlich bis nach San Giovanni in Fiore. Eigentlich wollte sie noch weiter, bis zum Franziskanerkloster San Firmiano, wo die hierorts bekannte Welt aufhört; denn jenseits Firmianos gab's nur pure Wildnis, die nur den Räubern, einigen Hirten und vorzugsweise den Geistern gehörte, sowohl den alten dorthin gebannten klassischen Gespenstern, als welche im Volksglauben besonders noch der selige Cicero und der Virgilius spuken, wie den neuern muselmännischen, besonders seeräuberischen, vorzugsweise dem berüchtigten Renegaten Uludsch-Ali und ähnlichen Dämonen, die schon manchen hier mit sich in die Hölle genommen haben.

Sechs Uhr war es und dennoch lag schon das enge Tal, aus dessen Mitte Spezzano auf einem hochgelegenen Felsen hervorragte, in Dämmerung. Nur das Städtchen selbst oben langte noch in den vollen goldenen Sonnenschein hinein. Der Ort war nicht leicht zu erreichen. Langsam wand sich der Weg auf und ab, oft tief hinunter über das brückenlose wilde Rauschen hier des Crates, dort des Busento, Berggewässer, die querdurch vom Wäglein mit Sack und Pack passiert werden mußten, bald wieder hinauf in die steile Höhe, wo es dann einen entzückenden, die Phantasie dieser Reisenden freilich wenig beschäftigenden Fernblick auf das dunkelblaue Meer bis hinüber zu dem Felseneiland Lipari gab. In den Schluchten war

die Vegetation die üppigste; aber kaum ließ sich begreifen, wie sich an den schroffen Abhängen den Kastanienbäumen beikommen lassen sollte, um ihnen die schweren Lasten, die sie trugen, abzuernten.

In Spezzano, einem Örtchen von einigen hundert Seelen, von einem in ganz Süditalien so in jedem Städtchen wiederkehrenden Durcheinander von Lumpen, Schmutz, von wie Wäsche aufgehängten frischgewalzten Nudeln, wildwuchernden riesigen Feigenbäumen an Schutthaufen alter Kastellmauern, fanden die beiden letzten Passagiere die größte Aufregung durch Soldaten, die hier bereits einen Tag kampierten. Das rasselte mit langen Säbeln über die höckerigen Straßen, die fast erklettert werden mußten. Die Pferde konnten nur am Zügel geführt werden. Außer den Reitern gab es ein Detachement Fußschützen, die zur Schweizerarmee gehörten — Leute, die nicht eben heiter blickten, da in den Schweizerregimentern die militärische Zucht von unglaublicher Strenge war und die Offiziere gegen die Gemeinen mit einer für deutsche Gemütlichkeit wahrhaft verletzenden Unfreundlichkeit verfuhren. Es war da fast, als hätten sich die in der Schweiz so wenig bedeutenden Ansprüche einiger alten Adelsgeschlechter, besonders aus den Urkantonen, durch die militärische Organisation der Fremdenregimnter in Rom und Neapel eine Satisfaktion für die heimatliche Abschaffung des Mittelalters geben wollen.

„Was mag denn nur vorgehen?" fragte Signor Scagnarello, als er den Pepe, sein Maultier, und die Gallina, sein Rößlein, ausspannte und ganz Spezzano zusammengelaufen war, um die wichtigen Begebenheiten des Tränkens, Fütterns, Verwünschens der Wege, Verwünschens der Fliegen, des Ausscheltens des noch trinkscheuen „Pepe", des Schmeichelns der alten geduldigen „Gallina" lachend und spottend mit durchzumachen — (in Italien geht das eben nicht anders, und Süditalien scheint dann in der Tat die Schule aller Possenreißer zu sein; trotz der schönen, edeln, malerischen Gestalten, die sich hier überall lehnten und kauerten, vertreten in Wahrheit die Südvölker den Übergang vom Affen- zum Menschentum). „Was mag nur vorgehen?" rief Scagnarello im Stall. „Die Kopfsteuer haben wir doch schon am Ersten bezahlt, und die Vettern des Talarico — die hoffen ja auch noch auf eine Anstellung beim Zollfach und halten sich leidlich. Das Fest der Madonna von Spezzano ist erst übermorgen, und zu unserer Illumination, seh' ich, hilft von den Soldaten kein einziger, obgleich die Offiziere beim Pfarrer wohnen. Die Swizzeri bringen uns nie was, sie holen immer nur. Von Spezzano was holen —! Von unserm armen, frommen Spezzano! Bauen sie nicht schon wieder der heiligen Mutter Gottes einen Triumphbogen, und die Bora hat erst zu Maria Aszensione alle Lampen zerbrochen —!" Auch von den durch die letzten Abstrafungen von revolutionären Regungen gründlich abgeschreckten Bewohnern Spezzanos konnte keiner diese starke Einquartierung begreifen, noch auch darüber von den Soldaten, die ihre eigene Verwendung nicht kannten,

eine Aufklärung erhalten. Ein Kreis bildete sich um das von Scagnarello neben seinem Fuhrmannsgeschäft gehaltene Gasthaus, die „Croce di Malta", wo seine Giacomina die Militärchargen bewirtete und des Hausherrn Einmischung in ihr Departement nicht duldete. Die Offiziere hörten dem Handel der von Cosenza mitgekommenen jungen Frau zu, die, ihr Kindlein im Schoße, auf einem verwitterten Steinblock saß und ihre Weiterreise nach San Giovanni in Fiore in die Wildnis hinein, und das aufs lebhafteste, erörterte. Alles bewunderte den Mut Scagnarellos, der sich bereitwillig fand, nach einer einstündigen Rast seines Pepe, noch bis in die späte Nacht hinaus in die Berge zu fahren. Die alte Gallina besaß nicht die Ausdauer, wie der wilde ohrenspitzende Pepe, dem die Freuden im „Torre del Mauro", dem besten, freilich auch einzigen Wirtshause von San Giovanni in Fiore, mit solcher Lebhaftigkeit von seinem Herrn geschildert wurden, als müßte die außergewöhnliche Unternehmung, welche dem Fuhrmann eine Mehreinnahme von baren zwei Dukati (Talern) zuwege brachte, erst von der gnädigsten Zustimmung des Tieres abhängen.

Die Frau, die sich ihrerseits des freundlichsten Zuspruchs der auf guten Erwerb bedachten Giacomina zu erfreuen hatte, kam aus Nocera, das über Cosenza hinaus dicht am Meere liegt. Sie hätte ihrem Kinde zufolge noch jung sein müssen; aber sie trug, wie hier überall die Frauen, die Spuren zeitigen Verblühens. Sie war die Frau eines Krämers in Nocera und konnte sich etwas zugute tun auf die Feinheit ihres Hemdes, das mit schönen Spitzen besetzt teils über ihr Mieder hinauslugte, teils an den Achseln sichtbar wurde, wo die Ärmel ihres braunen Kleides nur durch Schnüre am Leibchen befestigt waren. Auf dem Kopf trug sie ein rotgelbes Tuch, das in Ecken gelegt flach am schwarzen Scheitel auflag und mit seinen Enden, die mit gleichfarbigen Fransen besetzt waren, an sich recht schelmisch in den Nacken fiel. Die schwarzen Augen der sonst schmächtigen und behenden Frau gingen hin und her, schon vor Aufregung über die wilde Bewegung in dem sonst so friedfertigen Spezzano. Ihre kleine Marietta zappelte bald nach den bunten neuen Lampen, die schon an den Gerüsten für das Madonnenfest hingen, bald nach den bunten Uniformen der Soldaten, von denen einige die wohlgemeintesten Liebkosungen mit ihr wechselten wie „Bisch guët?" „Willsch Rössli reita?" und ähnliche deutsche Herzenslaute, die auch keineswegs der Mutter in ihrem Sinn verloren gingen; denn auch ohne Wörterbuch, und keineswegs nur durch den Austausch von Blicken und Gebärden, verstehen sich in guten und herzlichen Dingen alle Nationen. Die Verschiedenheit der Sprachen ist nur durch den Haß und den Eigennutz aufgekommen.

Durch den dolmetschenden Beistand der Umstehenden kam heraus, die Frau war an den Gewürzkrämer Dionysio Mateucci in Nocera verheiratet, hieß ursprünglich Rosalia Vigo und wollte nach

San Firmiano, weil daselbst ihr Bruder in dem berühmten Kloster lebte. Auf diese Mitteilung hin belebten sich Scagnarellos Züge und nun wurde niemandem lebhafter, als dem Pepe die Geschichte dieser Frau erzählt. Die Rosalia Vigo! Die Schwester des ehemaligen Pfarrers von San Giovanni in Fiore! Das ist nur gut, hieß es, daß Herr Dom Sebastiano (der Pfarrer von Spezzano) beim Erzbischof in Cosenza ist — denn noch in seiner letzten Predigt an Maria Aszensione nannte er den Bruder dieser Dame einen Unglücklichen, der bestimmt sei, im Fegfeuer zweimal so lange zu sitzen, als andere! Warum? Weil ihm sein Haupt geschoren und mit heiligem Priesteröl gesalbt wäre und im Feuer löschte bekanntlich Öl am allerwenigsten, ja ginge nur noch mehr an!" Scagnarello war auf die interessantesten Neuigkeiten und ein besonders gutes Trinkgeld gefaßt.

Ach, Rosalia Mateucci verstand sehr wohl diese seinen barocken Anspielungen und warum einige alte Schäfer, die in der Nähe standen und den Soldaten gegenüber ihre Flinten, die weit über ihre Schaffelle hinausragten, mit aller Keckheit trugen — sie wollten zur Messe nach Rossano — auf ihre großen Hunde blickten und deren Bläße berührten, die der Pfarrer von Spezzano mit Weihwasser besprengt hatte — Pepe und die Gallina und alle Pferde, Esel und Maultiere, alle Hunde und Katzen, überhaupt was nur irgend mit dem Menschen hier in näherem Umgang lebte — das wilde Heer des nächsten Umgangs mit Flöhen und dergleichen ausgenommen — hat in Italien durch Priesters Hand die Heiligung empfangen. Das ist die Rosalia Vigo! Die Schwester des Pfarrers von San Giovanni in Fiore! Mit diesem allgemeinen, die junge Frau mehr beschämenden, als erhebenden Rufe fuhr die Schweigsame und nunmehr auffallend in Gedanken Verlorene endlich nach sieben Uhr aus dem noch hellsonnigen Spezzano in die schon dunkeln Felsschluchten nieder. Schauerlich durfte es ihr erklingen, als am Fuß des Felsens, auf welchem Spezzano liegt, ein Schweinehirt, der dem auf dem zerbröckelten Gestein des Weges hin und her geschleuderten Karren Platz machte, ihr einen Willkommen und Abschied auf einer riesigen Meermuschel fast dicht ins Ohr blies.

Scagnarello offenbarte im Fahren dem Hirten, der ihnen folgen konnte — bald ging es wieder bergauf — sein abenteuerliches Unternehmen, noch in die lichte Mondnacht hinaus bis in den Torre del Mauro von San Giovanni fahren zu wollen. Rühmte er sich auch nicht mitzuteilen, was er damit verdiente, so schilderte er doch die Fahrt als eine, die sich schon durch die guten Leute von San Giovanni belohnte. Im Grunde war alles nur, um die vollere Zustimmung seines Pepe zu gewinnen, dessen beide Ohren an dem furchtbaren Klang der Meermuschel einen musikalischen Genuß empfunden haben mußten; Pepe trabte, auch seinerseits wie in sehnsuchtsvolle Gedanken verloren.

Rosalia blieb nachdenklich, ohnehin in der Unterhaltung ge-

hindert durch den Lärm der rauschenden Gewässer, die wieder ohne Brücken zu passieren waren. Sie begann ihre Marietta in Schlummer zu singen und brachte dies zustande nicht etwa durch ein heiteres Wiegenlied, wie wir einem schreienden Kinde gegenüber zu tun pflegen, sondern durch einen einzigen, lang gehaltenen Ton in A. Diesen setzt die italienische Mutter so lange fort, bis ihr Kind einschläft. „Eine Melodie würde es ja wach erhalten —!" sagte dem Schreiber dieser Geschichten eine italienische Amme in einem Omnibus zwischen Rom und Albano.

Auch Scagnarello rief seinem Pepe unausgesetzt ein Wort, das freilich seinerseits im Gegenteil ein Wachbleiben und muntres Traben hervorrufen sollte. Es hieß: Maccaroni! Scagnarello legte dabei den Akzent auf die letzte Silbe. Sollte es dem Zugtier die Hoffnung erwecken, am erreichten Ziel seines Führers Lieblingsspeise teilen zu dürfen, oder ist es noch ein alter Rest der hier einst üblichen Griechensprache, wo Makarie! ein Schmeichelwort war, wie: „Altes gutes Haus!" Gleichviel, Pepe tat sein möglichstes. An die Stelle der Liebkosungen traten dann zuweilen die in Italien üblicheren sehr energischen Peitschenhiebe.

Zur Linken sah man nach einer Stunde nichts weiter, als einen Wald von riesigen Farnkräutern, die sich zum Ufer des auf dem Gebirgskamm entspringenden Neto niederzogen. Zur Rechten starrten noch in der Sonne die Kronen eines Buchenwaldes, die dann jede weitere Aussicht versperrten. „Miracolo!" begann Scagnarello; „ihr sagt, Euer Bruder würde San Firmiano verlassen können und wieder nach San Giovanni in seine Pfarre kommen, die er vor zehn Jahren — der Ärmste —! hat verlassen müssen? Warum doch verlassen müssen?" Die Frau unterbrach ihr Singen und mußte die kleine Marietta aufheben, die sich noch nicht ganz zum Schlafen bringen lassen wollte. „Ihr glaubt", sagte sie, „auf eine solche Pfarre, wo die Birnen aus nichts als kleinen Steinen bestehen? Nein, ich glaube nicht, daß in San Giovanni auch jetzt noch ein anderer Wein wächst, als den zu meiner Zeit kaum die Ziegen getrunken hätten! Signore! Nein! Se. Exzellenza hat mir eine bessere Hoffnung gemacht. Mein Bruder wird Pfarrer zu San Spiridion in Nocera." — „Ho! He! Habt Ihr Euch nicht versprochen, Frau?" brach Scagnarello in Erstaunen aus, und Pepe benutzte ein Sichumwenden seines Herrn, um sogleich still zu halten. „San Spiridion in Nocera? Da tauscht er ja mit keinem Erzbischof drüben in Sizilien!" Dann setzte er mit einem Avanti! und einem tüchtigen Peitschenhieb hinzu: „Freilich — in Sizilien habe ich ein Kloster gekannt, wo die Brüder verhungerten, wenn sie nicht abends mit der Flinte aufpaßten, ob Engländer vom Ätna kamen. Aber in Nocera soll Euer Bruder Pfarrer werden!" Scagnarello war gutmütig genug, seine Meinung: „Ich dachte, daß ihm sowohl im Jenseits wie hienieden die ewige Verdammnis bestimmt ist" — nicht auszusprechen.

„Bei San Gennaro!" sagte die Schwester Paolo Vigos; „ich dächte, daß er sich diese Auszeichnung redlich erworben hat. Zehn Jahre hat er büßen müssen, und er ist die Heiligkeit selbst geworden." — „Wißt Ihr das für ganz gewiß, daß sie ihn losgeben?" äußerte Scagnarello mit bescheidenem Zweifel und der neulichen giftigen Rede des Pfarrers von Spezzano gedenkend. — „Der heilige Erzbischof von Cosenza", fuhr die Frau fort und reichte ihrem mitdurteilenden Führer, der die schlimmen Ansichten der übrigen Bewohner von Spezzano gegen ihren Bruder nicht zu teilen schien, eine Flasche Wein aus einem ihr zu Füßen stehenden großen Korbe, der mindestens auf eine Woche mit all den Dingen versehen war, die man, nach ihrer Erfahrung, hinter San Giovanni in Fiore nicht mehr als in der Welt auch nur gekannt vorauszusetzen berechtigt war — „der heilige Erzbischof von Cosenza", sagte sie zuversichtlich, „hat es noch gestern beteuert. Ich bin dreimal von Rocera herübergekommen und jedesmal war der heilige Herr liebreicher und gnädiger mit mir. Alles habe ich ihm erzählt, warum mein Bruder ins Unglück gekommen ist —" — „Redet nur nicht davon!" unterbrach sie jetzt Scagnarello mit einigem Schaudern und die Flasche zurückgebend, das heißt, nachdem er vorher zwei tüchtige Züge daraus getan hatte. Und Frau Rosalie schwieg in der Tat. Sie verstand, daß es gewisse unheimliche Dinge im Leben ihres Bruders gab, von denen man in solcher Abenddämmerung und in der stillen Gebirgswildnis nicht gut sprechen konnte. Ohnehin galt der Silaswald für verzaubert. Es ist die Ruhestätte, wo noch jetzt der „große Pan" schläft. In der Abenddämmerung begegnet man hier seinem Hofstaat, Satyrn mit Bocksfüßen und Hörnern; aus den Bäumen sehen noch immer und nicken langhaarige Dryaden; oft ertönt noch ein schrilles Lachen in der Luft von Wesen, die niemand greifen kann. Weiß es auch niemand, wo sich am Tage all diese vergessenen Schelmereien des Altertums versteckt halten, soviel ist bekannt, des Nachts sind sie da.

Rosalia Mateucci begann wieder ihr Wiegenlied. Die Sonne war höher und höher an die Buchengipfel gestiegen und endlich verschwunden. Schon hatte sich der Mond in dem weiteren Himmel, der jetzt auf kurze Zeit zur Rechten sichtbar wurde, mit silbernem Glanze gezeigt. Die Straße, die eigentlich nur ein jetzt ausgetrocknetes Flußbett war, zwängte sich durch zwei Felsen hindurch, die sich so nahe standen, daß sie oberhalb, einige hundert Fuß höher, durch eine Brücke hätten verbunden sein können.

Allmählich wußte Scagnarello im vollen Zusammenhang, daß seine Passagierin, Rosalia Vigo, die jüngste Schwester ihres Bruders Paolo Vigo war, der in Neapel Theologie studiert hatte und zunächst nur die ärmste Pfarre der Welt, zu San Giovanni in Fiore im Silaswalde, hatte gewinnen können. Ein feuriger, mutiger, wissensdurstiger Jüngling, hatte er diese Pfarre bereitwilligst angetreten, weil sie mit einer Art Aufsicht über das naheliegende Kloster San Firmiano, eine

geistliche Strafanstalt, verbunden war; andererseits, weil das Innere des teilweise unzugänglichen Silaswaldes von Ketzern bewohnt sein sollte, welche sich aus urältesten Tagen dort erhalten haben und mit zerstreuten Anhängern in Verbindung standen, die an gewissen Tagen, auf nur ihnen bekannten Wegen, dort zusammenkamen.*) Seinem jugendlichen Glaubenseifer hatte sich gerade die Bekämpfung und Ausrottung dieser Sekte empfohlen. Die Ketzer trieben Zauberei, sogar mit Hilfe der Bibel.

Plötzlich aber erfuhr eines Tages alle Welt, daß im Gegenteil auch Paolo Vigo von diesen Ketzern verwirrt worden war, die Bibel auf die Kanzel von San Giovanni mitgebracht hatte und auf Denunziation des Pfarrers von Spezzano hin suspendiert, ja nunmehr selbst in jenes Kloster der Pönitenten verwiesen worden war, wo er hatte erziehen und bessern sollen. Der Guardian dieses Klosters mußte in San Giovanni solange die Messen übernehmen, während die übrigen pfarramtlichen Handlungen von Spezzano aus verrichtet wurden. Rosalia Mateucci wußte gegen die Auffassung des Pfarrers von Spezzano und des Signore Scagnarello über ihren Bruder nichts einzuwenden, behauptete aber doch, daß ihr Bruder, wenn auch eine Zeitlang von Zauberern verblendet, doch nie imstande gewesen wäre, in die unkatholischen Greuel des innern Silaswaldes mit einzustimmen. Daß Paolo Vigo beschuldigt wurde, vorzugsweise gegen einen, welchen Scagnarello vollkommen als einen gefürchteten Hexenmeister kannte, Nachsicht geübt zu haben — das alles ließ sich nicht wegleugnen. Auch nicht die haarsträubende Geschichte von einem feuerschnaubenden, aus der Hölle gekommenen Hunde, der auf dem Markt von San Giovanni in Fiore einst laut geredet und die Seele des Pfarrers in seine Gewalt zu bekommen begehrt haben sollte, obgleich derselbe ihn dann mit eigener Hand totschoß. Scagnarello wußte das alles und sagte beim Anstreifen an diese unheimlichen Erinnerungen: „Bitte! Bitte!“ — fragte aber doch, ob sich die Frau noch des Skeletts erinnerte, das dazumal ihren Bruder um den Tod des höllischen Hundes so in Harnisch gebracht hätte? — „Des Fra Hubertus!“ sagte die Frau mit einem halb beklommenen, halb freudigen Tone. „Er lebt ja noch. Ich weiß es —!“ — „An seinen Knochen kann man zwar vom Fleisch kein Pfund mehr wiegen,“ entgegnete Scagnarello, „aber — gewiß lebt er noch — und ich will Euch nur gestehen — ich hätte mich heute nacht nicht mehr in den Wald getraut, könnten wir nicht hoffen, noch den Bruder Hubertus einzuholen.“ — „Heilige Mutter Gottes!“ rief Rosalia aufs freudigste erregt aus und wagte die gefährlichste Stellung von der Welt in Scagnarellos zweirädrigem Karren. Sie stand auf, hielt ihre schlafende Marietta mit Gefahr, selbst überzustürzen, im Arm und reckte den Hals spähend in die Weite. „Saht Ihr denn den

*) Siehe Ph. J. von Rehfues' Schriften, besonders die „Neue Medea“.

Frate?" rief sie und lugte in die dunkle Ferne. — „Beruhigt Euch!" sprach Scagnarello und bezog diese Aufregung mißverständlich auf eine Anwandlung von Furcht. „Wenn ich meiner Frau, meinen Kindern und dem Pepe zugemutet habe, mich noch bis Mitternacht auf die Straße zwischen Spezzano und San Gio hinauszulassen, so geschah es, aufrichtig gesagt, weil ich hörte, daß uns Fra Hubertus nur um ein paar hundert Schritte voraus ist. Denn was er auch sein mag, ob Russe oder von Geburt ein Türke, wir alle haben ihn hier anfangs für den leibhaften Boten der Hölle gehalten — ja, vollends da, als er den fremden Mann dazumal nicht weit von hier in den Neto gestoßen hatte —!" — „Ich bitte Euch!" flüsterte die Frau sich niedersetzend. — „Aber habt darum keine Furcht! Holen wir den Bruder ein, so haben wir mit ihm ein Regiment Soldaten. Der Pfarrer von Spezzano, im Vertrauen gesagt, mag ihn noch jetzt nicht leiden — aber darum hat der magre Bruder doch, der soeben in Neapel war, hohe Gönner und Beschützer, und was seine Leibeskräfte anbelangt, so kenne ich manchen Goliath, der ihm noch jetzt aus dem Wege geht —" — „Er war in Neapel — Und ist zurück! Ich weiß es ja — weiß alles —" rief Rosalie freudig und verstummte darauf. Letzteres zum Ärger Scagnarellos. Er merkte, daß es da wieder etwas Neues aus dem Leben seiner Passagierin zu erfahren gab. Diese wich aber seinen Fragen aus und versank in eine ihm verdrießliche Schweigsamkeit.

An diesen „Bruder mit dem Totenkopf" knüpften sich für Frau Rosalie aus der Zeit, wo sie vor Jahren ihres Bruders Wirtschaft in San Giovanni geführt hatte, Erinnerungen voll Schrecken. Ihr Bruder Paolo hatte lange liebevoll für die Seinigen gesorgt, hatte ihnen jede Ersparnis nach Salerno, wo sie her waren, geschickt, ja, er hatte, der gute Sohn, die Gebühren seiner ersten Messen nur an seine Mutter auszahlen lassen. Zwei Jahre war die Schwester dann selbst bei ihm im Silaswalde gewesen und hatte das Ihrige getan, ihm einen so traurigen Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen. Aber Paolo Vigo verfiel in Melancholie, zunächst durch die Nähe des Klosters San Firmiano. Seinem Gemüt mußte es schmerzlich sein, soviel verabscheuungswürdige Priester kennen zu lernen, die in jenem in Felsen eingezwängten, eine melancholische Aussicht in eine düstere Waldgegend bietenden Kloster leben mußten. Außerdem lebten hier damals alle ehrlichen Leute im Kampf mit dem Räuber Talarico. Die Banditen der Abruzzen, die Genossen des Grizzifalcone, standen mit denen Kalabriens in einem Schutz- und Trutzbündnis und bedrohten unausgesetzt die Sicherheit der Einwohnenden. Schon waren aus der Kirche in San Giovanni die heiligen Gerätschaften des Opferdienstes gestohlen worden. Kein Wunder, daß sich der Pfarrer mit Waffen versah und zu jeder Zeit eine geladene Flinte über seinem Bette hängen hatte. Nun geschah es eines Tages, daß die Bewohner von San Giovanni in größter Aufregung durcheinander rannten, auf dem Marktplatz, dicht vorm Fenster des Pfarrers auseinander flohen und sich in ihren

Häusern versteckten. Rosalia und ihr Bruder traten ans Fenster und erkundigten sich nach dem Grund des lauten Geschreis. Da hieß es, im Orte wäre ein toller Hund. Vom Fenster aus erblickte man in der Tat ein wandelndes Tiergerippe. Die Zunge hing ihm aus dem Halse, die Haare waren borstig aufwärts gebäumt. Es war ein Hund, der einem verhungerten Wolfe glich. Kaum konnte sich das entsetzliche Tier aufrecht erhalten. Schon knickte es zusammen und taumelte dann wieder, aber wildschnappend, auf, bis es aufs neue zusammensank. Der Pfarrer erwies den Bewohnern von San Giovanni die Wohltat, in rascher Regung die Flinte zu ergreifen, abzudrücken und das Ungetüm niederzuschießen. Und eben die Folgen dieser raschen Tat waren die allerseltsamsten —! Sie lagen in Schleier verhüllt, endeten aber damit, daß Rosalias Bruder tagelang abwesend war, mit dem Bruder Hubertus zusammen gesehen wurde, sogar einen Ziegenhirten in San Giovanni, der schon seit lange für einen Ketzer galt, an seinen Tisch nahm, zuletzt mit der Bibel auf der Kanzel erschien und in einer Weise predigte, die einen so großen Anstoß erregte, daß ihn sein Diözesanbischof suspendierte. Man ließ ihn bis auf weiteres im nahegelegenen Kloster wohnen und verbot ihm seine kirchlichen Funktionen und Reden. Aus dieser provisorischen Maßregel wurde ein Zustand, der nun schon Jahre hindurch dauerte und kein Ende nehmen zu wollen schien. Die Stolgebühren von San Giovanni behagten dem Dom Sebastiano von Spezzano.

Scagnarello war durch die Hoffnung, bald den so riesenstarken Bruder Totenkopf einzuholen, so ermutigt, daß er trotz der schauerlichen Einsamkeit wagte, auf all diese unheimlichen Dinge anzuspielen. „Es ist eine Pflicht unserer Seelenhirten," sagte er nach einer Betrachtung über feurige Hunde überhaupt, die sich ja zu öftern hier den Schäfern nächtlich zugesellten, „für das geistige und leibliche Wohl der Ihrigen zu sorgen. Der Pfarrer in Spezzano ist gewiß ein Santo, aber auch er heilt die Kröpfe und kann Geister bannen. Meinen Pepe da hat er mit allen Weihen versehen!" — Rosalia Mateucci hatte das Thema des verhängnisvollen Hundes verlassen. Scagnarello richtete jedoch mit umspähender Miene an sie die Frage: „Frau — noch seh' ich den Bruder Franziskaner nicht — sagt: Ist es denn wahr, hat er den Hund ganz feierlich begraben —?" — „Kaum war das aus der Hölle gekommene Tier", erzählte die Befragte, „gefallen, so kam, wie wir damals glaubten, ein Abgesandter des Satans, der die unreine Seele, die ihm verfallen, abholen sollte. Auf dem Platz erschien ein langer hagerer Mönch mit einem Totenkopf; er hatte, wie die Magd erzählte, im Kloster Firmiano vor kurzem Herberge gefunden. Die Kinder liefen ihm aus dem Wege — er hatte eine Sprache wie unser Truthahn, wenn ich mein rotes Kleid anziehe." — „Das hat sich geändert!" unterbrach Scagnarello. „Jetzt fürchten ihn nur noch die Leute mit zu langen Flinten und besonders der Schmied von Spezzano. Denn ein Hufeisen bricht er wie trockene

Nudeln entzwei, wenn die Arbeit schlecht gemacht ist. Gäule, die schon unter den Galgen kommen sollten, heilt er. Und der Talarico! Hei, der bekam Angst vor ihm, als er hörte, daß das der Frate gewesen, der in Rom seinem guten Bruder Grizzifalcone den Garaus gemacht hat. Nun, bei San Firmiano! Der heilige Vater hat ihn auch gewiß nur hergeschickt, daß er's dem Giosafat ebenso machen sollte. Signora, ich hörte aber doch — mit dem Hunde hatte es Dinge auf sich, die einen guten Christen um die Absolution bringen können. Andere meinen, der Alte mit dem Totenkopf hat wenigstens seitdem nichts mehr mit der Hölle gemein haben wollen. Ein Heiliger ist er geworden, wie nur der Erzbischof von Cosenza einer — oder — Euer, unter uns gesagt, ganz vortrefflicher und seelenguter und —" Der Vetturin stockte. Er wollte aus Überzeugung sprechen und Gedanken an schnödes Trinkgeld, das auch nicht zu verachten war, kamen ihm in die Quere. In voller Glückseligkeit über diese Anerkennung ihres Bruders sagte Rosalia: „Ja, Signore! Ich glaube es für gewiß, daß Fra Hubertus sich zu Gott gebessert hat. Gerade von ihm hat mir der heiligste Erzbischof von Cosenza gesagt: Geht getrost, liebe Frau! Bis Ihr in San Giovanni in Fiore seid, ist Fra Hubertus längst von Neapel zurückgekehrt. Und nun ist er da! Und ich denke doch, es muß noch alles gut werden."

Noch einmal erhielt Scagnarello die Flasche, leerte sie jetzt ganz und lobte den Wein von Nocera. Auf seine Frage, was der Totenkopf in Neapel getan haben mochte, erhielt er die Antwort: „Der heilige Erzbischof schickte ihn nach Neapel, um dort sein Begehren beim rechten Mann anzubringen." — „Dem heiligen Januarius?" — Darüber mußte selbst Marietta lächeln. Scagnarello fragte: „Welches Begehren?" — „Daß die Bewohner von San Firmiano nicht mehr — wie die Kanarienvögel von Cosenza gehalten werden sollen! Sind sie denn nicht alle Santi geworden? Hat mein Bruder sie nicht alle bekehrt? Hat der Totenkopf ihnen nicht allen die Schrecken der Hölle zu Gemüt geführt? Ich sage Euch, bis nach Nocera hin steht jetzt das Kloster im Geruch der Heiligkeit —!" Scagnarello wußte, daß unter den Kanarienvögeln die gelbgekleideten Galeerensträflinge zu verstehen waren, die in Neapel im Dienst der Straßen- und Hafenpolizei öffentlich arbeiten müssen. Er wußte auch, über die gute Aufführung der Bewohner von San Firmiano herrschte nur eine Stimme. Er wußte, wie hier alle, daß sein Dom Sebastiano in Cosenza darüber nicht reden konnte, ohne so zornig zu werden wie ein Puterhahn. Nach einer seiner letzten Predigten gab es, ganz nach dem Satz der heiligen Hildegard, gewisse Tugenden, die bloß vom Teufel kämen — Deshalb war Scagnarello vorsichtig und hielt seine Meinung zurück. Ein Kutscher ist eine öffentliche Person, die sich in die Zeitläufte mehr als andre zu schicken hat.

Die Einsamkeit, die nur dann und wann vom Gruß eines Hirten oder eines mühsam ausbiegenden Eseltreibers unterbrochen wurde,

hörte bei Annäherung an San Giovanni auf. Es wurde im Gebirge lebhafter. Die Nacht war zwar hereingebrochen, Nebel stiegen auf, die in solchem Grade die Feuchtigkeit der Luft vermehrten, daß Scagnarello und Rosalia ihre braunen Mäntel übernahmen; der mondscheinblaue Luft- und Nebelhauch gab den grünen Waldabhängen, den einzelnen Wiesenteppichen eine geisterhafte Beleuchtung. Wo der Strom der Gewässer am Wege nicht zu rauschend dahinstürzte, hörte man, von mannigfachem Echo weitergetragen, deutlich das Locken und Rufen der Hirten an ihre Herden, die sich zur Nachtruhe unter den mächtigen Eichen gelagert hatten, hörte das Blasen einer einsamen Schalmei oder an einer andern Stelle jenes unaufhaltsame Schnurren eines Dudelsacks, das unerschöpfliche Lungen voraussetzt. Sogar Jagdschüsse erschollen zuweilen dicht über den Häuptern der Gefährten, machten den Pepe stutzig und unterbrachen dann wohl die Reise durch ein Intermezzo von Apostrophen, die Scagnarello „an die Vernunft" des Tiers zu richten hatte. Tüchtige Peitschenhiebe unterstützten die Beweiskraft seiner Demonstrationen.

Um ein verhältnismäßiges Stück war man nun schon ganz in die Nähe San Giovannis gekommen. Rosalia erkannte die Gegend wieder. Die mit Früchten überladenen Kastanienbäume, die zuweilen am Wege standen, rauschten ihr wie mit vertrautem Gruß. Dort stand ein altes Gemäuer, das der urältesten Zeit angehörte. Der Mond schien durch die zerklüfteten Fenster. Sie kannte jeden dieser, bald als Aufbewahrungsort des frischgemähten Heus, bald als Versammlungsort der Hirten bei Unwettern benutzten Orte. Ihr Herz wurde ihr bangfroher und zagendhoffnungsvoller.

Scagnarello erzählte von einem Stein, an dem sie bald angekommen sein müßten. Hier hätte Fra Hubertus vor Jahren mit jenen zwei Männern gerungen, die damals im Silaswald umherirrten und die „Freimaurer", die später in Cosenza erschossen wurden — die Bandiera und ihre Genossen — verraten hatten. Denen begegnete „dort oben am Kreuz", erzählte er, der Bruder mit dem Totenkopf, redete den einen, den er kannte, in fremder, ich glaube russischer Sprache an und warf ihn ohne weiteres von oben hinunter in den Neto —!

Die Bürgersfrau, die sich in Nocera auf Betrieb des Bruders vorteilhaft mit einem Verwandten daselbst verheiratet hatte, war nicht unbewandert in diesen Ereignissen. Ihr Mann hielt sich die Zeitung, sie konnte lesen und führte ihrem Manne sein Hauptbuch. Was im Silaswald vorging, hatte sie seit Jahren um des geliebten Bruders willen mit gesteigertem Interesse verfolgt. Lebhaft stand ihr in Erinnerung, wie man sich damals gewundert, warum für diese wilde Tat der fremde Mönch, ein Sohn des heiligen Franziskus, wiederum so heil und ungestraft davongekommen war. — „Er hat gute Freunde," sagte Scagnarello. „Er hat sie da, wo sie nützen können — in Rom. Wenn man Rom hat, hat man Neapel. Damals, als der Freimaurer in den Neto flog, sah und hörte man lange nichts mehr von Fra Hu-

bertus. Mit einem Male war er wieder da und der Sindico von Spezzano zog den Hut vor ihm ab wie sonst. Hätte der Bruder die Weihen, er wäre längst in San Firmiano Guardian." Rosalia kannte alles das und schwieg, in Hoffnung auf die Geltendmachung eines so großen Einflusses in Neapel.

Nach einer Weile fragte Scagnarello: „Signora — wart Ihr denn auch schon einmal — ich meine dazumal — an — den — Bluteichen —?" — Die Frau erschrak über diese Frage und schwieg. — „Ich meine, habt Ihr ihn nie gesehen?" fuhr Scagnarello leise und schlau lächelnd fort. Die Frau wußte, was und wen Scagnarello mit seiner Frage bezeichnet hatte. „Hm! Hm!" räusperte er sich und fuhr fort: „Ich möchte es, bei San Gennaro, einmal wagen und ihn besuchen. Nur um die Nummern zu hören, die ich im Lotto spielen soll! Da war ein Mann von Cotrone — wißt Ihr, was er dem gesagt hat, als er die nächsten Nummern hören wollte, die herauskommen würden?" — „Er sollte arbeiten und auf Gott vertrauen —?" antwortete Rosalia. — „Behüte!" entgegnete Scagnarello — „Das kann sich jeder selbst sagen —! Dem Mann von Cotrone hat er gesagt: Wer gab dir früher deine Nummern? ‚Der Pfarrer von San Geminiano in Cotrone!' Kamen Sie heraus? ‚Nein! Auch die auf den Namen Mariä kamen nicht heraus.' Was? stutzte der Zauberer, die auf den Namen Mariä nicht? Was ist das? Mein Freund aus Cotrone sagte: ‚Der Pfarrer rechnete die Nummern nach den Buchstaben aus — M. war 12. Sie kamen aber nicht heraus.' Ich verstehe wohl! Kannst du lesen? ‚Nein!' Auch nicht das ABC? ‚Ei ja!' Im Namen Maria kommt aber zweimal A vor — das gab ja zweimal 1. ‚Da nahm der Pfarrer für das zweite 1 das Doppelte; manchmal das Dreifache; so habe ich zehn Jahre auf „Maria" und die Heiligen gesetzt, aber nicht mehr gewonnen, als es ausreichte, um den Pfarrer zu bezahlen —' Der Pfarrer ließ sich bezahlen? ‚Ich bezahlte die Messen, die meine Toten aus dem Feuer erlösten! Es war so ein Abkommen!' Nun, mein Sohn, sagte der Alte von den Bluteichen, so nimm einmal den Namen ‚Jesus'! Siehst du, das sind auch fünf Buchstaben, auch fünf Zahlen und die letzte nimm dann gleichfalls doppelt — 9. 5. 18. 20. 36. — So habe ich sie behalten —!" unterbrach sich Scagnarello — „Gewinnst du, sagte der Hexenmeister, dann danke deinem Erlöser durch gute Anwendung des Geldes! Verlierst du aber, so nimm an, daß er dir eine christliche Lehre geben wollte und dich bloß durch deine Arbeit reich machen will! Der Mann aus Cotrone spielte und gewann — eine Terne. Das Ding sprach sich dann aus; alles setzte jetzt auf den Namen Jesus; es hat jedoch keinem mehr so glücken wollen wie dem Mann aus Cotrone, worüber dann die Leute nun noch zu den Bluteichen gehen und Besseres hören wollen." Rosalia bat ihren Führer, von solchen durch die Hölle angeratenen Lottonummern, auch von den Bluteichen, von den nächtlichen Versammlungen, die dort die Geister hielten, besonders aber von dem erschossenen feurigen Hunde und den

blutigen Taten des Bruders Hubertus jetzt ein für allemal zu schweigen — Aber plötzlich mußte sie sich mit dem Ausruf unterbrechen: „Seht Ihr nicht —?“ — „Was?“ — „An dem Kreuz? Dem Stein —?“ Ein Franziskaner, in Sandalen, mit brauner Kutte, den weißen wollenen Strick um die magere Hüfte, saß am Wege auf einem Stein. Es ließ sich deutlich erkennen, es war der Totenkopf. Er saß am Gedächtniskreuz des von ihm vor Jahren hier in den brausenden Neto hinuntergeschleuderten Jean Picard. Als er die Klingel des Pepe hörte, stand der alte Mann auf und ging fürbaß, ohne Neigung, sich in seinen ohne Zweifel düster angeregten Betrachtungen stören zu lassen.

Aber Scagnarello warf ihm alle nur möglichen Interjektionen aus jenem unerschöpflichen, in seinem Reichtum noch von keinem Gelehrten würdig abgeschätzten Wörterbuch der neapolitanischen Natursprache nach. Zu den tatsächlichen Motiven, die Scagnarello mit zivilisierten Worten einmischte, um den rüstigen Greis zum Stehenbleiben zu bewegen, gehörte, wenn auch in seltsamen Abkürzungen, die Geschichte der Frau, die hinter ihm hochaufgerichtet stand, in der Linken mit dem schlafenden Kinde, in der Rechten mit ihrem Tuch, womit sie unablässig wehte und winkte, gehörte auch ein Gruß vom Erzbischof von Cosenza und die Ausmalung all' der Glückseligkeiten, die sich nun in San Firmiano und in San Spiridion zu Nocera begeben würden. Da stand der lange hagere Knochenmann endlich still und lachte des tollen Gewälschs. Sein Kopf wurde darüber ein einziges Gebiß von Zähnen. In der „Campanischen“ Sprache, jenem Italienisch der Neapolitaner, wo die Buchstaben mit allen nur erdenklichen Freiheiten behandelt werden, oft der eine ganz für den andern eintritt und statt „Michel“ „Kaspar“ gesagt wird, hatte Hubertus in der Tat Fortschritte gemacht. Er blieb stehen.

Dann freilich entsprach seinem ersten frohen Gruß an die ihm sehr wohl erinnerliche Schwester Paolo Vigos keineswegs sein fernerer Mitteilungsdrang. Der jungen Frau schüttelte er zwar als alter Bekannter die Hand und nahm das jetzt erwachte, schreiende Kind auf den Arm, versichernd, daß seine Sehnsucht, den trefflichen Bruder der Signora nach sechs Wochen wiederzusehen, nicht minder groß, als die ihrige nach so vielen Jahren wäre — ja, er kannte das schöne dem Bruder winkende Gotteshaus zu San Spiridion in Nocera vollkommen und gab zu, daß der Erzbischof von Cosenza hinlänglich heilig wäre, um allenfalls weissagen zu können. „Gewiß! Gewiß! Es wird alles gut werden!“ wiederholte er zum öftern. Aber seinem ganzen Wesen fehlte die rechte, von Innen kommende Freudigkeit.

„So kommt Ihr von Neapel und habt noch nichts Bestimmtes erfahren?“ fragte die Frau, bestürzt über dies Benehmen, und lud den frommen Bruder ein, neben ihr Platz zu nehmen, was dieser auch tat. „Was kann mir alles das helfen?“ wehklagte Rosalia Mateucci. „Hab' ich darum soviele Jahre die Reise von Nocera nach Cosenza gemacht? Haben wir darum zwanzig Dukati an die Mutter Gottes Della

Salute und abermals fünfzehn an den heiligen Gennaro von Cosenza bezahlt? Aber man weiß schon, die Raben, die schwarzen, hacken dem heiligen Franziskus gern die Augen aus!" Die Jesuiten (diese nur konnte Rosalia unter den schwarzen Raben verstanden haben) hatten allerdings hier die Hauptentscheidung. Auf den Spruch der Jesuiten hatte der Erzbischof von Cosenza als die letzte Instanz verwiesen, von welcher hier alles abhängig sein würde. Alle Welt wußte, daß in den Bewegungstagen zwanzig Kutschen voll Jesuiten aus Neapel hatten entfliehen müssen, aber in vierzig waren sie wieder zurückgekehrt, und die rechte Hand des Herrschers über dies unglückliche Land blieb des Königs Beichtvater, Celestino Cocle, der Erzbischof von Neapel, ein fanatischer Agent des Al Gesù, eben jener „rechte Mann", von dessen Entscheidung die Wünsche der Bewohner San Firmianos abhängen sollten. „O, zehn Jahre", erzählte wehklagend die Frau, „habe ich meine Knie gebeugt vor dem heiligen Erzbischof von Cosenza. Jeden Quatember, wenn neue Priester geweiht wurden, lief ich zu Fuß die zehn Miglien von Nocera nach Cosenza und beugte meine Knie auch noch nach der Messe. Wenn der heilige Herr in seinen Palast ging, rief ich ihn um Gnade an für meinen unglücklichen Bruder. Und immer gab er mir seinen Segen und sagte: Ihr seht ja, liebe Frau, die Pfarre von San Giovanni bleibt ihm offen; das Sacro Officio prüft. Es prüft zwar lange, aber gründlich —! Heiliger Gennaro! Zehn Jahre prüft das Officio —! Ich wußte nicht, ob mein Bruder noch lebt —! Wir schickten — mein Dionysio ist gut — was wir nur vermochten — bald an den ehrwürdigen Guardian, bald an den heiligen Erzbischof — aber meines Paolo Briefe meldeten nichts von seiner baldigen Freiheit. Sogar damals, als doch alles frei kam, selbst die, denen zeitlebens die Kugel am Fuß zu tragen besser gewesen wäre, kehrte mein Bruder nicht aus dieser traurigen Einöde zurück. Damals hatte nur Marietta leider das Fieber, mein Dionysio mußte unter die Guardia civica, jeder war froh, wenn in seinem Garten noch die Feigen wuchsen — Verdienst gab es nicht. Dann aber, als die sogenannte Ruhe wiederhergestellt war, als man erzählte, wie die Gefangenen und Verwundeten in San Firmiano so christlich verpflegt wurden, da fiel ich vor dem heiligen Erzbischof in der Kirche selbst auf die Knie und bat vor allem Volk um — Paolos Freiheit. Zum Glück — verzeih' mir's die heilige Jungfrau! war gerade unser Pfarrer von San Spiridion gestorben und weil ich hörte, daß sich zehn Pfarrer um die Stelle bewarben und sie vorerst keiner bekommen sollte, weil auf ein Jahr auch dem heiligen Erzbischof die Einkünfte gut schmecken, kaufte ich nochmals, nach allem, was schon draufgegangen war, für zehn Dukati Wachskerzen und schenkte sie in Cosenza der heiligen Rosalia. Seitdem hieß es: „Seid gutes Mutes, Frau, reist getrost nach San Giovanni — In San Firmiano sind Wunder geschehen — Der Guardian hat einen Boten nach Neapel gesendet an das heilige Officio.

Wir wissen es ja, das ganze Kloster ist heilig geworden — Sie bekommen alle die besten Stellen in der Christenheit, denn die Mutter Kirche ist gütig und belohnt jeden, der sie liebt — ja, und der Bote, Fra Hubertus, muß bald zurück sein von Neapel —" So sprach der Erzbischof und das ganze Kapitel stimmte mit ein. „Da vertraute ich denn und machte mich auf den Weg und jetzt bin ich da und Ihr seid es auch und nun bringt Ihr doch wieder nichts und schweigt noch dazu so tückisch —? Ihr wißt, denke ich, nur zu gut, daß mein guter Bruder nur durch Euch ins Elend gekommen ist! Ohne Euch könnte er längst in Nocera Bischof sein."

Diese mutige für Scagnarello zum Bewundern sachgemäße und kenntnisreiche und nur am Schluß zu frauenzimmerlich ausfällige Rede hatte Hubertus teils mit seufzenden, teils mit begütigenden Worten begleitet. Scagnarello hoffte, der schwer Beleidigte würde mit einer Rechtfertigung früherer Mißverständnisse, vor allem mit Rückblicken auf die wunderbare Geschichte vom feurigen Hunde vernehmbar werden; aber Hubertus beschäftigte sich allein mit dem Kinde und sang seine „russischen" Lieder. Daraus ersah man, daß Hubertus kein rechtes Vertrauen auf den Erfolg seiner Mission hatte. Jetzt sprudelte die Frau über. Vom Standpunkt einer vermögenden Krämerin von Nocera gab sie einen Rückblick auf die bewegte Zeit der letzten Jahre — auf die Anarchie, die damals entstand, als die in Neapel durch Lazzaroniaufstand und Schweizerregimenter gesprengte Nationalvertretung sich noch einmal in Cosenza, von einem Aufstand der Kalabresen unterstützt, gesammelt hatte, aber von jenem ehemaligen Räuber, spätern General Nunziante, im Süden, vom General Lanzi im Norden angegriffen, mehr durch Uneinigkeit, als Überlegenheit der Truppen sich auflöste. Die Bewaffneten wurden zu Flüchtlingen und, wie es im Süden geht, Wegelagerern und Räubern. Dieser anarchische Zustand hatte im Silaswalde erst seit kurzem aufgehört. Das Kloster San Firmiano hatte lange Zeit nur ein Gefängnis und Lazarett sein können, wo sich die Brüder wahrhaft Verdienste erwarben. Und nun sollten alle diese guten Taten ohne ihren Lohn bleiben? Märtyrer sollten sich bewährt haben und keine Krone gewinnen —? Da müßte ja der Giosafat von Lipari als ein wahrer Retter ersehnt werden und mit der Zeit in Neapel am königlichen Schlosse kein Stein mehr auf dem andern bleiben —!

Scagnarello schwieg, wie sich der Mensch bei einem Gewitter ruhig verhält. Da aber auch Hubertus schwieg, sagte er, um doch etwas zu reden: „Ei, in San Giovanni ist wohl Illumination?" Man hatte den Bergflecken vor sich, wo sich vor Jahrhunderten einige Menschen um einige halbzerstörte Türme der Normannenzeit angesiedelt und einige hundert Nachkommen hinterließen, die keinen Anblick mehr für Götter bieten. Aber der Maler hätte darum doch seine Lust an diesem Städtchen gehabt. Die Turmmauern ragten von Efeu überwuchert. In riesiger Ausdehnung spazierte der immer-

grüne Kletterer bis auf die Felsen hernieder und an diesen wieder, wie eine einzige Wiese, entlang bis zu den rauschenden, sich hier vereinigenden Gewässern des Neto und des Arvo. Ein viereckiger Glockenturm der Kirche war der Mittelpunkt einiger im wirren Durcheinander von den beiden Wildbächen sich aufdachenden sogenannten „Straßen". Nun erst begriff man, warum es in der Tat scheinen konnte, als wäre in San Gio die Gasbeleuchtung eingeführt. Schon in einiger Entfernung hörte man die beim Morraspiel üblichen, sonst in San Gio nie so laut vernommenen Flüche und Verwünschungen. Pechkränze und Biwakfeuer loderten auf. Auch San Giovanni war über und über mit Soldaten erfüllt —! Hubertus sah es voll äußersten Erstaunens, sprang vom Wagen und eilte zum größten Kummer Rosaliens sogleich auf den Marktplatz.

11. Die Bluteichen.

Der „Torre del Mauro", eine Locanda, die einer Scheune ähnlich sah, war von Soldaten in Beschlag genommen. Ein Leutnant in einer jener überladenen südeuropäischen Uniformen, mit soviel Troddeln und Stickereien, als bei uns keinem Obersten zukommen würden, stand mit der Zigarre im niedrigen rauchgeschwärzten Tor eines von brennenden Spänen erleuchteten Hofraums. Die Biwakfeuer brannten auf dem Platz vor der Kirche. Dünste von gebratenem Speck, Zwiebeln, Käse ließen auf einen eben abgehaltenen reichlichen Abendimbiß schließen. Schon schnarchten viele der Soldaten, in Mäntel gehüllt, auf ausgebreitetem Stroh unter freiem Himmel.

Diese fliegenden Korps waren in den letzten Zeiten so oft im Silaswalde gesehen worden, daß sie im Grunde niemand hätten auffallen dürfen. Aber Hubertus, bedenklich aufgeregt, wie er schon war, sah neues Unheil, und Scagnarello, der sich mit San Gios Einwohnerschaft in lebhafteste Konversation versetzt hatte, schürte seine Besorgnis — denn Dom Sebastiano von Spezzano hatte kürzlich gepredigt, San Gio müßte untergehen wie Sodom und Gomorrha. Von eines Del Carettos und Celestino Cocles Regierung wurde den Mönchen wenig getraut. Ein Schweizeroffizier, den Hubertus in deutscher Sprache um die Veranlassung dieser Expedition anging, schien zwar vom Laut der Muttersprache angenehm berührt, doch schien auch er Order zu haben, nichts von einem besondern Vorhaben verlauten zu lassen. Auf den im Pfarrhause einquartierten Oberoffizier verweisend, mischte er sich unter die andern Offiziere, die sich mit derben Späßen auf Kosten einer Frau unterhielten, die „der schöne Mönch doch wohl nicht in sein Kloster entführen würde —" Da wandte sich dann Hubertus einem Hause zu, das hier ein Ziegenhirt ersten Ranges, ein „Rico", ein Reicher bewohnte. Messer Negrino war ihm besonders befreundet. Leider war dieser im Rufe der Ketzerei stehende erste Bürger von San Gio nicht zu Hause. Mit seiner Herde war er unterwegs. Vielleicht gar auf die Messe von Rossano.

Bald wußte ganz San Gio, wer mit Scagnarello gekommen war. Schon hatten sich Gruppen von alten Bekannten gebildet, die ihres in San Firmiano wohnenden ehemaligen Pfarrers Schwester wieder erkannten und sich zu Teilnehmern einer Verhandlung über die Frage machten, ob es geratener wäre, Rosalia Mateucci sollte mit ihrem Kinde dem Bruder Hubertus folgen und am Eingangstor des Klosters unter einem Dach, das die Madonna schützte, übernachten oder in einem Bette zurückbleiben, das ihr der alte, sie hocherfreut begrüßende Meßner ihres Bruders in seinem Häuschen anbot. Den Pepe hatte Scagnarello schon ausgespannt. Er hatte ihm die Streu im Freien machen müssen, da die Soldaten den Stall eingenommen hatten. Als weltkundiger Mann hatte er zum Bleiben geraten. Denn es käme ihm fast so vor, sagte er, als würde sich ihm Paolo Vigo schwerlich morgen als Rückpassagier anschließen.

Hubertus, vom Hause Negrinos zurückkehrend, verhielt sich bei allen diesen Verhandlungen mit Jung und Alt scheinbar heiter, nahm die jetzt verdrießlich aus der Ruhe gekommene Marietta auf den Arm, gab Auskunft über seine Reise sowohl dem „Sacristano" wie dem „Sindico", dem er einige auf seine Reise mitübernommene Aufträge bestens ausgerichtet hatte — aber die Soldaten, deren Absichten auch die erste Magistratsperson des Ortes nicht zu deuten wußte, beunruhigten ihn in solchem Grade, daß er von Rosalia Mateucci für heute Abschied nahm und sofort nach San Firmiano aufbrach. Er ließ die Schwester mit dem Versprechen zurück, beim Mitternachtgebet dem Bruder die frohe Kunde zu bringen und diesem somit Zeit zur Überlegung zu lassen, wie er es am passendsten mit seiner Schwester anstellen sollte. Unter Scherzen der Soldaten, wie sie Hubertus seines Totenkopfes wegen schon gewohnt war, verließ er den Platz und begab sich in großer Spannung nach seinem Kloster. Der Sindico, der zugleich in San Giovanni die Post hielt, hatte versichert, daß seit einigen Tagen amtliche Briefe für den Guardian des Klosters ganz besonders zahlreich angekommen wären. Er fand darin einige Hoffnung.

Einsam ging die treue Seele den dunkeln Weg nach dem Kloster. Seine aufgeregte Phantasie brachte diese Soldaten mit seiner Reise in Verbindung. Der Erzbischof von Neapel hatte eine Menge Fragen an ihn gerichtet — vorzugsweise über Fra Federigo. Dem hohen Herrn war alles bekannt, was diesen Einsiedler betraf! Der deutsche Ursprung desselben, seine Flucht aus einem piemontesischen Tal, seine dortige Förderung ketzerischer Bestrebungen, seine Gefangenschaft unter den Genossen Grizzifalcones, dann Hubertus' mutige Befreiung desselben. Daß Fra Federigo noch lebte, wußte der Erzbischof nicht minder, ja er beschrieb mit genauester Ortskenntnis ein von Bergen umschlossenes enges Tal im Silaswalde, wo jener Flüchtling, unter den sogenannten Bluteichen, seit vielen Jahren einsiedlerisch lebte. „Bluteichen" hießen jene uralten Stämme von den Tagen her, wo auch in

Kalabrien für die evangelische Lehre Blutströme genug geflossen, genug Scheiterhaufen loderten. Paolo Vigo war infolge einer Bekanntschaft mit Fra Federigo in seinen Kanzelreden verdächtig und dem Kloster Firmiano zur Korrektion übergeben worden. Allen diesen Verhältnissen hatte der Erzbischof seine volle Aufmerksamkeit geschenkt. Und doch gab er auf die Frage, ob nicht endlich die jetzt so anerkennenswert gewordenen, gebesserten Bewohner des Klosters in ihre Ämter zurückkehren durften, keine entscheidende Antwort. Bruder Hubertus hatte in San Giovanni einige Stärkung zu sich genommen. Der alte Franz Bosbeck, der sich noch in hohem Alter einer ungebrochenen Kraft rühmen zu können gehofft hatte, war er nicht mehr. Die lange Kette seiner Lebenserfahrungen war zu drückend und schwer geworden.

Schon war es über zehn Uhr — nach italienischem Zifferblatt die dritte Stunde — schon mußten seine Klostergenossen schlafen — wecken wollte er niemand, da ohnehin die Matutin in den nächsten zwei Stunden alles wach rief. So unterbrach er denn sein Steigen auf dem schmalen Felsenpfade und setzte sich auf einen verwitterten mit Moosflechten überzogenen Stein, traurig hinausblickend in die grüne Wildnis, in die stille Mondnacht, in die rauschenden Wasserstürze am Abhang des Felsens — hinaus in jene noch entlegenere Einsamkeit, wohin sich ein deutscher Schwärmer seit länger als zehn Jahren unter Büchern, Schriften und ländlichen Beschäftigungen vergraben hatte.

Alles Nächste rundum und in der Ferne war grabesstill — auch San Giovanni, das zum Handausstrecken nahe vor ihm liegen geblieben, ob er gleich von ihm schon um eine Stunde Weges entfernt war. Die Schwester Paolo Vigos wiedergesehen zu haben, die Erwähnung des „feurigen Hundes", die mehrmals gefallen, der Anblick des Kreuzes über dem Neto — alles das hatte die alten Erinnerungen seines Lebens geweckt. Welche Reihe von Schicksalen konnte er überblicken —! Seine Jugend verlebt unter Räubern — die einsame Mühle eines Diebshehlers — die Gefangennehmung der Picardschen Bande — das Hochgericht — die Meeresfahrt des holländischen Rekruten — Java mit seinen farbigen Menschen, Palmen, Löwen, Schlangenbeschwörern — wieder dann Europa — Deutschland, zur Zeit Napoleons — Schloß Neuhof mit seinen grünen Wäldern — der grimme Wittekind — Hedwig, seine geopferte Liebe — Brigitte von Gülpens Betrug — die Flucht in ein schützendes Kloster — die Verwilderung der dortigen geistlichen Zucht — sein treuer Beistand in Abt Henrikus — seine Reisen — seine Tat am melancholischen Bruder Fulgentius, den seine Hand vom Riegel nicht losschnitt, — die Begegnung mit Hammaker, einem gebildeten Mann, der dennoch ein Mörder hatte werden können — mit Klingsohr — Lucinden — die Flucht in den blitzgespaltenen Eichbaum — die Flucht nach Italien — die Gefangenschaft auf San Pietro in Montorio — die Nacht auf

Villa Rucca — Pasqualettos Tod — dann seine Reise, um den Bischof von Macerata und den Pilger von Loretto zu entdecken — Wie führte ihn schon allein die Erwähnung des treuen „Sultan", der durch Paolo Vigo, den Pfarrer von San Giovanni, ein so trauriges Ende hatte nehmen müssen, so lebhaft in die Tage zurück, wo Italiens Reiz dem „christlichen Schamanen", wie ihn Klingsohr genannt, die alte Abenteuerlust geweckt hatte —! Erwähnen wir, daß damals Hubertus, entlassen und abgesandt vom Fürsten Rucca, von Ceccone, Lucinden und vom frommen Mönch Ambrosi, zur Rettung des Bischofs aus Räuberhand, dem bischöflichen Kapitel von Macerata geraten hatte, eine Zeit lang seine wundertätige Madonna verschwinden zu lassen. Dadurch hatte er sich die Bevölkerung der nördlichen Felsenküste des Kirchenstaats in solchem Grade zu Bundesgenossen für die Ausführung der Befreiung des Bischofs gemacht, daß die Anhänger Grizzifalcones, durch die Volkswut über die fehlende Madonna geängstigt, den Bischof ohne Lösegeld auslieferten. Über den Pilger von Loretto hatte aber Hubertus vergebens gesucht, irgend etwas in Erfahrung zu bringen. Hubertus, der sich in acht nehmen mußte, unter den schrecklichen Menschen, die den Kirchenstaat bewohnen, nicht als der Richter des Grizzifalcone erkannt zu werden, mied die ausgestellten Wachen der Schmuggler, mied die Gendarmen, denen er schwerlich, infolge der Ruccaschen Drohungen, eine willkommene Erscheinung sein konnte, und quartierte sich auf einer Strecke von zehn Miglien bald bei Fischern und Zöllnern an der Küste ein, bald, indem er sich landeinwärts wagte, in Klöstern oder bei einsamen Häuslern. Von den vielen Wohnungen, die der Räuberhauptmann innezuhaben pflegte, hatte er eine nach der andern durchspäht und nichts konnte er in ihnen von einem Gefangenen entdecken. Da schloß sich ihm eines Morgens ein Hund an, der ihm, von langer Wegwanderung so hinfällig wie er selbst, zur Seite blieb, anfangs ihm einen unheimlichen Eindruck machte, als sollte er ihm ausweichen, dann aber immer mehr sein Mitleid erregte. Mit dem wenigen, was er noch selbst an Eßwaren bei sich trug, erquickte er das verhungerte Tier. Der Hund tat ihm, wie einem alten Bekannten. Auffallend war ihm der stete Trieb des Tiers, zum Meeresstrand zu gelangen. Schon war vorgekommen, daß kleinen Eilanden gegenüber, die abgerissen vom Felsenufer aus dem Meeresspiegel aufragten, sein Begleiter ins Wasser sprang, hinüberzuschwimmen versuchte, und vom mächtigen Wogendrang zurückgeworfen, winselnd wieder hin zu seinen Füßen kroch. Hubertus war ein zu guter Jäger, um sich nicht zu sagen: Dem Tier muß irgendeine große Sehnsucht inne wohnen, wofür ihm nur die Sprache fehlt —! Es gab solcher Felseneilande hier und da noch größere. Sie schienen bewohnt; wenigstens wurden sie dann und wann, besonders im Abenddunkel, von Nachen umfahren. An einem der schroffsten, zu welchem ohne Zweifel eine schützende Bucht gehörte, die sich, da sie

dem Meere zulag, dem Auge entzog, entdeckte Hubertus die Segel eines schon leidlich großen Schiffes. Das Benehmen des Hundes, das Spitzen seines Ohrs, sein heiseres unterdrücktes Bellen erschien ihm zu auffallend. Schon nahm Hubertus an, das treue Tier hätte vielleicht dem Pasqualetto gehört und suchte zu den nächsten Verbündeten des Räubers zurückzukommen. Der Hund konnte dann geradezu sein Verderben sein.

Inzwischen hatten ihm damals seine Erkundigungen immer mehr und mehr wahrscheinlich gemacht, daß jene wie ein riesiger Felsenzahn aus dem Meer aufragende Klippe die Stelle war, die er suchte. Eine unruhige, über Entschlüsse brütende Nacht verbrachte er auf dem Steingeröll am felsigen Ufer, mit Gefahr, vom Anwachsen der Flut verschlungen zu werden. Über ihm ragten die starren, von aufgeschreckten Seegeiern umflatterten Häupter der Küste. Zuweilen ließen sich von oben die Stimmen dort hantierender Menschen vernehmen. Um Mitternacht tauchten auf dem Wasserspiegel Segel auf. Deutlich sah Hubertus, wie nur immer und immer drüben die eine Klippe gesucht wurde. Schon richtete sein bei Nacht doppelt wachsamer Hund Auge und Ohr hinüber mit Verlangen, wieder ins Wasser zu springen.

Da hatte Hubertus in der Nähe des Ufers ein Rauschen gehört. Er erhob sich von seinem Versteck am Fuß des feuchten Felsens, den nur zu bald wieder die herantretende Flut bespülen konnte, hielt dem Hund, um durch dessen Bellen nicht verraten zu werden, die Lefzen zu und lauschte, ob es eine Barke war, die so am Kieselsande entlang anschlug und demnach vom Wellenschlage mehr hin- und hergeworfen, als sicher getragen wurde. Von einem Seetanglager aus, auf welchem Hubertus ruhte, kroch er vorwärts und entdeckte einen Kahn, den ein einziger Ruderer mit größter Anstrengung führte. Ein Moment und Hubertus rief sogleich in seiner humoristischen Zutraulichkeit: „Heda, seid Ihr's denn —? Endlich! Endlich!" — „Ja, Tonello!" lautete die Antwort. „Sind die Kisten herunter?" — Die Kisten herunter —? dachte Hubertus — Sie lassen also oben an Stricken die Schmugglerwaren herunter, die dann zu Wasser am Ufer entlang weiter geführt werden —? Rasch hatte er seine Kutte ausgezogen, sie wie einen Mantelsack zusammengerollt, auch die Sandalen von den Füßen geschnallt, alles, um nicht auf den ersten Blick als Mönch erkannt zu werden. Ebenso schnell nahm er die volle Sprache eines Holländers an. Da er der Tonello nicht sein konnte, wollte er sich für einen mit Tonello im Einvernehmen stehenden fremden Matrosen ausgeben.

Inzwischen war die Barke ganz um den Felsenvorsprung herumgekommen. Ihr Führer war ein junger Bursche. Nicht wenig erstaunte er, hier statt des Tonello einen halbnackten Menschen zu finden, der sich ihm durch unverständliche Reden, desto deutlichere Gebärden, vorzugsweise aber durch ein Zeigen bald aufs Meer, bald auf seinen Hals, dem gewiß die Schlinge drohte, als einen Ausreißer von seinem

Schiffe zu erkennen gab, der mit den oben vorausgesetzten Helfershelfern im Einvernehmen stand. Ohne weiters deutete Hubertus an, der Schiffer möchte ihn in seine Barke aufnehmen und auf den Felsen hinüberfahren, wohin schon lange die andern, so sprach mit unwiderstehlicher Beredsamkeit sein Mienenspiel, vorausgeschifft wären.

Durch sein Fragen bestimmte der Bursche schon immer selbst die Antworten, welche Hubertus geben konnte, und bald war die Barke dem Ufer so nahe, daß sein Hund nur einen Satz brauchte, um hinüberzuspringen. Hubertus folgte, ergriff noch ein zweites Ruder, das am Boden lag, und deutete auf den Felsen, dem zusteuern zu sollen der Bursche unausgesetzt von ihm in einer kauderwelschen Sprache bedeutet wurde. Die Genossen hier am Meer gehörten allen Nationen an; vorzugsweise fehlten flüchtige Matrosen von Dalmatiens Küste nicht, deren Sprache es vielleicht nach des Knaben Meinung war, die der halbnackte Mensch mit dem grinsenden Totengesicht redete. Hubertus hatte seine Kutte mit weißer Schnur umwickelt. Je mehr er durcheinander sprach, desto sichrer wurde der Knabe und noch sichrer mußte ihn das Benehmen des Hundes machen, der mit vorgestreckter Schnauze und aufgereckten Ohren wie auf dem Sprunge stand — keinen Muskel rührte, das Auge unverwandt nur dem Felsen zugerichtet hielt. Die glückliche Erwartung des Tiers verriet sich dann und wann durch ein leises kurzes Bellen.

Die Fahrt dauerte länger, als sich Hubertus vorgestellt hatte. Das Meer lag ruhig und doch ging bis zum Landen mehr als eine Stunde hin. Die wunderlichsten Bewegungen, die Sprünge und das kurze Bellen des Hundes mehrten sich. Kaum war der Nachen an einem zum Landen geeigneten Vorsprung des Ufers angekommen, als auch Hubertus nicht mehr imstande war, dem Knaben Auskunft zu geben; denn sein Hund sprang wie der Blitz aus dem Nachen und im Zanken darüber, im Begehren, den Flüchtling festzuhalten, konnte ihm Hubertus nacheilen ohne damit aufzufallen. Satz über Satz ging es vorwärts, als wäre der Hund auf der Insel heimisch. Kaum noch konnte Hubertus folgen. Nun mußte er wohl in allem Ernste besorgen, der Hund möchte den Räubern angehören, deren Anwesenheit ihm jetzt aus Tonnen, Warenballen, großen runden Flaschen, wie sie auf Schiffen gebraucht werden, unzweifelhaft wurde. Erkannte man ihn, so hatte seine letzte Stunde geschlagen.

Alles blieb still. Die Waren lagen aufgespeichert unter den Wölbungen hoher Felsgesteine, verborgen von wildwucherndem Strauchwerk. Manche dieser Wölbungen waren tiefgehende Höhlen. Der hellste Mondschein ließ alles deutlich erkennen. Schneckenförmig wand sich der oft schlüpfrige und unterm Fuß zerbröckelnde Felsenpfad hinauf, bis endlich ein lautes Bellen des Tieres anzeigte, daß seine Anstrengungen belohnt waren. Hubertus folgte und sah, wie der Hund an einem Holzgatter kratzte, das einen mannshohen Felsenspalt verschloß. Offenbar war dieser hinterwärts sich erweiternde Raum eine

menschliche Wohnung. Hell schien an einer andern Seite der See zu, durch einen kleinern Spalt das Licht des Mondes.

Kaum hatte Hubertus, den Hund beschwichtigend, die Pforte des Gitters ergriffen und diese geschlossen gefunden, kaum einige Gerätschaften wie Tische, Sessel unterscheiden können, so beschien durch eine jenseitige, zum Meere hinausgehende Öffnung der Mond eine auf einem Lager am Boden ausgestreckte menschliche Gestalt. Die Freude, die Aufregung des Hundes war nicht mehr zu bewältigen. Hubertus schwebte zwischen Leben und Tod. Gleichviel, ob dort der Pilger, der Gefangene Pasqualettos, lag oder ein Angehöriger der Räuber, sein Leben hing an einem Haare. Er packte den Hund und erstickte ihn fast durch Zusammenwürgen seiner Kehle. Aber der Schläfer auf dem Lager erhob sich jetzt. Hubertus sah einen Kopf, den ein langer weißer Bart umflutete. Es war nicht möglich, die Gesichtszüge zu erkennen. Die Gestalt erhob sich allmählich. Der Mondstrahl der jenseitigen Felsöffnung beleuchtete sie. Der Mann kam langsam näher und mit einer Hubertus nicht unbekannten Stimme hörte er auf italienisch: „Was ist dein Begehr? — Weißt du nicht, daß der Eingang am andern Gitter ist —?" — Jetzt unterbrach sich aber der Gefangene schon selbst. Er erkannte den Hund und sank zu diesem nieder. Machtlos streckte er durch das Gitter die Hände nach ihm aus. Hubertus ließ die Kehle des Tieres frei und sagte in deutscher Sprache: „Mann! Mann! Du bist es! Gott sei gelobt! Ich komme, dich zu befreien! Erhebe dich! Auf! Auf! Verweilen bringt Gefahr —!" Noch hatte Fra Federigo, der Pilger, den Hubertus sofort von ihrer gemeinschaftlichen Wanderung nach Italien erkannte, nicht die Sprache gewonnen; nur auf seinen Hund richtete er sein Auge. Aus Piemont bis hierher war ihm das treue Tier gefolgt! Hubertus konnte dem Tier nicht mehr wehren, durch lautes Bellen seine Freude kundzugeben. Auf dem einsamen Felsen gab es wohl keine Schläfer, die auf diese Art geweckt werden konnten. Federigo erhob sich jetzt von seinem Niederknien, hielt seine Hände durchs Gitter, zog den sich aufbäumenden Sultan zärtlich an sich und suchte ihn zu beruhigen.

Inzwischen hatte Hubertus die Stelle entdeckt, wo ein Eingang hinter dem Felsen an der Meeresseite lag. Zugleich fand er ein Brett, das von den Räubern aufgelegt und wieder weggenommen werden konnte und das den Zugang zur Höhle bildete. Das Brett stand an die Felsenwand gelehnt und mußte über eine Spalte gelegt werden, unter welcher der tiefste Abgrund gähnte. Hubertus hatte Mühe, den Hund zurückzuhalten; dieser machte Miene, über die Kluft hinwegzuspringen. Glücklicherweise schwieg er jetzt und winselte nur vor Begier, über die furchtbare Lücke zu kommen. Hubertus legte sorgfältig das Brett auf und konnte nunmehr auf eine andere Kante des Felsens gelangen, wo sich's bequem bis zu jener dem Meer zu gelegenen Öffnung gehen ließ, die in halber Manneshöhe den Eingang bildete.

Da fand denn Hubertus seinen Reisegefährten, den Pilger von

Loretto. Er fand den greisen, einem Schatten ähnlichen Bewohner dieses grausamen Behälters, eines Nestes für Raubvögel — fand ihn in den Umarmungen seines Tieres, die Augen voll Tränen und sprachlos vor Bewunderung und Freude. Zu Verständigungen war keine Zeit. Hubertus, gleichfalls vom Pilger sofort als der Gefährte jenes deutschen Mönches Klingsohr erkannt, mit dem er so oft auf ihrer Wanderung gestritten, drängte zu sofortiger Flucht. „Laßt mich hier sterben!" sprach Federigo. Doch Hubertus zog den unglücklichen Mann an die Öffnung und deutete auf Stimmen, die er am Fuß des Felsens zu hören vermeinte. „Es ist die Welle, die brandet!" sagte Federigo und tastete nach seinem Pilgerkleide, raffte einige Wäsche zusammen und suchte seinen Stab. „Ich bringe Euch nach Rom!" sprach Hubertus. „Mich schicken Eure Befreier! Wer weiß, ob diese Bösewichter, wenn ich auch den Kahn gewinne und allein entfliehen wollte, Euch nicht inzwischen an einen andern Ort führen, falls ich morgen mit der Küstenwache hier einträfe und Euch abholen wollte. Kommt lieber sogleich! Ihr habt recht, nur die Brandung ist's! Wohlan — Zu gutem Heil —!" Dann half der mutige Mönch dem Greise noch zusammenraffen, was um ihn her ausgebreitet lag und rasch zu erfassen war. Selbst die Decken, auf denen er schlief, bürdete er sich auf; die Papiere, auf welche ihn Fürst Rucca so ausdrücklich verwiesen hatte, ballte er zusammen. Der Hund hüpfte und tänzelte um beide her und schon waren sie zur Öffnung hinaus, schon schwankte Federigo auf dem schmalen Stege über die grausige Tiefe — schon rafften sie die andern Sachen zusammen, die sie ans Gitter der größeren Öffnung geworfen hatten, schon schickten sie sich an, in eilendem Schritt den Felsenpfad hinunter zu entfliehen und das Ufer und den Nachen zu gewinnen. Das kluge Tier, gleichsam als merkte es die Vorsicht, die hier zu üben war, begleitete sein Laufen und Wiederlaufen, sein Springen und Schmeicheln nur mit einem leisen freudigen Winseln. Aber auf dem Eilande war es nun doch lebendig geworden. Federigo hielt inne. Lichter schwankten am Gestade auf und nieder, Fackeln leuchteten auf, Laternen. Durch einen Spalt des immer noch schroffen Gesteins sah Hubertus, daß der Knabe den Nachen verlassen hatte und wahrscheinlich zum Lager der Räuber geeilt war und diese geweckt hatte. „Vorwärts! Vorwärts!" trieb er den Befreiten an. Dieser folgte und sprach dabei besorgt den Namen Grizzifalcones aus. — „Wißt Ihr denn nicht, daß dieser Euer Peiniger schon lange tot ist?" flüsterte Hubertus. „Er ist tot — seit acht Tagen —" wiederholte er dem Staunenden und setzte hinzu: „Und ich bin es selbst gewesen, der ihn durch einen Zufall, den Gott sandte, erlegt hat!" — „Unglücklicher! Wenn man Euch hier —" rief Federigo voll Entsetzen und hielt aufs neue seine Schritte an. Aber der Weg war zu schroff, als daß sich noch sein Fuß selbst regieren konnte; er mußte vorwärts wider Willen.

Indessen wuchs der Lärm an den Stellen, wo man Licht bemerkt hatte. Nur noch hundert Schritte waren die Fliehenden entfernt vom

Nachen; dennoch konnte der kurze Weg den Tod bringen. Die Gefahr wuchs, als Sultan die Herbeieilenden bemerkte und wütend zu bellen anfing. Schon sprang er einigen Männern entgegen, die sich mit Pistolen und Flinten, halbnackt und schlaftrunken von einem Felsenvorsprung her näherten. Doch hatte inzwischen Hubertus den Nachen gewonnen und den ermatteten Federigo mit Gewalt vom Ufer zu sich herübergezogen. „Sultan! Sultan!" riefen beide im sich schaukelnden Kahne, welchen Hubertus bereits losband. Da blitzte Pulver von den Feuerröhren der Ankommenden auf, Schüsse fielen, Kugeln sausten. Darüber flog der Nachen vom Ufer. Sultan, der nachsprang und von Federigos ausgestreckten Armen nachgezogen werden sollte, sank unter, getroffen von einer Kugel, die seinem Herrn gegolten hatte. Von der unruhigen Brandung geschleudert, flog der Nachen machtlos in die Weite. Das treue Tier blieb auf dem Meeresgrund oder in der Gewalt der Verfolger zurück. Mit einem Schmerz, der sich in lauten Jammertönen kund gab, brach Federigo auf dem Boden des Fahrzeuges zusammen.

Dieser wunderbaren Nacht mit ihrem ganzen Gefolge von Freude und herzzerreißendem Leid mußte Hubertus jetzt gedenken auf dem stillsten Orte der Welt, in diesem einsamen Gebirgstal Kalabriens, ruhend auf einem Stein, um welchen selbst die Eidechsen und Käfer jetzt Nachtruhe hielten. Bilder des Kampfes, Bilder neuer Gefahren traten vor sein erregtes Gemüt. Eine Ahnung, die mit dem von Neapel hinweggenommenen Eindruck der Falschheit zusammenhing, sagte dem schlichten Mann, der alles, nur kein Menschenkenner war: Wenn sich Federigos ruheloses Leben erneuerte! Wenn der hochbetagte Greis in seinem düstern Waldesdunkel nicht länger sicher bliebe —! Es waren seit jener Flucht vom Felsenland bei Ascoli nun schon zwölf Jahre vergangen. Doch traten gerade heute alle Einzelheiten derselben vor die Seele des einsamen, hier wie am Grabe der Natur wachenden Wanderers. Er gedachte, wie damals der erste Schmerz um den Verlust des, wie man glauben mußte, tollen Tieres alles andere überwog — wie mit dem anbrechenden Tage die Sorge wuchs und ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, den Nachen zu regieren — wie der Nachen ans Ufer getrieben wurde und die Landung neue Gefahren brachte, da Federigo dem Vorschlage, sich den Grenzbeamten zu überliefern und nach Rom zu fliehen, aufs allerentschiedenste widersprach und immer und immer als das Ziel seiner vor dreiviertel Jahren unterbrochenen Pilgerschaft nach Loretto, das er sich nur der Merkwürdigkeit und des allgemeinen Pilgerstromes wegen hatte ansehen wollen, lediglich den Silaswald in Kalabrien bezeichnete. Wie erbebte noch jetzt des guten Bruders Teilnahme unter Erinnerung an die seltsamen Gründe, die damals Federigo für diese Reise angab und die Hubertus schwerlich sämtlich erfahren hatte.

Die von Ceccone geleiteten Fäden der Verlockung der Bandiera in einen Aufstand, den nur die Räuber machten, hatten ebenso in

Federigos Händen gelegen, wie die jener Mittel, durch welche sich Grizzifalcone die Erkenntlichkeit des Fürsten Rucca erwerben wollte. Jene Listen, die er dem Räuber hatte schreiben müssen, besaß er vollständig — er warf sie zerrissen ins Meer. Lebhafter war Federigos Drang, die Insurgenten in Korfu zu warnen. Federigo hoffte irgendwo eine Post anzutreffen, um einen Brief nach Korfu an die ihm wohlbekannten Adressen der Emigration schicken zu können. Dies tat er dann. Um die Landung in Porto d'Ascoli zu hintertreiben, um vor den Namen zu warnen, die bisher nach Korfu gleichsam als Einverstandene und zur Invasion Ermunternde geschrieben hatten, ergriff er die erste Gelegenheit, einige Zeilen aufzusetzen. Hubertus erfuhr, daß der Gefangene in jener Höhle Briefe, deren Zusammenhang und Bestimmung er nicht kannte, anfangs harmlos geschrieben. Als er die Absichten ahnte, die ihm die unheimlichsten schienen, zwangen ihm nur noch die furchtbarsten Qualen und Drohungen der von Kardinal Ceccone gedungenen Räuber die Feder in die Hand. Eine Folge der, des unsichern Postganges wegen, mehrfach aufgesetzten, aber in Korfu richtig angekommenen Briefe war in der Tat die Landung der Bandiera in Kalabrien. In jenem Briefe Attilios, von welchem sich in Bertinazzis Loge Benno so mächtig hatte aufregen lassen, waren diese Mitteilungen Federigos schon wiedergegeben.

Langsam kamen der Gerettete und Hubertus, der sich von seinem neuen Freunde nicht zu trennen vermochte, durch die Abhänge des Monte Sassо und durch die Abruzzen. Endlich erreichten sie jenen Wald, in welchem Federigo seine Tage zu beschließen willens war. Die religiösen Gespräche des Pilgers, seine genaue Bekanntschaft mit jenem deutschen Landstrich, wo Hubertus soviel Freude und Leid erfahren, des Pilgers Bekanntschaft mit soviel Personen, die in die schmerzlichsten Schicksale seines Lebens verwickelt waren, fesselten ihn in dem Grade an den deutschen greisen Sonderling, daß er sich nicht mehr von ihm zu trennen vermochte. Durch ihn ließ er dann an Lucinde nach Rom schreiben, bat sie, seinen Aufenthalt vorläufig noch dem Kardinal und dem Fürsten Rucca zu verschweigen, fügte aber hinzu, sie möchte ihm insgeheim von seinem General die Erlaubnis erwirken, im Kloster San Firmiano bleiben zu dürfen, das in der Nähe des Ortes lag, wo sich Federigo seine Hütte gebaut. Sein früherer Pflegling, Pater Sebastus, war genesen und hatte eine seinen Wünschen entsprechende gelehrte Stellung in Rom gefunden. Alles, was er wünschte, vermittelte denn auch die ihm ewig verpflichtete Lucinde und seine Bitte wurde gewährt.

Durch eine wunderbare Fügung des Zufalls traf es sich, daß gerade dies plötzliche Verschlagenwerden nach dem Süden Italiens zugleich die Anknüpfungen an eine solange von Hubertus verfolgte Absicht bot, sein von Brigitte von Gülpen ererbtes Vermögen dem ihm so verhaßt gewordenen Kloster Himmelpfort zu entziehen und zweien Personen zuzuwenden, die ihm seine von Gott ihm auf die Seele ge-

bundenen Kinder schienen, da sie einst in seinen Armen gerettet blieben bei jenem verzweifelten Sprunge aus der Höhe eines brennenden Hauses in Holland.

Einer derselben hatte seine Güte nicht verdient. Und doch hatte Jean Picard, damals Dionysius Schneid genannt, wiederum aus dem Brand von Westerhof von ihm gerettet werden müssen —! Das war ihm ein Wink des Himmels, auf die mögliche Besserung dieses Menschen zu hoffen. Anderthalb Jahre war es damals her, daß Löb Seligmann am Eingang zur Kirche des Klosters Himmelpfort jenes furchtbare Krachen gehört hatte und im Totengewölbe Licht gesehen. Hubertus hatte damals die gerade im Bau begriffene Begräbnisstätte des Kronsyndikus benutzt, um den mutmaßlichen Brandstifter im Totengewölbe der Kirche zu verbergen. Die mächtige Marmorplatte, auf welche noch zuvor Namen und Würden des Geschiedenen gemeißelt werden sollten, ließ er oberhalb der Grube, in die sein damals noch herkulischer Arm den Verwundeten über die hinunterführende Leiter trug, plötzlich niedersinken. Für einige Augenblicke machte er dann Licht und bereitete unter den Särgen dem Kranken ein Lager. Seine Drohungen mußte Jean Picard aus einem so entschlossenen Munde für Ernst nehmen. Drei Tage und drei Nächte verpflegte ihn Hubertus, ohne lange in den Verstockten, alles hartnäckig Ableugnenden zu dringen, daß er seine auf Westerhof vollführte Tat eingestehen sollte. Als er dann aber doch dringlicher und dringlicher forschte und nichts als hartnäckige Ableugnung fand, bestimmte ihn sein Interesse für Terschka, seine Sorge für den auf seiner Zelle und unter des Pater Maurus' Zucht verzweifelnden Klingsohr, diese Last sich je eher je lieber von den Schultern zu laden. Das Fräulein Lucinde hatte sich für seltsame Zusammenhänge, rätselhafte Mißverständnisse bei Deutung der auf dem Schlosse Westerhof vorgefallenen Dinge verbürgt. Ja, sein gutmütiger Sinn fing an dem Ton der Verstellung, die von einer dumpfen Bigotterie, die in Picard lebte, unterstützt wurde, zu vertrauen, von dem kläglich Verletzten das Gelöbnis der Besserung entgegenzunehmen, den gegen religiöse Eindrücke nicht durchaus Verschlossenen bei einem der auf den Gräbern angebrachten Kreuze schwören und das Versprechen geben zu lassen, daß der Zögling der Galeeren nach Amerika auswandern und dort mit Hilfe der großen Summe, die er ihm für diesen Fall bestimmt hatte, ein neues Leben beginnen sollte. Diese Summe, vor kurzem erst erhoben, trug Hubertus in Wertpapieren bei sich. Die Überraschung und Geldgier des Räubers nahm die Form einer Dankbarkeit an, die vollkommen aufrichtig schien. Picard vermaß sich hoch und teuer, an den Ufern irgendeines der Ströme Amerikas Grundbesitz kaufen zu wollen und sein Leben hinfort nur noch der Reue und Arbeit zu widmen. Nach noch einigen Tagen, während ihn Hubertus unter den Särgen verborgen hielt und pflegte, brachte er ihn auf den Weg nach Bremen.

Picard ging, wie wir wissen, über London und geriet wieder in

seine gewohnte Gesellschaft. Er vertat die für England nicht zu große Summe in kurzer Zeit. Ohne Mittel, fiel er in seine frühern Gewohnheiten zurück. Die französische Sprache, deren er mächtig war, und die ihm anfänglich so reich zu Gebote stehenden Summen hatten ihn in Verbindungen gebracht, die weit über die Sphäre hinausgingen, auf welche seine vollkommen rohe Bildung angewiesen war. So war es möglich geworden, daß er Terschka begegnete. Ohne sich diesem, der sich seiner nicht erinnerte, als Dionysius Schneid zu erkennen zu geben — seine kunstreichen Perücken sind uns vom Finkenhof her bekannt — knüpfte er an die ihm von Hubertus ausgesprochenen Vermutungen über Terschkas Person an, erinnerte an ihre gemeinschaftlich bei einem Müller, später bei einem Scharfrichter verlebte Jugend und hatte, da sich Terschka, trotz der lockenden Aufforderung, die sein Jugendgespiele an ihn richtete, er sollte sich getrost seinerseits die auch ihm bestimmte Summe vom alten Kameraden Franz Bosbeck, dem jetzigen Mönche Hubertus, kommen lassen, befremdet und höchst entrüstet zeigte und diese Reden zurückwies, die Frechheit, im Nu Terschkas Rock- und Hemdärmel aufzureißen und ihm das holländische Brandmal der Verbrecher auf seinem Arm zu zeigen. Terschka, nun zum Schweigen verurteilt, kämpfte mit sich, was er tun sollte. Hubertus war nach Italien gegangen; eine Korrespondenz mit dem in Rom auf San Pietro in Montorio Gefangengehaltenen war nicht möglich, ohne sein Geheimnis noch mehr zu kompromittieren; die Summe reizte indes — für ihn bestimmt war sie in Witoborn niedergelegt. Terschka mußte sie zu bekommen suchen.

Einstweilen suchte sich Terschka Picards selbst zu entledigen. Von je waren die Reihen der Emigration gemischt. Mit dem Schein des politischen Flüchtlings umgibt sich der flüchtige Bankrotteur, der falsche Spieler, der Spion. Unter den verbannten Karlisten und Sizilianern gab es Charaktere, für deren erste Lebensanfänge niemand gutsagen konnte. Nicht nur Ceccones Intrige, die Intrige der meisten Regierungen ging in England dahin, irgendwie in das innere Getriebe der Konspirationen einzudringen. Zu Horchern und Provokatoren geben sich reine Charaktere nicht her — so mußten sich denn den oft phantastischen und der Welt unkundigen Edelgesinnten Betrüger anschließen. Londons großes Gewühl erschwert die gegenseitigen Prüfungen. Picard, der schon seit Jahren verschiedene Namen geführt und in den abwechselndsten Lagen gelebt hatte, schloß sich den für Malta und Korfu geworbenen Revolutionären an. Boccheciampo, ein ehemaliger sizilianischer Bravo, ging unter einer Mehrzahl unbescholtener und den reinsten Überzeugungen lebender Männer als „Flüchtling" mit. Diesem schloß sich Picard an. Mit goldenen Ringen, mit Uhrketten überladen, nannte er sich einen Belgier van der Meulen. Boccheciampo leitete jene Intrige des Kardinals Ceccone, nach welcher mit den römischen Invasionen der Flüchtlinge, um diese zu kompromittieren, die Räuberelemente der Mark Ancona und der Abruzzen verbunden werden soll-

ten, Signor van der Meulen reiste mit Boccheciampo über Gibraltar und Malta nach Korfu. Hier musterten die Bandiera ihr Fähnlein und beurteilten es im besten Vertrauen auf die Bürgschaft der Londoner Absender. Schon sollte ein von ihnen gemietetes und kommandiertes Schiff nach Porto d'Ascoli in See stechen, als die Briefe des von Hubertus befreiten Federigo ankamen und die Insurgenten vor einer Falle warnten, die ihnen gelegt war. So spielte sich der Schauplatz der demnach schon im Keim hoffnungslosen Unternehmung auf eine andere Stelle Italiens, wo eine gleichzeitige Erhebung Siziliens in Aussicht gestellt wurde.

Hier offenbarten sich die schlechten Elemente, die sich unter den Insurgenten befanden.*) Mit der dreifarbigen Fahne marschierten die Verschworenen, die in Punta d'Allice gelandet waren, über Rossano auf Salerno zu, wo gleichfalls eine Erhebung angesagt war. Aber im Gegenteil; vorbereitet fand man nur überall den Widerstand; die Bürgergarden waren einberufen. Wuchs auch der Haufen der Insurgenten von Ort zu Ort, die erste Begegnung mit regulären Truppen konnten sie nicht aushalten. Die Trümmer des zersprengten Korps suchten Schutz auf dem hohen Kamm der Apenninen.

Hier irrten sie bis auf die höchsten Gipfel und hinauf, bis wo im schmelzenden Schnee die Ströme des Neto, Leso, Arvo ihren Ursprung nehmen. Hubertus erfuhr im Kloster, daß die Bandiera mit zwanzig ihrer Angehörigen in jene Schlucht gedrungen waren, wo unter den Bluteichen Fra Federigo seine Hütte erbaut hatte. Unruhig, ob sich die Nachricht bestätigte, daß von Spezzano aus eine Militärkolonne in den Wald rücken sollte, verließ Hubertus sein Kloster, ging die Windungen des Neto entlang und begegnete zweien zerlumpten und Banditen ähnlichen Männern, die ihn, in Eile daherlaufend und sich scheu umblickend, anriefen: „Sind in San Giovanni Soldaten?" Kaum waren sie so nahe, um unter seine Kapuze blicken zu können, da wandte sich der eine. Die Stimme, die Hubertus gehört, schien ihm bekannt; der flüchtige Blick hatte ihm eine selbst in solcher Verwilderung für ihn erkennbare Physiognomie ins Gedächtnis zurückgerufen. Das ist ja Picard! sagte er sich mit dem höchsten Erstaunen und beflügelte seine Schritte, die Flüchtigen einzuholen. Je lebhafter sie von ihm verfolgt wurden, desto schneller eilten sie. Bei San Giovanni machten sie einen Umweg und schlichen unterwärts durch die Kornfelder. Hubertus folgte rastlos. Es ist Picard! wiederholte er sich. Picard, den ich in Amerika glaubte! Picard, der die Kraft meines Armes fürchtet!

Der Ideenkreis des guten Hubertus war nicht groß — aber klar trat ihm Picards Teilnahme an jener aus Porto d'Ascoli irregeleiteten Unternehmung vors Auge. Eine Gefahr, sowohl für die

*) Den Vorwürfen, die Mazzini wegen seiner mangelhaften Ausrüstung der Bandieraschen Expedition gemacht wurden, hat dieser eine eigene Rechtfertigungsschrift gewidmet.

ihm durch Federigos Mitteilung bemitleidenswert gewordenen Brüder Bandiera, wie für Federigo, der wohl gar die der deutschen Sprache Kundigen gastlich aufgenommen — stand vor seinen Augen. Ahnend, daß die Flüchtlinge Spezzano nur deshalb suchten, weil sich dort Soldaten befanden, schnitt er ihnen, was ihm bei seiner schon gewonnenen Terrainkenntnis leicht war, den Weg ab, während jene aus der Tiefe, die keinen Weg mehr bot, zur obersten Saumtierstraße emporkletterten. Hier erwartete sie nun der schreckhafte Mönch, das Knochenskelett. Picard! rief er, anfangs noch zweifelnd; aber er erkannte den Räuber. Zurückbebend rief dieser, erschrocken bis zum Tode, in deutscher Sprache: „Jesus Maria! Seid Ihr es, Bosbeck? Ich glaubte Euch in Rom! Dort wollt' ich Euch aufsuchen! Steht uns bei! Wir müssen nach Spezzano —!" „Sind Soldaten in Spezzano?" unterbrach der andere auf italienisch. Picard fuhr fort: „Ist alles vorüber, Alter, so erzähl' ich Euch, wie schlecht es mir am Ohio gegangen!" Und wieder rief mit wildem Ungestüm der andere: „Sagt rasch, rasch, rasch; sind Soldaten in Spezzano? Wir wollen dorthin!" — „Dorthin?" rief Hubertus, und ersah, daß sich beide von den übrigen Flüchtlingen nur getrennt hatten, um sich mit den ausgestellten Posten der bewaffneten Macht in Verbindung zu setzen. Er wußte, daß der Rest der Insurrektion von den Bluteichen aus diese Nacht über den Kamm der Montagne delle Porcine hinweg versuchen wollte, den Meerbusen von Squillace und von da die See zu gewinnen. In San Giovanni di Fiore, hörte er, würde dieser Zug um Mitternacht ankommen und leicht von den Truppen aufgehoben werden können, wenn ihm diese nicht sofort bis zu den Bluteichen entgegengehen wollten. Hubertus sah die verräterische Absicht. „Diesen Zug wollt ihr angeben?" fragte er und hielt schon Picards Arm fest. Picard kannte die Stärke des Mönchs und erblaßte nicht wenig über die funkelnden Augen, deren unheimliche, einer Kraftentfaltung vorausblitzende Macht er aus seinen Jugenderinnerungen heute zum zweitenmal erproben sollte. — „Mit dem Narren in die Hölle!" rief Boccheciampo, Hubertus' Gesinnung ahnend, zog ein Pistol und ergriff zu gleicher Zeit Picards Arm, um seinen Gefährten zu befreien und ihn sich nachzuziehen. Einen Augenblick fuhr Hubertus vor dem Pistol zurück und sah auch, mit einem zuckenden Blitz des Auges, daß Picard mit der Linken ein Messer aus seinen Lumpen zog. Aber Hubertus fiel ihm in die Arme. Alle drei rangen miteinander. Hubertus gegen zwei. Immer näher kam der wilde Knäuel dem jähen Abgrund des Felsenweges. Mit verzweifelnder Anstrengung wollten sich die Ringenden der andern Seite zuwenden, wo die Felswand wieder höher emporstieg. Da riß sich mit einer höhnischen Lache Boccheciampo plötzlich aus dem Knäuel los, stürzte die andern vom Rand des Weges in die Tiefe und entfloh. Mit einem gellenden Schrei suchte Picard sich im Fall zu halten — Vergebens; die beiden Sinkenden glitten tiefer und tiefer. Unten rauschte die wilde Flut des Neto.

Eine Weile hielt sich Hubertus an einer hervorragenden Strauchwurzel fest. Er hörte, daß Picard, der die Besinnung verloren hatte, unaufhaltsam in die zuletzt nur noch schroff sich absenkende Tiefe stürzte. Eine Besinnung, eine Entschlußnahme war auch für ihn nicht möglich. Eine Viertelstunde verging, bis er selbst soviel Kraft gesammelt hatte, sich wieder auf die Straße hinaufarbeiten zu können. Da hörte er in der Ferne Schüsse. Als er auf die Straße kam, war diese von einem Pikett Soldaten besetzt und Boccheciampo gefangen. Auch den Mönch nahm man fest und ließ ihn streng bewachen. In der Nacht krönte sich Boccheciampos Verrat. Aus dem Turm zu San Giovanni, wohin Hubertus, ohne die Flüchtlinge warnen zu können, gefangen gesetzt wurde, vernahm er, wie oberhalb Firmianos, wo ein einsamer, unbekannter Waldweg über den höchsten Gebirgskamm führte, ein kurzer verzweifelter Kampf der kleinen Schar stattfand, die auf ihrem Wege gekreuzt und zuletzt gefangen genommen wurde. Boccheciampo hatte den Soldaten die richtige Anzeige ihres nächtlichen Zugs gemacht. Man führte die Verlorenen nach Cosenza.

Auch Fra Hubertus wurde später dorthin abgeführt. Der Erzbischof nahm sich des Klerikers an, berichtete an den General der Franziskaner nach Rom und wiederum kam die Weisung, den Worten des Bruder Hubertus vollen Glauben zu schenken und ihm jede Nachsicht zu gewähren. Die Nachforschung nach dem verunglückten Gefährten des gleichfalls mit einer Pension nach Stromboli geschickten Boccheciampo geriet ins Stocken. Einige Wochen nach der Exekution der Bandiera kam Hubertus auf freien Fuß.

Wie er heute erst wieder jene Stelle des Ringkampfs gesehen, wie er jetzt zu jenem Felsenpfade über sich emporblickte, der damals ein Todespfad für zwanzig Menschen geworden war, da brachte ihm die bange Stimmung seines Gemüts auch in voller Gegenwärtigkeit den Augenblick zurück, wo er damals, nach Entlassung aus seiner Haft in Cosenza, von jenem Kreuze aus, das er am verhängnisvollen Ort vom Syndiko zu San Giovanni auf Befehl der Regierung errichtet fand, ein Wagstück vollführte, das allen, die davon erfuhren, unglaublich erschien. Mit Stricken, Hacke und Beil stieg der Tollkühne den schroffen Felsabhang hinunter und suchte dem Opfer beizukommen, das im feuchten Schoße des an jener Stelle von Menschenfuß wohl noch nie berührten Neto ruhen mußte. Im Ringen hatte Hubertus bemerkt, daß Picard unter seinen zerlumpten Kleidern ein Portefeuille trug, auch daß er Geld und Geldeswert bei sich hatte. An letzterm lag ihm nichts; im erstern aber fand er vielleicht Aufklärung über die ihn wahrhaft empörende und mit höchstem Zorn erfüllende Täuschung, der er sich vor noch nicht zwei Jahren preisgegeben sah, als er geglaubt hatte, Picard wäre nach Amerika gegangen. Nur eine so von frühester Jugend gehärtete, an jede Lebensgefahr gewöhnte Natur, wie die seinige, konnte die Schwierigkeit dieser Unternehmung überwinden. Hundertmal glitt sein halbnackter Fuß am zuletzt völlig senkrecht

gehenden, glücklicherweise strauchbewachsenen Abhang aus. Nichts hielt dann die Wucht des Körpers auf als ein Zweig, eine Wurzel, die für die schon blutig zerrissene Hand zur Unterstützung dienen mußte. Wo ein hervorragender Stein oder ein Ast kräftig genug schien, befestigte der Mutige mitgenommene Stricke, die den Rückweg erleichtern sollten, falls sich aus der Tiefe der Schlucht selbst kein anderer Ausweg bot. Ganz allein und sich an diese mutige Unternehmung ohne irgendeinen Zeugen wagend, kam endlich Hubertus, blutend an Armen und Füßen, bei dem an dieser Stelle gehemmten, wild in einem Kessel tobenden Fall des Neto an. Hoch spritzte der Schaum des von zerrissenen Felsblöcken zurückgeworfenen Gewässers auf — weitab nur vom Rande des Strombetts ließ sich an den Büschen mühsam weiterklettern. Die Kohlenaugen des alten Jägers spähten rundum. Hubertus glaubte annehmen zu müssen, daß der Wildbach irgendwo auf ein Hemmnis stieß. Von Weißdornbüschen wildüberwuchert, zeigte sich ein Vorsprung, um den sich das schäumende Gewässer herumzwängte. Endlich fand sich unter den Büschen das Schreckbild einer zerschmetterten und verwesten Leiche. Unkenntlich war bereits der Kopf, die andern Glieder hatten sich noch unzerstört erhalten — die kühle Wasserluft hatte die Auflösung verzögert.

Eine Weile währte es, bis Hubertus es wagte, näher zu treten und den vollen Anblick des Schreckens dauernd zu ertragen. Ein Dolch, den er nach Landessitte in seiner Kutte trug, schnitt die Kleider der Leiche auseinander. In den Taschen lag noch Geld, eine Uhr; die Brieftasche war nicht zu finden. Hubertus durchsuchte den ganzen Körper. Das Portefeuille war verschwunden. Ohne Zweifel war es beim Sturz aus der Tasche geglitten. Aber auf dem steinigen Grund der kristallenen Woge blinkte Gold auf. Hubertus blickte weiter um sich. Da lagen denn auch Blätter, eingeklemmt in die spitzen Steine. Das nasse Papier ging beim Aufnehmen auseinander. Hubertus sah, daß es Bruchstücke waren, die einem Paß oder einem ähnlichen Dokument angehörten.

Wieder suchte er mit spähendem Auge. Es fanden sich, jetzt auch am Ufer, einzelne zerstreute Blätter. Diese waren vom Regen und vom Schaum des Neto in solchem Grade aufgeweicht, daß sie schon beim Aufnehmen unter der Hand auseinandergingen. Dennoch nahm er alles vorsichtig an sich und wickelte es zum Trocknen in sein Taschentuch. Und als er dann nach langem Suchen nichts mehr fand, nahm er einige wild durcheinanderliegende Steine, bildete in Manneslänge in der Erde eine Höhlung, warf die Reste des verwesten Körpers hinein und bedeckte alles mit den Steinen und mit buschigen von seinem Dolch abgeschnittenen Weißdornzweigen. Uhr und Geld nahm er noch mit in sein Bündel, sprach einen kurzen Segen und machte sich auf den Heimweg, dessen noch gesteigerte Schwierigkeiten die Gewandtheit seines Körpers allmählich überwand.

Von jener Brieftasche fand sich nichts mehr — Leder konnte von

Raubtieren gefressen sein; es gab Luchse und Wölfe im obern Gebirg. Er durfte sich sagen, daß die Papierreste, die er gefunden, hinreichten, um einem so kleinen Behälter schon einen ansehnlichen Umfang zu zu geben. Das Geld floß dem nächsten Opferstock an der Kirche von San Giovanni zu; die Uhr und die Papiere wurden bei passender Gelegenheit für einen Besuch bei Federigo aufgespart.

Nicht zu oft durfte es Hubertus wagen, die Bluteichen zu besuchen. Nur dann ging er zu dem Freunde, wenn ihn zu mächtig die Sorge für den immer mehr Verwitternden ergriff — nach einem stürmischen Wetter, einem Briefe, deren zuweilen für Federigo — dann eingelegt an Hubertus — beim Guardian ankamen. Sie kamen aus Rom und waren, wie Hubertus bemerkt zu haben glaubte, in Chiffern geschrieben.

Als eines Tages wieder den Mönch die Hütte seines Freundes beherbergte, betrachtete dieser die Uhr, die er mitbrachte, mit äußerstem Erstaunen. Der Eremit erkannte sie grabezu für seine eigne. Nicht daß sie ihm jetzt geraubt gewesen, sie hatte ihm vor vielen Jahren gehört. Daß sie Picard aus dem Grabe des alten Mevissen gestohlen, konnte durch die Mitteilungen des Mönches teilweise schon erraten werden — Hubertus wußte ja, daß Picard auf dem Friedhof eines deutschen Dorfes ein Grab erbrochen hatte. War es das des alten Mevissen —? dachte sich Federigo. Welche Verwickelungen konnten dann entstanden sein, falls sein Vertrauter an solchen Erinnerungen noch mehr in die Grube mit sich genommen hatte! Mit einer Aufregung, die Hubertus an seinem Freunde sonst nicht gewohnt war, durchflog dieser die Papierreste, die sich in Picards Nähe gefunden hatten. Ihr Inhalt schien ihn allmählich zu beruhigen.

Aus einigen Brieffragmenten ergab sich eine Beziehung Picards zu Terschka. Sie hatten sich, das ersah man deutlich, in London gekannt. Die Briefe waren vorsichtig abgefaßt und enthielten sogar besonnene Mahnungen, manche Ablehnung der Picardschen Zudringlichkeit — Terschkas Ton war in hohem Grade vertrauenerweckend. Die feste Überzeugung, daß sich damals Hubertus auf Schloß Westerhof in Terschkas Person nicht geirrt hatte, nahm ihn trotz Terschkas damals so schroffer Ablehnung für letzteren ein. Die Klage Terschkas über seine hilflose Lage, auch die zufälligerweise in diesen Briefen von ihm ausgesprochene Reue über seine schnöde Behandlung des „guten Franz Bosbeck", der ihm so wohlgesinnt gewesen, alles das konnte Hubertus nicht entziffern, ohne an den Rest seines noch in Witoborn bei einem Advokaten stehenden Geldes zu denken. Auch Federigo kannte von Castellungo her den Lebenslauf Terschkas, kannte seinen Übertritt zu einer Konfession, die an Federigo und den Waldensern der nur in jüngeren Jahren fanatisch katholische Mönch zu achten gelernt hatte. Er riet dazu, getrost diesen Wink des Schicksals zu beachten. Wenn Hubertus denn doch einmal sein Vermögen dem Kloster Himmelpfort entziehen wollte — und er wußte für gewiß, daß sich nach seinem Tode Pater Maurus in Himmelpfort zugunsten seiner

Ansprüche regen und besonders geltend machen würde, daß Hubertus nur als ein auf Urlaub befindlicher Mönch seiner Provinz betrachtet werden konnte — so sollte er sich, riet Federigo, eilen, dem Erben, den er sich nun einmal gewählt hätte und der hoffentlich damit besser verfahren würde, als Jean Picard, seine, wie man sähe, dringend ersehnte Hoffnung nicht zu entziehen — Die Parteilichkeit, die Gräfin Erdmuthe für Terschka von je gezeigt, hatte sich auch dem Einsiedler mitgeteilt.

Durch ihn, als Schreibkundigen, zugleich durch den wohlgesinnten Guardian des Klosters Firmiano, leitete Hubertus eine Verhandlung mit den Gerichten im fernen Witoborn ein, zufolge welcher Terschka auch richtig die Summe, die er diesem gleich anfangs bestimmt hatte, in London ausgezahlt erhielt. Es währte ein Jahr, bis diese Prozedur zustande kam. Terschkas Dankesbriefe hoben nicht wenig das Gefühl des alten Mannes, der sich einer guten Tat bewußt war und oft mit Schmerz von dem ihm verhängten Schicksal sprach, das ihn gerade über die, denen er Gutes erweisen wollte, zum willenlosen und wie von Gott bestimmten Richter machen sollte.

Die Schleier des Geheimnisses, welches den Pilger umgab, hatten sich für Hubertus nur teilweise gelüftet. Bald nach dem Vorfall mit jener Uhr, einem Zusammentreffen, das Federigo am wenigsten aufklären mochte, kam das Ende des treuen Sultan, der von seiner Wunde geheilt und einen Augenblick die Freiheit nutzend, seinem Herrn wieder bis auf mehr als fünfzig Meilen gefolgt war und am Ziel seiner Sehnsucht durch den Pfarrer von San Giovanni so mißverständlich sein Ende finden mußte.

Lebhafter denn je gedachte Hubertus heute der Folgen, welche eine an sich so entschuldbare Tat des guten Paolo Vigo damals nach sich zog. Er gedachte der Klagen, die er selbst damals ausstieß, als ihn sein zufälliger Ausgang aus dem Kloster, um zu terminieren, nach San Gio führte, ein Volkshaufe um den verendenden Hund stand, er ihn erkannte und ins Kloster trug. Paolo Vigo erfuhr die Geschichte des Hundes, war davon aufs tiefste ergriffen und besuchte den Eremiten unter den Bluteichen, zunächst nur um seine rasche Tat zu entschuldigen. Darüber knüpfte sich zuletzt eine Freundschaft an, die auch ihn ins Strafkloster Firmiano brachte, wo sich denn aber die gute Wirkung solcher Nachbarschaft zeigte. Jähzorn, Völlerei, alle Leidenschaften, von denen das Amt des Priesters geschändet wird, fingen in Firmiano zu verschwinden an. Nicht genug konnte der Guardian, ein milder gutgesinnter Mann, nach Cosenza hin rühmend berichten, wie sich seine Pfleglinge gebessert hätten. Schickte man aber eben deshalb schon seit lange niemanden mehr her? Nahm man eben deshalb niemanden mehr fort? Es war, als wenn dies stille Waldkloster in der Welt vergessen war. Hatte Hubertus recht getan, so ausdrücklich die Jesuiten an die Existenz desselben zu erinnern?

Gerade dieser Frage vorzugsweise nachdenkend, hörte Hubertus

jetzt die Uhr des Klosters die vierte, d. h. die elfte Stunde schlagen und machte sich, von Unruhe getrieben, noch früher auf den Weg, als er anfangs beabsichtigt hatte. Über die Höhen wehte ein frischer Nachtwind. Noch eine halbe Stunde brauchte er, bis er am Kloster die Glocke zog.

Hier sollte ihn aber sogleich ein glücklicher Zufall begrüßen. Es war Paolo Vigo selbst, der heute den Pförtnerdienst verrichtete. Eine edle Gestalt voll ernster Würde, mager und abgezehrt, begrüßte ihn. Der Pförtner trat Hubertus mit dem frohesten Willkommen entgegen. Hubertus sah ihn voll Erstaunen, band sich seine beim Steigen losgegangene Kuttenschnur fester und sprach: „Das muß ja dem Guardian ein Traum eingegeben haben, Euch gerade heute an die Tür zu stellen! Ihr seid noch wach? Ich bitte Euch, bleibt es ja! Weckt unsere Schlafsäcke die Matutin, so laßt Euch nur vom Guardian auf der Stelle Urlaub geben —" — „Um unsern Vater aufzusuchen —? Nicht wahr?" fiel Paolo Vigo mit lebhaftester Erregung ein. „Ich konnte mir doch denken, daß Ihr gerade zum zwanzigsten August wieder zurück sein würdet." — „Zum zwanzigsten August —? Ja so! Verderbt mir den Willkomm nicht!" entgegnete erschreckend Bruder Hubertus. „Bei St. Hubert! Wo hatte ich meinen Kalender! Haben wir heute den heiligen Rupert und bei Witoborn die ersten Schnepfen —! Und ich — ich — — Esel!" — „Morgen ist doch St. Bernhard!" bestätigte Paolo Vigo. „Wißt Ihr das nicht —? Ich stehe wie ein Soldat auf Schildwacht und bitte Gott, mir eine gute Ablösung zu geben. Ihr seid voll guter Anschläge, Bruder; sagt, wie fange ich es an, sofort zu den Bluteichen zu kommen! Drei Nächte hatte ich denselben Traum und keinen guten, mein' ich. Ich hörte an meiner Zelle kratzen, wie von einem Hunde, der herein wollte. Ich sah im Geist wieder den guten Sultan vor mir. Öffnete ich dann, so sah ich nichts — Dreimal das hintereinander! Ich glaube an solche Dinge nicht — aber ich meine doch — Federigo ist krank oder es geschieht ihm sonst nichts Gutes —!" — „Der heilige Bernhard ist morgen —!" sprach Hubertus dumpf und vor sich hinsinnend, immer besorgter und im Ton des härtesten Vorwurfs gegen sich selbst. „Lebe ich so in den Tag hinein! Ihr träumtet vom Sultan? Und ich träumte schon seit Neapel von nichts, als von Wölfen, die an den Bluteichen eine Lämmerherde fressen. Wißt Ihr denn hier auch noch nicht, warum unser San Giovanni drüben so voll Soldaten steckt?" — Paolo Vigo wurde bestürzt. — „Euer Pfarrhaus und alle Scheunen sind voll. Auch in Spezzano sieht's wie im Lager aus. Ist also morgen St. Bernhard —!" — „Glaubtet Ihr, daß ich um irgend etwas anderes Urlaub wünschte, als um an diesem Tage — Nun Ihr wißt doch, daß ich jedesmal, wo ich an diesem Tage nicht bei den Bluteichen war, erklärte, ein Jahr aus meinem Leben verloren zu haben —!"

Hubertus hatte sich inzwischen durch die niedrig und rundbogig

gewölbten Gänge zum Refektorium begeben, wo noch auf dem Speisetische die Lampe brannte. Paolo Vigo folgte ihm in den anmutig kühlen, von kleinen gewundenen Säulen arabischen Geschmacks getragenen Raum. Ein Schrank enthielt die Vorrichtung, sich zu einem hier immer bereitstehenden Kruge voll Wein durch Drehen eines Hahns frisches Quellwasser zur Mischung zu verschaffen. Das Wasser tröpfelte hörbar von den oberen Bergen zu. Hubertus war erschöpft; Paolo füllte einen der im Schrank stehenden hölzernen Becher mit Wein und Wasser und erwartete von dem so schweigsam gewordenen Sendboten nähere Aufklärungen über Verhältnisse, die beiden gleich teuer und wert waren.

Dabei blieb alles ringsum still. Nur die Wasserleitung tröpfelte geheimnisvoll in dem wieder geschlossenen Schrank. Düstere Schatten warf die matte Lampe durch die altertümliche Halle. — „Briefe sind ja von Cosenza gekommen?" fragte Hubertus, der die Meldung der Ankunft Rosalia Mateuccis über die andern, ihm viel wichtigeren Dinge vergessen hatte. — „Briefe von Cosenza? Nein! Aber vom Sacro Officio aus Neapel!" entgegnete Paolo Vigo und setzte hinzu: „Leider! Sie geben dem Guardian keine Hoffnung. Sprecht Ihr nicht den Monsignore?" Die bange Vorstellung, welche den Alten schon lange beschäftigte, daß alles, was ihm so unklar und dunkel war, einen Schlag auf Federigo und seine geheimverbundenen Anhänger bedeuten könnte, trat mit quälender Gewißheit vor seine vom mühevollen Wandern ohnehin erhitzten Vorstellungen. Nach körperlichen Anstrengungen steigen uns aus dem dann rascher wallenden Blute gern Wahnbilder und krankhafte Vorstellungen auf. Der zwanzigste August war seit zehn Jahren in den fast unzugänglichen Schluchten des Silaswaldes ein Tag, wo sich anfangs nur drei oder vier Männer, jetzt schon oft zwanzig bis dreißig mit ihren Familien versammelten. Hubertus äußerte seine Besorgnisse und Paolo Vigo redete ihm diese keineswegs aus. Schon überlegte Paolo, ob nicht vielleicht die Einquartierung in seinem Pfarrhause Anlaß geben könnte, den Guardian um Urlaub zu bitten — Sinnend fuhr er fort, man müßte doch morgen in erster Frühe in San Giovanni hören können, was die Soldaten wollten? — „Was sie wollten — hm! hm!" fiel Hubertus ein — „Wenn ich an die lachende Miene des Monsignore denke und denke an den Golf von Neapel, der wie ein Paradies im Sonnenschein funkelt und doch den Vesuv im Leibe hat, so wird mir bange wie einer Mutter um ihr Kind. Der zwanzigste August! Mein Sohn, ich bitte Euch, mich dem Guardian nicht zu melden. Nein, nein! Noch bin ich nicht angekommen. Hört Ihr! Lebt jetzt wohl! In drei Stunden bin ich an Federigos Hütte und schicke jeden nach Hause, der etwa heute oder morgen Lust haben sollte, dort für die Seelen der armen Märtyrer Pascal und Negrino zu beten." — „Guter Bruder!" entgegnete Paolo Vigo ablehnend und erklärte auch seinerseits zur persönlichen Ausrichtung dieser Warnung bereit

zu sein. „Ihr mutet Euch ein Übermaß zu. O, daß ich statt Eurer hinauffliegen könnte! Soldaten! sagtet Ihr? Ich sagte ja gleich, daß der aus Neapel vom Sacro Officio angekommene Brief ebenso hinterhaltig ist, wie schon lange das Benehmen des Erzbischofs von Cosenza. Und der Monsignore gab Euch in Nichts einen tröstlichen Bescheid?" — „So artig war er," sprach Hubertus, „wie Papa Kattrepel in meiner alten Stadt Gröningen, wenn er jeden Armensünder, dem er den Kopf abschlug, erst um Verzeihung bat. Laßt mich doch jetzt nur sogleich gehen. Schon höre ich oben den Rumor! Mitternacht muß vorüber sein. Geht! Geht! Ja, all ihr Heiligen, daß ich es nicht vergesse! Bei St. Hubertus' Bart, wo habe ich denn nur meine Gedanken! Gütiger Gott, mache mich auf mein Alter nicht zum Kinderspott! Mein Sohn, laßt Euch getrost Urlaub geben nach San Gio! Da werdet Ihr ja eine Person finden, die viel lieber hat, Euch schon morgen wie sonst in Eurem Hause oder beim alten Meister Pallantio die Polenta auf den Tisch zu stellen — lieber, als den steilen Weg hierher zum Kloster erst heraufzuklettern —!" — „Wer? Was redet Ihr?" fragte Paolo Vigo und ließ sich die überraschende Begegnung mit dem keuchenden Pepe, mit Scagnarello, mit Rosalia und Marietta Mateucci erzählen. „Gütiger Himmel!" rief der Bruder in doppelter Freude — Erst aus Liebe zu seiner seit Jahren nicht gesehenen Schwester — dann um die Gelegenheit, nun auf alle Fälle Urlaub zu bekommen. Hubertus mußte sich jetzt verstecken, wollte er unangemeldet bleiben. Schon ertönte die Glocke, welche sämtliche Bewohner des Klosters weckte und in die Kirche rief, wo sie zu singen hatten.

Während Paolo Vigo in größter Überraschung, in Spannung und Rührung stand und jedenfalls entschlossen blieb, den Guardian um die sofortige Erlaubnis zu bitten, seiner geliebten Schwester und ihrem holden, von ihm noch nicht gesehenen Kinde entgegenzugehen und außerhalb des Klosters übernachten zu dürfen, schlüpfte Hubertus eine vom Refektorium in die Zelle führende enge Wendeltreppe hinauf, um wo möglich, ehe die Frate kamen, seine Zelle zu erreichen und sich dort zu verstecken. Schon hörte man einen Mönch, der heute das Amt des Weckers hatte, in einem entfernten Gange an die Zellentür pochen. Der Regel des heiligen Franziskus gemäß rief er alle Schläfer aus ihren süßesten Träumen. Hubertus erreichte glücklich und unbemerkt seine dunkle Zelle. Sie war nicht breiter und nicht tiefer, als zwölf Fuß, und enthielt als Bett einen Sack voll Maisstroh — die Decke darüber war so grob wie seine Kutte. Von Glasfenstern war keine Rede; nur eine rohgezimmerte Holzjalousie schützte gegen die im Winter oft schneidend kalte Luft.

Hubertus warf sich auf sein Lager. Er hatte vor Übermüdung jene Empfindung, die ihn an die Zeiten erinnerte, wo auch er sich in Java an Opium gewöhnt hatte. Traumartige Bilder traten dann vor die wachen Sinne. Alles schwebte um ihn in Licht und Farbe

und Licht und Farbe war auch wieder wie Musik. So soll einem an Erstickung Sterbenden der Tod sein. Gestalten, die ihm wie Hexen hätten erscheinen dürfen, waren ihm jetzt freundlich und nickten ihm mit süßem Lächeln. Mit seiner noch nicht besonders geläuterten Religion nannte Hubertus das die Triumphe des Teufels, den er auch beim nächtlichen Chorsingen um zwölf Uhr Mitternacht immer in Tätigkeit wußte und schon oft hinter dem großen Missale mit seinem Hörnerkopf als einen höhnischen Mitsänger oder am Weihwasserkessel, diesen verunreinigend, erblickt hatte. Er rüttelte sich aber wach und horchte nur, ob der Lobgesang in der Kirche bald zu Ende sein würde.

Die Lampen in den Händen, schlichen die Mönche und geistlichen Züchtlinge erdfahl und schlaftaumelnd durch die Gänge. Hubertus, der auch hier schon manchen Verschlafenen — wie oft sonst Klingsohr! — um solche Stunde auf den Armen in den Chor getragen hatte, lauschte dem öden Widerhall. Endlich sangen einige zwanzig Stimmen. In einfacher Kantilene wurde ein Psalm vom Guardian verlesen und seinen Worten an bestimmten Stellen von den andern respondiert.

Als alles wieder nachtstill geworden war und jeder auf seiner Zelle sein Lager erreicht hatte, erhob sich Hubertus von dem seinigen. Hatte Paolo Vigo Urlaub erhalten, so mußte ein anderer Pförtner für ihn eingetreten sein und jedenfalls erwartete ihn dann der Beurlaubte nirgend anderswo, als in seiner eigenen Zelle. Letztere erreichte Hubertus ungesehen, trat bei Paolo ein und fand ihn in der Tat bereit, das Kloster zu verlassen. Auf die freudige Botschaft, seine teure Schwester wäre in San Giovanni angekommen, war ihm die Erlaubnis erteilt worden, sie, wenn ihn dazu sein Herz triebe, überraschen zu dürfen. „Bleibt aber Ihr zurück!" setzte Paolo Vigo hinzu. „Alter, Ihr seid zu erschöpft. Und nur darin steht mir bei; geht morgen früh meiner Schwester entgegen und haltet sie vom Kloster eine Weile entfernt, bis ich um die achte Stunde von den Bluteichen in San Gio wieder zurück sein werde und Euch alle bei meinem alten Meßner Pallantio begrüßen kann —" — Wie zwei Jünger, die für ihren Meister ihr Leben zu lassen bereit sind und um den Vorrang bei diesem Beweise ihrer Liebe streiten, so standen beide Freunde am offenen Fenster und stritten, ob es nicht geratener wäre, Paolo Vigo überließe den Gang nach den Bluteichen, um die am Morgen dort Versammelten zu warnen, an Hubertus und ginge nach San Gio erst zur Frühüberraschung für seine Schwester. „Mein Sohn!" bat Hubertus. „An mir ist wenig gelegen. Wenn aber Euch zum zweitenmal eine Strafe träfe, wie sie Euch schon einmal so lange Eure Freiheit gekostet hat! Jetzt brächet Ihr ja geradezu auch das Herz Eurer Schwester! Sie versprach, am Morgen zum Kloster zu kommen. Ihr liebliches Kind wird Euch die Wange küssen. Wagt nichts Neues wieder, nachdem Ihr schon so lange für das Alte gebüßt habt!"

Aber Paolo hatte den Geist empfangen, der in edlen Dingen den Menschen unwiderstehlich zum Selbstopfer treibt. Eine heilige Glut durchloderte ihn, seine Augen funkelten so hell, wie die Sterne, die über den beiden leise Flüsternden standen. Er ergriff die Hand des Greises und sprach: „Weiß ich doch nicht — ich ahne die letzte Stunde unseres Freundes. Krank ist er zum Tod schon seit lange und es geht das Gerücht, daß sein stilles Wirken entdeckt sei. Seit jenem letzten Brief aus Rom, den Ihr brachtet, muß eine Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Ich sah ihn seitdem nur einmal — und da schon wollte er Abschied nehmen für immer, wogegen meine Worte kaum aufkommen konnten. Es schien, als wenn er eine wichtige Kunde aus der Welt empfangen hatte, die ihn zur Auferstehung, zur Beendigung seiner Einsiedlerschaft und zur Rückkehr ins Leben rief. Schon aus freien Stücken schien er gehen zu wollen, und nun ahne ich, er hätte besser getan, dieser Regung zu folgen. Wenn man ihn heute holte, am Tage der Versammlung, ihn wirklich in die Kerker der Inquisition würfe —! Nein, nein, lebt wohl, Alter —!" — „Nicht ohne mich —!" rief dieser und blieb dem Unheilverkündenden unabweislich zur Seite. — „Mein Fuß ist jünger, als der Euere!" bat Paolo und wollte nicht dulden, daß Hubertus weiter, als bis an die Zelle des Pförtners folgte.

Während nun noch beide, und mehr mit Gebärden als mit Reden, die ohnehin geflüstert werden mußten, stritten, erscholl in einiger Entfernung außerhalb des Klosters ein klagender musikalischer Ton. Er kam von einer Pansflöte, wie sie hier die Hirten blasen. Aus kleinen Rohrstäbchen ist eine einfache Skala zusammengesetzt, welche unter geübten Lippen eine in nächtlicher Einsamkeit wohllautende Wirkung hervorbringt. „Horch!" rief Paolo Vigo und bedeutete Hubertus, acht zu haben. Die Flöte blies eine Melodie. Es waren die einfachen Töne eines Kirchenliedes. „Tanto — Christo — amiamo!" sprach Paolo Vigo mit Überraschung der Melodie nach. „Es ist die Erkennungslosung der Freunde. Man ruft uns. Seht Ihr, eine Gefahr ist da! O mein Gott —!" — Auch Hubertus lauschte voll Betroffenheit und räumte ein, so könnte sich nur ein Verbündeter zu erkennen geben. Herüber von der Mauer des Klostergartens tönte die sanfte Flöte fort und fort. Sie blies das alte Waldenserlied „Tanto Christo amiamo —" zu Ende.

„Pater Cölestino!" rief nun schon Paolo Vigo mit starker Stimme in eine Öffnung, die aus dem Korridor in die Zelle des Pförtners führte. „Ich gehe. Bemüht Euch aber nicht! Ich öffne schon selbst. Gelobt sei Jesus Christ!" — „Amen!" rief Pater Cölestino von drinnen und ließ getrost den Beurlaubten den Riegel selbst zurückschieben. Nur langsam erhob er sich, um diesen wieder anzuziehen.

Doch auch Hubertus war inzwischen schon ungesehen entschlüpft und kaum konnte Paolo Vigo ihm folgen. Mit raschen Schritten

gingen beide der Stelle zu, wo aufs neue die Melodie der Hirtenflöte ertönte. Endlich, an einem breitastigen, der Klostermauer sich anschmiegenden Haselnußstrauch entdeckten sie einen alten Hirten und einen Knaben. Letzterer war es, der die Flöte blies. Der Hirt war ein wohlbekannter alter Freund. Er gehörte zu den Nachkommen des von den Waldensern hochgefeierten Negrino.*) Ein äußerlich schlichter doch kluger und allgemein geachteter, auch wohlhabender Ziegenhirt, der alte Ambrogio Negrino aus San Gio. Oft reiste der schlichte Mann mit seinen Herden bis Salerno und trieb einen einträglichen Handel selbst mit den Gerbern von Palermo und Messina. Heute, als Hubertus in seinem Hause vorsprechen wollte, hatte man ihn auf der Messe zu Rossano geglaubt. Inzwischen war er heimgekommen und hatte Veranlassung gefunden, sofort wieder die Flinte über die Schulter zu werfen, mit seinem jüngsten Sohn Matteo aufzubrechen und, wie er ankündigte, nach den Bluteichen zu eilen. „Ihr Herren!" rief er den Ankommenden entgegen. „Gott segn' es, daß ihr kommt! Ich sage euch! Es gibt eine große Gefahr für unsern Vater Federigo. Die Soldaten in San Gio wissen von nichts, als Morden, Brennen und Gefangennehmen. Und wen? Das haben die Offiziere im Weinrausch ausgeplaudert. Um vier Uhr brechen sie auf und umzingeln die Bluteichen — Über den Aspropotamo her kommen die andern — Wer mag ihnen verraten haben, daß heute der zwanzigste dazu gut ist! Bleibt daheim — Herr Pfarrer, und auch Ihr guter Hubertus! Nur deshalb raube ich euch die Nachtruhe, weil ich euch warnen wollte, falls euch der Geist getrieben hätte, heute gleichfalls an den Eichen zu erscheinen." — „Nimmermehr, wir gehen mit Euch!" fielen Hubertus und Paolo Vigo in banger Besorgnis ein. Beide achteten der Bitten Ambrogio Negrinos nicht. Sie verharrten dabei, sich ihm anschließen zu wollen — unwiderstehlich zöge sie ihr Verlangen, dem greisen Freunde in einer Stunde so großer Gefahr nahe zu sein. Ohne Klausur, wie sie eben waren, wollten sie die glücklicherweise ihnen zu Gebote stehende Freiheit nach dem Bedürfnis ihres Herzens benutzen. — „Matteo!" rief Paolo Vigo dem hierauf nach San Gio zurückgeschickten Knaben nach; „geh sogleich zu Meister Pallantio, meinem Küster, wecke die Signora, welche diesen Abend bei ihm angekommen ist und sprich zu ihr: Sie sollte unter keinerlei Antrieb morgen hinauf nach San Firmiano gehen! Morgen in der Frühe, so Gott will, um acht oder neun Uhr würde ich schon selbst bei ihr vorsprechen —" — Ambrogio Negrino unterbrach: „Heiligster Priester, wenn man Euch an den Bluteichen träfe —" — „Wirst du ausrichten, Matteo," wiederholte Paolo Vigo, „was du gehört hast? Willst du einen herzlichen Gruß an meine liebe Schwester und die kleine Marietta bestellen?" — Matteo gab jede Beruhigung und wandte sich mit diesen Aufträgen nach San Gio zurück. Die drei

*) Er starb in Cosenza den Hungertod.

Verbundenen gestatteten sich keinen längern Aufenthalt, sondern machten sich sofort auf den Weg, der zu den Bluteichen führte.

12. Ein Tag des Herrn.

Paolo Vigos Wort: „Er nahm Abschied von mir wie auf ewig —" wurde nun auch von dem greisen Ziegenhirten wiederholt. Es fiel ihnen allen auf die Seele, als würden sie den Geliebten nicht wiedersehen, wenn sie sich jetzt nicht eilten, es noch einmal zu tun. Daß sie zu dem Ende die Würfel ihres eigenen Loses warfen, das kümmerte sie wenig.

Doch hofften sie auf ihr zeitiges Eintreffen. Wenn noch Gelegenheit zum Ergreifen und Ausführen eines Entschlusses gelassen war, so sollte sich ihr Freund, nach Negrinos Meinung, am sichersten über den Monte Gigante hinweg nach dem Meerbusen von Squillace begeben oder im äußersten Fall in einer in der Nähe befindlichen, ihnen vielleicht nur allein bekannten Höhle verborgen bleiben.

Jährlich nur einmal, am zwanzigsten August, fanden sich noch die letzten Trümmer der einst so zahlreich im unteren Italien ausgebreitet gewesenen Söhne des Peter Waldus zusammen. Drei Jahrhunderte waren seit jenen Scheiterhaufen verflossen, welche auch die Fortschritte der Reformation in Kalabrien beendigt hatten. Fra Federigo fand davon im Silaswalde keine andern noch ersichtlichen Spuren, als die „Bluteichen", wo einst Hunderte der Reformierten und Waldenser — wie die Schafe mit dem Messer abgestochen wurden. Zufällig begegnete ihm dort ein alter Ziegenhirt, Ambrogio Negrino, der ihm diese Dinge erläuterte und sich dann selbst als einen Nachkommen des Märtyrers Negrino zu erkennen gab. Ihm verdankte der Einsiedler die Bekanntschaft mit noch einigen andern Trümmern der alten Sekte. Gehörten sie auch alle der herrschenden Kirche an, so hatten sich doch einige alte Gebräuche, Erkennungszeichen, Gebete, letztere meist in provenzalischer Sprache, in ihren Familienkreisen erhalten — Ambrogio Negrino besaß ein altes Buch, das er selbst nicht lesen konnte — es war die waldensische Nobla Leyçon. Federigo übersetzte ihm diese — anfangs ihm allein; bald aber brachte Negrino andere mit, welche gleichfalls diesen Gruß ihrer Vorvordern aus alten Jahrhunderten aus seinem Munde vernehmen wollten. Der Kreis von Verehrern und Freunden des Einsiedlers, der seinerseits noch unter dem besonders über ihn wachenden Schutze des Mönchs Hubertus zu San Firmiano stand, mehrte sich wider Federigos Willen. Von nah und fern wurde sein Rat begehrt. Freilich hielten ihn die meisten für einen Hexenmeister. Wie Paolo Vigo veranlaßt wurde, ihn zu besuchen, wurde schon erzählt. Aus seinen wiederholten Wanderungen in die Wildnis und den darauf folgenden Erörterungen entstanden in Paolo Zweifel, ernste, kummervolle Betrachtungen; er verriet die Resultate derselben in seinem Wirkungskreise und erlitt die Strafe einer, wie wir gesehen, nicht endenden Suspension und Einsperrung in San Firmiano.

Der Einsiedler, erschreckt von solchen Vorkommnissen, bat fort und fort seine Freunde, ihn der todesähnlichen Stille in seinem Waldestale zu überlassen. Hubertus besorgte dann und wann einen Brief, den der deutsche Sonderling nach Rom schrieb und von dorther auch beantwortet erhielt. Das war des Eremiten einziger Verkehr mit der Welt! Er lebte vom Honig seiner Bienen, von Früchten, die er selbst gezogen, von Vorräten, die ihm seine Freunde brachten. Zuletzt war es Sitte geworden, daß ihn alle die, welche auf dreißig Miglien in der Runde gleichsam unter des alten Ambrogio Negrino Kontrolle standen, wenigstens einmal im Jahre besuchten, am zwanzigsten August, den er nach langem Sträuben endlich als Erinnerungstag an die alte Schreckenszeit festgesetzt hatte.

„Ich habe es immer gefürchtet", sprach Hubertus, die atemlose Eile des Wanderns unterbrechend, und ließ sich wiederholt erzählen, was der weltkundige, weitgereiste Hirt, ein Greis mit langen weißen Locken, sonnenverbranntem braunem Antlitz, von den Reden der Offiziere gehört hatte. „Um vier Uhr", wiederholte Ambrogio Negrino in einer gewählteren Sprache, als dem hier üblichen Patois, „rücken die Truppen von San Giovanni aus, verteilen sich in den Bergen und wollen von verschiedenen Seiten dem Tal der Bluteichen so beizukommen suchen, daß sie die ketzerische, dem Teufel opfernde Versammlung mitten in ihren Greueln aufheben können." — Die Möglichkeit einer so irrtümlichen Auffassung ihrer Versammlungen war ihnen nach dem Geist ihrer Umgebungen vollkommen erklärlich. Sie verweilten nicht bei dem Ausdruck ihres Schmerzes über ein so großes Mißverständnis; sie überlegten nur. Die Versammlung muß verhindert und Fra Federigo, wenn sein Entkommen unmöglich war, in einer Felsenspalte untergebracht werden, die Ambrogio Negrino schon lange für diesen Fall aufgefunden und jedem Uneingeweihten unzugänglich gemacht hatte.

So sehr auch die Männer eilten, sie konnten nicht hoffen, vor Anbruch des Morgens an Ort und Stelle zu sein. Auf dem kürzeren Pfade, den sie einschlugen, um an die Abhänge der oft schneebedeckten Serra del Imperatore zu kommen, begegneten sie niemand. So durften sie annehmen, daß sich die geheimverbundenen Getreuen schon längst auf den Weg gemacht, ja an der Hütte ihres Meisters schon die Nacht zugebracht hatten. Die Wanderer kannten sich in ihrer Teilnahme für den einsamen Bewohner des Waldes und hatten nicht nötig, diese noch durch Worte kundzugeben. Sie tauschten nur ihr Urteil über die kürzeren Wege aus, wenn die Wildnis überhaupt noch etwas bot, was sich einen Weg nennen ließ. Nur kleine ausgetrocknete Strombetten waren noch die besten dieser Wege; diese gingen verborgen unter Gestrüpp und Büschen dahin.

Die Nachtluft wurde frischer. Nebel stiegen auf und verursachten den beiden leichtbekleideten Wanderern ein frostiges Schauern. Der Hirt bot Paolo Vigo seinen langhaarigen Mantel, den dieser nicht

ablehnte. Zum Glück trug der Pfarrer Schuhe, nicht, wie Hubertus, Sandalen. Hubertus hatte, als wäre ihm seine alte Kraft ungeschwächt wieder zurückgekehrt, sein dolchartiges Messer gezogen. An manchem Gebüsch von Steineichen, wo durch die stachlichten Blätter schwer hindurchzukommen war, schnitt er die Zweige nieder und machte die Wildnis wegsam. Dann kamen zuweilen Buchenhaine, die wie zum nächtlichen Reigen der Elfen bestimmt schienen, so licht und traulich glänzten sie in dem abnehmenden Mondlicht und unter den allmählich erblassenden Sternen.

Eine Sorge der Verbundenen konnte sein, ob nicht auch den Lauf des Neto herauf von Strongoli oder aus Umbriatico über den Aspropotamo und Gigante her schon Bewaffnete herüberkamen und das Tal der Bluteichen bereits früher eingeschlossen hatten, als es von ihnen selbst erreicht wurde. Schon war es vier Uhr. Schon sah man die zunehmende Helle. Immer matter wurde die Scheibe des Mondes, immer rötlicher erglänzten am blauenden Himmel die Sterne. Schon zeigte sich auf Serra del Imperatore, einem Berg, der an manchen Stellen gen Osten offen und riesig groß vor ihnen lag, die dunkelrote Glut der aufgehenden Sonne. Die Spitze des Aspropotamo war die erste, die vom Sonnenlicht hell aufleuchtete. Angstlich spähten sie rundum, ob nicht irgendwo am Rande des von andern Seiten zugänglichen, in grünen und grauen Nebeln schimmernden Tales eine Waffe blitzte.

Wie sie fast erwartet hatten, so geschah es. Als sie mit hellem Tagesanbruch endlich in der Ferne die Bluteichen sahen, entdeckten sie ein reges Gewimmel von Menschen unter den mächtigen Baumkronen. Bald erscholl aus der Tiefe, wohin sie niederstiegen, ein vielstimmiger Gesang. Er erklang gegen die dumpfe Litanei in San Firmiano wie ein jubelndes Schwirren der Lerche in blauer Luft verglichen mit dem trüben Ruf der Unke. Reine helle Frauen- und Kinderstimmen schwangen sich wie geflügelte Tongeister über die Laubdächer. Sie sangen die auch ihnen wohlbekannten einfachen Hymnen, die aus alten Zeiten stammend, das Lob des Höchsten und die heilsame Veranstaltung der Erlösung und die Hoffnung aller Christen priesen. Dazwischen läutete ein Glöcklein, von dem sie wußten, daß es denen, die vielleicht noch entfernt waren, den Weg zur Hütte andeuten sollte. Alles das geschah wie im tiefsten Frieden.

Wohl hätten die Wanderer sich sagen mögen: Wer wollte diese stille Andacht stören! Wer könnte hier etwas finden wollen, das vor Gott oder Menschen ein Verbrechen wäre! Dennoch mußten sie eilen, die gefahrvolle Feier zu unterbrechen. Nach einer kurzen Stille, welche die Wanderer durch einen Zuruf aus der Ferne, der die Betenden erschreckt haben würde, nicht unterbrechen mochten, begannen die Stimmen aufs neue und ließen nach einem vollen, mächtig an den Bergwänden widerhallenden Gesang jene Pausen eintreten, von denen die Wanderer wußten, daß sie die bis zu ihnen herauf nicht hörbare Stimme

Federigos füllte. Federigo sprach dann die Worte vor, die zu singen waren. Alles das, erinnerungsfrisch vor ihre Seele tretend, bewegte sie um so mächtiger, als noch immer der Anblick der Hütte selbst verborgen blieb.

Endlich aber zeigten sich die Windungen von Radgleisen, die im grünen, weichen, oft morastigen, dann von den herrlichsten Farnkräutern überwucherten Boden von kleinen Karren zurückgeblieben waren. Es mußten heute von weither, auch von Rossano und Conigliano, die dem Ziegenhirten wohlbekannten Nachkommen der Waldenser erschienen sein. Der helle Lichtstrahl des immer höher und höher über dem Meeresspiegel heraufgestiegenen Sonnenwagens fiel auf die obern Ränder des Tals. Die Nebel zerteilten sich, und nun hatte ihr besorgter und zugleich verklärter Blick die volle Aussicht auf die Gruppe der Menschen, die unten versammelt waren und die sie meist kannten. Kinder lagen im Grase; andere wurden von den Müttern gehalten; Männer in zottigen Schafspelzen, andere im kurzen Rock des Alpenjägers, Fischer vom Meer herübergekommen, in ihren roten Mützen und braunen Mänteln — alle umstanden die Hütte. Ein Haufe von nahezu achtzig Seelen, hochbetagte Greise darunter; aller Mienen mit jenem Ausdruck, den eine gutmütige Denkart gibt. Noch verdeckten sie das Bild des Mannes, der ihnen, auf die zufällige Veranlassung seiner Begegnung mit Ambrogio Negrino, zehn Jahre lang hier nichts als nur die Geschichte ihrer unglücklichen Vorfahren erzählte und nicht hindern konnte, daß sie von ihm Belehrung und Anleitung zu reinem Sinn, freilich auch zur Beurteilung des Glaubens begehrten, in welchem sie äußerlich leben mußten. Der edle Deutsche, dessen idealer Sinn bei aller Entbehrung hier ein schönes Lebensziel gefunden zu haben sich überredete, enthielt sich jeder Aufwiegelung ihres an die Gebräuche der herrschenden Kirche gebundenen Gewissens. Auch war die Höhe der Bildung, die im Waldensertal bei Castellungo geherrscht hatte, hier nicht anzutreffen.

Schon wollte Negrino einen Zuruf erschallen lassen, da hinderte ihn die jetzt hörbar werdende weiche, volle, innig zum Herzen dringende Stimme des Sprechers. Die dem Volk vollkommen verständliche, wenn auch fremdartige italienische Rede desselben fesselte ungemein. Ach! was bestimmte nur die Warner, die Feier nicht zu unterbrechen! Was gab ihnen so urplötzlich ein felsenfestes Vertrauen auf Gott, der sich an jedem Menschenleben, auch an dem des Vaters seiner Kinder hier, offenbaren müßte —! Hubertus kündigte sich sonst durch scherzende Töne an, die ihn bei Jung und Alt im Gebirge bekannt gemacht hatten; jetzt beschien der erste Sonnenstrahl, der sich zwischen dem Imperatore und Gigante hindurchstahl, die glänzende Stirn, die weißen Locken des Freundes und Lehrers, sein unter weißen Brauen aufgeschlagenes begeistertes Auge — jetzt stand er im Pilgerkleide von schwarzem rauhwollenen Tuch, mit entblößtem Halse, um den Leib einen schwarzen Seidengürtel, so hoheitsvoll und edel, daß alle drei aufhorchen und

den Fuß hemmen mußten. Die Farbe des Antlitzes, die Hände, alles sah am Freunde blasser und krankhafter aus als sonst. Das von ihren Augen wieder aufgenommene teure Bild eines Greises, den noch ein jugendliches Feuer durch die Erregung seines Geistes für seine letzten Lebenstage durchglühte, schloß in der Tat die Besorgnis nicht aus, daß diese Lebenstage kaum bis zum beginnenden Winter dauern konnten.

Federigo sah die Dahereilenden nicht. Sein Blick war nach innen gewendet. Schon sprach er Worte, welche allmählich die Kommenden im Zusammenhang verstehen konnten. Zu den Erweckungen der Waldenser hatten in Piemont gewisse Formen einer öffentlichen Beichte gehört. Wie sich die ersten Christen ein Gemeindeleben aus ihren Privatbeziehungen bildeten und eine so weitgehende Öffentlichkeit der letzteren einführten, daß es nicht fehlen konnte, die persönlichsten Leidenschaften zur Klage und Rüge hervortreten zu sehen, so walteten auch die Diakonen und „Barben" bei den Waldensern des Amtes der Gerechtigkeit und des Auflegens von Bußen und Strafen. Ebenso trat auch hier bei diesen Versammlungen einer nach dem andern vor und wurde entweder aus eigenem Antrieb oder durch Mahnung veranlaßt, sich zu verteidigen, sich zu erklären, Lehre oder Versöhnung anzunehmen. Hubertus und Paolo Vigo kannten den Segen, den schon seit lange diese Verständigung der kleinen Gemeinde unter ihren Mitgliedern hervorgebracht hatte.

Unterwegs hatte Paolo Vigo seinen Begleitern, so wenig sie auch durch Gespräch ihre Schritte hemmen mochten, gelegentlich dennoch wiedererzählt, warum Fra Federigo, als ihn endlich die Genossen Negrinos zur Abhaltung mindestens einer Versammlung im Jahre überredeten, dazu gerade den Tag des heiligen Bernhard wählte. Nicht nur, daß in der Höhe des August die wichtigsten Ernten beendet waren, Fra Federigo hatte ihm auch das Gedächtnis des Abtes Bernhard von Clairvaux als ein Spiegelbild frommerer Zeiten dargestellt, wo noch einsichtsvolle freimütige Priester zu heilsamen Zwecken in den Rat der Großen traten. Siebenhundert Jahre war es her und in der Blütezeit des Mittelalters, als ein hoher Ernst die Völker ergriff und Männer erstehen ließ, die in einer wilden, kriegerischen Epoche kaum von solcher Weihe und Tatkraft erwartet werden durften. Als die Philosophie in Frankreich, England und Italien aufblühte, sogar die Dichtkunst im roheren Deutschland hier und da einen milden Glanz über die sich verfeinernden Sitten warf, die Kreuzzüge einen seltenen Aufschwung des Gemüts und der Phantasie hervorriefen, zerstörte noch nicht Rom und die Herrschaft der Päpste alle Hoffnungen der Völker und verdunkelte noch nicht alle Lichtschimmer einer besseren Aufklärung. Ein einfacher Bürger in Lyon, Pierre Vaux (Peter Waldus), las die Bibel in einigen Abschnitten, die in die gewandteste und poesiefähigste Sprache der damaligen Zeit, die provenzalische, übersetzt worden waren. Ein wunderbarer Glanz überfiel ihn beim Lesen des den Laien damals unbekannten Buches — gerade wie die Jünger, die

nach Christi Tod im Dunkeln wandelten, plötzlich an ihrer Seite einen Wanderer erblickten, der ihnen die Schrift so mächtig auslegte. Waldus las seine Entdeckungen Befreundeten vor, ließ die Bibel auf seine Kosten noch vollständiger in die Sprache seiner Landsleute übersetzen und nahm die einfachen Formen des ersten apostolischen Christentums an. Sein Vermögen gab er seiner Gemeinde; ihre Priester, denen die Ehe unverboten blieb, wählte die Gemeinde selbst; von den Sakramenten behielt man nur Taufe und Abendmahl; letzteres hörte auf, ein mystischer Akt zu sein und blieb nur noch ein Opfer der Erinnerung; es war eine Reformation ohne Schulgezänk, ohne Disputation der Theologen, eine Läuterung der Lehre allein durch das Herz.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Wirken der Waldenser. Ein ganzer Gürtel Europas von den französischen Abhängen der Pyrenäen an bis nach Süditalien fiel vom herrschenden Kirchengeist, vom weltlichen Streit der Päpste mit dem Kaiser und zugleich von Geistlichen ab, die damals sogar die Waffen führten und oft im Harnisch hoch zu Roß saßen, im wildesten Kampfgewühl die zum Segnen bestimmte Hand mit Blut besudelnd. Mit einem warmen, lebendigen Eifer für die apostolische Reinheit der Lehre und des kirchlichen Lebens ging die Gesittung Hand in Hand. Gerade dieser Gürtel Europas wurde der blühendste an Gewerbfleiß, Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften. Immer weiter und weiter schwang sich ein lichtheller Irisbogen über Europa. Burgund, Deutschland, Böhmen erglänzten von seinem siebenfachen Strahl. Wo der Webstuhl sauste, wo die Industrie der Städte mit dem Betrieb des Ackerbaues zu regem Austausch ihrer Erzeugnisse verbunden war, da erschollen bald auch die neugedichteten Lieder zum Lobe des Höchsten. Ganze Städte und Länderstrecken hatten schon keinen andern Gottesdienst mehr als den der Waldenser, der Humiliaten, der Armen Brüder. Man erklärte die Kirchen und ihre Pracht für überflüssig und nannte jeden grünen Rasenplatz, jedes Laubdach einer Eiche eine Gott wohlgefällige Kapelle.

Paolo Vigo schilderte die furchtbare Verfolgung, welche nun von Rom aus über diese Bekenner des reinen Christentums hereinbrach. Er nannte die Päpste bei Namen, welche zum Morden aufforderten. Jene Schreckenstaten des Abtes von Citeaux und jenes Vorbildes eines Alba, des Grafen Simon von Montfort, schilderte er, wie diese mit Feuer und Schwert Männer, Weiber, Kinder vertilgten. Damals kam der Satz der römischen Kirche auf: „Ketzern braucht man nicht Wort zu halten"; päpstliche Legaten schwuren auf die Hostie, daß, wenn ihnen die Ketzer die Mauern öffneten, sie nur allein mit einigen Priestern einziehen würden, um die betörten Bewohner zu bekehren; geschah es dann aber, so warfen sie die Priesterkleider ab, zogen verborgene Schwerter hervor, die Reisigen der fanatisierten Glaubensarmee drängten nach und kein Säugling auf dem Mutterarm entkam dem allgemeinen Blutbade. Beutegier, Habsucht schürten den Eifer der Verfolgung. Simon von Montfort, Abt Arnold schlugen

herrenlos gewordene Länderstrecken zu Fürstentümern zusammen. Damals war Graf Raimund von Toulouse ein ebenso unglückliches Oberhaupt der bedrängten evangelischen Bekenner, wie späterhin das Haupt der Hugenotten, Coligny. Endlich flüchteten sich die letzten Reste dieses unabläßigen Mordens in die Berge, in die Pyrenäen, die Alpen, die Apenninen. Jahrhundertelang erhielten sie sich dort, trotz einer sie auch hier erreichenden zweiten blutigen Verfolgung, die das Werk der neuen Kreuzritter, der Jesuiten, wurde. Damals griffen sie in den Tälern Piemonts wiederholt zu den Waffen. Zu jenen tapfern älteren Namen, die mit Makkabäermut ihre heilige Sache, Haus, Herd, Weib und Kind verteidigt hatten, gesellten sich neue, wie Heinrich Arnaud, der in offener Schlacht mit einer kleinen Schar Tausende zurückgeschlagen hatte, sich über die steilsten Felsen Piemonts zurückzog, ein Lager in einer Schlucht wie eine Festung erbaute, acht Monate lang, nur von Kräutern lebend, mit seiner Schar gegen die Kanonen kämpfte, die auf sein Häuflein ein mörderisches Feuer von den Felswänden aus unterhielten, bis sich endlich der Tapfre mit dem Rest seiner Schar, 350 an der Zahl, einen ruhmvollen Abzug erkämpfte. Wie dann auch in Kalabrien die Waldenser hingesunken waren, hatte Federigo oft erzählt. Damals starb Negrino in Cosenza den Hungertod, Pascual in Rom auf dem Scheiterhaufen.

Oft hatte Federigo mit seiner rührenden Stimme beklagt, daß besonders solche Torheiten verderblich wären, die selbst in den Gemütern der Edeldenkenden hätten Raum gewinnen können. Bernhard von Clairvaux, Abt eines Klosters in Frankreich, Lehrer seines Jahrhunderts, ein Orakel der Fürsten, ein Rat ihrer Ratgeber, ein Straf- und Bußprediger der Geistlichen, der sogar den Päpsten ein: Bis hierher und nicht weiter! zurief; — und auch dieser, wie die heilige, sonst so edle Hildegard, sah in den Taten und Lehren der Waldenser nur die Eingebungen des Teufels. Ambrogio Negrino und Hubertus waren nicht befähigt, sich zu all den Bildern und Erinnerungen aufzuschwingen, die von Paolo Vigos fiebernd erregten Lippen kamen. „Herr, erleuchte die Weisen!" verstanden jetzt auch schon die Ankömmlinge aus Federigos eigner Rede. „Mildere ihr Vertrauen auf die eigene Kraft! Wecke dem Guten und Gerechten deine Fürsprecher im Rat der Großen! Ersticke den Durst nach Rache im Gemüt beleidigter Machthaber!" In der Tat, es schien, als wollte Federigo von seinen Freunden Abschied nehmen. Mehr als sonst riß ihn heute seine Rede hin. Er berührte kirchliche Punkte, die er sonst vermieden hatte — er wollte niemanden die Möglichkeit nehmen, mit seinem Pfarrer in Verbindung zu leben. Mit großer Wehmut sprach er: „Der heilige Bernhard kann uns in vielem ein Vorbild sein — hochragend wie jener Berg im Norden, der mit ewigem Schnee bedeckt, seinen Namen trägt! Wisset, daß Bernhard jene Lehre, nach welcher auch die Mutter Jesu ohne Sünde empfangen sein soll, sündhaft nannte —! Ihr fragtet mich darum, weil der Heilige Vater diese neue Lehre zu verehren be-

fohlen hat —! Nun wohl! Eines Weibes Name ist heilig; wohl trägt Maria die Erdkugel in Händen, wenn Maria die Kraft bedeuten soll, deren ein schwaches Weib im Aufschwunge seines Willens fähig ist. Wohl ist zu fassen möglich, wie die alte wilde grausame Zeit, die heidnische, die selbst des Heilands spottete, der sich am Kreuze selbst nicht hätte helfen können, doch vor einer Mutter erschrak, vor einer Mutter sich beugte — o, noch den Mörder befällt ja vor seiner Hinrichtung die Trauer um den Kummer, den er seiner Mutter bereitete —!"

Hier stockte der Redner und wollte abbrechen. Aber einige Stimmen unterbrachen ihn und deutlich vernahm man aus einem schlichten Hirtenmunde, der dazwischen sprach, die Worte: „Wo aber Maria ganz die Königin des Himmels werden soll, wo bleibt da ihr Sohn? Wie kommt da der wahre Mittler zu seiner ihm allein gebührenden Ehre?"

Im höchsten Grade gespannt horchten die Ankömmlinge und sogen die Worte ein, mit welchen Federigo erwiderte: „Lasset das gehen —! Seht, es war ja sogar ein anderer Heiliger — Bonaventura sein Name — ein Heiliger, der zur Zeit jenes Bernhard lebte — auch der hat den Psalm Davids genommen: „Herr, auf dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden!" und hat in jedem Seufzer des Vertrauens und der Liebe zu Gott an die Stelle Gottes — ruchlos, es nur auszusprechen — ein Weib mit seinem menschlichen Fehlen und menschlichen Elend gesetzt: „Maria, auf dich traue ich —! Mutter Gottes, du hast mich erlöset!" So den ganzen Psalm hindurch —! Und dennoch verdanken wir auch dem heiligen Bonaventura manche Entsiegelungen der frischesten Lebensbrunnen des christlichen Geistes —!"

„Nein, nein," unterbrachen die Stimmen der Aufgeregten, „er lästerte —!"

„Ich beschwöre euch," rief Federigo, „habt Mitleid mit jenen armen Verblendeten, in deren Schoße ihr, kummervoll genug ihre Bräuche teilend, voll Bangen und voll Zagen lebt! Laßt sie die Altäre zu Ehren einer hochbegnadeten Frau mit Zierat und mit Bändern schmücken —! Laßt sie ihr Gebet des Morgens, des Mittags und des Abends wenigstens an etwas richten, das mit dem Heiland verwandt ist —! Aber das ist wahr —" (nun erhob sich die Stimme des Sprechers, von dem man sah, daß ihn die Gesinnungen seiner Umgebungen fortrissen), „wenn es Maria ist, die uns erlöst und vor Gott vertreten soll, so konnten jene Räuber, die mit dem Giosafat eure Hütten verbrannten, eure Herden raubten, auf ihrer fühllosen Brust getrost ihr Bildnis tragen —!" — Eine freudige Zustimmung ging mit Zornesruf durch die Reihen. — „Wehe einem Kinde," fuhr Federigo, aufgeregt und ganz sich vergessend fort, „das für seine Bewährung im Leben nur die Nachsicht einer Mutter hat! Nie, nie, wenn auch heute in Spezzano die Lampen brennen werden, nie sollt ihr auf die Fürsprache der Mutterschwäche hoffen! Denkt an die klugen Jungfrauen, die im

Dunkeln ihr Öl hüteten und die Lampen nur anzündeten, wenn ihr rechter Bräutigam, der Heiland, kam! Nein, ich sehe es, ihr glaubt nicht an die Wahrheit eines gotteslästerlichen Bildes, das sich in einer der großen und herrlichen Kirchen Milanos befindet und das einen Traum unseres heutigen heiligen Bernhard darstellen soll —! Zwei Schiffe steuern dem Himmel zu; des einen Steuer führt der Herr; des andern Maria. Jenes bricht zusammen und seine Mannschaft sinkt in den Abgrund; dieses gleitet sicher dem Hafen des Himmels zu — Maria streckt ihre hilfreiche Hand nach den Scheiternden aus, und nun kommen auch diese in den Hafen der Gnade, sie, die mit Christo verloren sein sollen, sie erlöst jetzt nur noch, im Angesicht des hilflosen Jesus, Maria —!" Ein Ausruf des Schreckens über solche Lehren teilte sich selbst Negrino, Hubertus und Paolo Vigo mit. „Zorn regt sich in eurer Brust?" sprach Federigo — „Eure Blicke sagen: Nimmermehr kann solches ein Heiliger auch nur geträumt haben! Ihr sprecht: Du von Rom verratener, von Rom auf das Steuer eines untergehenden Schiffes verwiesener Heiland, du, du bist allein der wahre Führer! Deine Hand streckte sich einst über die Wellen aus und ließ den Verzagenden darüber hinwegschreiten! Der Nachen, den du, du gezimmert hast, Sohn des Zimmermanns, die Flagge, die du als Wahrzeichen aufgesteckt, sie, die dein mit dem Blut beschriebenes Kreuz trägt, sie sollte nicht die glückliche Fahrt, die Einkehr in den Hafen der Seligen gewinnen? Doch wohin verwirren wir uns — meine Freunde —! Ihr müßt in eure Wohnung zurück — müßt wieder sein, was drei Jahrhunderte euch zu sein gezwungen haben — müßt mit den schuldlosen Nachkommen der Mörder euerer Urväter leben — Vergebt ihnen im Geiste der Liebe und der Hoffnung! Versagt euern Priestern nicht die Spenden, die sie noch begehren dürfen! Auch die Spenden der Andacht nicht, die in diesen Ländern üblich sind! Ein Korn reinen Goldes ist immer noch selbst bei dem schlechten Blei der verdorbenen Lehre! Noch ist die Zeit nicht reif wo der Schmelztiegel Gute und Böse scheiden wird! Aber das Lamm wird bald das fünfte Siegel auftun, von welchem ich euch oft schon gesprochen habe! Unter den Altären des Himmels werden die Seelen derer, die erwürgt wurden, um des Wortes Gottes willen zu zeugen beginnen, daß es auf Erden weithin widerschalle! Die Stunde kommt näher —! O, bald wird die Freiheit im Glauben und Denken auch für Italien anbrechen! Auch in diese Täler wird der Lichtstrahl einer neuen Sonne dringen! Läutert euch für diesen großen Augenblick! Tut das Gute, tragt im Herzen euren reinen Sinn und eure geläuterte Hoffnung! Wenn ich — ach! heute von euch scheide — ja, Geliebte, ich scheide von Euch! Es ist das letzte, letzte — Mal —"

Warum mußte nur das Ohr der drei Ankömmlinge und aller in Tränen gebadeten Hörer so gebannt sein vom allgemeinen Schluchzen, Wehklagen, von den Tränen des Redners, daß jene sich still hinter einer der Bluteichen verbargen und die Worte ihres Freundes

und Lehrers nicht stören mochten —! Denn nunmehr mußte Hubertus, der Schärferspähende, die erstickte Abschiedsrede Federigos unterbrechen, auf die ihnen gegenüberliegenden waldbedeckten Berge Berge deuten und wie ein Verzückter in wilder Hast rufen: „Besteigt den Nachen Jesu! Rettet, rettet euch!" — Und auch aus dem um den Greis zusammengedrängten Haufen mußten nun wohl andere, die seinen Leib zu umfassen, seine Hände, seine Füße zu küssen nicht hindurchdringen konnten, ihr Auge auf die von Hubertus bezeichnete Stelle gerichtet und unter den Bäumen an einzelnen offenen Stellen dieselbe Störung erblickt haben. Ihr Ruf fiel in den des Mönches mit ein.

Voll Entsetzen erkannten Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, die mechanisch dem voranströmenden Hubertus gefolgt waren, die Flinten der gefürchteten Jäger von Salerno, die in der Tat, unabhängig vom Korps in San Giovanni, über den Aspropotamo und Gigante gekommen waren. Schon stand Hubertus mitten unter den in noch wildere Aufregung geratenden, teilweise zu den Waffen greifenden Verbündeten. Schreiend flüchteten sich die Frauen zu ihren Karren. Die Kinder drückten sich weinend an ihre Väter, die ratschlagend zusammentraten. Hubertus hatte Federigo schnell begrüßt und seine Hand ergriffen, um ihn den Weg zu führen, den Ambrogio zum Entkommen für den sichersten hielt. Federigo deutete gelassen auf eine andere Stelle des dichten Waldkranzes, wo sich die roten Pünktchen mehrten, die Federbüsche an den Hüten der Jäger von Salerno. Die von San Giovanni erwarteten Truppen hätten allerdings vor drei Stunden noch nicht eintreffen können. Dies war ein Detachement, gekommen vom Meerbusen von Squillace.

Nun war alles auseinander gesprengt und raffte die Karren, die ausgelegten Gerätschaften, die Kinder zusammen. Die Männer standen unentschlossen, ob sie zur Flucht oder zum Widerstande schreiten sollten. Heute zum erstenmal hatte ihr stetes Drängen, ihr Freund und Ratgeber sollte sie über Rom, über die Priester und die Lehre der Kirche aufklären, eine Erhörung gefunden — den Greis hatte der Schmerz der Trennung fortgerissen. Vier Männer, unter ihnen Ambrogio, schwangen ihre Flinten über Federigos Haupt. Bei ihnen war die Hitze des südlichen Temperaments von ihrer religiösen Denkart nicht überwunden. Hatte man auch nur ein Dutzend Schußwaffen, fünfzehn Alpenstäbe waren da, mit Eisen beschlagen; die Messer, die von Fischern und Kohlenbrennern am Gürtel getragen werden, waren lang und geschliffen. Hubertus wartete nur auf das Zeichen, das Federigo geben sollte. Er selbst hatte sich mit einem: Halt da! denen gegenübergestellt, die ihn nicht kennen mochten und die jetzt auch das Erscheinen eines Mönches und eines Priesters für die Vorboten einer unentrinnbaren Gewalttat ansahen.

„Meine Freunde!" rief Federigo in die wilde Bewegung hinein. „Verschlimmert die Sache nicht noch mehr, als sie schon ist! Wir

wissen, daß diese Krieger das Gebirge durchstreifen seit den blutigen Aufständen an den Meeresküsten. Wer weiß, ob sie uns suchen. Wo Weiber und Kinder zugegen sind, kann nichts Übles vorausgesetzt werden." — Ambrogio Negrino mußte ihm diese Beruhigung nehmen. Er erzählte, was er in San Giovanni gehört hatte. Paolo Vigo und Hubertus rieten, sofort lieber das Äußerste anzunehmen und die Sicherheit zu suchen. Seit dem Aufstand der Bandiera war nicht vorgekommen, daß sich zu gleicher Zeit eine so große Anzahl von Soldaten in diesen Gegenden hatte erblicken lassen. Einige der Frauen hatten noch im Leben nicht Soldaten gesehen. Sie standen starr vor Entsetzen und mehrten die Ratlosigkeit der Männer, von denen die Mehrzahl sich verteidigen wollte. Und doch bat Federigo alle, sich der Sorge um ihn selbst zu entschlagen und nur auf die eigene Rettung bedacht zu sein. Alle Zumutungen zur Flucht ablehnend, ordnete er nur die Leute, daß sie sich in zerstreuten Haufen auf die Heimkehr begeben konnten, über solche Wege, welche nur ihm bekannt waren. War auch das Tal so enge, daß ein auf dem Gebirgskamm plötzlich fallender, ohne Zweifel als Alarmzeichen dienender Schuß ringsum im siebenfachen Echo widerhallte, so fehlten Auswege nicht und nicht alle Gebirgsspalten konnten zu gleicher Zeit besetzt sein.

Inzwischen vermehrten sich die verdächtigen Zeichen und schon wurden die militärischen Kommandos hörbar. „An ein Entrinnen ist nicht zu denken!" sagte zu aller Schrecken der jetzt für immer dem Verderben geweihte Pfarrer von San Giovanni. Ambrogio und Hubertus schilderten, was sie in San Giovanni und Spezzano gesehen hatten.

Inzwischen wurde von den Entschlossenen unter den Männern ein Rückzug angeordnet, der vielleicht noch über die Serra del Imperatore möglich war. Eiligst warf man die Gerätschaften auf die Karren, gebot den Kindern Ruhe, brachte die Maultiere und Esel in Bewegung und in einer Viertelstunde war es um Federigos Hütte still geworden. Nur noch Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino blieben zurück. Der Greis bat sie inständigst, jenen Felsenspalt, den er kannte und vollkommen sicher erklären mußte, statt seiner aufzusuchen. „Eilt euch, meine Freunde!" sprach er. „Kümmert euch doch nicht mehr um mich! Meine Stunden sind gezählt und ich habe nicht einmal schlimme Hoffnungen für mich — ich habe sie nur für euch." — „Wir sind dort alle sicher," entgegnete Ambrogio. — „Ich beschwöre euch, geht allein!" wiederholte Federigo. „Ich suche mein Ende! Laßt mir, was mir beschieden ist —! Ich versichere euch, es wacht nicht nur Gott über mich, sondern auch manche Freundesseele unter den Menschen. Soll ich euch, meine geliebten, teuern Freunde, unglücklicher machen, als ihr es jetzt schon mit euerm geteilten, zaghaften Herzen seid? Gott ist mein Zeuge, ich pflanzte nichts in euch, was nicht schon in euch keimte! Ich hielt euch zurück, euch den größten Gefahren preiszugeben. Wenn ich mich dem Drängen

nach Entscheidung heute fügte, so ist es billig, daß mich die Folgen allein treffen. Flieht, flieht —! Bewahrt euer Geheimnis, lehrt diese Menschen das ihrige hüten — bald brechen neue Zeiten an! Vielleicht vernimmt euer Ohr noch den Sieg des Evangeliums von Rom aus!"

Während dieses Wettstreits — die Verehrer des Greises wollten sein Schicksal teilen — mehrte sich ringsum die Unruhe. Das Tal wurde lebendiger. Von Äxten getroffen brachen hier und da die Zweige zusammen. Hier blitzten Flinten auf, dort entluden sich andre. Federigo wehrte Hubertus, der ihn auf seinen Armen forttragen wollte. „Rettet nur euch!" bat er wiederholt. „Für mich ist gesorgt!" alle starrten, als sie sahen, wie jetzt Federigo in seine Hütte trat, dort ein brennendes Licht ergriff, die Flamme an die von dürrem Moose gefugten Wände hielt und seine Einsiedelei in Brand steckte. Paolo Vigo suchte das verzehrende Feuer abzuhalten von den Gedankenschätzen, die hier in Büchern und Blättern aufgehäuft lagen und aus denen er jahrelang Trost und Erhebung geschöpft hatte. Aber auch die Papiere und Bücher brannten schon und bald züngelte die Flamme um die ganze Hütte.

Gedanken an Rettung und Flucht verließen nun die drei Freunde durchaus. Willenlos ließen sie den Greis gewähren. Sein Betragen war zu seltsam. Ja, es war fast so, als käme ihm dieser Überfall erwünscht und als wäre er selbst früher oder später auf einen solchen vorbereitet gewesen. Aus dem Brande ergriff er einige wenige Bücher, um diese zu retten und seltsamerweise noch drei Stäbe, von denen er jedem der Freunde einen mit den Worten einhändigte: „Schützt euer Leben und euere Freiheit —! Bewahrt aber, jeder von euch, wie nur irgend möglich, diesen Stab, den ich euch auf die Seele binde —!" — Nun vollends blieben sie wie angewurzelt stehen. Er wiederholte seine Worte und setzte hinzu: „Sucht euch mit äußerster Anstrengung diese Stäbe zu erhalten —! Wenn ihr nicht entweichen wollt, ihr Armen, so bitte ich nur noch dies! Es kommt ein Augenblick, wo ich oder irgendwer euch mitteilt, welche Anwendung ihr von diesen Stäben zu machen habt." Die Hütte brannte jetzt nieder. Eine Viertelstunde darauf waren alle vier auf einer rauchenden Trümmerstätte Gefangene — und wie vorausgesetzt werden konnte, Gefangene der Inquisition.

Fünfzehn noch auf der Flucht aufgegriffene Männer, an ihrer Spitze auf einem und demselben Karren Federigo, Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, kamen am Abend desselben Tages zu Spezzano nicht nur von Reitern und Fußvolk geleitet an, sondern vom Schwarm der Bewohner des halben Gebirgs. Grade war das Kirchenfest von Spezzano mit all den Späßen, die beim Flimmern von tausend Lichtern und Lampen die Gottheit feiern, wie die Chinesen den Neumond, im vollen Gange. Die Ketzer von den Bluteichen! hieß es — Und mancher staunte, darunter einem alten Bekannten zu be-

gegnen. An der Spitze des Zugs befand sich der „Hexenmeister" selbst, jener Greis, der von den Fanatikern verspottet, von den meisten mit unheimlichem Grauen betrachtet wurde. Die Mehrzahl wurde nach Cosenza abgeführt. Die vier verbundenen Freunde kamen nach Neapel.

Der Abschied, den sie voneinander und von den Ihrigen nahmen, ließ selbst die von ihrem Pfarrer fanatisierten Bewohner von Spezzano glauben, daß die Ketzer Menschen bleiben wie andere. Das Weinen der Frauen steckte allmählich an. Zuletzt konnten die Volkshaufen von den Mönchen und Priestern, die anhetzen wollten, nicht mehr recht zu Beschimpfungen entflammt werden. Am meisten rührte der Abschied, den Rosalia Mateucci von ihrem in San Giovanni in solcher Lage begrüßten Bruder, dem Pfarrer Paolo Vigo, nahm. Zwar entriß ihm in Spezzano eine wahnverblendete Frau das Kind, das er segnen wollte, aber das halbe San Giovanni, das bis Spezzano mitgezogen war, trat dazwischen und Scagnarello erbot sich sogar, die weinende Rosalia nach Cosenza umsonst zu überführen. Was sie an Geld bei sich trug, hatte sie dem heißgeliebten, unglücklichen Bruder aufgezwungen. Es brach ihr das Herz, ihn in so unwürdiger, nunmehr diesseits und jenseits verlorner Erniedrigung wiederzusehen. Paolo Vigo sprach laut über die Freude, leiden zu dürfen um des Heilandes willen. Als er laut betete, senkten sich sogar die Häupter. Niemand unterbrach seine laut erhobene Rede.

Paolo Vigo zog allem, was ihn treffen konnte, das Glück vor, bei Federigo zu sein. Alles hatte man ihm genommen, nur den Stab nicht, den auch die beiden andern Gefangenen behielten. Der Pfarrer von Spezzano zeigte dem Guardian von San Firmiano, der seinen beiden Klosterangehörigen bis Spezzano gefolgt war, eine Vollmacht des Erzbischofs von Cosenza, zufolge welcher das Kloster die beiden Leviten nicht reklamieren durfte. Aber Rosalia Mateucci schwur dem hochheiligsten Erzbischof von Cosenza in einer Weise Rache — wie solche nur in den Blicken einer Neapolitanerin liegen kann.

Transporte von Gefangenen sind und waren in diesem Lande Neapel an sich etwas Gewöhnliches. Der Wagen, begleitet von sechs Schweizerdragonern, glitt niederwärts — der kreidigen, staubbedeckten Landstraße zu und — den blauen Wogen des Meeres — hin nach Neapel, wo der „Bruder Totenkopf", sich allein als den Urheber aller dieser Schrecken mit Verzweiflung anklagend, nur einen einzigen, alle seine Empfindungen in einem Bilde der Vernichtung zusammenfassenden Gegenstand suchte — die Rauchsäule des Vesuv.

13. Im Vorhof der Inquisition.

Warum war Lucinde, trotz ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Bonaventura, Gräfin Sarzana geworden? Sie wollte einen Namen haben, der sie sicher stellte vor Demütigungen. Sie hatte von je die Furcht, sie würde als Bettlerin untergehen.

Jetzt freilich, als die Partei gesiegt hatte, zu der sie sich hielt, die jesuitische, sah es nicht darnach aus. Sie machte in Rom ein Haus. Ihre „Donnerstage" waren besucht. Die Wohnung, die sie innehatte, gehörte noch dem ältesten Rom des Mittelalters an. Sie lag in der „Straße der Kaufleute". Hier standen alte Paläste, die den herabgekommenen Geschlechtern der alten Tage gehörten, dunkle, verwitterte Steinmassen, die im Erdgeschoß und Bodengelaß manchmal zu Warenmagazinen benutzt wurden. Es liegt ein gewisser Nimbus um diese altertümlichen Wohnungen, und selbst der dritte Stock, den die Gräfin Sarzana bewohnte, war in einem dieser Paläste leidlich „anständig", auch wenn man im Eingang an den Fässern eines großen Kaufmannsgeschäftes vorüber mußte und die Treppen mit Wollsäcken verengt fand, die nach innen auf die obern Böden gewunden wurden. Darum hatten doch die inneren Gemächer, zumal wenn sie erleuchtet waren, durch Bauart und architektonische Ausschmückung ein beinahe fürstliches Aussehen. An ihren „Donnerstagen" bedienten mehrere gemietete Diener in Livree. Auch eine Equipage, ebenfalls eine gemietete, durfte nicht fehlen.

Es war ein Geheimnis, woher eigentlich die Einnahmen dieser jetzt beinahe vierzigjährigen deutschen Dame kamen. Oft hatten ihr Bonaventura, Paula, Graf Hugo Pensionen angeboten. Auch hatte Ceccones letzter Wille verlangt, daß sie zeitlebens das kleine Palais bewohnen sollte, wo ihm Graf Sarzana den Tod gegeben. Doch nahm sie jene nicht, verwertete aber die Vergünstigung durch Vermietung. Als Olympia in London selbst nicht mehr mit ihren Einnahmen auskommen konnte, stellte die rasch entschlossene kleine Despotin die Bedingung, daß Gräfin Sarzana das Palais ihres Onkels entweder selbst bezog oder die Nutznießung an sie, seine Erbin, abtrat. Lucinde zog letzteres vor. Nun, wo ihr jährlich tausend Skudi fehlten, traten die harten Zeiten ein. Ihre „Missionsreisen" wurden ihr zwar bezahlt, sie wohnte auch der Kostenersparnis wegen in Ordenshäusern, auch hatte sie eine Hilfe, die ihr manchmal in äußersten Fällen beistand — die alte Fürstin Rucca. Nur wurde auch diese vom Herzog Pumpeo so in Anspruch genommen, daß sie Schulden hatte und dann im Gegenteil von Lucinden zu borgen kam. Lucinde nahm in solchen Fällen keinen Anstand über die Börsen derer zu gebieten, die unter ihren Bekanntschaften reich waren. So bei Frau von Sicking, die auf ihren geistlichen Tendenzreisen oft nach Rom kam und Lucindens Protektion bedurfte. Treudchen Ley, deren Gatte, Piter Kattendyk, sich nicht nur in die ernste Lebensaufgabe geworfen hatte, Stadt- und Kommerzienrat zu werden, sondern sich auch mit der so schmählich von ihm beleidigten Kirche und Religion auszusöhnen (Professor Guido Goldfinger hatte das Geschäft gerettet und schwang sein Zepter über die Hauptbücher mit tyrannischer Gewalt), auch Treudchen Piter Kattendyk ließ ihrer Freundin Gräfin Lucinde Sarzana eine regelmäßige, wenn auch kleine Pension auszahlen. Gold-

finger hatte diese Summe als Tribut der Familie, desgleichen infolge letzten Willens der selig verblichenen Schwiegermutter Wally Kattendyk, anerkannt und sogar etwas vergrößert unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Lucinde in der Peterskirche an einem gewissen Altar für das Haus Kattendyk und die Angehörigen desselben jährlich eine Messe lesen lassen sollte — in der Tat erstand sie auch diese Seelenwohltat mit geringeren Kosten, als von Deutschland aus möglich gewesen wäre.

Alle diese Hilfsmittel würden nicht ausgereicht haben, z. B. dem Andenken des Grafen Sarzana, trotzdem, daß derselbe für die Sache des „Atheismus" gefallen war, auf dem Kirchhof an der Porta Pancrazio ein glänzendes Denkmal zu setzen, im eigenen Wagen zu reisen, einen alten Palazzo in der Strada dei Mercanti zu bewohnen, einen Jour fixe, dann zwei Bediente und eine Equipage zu halten — wenn nicht Lucinde noch einen Beistand gefunden hätte, der der frommen Konvertitin seltsamerweise — aus der Türkei kam.

Gräfin Sarzana kannte Italien und wußte, daß Spekulation dort nicht schändet. Sollte es allmählich herauskommen, daß sie einen Handel mit kostbaren türkischen Waren, Schals, Seidenstoffen, Kleinodien trieb — was tat ihr das von einem Adel, der mit Vespasian dachte: Gewinn riecht immer gut! Diese Dinge kamen ihr aus Kleinasien, wo in Brussa, an den Abhängen des Olympos, da wo einst im ambrosischen Licht die Götter Homers gethront, ein vornehmer reicher Mann, Abdallah Muschir Bei wohnte, ein Renegat und niemand anders, als der ehemalige päpstliche Sporenritter und Oberprokurator Dominikus Rück.

Wir kennen die Schreckensszene, als Ceccone, der ohne Lucindens Plaudereien nicht leben konnte, in einem Kabinett, dessen Tür sich von innen durch Zufallen von selbst verschloß, bei ihr verweilte, Sarzana mit blanker Klinge die Tür sprengte und nach dem Kardinal stach. Als damals Lucinde, die von Sarzana des Ehebruchs angeschuldigt wurde, ohne daß dafür die mindeste Berechtigung nachgewiesen werden konnte, zu den „Lebendigbegrabenen" entfloh, ließ sich dort eines Tages am Sprachgitter ein Fremder melden, der seinen Namen nicht nennen wollte. Überall Mord und Verrat fürchtend, wagte sich Lucinde nicht ans Gitter, sondern ließ sich verleugnen. Dieselbe Meldung kam dann acht Tage später wieder. Als sie nun tiefverschleiert und wie eine Nonne am Gitter erschien und den Mann sah, der sie zu sprechen wünschte und den sie zum letztenmal gesehen als einen Erhängten, erbebte sie, überflog in schneller Fassung die gegenwärtige Stellung, in welcher sie sich befand, ihre Rücksichten, die Gesinnung, die sie zur Schau zu tragen hatte, wechselte nur wenige kalte Worte mit ihm und gab sich den Nimbus, der ihr als Frömmlerin gebührte. Bei einer dritten Meldung nahm sie den unheimlichen Besucher nicht mehr an. Sie ließ ihm sagen, sie betete. Jetzt schrieb ihr Rück: Ob sie denn ganz die deutsche Heimat vergessen hätte, ob

sie ihn für unwürdig hielte, dem Puppenspieler Weltgeist hinter die Kulissen zu sehen, mit einzublicken in die Gedankenmaschinerie einer großen, stolzen und die Welt verachtenden Seele wie die ihrige — ? Oder ob sie Furcht haben könnte — vor wem? — vor was? — vor sich selbst doch gewiß am wenigsten? Oder wohl gar vor ihm — ? Er bot ihr, der in so viele Geheimnisse seines Daseins Eingeweihten, ihr, die ihn vor den schrecklichen Folgen der Rache, die Hammaker noch vom Hochgericht herab ausgeübt, bewahrt hatte, den Mitgebrauch seines Vermögens an, das er, nach einer Trennung von seiner Frau, so weit an sich gebracht hatte, als ihm sein eigen Erworbenes nicht entzogen werden konnte. Zur Ehe nehmen konnte er Lucinden nur dann, wenn beide die Religion wechselten. Auch das schlug er vor. Er schilderte den „schwarzen Falken", einen Indianerhäuptling voll Tapferkeit, Großmut, Gerechtigkeitsliebe, der an nichts geglaubt hätte, als an den „großen Geist". Er erläuterte die Philosophie Buddhas mit wenig Federstrichen. Jedenfalls schlug er nicht den verhaßten „Rückschritt" des Protestantismus, sondern, wenn sie wollte, Islam oder Judentum vor. Lucinde war damals so unglücklich, daß sie diese Zeilen lange mit Aufmerksamkeit betrachtete. Es war ein Brief ganz in jenen Wendungen, wie sie Dominikus Rück liebte — Zynismus abwechselnd mit Melancholie. Offen gestand er, daß er sich daheim nicht mehr hätte halten können; zu schlimme Gerüchte hätten ihn verfolgt; ein ruheloser, unsteter Geist irrte er jetzt von Stadt zu Stadt und wiche den Menschen aus, die sich vernünftige Wesen dünkten, weil sie wüßten, daß sie einen Kopf, zwei Arme und zwei Beine hätten. Rom, für dessen Macht und Herrlichkeit er sonst seine gesunde Vernunft eingesetzt, erschiene ihm geradezu eine wüste Einöde. Er müsse sein altes von Hause mitgebrachtes Rom zu Hilfe nehmen und erst das über die langweilige Stadt, die er hier angetroffen, „überstülpen", um auszuhalten. Nur den ihm geistesverwandten Klingsohr hätte er besucht und von diesem die Empfehlung eines ehemaligen türkischen Priesters, der Christ geworden, erhalten. Um seinerseits umgekehrt vielleicht Türke zu werden, lerne er von diesem jetzt die türkische Sprache. Er bot Lucinden an, sein Weib zu werden und mit ihm nach Kairo zu ziehen.

Sie antwortete ihm nicht und Rück verschwand aus Rom. In Neapel, sie erfuhr es später, vervollkommnete er seine Kenntnisse im Türkischen, ging nach Stambul und von dort nach Brussa. Ohne ihr die Kälte nachzutragen, die sie ihm bewiesen hatte, schrieb er ihr als Abdallah Muschir Bei. Seine Schilderungen zeigten ihn als leidlich glücklich; er beschrieb seine Einrichtung, den Harem seiner Frauen; — nur bedauerte er, daß er krank und alt wäre. Gerade dies von Erdbeben heimgesuchte, aber über alle Beschreibung schöne Brussa hätte er erwählt, weil die berühmten Schwefelquellen der Stadt „direkt aus der Hölle flössen". Seinen Justinian könnte er nun nicht mehr verwerten. Er hätte auch nach so langer Advokatenpraxis

ein unwiderstehliches Bedürfnis, ehrlich wie ein Türke zu sein. Deshalb wollte er Kaufmann werden, wie sein Schwager Guido Goldfinger. Im Orient befleißigte sich der Kaufmannsstand noch der Ehrlichkeit. Abdallah Muschir Bei hatte sich an den berühmten Seidenwebereien Brussas mit Kapitalien beteiligt.

Jetzt antwortete ihm Lucinde, und es vergingen seitdem niemals sechs Monate, daß nicht über Stambul und Venedig für sie ein Geschenk an kostbaren Stoffen, seidenen oder wollenen, an Teppichen und Schals, auch an kostbaren Geschmeiden ankam. Da in diesen Briefen jeder seinen Standpunkt beibehielt, so konnte die Korrespondenz nicht ohne Reiz bleiben. Abdallah verharrte dabei, daß er Lucinden geliebt hätte, liebe und lieben würde in Ewigkeit. Auch noch jetzt könnte er seinen Sklavinnen nur Geschmack abgewinnen, wenn sie seine Phantasie erst in Lucinden verwandelt hätte. Die Geschenke Abdallahs zurückzuschicken oder abzulehnen war zu umständlich. Lucinde behielt sie und verkaufte sie, wenn sie in Not war. Ein einziger Schal gab ihr dann die Mittel, auf Monate auszukommen.

Ihre demnach mit türkischem Gelde unterhaltenen „ultramontanen Donnerstage" wurden von allen jenen Menschen besucht, die nach Rom ziehen, wie die Weisen des Morgenlandes nach Bethlehem. Hier waren alle Nationen vertreten. Die süßlächelnden jesuitischen Abbés der Franzosen; die englischen Katakombenwallerinnen, die im feuchtmodernden Tuffstein die anderthalbjahrtausendalten Fußstapfen der Wisemannschen „Fabiola" suchten; deutsche Künstler, die den „Untergang des Geschmacks" von Rafaels allzuweltlichen Madonnen herleiten und wieder an Giotto anknüpfen wollen; deutsche Gelehrte, welche die gangbaren Geschichtsbücher dahin verbessern, daß sie immer das Gegenteil dessen, was die deutschen Kaiser erstrebten, als das Richtigere darstellen, die Päpste daher zu allen Zeiten recht behalten lassen — meist fanatische und nicht selten geistvolle Menschen. Gräfin Sarzana wußte sogar solche unter ihnen zu fesseln, die nicht die Intrige liebten. Das Deutsche, womit sie oft begrüßt wurde, behauptete sie vergessen zu haben; schon lange sprach sie nur italienisch; sie sprach es mit Feinheit, doch in jenem rauhen, tiefliegenden Ton, der am gewöhnlichen Organ der Italienerinnen den bekannten Wohllaut ihres Gesangs bezweifeln läßt. Ihre Kunst, einen Abend belebt zu machen, niemanden zu lange im Schatten stehen zu lassen, galt für musterhaft. Gelehrte Streitigkeiten duldete sie nur bis zu einem gewissen Grade, der jedoch über den der Oberflächlichkeit hinausging. Viel hockte sie unter Büchern, die ihr der päpstliche Unterbibliothekar Klingsohr bis an seinen vor einigen Jahren erfolgten Tod zutrug — die Hektik, die Zigarre und der Orvieto untergruben ihn zuletzt vollständig —; sie lernte unaufhörlich und konnte aus Bibel und Kirchenvätern eine Menge Beispiele für Behauptungen anführen, die den größten Lichtern der Sapienza und des Collegio anregend waren. Ihr Vorsprung war dabei der, daß sie alles Vergangene so nahm, als wäre es gegenwärtig. Die Menschen hatten

nach ihrer Auffassung zu allen Zeiten dieselben Schwächen, dieselben Bedürfnisse gehabt; die Forderungen der Natur wären zu allen Zeiten dieselben gewesen. „Sonderbar!“ sagte sie eines Tages — „Die Gelehrten sind auf diese Voraussetzung so wenig gerüstet! Für das Natürlichste, für den antiken Gebrauch z. B. eines Sacktuches, um seine Nase zu putzen, muß ihnen erst ein Zitat aus einem alten Schriftsteller die beruhigende Anlehnung geben!“

Über Klingsohr, dem es gegangen wie den deutschen Lanzknechten im Mittelalter, wenn sie bis zu dem altgefährlichen Capua kamen, schrieb ihr Abdallah Muschir Bei: „Ist er also nun zu seinem Vater, dem armen, braven, redlichen Deichgrafen und zum Kronsyndikus hinüber! Dieser eitle, erbärmliche Prahler, mit dem ich solange gegangen! Er erstrebte eine Bedeutung, wozu ihm weniger Fleiß und Beharrlichkeit, wie sein eitles Raffinement vorgab, als schöpferische geistige Kraft fehlte! Statt offen das letztere einzugestehen, schmähte er die Trauben, die ihm zu hoch hingen! Aber das ganze deutsche Volk ist wie dieser Klingsohr, und ich bin gewiß, die Kalmücken und Tartaren fressen es auch noch einmal auf!“ Lucinde hatte die nämliche Ansicht. Als sie die ihr von Klingsohr hinterlassene Habe desselben musterte, Brauchbares verkaufte, seine Papiere, seine angefangenen philosophischen Werke unbarmherzig ins Feuer warf, sogar seine Gedichte, in denen nur sie besungen war, ließ sie sich nicht einmal von jener Brieftasche rühren, die einst in Klingsohrs und ihrem eigenen Jugendleben eine so große Rolle gespielt hatte. Nachdem sie einen Augenblick zweifelhaft gewesen, ob sie nicht dies Andenken an die düsteren Verwickelungen im Hause der Asselyns und Wittekinds gleichfalls mit in jenes Kästchen von Ebenholz legen sollte, das ihren ganzen Lebensschatz enthielt — mit hinzu zu den noch unverkauften Gold- und Silbergeschenken Nücks — zu all den Briefen und Blättchen, die sie von Bonaventuras Hand besaß — auch zu Serlos Denkwürdigkeiten und zur Urkunde Leo Perls — da verbrannte sie es — und gerade an einem Tage, wo bei ihr drei deutsche Pilger vorsprachen, die zu Fuß nach Rom gewallfahrtet kamen, Stephan Lengenich, Jean Baptiste Maria Schnuphase und der Paramentensticker Calasantius Pelikan aus Wien. Sie überlegte, ob sie diese Männer zu Tisch laden sollte. Stephan Lengenich — wie hatte er ihrer Jugend so nahegestanden! Zum Glück erhielten alle drei den gesandtschaftlichen Rat, daß sie abreisen sollten — sie betranken sich täglich zum Skandal der Menschheit. So gab es der Abwechselungen genug, zu denen sich dann die Reisen, der Aufenthalt in Genua, in Coni gesellte, bis die Revolutionen ausbrachen, wo sich Lucinde in Venedig und glücklicherweise durch jene Hilfe erhielt, die ihr aus dem so ruhigen muselmännischen Orient kam.

Es war ein halbes Jahr seit „Wiederherstellung der göttlichen Ordnung“ verflossen. Wieder war die römische Saison, kurz vor dem Karneval, in aufsteigender Höhe. Wieder war bei Lucinden einer

ihrer „Donnerstage" gewesen. Sie saß, zufrieden mit der Zahl ihrer heutigen Gäste, mit der Erinnerung an ihre eigenen Einfälle und Repliken, die sie zum besten gegeben (was mustert man nicht alles nach einem Gesellschaftsabend und überdenkt, worin man hatte Effekt machen wollen und vielleicht durchfiel!). Die Herzogin von Amarillas war zugegen gewesen, immer noch in Trauer gehüllt — im übrigen starr, versteinert, bis zum Peinlichen unbeweglich und alt geworden. Olympia Rucca, die zur Besserung ihrer Finanzen mit ihren Schwiegereltern Frieden geschlossen hatte und sich ebenfalls noch der nämlichen Trauer widmete, welche auch noch nicht Ercolano, ihr Gatte, um seinen Freund Cäsar Montalto abgelegt hatte (Ercolano sah in Bennos Verhältnis zu Olympien nur eine persönliche Aufopferung der Freundschaft zugunsten seines eigenen Friedens, zur Vereinfachung seiner vielen Sorgen um eine „nun einmal schwer zu behandelnde" Frau —). Auch Fefelotti, der wiederum allmächtige, war dagewesen und hatte Lucinden durch eine heimlich zugeflüsterte Mitteilung erfreut. Sie hatte zwar nicht gern den Atem dieses Mannes in ihrer Nähe, aber sie hörte doch mit Vergnügen, was er ihr heute zugetuschelt. Es erfüllte sich also, daß mit einem hochbetagten lutherischen Landesvater in Deutschland, bei dessen Hoftheater die beiden Fräuleins Serlo als Tänzerinnen engagiert, dann im Geheimen zu Freiinnen von NN. erhoben waren, durch Vermittelung dieser, vom Vater her, katholischen Favoritinnen ein für Rom günstiges Konkordat abgeschlossen werden sollte. Hatte auch Lucinde, von der dies Arrangement zustande gebracht wurde, gerade kein besonderes Interesse an der Summe, die man ihr zahlen wollte, wenn die Freiinnen von NN. nebst ihrer alten Mutter solange weinten und sich kasteiten und sich abhärmten und den alten Landesvater selbst beim Champagner und nachts zwölf Uhr, wenn er im Mantel verhüllt nach Hause schlich, durch „ihre Gewissensbisse" peinigten, bis dieser nachgab und den für ein protestantisches Land wahrhaft schmählichen Vertrag mit Rom abschloß — ihr genügte schon, sich die Kurie gründlich verpflichtet zu haben und dabei schmerzlichlächelnd — an Serlos Phantasien über die Zukunft seiner Töchter denken zu können.

Heute war ein neuer Gast zum drittenmal dagewesen — Pater Stanislaus aus dem Al Gesù, Wenzel von Terschka. Sechs Monate hatte dieser Verlorene in Rom verweilt, ohne daß ihn jemand erblickte. Man sagte allgemein, er hätte eine qualvolle Gefangenschaft, dann eine glorreiche Umänderung seines Sinnes zu bestehen gehabt und wäre nun nahezu ein Heiliger geworden. Jedem, der etwa erstaunte, wie hier möglich geworden, daß ein Mann, ein Priester, der als solcher weltlich beurlaubt und beauftragt, sich in kurzer Robe in die allgemeine Gesellschaft zu mischen, in London zum Ketzertum übertrat, dann wieder nach Rom zurückkehrte, wieder sein altes Priesterkleid — „re quasi bene gesta" schrieb Lucinde an Rück — wieder anzog — dem wurde erwidert: All diese Wandelungen im

Leben Wenzel von Terschkas beruhen auf Verleumdung! Nie war er ein Protestant! Erst jetzt, jetzt führte ihn das Bedürfnis der Heiligung über ein leichtfertiges Leben in die geschlossenen Räume des Bußhauses! Erst jetzt, jetzt ist er geistlich geworden, erst jetzt in den Orden des heiligen Ignaz getreten — und auch erst jetzt heißt er wahrhaft Pater Stanislaus. Allen denen, die etwa an der Richtigkeit dieser Darstellung zweifeln mochten, mußte dieselbe glaubhaft erscheinen, wenn sie die hohle Wange, das düster irrende Auge, den scheuen Blick, den fast verstummten Mund, eine erschreckende Vernichtung an einem Manne wiederfanden, der sonst durch die Gesellschaft dahinglitt wie Quecksilber. Heute war es der dritte Donnerstag, wo der unheimlich brütende, willenlos gewordene — alte Mann bei Gräfin Sarzana saß. Mit dem Schlage der zehnten Stunde brach er jedesmal auf; er, dem sonst die Nacht gehören mußte. Punkt fünfzehn Minuten nach zehn mußte Pater Stanislaus hinter seinen düstern Mauern sein.

Lucinde urteilte über diese Konsequenzen der katholischen Idee, wie über etwas, was sich von selbst verstand auf dem Gebiet ihres ganzen Wirkens und Lebens. Sie, die ja ebenfalls in dieser Weise zu den Wiedergeborenen gehörte, sie ließ auch die monströse Erscheinung Terschka gelten. Sie begrüßte ihn ohne jeden Schein einer Kritik. Sie gab dem Pater Stanislaus die Ehre, die seinem, „erst jetzt erwählten" Stande gebührte.

Nur ein einziges nagendes Gefühl quälte die im Grunde ihrer Seele vollkommen nihilistisch gewordene und darum doch noch nicht wegen des äußern Scheins ihrer Frömmelei ganz eine Heuchlerin zu nennende Lucinde unausgesetzt. Sie, die sonst die Reue als „unnütze Selbstquälerei" verwarf, bereute eines. Es war ein Wort, das ihr einst bei ihrer ersten Bekanntschaft mit Kardinal Ceccone über den damaligen Bischof von Robillante entfallen war: „Ich besitze in meinen Händen etwas, was ihn auf ewig vernichten könnte!" Daß ihr dies Wort hatte entschlüpfen können, war nur möglich im ersten Rausche über die ihr gewordenen neuen Erfolge — und im nachhaltenden Zorn über Bonaventuras damalige Abreise von Wien. Bonaventura hatte sie in einer Stadt, wohin sie ihm verkleidet durch ganz Deutschland nachgereist war, zurückgelassen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Oft hatte sie diese Äußerung, die sie auch aus Furcht vor den Drohungen des Grafen Hugo getan, so oft sie daran erinnert wurde, in Abrede gestellt und den Sinn derselben als harmlos zu deuten versucht; Ceccone jedoch, Olympia, die Herzogin von Amarillas, hatten sich die Äußerung gemerkt, hatten sie oft wiederholt und sogar so rückhaltslos wiederholt, daß sie Fefelotti bekannt geworden war. Dieser, von Haß und Rache gegen Bonaventura seit Jahren erfüllt, hatte dessen früherem Leben nachgespürt, dem Verschwinden seines Vaters, dem beraubten Sarge auf dem Friedhof von St. Wolfgang. Nach ihrer fernern Äußerung: „Käme, was ich habe, zutage, so müßte der Un-

glückliche auf ewig in ein Kloster gehen!" fehlte nicht viel, daß die seit dem Tode Bennos zu einem großen Schlage der Rache Verbundenen, Fefelotti, Olympia, die Herzogin, schon aus sich selbst heraus die volle Wahrheit trafen. Denn zu einer solchen Entsagung konnte ja nur jemand gezwungen werden, der mit einem dem Priestertum widersprechenden Makel behaftet war. Selbst die Besuche Terschkas, sein lauernder Umblick, sein grübelndes Schweigen schien dem Privatgefühl Lucindens, das von ihrer öffentlich gespielten Rolle abwich, mit einer Verschwörung gegen Bonaventura und sogar — mit ihrem Kästchen in Verbindung zu stehen.

Bonaventura befand sich in Rom — er wurde mannigfach begnädet und höher noch gehoben als er schon stand. Im Sommer angekommen, hatte er seine Mutter schon sterbend gefunden und sie aus dem Leben scheiden sehen. Von seinem Stiefvater, der nach Deutschland zurückkehrte, hatte er Abschied genommen und wollte nach Neapel, in den Silaswald, zu seinem nun erlösten Vater, diesem lebendigen Beweis für die Notwendigkeit einer Reform der katholischen Kirche, als er durch einen jener plötzlichen Einfälle, die an dem inzwischen wieder auf den Stuhl Petri zurückgekehrten Statthalter Christi alle Welt kannte, zum Kardinal erhoben wurde. Quid vobis videtur? hatte es in Rücksicht auf den deutschen jungen Kirchenfürsten aus des heiligen Vaters Munde im Konsistorium geheißen und alles blickte auf Fefelotti. Die alte Regel, bei solchen persönlichen Willensakten des Papstes zu schweigen und ihm die volle Gerechtsame seines Herzens zu lassen, Kardinäle nach eigener Gemütsregung zu ernennen, wurde auch hier innegehalten, so sehr sich die Zeiten verändert und die Porporati den Charakter einer Ständekammer angenommen hatten, aus deren Majorität weltlichverpflichtete Minister kamen. Die Trauer eines Sohnes um seine Mutter war die nächste Ursache dieser Erhöhung. Ein Erzbischof mußte nach Rom zu solchem Leide kommen —! Dafür allein schon mußte ihm der heilige Vater, der sich in der Sentimentalität seiner Stimmungen noch nicht beeinflussen ließ, am wenigsten von denen, die ihr Streben, ihn beeinflussen zu wollen, verrieten, den Purpur schenken.

Fefelotti schäumte vor Wut über die ewigen „Rückfälle" des „unverbesserlichen Schwärmers", der die dreifache Krone trug. Er stürmte zu Lucinden, warf ihr die Veränderung ihrer Gesinnungen für den Verhaßten vor, reizte sie durch die Schilderung der Glückseligkeit der inzwischen gleichfalls nach Rom gekommenen Paula und verlangte geradezu von ihr — jenes Gewisse, das sie gegen die „Kreatur einer ihm feindlichen Partei", wie er Bonaventura nannte, seit Jahren in Händen hätte.

Die düstern schwarzen Augenbrauen zusammenziehend, stellte Lucinde ihre ehemalige Äußerung, wie sie später schon immer getan, in Abrede. Jetzt zumal, wo sie mit Bonaventura auf dem Fuß neuer Hoffnungen stand. Ihre Jahre schreckten sie nicht. Mit vierzig Jahren

hört niemand zu lieben auf. Sie hatte die drei verbundenen Freunde, Bonaventura, den Grafen Hugo und Paula nie aus den Augen verloren. Sie beobachtete scharf. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß sich im Herzen dieser seltsam Verbundenen verhängnisvolle Kämpfe vollzogen; Bonaventura sprach für die Wünsche des Grafen, der ganz nach Wien übersiedeln oder wieder in Militärdienste treten wollte. Paula stand an einem Scheidewege — ob Rom, ob Wien. Ging sie nach Wien, so waren die Würfel gefallen. Ihre Ehe hatte dann ihre natürliche Ordnung gefunden. Und Bonaventura —? Lucinde war so erregt von dem Gedanken, Bonaventura würde als Kardinal dauernd jetzt an Rom gebunden werden können, müßte dann zwischen Coni und Rom stets hin- und herreisen, könnte sich ihr, ihrer Macht, ihrem Einfluß nicht entziehen, daß sie Fefelotti mit Indignation von sich wies und ihn bat, diesen Gegenstand nie wieder zu berühren.

Es konnte auffallen, daß der neuernannte Kardinal, welchem am Tage der Übergabe des Purpurhutes eines der ersten Fürstenhäuser Roms die üblichen Honneurs machte — Olympia, die Herzogin von Amarillas wohnten diesen Festen nicht bei — noch längere Zeit in Rom verblieb. Der Herbst war gekommen. Sogar auf den Winter kehrte der jüngste der Kardinäle noch immer nicht nach seinem Erzbistum zurück. Niemand wußte die Veranlassung dieser verzögerten Abreise. Bonaventura selbst schützte für sein Bleiben Studien vor. Sein einziger Umgang waren Kardinal Ambrosi und die Salem-Camphausensche Familie. Bonaventura blieb bis in das neue Jahr hinein, selbst als es schon mit Olympia zu den unangenehmsten gesellschaftlichen Reibungen gekommen war. Er will den Karneval sehen! hieß es. Man beruhigte sich scheinbar. Nur Fefelotti umgab ihn mit Spionen.

Auch Lucinde forschte. Ganz leise hatte sie einige Fäden von einem Verkehr aufgegriffen, den der neue Kardinal mit Neapel, ja mit dem berüchtigten Silaswald unterhielt. Ende August schon hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Fra Hubertus und jener Einsiedler, der ihnen vor Jahren soviel zu schaffen gemacht hatte, auf Befehl der Inquisition verhaftet worden waren. Noch zuckte Fefelotti, den sie deshalb befragte, die Achsel und sagte: „Allerdings haben die Jesuiten diesen Ketzer gefangennehmen lassen, aber die Dominikaner wurden wild! Sie kennen ja die Eifersucht der weißen Kutten gegen die schwarzen!" Lucinde hörte, daß Bonaventuras Verbleiben in Rom mit Geheimnissen des Sacro Officio, des Inquisitionspalastes, den die Dominikaner innehaben, zusammenhing; die klare Übersicht alles Tatsächlichen fehlte ihr noch. Sie durfte erbangen über ein Wiederbegegnen mit Hubertus; doch wollte sie glücklich sein, sich durch nichts stören lassen, wollte hoffen und faßte somit alles im heitersten Sinne und fürchtete für nichts.

Heute saß sie in der allerlebhaftesten Spannung. Der Grund, warum sie heute noch nicht zur Ruhe gehen wollte und konnte, war kein anderer als die noch wie im Sturm der Mädchenbrust gefühlte

Ungeduld, ob die für morgen früh beim ersten Morgengrauen angesetzte endliche Abreise des Grafen — mit oder ohne Paula stattfinden würde.

Das gräfliche Paar lebte zurückgezogen in einem der großen Hotels am spanischen Platz. In den meisten Dingen war selbst für Lucinden der Schleier des Geheimnisvollen, der den bei Ambrosi wohnenden Bonaventura und die Freunde umgab, undurchdringlich. Auch für die gegenwärtige Situation hatte sie nichts anderes erspähen können als die Absicht des Grafen, in erster Morgenfrühe die längst bezweckte und immer wieder verschobene Reise nach Deutschland anzutreten. In erster Morgenfrühe sollte ein Bekannter eines ihrer Bedienten von Piazza d'Espagna, wo derselbe im nämlichen Hotel aufwartete, die Nachricht bringen, ob Graf Hugo — mit oder ohne seine Gemahlin abgereist war. Reiste der Graf mit Paula, so war es ihre Absicht, für ihre noch immer glühende Liebe eine Demonstration zu versuchen. Sie wollte dann beim Kardinal Ambrosi vorfahren, die Urkunde Leo Perls, eingesiegelt, mit einem Schreiben an Bonaventura versehen, am Palast der Reliquien abgeben, die Bitte hinzufügen, ihr den Empfang durch eine ausdrückliche Meldung an ihren Wagenschlag oder einen Gruß am Fenster bestätigen zu wollen. Sie wollte damit die Glut ihrer nur mit dem Tode ersterbenden Liebe zeigen, selbst mit Gefahr, den Bund, der sich gegen Bonaventura verschworen zu haben schien, zu ihrem eignen Gegner zu bekommen und die Protektion Fefelottis zu verlieren. An ihre schon grauen Haare, an ihren gekrümmten Rücken, an ihre sechsunddreißig Jahre sollte sie denken —? Was ist einem Weibe von Geist der Spiegel! Liebesfähigkeit gibt ihr der Wille und des Willens ewige Jugend! Da scheut sie keinen Wettkampf mit der glatten Wange des Mädchens — eine „Jungfrau" war Lucinde geblieben bei allen ihren Herzenskonflikten mit Oskar Binder, Klingsohr, Serlo, Nück, Ceccone, Fefelotti — Gräfin Sarzana war sie nur am Altar geworden.

Lucinde nahm aus ihrem Schreibbureau ihr Kästchen. Es hatte die Form einer größern Reisekassette, war von schwarzgefärbtem Holz und mit einem guten Schloß versehen. Sie schloß es auf — blätterte in Serlos Papieren — ließ einige Broschen von Türkisen und Diamanten am Lichte funkeln — verlor sich in Träume, überlegte den Brief, den sie schreiben wollte, verschloß ihr Kästchen wieder und wollte zur Ruhe gehen.

Als sie begonnen hatte, sich in ihrem Schlafkabinett zu entkleiden, hörte sie in der Nähe ein Geräusch. Es war ein eigentümlicher Ton, dessen Ursache sie sich nicht erklären konnte. Sie ergriff ihr Licht. Indem sie um sich her leuchtete, fiel ihr ein, daß sie im Nebenzimmer ihr Schreibbureau offengelassen und ihr Kästchen nicht wieder eingeschlossen hatte. Zitternd trat sie ins Nebenzimmer, fand hier alles still, verschloß rasch ihr Kästchen und blickte um sich. Wieder erscholl der fremdartige leise Ton, der von irgendwoher draußen und dicht neben

ihrem Fenster hörbar blieb. Jetzt hätte sie den Ton so erklären mögen, als bewegte der Wind einen Klingeldraht.

Da ein solcher nicht in der Nähe und die Luft still war, die Nacht eher schwül als windbewegt, so konnte jenes Geräusch nicht vom Winde kommen. Es dauerte fort. Sollten Diebe in der Nähe sein? Bei diesem Gedanken versagte ihr schon der Atem, ihren Dienstboten zu rufen. Zwar wohnte sie in einer lebhaften Straße, aber mit dem Gegenüber eines alten unbewohnten Palastes. Ein lautausgestoßener Ruf hätte vielleicht die Diebe entwischen lassen. Trotz ihrer Furcht trug sie das Verlangen, die Missetäter kennen zu lernen.

Jetzt bemerkte sie, während jener leise schnurrende Ton fortdauerte, am Fenster einen Schatten wie von einem Seil. Ihr Auge blieb auf diesen hin- und herschwankenden Schatten starr gerichtet. Heftig klingelte sie. Im gleichen Augenblick stürzte vom Dach über ihr auf die Straße ein Ziegel oder sonst ein Gegenstand, der unten zerbrach. Auf ihren Balkon, der wohl gar durch ein Seil von oben her sollte erstiegen werden, hinauszustürzen, hatte sie keinen Mut. Der große weite Saal, zu welchem jener Balkon gehörte, war unheimlich; um zu den Bedienten und Mädchen zu gelangen, mußte sie denselben in ganzer Länge durchschreiten. Sie klingelte wiederholt und bekam dann endlich von ihren Leuten Hilfe. Man entdeckte in der Tat einen vom Plattdach herabhängenden Strick. Die Diener, leidlich beherzte Burschen aus dem Gebirg, sprangen, ungeachtet alles Abmahnens, mit großen Küchenmessern einen Stock höher und von dort, wo sich die Warenlager eines Tuchhändlers befanden, auf die Plattform. Hier regte sich nichts. Man hatte nur den freien, sternenhellen Himmel und ein unabsehbares Durcheinander von Schornsteinen um sich. Also hatte sich der Dieb schon in eines der Nachbarhäuser geflüchtet.

Luigi, einer der Bedienten, fand das Seil, das mit dreifachem Knoten um einen hohen Schornstein gewunden war und das jedenfalls einen Menschen halten konnte, der sich etwa auf diesem Wege zum Balkon hätte hinunterlassen wollen.

Über dem lauten Rufen und Erörtern wurde auch die nächste Nachbarschaft im zweiten und dritten Stock lebendig. Die Mägde machten sich Mut durch das lauteste Schreien. Die Nachforschungen, jetzt von den Nachbarn unterstützt, führten zu keiner Entdeckung, die es hätte möglich machen können, den Strick zu erklären. Ohne Zweifel hatte sich schon der Dieb aus dem Staube gemacht, als er den Schein des von Lucinden in ihr Schlafkabinett getragenen Lichtes entdeckte. Die Gräfin mußte warnen, die Untersuchungen auf dem Boden fortzusetzen, da die Lichter unvorsichtig hin und her flackerten. Jetzt erst erkannte sie, in welcher feuergefährlichen Nachbarschaft sie lebte —! Die Tuchhändler des Ghetto hatten hier ihre Vorräte an Tuch und Wolle liegen.

Als es still geworden war, der Strick abgeschnitten, die Schlösser und Riegel der Schränke untersucht waren und alles wieder zur

Ruhe ging, warf sich Lucinde in höchster Aufregung auf ihr Bett und ließ sich von den schreckhaftesten Bildern peinigen, die ihr diesen Überfall als schon wirklich vollzogen ausmalten. Und wenn er sich wiederholte — ? Wenn wohl gar der Dieb im Hause, in den Zimmern noch verborgen wäre? Sie hatte sich eingeriegelt und jetzt ihr kostbares Kästchen mit in ihr Schlafkabinett genommen.

Es lag nahe, an ihre wunderlichen Handelsgeschäfte, an ihren häufigen Verkauf von Pretiosen zu denken. Ihr aber bildeten sich andere Vorstellungen. Sie dachte an die abenteuerlichsten Absichten — sie sah einen Abgesandten Fesolottis, der sich ihres Kästchens bemächtigen sollte. Die längst verbleichten Bilder Picards, Hammakers, Oskar Binders tauchten mit frischen Farben vor ihren Augen auf.

Erst der Morgen bot Beruhigung, der ermutigende, alles belebende Sonnenschein. Rings öffneten sich die an jedem Fenster in Rom angebrachten Markisen, die sich Lucinde freuen konnte, diese Nacht nicht geschlossen zu haben; denn nur so hatte sie hören können, was am Fenster vorging. Von allen Bewohnern der Straße schien das nächtliche Ereignis erörtert zu werden. Neugierige sammelten sich, blickten nach oben und disputierten. Noch einmal suchte man auf den Dächern die Spur des Diebes und fand manchen Ziegelstein losgerissen, manchen alten, leeren Blumentopf zertrümmert. Die Öffnung jedoch, wo der Dieb niedergestiegen und entkommen sein mußte, konnte in einer Häuserreihe, die sich bis Piazza Navona zog, nicht entdeckt werden.

Um sechs Uhr kam eine Botschaft, welche die Teilnahme Lucindens für jede andere Angelegenheit, selbst für den Besuch des Polizeimeisters (eines Prälaten) und die Untersuchung des von ihm als corpus delicti entgegengenommenen und vielleicht auf Entdeckungen führenden Stricks zurückdrängte. Ihr Kundschafter zeigte ihr an, daß Graf Hugo nach fünf Uhr in einem leichten Reisewagen, welchen drei Pferde zogen und dem sich ein hochbepackter vierspänniger, Gepäck und Dienerschaft führend, angeschlossen, abgereist war. Paula — war nicht zurückgeblieben. Sie war ihrem Gatten nach Wien gefolgt. So war denn die Entscheidung da — das jahrelang Keimende endlich zur Reife gediehen —! Neue Sterne — neue Bahnen! Paula folgte nun also den Mahnungen ihres einst gegebenen Jaworts und zahlte die solange Zeit gestundete Schuld der Ehe.

Lucinde gab sich mit entfesselter Phantasie der ganzen Tragweite dieser Veränderungen hin. Nun galt es in Bonaventuras Leben eine freigewordene Stelle einzunehmen. Offen wollte sie ihn vor den geheimen Konspirationen der Herzogin und der Fürstin warnen, die schon seine Heimat, Castellungo, Neapel, die Verließe der Inquisition in den Kreis ihrer Forschungen gezogen zu haben schienen. Sie wollte ihm den nächtlichen Überfall anzeigen, den sie heute erlebt hatte, und Veranlassung daraus nehmen, zunächst die Urkunde einzusiegeln und einen Augenblick zu erspähen, wo sie Bonaventura bei seinem Freunde

sicher zu Hause fand. Auch sie hielt sich in seiner Nähe einen Spion, einen Priester, der dem fremden Kirchenfürsten seit einem halben Jahr von der Kongregation der Bischöfe zur Verfügung gestellt war. Sie kleidete sich an und fuhr zunächst an einen Ort in der Nähe des Ambrosischen Palastes, wo jener Priester an jedem Morgen ihrer harren und berichten mußte, wo sie den Freund den Tag über sehen konnte, was er beginnen, wo zelebrieren, wo in Gesellschaft sein würde. Der junge Abbate sprang regelmäßig einen Moment an den Wagenschlag; sie hielt ihm ihr Ohr hin und erfuhr, wo sie hoffen konnte, Bonaventura zu begegnen. Heute hörte sie zwei Nachrichten. Eine erfreuliche, — die, daß beide Kardinäle dem großen Sprachenfest der Propaganda beiwohnen würden, sie also Bonaventura sehen könnte — dann eine erschreckende — beide Kardinäle würden einen Ausflug nach Neapel machen.

Es war Winterszeit und diese Reise somit glaublich. Aber konnte sie denn nicht folgen? Konnte sie nicht ebensogut wie andere den neuesten Ausbruch des Vesuv sehen wollen oder vom römischen Winter, der diesmal sogar Eis gebracht hatte, für einige Zeit Abschied nehmen? Andrerseits sah sie mit zunehmendem Befremden die wichtige Rolle, die in Bonaventuras Leben Neapel zu spielen anfing! Mit diesen wichtigen Nachrichten fuhr sie in die nächste Kirche — die des Al Gesù, wo eigentlich jeder die Messe hören mußte, der zum guten Ton, namentlich zum triumphierenden der Reaktion gehören wollte.

Während sie dort, über ihre nächsten Entschlüsse brütend kniete, saß Bonaventura in den düstern Zimmern des Katakombenpalastes, und in der Tat voll tiefster Trauer. Die Unfähigkeit des Grafen, länger seine Liebe zu beherrschen, hatte im Wettkampf dreier Herzen den Sieg davongetragen. Noch vor einigen Tagen hatte Paula vom Eintritt in ein Kloster gesprochen. Der Tod der Präsidentin von Wittekind war unmittelbar und in der ganzen Herbigkeit eines sich nur ungern dem Gesetz der Natur bequemenden Scheidens von den Freunden miterlebt worden. Nun erfuhr Bonaventura, daß das stille „Gute Nacht!" des gestrigen Abends der Höhe seines Lebens gegolten hatte. Es konnte nur noch abwärts gehen. Es war zwischen den Freunden so verabredet worden, daß sie sich ohne Abschied trennten. Die nächste Zerstreuung, die nächste Füllung der Lücke seines Innern bot die Reise nach Neapel. Ambrosi kannte jede Beziehung im Leben seines Freundes. Als Bonaventuras Mutter gestorben, ging eine Anzeige dieser Entscheidung in den Silaswald. Bonaventura würde die Botschaft in jene Wildnis selbst überbracht haben, hätte ihn nicht noch des Präsidenten Gegenwart und seine tiefste Betrübnis zurückgehalten — dann hielt ihn, als der Präsident abreiste und der Vater, wenigstens für ihn, aufersteben, der Sohn ihm an die Brust sinken konnte, seine Ernennung zum Kardinal zurück.

Federigos Absicht, selbst nach Rom pilgern zu wollen, hatten die Freunde nicht erfahren können. Denn die jesuitische Reaktion, die

mit dem Jahre 1849 über Europa hereinbrach, drang selbst bis in jenen dunkeln Winkel eines Waldes und brachte den Einsiedler in Gefangenschaft. Cocle, der Bevollmächtigte Fesolottis, hatte jene Versammlung des zwanzigsten August sprengen und sämtliche Ketzer des Silaswaldes festnehmen lassen. Ambrosi mußte das Äußerste aufbieten, um Bonaventura nach dieser Kunde von unüberlegten Schritten zurückzuhalten. Sofort nach Neapel zu reisen, dort an die Pforte der Inquisition zu pochen, wie Bonaventura gewollt — es war für einen Kardinal und Erzbischof unmöglich, falls nicht Vater und Sohn zu gleicher Zeit die größten Nachteile davon haben sollten. Doch kannte Ambrosi den Haß der Dominikaner gegen die Jesuiten, die Inquisition gehörte jenen; er zog den General-Inquisitor selbst ins Vertrauen.

Pater Lanfranco wirkte in der Tat im günstigen Sinne nach Neapel. Bald wurde, zur Wut der Jesuiten, der alte Negrino als ein Rico, ein wohlhabender Possidente, freigegeben, selbst Paolo Vigo sollte unter gewissen Bedingungen zu Ostern das Offizio verlassen. Von Fra Federigo sowohl wie von dem, auf Betrieb der Jesuiten, aufs heftigste von den Franziskanern reklamierten Hubertus hieß es, beide würden nach Rom geschickt werden, sobald die Akten spruchreif wären, und den letzten Spruch sollte das heilige Offizium von Rom fällen. Alles das wurde in einem Stil verhandelt, der den in solchen Fällen ehemals üblichen Scheiterhaufen entsprach. Doch im Geheimen gab Pater Lanfranco die Versicherung, daß schon bis zur Weihnachtszeit beide Gefangene in Rom sein würden; schon jetzt würden sie besser gehalten, als je andere in ähnlicher Lage. Alles das aus Achtung vor den Empfehlungen zweier Kardinäle und vorzugsweise den Jesuiten zum Trotz. Eine sofortige Unterbrechung der üblichen Prozeduren war nicht möglich. Federigo galt für einen Waldenser, war beschuldigt, Proselyten gemacht zu haben, Bonaventura mußte sich in alles das ergeben, was zunächst nicht zu ändern war.

Ambrosi bat den Freund, jedenfalls in Rom auszuharren. Er beschwor ihn, sein Interesse für den unglücklichen Vater nicht zu sehr zu verraten — er würde ihn damit unfehlbar nur verderben. Die beiden Frauen, die vor Jahren die maßlosesten Huldigungen vor dem Bischof von Robillante zur Schau getragen hatten, saßen jetzt im Palast des alten, zum schäbigsten Wucherer herabgesunkenen Rucca, auf Villa Tibur und Torresani, und ersannen nichts als Kränkungen für einen Priester, dessen neue Erhöhung sie nicht hatten verhindern können. Die Herzogin hatte sich dem Präsidenten mit kalter, vornehmer Haltung als seine Stiefmutter vorgestellt. Obschon Erbin des Vermögens, das Friedrich von Wittekind seinem natürlichen Bruder ausgesetzt hatte, gab sie sich doch die Miene, diese Mittel nicht zu bedürfen. Beide Frauen waren jetzt mit Fesolotti verbunden —! Sie sahen Terschka bei sich, sie hatten Geheimnisse, die selbst die schlau aufmerkende, wenn auch immer sanft erscheinende, demütig ergebene und seufzende Gräfin Sarzana nicht erfuhr. Ambrosi bat,

alles seiner Führung und der nächsten, sicher nicht zu entfernten Zeit zu überlassen.

Mit Ambrosi war jener Austausch der Freundesbeichten, von welchem sie vor Jahren gesprochen hatten, nunmehr erfolgt. Einer sah hier auf den Grund des andern. Ambrosi war ein Schüler Federigos und ein nur glücklicherer, als Paolo Vigo gewesen —! Ambrosi war absichtlich eine Reihe von Jahren ein Märtyrer geworden — um einst noch etwas mehr werden zu können, als ein Mönch. Was ist ein Dorfpfarrer, der mit einem Bischof einen Streit beginnt! sagte er in der Tat, ganz nach Bonaventuras Ahnung. Nur ein mit dem Papste Streit beginnender Bischof reformiert die Kirche! Das war seine Losung. Die politischen Stürme unterbrachen seine Entwickelung, aber die Stunde reifte. Vor dem zwanzigsten August 18** hatte auch er dem Bruder Federigo geloben müssen, nichts zu sein, als ein Katholik wie alle andern.

Bonaventura hatte dem Freunde dann auch offen gestanden, wer Federigo war. Mehr noch — er hatte ihm gesagt, daß ihm — die Taufe fehlte —! „Getauft bist du mit dem Geiste Gottes!" war die Antwort des mutigen Priesters, der ihm ebenso offen gestand, er hätte sein ganzes Leben daran gegeben — vielleicht einst der Statthalter Christi zu werden. Und trotz dieser bewußten Absicht, trotz dieses Maskenspiels war Ambrosis Gebet um Kraft und Ausdauer bei seinem Vorhaben rein und aufrichtig. Er brauchte die Tugend, die ihn erhöhen sollte, nicht zu heucheln. „Die Rettung der katholischen Kirche ist ein allgemeines Konzil. In dessen Hände legt der Statthalter Christi seine Gewalt nieder —" Das war ihre Losung. Daß die Religion nicht die Philosophie werden konnte, das verstand sich ihnen ebenso von selbst, wie die Unmöglichkeit, daß der Katholizismus zum vollen Luthertum überging.

Der treuverbundene Freund hatte dem Trauernden, dessen Liebe zu Paula aufs tiefste von ihm aus den eigenen Entbehrungen seines Lebens nachgefühlt werden konnte, unausgesetzt Nachrichten vom Vater aus Neapel gebracht, hatte ihn um Mäßigung gebeten und alles getan, um die Ungeduld des Sohnes von übereilten Schritten zurückzuhalten. Bis zur Weihnachtszeit wollte sich Bonaventura zufrieden geben. Die Roratemessen kamen, die Weihnachtskrippen, das neue Jahr brach an — aber die Gefangenen kamen nicht. Nun wollten sie allerdings beide nach Neapel. Den Vormittag des sechsten Januar brachte Bonaventura mit geschäftlichen Briefen zu, die an sein erzbischöfliches Kapitel gerichtet werden mußten. Er speiste allein — Ambrosi war auswärts und durch sein Amt bis über Mittag verhindert. Als er zurückkam, begleitete er den Freund zum spanischen Platz, wo die Missionäre der Propaganda ihr großes Sprachenfest hielten. Dort mußten sie Pater Lanfranco finden. Erteilte ihnen dieser keine Beruhigung, so wollten sie am nächsten Morgen nach Neapel reisen.

Der Saal der Propaganda war überfüllt. Alle Welt ergreift

in Rom die Gelegenheit, anwesend zu sein, wenn sich Würdenträger der Kirche in reicher Anzahl versammeln. Erschienen sie hier auch nicht in ihren großen außergewöhnlichen Prachtgewändern, so trugen doch viele ihre regelmäßigen Ordenskleider. Griechen, Armenier, Kopten, Maroniten befinden sich immer in ihren eigentümlichen Trachten. Auch für den Freund der Physiognomik gibt es schwerlich einen interessanteren Genuß, als markierte Priesterköpfe zu studieren. Im übrigen sind die Engländer und Amerikaner im Begaffen alles Fremden und im Verleugnen ihrer protestantischen Gefühle in Rom die wahren Narren.

Bonaventura und Ambrosi kamen an, als die Feierlichkeit schon im Gange war. Die Schüler der Propaganda, jüngere und ältere Scholaren, darunter manche bereits geweihte Kleriker, sprachen in all den Zungen, in welchen sie einst auf Missionsreisen die Botschaft des Heils zu verkündigen hofften. Wenigstens konnten Proben von einem Viertelhundert Sprachen vernommen werden. Ein erhabener Gedanke an sich — ergreifend durch seine Bedeutung — aber die Ausführung brachte viel üble Späße mit sich! Drollig erklang es dem italienischen Ohr, wenn ihm Slawisch gesprochen wurde. Ambrosi hatte Bonaventura in eine Falle gelockt. Er wollte ihn aufheitern. Als beide ankamen, lachte die Versammlung über die Art, wie sich eine Lobpreisung des Höchsten im Polnischen ausnahm. Einige fanatische polnische Gräfinnen waren darüber ganz außer sich.

Bonaventura glaubte anfangs in einen Konzertsaal zu treten. Bald entdeckte er die Fürstin Rucca, die in elegantester Toilette neben ihrem Ercolano saß und mit diesem so vertraulich lachte, als hätte die zehnjährige Episode ihres Lebens mit Benno nicht stattgefunden. Sowie sie den Erzbischof sah, runzelte sie die Stirn. In einer gestickten ordenüberladenen Uniform saß Ercolano, lorgnettierte die Damen und klatschte wie im Theater Beifall, wenn eine gewandte Zunge rasch über die schwierigen Passagen der fremden Idiome hinwegkam. Neben Olympien saß die Herzogin von Amarillas mit schneeweißen Haaren; sie blickte mit unversöhnlichem Groll auf Bonaventura. Olympia beugte sich demutsvoll dem Kardinal Ambrosi und verzehrte ihn noch jetzt mit ihrem süßlächelnden Gruß — einer Gebärde, die ihr auch noch jetzt angenehm stand; gegen Bonaventura dagegen verwandelte sie sofort die süßen Züge in jene ihr eigene plötzliche Kälte und verneigte nicht einmal ihr Haupt, wie wenigstens doch noch die Herzogin tat.

Natürlich fehlte Gräfin Sarzana nicht. Sie hatte in ihrer Nähe so viele, die sich mit ihr unterhielten, daß Olympia ihr schon neidische Blicke zuschoß. Der von Ambrosi den Freunden bestellte Sitz war zufällig dem der Gräfin Sarzana so nahe, daß sie mit Bonaventura einige Worte wechseln konnte. Natürlich galten diese der Abreise Paulas. Schließlich sagte sie: „Morgen in der Frühe, um zwölf Uhr — finde ich Sie da in Ihrer Wohnung, Eminenz? Zu keinem Besuch. Nur

einen gewissen Gegenstand wollt' ich an Ihrem Portal abgeben und eine Beruhigung über den richtigen Empfang haben. Und denken Sie sich — diese Nacht sollte — bei mir —" — Ein schallendes Gelächter machte ihre fernere Rede für Bonaventura unhörbar. Ein Neger hatte eben madagassisch gesprochen und Gurgeltöne hervorgebracht, die noch kaum der menschlichen Sprache anzugehören schienen.

Bonaventura war über Lucindens Anblick, über ihre Rede, ihr Bedauern wegen Paulas ergriffen. Welche glänzende Toilette hatte sie gemacht —! Sie trug ein schwersammetnes Kleid von dunkelroter Farbe. Arme und Hals waren frei. Den allzu grellen Effekt milderte ein schwarzer um den Hals festzugehender Spitzenüberwurf. Um den Nacken schlang sich eine Kette von schwarzen Perlen — mit jenem goldenen Kreuze, das sie nie ablegte. Hier und da war ihr Haar schon grau; ein kleines schwarzes Spitzentuch, das an beiden Seiten mit Brillantnadeln festgehalten wurde, bedeckte es. Die unter den Spitzen vorschimmernden immer noch wohlgerundeten braunen Arme trugen am Handgelenk kleine zierlich gewundene Schlangen aus schwarzer Lava.

Vorzugsweise schien Fürst Ercolano die Claque zu leiten. Eine Koterie ihm ähnlich aufgeputzter Dandies schlug auf seinen Wink die Hände zusammen, so oft eine halsbrechende Passage ohne Stocken von den Lippen der Sprecher glitt, unter denen sich Neger und Malaien befanden. Selbst das heilige Hebräisch fand keine Gnade vor den Ohren dieser Zuhörer, denen schon die andächtiger gestimmten Fremden zuweilen zischen mußten. Freilich klangen auch einzelne Sprachen komisch genug; andere desto melodischer; z. B. das Türkische. Als türkisch gesprochen wurde, schlug Gräfin Sarzana die Augen nieder. Fürchtete sie, um Abdallah Muschir Bei, ihre Existenzquelle, beobachtet zu werden —? Das Arabische klang schroff, rasch, „wie Rosseshufschlag". Ein syrischer Priester sprach kurdisch; in sanftem Wellenschlag flossen die Idiome der wildesten Völker. Dunkel dagegen und trübe erklangen die Sprachen des Nordens, das Englisch der Irländer und Schotten. Einige förmliche Wettreden wurden aufgeführt, an denen mehrere Sprachen teilnahmen. Auch das Holländische wurde hörbar — Deutsch durch den rauhesten oberbayrischen Dialekt, der nicht im mindesten Anklang fand und vorzugsweise von Olympien lächerlich gefunden wurde, indem sie auf Bonaventura höhnische Blicke warf. Ein unverkennbarer Blick aus den Augen der Gräfin Sarzana sagte: „Sprächest du das Deutsche, so wär' es eitel Wohllaut und die Sprache der Götter!"

Die Stimmung, worin sich Bonaventura befand (vor ihm lagen die Fenster der von Paula heute verlassenen Wohnung; sie waren geöffnet und trugen die Spuren der Abreise ihrer bisherigen Bewohner), bestimmte ihn, ihren Blick durch milden Ausdruck des seinigen zu erwidern. War es eine durch die deutsche Sprache geweckte Rührung beim Gedanken an die Heimat, beim Hinblick auf alles das,

was schon sein Leben, das Leben seiner Nachbarin auf dem Boden des Vaterlandes durchlaufen hatte und wie sie hier beide das Gewand einer fremden Nationalität hatten anziehen müssen und jetzt in der Tat durch ihre Lage Verbundene waren — oder welches andere Gefühl ihn ergriffen haben mochte — sein Blick blieb voll Anteil. Lucinde hätte gewünscht, die Rückgabe der Urkunde schon für heute angesagt zu haben. Sie suchte nach einer Gelegenheit, sich ihm verständlich zu machen, und auf alle Fälle mußte sie ihn wegen Neapels befragen.

Vor Bonaventura saßen mehrere Mönche in schlichten Ordensgewändern. Unter diesen befand sich Pater Lanfranco, der General der Dominikaner. Ambrosi blinzelte seitwärts auf Bonaventura und flüsterte ihm die Bitte zu, an den General keine Frage wegen Federigos zu richten. Neben dem General saßen zwei fremde, wie es schien, angesehene Weltpriester, denen sich anmerken ließ, daß sie irgendwie zu den Jesuiten gehörten. Römisch-katholische Geistliche haben dafür einen Blick, der sich selten täuscht.

Pater Lanfranco in seiner weißen Kutte saß mit gebeugtem Haupte, unbeweglich; am kahlen Scheitel war ersichtlichermaßen nur sein Gehör in Tätigkeit. Ein südfranzösischer Kopf, scharf ausgeprägt. Ein Schädel nicht rund, eher länglich und nach oben viereckig auslaufend, wie eine getrocknete Feige, die aus der Konservenschachtel genommen wird. Bei einem Lobgesang auf Maria in provenzalischer Sprache wurde seine unbewegliche Gestalt lebendiger.

Ein italienischer Zögling trat auf und sprach malaiisch — die Abwechslung blieb die bunteste — Als der Redner in seinem wunderlich lautenden Vortrag stockte, sagte einer der Nebenmänner des Generals: „Im Sacro Officio sollen jetzt Ihre Brüder in Neapel einen Mönch haben, der diese Sprache besser versteht!" — „Sie kommt mir vor," entgegnete Lanfranco in einem fremdartigen Italienisch, „als balancierte ein Jongleur, mit geschliffenen Messern auf der Lippe; es kann wohl eines zur Erde fallen." — Bonaventura konnte nicht den Namen Neapels nennen hören, ohne aufzuhorchen. Noch dachte er nicht an den Bruder Hubertus, von dem ihm doch hätte bekannt sein dürfen, daß er ehemals in Java lebte.

Nach einer Weile wurde auch ein auf dem Programm verzeichneter holländischer Vortrag gehalten, für welchen der General der Jesuiten, ein Holländer, kompetent gewesen wäre — dieser war nicht anwesend. Die Probe ging geläufiger. Der General der Dominikaner sagte zu seinem Nebenmann: „Ist Ihr Malaie nicht auch mit dem Holländischen vertraut?" — „Gewiß!" sagten seine beiden Nebenmänner zu gleicher Zeit und einer fügte hinzu: „Jener Bruder Franziskaner ist es, der hier vor Jahren den Grizzifalcone erschoß." — Bonaventura, nun erkennend, daß von Hubertus die Rede war, wollte sich in die Unterhaltung mischen, doch hielt ihn Ambrosi mit einer heimlichen Handbewegung zurück. „Merkt Ihr denn nicht," flüsterte

er ihm zu, „daß es nur darauf abgesehen ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?“ — In der Tat warfen die beiden Weltgeistlichen flüchtig schielende Blicke auf die hinter ihnen Sitzenden und trugen ihre Plaudereien so stark auf, daß sich Ambrosis Verdacht bestätigte. Der General schien wie Ambrosi zu denken und schwieg.

Nun aber wurden von seinen Nebenmännern auch die Ketzer des Silaswaldes erwähnt. Fra Federigos Name fiel, für beide, Bonaventura und Ambrosi, ein elektrischer Schlag. Immer wieder unterbrach der Redeaktus, das Beifallklatschen und das Lachen, das Blättern in den Programmen eine Unterhaltung, die offenbar der General auf andere Gegenstände zu lenken suchte als die waren, an denen seine Nebenmänner durchaus festhielten. Der Gesprächigste von ihnen, der dem General zur Linken saß, sagte: „Ew. Gnaden werden am besten die Bücher lesen können, welche bei jenem Hexenmeister im Silaswald gefunden sind; die meisten verbrannte er selbst in seiner Hütte. Sie sind in provenzalischer Sprache geschrieben.“ — „Sind die Gefangenen eingetroffen?“ fragte jetzt der andere. „Ich hörte bei Monsignore Cocle,“ fuhr der erste fort, „daß einer von ihnen kaum die Anstrengung der Reise überleben wird.“ — „Dennoch sind sie da!“ betonte Lanfranco scharf und bestimmt und schnitt damit das Gespräch ab.

Die Wirkung dieser Worte, wurden sie nun in berechneter Weise so gesprochen oder kamen sie zufällig, war keine andere, als daß sich Bonaventura sofort erhob und zum Gehen bereit machte. Das Aufsehen dieser Entfernung, welcher sich auch Kardinal Ambrosi anschloß, war allgemein. Jetzt sah man erst, wie diese beiden Priestererscheinungen das Interesse der ganzen römischen Gesellschaft bildeten. Für ihren hohen Rang waren es zwei noch jugendliche und männlich schöne Gestalten. Der eine schlank und ernst wie die Zypresse, der andere blühend wie der Rosenstrauch. Von manchem Maler, mancher englischen Touristin wurden ihre Züge mit dem Bleistift aufgefangen. Beide senkten ihre Augen. Jener, um nur überhaupt seiner Sinne mächtig bleiben zu können und im überfüllten Saal nicht ohnmächtig zu werden; dieser mit der ihm eignen lächelnden Schüchternheit, die ihm selbst in seinem jetzigen reiferen Alter zurückgeblieben war. Der Salonwitz nannte sie die „Inséparables“, andere „Kastor und Pollux“, andere „Orest und Pylades“ — nicht selten mit jenen verdächtigen Nebenbeziehungen, die dem katholischen Priesterstand zur Strafe anhaften werden, solange sein Verhältnis zum Weibe nicht anständig geregelt ist.

Im Vorsaal wurde dem Kardinal Ambrosi von einem Dominikaner ein Brief überreicht. Er erbrach ihn sofort. Als die beiden Freunde in ihrer altertümlichen vergoldeten Kutsche saßen, gab Ambrosi den Brief an Bonaventura zu lesen: „Die Männer von Kalabrien sind angekommen! Dem Besuch des Erzbischofs von Coni bei seinem Diözesanen, dem Einsiedler von Castellungo, steht nichts im Wege — Leider findet er den Mann, trotz aller ärztlichen Bemühungen, dem

Tode nahe —" „Zum Vatikan!" rief Bonaventura dem Kutscher mit Lippen, die fieberhaft zusammenschlugen. — „Beruhigung —!" sprach Ambrosi und zitterte doch selbst. „Wir treffen ihn sterbend —! Wie ich geahnt! — Meine Strafe das —!"

Ambrosi versuchte Hoffnungen auszusprechen. Aber die Stimme versagte ihm. Wie eine Mutter nach ihrer Geburtsstunde von Fieberschauern erschüttert wird, so lag Bonaventura in Ambrosis Armen. Selbst des Befremdens, das Ambrosi über die Reden der beiden Geistlichen aus Neapel auszudrücken versuchte, konnte sein Ohr nicht mehr achten. Der Wagen jagte über den Corso, der Tiberbrücke zu und zum Vatikan.

Für viele der beim Sprachenfest Zurückgebliebenen hatte die Sitzung durch die Entfernung der beiden gefeierten jungen Kardinäle ihr Interesse verloren. Da sie nicht wiederkamen, so entfernten sich auch andere. Sogar Olympiens Wagen und der der Herzogin rollten bald von dannen. Vor ihnen hatten sich schon die beiden Weltgeistlichen entfernt. Nun ging auch der General der Dominikaner. Lucindens scharfes Auge beobachtete, wie alles das in irgendeinem Zusammenhange stehen und wie etwas vorgefallen sein mußte, das erschütternd in das Leben ihres Heiligen griff. Sie erhob sich. Daß sie am Palast der Katakomben halten und durch ihren Bedienten hinaufsagen ließ: Gräfin Sarzana erkundigte sich, ob Se. Eminenz ein Übelbefinden betroffen hätte? war in der Ordnung. Sie erfuhr, daß beide Kardinäle noch nicht zurück waren. So konnte der Gesundheit des Freundes nichts Gefährliches begegnet sein. Sie sann den Gründen seiner schnellen Entfernung vergeblich nach und verlor sich in Vorstellungen wunderlicher Art. Und wie es dem Menschen ergeht, daß er nur immer allein seine eigne Beteiligung am Schicksal andrer vor Augen hat und, sei's im guten oder schlimmen Sinne, die eigne Beteiligung übertreibt, so stand ihr auch nur ihr Geheimnis über Bonaventuras Taufe vor Augen. Es ist entdeckt —! sagte sie sich. Sturla wußte davon. Es fehlt nur noch die authentische Bestätigung — die Urkunde aus meiner Hand —! Man wollte sie schon diese Nacht stehlen —! Sie hätte ihm Leo Perls Brief noch heute zurückgeben mögen.

In ihre heute aus Besorgnis doppelt erhellte Wohnung kam die Gräfin gerade zur rechten Zeit zurück, um sich mit dem Monsignore Vice-Camerlengo, dem Gouverneur von Rom, über die nächtliche Affäre mit dem Strick zu verständigen. Auch dieser war ein Priester. Er erteilte den im Kirchenstaat in solchen Fällen üblichen Bescheid: „Lassen Sie es auf sich beruhen, Exzellenza —! Denn, entdeckt man die Sache, wie sie ist, so könnte es leicht für Sie noch schlimmer werden!" — Lucinde kannte Rom. Der hohe Prälat blieb eine Weile zum Plaudern; dann war sie allein und frei. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und begann einen Brief, der die Urkunde begleiten sollte. In diese Zeilen hauchte sie ihr ganzes Leben.

14. Wiedersehen und Scheiden.

Wenn man in Rom die Peterskirche besucht, sich ihre geheimen Kammern aufschließen läßt, die Sakristeien, welche fürstlichen Antichambren gleichen, und schreitet dann über einen kleinen, sonderbarerweise uralt der deutschen Nation zu eigen gehörenden Kirchhof und an Gebäuden vorüber, in denen die Wäsche des heiligen Vaters und das Leinengerät zum Kirchengebrauch in St. Peter gereinigt und getrocknet zu werden pflegt, so findet man in einer engen menschenleeren Gasse ein Eckgebäude, unschön mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern — ein Haus wie eine alte Kaserne. Ein unförmliches Tor sieht sogar wie der Eingang zu einer Festung aus. Im düstern Hofe befindet sich ein Wachtposten. Aber man gefällt sich in Rom in dem Schein, dies Gebäude der Welt als ein solches zu zeigen, das sich gleichsam überlebt hätte. Es ist der Palast der Inquisition. Im vordern Hause wohnen die Inquisitoren und ihre „Familiaren". Dann kommen zwei Höfe, die von einem Mittelgebäude getrennt werden. Im hintern Hause liegen die Gefängnisse.

Im achtzehnten Jahrhundert war auch in die katholische Kirche ein freisinniger Geist gedrungen — die Franzosen der Republik fanden 1797 die Gefängnisse der Inquisition leer. Ihre Folterkammern und unterirdischen Verließe hatten noch nicht entfernt werden können, diese waren geblieben und grauenvoll genug anzusehen, wie nur die alten „Hungertürme" von Florenz oder Pisa. Die Römlinge behaupten, die Revolution von 1848 hätte das Bedürfnis gehabt, wirkliche Gefangene, wirkliche „Opfer der Inquisition" und auf jeden Fall alte menschliche Gebeine, Totenschädel, Zangen und Folterinstrumente im Inquisitionspalast vorzufinden und zu dem Ende hätten die Diktatoren der Republik das Arrangement getroffen, daß dergleichen vorhanden war. Wenigstens sind noch jetzt einige Professoren der Sapienza bereit, zu versichern, daß ein ganzer Vorrat von Gerippen, Knochen, unter andern das Skelett einer Frau, von deren Schädel noch das schönste Haar niederfloß, zu diesem Zweck aus — dem anatomischen Hörsaal geliefert worden wäre.

Als einen noch lebenden Gefangenen entdeckte der stürmende Volkshaufe von 1848 nur einen einzigen. Es war ein ägyptischer Erzbischof, der seit Jahren hier eingekerkert saß. Widerrechtlich hatte er die erzbischöfliche Weihe empfangen, entkleidet konnte er derselben nicht mehr werden, der Duft der priesterlichen Salbung verfliegt selbst am Verbrecher nicht. So mußte denn der falsche ägyptische Kirchenfürst sich gefallen lassen, hier im lebenslänglichen Kerker Erzbischof seines eigenen Pyramidengrabes zu sein. Die Ägypter lieben und verehren die Tiere. Der Gefängniswärter, ein Laienbruder der Dominikaner, besaß einen Vogel. Diesen hatte der falsche Erzbischof die schönsten Weisen gelehrt, ihn täglich gefüttert — einige Jahre lang. Da brach der Volkshaufe in den Palast, befreite ihn — der Ägypter kehrte in die Welt zurück, nicht wissend, was er in ihr anfangen sollte. Er hatte

Sehnsucht nach seinem Vogel und bat — ihn lebenslänglich in seinen Kerker zurückzulassen.*)

Die alten Verließe, in denen es einst nicht so idyllisch und nicht so zur Verherrlichung der humanen Inquisition herging, sind noch immer da; sogar die Reste des Neronischen Zirkus, auf denen diese ganze Umgebung des Vatikans gebaut worden ist. Folterkammern, diese nicht aus heidnischer, sondern aus christlicher Zeit, eiserne Ringe an den Mauern, Inschriften an den Wänden, die von den Gefangenen herrühren, wie: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden, denn das Himmelreich ist ihrer" — Alles das findet sich noch. Auch die Stätten sind da, wo die Bekenner des geläuterten Glaubens verbrannt wurden, wie jener Luigi Pascual aus dem Silaswalde. Hier liegen noch zu Tausenden die Exemplare jener oft kaum noch aufzutreibenden Bücher, die Rom hat verbrennen lassen. Die Prozeßakten aller Inquisitionsopfer liegen hier beisammen zu Kapiteln in der Geschichte des menschlichen Geistes, die noch geschrieben werden soll. Und noch jetzt stehen über der Schwelle jedes Kerkers Bibelsprüche, die gewiß mit grausamem Hohn oft die Seele des Gefangenen verwundeten, wenn er sie beschritt und las: „Du wirst verflucht sein, wenn du eingehst, und verflucht, wenn du ausgehst!"**)

Die Verurteilung der Bibelleser und der Verbreiter des Protestantismus durch die Inquisition fehlt allerdings auch noch jetzt keineswegs. Die Dominikaner von Florenz, die einst ihren eigenen Prior Savonarola verbrannten, taten auch noch gegen das Madiaische Ehepaar***) ihre „Pflicht". Aber die Folterwerkzeuge und Hinrichtungen sind in Italien jetzt an die politischen Gefängnisse übergegangen. Vorführungen und Verurteilungen im schwarzverhangenen Saale des Tribunals mit dem Wappen Pius' V. und dem Porträt des heiligen Dominikus kommen nur noch selten vor. Die Qualifikatoren und Familiaren der Inquisition sitzen in einem solchen Falle wie beim Gericht der Feme. Die Fenster sind verhangen — Altar und Kruzifix stehen unter einem Baldachin von schwarzem Sammet — sechs Wachskerzen sind angezündet. Zur Seite erhebt sich eine schwarze Estrade, auf welche der Pater Ankläger tritt, um die Beschuldigungen vorzulesen. Beginnt ein Gericht, so öffnet ein Offizial der Inquisitoren die Tür und ruft: „Ruhe! Ruhe! Ruhe! Es nahen die heiligen Väter!" Dann treten diese feierlich in ihren weißen Kutten, schwarzen Mänteln und Kapuzen ein, knien vor dem Altar, beten, erheben sich, und ihr Führer, der Inquisitor-Kommissarius, beginnt den heiligen Erleuchtungsgesang: „Veni creator spiritus." Dann ergreift der Vorsitzende die silberne Klingel und die Angeklagten müssen erscheinen — in braunen Kleidern, um den Hals den Strick, in der Hand eine brennende Kerze.

*) Tatsache. **) Wörtlich zu lesen. ***) 1856.

Auch ein aus Neapel hereingebrachter „waldensischer Geistlicher" und ein Laienbruder des heiligen Franziskus, der eines unsteten, abenteuerlichen Lebens angeklagt wurde, mit ihnen ein Geistlicher, der trotz seiner Klausur in einem Strafkloster zu mehreren von jenem Geistlichen verführten ketzerischen Seelen hielt, endlich ein alter Hirt aus Kalabrien hatten in dieser Weise noch im vorigen Jahre vor einem Gericht der Inquisition in Neapel gestanden. Das heilige Offizium von Neapel lieferte die Angeklagten auf höhere Weisung nach Rom — wohin drei von ihnen vor kurzem angekommen waren. Verschmachtet der eine — nicht infolge der an ihm verübten Martern oder peinlicher Entbehrungen, sondern durch die Jahre. Die beiden andern gedrückt durch Kummer und Sorge um diesen ihren greisen Mitgefangenen. Negrino war in den Silaswald zurückgeschickt worden. Sein Spruch war milde. Die Jesuiten wollten das Verderben dieser Leute — infolgedessen trotzten die Dominikaner. Das ist die innere hierarchische Welt. Hubertus sollte zu seinem gleichfalls in Alarm gebrachten Orden zurück in die Strafzellen auf San Pietro in Montorio. Federigo sollte seinen Spruch in Rom empfangen. Paolo Vigo hatte geloben müssen, Italien zu verlassen. Negrino wurde auf einige Jahre exkommuniziert und unter polizeiliche und kirchliche Aufsicht gestellt.

Die Oberaufsicht über die Gefängnisse der Inquisition hat nicht der General der Dominikaner allein, sondern mit ihm ein Maestro del Sacro Palazzo, Haushofmeister des Papstes, nach unserm Sprachgebrauch Sr. Heiligkeit Kammerherr und Oberhofmarschall, gleichfalls ein Dominikaner. Die Aufsicht im Inquisitionspalast selbst führt ein einfacher Prälat des Offiziums. Dieser war keineswegs erstaunt, in so eiliger Hast zwei Kardinäle vorfahren zu sehen. Der General — dieser war es, der dem Kardinal Ambrosi geschrieben — hatte auch ihn bereits instruiert. Der Erzbischof von Coni hatte ordnungsgemäß die seelsorgliche Kompetenz für den ehemaligen Eremiten von Castellungo. Waren vollends beide Deutsche, so konnte der Besuch ganz in der Ordnung erscheinen. Im Vatikan waren Bonaventura und Ambrosi gern gesehen; der Hofmarschall Pater Tommaso hatte schon seit längerer Zeit zu allen, jene Ketzer aus dem Silaswald betreffenden Wünschen Ambrosis ein herzliches Ja! Ja! gesprochen. Denn — konnte nicht dieser junge liebenswürdige Kardinal noch einmal Papst werden?

Kardinal Ambrosi stieg zuerst aus und erklärte mit bewegter Stimme, Monsignore d'Asselyno wünschte Einlaß in die Zelle des sogenannten Fra Federigo. Der Prälat setzte der Erfüllung dieses Wunsches nichts entgegen und machte dem noch im Wagen sitzenden Kardinal d'Asselyno die Anzeige, der General und Pater Tommaso hätten bereits die entsprechenden Befehle gegeben. Bonaventura stieg aus. Seine Kaudatarien mußten ihm aus dem Wagen helfen. Ambrosi kannte Hubertus von seinem Zusammenleben mit ihm im Kloster

San Pietro in Montorio her. Es durfte nicht auffallen, wenn auch er wünschte, zu ihm gelassen zu werden. Hubertus war ein Mitglied des Ordens, dem er selbst angehörte.

Der Prälat erklärte, daß Hubertus und Paolo Vigo versprochen hätten, sich bis auf weiteres nach San Pietro in Montorio zu begeben — aber der älteste der Gefangenen, Fra Federigo, wäre bedenklich erkrankt und schiene seinem Ende nahe. In Ambrosios Antlitz zuckte es schmerzlich auf — er wollte die vielleicht letzte Begegnung zwischen Vater und Sohn nicht stören. Obschon selbst von mächtigster Sehnsucht nach seinem alten Lehrer ergriffen, ließ er doch Bonaventura den Vortritt.

Der Prälat führte seinen hohen Besuch über den Hof, eine Stiege hinauf, wo sich die Kardinäle trennen mußten. Noch geleitete Ambrosi den halb ohnmächtigen Freund bis dicht vor die Zelle, die er bat für diesen aufzuschließen. Über derselben standen die grausamen Worte aus dem 109. Psalm: „Der Satan muß stehen zu deiner Rechten!" *) Wie auch die Jesuiten alles aufboten, die Dominikaner zur Ausübung ihrer alten Gerechtsame zu zwingen, dennoch konnte man sagen: Der Katholizismus dieser Form ist tot, und das Al Gesù kann und wird ihn nicht wieder lebendig machen.

„Die Tür steht offen!" sprach der Prälat. „Zwei Väter sind beschäftigt, dem Unglücklichen die letzten Tröstungen zu geben. Ärzte hat er abgelehnt. Doch sind deren in der Nähe. Sie geben keine Hoffnung!" — Die letzten Tröstungen! sprach Ambrosi für sich und setzte laut hinzu: „Überlaßt die Vorbereitung seinem Oberhirten! In der Stille der Einsamkeit wird die Seele des Armen seinen Mahnungen zugänglicher sein." — Der Prälat, einverstanden und verbindlich sich verbeugend, öffnete ohne Argwohn die Tür.

Zwei weißgekleidete Mönche saßen in einem dunkeln Vorgemach und lasen mit lauter Stimme im Brevier. Der Prälat winkte ihnen aufzuhören und ihm zu folgen. Sie traten mit ihm hinaus. Bonaventuras Seele drohte den Körper zu verlassen. Bewußtlos hob er den Fuß über die Schwelle. Die Tür wurde leise hinter ihm angelehnt. Hinter dem dunkeln Vorgemach folgte ein Zwischenzimmer, erhellt durch eine Lampe, die in einem dritten Raum, in einem Alkoven stand. Noch konnte nicht der sich atemlos und zitternd Nähernde das Lager entdecken, wo ihm jener nun endlich zugängliche — „Begriff" lag, der einen Augenblick nach dem Gruß der Liebe und des Erkennens vielleicht für immer aus dem Leben schied. Ein Begriff —? Und wenn nun die Person, die ihn füllte, dennoch eine andere war —? Daraufhin verharrte Bonaventura eine Weile in unbeweglicher Stellung. Alle Lebensströme schienen ihm in diesem Augenblick zu stocken. Eine unendliche Freude und ein unendlicher Schmerz stritten in seinem Innern um die Herrschaft.

*) Vorhandene Inschrift.

„Qui — viene?“ erscholl es jetzt mit einem Ton, der dem Lauschenden durch die Seele schnitt, ob er ihm gleich nicht bekannt klang. Bonaventura schritt näher. Er sah jetzt, daß in einem Winkel des Alkovens ein Bett stand, worauf in einem braunen, warmwollenen Büßerkleide eine Gestalt lag. Nur die langen weißen Haare des ihm abgewandten Hauptes sah er. Eine erwärmende Decke lag auf dem ausgestreckten Körper. „Siete — voi, miei — cari — figliuoli?“ fragte die Stimme und setzte die Anwesenheit der Mönche voraus.

Die Stimme durchschnitt des Sohnes Herz. Nun war es doch wie ein Klang, den er kennen mußte — ein Klang wie die Erinnerung eines Weihnachtsliedes der Jugendzeit! — „Legite dunque! La vostra lettura — non mi dispiace,“ sprach der Greis mit matter Stimme. — Die Bewegung, welche die Rede unterbrach, schien von Fieberfrost zu kommen.

Bonaventura trat einen Schritt näher und fragte, mit leiser Stimme und in deutscher Sprache: „Habt Ihr es so kalt, mein — Vater —?“ „Kalt“ und „caldo“ sind in beiden Sprachen Gegensätze. Bonaventura sprach so leise, daß vernehmbar nur das Wort „kalt“ von seinen Lippen kam. — „Caldo! Caldo!“ sprach der Greis mit Mißverständnis und deutete mit beruhigtem Tone an, daß ihm die Wärme der Decke genüge.

Bonaventura sah vollkommen die langausgestreckte Gestalt — die sich ein wenig wandte, da der Schatten, den der Angekommene auf die weißgetünchte Wand fallen ließ, den Greis allmählich zu befremden und aufzuregen schien.

„Caldo“ — nahm Bonaventura, sich jetzt ein Herz fassend, das Wort wieder auf und setzte in italienischer Sprache die verhängnisvolle Frage, welche den Moment der Erkennung, wenn nun wirklich sein Vater von den Toten auferstand, entschied, hinzu: „Caldo come sotto una coperta di neve —!“ Auf dies Wort: „Warm wie unter einer Schneedecke“ — folgte erst eine Totenstille. Dann richtete sich der Greis auf, sank, da die Kraft nicht ausreichte, auf seine beiden Arme zurück, die sich gegen das Lager anstemmten, und richtete die mit weißen Brauen umbuschten Augen weit aufgerissen auf die im Glanz ihrer Kardinalswürde vor ihm stehende Gestalt. Er mochte denken: Kommt ihr endlich — und bist du Ambrosi oder bist du mein Sohn?

Nun sah Bonaventura das von den Spuren des Alters, des Kummers und der nahenden Auflösung zerstörte Angesicht, sah Züge, die nur mühsam aus dem weißen Barte, aus dem langhinflutenden Haar zu erkennen waren — aber es war sein Vater. Hatte ihm der Ton der Stimme schon die volle Bestätigung gegeben, jetzt bedurfte es keiner weiteren Versicherung mehr. Langsam sank Bonaventura zur Erde nieder und beugte sein Haupt vor dem Greise, der seinen Sohn nur durch diese Zeichen der Liebe und die kostbaren Gewänder, die er trug, erkannte. Durch die lange Reihe der Jahre hatte auch er eine Veränderung seines Aus-

drucks erfahren, die jenen Jüngling, dessen Bild der Vater im Herzen trug, nicht wiedererkennen ließ.

„Bona —!" hauchte der Greis. „Was weckst du — mich vom — Tode —! Ich liege — unter dem Schnee — der Alpen!" — „Und erst der Tod der Mutter — — durfte den Schnee schmelzen!" wehklagte Bonaventura mit tränenerstickter Stimme und mit einem wie vorwurfsvollen, doch innigzärtlichen Tone.

Der Greis legte die magern, zitternden Finger auf das purpurrote Sammetbarett und die Tonsur des Sohnes — wie ein Blinder, der sich erst durch Tasten erfühlen muß, was sein Auge nicht erkennt. Schon war er auf sein Lager zurückgesunken, als er mit Tränen die Worte hauchte: „Der Mensch ist sich — seine eigene Welt! Was zürnst du mir —, da ich weiß, daß es Gott nicht tut!" — Dann — lange ihn betrachtend — fügte er fast scherzend und doch tief wehmütig hinzu: „Ich — kenne — dich nicht!" — „Mein Vater!" rief Bonaventura, des Ortes, wo er sich befand, nicht mehr achtend, beugte sich über den Greis und bedeckte ihn mit seinen Küssen. Die Tränen mehrten sich in des Greises Augen, die sich wieder schließen mußten. Leise sprach er: „Nur eine — kurze — Auferstehung!" — „Lebe, mein Vater! Ist kein Arzt da? Verschmähe nicht alles! Daß ich einen Heiligen Gottes nicht noch erhöht sehen soll —!" — Die rechte Hand des Greises deutete eine Weile nach oben — warnte zur Vorsicht, wobei ein unendlich liebevoller Blick der Augen ihn unterstützte — dann sank die Hand kraftlos auf die Decke zurück. Eine Pause trat ein, die nur vom stillen Weinen Bonaventuras und von den liebkosenden Bewegungen seines Vaters unterbrochen wurde. — „Hat dich Gott so erhöht!" sprach der Greis, die Gewänder des wiederholt vor ihm Niederknienden berührend. Und als dieser schwieg und die Zeichen seiner Würde mit Geringschätzung betrachtete, setzte er hinzu: „Als du — Bischof in Robillante wurdest, da — mußte ich wohl fliehen! Denn eines Mannes — Tat soll — nie halb sein! Ich wollte nicht — mehr für die Welt — am wenigsten für die Meinen — am Leben sein. . . . Deine Mutter wollt' ich glücklich wissen!" — „Und sie wurde es nicht —!" sprach der Sohn. — Der Greis erwiderte nichts. — „Damals schon wollt' ich dich einem Schicksal entreißen, dem du nun erlegen bist —!" fuhr der Sohn fort und betrachtete die elende Umgebung. „Man wird dich mir herausgeben müssen! Man soll dich in einer Sänfte in meine Wohnung, in die Wohnung deines edlen Ambrosi tragen —!" — „Ambrosi!" sprach der Vater und faltete voll Verehrung die Hände. „Wo ist — mein anderer Sohn—?" — „Ich rufe ihn —" fuhr Bonaventura fort. — Der Greis tastete nach seiner Hand und sprach: „Ihn zum — Ketzer — und mich — in das Haus — der Kardinäle? Ich sehe — auch so — mit Freuden auf meine — Saat! Herzen fand ich, in denen sie aufgegangen. Auch in den Euern. Mein Geheimnis — bleibe bedeckt — vom — Grabe!" — „Vater!" flehte Bonaventura, „wir

beide sehnen uns nach dem Martyrium! Auch Vincente ist angekommen an der Grenze seiner großen Gelübde. Nur auf der Höhe wollte er leiden, wie Jesus auf einem Berge litt —! Dank, Dank deiner Lehre! Er ist heilig — nicht ich!" — Der Greis faltete, allen diesen Worten scharf aufmerkend, seine Hände und sprach: „Die Zeugen des gekreuzigten — Lammes sehe ich — in weißen Gewändern. Sind das — die Glocken — der Peterskirche — die so läuten —? Kann — auf Erden — soviel Hochmut für ewig — währen?" — Mit bangem Herzen hatte sich Bonaventura erhoben und eine hölzerne Bank dem ärmlichen Bette nähergerückt. Erschüttert von dem Wort, das auch ihm aus der Seele gesprochen war, daß die Peterskirche nur den Eindruck des Hochmuts machte, und beschämt vom Pomp seiner eigenen bunten Kleider, bat er wiederholt: „Schon die sechste Stunde ist es. Alles ist dunkel. Ich lasse eine Sänfte bringen und sie tragen dich in die Wohnung Ambrosis. Das Offizium gestattet es. Mehr noch, ich bekenne dich als meinen Vater —!" — „Mein Sohn!" wiederholte abwehrend der Greis. „Unser Geheimnis decke das Grab —! Schon um Wittekinds willen. Ich habe den seligsten Tod. Schöner, als ich ihn je geträumt. Konnte ich nicht in meiner Wildnis — bitterer enden? In Castellungo —? Horch, was — läuten — so — die Glocken —!" Die Augen des Greises wandten sich wie innenwärts. — „Jedes Wort ist ein ewiger Vorwurf meines Innern!" nahm Bonaventura mit äußerstem Schmerz die abbrechende Rede des ohne Zweifel in Erinnerungen an Gräfin Erdmuthe und an seine Hütte bei Castellungo verlorenen Vaters auf. Dieser betrachtete ihn und sprach liebevoll mit zurückkehrendem Bewußtsein: „Nein, mein Sohn! Vor dem Tode — deiner Mutter dich wiederzusehen — das hätte ich nicht ertragen. Lieber hätte ich vor Scham mir selbst den Tod gegeben — den ich nun auch — in — Jesu Namen —" — „Gib uns nicht den Schmerz, daß du nicht mehr leben willst —!" unterbrach Bonaventura. — „Laß nur noch die beiden treuen Seelen" — entgegnete der Greis, „die mich so oft — erquickt, so oft dem Leben — erhalten haben, nicht ohne deinen Schutz — wenn du, hoff' ich, noch Schutz verleihen kannst, nachdem du — einem Ketzer — deine Teilnahme bewiesen!" — „Einem Ketzer! Vater!" sprach Bonaventura und setzte dicht am Ohr des Greises hinzu: „Ich selbst — bin ich — denn nicht — selbst — ein Ungetaufter!" — „Ha!" wandte der Greis die Augen auf den Sohn voll Bestürzung. — „Was Leo Perl einst — dem Bischof von Witoborn bekannte — ich sollte es ja erfahren!" fuhr Bonaventura fort. — „Einst! Einst! Am Tage —" Die Kraft verließ den Greis. Auch machte ihn ein oberhalb des Zimmers wie von einem Fußtritt vernehmbares Geräusch einen Moment betroffen.

Aber Bonaventura begann dennoch mit behutsamer Betonung der Worte eine Erzählung vom ersten Eindruck, den damals das Verschwinden des Vaters auf die Welt und ihn gemacht hätte, vom

neuen Bunde der Mutter, von des Onkels Fürsorge für ihn, von seinem eigenen Entschluß, Priester zu werden, seiner Pfarre in St. Wolfgang, einem Ort, wo sich dann zufällig des Onkels Max ehemaliger Diener schon seit Jahren niedergelassen hatte. Bonaventura erzählte, wie treu der alte Mevissen sein Geheimnis gehütet — treu, falls er gewußt, daß der Verschollene noch lebte. Er schilderte die beim Tode Mevissens vorgefallenen Dinge, die durch Hubertus dem Vater nur unvollständig hatten bekannt werden können. Eben war er an die Beraubung des Sarges gekommen, als ihm der veränderte Blick des Vaters auffiel. Bonaventura mußte sich unterbrechen und fragen: „Vater — wie ist dir —?" — Dieser antwortete schon nicht mehr und lag wie betäubt. Bonaventura eilte, um Wasser zu suchen. Aus einem Glase, das er mit Wasser gefüllt fand, benetzte er dem Greise die Stirn.

Noch einmal schlug Friedrich von Asselyn die Augen auf. Liebevoll ließ er das Beginnen des Sohnes gewähren. Plötzlich starrten seine Augen nach einer Uhr, die an der Wand hing, und er sagte: „Laß dir — von meinen Begleitern — die ich deiner Liebe empfehle —" — „Vater!" unterbrach Bonaventura, voll Entsetzen, daß die Stunde des Scheidens schon so nahe sein sollte. Er bemerkte die Veränderung der Gesichtszüge, ein krampfhaftes Zucken des Kinns, ein Schütteln der Hände. „Die — Stunde — ist — —" hauchte der Sterbende mit kaum noch vernehmbarem Ton. — Bonaventura wollte die Mönche und einen heilkundigen Beistand rufen. Der Vater hielt krampfhaft seine rechte Hand fest. Bonaventuras Linke nahm mit seinem Taschentuch vom Mund des Sterbenden schon leichte Schaumbläschen hinweg. Zugleich vernahm er noch die Worte: „Laß dir von meinen Begleitern — laß dir von ihnen — die Pilgerstäbe geben! Dort der meine —! Ich sehe ihn nicht. . . . Ist's ein Baum —? Er grünt und wächst —! Sieh die kühlen — Schatten —! Die Zweige, wie sie — dicht —" — „Vater, dich täuscht dein Auge!" Bonaventura sah die Kennzeichen des Todes, von dessen Kundgebungen er in kurzer Zeit so viele hatte kennen lernen müssen. — „Ein Baum — wie die Eichen in — Castellungo —! Sieh — das Feuer! Sieh, von rosigen Wolken — alles bedeckt —! Von Licht — und — Wonne des Triumphs —! Sie kommen von allen Zonen und bekennen das Lob des Höchsten —! Ils — engendron — Dio — in lor — — mesêmes! In sich selbst Gott und — Gott — in — uns." — „Vater!" flehte Bonaventura und mühte sich, dem Sinn dieser so dunkeln Worte zu folgen — — „Ich rufe Ambrosi und — den Arzt —" — Der Sterbende beherrschte noch einmal sein unaufhaltsam ihn fortreißendes Irrereden und fuhr fort: „Die Nobla Leyçon nimm — öffne die Wanderstäbe — meiner — Führer! In ihnen — findest du — mein Leben — und deines — Kennst — du — die Nobla Leyçon?" — „Ich kenne sie", hauchte Bonaventura mit stockendem Atem und die schweißbedeckte Stirn des Vaters trocknend. Er verstand, daß

ihm in den Wanderstäben der Gefangenen ein letzter Gruß gesagt werden sollte. In kurzen abgerissenen Sätzen sprach der Vater: „Sie können nicht lesen, was die Chiffern sagen. Der Schlüssel — ist — die Nobla Leyçon! Im — Anfang — war das Wort — und das Wort —" — Bonaventuras Lebensgeister blieben in fieberhafter Spannung, während die des Vaters immer mehr entschwanden. „Die Nobla Leyçon — macht die Chiffern — der Pilgerstäbe — zu Worten! O frayres — entende — una — nobla — A — und — B. Mein Alpha und — Omega — Herr bleib — mit — Deiner Gnade —!" Der Irreredende erhob die Stimme zum Singen — — „Die ersten Worte der Nobla Leyçon enthalten das Alphabet des Testamentes, das du mir — hinterlassen —?" sprach Bonaventura dicht am Ohr des Sterbenden. — „Amen!" antwortete der Greis und sank zusammen.

Und wieder regte es sich in der Nähe. Und wieder war es, als huschten oberhalb schleichende Fußtritte. Diesmal kam auch Geräusch von der Tür. Ohne Zweifel setzten die Harrenden voraus, daß die Beichte des Ketzers vorüber sein müßte. Wenn sein Seelenhirt noch länger blieb, konnte es sein, daß ihm auch aus seiner Hand die letzte Ölung und das Abendmahl erteilt wurden. Deshalb öffnete sich die Tür. Der General der Dominikaner trat selbst ein, die Monstranz in der Hand. Ein Assistent stand hinter ihm mit den Werkzeugen der letzten Ölung. Die Tür blieb offen. Draußen standen Kardinal Ambrosi, der Prälat des Hauses — Bruder Hubertus und Paolo Vigo — beide waren freigegeben, um ihre Wanderung auf San Pietro in Montorio anzutreten, wohin man auch Paolo Vigo zunächst verwies. Schon hielten beide ihre Habe und ihre Stäbe in den Händen. Alle Dominikanermönche murmelten draußen das Konfiteor.

Der Sterbende erhielt noch einmal einen Augenblick seine Geisteskraft, übersah, was geschehen sollte, übersah die Lage des Sohnes. Mit letzter Kraft der Stimme murmelte er — zuerst das lateinische Konfiteor, dann begann er italienisch und ging allmählich in die deutsche Sprache über mit den Worten: „Lasset uns beten! Ich bekenne — an der — katholischen Kirche alles, was wir ihr — schuldig sind — aus dem Geist der Liebe — und der Dankbarkeit... Wer in dieser Kirche — — geboren wurde —" Weiter vermochte der Sterbende nicht zu reden. Schon wollte jetzt Ambrosi, von seinem Gefühl übermannt, vortreten, als ihn die laute Rede des kalabrischen Priesters veranlaßte, diesem den Vortritt zu lassen. Paolo Vigo trat vor, beugte sich am Sterbelager nieder und erhob die Stimme, um zu vollenden, was zu sprechen nicht mehr in seines Lehrers Kraft gestanden. „Wer in dieser Kirche geboren wurde", sprach Paolo Vigo fest und bestimmt und des Generals und der Kardinäle nicht achtend, „der hat sie gelernt unter dem Bilde einer Mutter verehren. Nun wohl — ein reiferer Verstand des erwachsenen Kindes erkennt die Schwächen seiner Eltern; doch wird ein Sohn die silberne Locke des

Vaters schonen und selbst Flecken am Ruf einer Mutter wird die Tochter übersehen. Was die Kirche an heiligen Gebräuchen besitzt, sehe ich allmählich — entkleidet seiner dunkeln, unnatürlichen Zauber. Priester! Legt die Gewänder der Üppigkeit und des Stolzes ab! Werdet Menschen! Redet die Sprache, die euer Volk versteht, auf daß der Ruf: Sursum corda! wahrhaft zum Empor der Herzen wird! Laßt die Messe bestehen, wenn sie geläutert wird! Ein Zwiegespräch sei sie mit Gott — Bilder des Gekreuzigten — tragt sie im Herzen —! Und so lange die Völker der Erde nicht aus eitel Weisen bestehen, so lange noch Heide und Muselman die strahlenden Ordenszeichen ihres Glaubens verehren, verehrt denn auch in Liebe das Kreuz! Doch macht es lebendiger noch in euch —! Lebendig macht alle Ströme des Heils —! Hinweg mit allem, was das Herz erstarrt —! Freiheit dem Gebundenen! Sakrament sei nicht die eiserne Fessel —! Im Tode rufe dir den Arzt der Seele — wenn ein Zeichen und ein Wort von ihm statt — deiner reden soll! Netzt dem müden Wanderer, wie Magdalena dem Herrn, auch hier die Glieder! Erquickt ihn, wenn er es begehrt, durch — das Brot des Lebens —!"

Die Umstehenden erkannten wohl aus diesen Worten der Verzückung die Irrlehren, für welche Paolo Vigo versprochen hatte, Italiens Boden zu verlassen. Doch warf der General einen beruhigenden Blick auf die Mönche, die Paolo Vigo umringten. Sein würdiges Benehmen gebot ihnen Ruhe. Er übergab dem Erzbischof das heilige Brot, das dieser dem Sterbenden reichte. Auch mit dem Salböl benetzte Bonaventura die Stirn und die Hände des Entschlafenden. Heiliger, als dies Öl aus geweihtem Gefäß, ließ er auf die mehr und mehr erstarrenden Züge des Sterbenden seine Tränen fallen, unbesorgt um die rings im Kreise ersichtliche Befremdung.

Die Zeremonie jener gewaltsamen Bekehrungen, wie sie hier in diesen Räumen oft genug vorgekommen sein mochten, war vorüber. Die überfüllten engen Räume entleerten sich. Ein Arzt hielt dem Sterbenden den Puls. Kardinal Ambrosi, der bis jetzt dem Sohne in allem den Vorrang gelassen hatte, beugte sich über den Entschlummernden, der ihn nicht mehr erkannt hatte, und sprach: „Er ist — hinüber —!"

Pater Lanfranco wußte, daß der Erzbischof in diesem Sterbenden einen nahen Verwandten getroffen hatte, und erzählte dies.

Bonaventura wandte sich. Als der Freund die Augenlider des Sterbenden geschlossen hatte, durchbrach sein Gefühl jede Schranke. Zu mächtig zerriß der Schmerz sein Inneres. Über die ausgestreckt liegende, erstarrte Gestalt warf er sich und rief, so daß es alle hörten, in italienischer Sprache: „Lebe — wohl — mein teurer Vater —!" Somit hörten es die Priester, die Mönche und Ärzte bestätigt, daß der deutsche Kardinal in diesem waldensischen Prediger, der seiner Herkunft nach gleichfalls ein Deutscher war, einen nahen Verwandten

— padre, einen „Freund", einen „Gönner" — wiedergefunden hatte. Jedenfalls war dies ein Wunder, das ganz Rom beschäftigen mußte. Aber selbst den Heiligen Vater durfte es rühren, zu hören: — Kardinal d'Asselyno hatte im Kerker der Inquisition einen ihm aus seiner Jugendzeit unendlich werten Angehörigen gefunden und ihn noch in seiner letzten Stunde bekehrt —! So nur und nicht anders konnte die neue Mehrung seines Ruhmes lauten. Es galt noch immer die Schonung seines Stiefvaters. Die Kirche hat dann auch ein eignes Talent, alles, was sie nicht bekämpfen will, sofort korrekt zu gestalten.

General Lanfranco hatte sich zuerst entfernt. Bonaventura war vom Freund emporgezogen worden. Hubertus und Paolo Vigo, jener in der Franziskaner-, dieser in der Büßerkutte, drückten ihre Lippen auf die Wange des Gestorbenen — und auch auf Bonaventuras beide Hände. Bedeutungsvoll gab ihm Paolo Vigo seinen Stab und sagte — er möge sich darauf stützen. Bonaventura ergriff dankend diese Hilfe. Der andere, den ebenso Hubertus trug, konnte gefunden werden, von wem er wollte — niemand hätte seinen Inhalt zu entziffern vermocht. Der dritte, der Stab Federigos, war vielleicht in der Tat nicht zu finden. Niemand brauchte sich darum zu beunruhigen.

Daß die beiden Kardinäle nun noch länger blieben, war nicht zu rechtfertigen. Das Leben des Greises war entflohen. Hubertus hatte sich über die Leiche gebeugt, hatte eine Wollflocke seiner Kapuze an den bleichen Mund gelegt, sie bewegte sich nicht mehr. Mit einem letzten Scheideblick der Rührung rissen sich beide Kardinäle von dem ärmlichen Lager los, wo sie einen der abenteuerlichsten Schwärmer, einen Spätling deutscher Romantik, einen Märtyrer der Ehegesetze der katholischen Kirche, als Leichnam zurückließen.

Die Bestattung mußte an jener Stelle erfolgen, wo die Asche der verbrannten Märtyrer, eines Pascual, eines Paleario moderte. Aber bei allem, was die Sachlage hier mit sich brachte, war für ein ehrenvolles Begräbnis, wenn auch innerhalb dieser Mauern, gesorgt. Schon morgen in allererster Frühe wollten die Freunde zurückkehren. Das düstere Gebäude war von Kerzen erhellt, die von den Laienbrüdern der Dominikaner getragen wurden. Schon kamen einige derselben, um die Leiche in die Totenkammer zu bringen. Hubertus hielt den die steinernen Stufen hinunterschwankenden Bonaventura, den er in Witoborn als Domkapitular so oft gesehen und nun den leiblichen Sohn seines geliebten Federigo nennen durfte. Ambrosi hatte ihm auf seiner Zelle sein so lange verschlossenes Auge geöffnet, auch die Gründe genannt, die ein Verschweigen des Geheimnisses und selbst noch in dieser Stunde, um des Präsidenten von Wittekind willen, dringend anrieten. Nun begriff Hubertus, wie mit dem Tode der Mutter Bonaventuras die Sehnsucht des Eremiten sich hatte regen dürfen, in die Welt zurückzukehren; er

begriff, wie ihm im August seine Gefangennehmung so willkommen, ja nach den Mitteilungen aus Rom, die von Ambrosi gekommen waren, nicht hatte unerwartet erscheinen dürfen; schließlich begriff auch Hubertus die Schonung, die ihnen allen zuteil geworden.

Ambrosi nahm den zweiten Alpenstab. Die Uhr des Verstorbenen hatte der Prälat an sich genommen — sie gehörte, den Regeln des Hauses gemäß, den Laienbrüdern.

Bonaventura stützte sich nicht auf den empfangenen Stab. Er schritt voll Fassung, wenn auch tief sein Haupt zur Erde neigend, dem Ausgang zu. Mit staunender Bewunderung vor zwei für ihre fromme Opferfreudigkeit so wunderbar belohnten Kardinälen stieg die Begleitung derselben die Treppe nieder.

Da wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit von einem Lärm draußen auf der Straße in Anspruch genommen. Eine Glocke der Peterskirche läutete in unabläßiger Hast. Es war die Feuerglocke des großen Doms. Andere Glocken fielen mit gleicher Eile ein. An der nahen Porta Cavallaggieri, wo die Kasernen liegen, erscholl das Blasen einer Trompete und fernhin lärmten Trommeln. „Eine Feuersbrunst" hieß es. Ein nicht zu häufiger Ruf im steinernen Rom. Die anfangs langsam dahinschreitende Begleitung bewegte sich allmählich rascher. Bonaventura und Ambrosi blieben mit ihren nächsten Begleitern langsamer durch die Höfe schreitend, allein zurück.

Da verschwand plötzlich auch Hubertus. Er war nicht dem Drängen nach dem Haustor gefolgt, ja, es hieß, er wäre zurückgekehrt. „Seht da! Wer ist der Mann?" rief plötzlich, alle erschreckend, seine Stimme von einer Galerie herab, die rings um den Hof ging. Er rief diese Worte einem Manne nach, der in gebückter Haltung an einer andern Stelle der Galerie durch eine Tür verschwand. Es war ein Mann in einem schwarzen, fast priesterlichen Oberkleid. Rasch war derselbe in eine hohe Glastür, die auf die Galerie führte, zurückgetreten. Ein einziger leidensvoller Blick, den Bonaventura vom Hofe aus in die Höhe warf, ließ in Ambrosi den Gedanken entstehen: Glaubt denn mein Freund — daß er belauscht gewesen sei —?

Hubertus blieb verschwunden. Inzwischen waren die Kardinäle zu sehr ergriffen, um dem Zwischenfall lange nachzudenken, und schon standen sie am geöffneten Schlage ihrer Kutsche. Auch die Kaudatarien bestätigten den Ausbruch eines Feuers. Zugleich hatten sie von einem hier soeben gestorbenen deutschen Verwandten des Kardinals d'Asselyno gehört. Sie durften nichts Auffallendes darin finden, daß die Kardinäle tief erschüttert waren, herzlich von dem im Kreise einiger Dominikaner stehenden Paolo Vigo Abschied nahmen, wie ihnen ebensowenig besonders bedenklich erscheinen konnte, daß ihnen letzterer als Andenken an den Pilger von Loretto zwei Wanderstäbe in den Wagen nachreichte.

Hubertus war nicht sofort wieder aufzufinden. Die bestürzten

Mönche, die ihn und Paolo Vigo nach San Pietro in Montorio eskortieren sollten, suchten ihn eben. Beide unter Aufsicht Gestellte auf San Pietro schon morgen zu besuchen und dem dortigen Guardian zu empfehlen, wurde von Ambrosi versprochen. So stiegen die Freunde ein. Die Menschen ringsum rannten der Piazza Navona zu. Dort sollte das Feuer sein. Über die Tiberbrücke von der Engelsburg abschwenkend sahen sie die Rauchsäule. Bonaventuras Haupt lag auf den Schultern des Freundes. Ambrosi ließ ihn schweigend gewähren. In solcher Lage helfen nicht Worte des Trostes. Auch trug er schwer, daß er Fra Federigo nicht mehr hatte umarmen und ihm sagen können: „Sieh, bis hierher kam ich durch deinen Rat und deine Lehre!" Er hatte vorgezogen, alle Gefahren zu bewachen, alle mißlichen Zeichen draußen den Dominikanern zum Guten zu deuten und dem Freunde die Vorhand zu lassen. Er hatte sich in allem, was seither geschehen, kraftvoll und entschlossen gehalten. „Was sollen die Stäbe?" fragte er endlich sanft, während sich der Wagen in den Straßen mühsam durch das Gewühl der Menschen Bahn machte. Bonaventura nahm diese Andenken und betrachtete sie voll Rührung. Noch konnte er nichts erwidern.

Inzwischen hatten sie den Korso erreicht, wo wenigstens Platz für die Fahrenden blieb. Endlich in ihrer entlegenen Wohnung angelangt, schwankte Bonaventura aus dem Wagen und sank, als beide allein waren, ohnmächtig zusammen. Lange währte es, bis sich der Unglückliche erholte. Auf Ambrosis dringendes Verlangen mußte er einige Stärkung zu sich nehmen. Dann trat ein stilles Weinen ein. Die Natur erholte sich erst, als sie ihre Rechte gefordert hatte. Mit den ersten Worten, deren er fähig war, bat er um ein Exemplar der „Nobla Leyçon".

15. Das Testament.

Zu seinem höchsten Erstaunen erfuhr der Freund die nähere Bewandtnis, die es mit den Stäben haben sollte. Es waren einfache Hirtenstäbe, wie sie in Kalabriens Bergen getragen werden. Die Griffe sind gewunden, die Spitzen von Eisen. Beides, Griffe und Spitzen, das sah man bald, ließen sich abschrauben. Das Innere fand sich ausgehöhlt und die Höhlung mit einer in lateinischen Buchstaben beschriebenen Rolle Papier gefüllt. Das Geschriebene war ein Durcheinander von unaussprechbaren Wortformen. Aber die „Nobla Leyçon" gab den Schlüssel. Die Buchstabenordnung war dieselbe, die bereits in dem zwischen Ambrosi und Federigo gepflogenen Briefwechsel gewaltet hatte. Beide Rollen hatten denselben Inhalt, und schon entzifferte Ambrosi ein Wort nach dem andern und schrieb auf, was er gefunden. Freilich stockte er; denn es war deutsch, was er herausbrachte — dadurch wurde die Ausübung einer ihm schon lange geläufigen Fertigkeit gehindert.

Ambrosi bat den Freund, sich auszuruhen. Inzwischen, sagte er,

wollte er versuchen, den Inhalt, soweit ihm möglich, mechanisch zu dechiffrieren. Das Vertrauen des Freundes gehörte ihm in allem. Es konnte auch hier kein Geheimnis mehr geben, dessen Kunde sie nicht beide teilen wollten.

Nach wenigen Stunden schon, während die sonstige Stille der nach hinten hinaus gelegenen Wohnzimmer des alten Gebäudes anfangs noch vom Lärm der Glocken und Feuersignale gestört wurde, Bonaventura stillverzweifelnd und sein Haupt stützend, bis zum Tod erschöpft, sich auf einem Ruhelager wand und sein vergangenes und zukünftiges Leben an sich vorübergehen ließ, unterbrochen vom Bild der letzten Liebesblicke des Vaters, kam Ambrosi in hoher Aufregung mit einer Anzahl Blätter, auf welche bereits ein großer Teil der Eröffnungen Federigos an seinen Sohn mechanisch niedergeschrieben war. Die deutsche Sprache kannte er zu wenig, um vollkommen zu verstehen, was, Buchstabe an Buchstabe gereiht, seine Blätter bedeuteten.

Es war nun auch von draußen her still geworden. Schon mochte die zehnte Stunde geschlagen haben. Bonaventura konnte leicht die Buchstaben zu Worten fügen und die Sätze durch Punkte trennen. Durch gegenseitige Unterstützung kamen die Freunde bereits zu folgender Entzifferung: „Mein Sohn! Das ist ein Brief, den dein Vater dir aus dem Jenseits schickt —! Höre — richte und gedenke mein —! Du erfuhrst von den Zeiten, wo ich einst beauftragt war, den Übergang Witoborns an unsere Regierung zu regeln. Du kennst die Gründe, welche mich damals den Tod wünschen ließen. Oft, oft auch überfielen mich Gedanken an Selbstmord —! Sie wollten nicht haften, weil der Selbstmord nur denkbar ist im Zustand einer Verzweiflung, die mit dem Leben abzuschließen vermag — Das war meine Lage nicht. Wohl erstarrte mein Blut, wenn ich sah, wie mein Weib an dem besten meiner Freunde hing, dieser an ihr; dachte ich aber an die Mittel, mich solcher gesellschaftlichen Schmach zu entziehen, so lockte mich wohl die Welle des Stroms, der Blitz der tödlichen, auf das eigene Leben gerichteten Waffe; bald aber erkannte ich dann wieder, wenn nur die Gesetze unserer Kirche über die Ehescheidung andere wären, wie für mich der Anfang eines neuen Lebens und eines Lebens voll neuer Bewährung hätte anbrechen können. Ich wollte den Wunsch des geistig schon lange ehelich verbundenen Paares erfüllen und würde eine Scheidung durch Konfessionswechsel möglich gemacht haben. Aber die Mutter hätte dann meinem Beispiele folgen müssen. Würde sie es haben tun können? Aus innerem Triebe nicht — auch ihres neuen Gatten wegen nicht, der sich schon aus Rücksicht auf den schlimmen Ruf seines Vaters kaum würde entschlossen haben, durch Übertritt dem Geist der Provinz ein Ärgernis zu geben. So kam ich, ohnehin von manchem Mißverhältnis in meinem Beruf verdüstert, auf den Entschluß, mir den Schein des Todes zu geben."

Die Entzifferung ging aufs leichteste von statten. „Ich ließ dich

einem neuen Vater und die Mutter einem neuen Gatten zurück, der ein reicher Mann war und für euch beide sorgen konnte. Außerdem hattest du den Onkel. Hatte zwar mein Bruder Franz schon den Adoptivsohn meines Bruders Max, den dieser aus Spanien mitgebracht, in seine väterliche Obhut genommen —" „Wie?" unterbrach hier Bonaventura seine Worteinteilung und Übersetzung des Berichtes für den aufmerkenden und in Bonaventuras Familienverhältnissen heimischen Freund; „wie? kannte selbst der Vater nicht die Herkunft Bennos?" Er las staunend weiter: „— so gestattete ihm doch sein gutes Herz und seine vermögliche Lage, auch dich in einer Laufbahn zu befördern, welche dir ohnehin, da du Soldat werden solltest, bald die volle Selbständigkeit geben konnte. Zur Ausführung meines Vorhabens, mir nur scheinbar den Tod zu geben, bedurfte ich Beistand. Ich konnte mich auf jemand verlassen, der, seines Zeichens ein einfacher Tischler, mit meinem Bruder Max unter Napoleon in Spanien gedient hatte, ihm eine Rettung seines Lebens verdankte, doch auch ohne diesen Anlaß ein Muster von Pünktlichkeit und Verschwiegenheit gewesen wäre. Ihr alle, die ihr mich überleben werdet, auch du, Benno von Asselyn, niemand von euch wird je geahnt haben, daß mit dem schweren Amt, einen kaum geborenen Knaben aus Spanien mitzubringen, dieser alte treue Mevissen in Verbindung stand —! Selbst mir bekannte der Brave nie, warum auf seinem Totenbett Max die Weisung hinterlassen, eine Summe, welche ich ihm noch schuldete, in besserer Zeit, wenn ich könnte, einem in der Nähe Kochers am Fall, in St. Wolfgang, wohnenden und von dort gebürtigen Tischler, einem ehemaligen Soldaten seiner Kompagnie, auszuzahlen. Da die Zahlung nicht drängte, ich auch die Summe sofort nicht besaß, so sprach ich davon zu niemand, am wenigsten zu unserm guten Bruder Franz. Letzterer würde die Summe sogleich vorgestreckt, aber nicht unmöglich auch die Verwendung derselben haben erfahren wollen. Benno war schon damals zum Hüfner Hedemann in Borkenhagen bei Witoborn gegeben worden. Ohne Zweifel ist Benno entweder das Kind einer spanischen vornehmen Frau oder einer Nonne. Mevissen kannte das Geheimnis; er hütete es wie ein Soldat die Parole seines Wachtpostens."

Bonaventura mußte voll Rührung ausrufen: „Guter, kindlicher Sinn des Vaters —! Alle diese Dinge — wie waren sie so ganz anders und nur dir blieben sie verborgen! Er fürchtete die Neugier seines ältesten Bruders, meines freundlichen Erziehers. Und gerade in dessen Händen lagen, sogar dem Bruder verborgen, die Fäden aller der Veranstaltungen, welche für den armen geopferten Benno getroffen werden mußten —!" Ambrosi kannte die Beziehungen und vermochte voll gesteigerten Anteils zu folgen. „Es drängte mich", lautete das Bekenntnis weiter, „endlich jene Schuld von einigen hundert Talern an den alten Soldaten in St. Wolfgang zu berichtigen. Als ich von meinem bisherigen Dasein und von meinem Namen

Abschied nehmen wollte, besuchte ich den kleinen Ort, den Mevissen bewohnte. Ich fand einen rätselhaft verschlossenen Menschen; einfach und würdig war sein Benehmen; obschon nicht mehr jung, hatte er geheiratet, sein Weib war gestorben; ohne Kinder hielt er eine ihn ernährende kleine Tischlerwerkstatt für die einfachen Bedürfnisse des Landlebens. Die Summe, welche ich ihm schuldete, mochte er früher mehr bedurft haben, als jetzt; dennoch hatte er damit nicht drängen wollen. Nach den ersten Verständigungen sah ich wohl, daß sich Mevissen jene Summe durch irgendeinen wertvollen Beistand, den er dem Bruder geleistet, verdient hatte. Ich suchte die Anlässe seiner Bewährung zu erforschen und zeigte mich von einer sonst meiner Natur fremden Neugier schon aus Interesse für Bennos Vater, meinen zu früh vollendeten Bruder Max. Ich grübelte, fragte — doch kein anderes Wort kam über die Lippen des schlichten Mannes, als — daß mein Bruder sein bravster Chef gewesen. Angezogen von so viel Ehrlichkeit und Charakterstärke, beredete ich ihn, mich als Diener zu begleiten auf einer Schweizerreise, die ich machen wollte. Er nahm diesen Vorschlag an und ihm verdanke ich die Ausführung meines gewagten Unternehmens. Es war die Aufgabe gestellt, den Schein zu erwecken, daß ich zu den Opfern der Lawinen des großen St. Bernhard gehörte." Ambrosi seufzte im Andenken an seinen eignen Vater. Bonaventuras Herz klopfte voll gespannter Erwartung. Es war die ihm noch nicht ganz enthüllte Stelle im Leben des Vaters.

„Im Kanton Wallis, zu Martigny, legte ich alles ab, was an mich erinnern konnte. Ich hatte mir neue Kleider angeschafft, die in einem Paket, das Mevissen trug, verborgen werden mußten. Wir hatten das Meiste von dem, was mein Koffer enthielt, verbrannt. Der Geruch, der von den verbrannten Papieren und den versengten Kleidern entstanden war, fiel im Gasthof zu Martigny auf; so hielten wir mit unsern Zerstörungen inne. Einiges mußte wohl auch für das Leichenhaus auf dem großen St. Bernhard zurückbehalten werden. Mevissens Handschlag durfte mir genügen, um die Gewißheit zu erhalten, daß von ihm mein Geheimnis mit ins Grab genommen werden würde. Unter dem Zurückbehaltenen befand sich vielleicht eine seltsame Urkunde, von welcher ich dir reden muß — aus Gründen, welche du erfahren sollst —"

Bonaventura verstand das schmerzliche Lächeln seines Freundes. Es galt der Erinnerung an die Qualen, die sich früher, auf seinem überwundenen Standpunkte, der unrichtig Getaufte über seine Lage bereitet hatte. „Mein Sohn! Ich rufe dir mit der Schrift: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" — — Ich hatte in Witoborn mit dem Husarenrittmeister von Enckefuß, dem neuen Landrat des neugebildeten Kreises, die Besitzergreifung, namentlich die Archive aus einer großen Verwirrung zu ordnen, in die sie während des Krieges geraten waren, als man die wichtigsten Akten sogar als Streu für

die Pferde benutzt hatte. Bischof Konrad war ein wohlwollender, aufgeklärter Mann. Ich hatte sein Vertrauen gewonnen; er liebte, wie ich, alte Drucke, Miniaturen, kunstvolle Heiligenschreine, ohne sich aber darum, wie leider ich getan, unter den Ranken und Blüten der damals modischen Romantik und Phantastik heimisch zu fühlen. Auf einem Krankenlager, wovon er nicht wieder erstand, übergab mir der Bischof einen soeben empfangenen Brief des am selben Tage zur Ruhe bestatteten Pfarrers von Borkenhagen, eines getauften Juden. Nehmen Sie das! sprach er. Es ist das Testament eines Narren! Ich sollte es nach Rom schicken! Wahnsinn! Da aber manches Geheimnis Ihrer Familie daran beteiligt ist, so lesen und zerreißen Sie die Schrift, eine Stilübung —! Sie ist lateinisch geschrieben —!" Da las ich denn den Erguß eines melancholischen Gemüts, das, mit sich selbst und mit der Welt zerfallen, in diesem Brief das Judentum für die vollkommenste Religion, die Lehre Jesu für eine von Jesus nicht beabsichtigte Abweichung vom Judentum erklärte und sich in seiner letzten Stunde von einem Gaukelspiel lossagte, das er behauptete jahrelang mit Bewußtsein getrieben zu haben. In dieser Überzeugung, hieß es in dem für mich schon prinzipiell merkwürdigen Briefe, hätte er zwar damals noch nicht gehandelt, als er den Glauben gewechselt — damals hätte er Jesus und dem Christentum etwas abzubitten gehabt — aber die Erinnerung an seine Verwandten, die Tränen einer verlassenen Geliebten hätten ihn schon damals bestimmen sollen, wenigstens nicht Priester zu werden. Er hätte es aber werden müssen; er hätte die Weihen angenommen aus Furcht vor einem Tyrannen; er nannte den Kronsyndikus auf Schloß Neuhof. Mißhandlung, Drohung, sogar Weinen und Flehen dieses Mannes hätten ihm aus gewissen Gründen so lange zugesetzt, bis er Priester wurde. Jahrelang aber hätte er nun sein Amt mit Unlust und ohne wahre Überzeugung verwaltet. In diesem Sinne, schrieb er, hätte er die Sakramente erteilt, ohne die entsprechende Richtung des Willens. Getauft hätte er in der bestimmten Voraussetzung, daß das, was er tat, eine leere Formel sei. So zunächst hätte er vorzugsweise ohne Intention alle Verwandte des Kronsyndikus — sogleich seinen ersten Täufling, Bonaventura von Asselyn, getauft. Seine erste Trauung, zwischen Ulrich von Hülleshoven und Monika von Ubbelohde, gleichfalls Verwandte seines Peinigers, auch sie wäre von ihm vollzogen worden, ohne den Willen und die Überzeugung, daß er das wollte, was er tat. Mit diesem bittern Hohn gegen sein Geschick, wozu sich die Andeutung über eine unrichtige Ehe gesellte, welche irgendwo von ihm vorher schon hätte geschlossen werden müssen — und wie zu vermuten war, auch diese auf Anstiften des Kronsyndikus — wollte der menschenfeindliche Mann, der ein Rabbiner, ja, wie man aus einigen Stellen seines Briefes ersah, ein Kabbalist geblieben war, aus dem Leben scheiden."

Bonaventura erkannte jetzt die Gründe, warum Lucinde vor

Jahren, damals, als sie seinen Efeu zerstörte, auch von Monikas Ehe als von einer löslichen gesprochen hatte.

„Meine Empfindungen waren damals noch so katholisch, daß ich über diese Entdeckung den größten Schmerz empfand und darüber anders dachte, als mein hochbetagter freidenkerischer Bischof, der einige Tage nach Übergabe der Urkunde an mich gleichfalls aus dem Leben schied. Aber sollte ich meiner Familie, meinem eigenen Kinde noch einen neuen, von mir mit Entsetzen empfundenen Makel anhängen? Ich dankte der Vorsehung für diese glückliche Wendung, die ein so wichtiges Dokument in meine Hand gelangen ließ. Sollte ich es zerstören? Daran verhinderte mich mein rechtgläubiges Gemüt, ja der feste Entschluß, eines Tages deine richtige Taufe nachholen zu lassen! Und in diese Schrecken und Beunruhigungen meines Gewissens mischte sich die immer mehr gesteigerte Trauer um mein unseliges Verhältnis zu deiner Mutter. Ein treuer, aufrichtiger Freund, den ich um so mehr liebte, als seine kühle und verständige Natur zu meinem eigenen Wesen die heilsamste Ergänzung bot, konnte sich nicht von einer Leidenschaft frei machen, welche die einzige war, die ihn vielleicht je ergriffen. Noch mehr, ich war von ihm abhängig; die Güter des Lebens, die ich nie zu verwalten gewußt hatte, verbanden uns, während uns alles andere hätte raten müssen, uns zu trennen. Eine Lage entstand, die vor der Welt meine Ehre in einem Grade bloßstellte, daß ich über mich selbst verzweifelte. Ich sprach nie von dem, was mich drückte, und doch erkannte ich alles, was vorging. Ich sah, daß Wittekind meinen Haushalt bestritt, meine Schulden bezahlte, in jeder Frage, wo kaum noch meine Zustimmung begehrt wurde, die Entscheidungen traf. Schon gab ich mir die Miene, solche Zustimmungen von meiner Seite gar nicht mehr zu beanspruchen — ich vergebe deiner Mutter; sie folgte ihrem weiblichen Sinn; dieser will sich an Starkes und Verwandtes halten — es ist unwahr, daß sich nur die Gegensätze lieben."

Die Freundschaft der Lesenden war gerade aus dem Gefühl entsprungen, sich verwandt zu sein. Sie mußten diesen Ausspruch bestätigen. Bonaventura dachte an die Sterbeaugenblicke seiner Mutter, die in einem Punkte ruhigere gewesen waren, als er erwartet hatte — ihr zweiter Gatte hatte mit der Überzeugung von ihr Abschied nehmen dürfen, daß ihr ganzes Glück und ihre wahre Lebensbestimmung nur er allein gewesen. Bonaventura gedachte des Tages, wo ihm auf Schloß Westerhof die Mutter gesagt hatte, gern beuge sich ein Weib dem Worte: „Und er soll dein Herr sein —!" wenn der Gatte nur ein Herr wäre —!

„O mein Sohn, damals verehrte ich noch eine Kirche, die einer Form zu Liebe zwei Menschen, und wenn sie sich hassen und wenn sie sich zum Anlaß der Verwilderung des Herzens und der Sitten werden, doch aneinanderschmiedet — eine Kirche, die dem frivolsten Priesterwillen eine Macht über unser ewiges und zeitliches Wohl läßt. Aber

mein Sinn sollte sich ändern. Er änderte sich in dem Grade, daß ich auch nicht für mich allein der Wohltat der Erleuchtung teilhaftig werden wollte. Als du Geistlicher wurdest, als ich hörte, du hättest dich den Römlingen angeschlossen, erfreute es mich zu vernehmen, daß Mevissen damals jene Urkunde beim Verbrennen meiner Effekten im Gasthof Balance zu Martigny zurückbehalten hatte. Mein braver Begleiter schrieb mir zuweilen. Unter anderm meldete er: ‚Einiges hab' ich nicht verbrennen mögen! Besonders auch Geschriebenes nicht. Es ist bei mir sicher wie im Grabe. Und sollte sich einst noch einmal Ihr Wille ändern oder eine andere Zeit kommen, wo Sie bereuen, was Sie getan — dann lassen Sie nur in Gottes und seiner Heiligen Namen mein Grab öffnen. Was ich nicht vernichte, dort finden Sie's!'"

Bonaventura holte einen tiefen schweren Seufzer. Er galt der Last, die von seinem Herzen fiel.

„Und dies Grab ist erbrochen worden —! Ich weiß es — ein Räuber, dessen Hand mein treuer Hubertus gerichtet hat, bekam die Witterung, daß ein Schatz — freilich nur einer der Liebe mit diesem armen Manne begraben war —! O, daß es zu spät sein mußte, ihn noch zur Verantwortung ziehen zu können und mich zu beruhigen über das Verbleiben jener Urkunde —! In deinem eigenen Dorf mußte also ein Fluch zu Tage kommen, den deinem Leben ein wahnwitziger Priester geschleudert —! Hast du diese Kunde nie vernommen, so vernimm sie von mir!"

Ambrosi lächelte und suchte dem Freunde Mut zu geben.

„Bona, du bist Würdenträger einer Kirche, die ein Recht beansprucht, dich sofort aus ihrem Schoße auszustoßen. Warum? Weil ein Priester es so wollte —! Mit einem Zucken seiner Miene, einem tückischen Hinterhalt seiner Gedanken *wollte* —! Bona, verkünde diese Vermessenheit des katholischen Priestertums —! Verkünde sie der Welt! Zeige, wohin die Anmaßung der Konzilien und der Päpste geführt hat, die Sucht, aus einem gesalbten Priester einen Gott zu machen! Frage, ob alle die neugetauft werden müssen, die du getauft hast — alle die neuverbunden, die du verbandest — alle Sünden noch einmal vergeben, die du vergeben —! Ich wünschte, daß die dreifache Krone dein Haupt zierte und du sagen könntest: Höre, o Christenheit — wenn Roms Gesetze Recht behalten, so ist sein oberster Priester gegenwärtig — ein Heide —!"

Tieferschüttert hielten die Freunde in ihrer Arbeit inne. Schon schlug die mitternächtige Stunde. Eisige Schauer überliefen sie. Ein Diener kam und schürte die schon erloschene Flamme im Kamin. Einen kurzen Bericht, den er dabei vom jetzt gelöschten Brande an Piazza Navona gab, hörten die Tiefergriffenen kaum. Abwesend war der Geist, ergriffen Ohr und Auge nur von dem, was sie dem entrollten Papier entzifferten, ebenso wie von den Andeutungen eines Zukunftsbildes, das sich mit himmlischen Farben vor ihrem geistigen Blick entrollte.

„Doch", fuhr Bonaventura fort, schon die Buchstaben zugleich zu lesen und zu übersetzen, — „kehre mit mir zurück auf den Tag meines scheinbaren Todes! Gefahrvolle Schneestürme hatten geweht und mühsam erklommen wir die mächtige Höhe. In der Nähe des Hospizes warfen wir Pilgermäntel um und ließen uns die Morgue aufschließen. Während Meviſſen beſchäftigt war, den führenden Auguſtinerbruder nach einem der dort aufgeſtellten Gerippe, vor welchen alles, was an und bei ihnen gefunden worden, beiſammen lag, zu fragen und ihn zu zerſtreuen, legte ich vor einen der jüngſt Verunglückten, der mir an Wuchs ziemlich glich und an dem durch ſeinen Sturz zerſchmetterten Kopf völlig unkenntlich war, mein Portefeuille und den Trauring deiner Mutter nieder —"

Ambroſi ſagte: „Vor meinen Vater legte er dieſe Zeichen nieder —! Wie hat uns doch das Schickſal ſo wunderbar verbunden —!"

Bonaventura, ſchon lange erlöſt von dem ihn jahrelang quälenden Bilde eines möglicherweiſe noch unheimlicheren Zuſammenhangs der Todesarten ihrer Väter, der wirklichen des Profeſſors Ambroſi, der verſtellten Friedrichs von Aſſelyn — konnte nur mit ſeinen beiden zitternden Händen die linke Hand Ambroſis ergreifen und mit ſtummer Gebärde ausſprechen, was er empfand.

„Als ich außerdem dann noch die Portefeuilles vertauſcht hatte, da fiel mir erſt die ganze Schwere meiner Tat aufs Gewiſſen. Mein Führer, Meviſſen, mutvoller als ich, mahnte zum Gehen — ſeine Abſicht mußte ſein, ſoviel als möglich für die Auguſtiner unwiedererkennbar zu bleiben. Am Hoſpiz, wo uns die Mönche einluden, einzutreten, trennte ſich Meviſſen — das mußte ſchnell geſchehen, um unſere Phyſiognomien ſich nicht zu lange dem Gedächtnis der Nachblickenden einprägen zu laſſen. Es war ein Abſchied für ewig, und dennoch ging Meviſſen — wie auf ein Wiederſehn am folgenden Tage —"

„Solche Treue lebte jahrelang neben mir und neben dem Onkel — ohne ihres Ruhmes zu begehren —!" ſchaltete Bonaventura ein. Er mußte ſprechen, um nur das Klopfen ſeines Herzens und deſſen ängſtliche Spannung bewältigen zu können.

„Aber, der Gedanke: Die Spur jenes Unglücklichen, für welchen du nun wirſt genommen werden, blieb vielleicht den Seinigen auf ewig verloren — du haſt ein Verbrechen auf dich geladen, größer, als dein Selbſtmord geweſen wäre! — dieſer Gedanke verfolgte mich bald mit allen Schrecken eines böſen Gewiſſens. Im Portefeuille des Toten, für den man meine Perſon nehmen konnte und ſollte, fand ich keinen Namen, nur Höhenmeſſungen und Zahlenreihen. Noch im erſten Eifer meiner ſcheinbaren Selbſtverachtung warf ich dieſe Anklage gegen mich in die Tiefe eines Waldſtroms! Ringend, mich in die Stimmung meines alten Leichtſinns, meiner romantiſchen Sorgloſigkeit, meiner angebornen läſſigen Natur zurückzuſchmeicheln, umging ich Turin. Die Täler, die ich mit meinen neuen Kleidern durchwanderte,

waren zufällig Waldenſertäler. Ich kannte die romaniſche Sprache. Aber ich floh vor allem, was mich an Religion erinnerte. Nur mein romantiſcher Trieb gab mir Kraft, nur jener phantaſtiſche Sinn, der dem Schönen und Reizvollen ſich ergibt und dabei der moraliſchen Bedenken nicht achtet. Ich wollte nach Genua, wollte mit dem Reſt meiner Barſchaft zu Schiff gehen und mir in Südamerika ein neues Leben begründen. Über Coni hinaus aber wurde ich krank; ſeeliſch und körperlich angegriffen, ſchleppte ich mich jetzt nur noch langſam hin. Scheu mied ich die große Straße und oft ruhte ich mich in Wäldern aus. Da war es, wo ich in einem einſamen Tal aus einem ſchönen Hauſe einen vollſtimmigen Choral vernahm. Ich trat in einen neugebauten Raum, wo ein Redner geiſtliche Erweckungen ſprach. Der Gottesdienſt war bald zu Ende. Ich ſah eine hohe ſtolze Dame, welcher alle, als ſie aus dem Hauſe trat, ehrerbietig auswichen, ich grüßte ſie und folgte ihr. Zu meinem Erſtaunen ſprach ſie mit ihrem Diener deutſch. Ich redete ſie in gleicher Sprache an. Dies getan zu haben, bereute ich ſofort, ich hörte ihren Namen und mußte erſtaunen, mich in der Nähe eines entfernten Zweigs meiner eigenen Familie zu befinden. Entfliehen konnte ich nicht; ich war zu hinfällig, wurde auch krank, ich kam dem Tode nahe und befand mich monatelang in einem Zuſtand faſt der Geiſtesverwirrung. Als ich genas, war ich ſo von Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dieſer edlen Frau erfüllt, daß ich mich nicht mehr von ihr trennen konnte. Da ich mich als Katholiken bekannt hatte, durfte ſie in meiner Abſicht, als Einſiedler in ihrer Nähe leben zu wollen, nichts Auffallendes finden."

In Bonaventuras Innern klangen die Lieder des Dichters Novalis nach. Was des Vaters träumeriſch-phantaſtiſcher Sinn für ſich zur Entſchuldigung hätte aus dem Geiſt der Zeit anführen können, ergänzte die Liebe und Bildung des Sohnes.

„Die Gewiſſensſchuld, der Schmerz um meine Tat auf dem Hoſpiz, die Gewißheit, daß bereits aus meinem geglaubten und beſtätigten Tode ein neues Leben in der aufgegebenen Heimat erblüht war (die Gräfin erzählte mir von einer Heirat des Präſidenten von Wittekind, eines Couſins der reichen Erbin, mit welcher ſie zu prozeſſieren angefangen — eine Zeitungsannonce nannte den Namen der Gattin Friedrichs von Wittekind —) alles das gab mir eine tiefe Traurigkeit und mehrte den Abſchluß mit dem Leben. So entſtand die Neigung, mich um die Lehre der Waldenſer zu bekümmern. Gräfin Erdmuthe gab mir die alten Schriften, die ſie geſammelt hatte und die in ihrem Text vielleicht niemand ſo verſtand, als ich —"

Auch Ambroſi war in ein tiefes Erinnern verſunken und kaum noch ſchien er zuzuhören. Bonaventura chiffrierte inzwiſchen für ſich weiter und las. Die Darſtellung des Vaters lenkte auf jene Empfindungen zurück, die ſich in Ambroſis Innern angeſponnen

haben mußten; deshalb begann der Freund aufs neue die laute Mitteilung.

„Ich würde vergebens gerungen haben, aus meinen durch die Ehegesetze geweckten Zweifeln an Roms Hierarchie zu einer Versöhnung mit dem ewigen Grund aller Dinge, der in unserm Gewissen den einzigen Weg zu seiner Erkenntnis vorgezeichnet hat, zu gelangen, wenn nicht ein wunderbares Erlebnis mich zum Frieden mit mir selbst gebracht hätte. Alle Schätze der Erde sind nichts gegen die Seligkeit eines erlösten Schuldbewußtseins —! Dann streckt die Dankbarkeit jubelnd ihre Hände gen Himmel und ruft: „Verhängnis, Zufall oder wie dein Name sein mag, ewiges Gesetz des Lebens, ich bringe dir den Dank einer befreiten Seele, ich bringe ihn dir mit einem Jubel, der bis an den Sphärensang der Sterne dringt —!" Unter den vielen, die in meine Waldhütte kamen, um sich Rats zu erholen, wie ich ihn gerade geben konnte, kam auch ein anmutiger Jüngling. Seine Mienen hatten einen melancholisch trauernden Ausdruck. Ich konnte ihn nicht sehen, ohne nicht sogleich mit tiefster Wehmut auch deiner zu gedenken. Es war den geistlichen Schülern von Robillante, überhaupt rechtgläubigen Seelen verboten, sich meiner Hütte zu nahen — dennoch geschah es — ich wurde ein Beichtiger wider Willen. Auch diese Schüler, die sich oft in den Wäldern tummelten, gingen nicht, ehe ich nicht jedem getan oder geraten, wie und was er wollte. Vielen Umwohnern mußte ich Briefe schreiben, andern über ihre Geldsachen raten, manchen lehrte ich die Sprachen, auch deutsch — Knaben wie Mädchen."

Bonaventura gedachte der Gattin Hedemanns.

„Jener Schüler aus Robillante wollte Deutsch lernen. Die Gabe der Sprachen schien dem jungen Novizen versagt; desto reger war sein Eifer in Aufgaben der Phantasie und des Gemüts. Vincente Ambrosi wollte Mönch werden; ich tat nichts, um ihn in diesem Entschluß wankend zu machen, kämpfte auch nicht gegen seinen Glauben, den er mit Hingebung und durchaus innerlich ergriff. In ihm liebte ich dich! Schon lange bewohnte ich meine einsame Hütte und war noch ohne Seelenruhe. Immer war ich gefoltert vom Hinblick auf den St. Bernhard und meinen Betrug! Oft feuchteten meine Tränen mein nächtliches Lager. Oft trieb es mich, nach dem Hospiz zurückzukehren und nach allem zu forschen, was seither dort geschehen war. Aber die Vorstellung: Deine Gattin hat sich mit dem Freunde vermählt und darf nicht in Bigamie leben! schreckte mich; man konnte mich erkennen; diese einsam wohnenden Mönche behalten die wenigen Eindrücke, die ihnen werden, desto lebhafter. Immer und immer aber sah mein gefoltertes Gewissen die größten Verwickelungen entstanden aus den verwechselten Portefeuilles, aus dem Hinlegen meines Ringes unter die Sachen, die einem andern gehörten, einem, dessen Spur nun verloren war, indem er, für mich geltend, begraben wurde! Was half mir das Glück meines äußern Schicksals, die liebevolle

Sorge und der Schutz meiner Gräfin —! Mir fehlte Seelenfriede. Diesen fand ich erst, als mich wieder einmal jener Priesterzögling besuchte, der oft in diese Gegend Almosen zu suchen ausgeschickt wurde. Er klagte über die Nichtbefriedigung seines Innern und erschloß mir zum erstenmal, warum sein Gemüt so krank, sein Sinn so traurig wäre. Er hatte bei unserer ersten Begegnung Deutsch von mir lernen wollen; wie er jetzt erzählte, weil er nur zu sehr bedauerte, es in einer ernsten Sache, von welcher er damals nicht sprach — es ließ sich an einen Selbstmord seines Vaters denken — nicht verstanden zu haben. Er wäre das einzige Kind seiner Eltern; seine Mutter, eine Frau von hoher Bildung, wäre eben aus dem Leben geschieden, als sein Vater, Lehrer der Mathematik am Kolleg zu Robillante, um sich in seinem tiefen Schmerz aufzurichten, ihn ins Seminar gegeben und eine Fußreise in die Alpen angetreten hätte. Um die Savoyer und Deutschen Alpen zu vergleichen, hätte er vier Wochen ausbleiben wollen und wäre nicht zurückgekehrt. Da die Nachforschungen ohne Resultat blieben, machte sich nach einigen Monaten der Sohn selbst auf den Weg, um des Unglücklichen Schicksal in Erfahrung zu bringen. Der Vater war die Straße über den kleinen Bernhard, den Bernhardin, gegangen, hatte von da aus die Walliser, die Berner Alpen besucht — überall noch fand er des Vaters Spuren, auch noch auf der Heimkehr am Genfersee, noch in Martigny, ja bis zum Hospiz hinauf. Dort war dann aber plötzlich derjenige, von welchem er geglaubt hatte, daß es unfehlbar nur sein unglücklicher Vater hätte gewesen sein müssen — ein anderer, den gleichfalls der Schneesturm überfallen, ein von einem deutschen Domherrn und seinem Diener damals erst vor einigen Wochen in St. Remy Begrabener, ein Deutscher, Friedrich von Asselyn genannt—! Den Namen hatte er deutlich und richtig aufgeschrieben; er stand in St. Remy auf meinem vom Bruder Franz gesetzten Leichenstein —"

Die Freunde konnten an dieser Stelle nichts tun, als sich über die wunderbare Verknüpfung ihres Lebens gerührt die Hände drücken.

„Weinen durfte ich bei der Erzählung des Jünglings — denn sein Leid hätte an sich schon jeden gerührt. Mein Weinen war ein Weinen der Freude, das der junge Geistliche nicht begreifen konnte. Ich sprach ihm, da mein Entschluß, mein Geheimnis zu hüten, so lange deine Mutter lebte, feststehen sollte: Ich kann dir nicht sagen, mein Vincente, daß dein Vater lebt; aber glaube mir, die Stunde der Trauer, als dir alles zu sagen schien: Du findest ihn, wenn auch im schreckhaftesten Bilde des Todes, und du sahst dich dann doch in deiner schmerzlichen Hoffnung getäuscht — diese Stunde, mein Sohn, wird dir gelohnt werden mit ewigen Himmelskronen! Der Jüngling deutete alles im Bilde. Ich wurde ihm näher verbunden und tiefer verloren wir uns in die großen Aufgaben des Lebens. Von dieser Zeit an erhob sich mein Inneres zum Dank gegen Gott. Denn

Dank gegen Gott, das ist das Gefühl, dessen Ausdruck wir tausendmal im Munde führen und das wir doch nur selten verstehen, selten in die Ursachen seiner wahren Beseligung zu zergliedern vermögen —!"

Wieder hielten die Freunde inne. Wieder besiegelte ihr Händedruck den gottgeschlossenen Bund ihres Lebens.

„Nun wagte ich, auch an die Läuterung anderer, an die der Kirche zu denken. Gräfin Erdmuthens Glaube überträgt alles auf die Wohltat der Erlösung durch die Gnade. Das Bild von der Gnade begriff ich jetzt und pries am Glauben der Protestanten, daß sie, die so vieles aufgegeben haben, was sie noch wie andere Christen hätten hüten und tragen sollen, sich doch das Bewußtsein einer fast persönlichen Wahl und Führung Gottes gewonnen hatten. Ich sah die Hand der Vergebung wie greifbar vor mir, ich fühlte an mir selbst die wider Verdienst geschenkte Gnade des großen Erlösungswerks. Nun verstand ich die reinen, andächtigen Bücher der Waldenser, diese kindlichen Hingebungen an die Schrift. Die Bibel wurde mir das Buch der göttlich geführten Menschenschicksale. Liebe, Glaube, Hoffnung wurde mein Evangelium. Wozu bedarf es mehr? Und wozu irgend etwas, was nicht auf diesem Grunde ruhte? So lehrte ich an manchen Tagen unter meinen alten Eichen und die Menschen kamen von nah und von fern, bis sie durch die Verfolgung gehindert wurden. Da hätt' ich denn schon den wirklichen Tod suchen können, da in dieser Welt auf solchen Drang, die Wahrheit zu verkünden, noch immer wenigstens der bürgerliche Tod gesetzt ist. Immer entschlossener teilte ich die Überzeugung der Gräfin, daß das Verderben der Welt der Stuhl des Antichrists in Rom sei. Die Fortschritte der Bibelverbreitung, das Wirken englischer Missionäre gerade auf italienischem Boden, die enge Verbindung zwischen Politik und Religion gerade in diesem Lande, der erwachende Freiheitsdrang Italiens, der nur allein über die Zerstörung der Priesterherrschaft Roms hinweg sein ersehntes Ziel der Volks- und Bürgerfreiheit erringen kann, alles das erfüllte mich mit hoher Spannung. Ja, in einer solchen Stunde kam mir der Gedanke, nicht allein meinen zweiten Sohn, Vincente Ambrosi, für die Sache der großen Reform zu gewinnen — ihn nannte ich auch in diesem Sinn schon den Meinen — sondern auch meinen ersten, der, wie ich hörte, in die Netze der Römlinge gefallen war. Noch schob ich es auf, bis ich hörte, daß sich dein Wahn sogar an den Unternehmungen jenes Kirchenfürsten beteiligte, von denen mir die Gräfin in höchster Aufregung ihrer Parteinahme für den gekrönten Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland erzählte. Da schrieb ich dem Bruder Franz und dir, Bonaventura, sub sigillo confessionis eine Aufforderung zu einem Tag des Konzils unter den Eichen von Castellungo. Es war eine Tat, die selbst die Möglichkeit, mich, deine Mutter, uns alle unglücklich zu machen und tief zu beschämen, nicht scheute, eine Tat der Übereilung, geschehen in jener alten Hast, die ich noch nicht überwunden hatte —

Ach, es sollten Prüfungen kommen, die mein Blut in ruhigere Wallung, mein Denken in kühlere Bewegung brachten —"

Kardinal Ambrosi mußte bestätigen, daß Bonaventuras Vater schon damals von seiner baldigen Entfernung aus Castellungo gesprochen hatte. Die Geständnisse kehrten auf ihn selbst, der in heftigste Erregung geraten war und zuweilen, wenn er dechiffriert hatte, auf- und niederschritt, zurück.

„Wie aber erreicht man ein allgemeines Konzil? Wie setzt man die Majestät dreier Jahrhunderte des Lichts zum Richter über das Konzil von Trident? Arme Mönche und Landpfarrer haben keine Stimme im Rat der Kirche! Ein Kardinal, ein Papst muß es sein, der dem Schöpfer das Wort nachstammelt: ‚Es werde Licht!' Und wie wird man Kardinal, wie wird man Papst —? So sprach mein Schüler eines Tages mit bebender Stimme: ‚Dazu sind alle Wege offen!' erwiderte ich. ‚Keiner freilich ist sicher!' Einer, setzte ich hinzu, wäre neu, der: In Rom ein Mönch im alten Sinne der Väter zu sein! ‚Werde ein Heiliger, mein Sohn!' sprach ich. Das will ich werden! antwortete Vincente. Ich erschrak, ergriff seine Hand und fuhr fort: Mein Sohn, kein Urteil über die Menschen und Dinge dieser Erde darf dann früher über deine Lippen kommen, als bis die kühle Erde oder der Purpur deine Stirn deckt! Du darfst nur dulden! ‚Das schwöre ich zum dreieinigen Gott!' sprach Vincente Ambrosi und ging nach Rom —"

Ambrosi legte sein Haupt auf den Tisch und faltete die Hände. Auch Bonaventuras Schweigen war wie ein Gebet. Nach einer feierlichen Stille sagte er: „Und ich, ich mußte dir das letzte Wiedersehen deines Vorläufers und Apostels rauben — Den Blick der Bewunderung —!" — „Er ist jetzt unter uns!" sprach Ambrosi mit verklärtem Blick gen Himmel. „Und wie bald — wie bald einigt uns alle das große Gottesherz —!" Eine lange Pause trat ein. Dann mahnte Ambrosi selbst, daß der Freund fortfahren möchte. Es war tiefe Nacht ringsum. Sie sollte ja dem Schlafe geraubt bleiben. Bonaventura las, was Ambrosi aufzuschreiben fortfuhr:

„Als mein treuer Schüler nach Rom zu den strengen Alcantarinern gepilgert war, hätte ich in hoher, göttlicher Freude in meiner Klause leben können, wenn ich mich nicht einige Jahre später hätte zu jenen Briefen hinreißen lassen. So lebte ich mit Zittern unter den Eichen von Castellungo, hoffend und wieder erbangend, erbangend, daß meine Entdeckung näher und näher rückte. Mevissen mußte tot sein — ich hörte nichts mehr von ihm. So ging noch ein Jahr, noch ein zweites hin. Da kam die mich geradezu bis zum Wahnsinn verwirrende Nachricht, daß mein eigener Sohn als Bischof in Robillante erwartet würde —! Wie war das möglich geworden! Ich wußte nichts vom Zusammenhang dieser geradezu unbegreiflichen Wendung, ich sah nur die Wirkung meiner Mahnung an die Eichen von Castellungo, die Entdeckung meines Aufenthalts —! Dein Denken,

dein Fühlen entnahm ich aus dem, was ich allein von dir wußte —! Dein Bekenntnis war mir verhaßt; hatten dich andere in meine Nähe mit Absicht gebracht? Ich hätte fürchten müssen, dich in die traurigsten Konflikte zu verwickeln. So entfloh ich. Ich bot alles auf, dir, deiner Mutter, deinem zweiten Vater die volle Freiheit eueres Lebens zu lassen und mir nur den Schein meines Todes." Ambrosi hatte schon lange dem Freunde seinen fortgesetzten Zusammenhang mit Federigo erzählt. Jetzt erfolgte die Bestätigung. „Ambrosi wurde der neue Vermittler zwischen deiner Liebe und meiner Furcht! Ich hörte von deiner veränderten Richtung, deinen Kämpfen, deinen Siegen. Ist es nicht gut, zu entbehren um einen Gewinn? Sah ich dich nicht, ob hier, ob dort, in meinen Armen, vereint mit mir durch jene großen Opfer, die nicht ausbleiben, solange sich die Erde in den Bahnen der Dunkelheit und der Sehnsucht nach dem unsterblichen Lichte bewegt —! Ich fürchtete nichts von den Schrecken dieser Welt — nichts von den Schrecken Italiens. Müssen sich nicht selbst die Drohnisse der Natur in Quellen der Freude verwandeln, wenn sie uns die Gemeinsamkeit des Erdenloses lehren und das Bild eines großen Zweckes aufstellen, welchem an der ewigen Schöpfungsquelle die wahre Erfüllung wird! Wenn ich dir schildern sollte, wie ich auf meinem Pilgergang nach Loretto, in der Gefangenschaft der Räuber, im Silaswald, in jener Waldeinsamkeit, die ich in meinen Jugendträumen so oft gepriesen und ersehnt und nun bedenklich genug zum ewigen Aufenthalt erhalten hatte, hin und her bewegt wurde von einer Welt andringender, mich stets beschäftigender Tatsachen, wie ich namentlich im Hinblick auf dich und deine große Laufbahn von Zweifel, Hoffnung, innigster Vater- und Freundesliebe bewegt wurde — dann soviel freundliche Genien fand, die mich wiederum einen Jüngling wie Ambrosi, entsagungsmutig, willensstark und willensrein finden ließen — Paolo Vigo — wie ich nun schon drei einem Gottesreiche gewonnen sah, das den Nebeln der Erde mit klingenden Harfen näher und näher rückt —"

Bis hierher hatten die Freunde entziffert und gelesen, als die Lampe erlosch und sie sahen, daß der helle Morgen tagte. Sie hatten das Schwinden der Zeit nicht beachtet. Auch nicht das Verglimmen des Feuers im Kamin. Nun meldeten sich die Rechte der Natur im Gefühl nicht gerade der Müdigkeit, aber in dem Wahrnehmen, daß es Winter und kalt war. Draußen läuteten die Morgenglocken. Die Freunde waren so selig von Freundschaft, Liebe und Hoffnung ergriffen, daß ihnen die Besinnung auf die Welt, sogar der Hinblick auf die in den öden Mauern des Inquisitionspalastes liegende Hülle der edlen, schwärmerischen Seele, die hier zu ihnen sprach, wie ein Traum, eine märchenhafte Jugenderinnerung war. Den Rest der Blätter wollten sie auf den stilleren Abend lassen und noch wenige Stunden ruhen. Dann hatten sie die Absicht, zunächst zum General der Dominikaner zu fahren und diesem für seine überraschenden In-

dulgenzen zu danken. Hierauf wollten sie in den Inquisitionspalast, später nach San Pietro in Montorio.

Schon hörte man von der Straße her den Lärm des Tages. Eben wollten sich die Freunde trennen, als sie bemerkten, daß der Diener (er hatte Befehl erhalten, die auf dem entlegenen Zimmer Eingeschlossenen nicht zu stören und staunte, nachdem er selbst geschlafen, nicht wenig, daß seine Herrschaft immer noch auf war) eine Eröffnung für sie bereitzuhalten schien. Er sagte, die trübe Nachricht wäre erst nach Mitternacht gekommen. Er hatte nicht gewagt, sie sofort zu melden.

Ja, es war verhängt, daß sich keine Ruhe auf die leidüberladenen Herzen senken sollte. Die Feuersbrunst hatte auf Via dei Mercanti stattgefunden. Sie war seit Jahren eine der größten, die in Rom stattgefunden. Die daselbst in einem alten Palast befindlichen Warenmagazine waren von den wütenden Flammen zerstört worden. Von oben und unten sich begegnend, hatten sie die Stiegen unbetretbar gemacht. Man beklagte Verlust an Menschenleben. Einstimmig fragten Ambrosi und Bonaventura nach Gräfin Sarzana. Der Diener berichtete den Tod derselben. Ein Franziskanerbruder, erzählte er und seinen Bericht ergänzte die sich mehrende Dienerschaft, hätte retten wollen. Mutig stürzte sich der Mönch in die Flammen, zumal als man zu sehen geglaubt, daß eine Dame, die oben aus der Zerstörung einen Ausgang suchte, einem Räuber zu entkommen rang, der ihr ein Kästchen entriß, das sie mit Verzweiflung und hilferufend vor ihm zu wahren suchte. Auf einer mit Eisenblech beschlagenen Leiter erreichte der Mönch den Balkon, der schon mit brennendem, zur Rettung bestimmtem Gerät überhäuft war, kletterte in ein vom wirbelnden Qualm und mit knisternden Funken erfülltes Zimmer, wo deutlich durch die zersprungenen Fensterscheiben hindurch das Ringen der Dame mit einem Manne erblickt werden konnte, dem sie jenes Kästchen nicht zur Rettung überlassen zu wollen schien. Der Mönch machte sich Bahn, ergriff den Schrein, warf ihn auf die Straße — in die verzehrende Glut, die ihn sofort zerstörte. Die Flamme loderte so hoch auf, daß bereits die glühend gewordene Leiter brannte. Man versuchte eine neue anzulegen. Vergebens! Noch einmal hörte man aus dem allgemeinen Lärm der Verwüstung und Zerstörung heraus die Stimme des Mönchs, der seine schon brennende Kutte abgerissen hatte, hörte den mächtigen Ausruf: „Schon einmal gelang's ja, Brüderchen!" Da verloren sich die italienischen Worte, die noch zur allgemeinen Verständlichkeit der Mutige gerufen hatte, in eine fremde Sprache. Mit dem einen Arm ergriff er den Räuber, mit dem andern die Gräfin Sarzana, hob beide hoch hinweg über die brennenden Gerätschaften auf dem Balkon und schickte sich zum Sprunge an. Die Balken des Daches stürzen, die Flamme sucht mit gierigem Schlund die schon Erstickenden. Jetzt, mit dem Ausruf: „Noch einmal wie einst in Jesu Namen!"

springt der Rettende in die Tiefe. Mit zerschmetterten Gliedern lagen drei Menschen auf der Straße — bedeckt von den brennenden Balken und dem Schutt der Zerstörung.

Während Bonaventura, erstarrt zur Bildsäule, von Ambrosi gehalten, jedes Wort wie die Spitze eines Dolches fühlte und doch mit dem tiefsten Jammer des Gemüts dem Grauenerregenden sein Ohr entgegenhielt, fuhr der Bericht fort: Nun stellte es sich heraus, daß der eine der beiden Männer jener deutsche Mönch gewesen, der einst den Grizzifalcone erschossen, Fra Hubertus. Der andere hat sich keineswegs als Räuber herausgestellt. Es war ein Freund der unglücklichen frommen Gräfin, der lediglich zum Helfen gekommen war — ein Priester des Al Gesù, Pater Stanislaus. Die Gräfin Sarzana wurde über die Engelsbrücke getragen, noch hatte sie einige Besinnung; aber lebend erreichte sie das Krankenhaus der Deutschen nicht mehr. An den Stufen der Peterskirche mußte die Bahre halten. Dort ist sie verschieden. Den toten Pater Stanislaus, hieß es, holten seine Ordensbrüder. Fra Hubertus hätte, versicherte man, mit seinem Mut und seiner unbändigen Kraft den schreckhaften Ausgang auf alle Fälle verhindert, wäre er auf dem Brandplatz gleich anfangs verblieben. Aber mitten im Gewühl behauptete er die Spur eines Mannes verloren zu haben, dem sein leichtbeschwingter Fuß schon aus Gründen aus dem Sacro Officio gefolgt war und den er im Gedräng der Menschen aus den Augen verlor. Darüber verstrich zuviel Zeit. Endlich hatte er den Gesuchten im vermeintlichen Kampf mit der armen frommen Gräfin erblickt, rief Worte in einer unverständlichen Sprache hinauf, kletterte in die Höhe — worüber allein schon alles entsetzt stand. Dann kam er zurück. Es war — als wenn der Tod, ein Knochengerippe, beleuchtet vom blutroten Schein der Flammen, die schon brennenden Sprossen der Leiter herabklimmen wollte, zwei Leben in seinem Arm — Der Erfolg des Sprunges gab dem Sensenmann, was dieser vielleicht, so behaupteten manche, suchte.

Die Erzählenden hielten auf einen Wink Ambrosis inne. Von Schmerz überwältigt vernahm Bonaventura nichts mehr.

Neuntes Buch.

18??

Selbst am brausenden Donnerton eines Wasserfturzes erstaunt man, einen Vogel zu finden, der dort in traulichem Versteck nistet. So sucht sich auch die ermüdete Menschenseele immer wieder aus den Schrecken der Zerstörung ihrer Hoffnungen die Ordnung heraus, ohne die sie nicht sein kann.

Am Fuß eines alten unschönen Gemäuers in Rom, die Pyramide des Cestius genannt (der Inschrift zufolge das Grabdenkmal eines wohlhabenden — Kochs aus Kaiser Augustus' Zeit) schmettert in die blaue, sonnige Frühlingsluft eine Nachtigall. Vielleicht würde die Sängerin der Haine entfliehen, wenn sie die Fittiche der luftbewohnenden Nachtunholde, das ringelnde Schleichen einer Schlange umkreisten — aber die Wildheit der Menschen störte sie nicht. Und diese war so eben aufs äußerste entfesselt. Kanonen donnern —! Wilde Lieder erschallen —! Tausende von Menschen üben sich im Dienst der Waffen —! Die Nachtigall singt doch darum ihr Lied unter den Rosenbüschen.

Am Fuß des alten Gemäuers breitet sich ein Kirchhof aus. Wohlgewählt ist der Platz beim alten Cajus Cestius, Koch und vielleicht Gastwirt im alten Rom —! Auch Herberge gab er vielleicht den Fremden — den Griechen, Persern, Afrikanern. Sein Grundstück gibt jetzt den Juden und Ketzern Herberge, wenn sie in Rom gestorben sind. Diese Rosen und Lilien an dem alten Gemäuer, wo die Nachtigall schlägt, gehören dem Kirchhof der Protestanten.

Rom ist in Waffen. Wieder ist ein Diktator erstanden. Eben befindet er sich an diesem entlegenen Ende der Stadt und überschaut vom Monte Testaccio aus die Ebene mit seinem Fernrohr. Eine kräftige, gedrungene Gestalt mit gebräuntem Antlitz, mit schlichtem, schon weißem Haar und mit fast deutschen Augen. Ein Italiener ist's mit dem grauen Reiterhut und einer roten wallenden Feder darauf. Sein militärischer Stab begleitet ihn.

Von hier aus sieht man deutlich drei Heere zu gleicher Zeit, die in Latiums großer Ebene, der Campagna, beinahe so lagern, wie hier einst die Zimbern und Teutonen und zur Zeit der Völkerwanderung die Hunnen lagerten. Dem Meere zu liegt das Heer

der Franko-Gallen. Dem Gebirge zu das Heer der „Deutschen" — was eben „Deutsche" unter Österreichs Fahnen sind. An der südlichen Seite liegt das Heer der Italiener, im Bund mit der Erhebung in Rom und seinem sieggewohnten Führer.

Der Monte Testaccio ist ein seltsamer Berg. Vom Abfall der Küchen, den hier eine Verwaltung, die im Altertum sorgsamer als die spätere päpstliche war, auf einen Haufen an die Tore der Stadt schaffen ließ, hat sich ein Hügel gebildet, wo Unkraut wuchert auf angeflogener Erde, die, in die Ritzen eingedrungen, den Mörtel dieser zu einem Ganzen vereinigten Scherben bildet. Wie mancher schöne Henkelkrug liegt da in Trümmern —! Wessen Hand mag ihn einst an die dürstende Lippe gesetzt haben —!

Noch sind die Götter des friedlichen Hauses nicht ganz von diesen Gefäßen gewichen, die ihnen einst geweiht gewesen. Der Monte Testaccio wurde ausgehöhlt und verbreitet aus Weinkellern einen süßen Kelterduft. Möglich, daß hier schon Cajus Cestius seine Weinvorräte hatte. Über diese Trümmer gibt es Treppen, Estraden, Lauben von Akazien- und Hollunderbüschen, wo die, die einen „Guten im Kühlen" zu schätzen wissen, in Hemdärmeln sitzen und das schöne „Aller Weisheit sich Entschlagen" üben können, das in Rom von je beim Becher geliebt wurde.

Auch heute fehlen, wie nicht die Nachtigall und die Rosen über den Gräbern, so auch die Trinker nicht. Massenhaft durchforschen sie die heitern Katakomben des Testaccio. Wilde und sanfte Gestalten gemischt — Priester und Mönche sogar — Alle in Waffen, die meisten mit roter Bluse — die Büchsen sind in Haufen zusammengestellt. Der nahe Kirchhof stört niemanden — doch hat der Tod seit Jahren in Italien furchtbare Ernten gehalten —! Throne brachen zusammen. Völker kämpften gegen Völker. Die letzte Entscheidung über Italiens Wiedergeburt ist nahe herbeigekommen.

Die gegenwärtige Waffenruhe trat ein durch den Tod des Stellvertreters Christi. Ihrer mehrere sind sich seither in kurzer Frist gefolgt. Einige Greise sanken in stürmischer Zeit schnell dahin, wie wohl schon sonst ein Stephan II. nur drei Tage auf jenem Stuhl saß, wo man, nach Innocenz' III. Wort, „zwar weniger als Gott, aber mehr als ein Mensch ist" — Bonifaz IV. ermordete ihn. Auch dieser wich dann schon in einem Jahre vor Donus II. Auch Klemens II. Freiherr von Horneburg, ein Deutscher, war vor Jahrhunderten in jener Schwebe zwischen Himmel und Erde nur ein Jahr geblieben; Gregor VIII. gar nur wenige Wochen. So herab bis zu Pius VIII., der gleichfalls nur wenig über ein Jahr an den schweren Himmelsschlüsseln getragen hat. Seitdem kamen andere, und schon hatte Frankreich einen Papst in Avignon, Österreich in Salzburg wählen und krönen lassen.

Das neuntägige Trauergeläut unterbrach den Kanonendonner in der Campagna, und Roms Diktator, bestürmt von seinen Kriegern,

bestürmt vom freisinnigen Teil Europas, daß doch am wenigsten er in Rom noch einmal eine Papstwahl dulden möchte, erhob dennoch sein Schwert und sprach: „Der Letzte der Reihe! Doch hört sein Wort! Ist es ein Prätendent auf die weltliche Herrschaft Roms, wie sie alle gewesen, so senden wir ihn zu den beiden Heeressäulen dort drüben, deren Bajonette ihn halten mögen, den Schatten ohne Macht und Würde! Ist es aber ein Nachfolger Petri im Geiste Petri, ein Friedensfürst und Apostel, so soll die Welt seine segnende Hand nicht entbehren. Dann wird ihn unser Schild tragen. Unser ihm zujubelnder Beifall feiert vielleicht die Erlösungsstunde der Menschheit!"

Nun dauerte schon drei Tage das Konklave von nur noch dreißig Kardinälen. Immer noch eine ausreichende Anzahl von Anwesenden unter den nie ganz vollständig gewesenen Siebzig — Und vollends zu solcher Zeit —! Offen und ehrlich hatte der Diktator in die Welt gerufen, daß jeder, der den Purpur trüge, unbekümmert an die Tore Roms pochen dürfte. Rom würde ihm öffnen und ihn bei Ausübung seiner Gerechtsame schützen. Auch die lagernden Heere draußen feierten. Seit zwölf Tagen ruhten die Waffen und an das Schreckensvolle, brennende Dächer, stürzende Türme, die Verheerungen der Seuchen, hatte sich schon wieder die bedrängte Stadt so gewöhnt, daß zwölf Ruhe- und Trauertage Festtage erschienen. An die Tore, die mit haushohen Barrikaden befestigt waren, hinter die Schanzkörbe der Mauern wagten sich die Frauen, die Kinder, die Greise. Bang und erwartungsvoll umstanden sie die Batterien, die mit brennenden Lunten den Monte Cavallo umgaben, wo die Kardinäle eingemauert und den Heiligen Geist erwartend saßen.

Der Diktator hatte jetzt sein Roß bestiegen und sprengte mit seinem Stab vom Fuß des Testaccio dem Tor der Bocca della Veritâ zu und zur Stadt zurück. Er blickte sorglos. Durch nichts verriet er, daß die Welt in diesem Augenblick einer Mine glich, die ein einziger Funke in die Luft sprengen und vor allem ihn selbst vernichten konnte.

Er grüßte zwei ihm wohlbekannte Damen in Trauer, welche die allgemeine Erlösung vom Schrecken dieser Tage benutzen wollten, um den Sonnenschein, die Nachtigall, die Rosen und die Gräber zu besuchen. Von bebenden Hoffnungen, schmerzlichen Erinnerungen bewegt, suchten sie Erholung auf dem Friedhofe. Ein blühender Knabe von sieben bis acht Jahren saß vor ihnen munter und ruhig. Die Reiter bogen aus und ließen den offenen Wagen hindurch. Mitten durch die Zelte und Gruppen der singenden oder sich im Kriegsspiel übenden Krieger hindurchfahrend, stiegen die Frauen, der Knabe und ein Diener am Tor des Friedhofs der Protestanten aus. In den Händen trugen sie Kränze.

Der kleine grüne Fleck dieses Totenackers war in den letzten Stürmen auffallend verschont geblieben. Zwar lagen manche der

Ahornbäume, die seine Alleen bildeten, niedergesägt; ebenso Sträucher, noch mit verwelkten Schneeballen oder Jasmindolden; aber die Gräber selbst waren nicht niedergetreten, kein Denkmal zerstört. Der stille Geisterhauch, der doppelt geheimnisvoll über diese Gräber, die hier die in der Fremde Gestorbenen bedecken, hinweht, schien ruhige Grüße der Sehnsucht nach dem Vaterlande hinüber oder von dorther zurückzutragen. Eltern, Geschwister, Kinder der hier Ruhenden weilen in der Ferne —! Manchem jenseits der Alpen Weinenden ruht hier sein ganzes Glück — unter einem — wie oft! — nur einfachen grünen Hügel. Doch prangen auch auf marmornen Monumenten die Bildnisse berühmter Künstler, Gelehrten, hochgefeierter Staatsmänner. Meist sind die Züge der Abgebildeten leidend — man sieht es, der Geschiedene hat noch zuletzt auf diese milde weiche Luft, auf diesen heitern Sonnenschein seine Hoffnung gesetzt und die Hoffnung betrog ihn. Dürftige Holzkreuze mahnen an manchen armen jungen Maler, der in Italien sein Ideal gesucht und es in einem römischen Spital durch eine einzige Fiebernacht finden sollte.

Jetzt stehen die beiden Damen in Trauer — hohe, schlanke, edle Gestalten, gefolgt vom Diener und geführt vom voranspringenden Knaben — vor einem Denkstein, auf welchem der Name zu lesen steht: „Graf Hugo von Salem-Camphausen". Sie nehmen dem Diener ihre Rosen und Lorbeerkränze ab, die dieser aus dem Wagen mitgebracht, und legen sie auf das Grab, das erst kürzlich seine Vollendung erhalten hatte. Graf Hugo war nicht in die Dienste seiner Armee zurückgetreten. Er hatte auf Schloß Salem seiner Gattin und dem Sohne gelebt, den sie ihm geboren, genannt in der Taufe Benno Thiebold Bonaventura Graf von Dorste-Salem-Camphausen. Die Taufe war lutherisch. Bei allem Glück, das ihm diese Wendung seines persönlichen Lebens gewährte, starb der Graf doch an einem Siechtum des Herzens, denn er hatte seit Jahren der Kämpfe zu viel bestanden. Oft kann für uns die rechte Stunde verpaßt sein, wenn uns das Glück endlich heimsucht. In Rom hatte er Genesung gehofft und heute vor einem Jahr war sein Leben erloschen. Das da ist sein lieber Sohn — er wird erzogen von — zwei Müttern statt einer — von Paula und Armgart. Letztere ist nun auch schon von grauen und keineswegs verfrühten grauen Locken — wie bei ihrem auf Castellungo noch mit dem Vater hausenden, streitbar rührsamen Mütterchen.

Das heutige Opfer der Freundschaft und Dankbarkeit konnte nicht lange währen; denn die bangen weiblichen Herzen entdeckten bald, daß sie denn doch in so wildem Kriegerjubel zu allein waren. Es war eine einzige Stunde Allerseelen. Sie gedachten voll Innigkeit aller Totenhügel, die sich ihnen in der Welt schon erhoben —! In der Ferne das noch immer durch Armgarts Befehl mit Rosen und Vergißmeinnicht umfriedigte Grab des Onkel Dechanten —! Das Grab Bennos in Coni —! Der Tante Benigna, des Onkels Le-

vinus in Westerhof —! Des Präsidenten von Wittekind in der Gruft zu Himmelpfort —! Auch in der Nähe gab es trauervolle Erinnerungen. Nicht weit von hier, auf dem Kirchhof der Laterangemeinde, lag ein Hügel, unter welchem die Herzogin von Amarillas ruhte. Man sagte von ihr, daß sie ein Jahr vor ihrem Ende nachts wie ein verstörter Geist in ihren Zimmern umirrte und die Ruhe suchte, die ihr nur noch der Tod geben konnte. Am Vatikan befand sich Lucindens Grab. Es wurde zu Paulas und Armgarts Überraschung früher von den Jesuiten gepflegt, die doch wohl einzig und allein ihren Tod verschuldeten — Terschka hatte den Brand von Westerhof nachahmen und das schwarze Kästchen, auf das Fefelotti so begierig war, retten und stehlen wollen. Jetzt waren die Jesuiten ausgetrieben. Blumen noch am Grabe Lucinden zu weihen, waren Armgart und Paula duldsam genug. Es war auch ein Weg — dicht nebenan im Inquisitionspalast zu dem Hügel, der Bonaventuras Vater deckte —! Bruder Hubertus' Asche ruhte auf San Pietro in Montorio. Die Ruhestätte Terschkas kannte man nicht. Die Frauen suchten und forschten nicht nach ihr — ebensowenig, wie nach den detaillierten Umständen, unter denen Lucinde, Terschka und Hubertus aus dem Leben gegangen waren. Die grauenvollen Sagen, die darüber umgingen, glaubten Armgart und Paula nicht; nicht um der Religion willen, sondern deshalb nicht, weil weibliche Herzen die Schleier böser Dinge nicht gern gelüftet sehen. Wo ist der Widerhall zu finden, die ganze Grabesrede, die jedem dieser Menschen gebührte! Wer sagt alles, worin jeder stark war und worin er fehlte! Nur in Gott mögen sie ruhen; nachfühlen und von ihnen träumen mag der Dichter und der, der den Dichter versteht. Paula und Armgart waren gerechter als andere — was man noch lange, lange in Rom und Deutschland von Lucinden sprach, erschöpfte selbst ihrem strengen Urteil nicht die ganze Wahrheit.

Sie bezweifelten, ob Lucinde den Tod gefunden hatte, überrascht bei einem Briefe, den sie damals gerade an Bonaventura geschrieben — vor einem offenen Kästchen, in welchem Dokumente lagen, die mit den Schicksalen der Familien Wittekind und Asselyn zusammenhingen, mit Bennos Ursprung, wie man glaubte, und mit seines Vaters betrügerischer zweiter Ehe, mit dem scheinbaren Tod des weiland Regierungsrats von Asselyn —! Was ließ sich nicht alles an unheimlichen Stellen im Leid dieser Familien auffinden —! Sollte es wahr sein, daß Fefelotti, daß das Al Gesù und Olympia im Bunde jenes Kästchen bei Gelegenheit einer Feuersbrunst ebenso wollten verloren gehen lassen, wie einst die verhängnisvolle falsche Urkunde, die Hammaker geschrieben, bei jenem Brande zu Westerhof gefunden wurde —? War es Terschka, der diesen Raub auf sich nehmen wollte — nehmen sollte — und ihn auszuführen schon lange versuchte —? Hatte Terschkas Ohr im Inquisitionspalast, in den nur die Verschlagenheit des ehemaligen Anwohners der Porta Cavallaggieri

sich einzuschleichen wußte, die Beziehungen belauschen sollen, die zwischen Bonaventura und dem deutschen Einsiedler aus dem Silaswalde obwalteten —? Und hatte die Feuersbrunst zu früh begonnen und der Mönch mit dem Totenkopf, der alte Freund aus ihrer Jugendzeit, der zwischen Westerhof und Himmelpfort so oft im wogenden Kornfeld so traulich mit ihnen geplaudert und scherzend ihnen Zyanenkränze gewunden hatte, seinen seit Jahren gesuchten zweiten Schützling in dem Augenblick wiedergefunden, wo ihn der Himmel zugleich auch über diesen zum Richter machte — freilich nunmehr mit dem Einsatz seines eignen Lebens —? Wandte sich alledem ein grübelndes Forschen und Staunen der Menschen zu, so ließen die beiden Frauen von den andern diese Fäden offen und klar darlegen; sie selbst verglichen das Meiste, was im Schoße Gottes ruht, dem Naturgeheimnis, das ein einfaches Summen schwärmender Käfer im heißen Sommersonnenbrand tiefer auszudrücken scheint, als ganze Bibliotheken voll Menschenwitz. Mochten sie doch glauben, daß ein Falter, der von Blume zu Blume fliegt, vom All mehr erfahren hat, als wir Menschen zu erfahren vermögen. So war es ihnen wenigstens jetzt, als sie auf dem Friedhof unter den Gräbern gingen und draußen die Welt in Waffen wußten.

Alle düstern Vorstellungen schwanden aber auch bei ihnen im Hinblick auf die Enthüllungen des Konklave. Bonaventura, der mutige Bekämpfer der jetzt überall aus Italien vertriebenen und nur noch in Spanien, Frankreich und Deutschland nistenden Jesuiten, Bonaventura, der noch immer in Coni wohnende Gegner alles dessen, was Fesclotti von Trident und Brixen, zuletzt von Salzburg, Wien, ja Würzburg aus verdammte — auch er war angekommen und eingezogen in den wiederum vermauerten Palast des Quirinal und — bangfrohe Ahnungen bewegten ihre Brust.

Von ihrer Wohnung aus, die sie im Palazzo Ruspiglioſi genommen, hatten die Frauen den Einzug der Kardinäle mit angesehen. Die lange Prozession war hindurchgeschritten durch die Krieger, deren drohendes Toben, deren Protest gegen die Papstwürde, die sich überlebt hätte, der Diktator hatte beschwichtigen müssen. Tausende bis in die höchsten Dächer und Schornsteine hinauf blickten auf die seit lange zum erstenmal wieder zusammengekommenen ersten Würdenträger der in der Auflösung begriffenen römischen Hierarchie. Noch befanden sich unter ihnen manche der Alten und Unverbesserlichen. Da eine hagere, leichenfahle Gestalt, gebeugt von der Last der Jahre, doch noch funkelnden ehrgeizigen Auges —! Dort eine beleibte, freundlich lächelnde, sogar wie mit dem Bäuchlein grüßende und nicht minder hoffnungsvolle — trotz der Sorgen, die auf dieser erledigten Krone lasteten —! Hier eine mit wirklichem Schmerz niederblickende, der schweren Zeit gedenkende —! Geprüft waren sie alle, diese „letzten Märtyrer", wie sie sich nennen ließen, durch die bittersten Erfahrungen, zum mindesten durch ihre ungewohnten Entbehrungen.

In dieser diesmaligen Wahl entschied sich die Frage der Hierarchie für immer.

Unter ihnen schritt auch Kardinal Vincente Ambrosi — oft als der künftige Stellvertreter Christi bezeichnet. Er war auch jedesmal mit großer Stimmenzahl bedacht gewesen. Aber die Jesuiten waren zu stark an Zahl. Sie hatten immer ihre Popanze durchgesetzt. Doch immer noch gab Ambrosi ein wohltuendes Bild männlicher Schönheit. Schneeweiß war sein Haar, schwarz aber die scharfe Augenbraue geblieben. Ihm galt der Zuruf der Römer zumeist. Um so mehr, da man wußte, daß das alte Recht der drei großen rechtgläubigen Dynastien Frankreich, Österreich und Spanien gegen ihn geübt werden sollte — das Recht, daß, als Bevollmächtigter einer dieser Monarchien, ein Kardinal gegen ihn protestieren darf. Gegen einen nur und einmal nur durfte protestiert werden — dann „stirbt die Biene, wenn sie den Stachel in ihren Feind gesenkt", hat Kardinal Wisemann gesagt.

Auch Fesolotti folgte. Krumm, ganz vom Alter gebeugt, zitronengelb, geführt von zwei Konklavisten. Ein Zischen und Höhnen der Masse verfolgte ihn, wie mit Spießruten; jeder Mund hatte eine andere böse Tat von ihm zu erzählen. Auch die Feuersbrunst vor Jahren auf Strada bei Mercanti wurde nur ihm, nur der Fürstin Olympia Rucca, die mit ihm im Bunde gestanden hätte, zugeschrieben. Letztere war nach Spanien entflohen und tobte dort in den Stiergefechten von Madrid, im Mut der Espadas und Picadoren, den sie bewunderte, ihre angeborne Natur aus, vielleicht auch einen innern Schmerz, jedenfalls die Zerstörung und den gänzlichen Verfall, den solchen Naturen das Alter verhängt. Alle Trümmer des ehemaligen Rom ließen sich in Spanien nieder. Der junge Rucca befand sich dort mit seinen Orden, mit seinen Titeln, mit dem klingenden Wert seiner verkauften Güter.

Ein Glück für Fesolotti, daß ihm im Zug der Kardinäle Bonaventura d'Asselyno folgte — sein Gegner, ein Name, den Italien verehrte. Sogleich verstummte der Hohn, als die rollenden Augen dieser wilden Menschen den Erzbischof von Coni sahen. Auf Bonaventura paßten die Worte Samuelis: „Sieh nicht auf sein Angesicht, noch auf die Höhe seiner Gestalt — sieh auf sein Herz!" Angesicht und Gestalt ragten aber im Zuge majestätisch hervor und jeder sprach von seinem mutigen Geist, von seinem edlen Herzen. Nach des Präsidenten von Wittekind Tode wußte alle Welt die Geschichte Federigos.

Drei Tage hatte das Volk durch einen kleinen Schornstein am Quirinal den aufsteigenden Rauch beobachtet. Dieser kommt vom Verbrennen der Wahlzettel im Ofen der Kapelle des Konklave. Im kleinen Garten, der zu dem von seinem Besitzer verlassenen und deshalb leicht zu ermieten gewesenen Palast Ruspigliosi gehörte, wandelten Paula und Armgart schon seit drei Tagen wie mit Flügeln,

die ihr Wille gewaltsam niederhalten mußte; bangfrohe Sehnsucht und Erwartung hob ihre Seelen, als wäre ihr Reich nur noch der Äther. — „Die dreifache Krone gewinnt nur er —!" sprach Armgart zur Freundin, der sie eine Führerin und Lenkerin aller ihrer Lebensentschlüsse geworden war. „In deinen Jugendträumen hast du ihn so gesehen; so wird es sich auch erfüllen!" — „Was sah ich nicht alles und die Erfüllung — wo ist sie geblieben!" sprach Paula. — „O, alles kam anders — als wir erwarteten, und doch traf es — zum Guten — zu!" Armgart durfte gewiß so sprechen in Rücksicht auf den eigenen Frieden, der in ihr Inneres eingezogen war. Thiebolds wiederholt ihr angebotene Hand hatte sie abgelehnt, doch sich die fortdauernden Beweise seiner Freundschaft nicht entgehen lassen; wenn die Trennungen zu lange dauerten, konnte sie sogar seine erheiternde Nähe nicht entbehren. Thiebold, reich und immer guter Laune, gefällig, alles zum Besten kehrend, reiste zwischen den „Trümmern seiner schöneren Vergangenheit" hin und her, trotzdem, daß er sehr beleibt geworden war.

Sein Patenkind, Benno, wie der junge Graf genannt wurde, hatte jetzt nur die Krieger im Auge, die Kanonen an den Schanzkörben hinter dem braunen Gestein der Cestiuspyramide, die dreifarbigen Fahnen und die blitzenden Bajonette auf dem nahegelegenen alten Römertor.

„Als ich heute in unserm Hause das Bild des Guido an der Decke betrachtete," sprach Paula, „den Aufgang Aurorens über die Gewässer, mußte ich deiner Erzählung gedenken, die du nach dem Schreckenstage des Westerhofer Brandes vom Jagdgelage auf Münnichhof gegeben — an des seligen Onkels Schilderung der Farben, die dem Aufgang der Sonne über südliche Meereswogen vorangehen. So schwimme ich auch heute ganz in Licht und Purpur —!" — Armgart drückte die Hand der Freundin und sprach: „Wir sind in allem, was wir erstrebten, nur bis zu Gräbern gekommen und haben doch noch immer für diese Erde so erhabene Hoffnungen —!"

Während sie so plauderten auf dem marmornen Sarkophage, versunken in Träume und Erinnerungen, und ihre Augen dem Knaben folgten, der nach Schmetterlingen haschte, erbebte plötzlich die Luft vom Donner eines Kanonenschusses. Die Krieger ringsum griffen zu den Waffen. Auch auf dem Monte Testaccio wurde es lebendig. Der Schuß kam von der inneren Stadt. Bald fielen, während sich die Kanonenschüsse wiederholten, Glocken ein. Immer mehr und mehr der ehernen Zungen begannen auf allen Türmen zu sprechen. Über die ganze Stadt wehte es wie ein einziger klingender Luftstrom. — „Die Wahl ist vollzogen!" rief Armgart und brach auf. Der Knabe wurde gerufen. Sicher war es jetzt kaum zum Hindurchkommen, wenn man auf den Monte Cavallo zurückfahren wollte. Aber es mußte gewagt sein. Paula mußte geführt werden. Sie schwankte schon in zitternder Erwartung. Der Donner der Kanonen,

das Lärmen der Glocken währte fort. Pfeilgeschwind schoß der Wagen durch die Vorstädte. Im Innern der Stadt mußte es langsamer gehen.

„Haben wir das versäumt!" klagte Armgart und zugleich erwartungsvoll forschend, so oft der Wagen im Gewühl der Truppen, der Biwaks, der Volksmassen still halten mußte. Sie fragte, was man wüßte. Aber nur Trommeln hörte man, Kommandowörter, sogar Drohungen. — „Zu den Waffen!" schrie das Volk und von Trastevere stürmten die Menschen in wilder Wut über die Brücken. „Was mag es geben!" fragten sich die Frauen, voll Bangen über eine unerwartete Wendung.

Daß zur bestimmten Stunde aus dem kleinen Schornstein nicht Rauch gekommen war, galt bis jetzt für das einzige Zeichen, daß endlich jemand für die Wahl das richtige Zweidrittel der Stimmen erhalten hatte. Wer es war? wußte noch niemand. War es Fesolotti oder ein anderer der Gekennzeichneten — dann Tod und Verderben —!

Dem Monte Cavallo zu, wo nur denen Platz gelassen wurde, die beweisen konnten, daß sie dort wohnten, hieß es: „Fesolotti ist es nicht —!" Aber auch Ambrosi war es nicht. Man hatte gehört, daß von den drei weißen Gewändern, die für den neugewählten Papst bereitgehalten werden müssen, nicht dasjenige geholt worden war, das zu einer kleinen Gestalt paßte. Anfangs hieß es: Man holte das Kleid von mittlerer Proportion. Endlich, schon an dem von Truppen umlagerten, vermauerten Palast, lärmten die Rufe wie bei den Vorbereitungen zu einem Bühnenspiel durcheinander: „La roba grande!"

Und halb ohnmächtig über die Schlußfolgerungen, die sich aus diesem üblichen Vorspiel eines Vorganges, der sich vor unserm Jahrhundert überlebt haben sollte, ziehen ließen, kam Paula am Tor des Palazzo Ruspiglioſi an. Armgart sprang aus dem Wagen — eilte durch die Säle, riß eines der von den Dienern und den Freunden und Angehörigen derselben nicht belagerten Fenster auf und blickte in den schon vom Abendlicht beleuchteten nicht großen, aber menschenübersäten Platz. Hoch und herrlich bäumten sich über dem Gewühl von Menschen, Rossen, Kanonen, Waffen aller Art, wehenden Fahnen die Kolosse der Dioskuren, die Phidias und Praxiteles im Bunde geschaffen haben sollen. Jeder der ehernen Rossebändiger hatte in der einen freien Hand die dreifarbige Fahne.

Armgart rief nach Paula. Diese schwankte näher — krampfhaft ihren Sohn umfassend. Über dem Portal des päpstlichen Palastes am großen Fenster wurde es lebendig. Eine Mauer, vor wenig Tagen erst aufgeführt, rissen in wilder Hast Arbeiter im Schurzfell nieder. Stein auf Stein fiel. Die Balkontür wird frei. Ein lieblichster Abendsonnenstrahl fällt auf die bunten Gewänder der Männer, die jetzt auf dem Balkon erscheinen. Kardinal Ambrosi tritt hervor, jubelnd vom Volk bewillkommt. Er trägt eine Rolle in

der Hand. Auch ohne den Purpurstrahl der Sonne und den Abglanz seiner Gewänder würde er vor Aufregung hocherrötet erschienen sein. Das Jauchzen, das Rufen der Menge, die ihn gleichsam für eine getäuschte Hoffnung schadlos halten wollte — er konnte nicht der Gewählte sein — hörte endlich auf. Totenstille trat ein, unterbrochen vom Krachen der Kanonen auf der Engelsburg, vom Läuten der Glocken. Ambrosi, wie einst Johannes der Täufer den Ruhm seines Freundes Jesus verkündete, rief mit lauter Stimme: Annuncio vobis gaudium maximum! Habemus, habemus, habemus Papam eminentissimum Cardinalem Archiepiscopum Cuneensem Dominum Bonaventuram d'Asselyno. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten — Fahnen flatterten. Von seinem Roß herab salutierte der Diktator mit seinem im Sonnenstrahl blitzenden Schwert dem neuen Bischof Roms, einem — Deutschen!

Wohlgefällig und neugierig murmelnd ging es durch die Reihen. Der Name war bekannt, in seinem Rufe bewährt. Es war eine Wahl, die zugleich als ein Symbol der Universalität und Unparteilichkeit der Kirche erscheinen durfte. Dieser Deutsche war ein Prussiano, kein Austriaco.

In italienischer Sprache fuhr Ambrosi fort: „Der erste Papst, der nicht heilig gesprochen wurde, hieß einst Liberius I. In Demut nennt sich deshalb der neue Bischof von Rom Liberius II." Die Spannung mehrte sich. — „Liberius II. nimmt die Wahl unter der von den Kardinälen zugestandenen Bedingung an, daß seine erste Tat als gekrönter Bischof von Rom die Berufung eines allgemeinen Konzils ist." — Der Diktator schwang sein Schwert. Ein Sturm der freudigsten Unterbrechung folgte. Die Krieger riefen wie mit ehernen Zungen: Evviva! — Ambrosi fuhr fort: „Damit sich jedes katholische Herz auf die seit dreihundert Jahren ruhende Frage der Kirche und Lehre, auf eine Kirchenverbesserung nach dem Worte Gottes, Christi und der Apostel vorbereite, gibt das versammelte Konklave der zweiten Bedingung des neuen Herrschers der Kirche die Zustimmung: In allen Sprachen der Christenheit ist das Lesen der Bibel gestattet! Von allen Kanzeln der katholischen Christenheit sollen die Völker ausdrücklich sieben Wochen und in jeder Abendstunde dazu aufgefordert und angeleitet werden —!" — Der Diktator nahm seinen Reiterhut mit der wallenden Feder vom greisen Haupte. Geisterhaft lag ein heiliges Schweigen über dem Menschenmeer. — „Und daß das Konzil in heiliger Stille, fern vom Geräusch der Waffen und weltlichen Störungen gehalten werde, so ist dafür ein Alpental Italiens bestimmt in der Erzdiözese des Gewählten. Zwischen Coni und Robillante, ansehnlichen, wohnungsreichen Städten in Piemont, liegt das Schloß Castellungo. Dorthin, in einen Eichenhain und zum zwanzigsten August dieses Jahres, zum Tag des heiligen Bernhard von Clairvaux ist die Versammlung der Bischöfe der Christenheit ausgeschrieben —! Betet, daß der Geist Gottes die

Stätte und die gewählte Stunde segnen möge!" Der Jubelruf nahm an Kraft und lufterschütternder Macht noch zu, als, von den üblichen Gewohnheiten der Papstwahl abweichend, diesmal der Gewählte selbst vom Kardinalvikar vorgeführt wurde und an dem riesigen Fenster bereits in den Kleidern seiner Würde erschien.

Allerdings, diese Kleider sind für uns eines „Zauberers" Tracht — in Persien tragen sich so die Eingeweihten der Geheimnisse der Natur. Aber der neue Zauberer von Rom erschien, ob auch unter silbergesticktem, weißem Traghimmel, ob auch in der Sottana von weißem Moor, ob auch mit dem rotsammetnen Barett auf dem edlen Dulderhaupt, doch wie ein Mensch der Demut und Schwäche, wie ein Vater, ein Freund, ein Bruder aller Menschen. Alle blickten zu ihm auf voll Liebe. Lang umflossen die weißen Locken das allmählich freudig niederlächelnde Haupt des Gewählten. Segnend streckten sich seine Hände über die in endlosen Jubel ausbrechende Menge; an seiner Rechten blitzte der mächtige Fischerring Petri.

Die Abendsonne beglänzte einen Verklärten. Als ihre Strahlen sein braunes Auge trafen, da mußte er die hellen Sterne schließen. Auch schloß er sie um des tränenvollen Blickes willen auf jene beiden Frauen am wohlbekannten Fenster, deren weiße Tücher ihm ein: Hosianna, Sieger und Überwinder —! entgegenwinkten.

Das sah „der Letzte der Päpste" — denn wie konnte das Konzil von Castellungo anders enden, als mit Abschaffung des Papsttums! — wohl nicht, wie sich hinter den Frauen ein kräftiger Männerarm Bahn brach und einen Knaben emporhielt. Es war der wohlbeleibte Signore Tebaldo, der plötzlich angekommen, keine Gefahr des Krieges scheuend, „unter keiner Bedingung" fehlen konnte bei einem solchen Augenblick der Verheißungen und Erfüllungen.

Endlos war der Jubelruf des Volkes. Ging es nun jetzt zum Frieden mit der Welt oder zur letzten Entscheidung mit dem Schwert — die hier Versammelten riefen die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe des Menschengeschlechts: Freiheit —! Freiheit —! Freiheit —!

Alphabetisches Verzeichnis

der wichtigeren handelnden Personen in Gutzkows „Zauberer von Rom".

v. Amarillas, Herzogin, geb. v. Montalto, ehemal. Sängerin Fulvia Maldachini, Mutter Bennos und Angiolinens, Pflegemutter der Olympia.

Ambrosi, Vincente, Alcantarinermönch, später Kardinal, Freund Bonaventuras, Sohn eines in den Alpen umgekommenen Mathematikprofessors.

Angiolina, genannt Pötzl, Kunstreiterin, Geliebte des Grafen Hugo v. Salem-Camphausen, Tochter des Kronsyndikus v. Wittekind-Neuhof und der Sängerin Fulvia Maldachini, Schwester Bennos.

v. Asselyn, Benno (eigentlich Julius Cäsar v. Wittekind-Montalto), Adoptivsohn Max v. Asselyns, Sohn des Kronsyndikus v. Wittekind und der Sängerin Fulvia Maldachini (geb. v. Montalto).

v. Asselyn, Bonaventura, Sohn Friedrichs v. A., Pfarrer in St. Wolfgang, dann Domherr in Köln, Bischof von Robillante, Erzbischof von Coni, zuletzt Papst.

v. Asselyn, Franz, Dechant zu St. Zeno in Kocher am Fall, Bruder von Friedrich und Max v. A.

v. Asselyn, Friedrich, Vater Bonaventuras, angeblich in den Alpen verunglückt, später „Fra Federigo"; seine Gattin später vermählt mit dem Präsidenten v. Wittekind-Neuhof.

v. Asselyn, Max, Landwirt, Adoptivvater Bennos.

Bandiera, Attilio und Emilio, italienische Patrioten.

Bertinazzi, Clemens, Advokat in Rom, politischer Verschwörer, Leiter einer Loge des „Jungen Italien".

Bianchi, Lucrezia, ehemal. Geliebte des Kardinals Ceccone, Mutter der Olympia Rucca, Schwester der folgenden.

Bianchi, Brüder Luigi (Musiklehrer in Wien), Marco (Bilderrestaurateur) und Napoleone (Gipsfigurenhändler).

Bianchi, Porzia, Tochter des Napoleone B., spätere Frau Hedemanns.

Bickert, Jean (eigentlich Picard), Fuhrknecht und Leichenräuber, später Knecht im Profeßhause zu Köln und als „Dionysius Schneid" Bedienter in Witoborn, dann Spion in Italien, von Fra Hubertus getötet.

Binder, Oskar, Handlungskommis, Entführer Lucindens, später Baron von Binnental.

Buschbeck (eig. Bosbeck), Franz, Jäger des Kronsyndikus, dann Hauptmann in holländischen Diensten auf Java, später „Bruder Hubertus"; Frau Hauptmann B. s. von Gülpen.

Ceccone, Tiburzio, röm. Kardinal, Vater der Olympia Rucca.

Dalschefski, Pole, Musiklehrer in Wien, polit. Verschwörer.

Delring, Ernst, Prokurist des Handelshauses Kattendyk & Söhne; seine Gattin Hendrika, geb. Kattendyk.

v. Dorste-Camphausen, Graf Josef, Vater Paulas, der letzte seines Stammes.

v. Dorste-Camphausen, Paula, Tochter des Grafen Josef und seiner Gattin Jakobe, geb. v. Wittekind, der Schwester des Kronsyndikus; später Gattin des Grafen Hugo v. Salem-Camphausen, Freundin Bonaventuras.

v. Enckefuß, Landrat in Witoborn; sein Sohn Assessor v. Enckefuß.

Federigo, Fra, s. Friedrich v. Asselyn.

Fefelotti, Erzbischof von Coni, Gegner Ceccones und Bonaventuras, dann Großpönitentiar und Kardinal in Rom.

Fuld, Brüder Bernhard und Moritz, Bankiers; Bettina, geb. Zickeles, Gattin Bernhards.

Goldfinger, Prof. Dr. Guido, Sohn des Medizinalrats G., Verlobter, später Gatte der Johanna Kattendyk.

Grizzifalcone, Pasquale, Räuber.

Grödner, Pater, Chorherr in Wien.

v. Gülpen, Brigitte, genannt „Frau Hauptmann v. Buschbeck".

v. Gülpen, Petronella (Schwester d. vor.), Wirtschafterin des Dechanten in St. Zeno.

Guthmann, Besitzer eines Warenhauses, später von Guthmann, gewerbsmäßiger Spieler; seine Frau eine frühere Baronin.

Hammaker, Jodokus, Mörder der Hauptmännin Buschbeck, Vertrauter Nücks, Fälscher der in Westerhof gefundenen Urkunde.

Hasen-Jette, Schwester von Löb und Nathan Seligmann.

Hedemann und Frau, Gutsbesitzer in Borkenhagen, Eltern des Remigius Hedemann.

Hedemann, Remigius, Faktotum Ulrichs v. Hülleshoven, dann Landwirt und Freund Bennos v. Asselyn; seine Gattin Porzia, geb. Bianchi.

Huber, evangelischer Pfarrer in Eibendorf, später in Witoborn.

Hubertus, Bruder, s. Buschbeck.

v. Hülleshoven, Armgart, Tochter Ulrichs und Monikas v. H.
v. Hülleshoven, Levinus („Onkel Levinus"), Bruder Ulrichs v. H., Onkel Armgarts, Gutsverwalter des Grafen Jos. v. Dorste-Camphausen.
v. Hülleshoven, Monika, geb. v. Ubbelohde, zuerst von ihrem Gatten getrennt, durch ihre Tochter Armgart wieder mit ihm vereinigt.
v. Hülleshoven, Ulrich, pensionierter engl. Oberst, früher deutscher Offizier, Vater Armgarts, zuerst in Kocher am Fall, dann in Witoborn, zuletzt in Castellungo (vgl. die vor.).
Hunnius, Beda, Stadtpfarrer in Kocher am Fall.

Igelsheimer, Veilchen, ehemalige Braut Leo Perls, Geschäftsführerin und Verwandte Nathan Seligmanns.
de Jonge, Thiebold, Kaufmann in Köln, Freund Bennos.
Joseph, Knecht, s. Bickert.
Ivo, Pater, s. v. Zeesen.

Kattendyk, Piter, Sohn der folg., später vermählt mit Treudchen Ley.
Kattendyk, Walpurgis, Kommerzienrätin, Mutter von Piter, Josephine (verehel. Rück) und Johanna (spätere Frau Prof. Goldfinger).
Klingsohr, Heinrich, Sohn des ermordeten Deichgrafen, später „Frater Sebastus", dann Alcantarinermönch, schließlich Archivar im Vakan und Mitglied der Indexkommission.
Kratzer, Kastellan des Profeßhauses in Köln.
Kronsyndikus, s. Wittekind-Neuhof.
Kuchelmeister, Resi, Freundin Angiolinas.

Langelütje, Pfarrer in Borkenhagen.
Levinus, Onkel, s. Lev. v. Hülleshoven.
Ley, Treudchen, aus Kocher am Fall, Hausmädchen bei Kattendyks in Köln, später Gattin Piter Kattendyks.

Maldachini, Fulvia, s. Herzogin v. Amarillas.
Maldachini, Olympia, s. Fürstin Rucca.
Michahelles, Kaplan, Sekretär des Kölner Erzbischofs.
v. Montalto, s. v. Amarillas.
Müllenhoff, Norbert, Pfarrer zu St. Libori bei Witoborn.
Müller, Angelika, Erzieherin in Lindenwert, später Gesellschafterin der Fulds in Paris und der Zickeles in Wien, Verlobte des Dr. Laurenz Püttmeyer.

Rück, Dominikus, Oberprokurator, Schwiegersohn der Kommerzienrätin Kattendyk, später Kaufmann in der Türkei; seine Gattin Josephine, geb. Kattendyk, älteste Schwester Piters.

Olympia, s. Fürstin Rucca.

Perl, Dr. Leo, Jugendfreund des Dechanten, getaufter Jude, Onkel der Hasenjette, Pfarrer in Borkenhagen, taufte Bonaventura, ehemaliger Bräutigam von Veilchen Igelsheimer.

Picard, s. Bickert.

Pötzl, Ignaz, Komiker, Hausfreund der Kattendyks; sein Bruder genannt Herr v. Pötzl in Wien, Pflegevater Angiolinas.

Püttmeyer, Dr. Laurenz, der Philosoph von Eschede, Verlobter der Angelika Müller.

Rother, Cajetan, Vorgänger Bonaventuras als Pfarrer von St. Wolfgang, dann in Köln.

Rucca, Fürst Ercolane; seine Gattin Olympia, Tochter des Kardinals Ceccone und der Lucrezia Biancchi, genannt Olympia Maldachini, Pflegetochter der Herzogin v. Amarillas.

v. Salem-Camphausen, Gräfin Erdmuthe, Mutter des Grafen Hugo, geb. Freiin v. Hardenberg.

v. Salem-Camphausen, Graf Hugo, Sohn der vor., Gatte Paulas.

Sarzana, Graf Agostino, später Gatte von Lucinde Schwarz.

Schneid, Dionysius, s. Bickert.

Schnuphase, Jean Baptiste Maria, Lebküchler, Wachslichtfabrikant und Meßgewandsticker in Köln, später Stadtrat.

Scholastika, Schwester, s. v. Tüngel-Heide.

Schummel, Madame, Kupplerin in Köln.

Schwarz, Gottlieb, Schulmeister in Langen-Nauenheim.

Schwarz, Lucinde, Tochter des vor., Geliebte Oskar Binders, des Freiherrn Jérôme von Wittekind-Neuhof, Braut Klingsohrs, Schauspielerin, Gesellschaftsdame der Komtesse Paula in einem Sanatorium, beim Dechanten in St. Wolfgang, im Hause Kattendyk in Köln, dann Privatlehrerin in Wien, später Gräfin Sarzana in Rom.

Sebastus, Frater, s. Klingsohr.

v. Seefelden, Therese, erst Braut des Grafen von Zeesen, dann Nonne.

Seligmann, Löb, Gütermakler in Kocher am Fall, und Nathan, Althändler in Köln, Brüder der Hasen-Jette.

Serlo (früher Firmian Neumeister), erst Theologe, dann Schauspieler.

Stammer, buckliger Musikant; Hedwig, seine Schwester.

Stanislaus, Pater, s. v. Terschka.

Sterz, Hanne, Magd im Profeßhause in Köln, Bekannte vom Vater Bickerts.

v. Terschka, Wenzel, Freund des Grafen Hugo v. Salem-Camphausen, Sohn eines böhmischen Leutnants, von Verbrechern aufgezogen, dann Kunstreiter, päpstlicher Schweizersoldat, später Jesuit („Pater Stanislaus").

v. Truchseß-Gallenberg, Graf Immanuel, Erzbischof von Köln.

Tübbike, Küster in Witoborn.

v. Tüngel-Appelhülsen, Portiuncula, zeitweilige Braut des Kammerherrn Jérôme von Wittekind-Neuhof.

v. Tüngel-Heide, Freiin, als Nonne „Schwester Scholastika".

v. Ubbelohde, Benigna, Schwester Monikas v. U. (verehel. v. Hülleshoven), Tante Armgarts, Stiftsdame im Stift Heiligenkreuz.

Vincente, Pater, s. Ambrosi.

Windhack, Joseph, Diener des Dechanten v. Asselyn, Astronom.

v. Wittekind-Neuhof, Kronsyndikus, war heimlich vermählt mit der Sängerin Fulvia Maldachini, Vater Bennos v. Asselyn und Angiolinas, Mörder des Deichgrafen.

v. Wittekind-Neuhof, Friedrich, Regierungsrat, später Präsident, älterer Sohn des Kronsyndikus, nach dem Verschwinden Friedrichs v. Asselyn verheiratet mit Bonaventuras Mutter.

v. Wittekind-Neuhof, Jérôme, jüngerer Sohn des Kronsyndikus, schwachsinnig, von Klingsohr im Duell erschossen.

v. Zeesen, Graf Johannes, Freund des Freiherrn Jérome v. Wittekind, später geisteskranker Mönch in Himmelpfort („Pater Ivo").

Zickeles, Harry und Leo, Bankiers in Wien, Brüder der Bettina Fuld.

Zickeles, Pinkus, gen. Perzival, jüngster Bruder der vorigen.